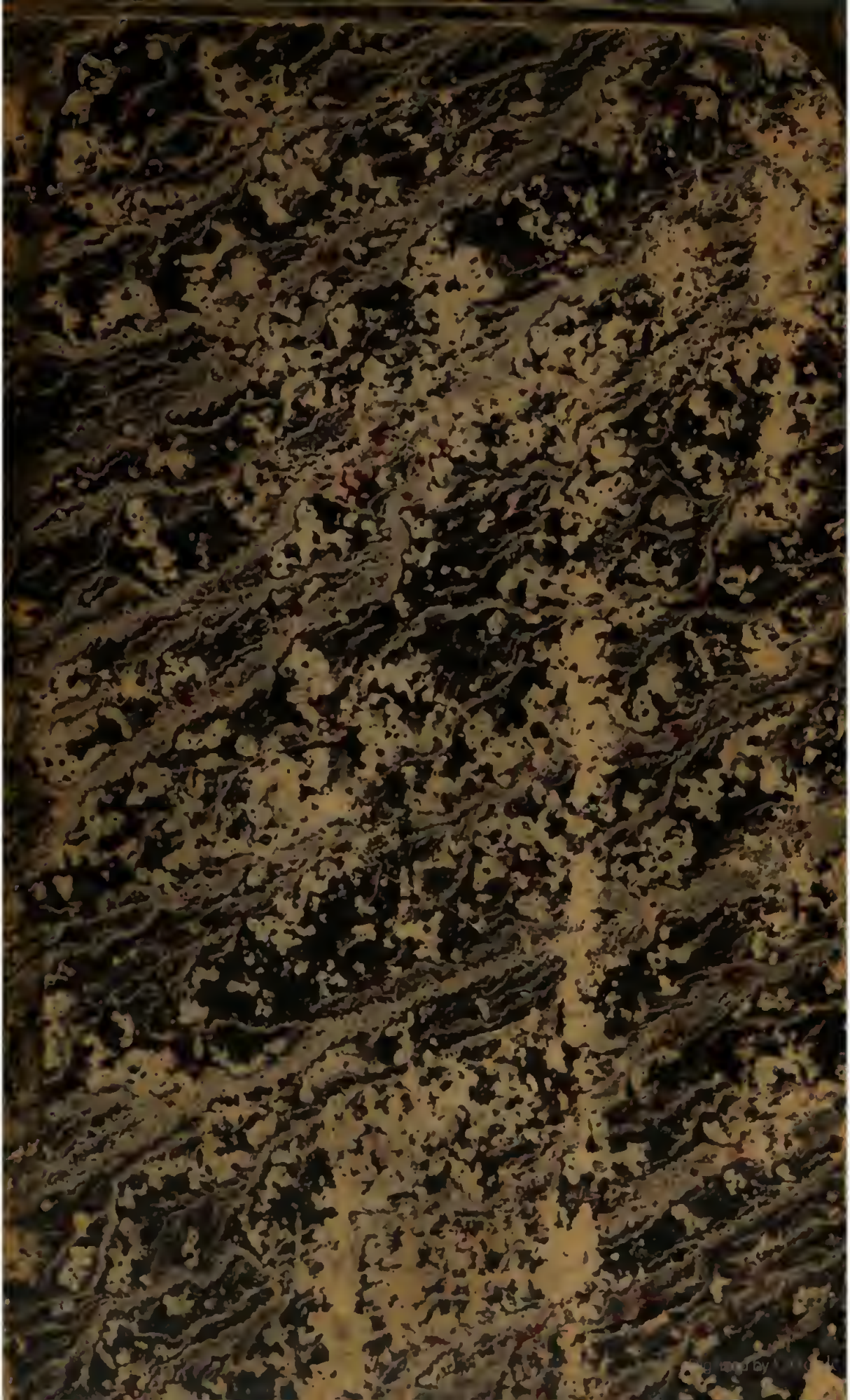

·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·PAUL·N·MILIUKOV·

Die Kunſt

im

Zuſammenhang der Culturentwickelung

und

die Ideale der Menſchheit.

Von

Moriz Carriere.

Erſter Band.

Die Anfänge der Cultur und das orientaliſche Alterthum

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

Die Anfänge der Cultur

und

das orientalische Alterthum

in

Religion, Dichtung und Kunst.

Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

Von

Moriz Carriere.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

CB83
C3
1.1-2

MILIUKOV LIBRARY

Digitized by Google

Einleitung.

In der Aesthetik habe ich eine Philosophie der Kunstgeschichte versprochen; sie ist mir wie von selbst unter den Händen zu einem mehr darstellenden als betrachtenden Buch geworden. Es genügt wol daß wir selber das kennen worüber wir philosophiren wollen; sobald wir jedoch die Gebildeten des Volks zur Theilnahme, zur Mitarbeit einladen, dann müssen auch diesen die Thatsachen kund sein, auf die wir unsere Schlüsse gründen, die wir erklären, deren Principien wir darlegen. Noch aber fehlt uns ein Geschichtswerk welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit der Culturentwickelung behandelt, welches darthut wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jetzt die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist, und in dieser Aufeinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist. Daß wir die Kunst vom Leben nicht lösen dürfen, vielmehr sie in Verbindung mit den religiösen Ideen und politischen Zuständen betrachten müssen, wenn wir ihre Werke recht verstehen und würdigen wollen, das ist bereits in das allgemeine Bewußtsein übergegangen. Ebenso haben für die bildende Kunst Kugler und Schnaase, für die Poesie Fortlage, Scherr, Rosenkranz den Weg gebahnt und ein Bild des Ganzen entworfen, wie dies Ambros jetzt für die Musik unternimmt; für besondere Zeiten, besondere Völker stehen manche vorzügliche Arbeiten in verdientem Ansehen. Vielfältig aber, und namentlich für den Orient, ist das Beste noch in einzelnen Abhandlungen gediegener Forscher niedergelegt und harrt der lichtbringenden Aufnahme in zusammenfassende Dar-

853048

ſtellung. Es ſcheint mir nun an der Zeit einmal den Verſuch zu wagen ob es gelingen möchte die Summe deſſen zu ziehen was auf dem Gebiet der allgemeinen Kunſtgeſchichte für ausgemacht gelten kann, und eine anſchauliche Schilderung des Ganzen nach ſeinem Entwickelungsgang und innern Zuſammenhang zu geben. Wol werden viele behaupten das ſei ſelbſt für Griechenland oder Deutſchland noch zu früh, geſchweige für fremdere Nationen oder für die weltgeſchichtliche Darſtellung; allein es würde immer zu früh ſein, wenn erſt die Einzelforſchung fertig und zu Ende ſein ſollte, ehe man einmal Hand an die Zuſammenordnung legt, und dagegen wird gerade das Detailſtudium auf die noch beſtehenden Lücken und Unvollkommenheiten am beſten hingewieſen, wenn einmal die Errungenſchaft der Gegenwart zu einem vorläufigen Abſchluß kommt. Zugleich wird dadurch den Freunden des Schönen und dem heranwachſenden Geſchlechte die Kenntnißnahme erleichtert, der Antheil an unſerer Wiſſenſchaft immer weitern Kreiſen eröffnet. Das alles hat die Erfahrung für die Geſchichte der bildenden Künſte oder der deutſchen Dichtung ſeit den Schriften von Kugler und Gervinus glänzend erwieſen, und ein Blick auf das Verhältniß ihrer erſten Ausgaben zu den neueſten kann es ſogleich zeigen wie fruchtbar jene waren.

So zögere ich nicht weiter mit dem erſten Bande eines lange vorbereiteten Werkes hervorzutreten, wie ſeither weder in Deutſchland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war, um es der nachſichtigen und wohlwollenden Aufnahme der Mitarbeiter zu empfehlen, damit es ſelbſt allmählich eine vollendetere Geſtalt gewinne oder die mitwirkende Veranlaſſung werde daß andern ein beſſeres gelingen kann. Gerade die hier beſprochenen Anfänge bewegen ſich in Kreiſen in welchen viel weniger zuſammenfaſſende Vorarbeiten beſtehen als für die ſpätern Zeiten und für die europäiſchen Völker. In Bezug auf Aegypten war ſeit den Forſchungen von Lepſius und Bunſen auch von andern nicht blos eine Schilderung, ſondern auch eine Geſchichte der Architektur und Sculptur gegeben worden; die Hieroglyphenentzifferung, die Ueberſetzungen von Papyrusrollen durch Brugſch, Rougé, Birch haben

es mir möglich gemacht auch der Poesie einen Abschnitt zu widmen. Bei den Semiten habe ich die eigene Anschauung der nach Europa gebrachten Bildwerke, die eigene Kenntniß der biblischen Dichtung durch die Arbeiten von Rawlison, Layard, Movers, Ewald, Renan, Ernst Meier, Gustav Baur und anderer bereichert. Für Indien gewährten neben Lassen's Alterthumskunde die Uebersetzungen, die Bücher, die Aufsätze von Wilhelm von Humboldt, Friedrich und A. W. Schlegel, Bopp, Wilson, Burnouf, Max Müller, Benfey, Brockhaus, Roth, Weber, Kuhn, Holtzmann, Köppen, in Bezug auf den Parsismus die Arbeiten von Spiegel, Windischmann, Haug, Roth und Schack die beste Führung und Förderung für das Studium der überlieferten Werke. So ward es möglich auch hier eine historische Entwickelung zu geben, die Geschichte des indischen, des persischen Geistes zu entwerfen, ja den Versuch zu machen durch eine sorgsame Analyse verwandter Wörter, Sagen und Sitten das zu bestimmen was in der Sinnesart, Religion und Bildung das Gemeinsame war, ehe die Arier sich schieden und zu Celten, Griechen und Römern, Germanen und Slawen, Indiern und Persern wurden, indem vieles Uebereinstimmende gleich den Wurzeln der Sprache sich als das Erbe ergab, das sie zu verschiedenartiger Fortgestaltung aus dem Vaterhause auf die Wanderung und in die neue Heimat mitgenommen. Selbst China zeigte mannichfache Formen der Cultur, und so war es oder ist es jetzt aus mit der Ansicht von der Stabilität der Asiaten, als ob dort jedes Volk nur eine gewisse menschheitliche Entwickelungsstufe repräsentirt, aber auf ihr still gestanden und selbst keine großen Veränderungen im Fortschritt des Lebens erfahren oder hervorgebracht habe. Allerdings sind bestimmte Ideen, Kräfte, Richtungen des Geistes und Gemüths die Mitgift der einzelnen Völker, das was sie zu Völkern macht, aber sie wachsen mit denselben, entfalten sie auf besondere Art und erleben die Einwirkung anderer Nationen. Die Geschichte jedes Volksgeistes wird dadurch eine eigenthümliche, die sich nach keiner von anderwärts entlehnten Schablone regeln und meistern läßt. Sie ist kein bloßes Product logischer Nothwendigkeit, und deshalb auch

nicht auf rein rationalem Wege zu erſchließen und zu conſtruiren, ſondern ſie iſt auch ein Werk der Freiheit, und darum durch Erfahrung zu erkennen. Aber auch die bloße Kenntnißnahme von Thatſächlichem iſt noch keine Erkenntniß, ſondern dieſe verlangt die Einſicht in den Weltzuſammenhang und in den Grund der Dinge; dadurch werden die Thatſachen zu Thaten des Geiſtes, zu Gliedern und Momenten ſeines Organismus. Für dieſe zugleich empiriſche und philoſophiſche Betrachtung wird der Reichthum der Menſchheit viel größer, ihr Bild viel ſchöner; denn wie bei den Pflanzen gibt es auch bei den Menſchen allgemeine Geſetze der Lebensgeſtaltung, aber zugleich ſind dieſe für beſondere Gruppen beſonders modificirt, und jedes Einzelweſen erfüllt die Norm ſeiner Gattung mit originaler Triebkraft auf ſeine Art, bei den Menſchen kraft ihrer Selbſtbeſtimmung. Zarathuſtra, Moſes, Buddha und Confucius, — wer dieſe großen Geiſteshelden in ihrer geſchichtlichen Perſönlichkeit, in ihrem nationalen Gepräge und in ihrer allgemein menſchlichen Bedeutung mit mir betrachtet, der wird ein Beiſpiel für das Geſagte haben.

Wir verſtehen die Proceſſe der Menſchheit, ihren ſchmerzensreichen Emporgang und ihr Ziel um ſo beſſer je mehr wir ſelbſt in der eigenen Seele erlebt, in Kampf und Leid errungen und denkend begriffen haben; jede neue Lebenserfahrung eröffnet uns auch einen friſchen Blick in Lebensgebiete der Geſammtheit. Die Lehre eines Platon oder Kant, Spinoza oder Fichte erkennt nur wer ſie im eigenen Denken nacherzeugt; nur was uns im eigenen Gemüth offenbar, im eigenen Geiſt klar geworden, das macht uns auch die Stimmungen und Ideen früherer Jahrhunderte deutlich. Es war mir eine Probe der eigenen philoſophiſchen Gottes- und Weltanſchauung zu ſehen ob und wie weit ſie ausreiche die Vergangenheit zu erklären, den Schlüſſel für die Religion und für die geheimnißvolle Weisheit des Alterthums zu liefern. Sollen die Werke der Poeſie, die Tempel und Götterbilder der Indier oder Aegypter, der Juden und heidniſchen Semiten von uns nach ihrem Weſen aufgefaßt und in ihren Formen verſtanden werden, ſo kann es nur geſchehen wenn wir die Ideen ergründen, welche das

Gemüth der Völker bewegten und in Stein und Klang einen sinnenfälligen Ausdruck fanden; das Aeußere der Gestaltung ist ja die organische Erscheinung des Innern und nur von da aus zu begreifen. Ich bin daher überall den Grundstimmungen und Grundgedanken der Völker und Zeiten nachgegangen; die großen Männer sind dadurch groß daß sie dieselben ausgesprochen haben; ich habe sie nachzuempfinden, nachzudenken gesucht, ihren Wahrheitsgehalt und ihre bleibende Bedeutung darzulegen gestrebt, und von ihnen aus die Schöpfungen der Phantasie, die *Ideale der Menschheit* betrachtet. Inwieweit dies gelungen ist, gibt mein Buch einen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes; es gibt damit zugleich Bausteine für eine *objective Philosophie*, für eine solche die nicht blos die That des Einzelnen, sondern des ganzen Geschlechts ist, deren Sätze durch die Bewährung im Leben auf die allgemeine Vernunft als ihren Quell hinweisen.

Ich bin weiter in die *Vorwelt* zurückgegangen, als es seither in den Geschichten der Poesie und Kunst üblich war. Es gibt eine große Periode menschheitlicher Entwickelung ehe sie durch Bauten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugniß ihres Daseins und Wollens der Nachwelt hinterläßt, eine Periode in der jedoch die Phantasie nicht minder thätig ist, indem es das Material für Kunst und Wissenschaft zu bereiten gilt, ich meine die Zeit der *Sprach-* und *Mythenbildung*. Sie währt zwar immer noch fort, aber doch auf dem gelegten Grunde und im Zusammenhang mit Poesie und Philosophie. In jenen Tagen der Kindheit unsers Geschlechts aber war die Prägung des Worts zum Träger des erwachenden, mit ihm erwachsenden Gedankens eine Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit, welche die in ihr aufdämmernden Vorstellungen durch die Phantasie lautlich gestaltete. Wie sie hierdurch im Geist der endlichen Dinge mächtig ward, so veranschaulichte sie die Idee des Unendlichen im Mythus durch Erscheinungen der Natur und der Geschichte, in denen dieselbe sich dem Gemüth offenbarte. Im Dienst der Religion wirkt auch hier noch ungeschieden was später als Wissenschaft und Dichtung besondere Bahnen einschlägt. Das Leben der

Sprache hat ſeine aufſteigende Entwickelung und ſeine Blüte in der vorgeſchichtlichen Zeit, da waltet die denkende und künſtleriſche Thätigkeit in der Bildung der Wörter und Formen, und in deren Anſchaulichkeit und ſinnlichen Fülle verwirklicht ſie einen Organismus des Geiſtes im Einklang mit der Natur. Dann wird die Sprache das Mittel für Dichtung und Wiſſenſchaft, aber das Wurzelbewußtſein erliſcht, der Sinn wird im Laut nicht mehr unmittelbar empfunden, das Bild im Wort kaum noch erblickt, der friſche Reichthum der Formen verwelkt und fällt ab; es wird Aufgabe der Kunſt in der Poeſie für das urſprüngliche Leben der Sprache einen Erſatz zu bieten.

Ich habe alſo in zwei Abſchnitten das Weſen, den Urſprung, die Entwickelung der Sprache und des Mythus behandelt, ich habe eine Erörterung über die Schrift daran angereiht, und bin dann erſt zur Schilderung der Naturvölker geſchritten, in deren mannichfaltigen Zuſtänden uns die verſchiedenen Stufen aus der Vergangenheit und vorgeſchichtlichen Zeit der Culturvölker wenigſtens auf eine analoge Weiſe noch gegenwärtig ſind. Zwiſchen jenen und den eigentlichen Trägern der menſchheitlichen Entwickelung liegt China als eine Welt für ſich. Denn es iſt die erſte Lebensſtufe der patriarchaliſchen Zeit, welche dort nicht überſchritten, innerhalb welcher aber und mit deren Mitteln eine vielfältige Bildung und Ausbildung gewonnen und vollzogen wird. Den Anfang zum weltgeſchichtlichen Proceß der Cultur hat Aegypten gemacht, ſeine Bauten ſind nicht blos die älteſten Denkmale, die Markſteine und Zeitmeſſer der Geſchichte, das Aegypterthum ſelbſt iſt eine architektoniſche Grundlage für die Fortgeſtaltung des Geiſtes in freiern und ſchönern Formen. In Aegypten heißt Gott bereits der eine unſichtbare ewige Schöpfer aller Dinge, der ſich offenbart im Sonnenlicht. Semiten und Arier ſcheiden ſich um beſondere Richtungen des Geiſtes ſcharf auszuprägen, dann aber ihre beſten Errungenſchaften auszutauſchen, wie Zettel und Einſchlag das Gewebe der Weltgeſchichte zu wirken. Die religiöſe Idee iſt das Vorwaltende im Semitenthum. Hier wird die Wiege des Chriſtenthums und des

Islam ſtehen; im Alterthum ſind Moſes und die Propheten die Sterne welche ſeit ihrem Aufgang in immer weitern Kreiſen die Welt erleuchten; durch Abraham ſollen alle Völker der Erde geſegnet werden. Die Innerlichkeit des Gemüths und des Gedankens, die Geiſtigkeit Gottes und damit auch in der Kunſt des Geiſtes, in der Poeſie, die Darſtellung der Gefühle und Gedanken im rhythmiſchen Wort, iſt das menſchheitlich Bedeutende. Der Staat, die Auffaſſung des Kosmos in Natur und Geſchichte, ſeine verklärende Darſtellung in Dichtung, Bild und Wiſſenſchaft iſt die Aufgabe der Arier. Im Orient ſind unter ihnen die Indier das Phantaſievolk, und darum mußte in einem dem Phantaſieleben gewidmeten Werke ihnen der größte Raum gewährt ſein. Von den Veden an, die uns noch in das Werden der Mythologie hineinblicken laſſen und die älteſte Form der Poeſie bezeugen, gehen wir mit ihnen aus dem patriarchaliſchen in das heroiſche Alter über, und haben deſſen Abbild im Epos; wir kommen in ein Mittelalter, wo die Stände ſich ſcheiden unter der Oberherrſchaft der Prieſter; wir lernen die Keime der Philoſophie und im Anſchluß an dieſelbe die Reformation Buddha's kennen, ſehen bauende, bildende Kunſt mit ihr auftreten, im Ringen mit ihr alte Göttergeſtalten auf neue Weiſe Form und Ausbreitung gewinnen, Lyrik und Drama ſich entwickeln, und endlich eine künſtelnde Verſchnörkelung eintreten, die das Ende des original Indiſchen bezeichnet; wenn Indien fortbeſtehen ſoll, wird die Einwirkung des chriſtlich europäiſchen Geiſtes für einen neuen Lebenstag nothwendig ſein. Minder überſchwenglich, minder reich ſind die Iranier, von Anfang zu Maß und Klarheit durch Zarathuſtra berufen, und auf die ſittlichen Ideen hingewieſen. Eine eigenthümliche Heldenſage, aber in der bildenden Kunſt bereits der Eklekticismus in der Verwerthung ägyptiſcher, aſſyriſcher, griechiſcher Formen für die eigenen Zwecke und nationalen Anſchauungen, dann die Aufnahme griechiſcher Bildung in der Zeit nach Alexander, die Fortgeſtaltung der Lichtreligion unter dem Einfluß der Semiten zeigen uns ſchon im Alterthum und in Aſien ein Zuſammenwirken der Völker, und dazu wird die perſiſche

Kunſt ihre Blüte erſt erreichen, wenn nach der Annahme des Islam Firduſi, Hafis, Dſchelaleddin Rumi ihre melodiſche Stimme erheben.

Die Ideale des Patriarchen, des Helden und des Dulders, des gottbegeiſterten Sehers und Weiſen, des weltkundigen Gelehrten, des kriegeriſchen und friedſamen, bürgerlichen und religiöſen Lebens, der activen und paſſiven Seelenſtimmung, der männlichen und weiblichen Natur werden uns bald bei einzelnen Völkern als deren Eigenthümlichkeit, bald bei mehreren oder bei allen in beſonderer Form und Farbe begegnen. Wir werden erkennen wie ſich der Menſch in ſeinen Göttern malt, wie die Gottesidee ſelber als das nothwendige Ideal der Vernunft nach ihren verſchiedenen Seiten vom denkenden und bildenden Geiſt aufgefaßt und geſtaltet wird. Wir betonen den Antheil der Phantaſie am Leben der Menſchheit, und unterſcheiden von der geſchichtlichen Wirklichkeit das ſchmückende Gewand das jene ihr gewoben hat und webt; wir halten für alle Ereigniſſe die Naturgeſetze aufrecht, und was mit ihnen ſpielt oder ſie durchbrechen ſoll, weiſen wir der Einbildungskraft zu, und ſuchen ihren Zauber zu verſtehen, indem wir zugleich die ideale Wahrheit in der Dichtung erfaſſen. Wir ſtreben alles Hypothetiſche möglichſt beiſeite zu laſſen, was ſich jedoch aus der kritiſch geprüften und geſichteten Ueberlieferung als Thatſache ergibt, für das wollen wir dann aber auch einen ſolchen Grund haben daß er es wirklich begründen kann. Wenn wir in der Entwickelung der Menſchheit organiſche Geſetze finden die über das Wollen und Verſtehen der handelnden Individuen hinaus ein zuſammenhängendes Ganzes bedingen, wenn wir einen Weltplan wahrnehmen, eine ſittliche Weltordnung erkennen, die als heiliger Wille der Liebe die irdiſchen Geſchicke durchdringt, wenn uns in der Natur und Geſchichte eine fortdauernde Erſcheinung ewiger Weſenheit ſich darſtellt, wenn unſere Betrachtung uns in allem menſchlich Großen ein Zuſammenwirken unſerer ſelbſtbewußten Individualität mit der in und über ihr waltenden allgemeinen Lebensmacht aufweiſt: dann werden wir auch ſchließen daß dieſe allgemeine Lebensmacht, die das Sittengeſetz aufrecht hält und vollſtreckt, die Wahrheit

offenbart und Schönheit vollendet, auch nothwendig Geist ist, Geist, der ebenso nothwendig in sich selbst einen Naturgrund hat, sodaß in der That alles aus ihm und durch ihn entsteht und lebt, und zu ihm strebt und kommt.

Die Erde ist überall des Herrn. Darum hat schon der vorliegende Band keine Scheidung von heiliger und profaner Geschichte. Auch das Judenthum hat ja seine anthropomorphistischen Elemente, seine nationale Beschränktheit und viel Unheiliges auf seinem Wege, während auch bei Indiern und Persern gottgesandte, gotterfüllte Männer aufstehen als Propheten und Gesetzgeber, und ein Aufstreben zur Humanität und Freiheit auch bei ihnen uns erfreut.

Vermag ich das begonnene Werk auszuführen wie ich es im Sinne habe, dann soll es ein schönes Wort Goethe's bewähren: „Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gern zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten vertheilten harmonischen Ausströmungen bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen."

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung . . . . . V—XIII

Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache. S. 1—45

Zusammenhang von Geist und Natur; die Sprache als das bildende Organ der Gedanken, gestaltet durch die Phantasie . . . . . 1—5
Der Laut als Ausdruck von Empfindung und Anschauung 6
Das Symbolische 9
Das Wort ist Träger der Vorstellung, des Begriffs 10
Unterscheidung und Flexion der Wörter 13
Das ästhetische Element des sprachlichen Organismus 16
Ursprung der Sprache; Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit 17
Die Sprache das Band und gemeinsame Werk der Menschen 22
Ausdruck der Weltanschauung 26
des Volksgemüths und Charakters 28
Classification und Entwickelungsperioden der Sprache . . . . . 31—38
Weltgeschichtliche Sprachstufen . . . . . 40—45

Begriff, Ursprung und Entwickelung des Mythus. S. 46—89

Die Gottesidee als das Ideal der Vernunft 46
Die erste Anschauung des Unendlichen im Himmel und Licht 49
Entfaltung der Einheit zur Göttervielheit 50
Die Völkerscheidung 52
Der Geisterglaube 53
und die Naturbeseelung; die Thiergestalt als Bild des Naturlebens . . 55
Das Symbol 56
Personification von Naturmächten und geistigen Principien in Menschengestalt 58
Das Ethische im Mythus; doppelte Wahrheit des Phantasiebildes in Idee und Naturanschauung 62
Entstehung der Helden- aus der Göttersage 65
Kritik und Sichtung der mythologischen Ansichten von Heyne, G. Hermann, Forchhammer, Creuzer, Otfried Müller, Welcker, Schelling 66—75

Seite
Fortbildung des Mythus durch Priesterſage und Poeſie. Der Götterkreis und die Theogonie. Rückkehr zur Einheit 76
Die Göttermythe wird Heldenſage und Volksmärchen 80
Sage und Geſchichte 84
Anekdote und Sprichwort 88

Die Schrift. S. 90—104

Ideen- Bilder- und Lautſchrift im Zuſammenhang mit den Sprachen der Völker und als Culturſtufen . . . . . 90—100
Bedeutung der Buchſtabenſchrift für Poeſie und Proſa, Geſchichte und Wiſſenſchaft . . . . . 101—104

Die Naturvölker. S. 105—137

Der Menſch iſt Geiſt und Natur zugleich. Active und paſſive Raſſen. Das allgemein Menſchliche 105
Das Jägerleben. Religion, Körperſchmuck, Tanz und Geſang der Waldindianer 108
Das Fiſcherleben 113
Die Neger in Afrika; Fetiſchdienſt; Volkslieder 114
Die Polarmenſchen 118
Das Schamanenthum und die Zauberei . . . . . 119—123
Das Hirtenleben. Poeſie der Mongolen 124
Die Pfahlbauten der Steinzeit 126
Lichte Südſeeinſulaner, ihre Opferſtätten und Steinpfeiler 130
Die Inkas in Peru, ihre Religion und Bildwerke 132
Die Azteken; Sonnendienſt und Menſchenopfer; Teokallis, Plaſtik, Malerei, Poeſie . . . . . 134—137

China. S. 138—185

Der Begriff des Chineſenthums, das die erſte Culturſtufe als ſolche feſthält und auf ihr ſich ausbildet 138
Das Familienprincip, die Autorität, der Ackerbau 139
Die Sprache 143
Die Schrift 145
Die Religion 146
Der Kaiſer Weltmittelpunkt 149
Philoſophiſche Anfänge 150
Die rechte Mitte 151
Chineſiſche Bauten und Bildwerke 152
Muſik 155
Die Poeſie als Spiegel der Entwickelung des Volks. Die alten Volkslieder im Schiking . . . . . 158—170
Confucius 171
Laotſe 173
Das Gelehrtenideal. Die Kunſtlyrik 177
Die Proſadichtung in Novelle und Roman . . . . . 177—180
Das Drama 181
Selbſtbekenntniß des Chineſenthums 185

Seite

Aegypten. S. 186—244

Das Architektonische und Symbolische als Anfang der Kunst 186
Land und Volk 188
Familie 190
Sprache 191
Hieroglyphenschrift 193
Religion . . . . . 196—201
Unsterblichkeitsglaube im Zusammenhang mit dem Osirisdienst 202
Priesterwissenschaft 205
Musik 206
Die Poesie der Aegypter, ihre Form der Parallelismus 208
Lyrik: Hymnen und das Maneroslied 210
Episches: ein historisches Gedicht von Pentaur, eine märchenhaft novellistische Erzählung von Ennana, einem Zeitgenossen Moses 211—223
Religiöse Schauspiele; das Todtenbuch 224
Bauten und Bildwerke, ihr Grundgepräge. Die Pyramiden 227
Obelisken, Labyrinth, Felsengräber mit Säulen aus der Zeit des alten Reichs 229
Die Hykfos 232
Tempelbau des neuen Reichs 233
Plastik 238
Relief und Wandmalerei . . . . . 241—244

Das Semitenthum. S. 245—339

Die Semiten im Vergleich mit den Ariern . . 245—259
Weltgeschichtliche Völker 245
Subjective und objective Geistesart 246
Unterschied im Heldenthum, Staat 247
Sprache 248
Religion 252
Wissenschaft 255
Kunst 256

Das alte Babylon. S. 259—265

Land und Volk 259
Religion 260
Weltschöpfung und Flut 262
Der Thurm von Babel, der Tempel des Bel 263

Ninive und Assyrien. S. 265—274

Götter- und Heldensage 266
Die Paläste und ihre Bildwerke 268
Musik 273

Neubabylon. S. 274—276

Die hängenden Gärten; Bildwerke, Geräthe . . . . . 274—276

Seite

Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer. S. 276—290

Das Land. Entwickelung der religiösen Ideen des heidnischen Semitenthums. Sinnliche Wiedervereinigung der Göttergestalten in der Mannweiblichkeit. Theogonie und Schöpfungslehre . . . . 277—286
Phönizische und phrygische Bauten 287
Bildwerke 289
Musik 290

Israel. S. 290—339

Geistiger und weltgeschichtlicher Höhepunkt des Semitenthums 290
Das Land Kanaan 291
Der geistige Gott und die Kunst des Geistes 292
Beweglichkeit der Phantasie. Der Rhythmus des Gedankens im Parallelismus des Verses 295
Lyrischer Grundton der Poesie 297
Abraham und Moses, der Monotheismus 298
Josua 300
Debora; die Simsonsage 301
David und seine Psalmen 302
Salomo, seine Weisheit und Spruchdichtung 303
Das Hohelied 305
Geschichtschreibung. Die Genesis 307
Das Prophetenthum: 309
Joel 313
Amos. Hosea 314. 315
Sacharja 316
Jesajas 316
Micha, Nahum, Habakuk. 318
Jeremias 319
Ezechiel 320
Jesajas II. 320
Daniel 323
Die Psalmendichtung zur Zeit der großen Propheten und. 323
Nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft 325
Das Idyll von Ruth; die Novelle von Esther 328
Persische und griechische Einflüsse 328
Personification der Weisheit; der Prediger Salomos; Jesus Sirach . 329
Das Buch Tobias 330
Hiob 330
Hebräische Musik 334
Die Bundeslade und Stiftshütte 336
Der Salomonische Tempel 337

Die Arier. S. 340—521

Die Arier in der gemeinsamen Urzeit. S. 340—367

Gemeinsame Wurzeln und Formen der Sprachen; Deutung des Culturzustandes aus den Gegenständen und Begriffen für welche bereits Wörter vorhanden waren . . . . . 340—345

Seite
Die Gottesidee; die mythologischen Anfänge, ihr Niederschlag und Nachklang in den verschiedenen Heldensagen . . . . . 346—358
Paradies und Unsterblichkeit 359
Resultate 364
Gottesdienst und Gesang 364

Indien. S. 367—521

Allgemeine Charakteristik . . . . . 367—374
Land und Volk. Ueberblick der Geschichte des indischen Geistes. Vorwiegen der Phantasie und der speculativen Richtung auf das Allgemeine und Unsichtbare.

Die Veden . . . . . 375—410
Periode ihrer Entstehung. Noch fortdauernde Mythenbildung 377
Poetische Auffassungsweise. Versmaß 378
Sittliche Ideen 380
Hauptsächlichste Göttergestalten: Varuna 386
Sonne und Morgenröthe, Asvinen 387
Indra 389
Winde, Himmel und Erde 392
Agni der Feuergott 394
Der Somatrank 395
Brahma 396
Macht des Gebets, des Zaubers, des Gesangs 398
Heldenlieder 400
Todtenfeier 403
Beginnende Philosophie; Einheit des Göttlichen . . . . . 404—410

Heldenthum und Volksepos . . . . . 410—436
Die Heldenzeit im Vergleich mit Homer 412
Geschichtliche und mythologische Grundlage des Mahabharata 414
Gang und Inhalt des Gedichts 416
Nal und Damajanti 424
Rishiasringa 428
Das Ramayana 429
Das Versmaß 435

Das Brahmanenthum . . . . . 436—451
Entstehung der Kasten und Priesterherrschaft 437
Brahma 438
Die Weltseele 439
Die Philosophie der Indier 441
Weltentsagung, Bedeutung des Leidens 444
Poesie des Büßerthums 445
Savitri 447

Das Buddhistenthum . . . . . 451—462
Buddha's Leben und Lehre 451
Reliquiencultus 459

Seite
Gegensatz von Priestern und Laien 461
Nirvana nicht Vernichtung, sondern Eingang ins eine wahre Sein . 462

Vishnu und Siva. Abschluß des Epos . . . . 463—479
Die neuen Götter. 465
Vishnu's Menschwerdung. Ueberarbeitung des Epos 468
Büßerlegenden: Herabkunft der Ganga; Vasishta und Visvamitra . . 470
Die Bhagavadgita 474
Die Puranas 476
Verfall der Poesie in Verkünstelung.

Lehrdichtung. Fabeln und Märchen . . . . . 479—491
Parabeln. Das Märchen, seine Entstehung und Ausbildung; Einfluß der indischen Märchen auf Asien und Europa.

Spruchdichtung und Kunstlyrik . . . . . 491—495
Lehrhaftigkeit der indischen Poesie. Spruchsammlungen: Bhatrihari . 492
Kalidasa's Wolkenbote und Jahreszeiten. Gitagowinda. 494

Das Drama . . . . . 495—507
Charakteristik des Dramas der Indier mit Rücksicht auf ihre eigene Poetik und die europäische Literatur 495
Kalidasa's Sakontala und Urvasi 499
Dramen von Sudraka und Bavabhuti. 503
Ein politisches Intriguenstück. Das Gedankendrama: Mondaufgang der Erkenntniß 506

Die Musik . . . . . 507—509

Die bildende Kunst . . . . . 509—521
Der Sinn für monumentale Kunst erwacht mit dem Buddhismus; Denksäulen und Dagops 510
Höhlentempel 511
Wetteifer des Buddhisten- und Brahmanenthums: Felsentempel auf der Insel Elefante und zu Ellora 513
Pagodenbau 515
Plastik und Malerei; Sinn für Composition und landschaftliche Schönheit . . . . . 515—520

Iran. S. 521—570

Allgemeine Charakteristik . . . . . 521—522

Zarathustra . . . . . 523—534
Scheidung der Iranier und Indier im Zusammenhang mit religiösen Gegensätzen 523
Zarathustra's Prophetenthum und Lehre vom guten Lichtgeist Ahuramasda. Die ältesten Gesänge der Aveста 525
Personification von Begriffen 532
Die Feruer. Mitra 534

Die Heldensage . . . . . 535—542
Nach Zarathustra's religiöser Reform wird die Göttermythe zur Heldensage. Darlegung ihrer alterthümlichen Bestandtheile nach Firdusi.

Seite
Westiran. Bildende Kunst. . . . . 542—558
Die Meder 543
Kyros in Geschichte und Sage 544
Sein Grab und Bild 546
Bauten von Darius und Xerxes. Die Felsengräber. Persepolis. Mischung assyrischer, ägyptischer, griechischer Elemente . . . . . 549—552
Auch in der bildenden Kunst. Die Reliefs zur Feier des Königthums 554
Alexander der Große. Die Sassaniden . . . 559—569
Hellenischer und semitischer Einfluß auf die Cultur. Zrvana-akarana die unendliche Zeit 560
Sosiosch der Heiland der Zukunft 561
Die Auferstehung des Leibes 562
Das Bundeheſch 562
Die Lehre Mani's 563
Die Mithrasmysterien 564
Bauten und Bildwerke der Sassaniden . . . . . 565—569

Univ. of California

Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache.

Daß wir Menschen miteinander reden gehört zu den großen Wundern des Daseins, die geheimnißvoll offenbar uns umgeben, in denen wir weben und wirken, neben deren ordnungsvoller Herrlichkeit alle vermeintlichen außerordentlichen Mirakel verblassen und verschwinden. Noch unbestimmt und dunkel, einer Ahnung gleich regt sich im Gemüth eine Idee; der Geist sucht sie sich klar zu machen indem er sie in Worte faßt und ausspricht. Der Wille veranlaßt durch das Gehirn eine Bewegung der Sprachwerkzeuge; die aus der Brust durch den Kehlkopf strömende Luft wird im Munde eigenthümlich geformt und ihre so bereiteten Wellen pflanzen sich nach außen fort; da schlagen sie an das Ohr des Hörenden und bringen darin Bebungen besonderer Art hervor; die werden von den Nerven zum Gehirn geleitet, dort erwecken sie Tonempfindungen, und durch diese wird die Seele des Zweiten angetrieben sich dieselben Gedanken im Bewußtsein zu erzeugen, die der Erste gedacht und ausgesprochen hat. Als solcher Vorgang stellt sich die alltägliche Erscheinung des Gesprächs der näheren Betrachtung dar; ein weiteres Nachdenken über den Grund und die Möglichkeit desselben führt zu den umfassendsten und wichtigsten Fragen, den wahren Lebensfragen der Menschheit, und zu deren Lösung.

Wir gewahren zunächst den Zusammenhang des Geistes und der körperlichen Organisation; den idealen Bedürfnissen des einen kommt die materielle Gestaltung und Bewegung des andern entgegen, eins ohne das andere wäre nicht möglich, der Leib ohne denkendes Bewußtsein würde nicht sprechen, der Geist ohne die Sprachwerkzeuge des Leibes nicht zum Wort, zur Mittheilung, zum bestimmten Gedanken kommen; Anschauungen und Gefühle könnte er haben, aber keine Vorstellungen und Begriffe bilden ohne

die Sprache. Im Schrei des Schmerzes oder der Freude liegt in dumpfer und unmittelbarer Totalität eine ganze Gedankenreihe eingehüllt; so kann er das Mitgefühl des Hörers erregen; aber erst wenn die einzelnen Momente zum Bewußtsein kommen, unterschieden, für sich festgehalten und miteinander verbunden werden, wie aus dem Keim der Pflanze der Halm mit Blättern und Blüten hervorsprießt und in der Gliederung doch die Einheit bewahrt bleibt, erst dann wenn auf diese Weise der Inhalt entfaltet wird, gewinnt er anschauliche Bestimmtheit, und so wird die in sich geschlossene Fülle des Gefühls in dem ausgesprochenen Satze entwickelt, in welchem die Unterschiede der Gedanken und Gegenstände ihre Träger an den einzelnen Worten haben, an welchen ihre lebendige Wechselbeziehung selbst hervortritt. Die Sprache ist nicht blos ein Vehikel und Mittel zur Mittheilung der Gedanken, sondern der Gedanke selbst bildet und erzeugt sich in ihr, er verwirklicht sich durch sie und kommt in ihr zum Bewußtsein. So sind Leib und Geist wie Laut und Gedanke füreinander da; wie die innere Gestaltungskraft die Materie gliedert und zusammenfügt, so artikulirt sie den Laut und macht ihn zum Ausdruck des Begriffs, so verknüpft sie die Worte zu einem lebendigen Ganzen; der Satz ist ein Organismus, wo ein Wort auf das andere hinweist, jedes um des Ganzen willen da ist, jedes in der eigenen Beugung und Umbildung den Einfluß der andern erfährt gleich den Gliedern des Leibes.

Die Seele als das Lebensprincip des Organismus ist das Erste. Soll sie Gestalt gewinnen und zu sich selbst kommen, so bedarf sie der Materie, in der sie sich verkörpert, in der sie sich ein Organ schafft wodurch sie die Einflüsse der Außenwelt erfährt und damit die Möglichkeit hat ein Bild der Welt in sich zu erzeugen, und dadurch daß sie sich von demselben unterscheidet, als Ich zum Selbstbewußtsein zu gelangen. Das ist das große Recht des Sensualismus daß er die Nothwendigkeit und die Bedeutung der Sinnlichkeit betont; ihre Eindrücke erwecken das schlummernde Bewußtsein, und sie gewähren ihm den Stoff für die Bilder der Welt, sie erfüllen es mit deren Inhalt. „Die Materie ist das Band der Monaden, der Seelen", sagen wir mit Leibniz, und erkennen wie die Seele nur dadurch individuell ist daß sie ein unterschiedenes Dasein hat, das heißt daß sie eine bestimmte Sphäre des Raumes als die ihrige setzt, wo sie außerhalb der andern Dinge für sich ist; durch ihre Verleiblichung

erhält ſie dies Fürſichſein, und ſteht zugleich durch dieſelbe mit der ganzen Natur in Verbindung; Luft und Aether als die Träger von Ton und Licht verknüpfen die Seelen miteinander und gewähren ihnen die Möglichkeit der gegenſeitigen Mittheilung und Verſtändigung.

Aber ſchon jene Bilder der Dinge ſind ebenſo wenig materiell, als ſie der Seele fertig von außen überliefert werden. Licht und Ton ſind als ſolche außer uns gar nicht vorhanden, ſondern ſind unſere Empfindung von Bewegungen der Materie, des Aethers und der Luft, die für ſich dunkel und lautlos bleiben, aus deren Eindruck auf unſere Leiblichkeit aber wir innerlich das beſondere Gefühl der Helligkeit, der Farbe, des Lautes erzeugen. Die Seele bringt das Bild einer leuchtenden, hörenden Natur in ſich hervor und ſtrahlt es zurück, überträgt es auf die Gegenſtände welche es veranlaßt haben. Dieſe geben ihr nicht das Bewußtſein, ſondern nur den Anſtoß, daß die Fähigkeit und Möglichkeit deſſelben ſich bethätigt und verwirklicht.

In ähnlicher Weiſe iſt der Geiſt als der Quell der Gedanken das Erſte. Sie werden ihm niemals als etwas Fertiges überliefert, was für ihn ſein ſoll das muß er in ſich hervorbilden. Aber damit er den Gedanken in ſeiner Beſtimmtheit gewinne, muß er ihn formen, muß er ihn von andern unterſcheiden und ihm eine eigenthümliche Verwirklichung geben. Wir machen uns einen Gedanken klar indem wir ihn äußern; dadurch geben wir ihm ein äußerliches Daſein, eine Wirklichkeit außerhalb der andern. Das Mittel zu dieſer Verleiblichung iſt der Laut, iſt die Stimme; wir geben dem Gedanken ein zunächſt flüchtiges Daſein in eigenthümlich geſtalteten Luftwellen. Aber den Eindruck den ſie machen, halten wir in der Erinnerung feſt, wir können den Gedanken durch die Wiederholung derſelben Luftwellen wiederholen, wiedererwecken, aber wir brauchen uns auch die mit ihm einmal verknüpften Tonbilder nur innerlich zu vergegenwärtigen, und können dann in Worten denken ohne daß wir ſie laut ausſprechen. Indeß unſer Denken iſt ein inneres Sprechen, und ohne die Verkörperung des Gedankens im Laute mittelſt der leiblichen Sprachwerkzeuge würden wir zu keinem beſtimmten Denken kommen. Der Laut macht uns den eigenen Gedanken wie den der andern vernehmlich. Aber der Laut erzeugt ſo wenig den Gedanken, als dieſer ein Phosphoreſciren des Gehirns, ein Product ſeiner Schwingungen iſt. Vielmehr erregt der Laut den wir

hören die Erinnerung an denſelben, den wir gehört haben, und damit die Erinnerung an den Begriff, deſſen Träger und Ausdruck er war, und ſo bildet der Geiſt von neuem dieſen Begriff. Wir hören den Schall einer fremden Sprache, aber wir verſtehen den Sinn der Worte nicht, weil wir denſelben nicht urſprünglich mit ihnen verbunden haben. Das Sprechen ſetzt das Verſtehen voraus, das Verſtehen iſt kein blos leidendes Aufnehmen, ſondern ein innerliches Hervorbilden des mit den Lauten verbundenen Sinnes. Bei den Kindern iſt Denken- und Sprechenlernen eins. Die Griechen haben für Vernunft und Sprache daſſelbe Wort Logos, der Lateiner nennt Vernunft ratio, Rede oratio.

Man hat Sprachen gelernt um des Verkehrs willen den man mit fremden Völkern hatte, man hat ſeit Jahrhunderten das Griechiſche und Lateiniſche ſtudirt um die Werke der Poeſie, der Geſchichtſchreibung, der Beredſamkeit, der Philoſophie verſtehen und genießen zu können, die von großen Geiſtern in dieſen Sprachen geſchaffen und der Nachwelt vermacht worden; man fügte um der Bibel willen das Hebräiſche hinzu, aber erſt als vor hundert Jahren das Altindiſche, das Sanskrit, bekannt wurde, zog neben dem Inhalt der Schriftwerke auch die Sprache ſelbſt durch ihre Neuheit wie durch den Reichthum und die Feinheit ihrer Ausbildung und durch die gemeinſame Verwandtſchaft mit dem Griechiſchen wie dem Deutſchen die Aufmerkſamkeit auf ſich, und ſeitdem bildete ſich eine Sprachwiſſenſchaft als ſolche; das Weſen der Sprache ward von Wilhelm von Humboldt am tiefſten erfaßt, das vergleichende Sprachſtudium durch Bopp, die geſchichtliche Entwickelung der Sprache durch Jakob Grimm meiſterhaft begründet. Wie die Geologen in den verſchiedenen Schichten der Erdrinde die Geſchichte unſers Planeten leſen, ſo eröffnen uns die Sprachen einen Blick in Jahrtauſende, die vor der hiſtoriſchen Ueberlieferung der Völker liegen. In den Worten welche ſtammverwandten Nationen gemeinſam ſind gewahrt man die Begriffe welche ſie ſchon vor ihrer Trennung gebildet, die Lebensweiſe welche ſie gemeinſam geführt; die Entwickelungsſtufe welche innerhalb der allgemeinen Sprachbildung die einzelnen Sprachen einnehmen, bezeichnet zugleich den Culturgrad der Völker die ſich ihrer bedient. Jahrtauſende lang war die Sprache ſelbſt der aufgeſpeicherte Erkenntnißſchatz des Volks, Jahrtauſende lang übte die Phantaſie wie der philoſophiſche Trieb ſich daran, das Weſen der Dinge zu erfaſſen und dieſe geiſtige Anſchauung

im Wort auszuprägen; dies gemeinsame kunstvolle Werk des Volksgeistes ward dann wieder das Material mittels dessen einzelne hervorragende Geister nun Werke der Poesie und Wissenschaft vollendeten, die wiederum von der Art und Natur der Sprache mitbedingt und die volle Blüte derselben sind.

Humboldt ist dadurch der Begründer der Sprachphilosophie geworden daß er die Sprache in ihrer Untrennbarkeit vom Geist erfaßte, wodurch sie wie dieser lebendig wird, und statt eines todten Werkes als ein fortwährendes Wirken, als die fortschreitende Arbeit erscheint den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu erheben. Zugleich aber ist sie das bildende Organ der Gedanken, das Denken kann ohne Worte nicht zur Deutlichkeit gelangen, es muß seine Innerlichkeit gestalten und äußern. Und hier glaube ich nun das Nähere in meiner Aesthetik hinzugefügt zu haben: es ist die Phantasie als die Gestaltungskraft der Seele überhaupt, die wir hier thätig finden, und wie sie zuerst das Wesen der Seele selbst in der Form des Leibes räumlich darstellt, wie sie dann aus den Eindrücken der Sinne die Anschauungsbilder hervorbringt, so verknüpft sie nun in der Sprache das Sinnliche und Geistige, sie hebt den innern Sinn des Sinnlichen hervor und offenbart das Geistige durch ein sinnenfälliges Tonbild. Wir finden in aller Phantasiethätigkeit das Ineinanderwirken des Bewußten und Unbewußten, der Naturbestimmtheit, der menschlichen Freithätigkeit, der göttlichen Leitung und Begeisterung. Sehr schön nennt Bunsen die Prägung der Worte das ursprüngliche Gedicht der Menschheit; denn der Geist erzeugt das Wort durch dasselbe Vermögen wodurch jedes Werk der Kunst hervorgebracht wird, durch das Vermögen das Unendliche im Endlichen zu verwirklichen. Das Mysterium des Geistes ist das der Schöpfung des Alls: denn was ist dieses anders als der Ausdruck des unendlichen Gedankens in raumzeitlicher Endlichkeit?

Wollen wir nun das Phantasieleben der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung schildern und die Kunst im Zusammenhang des fortschreitenden Lebens darstellen, so müssen wir mit der Sprachbildung beginnen, und wir werden uns hier sogleich über den Begriff des geistigen Organismus, über die Wechselwirkung des allgemeinen und persönlichen Geistes orientiren.

Wir haben zunächst die Naturbestimmtheit in dem Bau der Sprachwerkzeuge und in dem unmittelbaren Trieb und Drang

des Menſchen auf empfindliche Einwirkung von außen durch eine Gegenbewegung zu antworten. Dieſe kann in Muskelzuckungen beſtehen durch welche wir eine ſchmerzliche Störung zu entfernen und abzuwehren ſuchen; ſie kann eine Geberde ſein durch welche unſere Empfindung ſich äußert, oder kann zum Laut werden, wenn ſie einen Luftſtrom aus der Bruſt durch den Mund hervordrängt. Das iſt der Schrei des Schmerzes und der Freude, und ein unwillkürlicher Ausruf als der Ausbruch unſers Gefühls iſt das erſte Beginnen der Sprache; ſie iſt uranfänglich Interjection. Aus den eigenthümlichen Tönen die Leid und Luſt aus uns hervorpreſſen, ſchließen wir auf ähnliche Empfindungen bei andern, wenn der ähnlich gefärbte Klang aus ihrem Munde ſchallt. Dieſe Laute ſind der natürliche Stoff, deſſen ſofort der formende Geiſt ſich bemächtigt. Er empfängt im wachen Leben fortwährend ſowol äußere Eindrücke, als in ſeiner eigenen Tiefe Gefühle und Ideen ſich regen; er ſucht beide feſtzuhalten, ſich gegenſtändlich zu machen, indem er ſie geſtaltet. Er empfindet die Bewegung der Dinge, wodurch dieſelben ſich thätig erweiſen, und die eigene Thätigkeit des Menſchen macht die Sinneseindrücke zu den beſonderen Empfindungen nach Maßgabe der aufnehmenden Sinne ſelbſt, und aus den Eindrücken die ein Gegenſtand auf die verſchiedenen Sinne macht, oder ſtrenger genommen aus den verſchiedenen Empfindungen welche die Seele aus dem Zuſammentreffen eines Gegenſtandes oder der ihn vermittelnden Luft- und Aetherwellen mit der eigenen Körperlichkeit erzeugt und gewinnt, geſtaltet die bildende Kraft der Seele eine gemeinſame Anſchauung, und der Geſammteindruck dieſer Anſchauung äußert ſich zunächſt unwillkürlich, dann willkürlich wiederholt in einem Laut. Dieſer iſt damit nicht Naturnachahmung, ſondern äußere Darſtellung einer geiſterzeugten Anſchauung. Unmittelbar nehmen wir ja keine Dinge außer uns wahr, ſondern nur die Aenderung unſerer eigenen Zuſtände; aus unſern Empfindungen entwirft die bildende Kraft der Seele, die Phantaſie, nun Bilder, die ſie als ihre Schöpfungen vom eigenen ſchöpferiſchen Weſen unterſcheidet und damit ſich gegenſtändlich macht, ſich vorſtellt, als etwas außer der eigenen Weſenheit anſchaut. Die Außenwelt iſt für einen jeden nichts anderes als das reflectirte Bild ſeiner eigenen Empfindungen; die Ton- und Lichtempfindung verſetzen wir außer uns, wenn wir vom Geſang der Nachtigall und vom Glanz der Sonne reden. So ſind wir ſelbſtthätig auch da wo wir nur leidend ſchienen.

Sinneseindrücke und innere Regungen des Geiſtes verſchwinden wieder bis es gelingt ein Zeichen für ſie zu ſchaffen und dadurch ihnen Geſtalt und Ausdruck für das eigene Bewußtſein wie für die Mittheilung an andere zu geben. Als Mittel hierfür bietet ſich der Laut, und die erſte Möglichkeit des Verſtändniſſes beruht darauf daß die Naturlaute nicht willkürlich individueller Art ſind, ſondern unwillkürlich auf eine allen gemeine Weiſe aus der Bruſt hervorquellen. Wir haben nun eine Summe von Sinneseindrücken, wir haben geiſtige Regungen, wir haben innere Anſchauungen für beide und haben das äußere Material des Lautes; in der Ineinsbildung und Verſchmelzung derſelben zur Einheit des Wortes, in welchem ein Tonbild den Gedanken darſtellt, beſteht nun die Sprache, und dadurch iſt ſie ein Werk der Einbildungskraft, der Phantaſie. Dieſe ſchafft zwiſchen der Außenwelt und dem Geiſt ein Neues, eine Gedankenwelt in Worten, die das Weſen des Geiſtes zur Entfaltung und Geſtaltung bringt und die Natur abſpiegelt wie ſie im fühlenden Geiſt aufblüht und erſcheint.

Das innere Bild, der in das Licht des Bewußtſeins aufſtrebende Gedanke will in ſeiner Aeußerung für ſich ſelbſt Beſtimmtheit gewinnen, er bedarf dazu des beſtimmt abgegrenzten oder des artikulirten Lauts, des Tons der in der Stimmritze gebildet und durch die Bewegung des Mundes geformt und begrenzt wird. So iſt der artikulirte Laut Vocal und Conſonant; der erſtere ſelbſt iſt mehr Stoff, der letztere mehr formender Art, ſie verhalten ſich in der Sprache wie Farbe und Zeichnung im Gemälde; Grimm ſieht im Vocal ein weibliches, im Conſonant ein männliches Element. Solche artikulirte Laute ſind der Beginn und die Wurzeln der Sprache, ſie ſind das Abbild eines Gedankenbildes und damit deſſen Verwirklichung im äußern Material, in der Verleiblichung, damit die künſtleriſche Ineinsbildung des Idealen und Realen.

Die Phantaſiethätigkeit bekundet ſich auch hier weniger durch Berechnung und Ueberlegung, zumal die eigentliche Reflexion ſchon die gebildete Sprache vorausſetzt, als dadurch daß das Licht des Geiſtes einen dunkeln Geſtaltungsdrang erleuchtet; hat doch wiederum gerade auf dieſem Gebiet Humboldt die Erkenntniß eines Vernunftinſtincts gewonnen, der die ſprachſchöpferiſche Thätigkeit leitet, und der als das unbewußte Walten des Rechten und Geſetzmäßigen in dem werdenden Geiſt auch in andern Sphären

ſeine Anerkennung finden muß. Wie ſpäter in der Seele des Künſtlers Stoff und Form ſich vermählen und ein Totalbild des zu geſtaltenden Werkes wie eine innere Offenbarung dem Gemüth aufgeht, das nun der beſonnene Sinn durchzuführen hat, ſo bringt auch der ſprachſchöpferiſche Genius Laut und Gedanken als Stoff und Form zuſammen, und weil ſie im glücklich gefundenen Wort zuſammengehören, weil alſo der Genius auch hier aus der Tiefe der allgemeinen menſchlichen Natur heraus wirkt, ſo erkennen die Hörenden wie ihre eigene geiſtige Anſchauung oder der Eindruck den ſie von einer Sache haben, nun in der That und ſachgemäß laut und vernehmlich geworden iſt, ſie ſprechen das Wort nach, ſie behalten es. Man ſtellt zum Beiſpiel eine ſich drehende, raſche Bewegung dadurch dar daß man ſie mit der Zunge hervorbringt und ihr einen Vocal geſellt, und wir haben die Wurzel ro, ſie iſt ſogleich für ſich verſtändlich, weil ſie bezeichnend iſt, und rota, ῥόμμυμι, rollen, Roß ſprießen aus ihr hervor. Die Sprache bildet diejenigen Thätigkeitsäußerungen der Dinge die der Menſch mit dem Ohr auffaßt, durch einen ähnlichen Laut nach, doch immer ſo daß ſie das unartikulirte Geräuſch artikulirt, wodurch unſere Auffaſſungsweiſe dem Wort eingeprägt und daſſelbe keine bloße Naturnachahmung iſt. So unſere deutſchen Wörter Krach, Schnarchen, Gepolter, Säuſeln, Rauſchen, Donner, Klingel, oder das Mu und Mä der Kinder für Kuh und Schaf; das griechiſche βοῦς bezeichnet das bu machende Thier. Hieran reiht ſich aber ſogleich die Nothwendigkeit nun auch hörbare Ausdrücke für die ſichtbare Welt zu erzeugen oder den Eindruck der Formen und Geſtalten auf das Auge durch analoge Tonbilder für das Ohr wiederzugeben. Das geſchieht im Deutſchen durch Wörter wie Blitz, ſpitz, ſtumpf, ſtarr, zackig. Mit der Wurzel sta bezeichnen alle indogermaniſchen Völker das Stehende, mit plu oder flu das Fließende; st! rufen wir um jemand zum Stehen zu bringen, indem wir die mit s-s-s bezeichnete Bewegung ſelber raſch durch t begrenzen, im pl oder fl haben wir das aus der Tiefe Hervorquellende, Fortwallende. Der Klang des Wortes ſchattet uns die Bewegung der Welle oder des Schwebens ab, Wörter wie weich, lind, dumpf, klar machen dem Ohr einen verwandten Eindruck wie die Vorſtellungen dem Gemüth; die drei Grundvocale u a i zeigen ein Aufſteigen aus dem dunkeln Grund an den klaren Tag an das Licht der Liebe. In derartigen Bildungen wird die Macht der Phantaſie ſchon freier; ſie verläßt die Naturgrundlage nicht,

aber ſie verwerthet dieſelbe nach eigenem Sinn für geiſtige Zwecke. Und von hier aus geht ſie dazu fort auch für das Geiſtige ſelbſt eine ihm entſprechende Naturform zu finden, und ſo im Wort ein Symbol des Gedankens zu gewinnen. Mit Härte und Nachgiebigkeit bezeichnen wir nun auch Charaktereigenthümlichkeiten, mit Begreifen und Schließen nun auch das denkende Berühren, Erfaſſen, Zuſammenbringen und Verbinden. Und je inniger und tiefer dann ſpäter einzelne Denker das Weſen der Dinge verſtehen, deſto gehaltreicher und ſeelenvoller werden auch die Worte, indem der vollere Sinn und reifere Gedanke ſie durchſtrahlt.

Neben dem Trieb nach charakteriſtiſcher Bezeichnung waltet zugleich auch bei der Wortbildung der Schönheitsſinn; ſchwer ausſprechbare oder übellautende Zuſammenſtellungen von Buchſtaben werden vermieden und umgebildet, entlegene Laute durch Uebergänge verſchmolzen, ſtatt eintöniger Wiederholung ein verwandter Vocal genommen, in der Zuſammenſetzung der Wörter ein Conſonant dem andern aſſimilirt. Doch wird die Sprache weichlich und ſchlaff wenn ein Volk der Leichtigkeit der Ausſprache, dem körperlichen Mechanismus zu ſehr nachgiebt, die Schönheit verliert dann das Charakteriſtiſche, und die Arbeit des Geiſtes wird nicht mehr gewahrt; die wollen wir aber ſehen, nur nicht in einem fruchtloſen Ringen mit dem widerſpenſtigen Stoff, ſondern in ſeiner glücklichen Bewältigung; Schönheit iſt Siegesfreude.

Wie die Stimme die Stimmung verkündet und Ton und Laut das innere Leben, die Gefühlszuſtände offenbaren, und wie ſich damit auf eine noch dunkle unentwickelte Art dasjenige verwebt was Leid und Luſt in uns hervorruft, ſo wird dieſes nach ſeinem Weſen und ſeiner Geſtalt bildlich im Wort veranſchaulicht. So liegt im artikulirten und modulirten Laut, im ausdrucksvoll betonten Wort die urſprüngliche Poeſie und Muſik, gerade wie uns der Ausgangspunkt der bildenden Künſte in dem aufgerichteten Stein vor Augen ſteht, der einen heiligen Ort bezeichnet oder das Denkmal eines Ereigniſſes iſt, an den die religiöſe Verehrung ſich anknüpft. Humboldt ſagt: „Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Abſicht, der Bruſt, und es mag wol in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben die nicht ſchon ihre Lieder beſeſſen hätte. Denn der Menſch als Thiergattung iſt ein ſingendes Geſchöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.“ Die poetiſche Kraft erweiſt ſich zuerſt in

der Bildung der Worte; die sinnliche Blüte derselben welkt aber mit der Zeit, sie sinken mehr und mehr zum bloßen Zeichen herab, je mehr der Verstand zur Herrschaft kommt, und die Poesie hat dann die Aufgabe das Bewußtsein der Bildlichkeit wieder zu erwecken, durch sinnvollen Gebrauch die Einbildungskraft anzuregen, durch malerische Beiwörter, Gleichnisse, Metaphern auf der einen Seite, durch Wohlklang und Rhythmus des Verses auf der andern das ästhetische Element der Sprache zur Wirksamkeit zu bringen. Wie für den Sprachbildner der Laut und die einzelne geistige Anschauung der Stoff sind, den er im Wort gestaltet, so ist später der Reichthum der Sprache das Material in welchem der Dichter die Ideen offenbart und den geistigen Kosmos darstellt.

Nun ist es ferner die Natur des Geistes nicht stehen zu bleiben bei dem Einzelnen und Vielen, sondern wie er selbst eins ist in der Fülle der Anschauungen, Gefühle, Gedanken, die er alle zur Einheit des Selbstbewußtseins im Ich verknüpft, so sucht er auch in der Außenwelt das Allgemeine in der Mannichfaltigkeit des Besondern, das gleiche Wesen im Wechsel der Erscheinungen. Das Denken ist selbst das Allgemeine insofern es thätig ist, was wir denken gehört daher auch allen an. Und das Denken berührt nichts ohne ihm die eigene Freiheit und Allgemeinheit mitzutheilen; das Wort ist als Ausdruck des Gedankens Verknüpfung von Laut und Begriff, der Begriff aber ist eine allgemeine Einheit, die das Besondere unter und in sich begreift.

Wir würden der Fülle der Eindrücke und ihrem Wechsel erliegen und weder zu einem bestimmten Ausdruck für sie, noch zu uns selbst kommen, wenn es uns nicht gelänge sie zu unterscheiden und zu ordnen und dadurch ihrer Meister zu werden. Wir unterscheiden die Anschauungsbilder voneinander, dadurch gewinnt jedes seine Deutlichkeit, aber wir achten auch auf die Verschiedenheit der Unterschiede; wir entdecken daß wir einen Eichbaum von einer Linde anders unterscheiden als von einer Nachtigall oder einem Stück Marmor, von einem Haus oder von einem Jäger; wir entdecken daß die Nachtigall mit dem Finken, der Jäger mit dem Hirten vieles gemeinsam hat, was dem Marmor oder der Linde fehlt, die wieder am Kiesel, an der Buche verwandte Gegenstände haben, und so ordnen wir das Wesengleiche zusammen und bilden uns allgemeine Schemata wie Baum, Vogel, Mensch, Stein, unter denen wir uns vieles gleichartige Besondere vor-

ſtellen; ſie ſind die nicht in der Außenwelt vorhandenen, aber in der Seele gebildeten Vorſtellungen, und um ſie feſtzuhalten, um ſie zu voller Beſtimmtheit zu bringen bedürfen wir eines Trägers für ſie, und den finden wir im Wort. Der Baum exiſtirt nicht, ſondern nur die Tanne, die Palme, ja auch dieſe nicht als ſolche, ſondern nur als ein beſonderes Individuum, aber dieſem Individuum geben wir den Namen der Tanne, um es dadurch mit vielen weſengleichen zuſammenzufaſſen, die wir von Buchen und Erlen unterſcheiden, wir nennen es ferner Baum und Pflanze, und ordnen es dadurch immer allgemeinern Begriffen unter. „Es iſt in Namen daß wir denken" ſagt Hegel einmal; das möchte ich in dem Sinne von benannten Vorſtellungen auffaſſen. Die gewonnene Vorſtellung, dies allgemeine Schema für viele verwandte Einzeldinge, betrachten wir näher, ſuchen ſein Weſen zu ergründen und dadurch den Begriff zu bilden, der das Geſetz und die Natur der mannichfaltigen Erſcheinungen enthält. Auf ähnliche Weiſe bilden wir die Vorſtellungen der blauen, rothen Farbe, des Laufens, Lebens aus einer Menge von Einzeleindrücken, und erlangen ſo die Ausdrücke für allgemeine Eigenſchaften und Verhältniſſe oder Thätigkeiten der Dinge. Das Wort aber iſt die Verkörperung der Vorſtellungen und Begriffe; wir können mit ihm nicht das Beſondere in ſeiner Einzelheit ſagen, darauf müſſen wir deuten, das müſſen wir aufzeigen, und wenn wir eine Anſchauung einem andern ſprachlich mittheilen wollen, ſo müſſen wir ſie beſchreiben, das heißt viele in ihr zuſammentreffende Vorſtellungen aneinander reihen, — Metall, gelb, hellklingend, feuerbeſtändig u. ſ. w., um das Bild des Goldes zu erwecken. Daher gibt es allerdings vieles Unſagbare, und daher hat der Menſch die bildende Kunſt und die Muſik neben der Poeſie, um auch die Anſchauungen und Gefühle der Seele, die Formen und den Entwickelungsproceß des Seins unmittelbar kund zu thun, aber in der Sprache hat er ganz eigentlich ſein Vorſtellungs- und Gedankenleben. Der Geiſt iſt ſelbſt die ſich erhaltende und erfaſſende Einheit des Bewußtſeins in der Fülle und Folge der Gefühle und Gedanken; er ſucht und findet demgemäß auch das bleibende Weſen im Wechſel der Erſcheinungen und in der Mannichfaltigkeit der Dinge, er erfaßt es im Gedanken und offenbart den Begriff im Wort. Darum nennt Steinthal die Sprache auch die Geburtsſtätte des Geiſtes; denn ſie iſt diejenige Offenbarungs- und Wirkungsweiſe in welcher er ſich ſelbſt in ſeiner

Geistigkeit hervorbringt, ein klares Selbst- und Weltbewußtsein und damit die Möglichkeit der Wissenschaft gewinnt.

Im Deutschen sind Ding, dingen, denken eng verknüpft; Ding ist etwas dessen Eigenschaften innerlich auf einen Schwerpunkt bezogen sind; den Schwerpunkt, die innere Wesenheit einer Sache feststellen heißt denken. Sprechen dagegen hängt mit Versprengen zusammen. Leo sagt: Zusammenziehen im Geist und auseinander gießen, ausprengen mit dem Munde, das wird durch die Wörter denken und sprechen ausgedrückt. Der Gedanke ist eine Zusammenziehung der Dinge aus einzelnen Wahrnehmungen, das Sprechen ist wieder ein Sprengen des Gedankens in kleine Theilchen, aus denen die Darstellung sich zusammensetzt, ein Besprühen und Besprengen des Hörenden im Geist.

Indem wir hier den vollen Begriff des Wortes gewonnen haben, halten wir fest daß der fertige Gedanke nicht zum Wort heraustritt, sondern im Wort und durch das Wort erst fertig wird, mit ihm erwächst und sich bildet. Und dies hört nicht auf solange die Menschheit eine Geschichte hat, solange die Natur uns noch Unerkanntes bietet und der Geist noch Neues erzeugt. Es gilt das rechte Wort dafür zu finden, das heißt das Wesen der Sache auf eine solche Weise auszusprechen daß es dadurch für uns und andere bestimmt und faßlich ist. „Wer das rechte Wort gefunden, sagt Lazarus, hat die vollkommenste Vorstellung; das rechte Wort ist kein anderes als dasjenige welches durch die innere Sprachform diese Vorstellung mit denjenigen Reihen von Vorstellungen in Verbindung bringt zu denen sie entweder objectiv am meisten gehört oder subjectiv nach dem augenblicklichen Zweck der Rede gehören soll. Daher wird auch die Kunst immer das rechte Wort zu finden in jeder Gesellschaft gepriesen; wie oft ist es der Zauberschlüssel um die Seelen anderer zu öffnen, das Licht sie zu erleuchten! Zuweilen sind wir uns bewußt Gedanken zu haben die wir noch nicht fassen, für die wir das rechte Wort noch nicht finden können; es sind Gedanken die eben noch keine sind, Anfänge oder Keime von solchen; ein anderer spricht diesen Gedanken in Worten aus, und nun begreifen wir ihn und das Streben der eigenen Seele; so ist das Wort Ursache von Gedanken. Es ist oft nur der einfache Wortsinn, welcher aber vermöge der innern Sprachform die mit ihm associirten Gedanken wach ruft, welche allesammt erst die rechte Einsicht verschaffen. Ein solches Wort ist der Magnet, welcher in

des andern Seele aus dem Schacht der unbewußten Vorstellungen die ersehnten an das Licht des Bewußtseins zieht; die innere Sprachform ist ein chemisches Reagens, welches aus der trüben Mischung wolkenartig schwebender Gedanken die wahlverwandten sich miteinander verbinden, die unverwandten einander abstoßen, und alle dadurch zur Klarheit ihrer Qualität gelangen läßt. Dieselben Gesetze der psychischen Wahlverwandtschaften gelten dann mittelbar auch für die Erregung der Gefühle, für die Bewegung des Gemüths, für die Stärkung der Motive zum Handeln in allen Lebensgebieten; der Lehrer, der Redner, der Dichter sie bringen alle diese Gesetze erst in sich und dann in der Seele des andern zur Anwendung durch die Kraft und das Geschick ihre Gedanken mit der wirksamsten Sprachform zu verknüpfen."

Von Anfang an entsteht im Gemüth das Wohlgefühl des Schönen durch das Zusammenwirken der Dinge mit dem Sinn und Geist des Menschen; aber der entwickelte Reichthum ästhetischen Genusses bietet sich erst dadurch dem Bewußtsein und dem Verständniß, daß es gelingt die mannichfaltigen Stimmungen und ihre Objecte in Worten zu fixiren. Von Anfang an waltet die sittliche Weltordnung in unserm Gewissen, aber ihr Gesetz gibt sich nur in dunkeln Regungen, in vorübergehenden Aufwallungen des Gefühls kund, bis wir diese festhalten und im Worte als Wohlwollen, Gerechtigkeit, Muth, Liebe, Freiheit und so fort bestimmen; dadurch wird es Licht im ethischen Gebiet, dadurch wird das Besondere als ein Allgemeingültiges ausgesprochen, dadurch wird es zu Gesetz und Recht. Und so schreitet die Menschheit durch die Sprache ihrem Ziel entgegen, welches darin besteht daß der Geist sich seiner selbst und der Welt klar bewußt werde und danach sein Wollen und Wirken bestimme.

Das Sein ist Thätigkeit, die mannichfaltigen Dinge bestehen nicht ruhig nebeneinander im Raum, sondern sie entwickeln sich zugleich in der Zeit und sie wirken aufeinander, und wo wir einen Eindruck von der Außenwelt gewinnen, da sind es immer Gegenstände und Handlungen zugleich die ihn hervorrufen. Mit einem Blick gewahren wir einen Reiterkampf und sehen nicht blos Männer und Rosse, sondern auch die Bewegungen des Angreifens, der Abwehr, des Erliegens und Siegens, und solch ein Totaleindruck gewinnt auch zunächst seinen Totalausdruck in einem Laut, welcher als Ausruf aus unserer Brust hervorbricht. Aehnlich geben wir das eigene innere Leben

der Gefühle unmittelbar in Tönen kund. Aber es ist darin auf dunkle unentwickelte Art dasjenige verwoben was Leid und Lust in uns veranlaßt, und es beginnt hier wie dort das Denken damit daß es unterscheidet zwischen uns und den Gegenständen, und daß es die angeschauten Gegenstände und ihr Thun und Leiden in der Auffassung sondert; dann aber faßt es diese gegliederte Fülle wieder zur Einheit zusammen. Indem die Sprache diese Thätigkeit des Geistes darstellt, wird aus dem Wort der Satz. „Der Ursprung und das Ende alles getheilten Seins ist Einheit", sagen wir mit Humboldt, und erkennen mit den Physiologen daß alles Organische nicht durch Zusammensetzung fertiger Bestandstücke, sondern durch Entfaltung des einfachen Keimes, durch Scheidung und Vereintbleiben wird und wächst. Das alte Wort des Aristoteles, daß das Ganze früher sei als die Theile, gilt auch hier. Darum ist es aber wichtig für die Auffassung der Sprache als eines Organismus festzuhalten daß anfänglich, und stets noch bei dem Kinde, ein Wort den Satz vertritt, und daß es daher weder Substantiv, noch Adjectiv, noch Verbum, sondern noch keines derselben und alle zugleich ist. Ja es werden die ersten Sätze aus mehreren derartigen aneinander gereihten Wörtern bestehen.

Ein großer Fortschritt und eine neue Stufe der Sprachentwickelung ist es dann daß man zwischen Eigenschaften und ihren Trägern, zwischen Gegenständen und ihrem Thun und Leiden unterscheidet, und danach auch in der Sprache unterschiedene Wortarten dafür setzt. Wie das Leben selber in Bewegung und Wechselwirkung besteht, so kommt auch erst Leben in die Sprache, wenn durch das Zeitwort die Beziehung der Gegenstände, ihr Thun und Leiden ausgedrückt wird. So ist es eigentlich das Hauptwort, und mit Wort schlechthin oder verbum ward es nicht unpassend von den Lateinern bezeichnet. Es ist die Thätigkeit der Dinge wodurch sie auf uns einen Eindruck machen, von ihrer Thätigkeit aus sind die meisten Wurzeln gebildet: der Wind ist der Wehende, der Wolf der Zerreißende, der Hahn (die Wurzel in canere) der Krähende, Esel, asellus, nach einer Wurzel as der Tragende. Aber Thun und Leiden muß als solches in der Bewegung und damit die Wechselwirkung der Dinge ausgesprochen werden, wenn die Sprache ein Bild der wirklichen Welt gewähren soll. „Alle übrigen Wörter sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Le-

den verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und eben denſelben ſynthetiſchen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zuſammen, allein ſo daß das Sein, welches mit einem energiſchen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte ſelbſt beigelegt, alſo das blos als verknüpfbar Gedachte zum Zuſtande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht blos den einſchlagenden Blitz, ſondern der Blitz iſt es ſelbſt der herniederfährt; man bringt nicht blos den Geiſt und das Unvergängliche als verknüpfbar zuſammen, ſondern der Geiſt iſt unvergänglich. Der Gedanke, wenn man ſich ſo ſinnlich ausdrücken könnte, verläßt durch das Verbum ſeine innere Wohnſtätte und tritt in die Wirklichkeit über." (Humboldt.) Ganz eigentlich gilt dies vom flectirten Verbum; daſſelbe hängt damit zuſammen daß der Geiſt zwiſchen ſich, den andern Perſönlichkeiten und den Dingen unterſcheidet, daß er dieſe Unterſchiede durch ich, du, er, wir, ihr, ſie beſtimmt, und dieſen Formen des Pronomens nun die Formen des Verbums gemäß macht.

Immer nämlich würden die einzelnen Theile des Satzes äußerlich nebeneinander liegen, ſtatt innerlich einander zu durchdringen und organiſch zu verſchmelzen, wenn die Beziehung der Wörter aufeinander, wenn die Unterſchiede der Perſon, der Einheit oder Vielheit, des Thuns oder Leidens wieder nur durch beſondere Wörter ausgedrückt würden. Das iſt allerdings urſprünglich geſchehen, aber es bezeichnet die Stufe des noch Unorganiſchen in der Sprache. Etwas ganz anderes iſt es wenn alles dies an den Wörtern ſelbſt geſetzt wird, wenn den Modificationen des Inhalts gemäß auch ihre Form durch Anbildung oder Umbildung verändert wird. Da erſcheint das Wort ſelbſt wie ein Organismus, wie eine Pflanze, die aus Wurzel oder Stamm mit innerer Kraft nach Maßgabe der Einwirkung die ſie erfährt, Sproſſen und Laub hervortreibt. Nun wird die Beziehung in welcher die Wörter zueinander ſtehen, auch an ihnen ſelbſt geſetzt und vernehmlich, und das Zeitwort richtet ſich nach dem Subject und beſtimmt oder regiert das Object. Nun iſt in der lebendigen Rede durch die Beugung der Worte oder die Flexion die Einheit in der Mannichfaltigkeit vorhanden; in der Form der einzelnen Redetheile iſt ihre gegenſeitige Beziehung aufeinander ausgeprägt, eins iſt vom andern abhängig und bedingt zugleich deſſen Stellung und Form, und ſie alle erſcheinen als die innerlich verbundenen Glieder eines Organismus. Jetzt iſt die Sprache

in Wahrheit der organiſche Ausdruck des Geiſtes, jetzt ſpiegelt ſie treu den Kosmos, die geordnete und lebendige Außenwelt, in der Seele wieder. Welch ein großes liegt ſchon darin daß der Unterſchied des Geſchlechts auf alle Gegenſtände übertragen wird, daß ſie dadurch in der Auffaſſung lebendig ſind, daß im Wort empfunden und ausgedrückt iſt ob die Sache mehr thätig oder empfangend, mehr machtvoll oder milde, mehr der männlichen oder der weiblichen Natur entſprechend oder als neutral aufgefaßt wurde! Die Tiefe des Gemüths wie die Schöpferkraft der Phantaſie ſpiegeln ſich gleichmäßig darin. Ueberhaupt: dieſelbe göttliche Vernunft, die in der Natur und in dem menſchlichen Denken waltet und beiden ihr Geſetz gegeben hat, herrſcht auch in der Sprache, und es iſt die Phantaſie die in ihr den Gedanken realiſirt, die Dinge idealiſirt.

Unvergleichlich ſchön hat gerade das hieraus entſpringende äſthetiſche Element auch Wilhelm von Humboldt gelegentlich hervorgehoben. „Die Sprache verpflanzt nicht blos eine unbeſtimmte Menge ſtoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, ſie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen ſinnlichen Eindrücken hin geſtaltenreiche Mannichfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umſtrahlt. Unſer Nachdenken entdeckt in ihr eine unſerer Geiſtesform zuſagende Geſetzmäßigkeit. Abgeſondert von dem körperlichen Daſein der Dinge hängt an ihren Umriſſen wie ein nur für den Menſchen beſtimmter Zauber äußerer Schönheit, in welcher die Geſetzmäßigkeit mit dem ſinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingeriſſen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und ſie vermag es darzuſtellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlaſſen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Geſetzmäßigkeit der Natur iſt die ihres eigenen Baues verwandt; und indem ſie durch dieſen den Menſchen in der Thätigkeit ſeiner höchſten und menſchlichſten Kräfte anregt, bringt ſie ihn überhaupt auch dem Verſtändniß des formalen Eindrucks der Natur näher, da dieſe doch auch nur als eine Entwickelung geiſtiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in ſeinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmiſche und muſikaliſche Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet verſetzend, den

Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber auch unabhängig von ihm durch den bloßen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele."

Betrachten wir die Sprache als diesen geistigen Organismus, so sehen wir wie sie über das Wollen und Vermögen des einzelnen hinaus ein selbständiges Dasein hat, und der einzelne vielmehr in sie hineingeboren wird, von ihr das Material und Gepräge seines Denkens empfängt. Zwar muß die Sprache immer wieder von Individuen gesprochen und der im Wort niedergelegte Gedanke wieder gedacht werden, wenn sie leben und wirklich sein soll, aber er reproducirt dabei doch nur ein objectiv Vorhandenes. Und so mag wol den Menschen ein Staunen ergreifen, wenn er das Wesen der Sprache erwägt, und leicht wird sie ihm als ein übermenschliches Wunder erscheinen.

Das Räthsel, woher die Sprache stamme und wie sie dem Menschen zu Theil geworden, steht freilich unlösbar da, wenn man auf der einen Seite den sprachlosen Menschen, auf der andern als von ihm unabhängig eine fertige Sprache voraussetzt; in der genetischen Betrachtung ihres Wesens aber, wie ich sie hier versucht habe, ist zugleich ihre Entstehung und Ausbildung dargelegt. Dagegen erweisen sich zwei frühere Annahmen über den Ursprung der Sprache als gleich unstatthaft, weil unmöglich. Die eine betont ausschließlich die Freiheit des menschlichen Geistes, die Sprache ist seine Erfindung, mit bewußter Absicht kommt man um des Verkehrs willen überein bestimmte Dinge mit bestimmten Worten zu bezeichnen. Hier ist der Zusammenhang der Sprache mit der Natur des Menschen, der Ausgang vom Naturlaut, ebenso übersehen wie ihre Nothwendigkeit für das Denken und seine Entwickelung selbst. Wie sollte man sich verständigen mit gewissen Worten gewisse Gegenstände zu benennen, wenn nicht Sprache und Verständniß schon vorhanden waren? Der Entschluß eine Sprache erfinden zu wollen, setzt in dieser Fassung schon Worte voraus, setzt ein Wissen vom Wesen der Sprache voraus; wer aber weiß was Sprache ist, der hat sie schon, der braucht sie nicht erst zu erfinden. Auch ist ja der Mensch der Gesetze der Sprache sich anfänglich nicht bewußt, sondern er lernt sie selber erst durch grammatische Studien kennen. Den einzelnen, der mit bewußter Absicht in das Leben der Sprache eingreifen will, sehen wir immer scheitern; sie ist so sehr Ausdruck des Gemeinsinns daß alles Willkürliche und Individuelle schon deshalb

unstatthaft ist weil sie verstanden sein will, weil also was des einen ist auch des andern sein muß; sie läßt sich nicht meistern; sie ist ein fortschreitender Organismus, wir tragen zu ihrem Werden und Wachsen unwillkürlich bei, und der Neuzeit ist es gelungen Entwickelungsgesetze zu finden, die den Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende in der Sprachbildung beherrschen.

Dies weist allerdings über den Menschen hinaus, und so sah man denn den Urheber der Sprache in Gott, der sie dem Menschen als Geschenk, als Angebinde verliehen und in die Wiege gelegt. Hier setzt man den sprachlosen Menschen und die fertige Sprache voraus. Aber was sollte er mit ihr machen, wie sollte er sie aufnehmen, verstehen und handhaben? Worte sind Ausdrücke für Begriffe, sind Tonbilder für Anschauungsbilder; sie sind ein leerer Schall, solange nicht zugleich der Begriff gedacht, die Anschauung aus äußern Eindrücken entworfen und beides mit ihnen verbunden ist. So müßte also Gott mit der Sprache dem Menschen zugleich die Welterfahrung und die Ideen gegeben und fertig überliefert haben. Aber alle geistige Gabe ist eine Aufgabe, wir müssen sie uns aneignen, wir müssen sie für uns erarbeiten und sie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur dadurch daß wir ihn selbst denken, das ist seine Natur und Wesenheit. Kein anderer kann ihn uns in den Kopf stecken wie den Apfel in die Tasche, der andere kann uns immer nur die Anregung geben daß wir den Gedanken in uns hervorbringen, daß wir mit ihm auch das Wort für ihn erzeugen. Als Gott die Freiheit des Menschen wollte, da hat er selber seine Macht und Offenbarung an unser Mitwirken gebunden. Gedanke und Wort sind nur wirklich als das Werk und die That geistiger Thätigkeit, alles Denken ist Selbstdenken. Und was die Anschauung der Dinge, die Welterfahrung angeht, so kann man auch die nicht geschenkt bekommen; bekanntlich hat schon Behrisch zu dem jungen Goethe gesagt: Erfahrung ist daß man erfahrend erfährt worin die Erfahrenheit der Erfahrenen besteht. So wenig als der noch anschauungs- und gedankenlose Mensch mit der fertigen Sprache etwas anfangen könnte, weil sie für ihn gar nicht Sprache wäre, weil ihm der Sinn fehlte der den Laut zum Wort stempelt, so wenig könnte Gott sie ihm geschaffen haben, weil er das Begriffswidrige und Denkunmögliche weder will noch thut. Bei Gott ist allerdings kein Ding unmöglich, aber jedes Unding; das Urwesen ist nicht Grund des Unwesens. Den Menschen mit einer

ausgebildeten Sprache ſchaffen hieße ihn ſogleich mit der Cultur ſchaffen, die ihrem Begriff nach nichts Gegebenes und Urſprüngliches, ſondern das Werk der Geſchichte, der zeitlichen Entwickelung iſt. So iſt die Sprache dem Menſchen weder geſchenkt noch anerſchaffen. Denn im Weſen der Sprache liegt daß ſie verſtanden wird, verſtehen aber iſt ſelbſtthätiges Erzeugen, Gedanke und Wort ſind untrennbar.

Jakob Grimm, der vor einigen Jahren die Frage über den Urſprung der Sprache wieder aufnahm, die im vorigen Jahrhundert Herder zu löſen geſucht, gibt, indem er Herder's Antwort in Bezug auf den Antheil der menſchlichen Freiheit unterſtützt, einige andere Gründe an, welche beweiſen daß die Sprache als ſolche nicht geſchaffen, ſondern geſchichtlich geworden ſei. „Vergegenwärtigen wir", ſagt er, „uns ihre Schönheit, Macht und Mannichfaltigkeit, wie ſie ſich über den ganzen Boden der Erde erſtreckt, ſo erſcheint in ihr etwas faſt Uebermenſchliches, kaum von Menſchen ſelbſt Ausgegangenes, vielmehr unter deſſen Händen hier und da Verderbtes und in ſeiner Vollkommenheit Angetaſtetes. Gleichen die Geſchlechter der Sprachen nicht den Geſchlechtern der Pflanzen, Thiere, ja der Menſchen ſelbſt in aller beinahe endloſen Vielheit ihrer wechſelnden Geſtalt? Erblüht nicht die Sprache in günſtiger Lage wie ein Baum, dem nichts den Weg ſperrt und der ſich frei nach allen Seiten ausbreiten kann, und wird unentfaltet, verſäumt und abſterbend ſie nicht einem Gewächs ähnlich das bei Mangel an Licht und Erde ſchmachten und dorren mußte? Auch die erſtaunende Heilkraft der Sprache, womit erlittenen Schaden ſie ſchnell verwächſt und neu ausgleicht, ſcheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als dieſe verſteht ſich die Sprache darauf, mit geringen Mitteln auszureichen und volles Haus zu halten: denn ſie ſpart ohne zu geizen, ſie gibt reichlich aus und vergeudet nie."

Dann aber macht Grimm auf die Stimme der lebendigen Natur aufmerkſam, und wie bei den Thieren das Angeſchaffene, weil es angeſchaffen iſt, einen unvertilgbaren Charakter hat. Darum ſteht die Stimme mit welcher die Thierwelt für alle einzelnen Geſchlechter einförmig und unabänderlich ausgeſtattet wurde, in unmittelbarem Gegenſatz zur menſchlichen Sprache, die immer abänderlich iſt, unter den Geſchlechtern wechſelt und ſtets erlernt werden muß. Ein auf dem Schlachtfeld neugeborenes ruſſiſches oder franzöſiſches Kind wird in Deutſchland erzogen deutſch zu

ſprechen anheben, ſeine Sprache war ihm alſo nicht angeboren. Die Sprache entwickelt ſich in der Geſchichte, ſie hat ſelbſt eine Geſchichte, ſie iſt eine fortſchreitende Arbeit, eine zugleich raſche und langſame Errungenſchaft der Menſchen, die ſie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken. Alles was die Menſchen ſind, haben ſie Gott, alles was ſie überhaupt erringen in Gutem und Böſem, haben ſie ſich ſelbſt zu danken.

So weiſt uns die Sprache, wenn wir ſie als Erfindung und Werk menſchlicher Freiheit betrachten, auf ein Nothwendiges und auf Gott hin, und wenn wir ſie als göttliche Schöpfung und Geſchenk anſehen, werden wir auf die menſchliche Thätigkeit bei ihrer Erzeugung hingeführt. Das Unbewußte und das Bewußte wirken in der Sprachbildung zuſammen wie in aller Phantaſiethätigkeit. Das Göttliche und das Menſchliche durchdringen einander. Der Menſch hat von Natur die Sprachfähigkeit inſofern er Geiſt iſt, und hat in ſeinem Leibe die Werkzeuge der Lauterzeugung, ja dieſe geſchieht zunächſt abſichtslos wie eine Reflexbewegung zufolge dem Reiz äußerer Eindrücke. Der Menſch hat in ſeinem Denken das logiſche Geſetz, und verfährt ihm gemäß in der Entwickelung der Sprache vernunftgemäß, wenn auch nicht wiſſenſchaftlich vernünftig. Das alles iſt nicht ſeine Erfindung, ſondern Naturgabe. Aber der Zuſammenhang der geiſtigen Sprachfähigkeit mit dem leiblichen Organismus ſetzt ein höheres Princip voraus, das beide vorher durchſchaut, füreinander beſtimmt und geſtaltet, und das unbewußt zweckmäßige Verfahren der leibgeſtaltenden wie der ſprachſchöpferiſchen Phantaſie weiſt auf einen zweckſetzenden Geiſt hin. Die geiſtige und leibliche Sprachfähigkeit und das Geſetz der Sprachentwickelung iſt Gottes Schöpfung, was wir Naturgabe nannten iſt nur als das Werk einer ſelbſtbewußten Weisheit, nicht als der Erfolg blinder Zufälligkeit zu verſtehen. Aber dieſe Gabe iſt zugleich Aufgabe. Der Geiſt macht ſein Weſen zu ſeiner That, darum muß die menſchliche Freiheit die Sprachanlage entwickeln und dadurch wahrhaft zu ſich ſelbſt kommen. Die Sprachidee iſt Gottes Gedanke und liegt jeder Sprache zu Grunde, aber ihre Verwirklichung in den beſondern Sprachen iſt des Menſchen eigene That; die Sprachidee iſt der Seele eingeboren, aber was ſo nur der Möglichkeit nach vorhanden iſt, wird durch uns ſelbſt entwickelt und verwirklicht. Unſer Denken erfaßt das Weſen der Dinge und ſpricht es aus im Wort, weil ſie ſelber im gött-

lichen Geiſt urſprünglich gedacht und im ewigen Wort gegründet und geſchaffen ſind.

Dem Tieferblickenden tritt das Gottmenſchliche überall entgegen. Er vernimmt die Stimme Gottes in ſeinem Gewiſſen, er gewahrt wie er die beſten Gedanken nicht erſchloſſen oder errechnet hat, ſondern wie ſie urplötzlich in ihm aufſteigen als eine Offenbarung aus dem innerſten Lebensgrunde, er begreift eine göttliche Begeiſterung, kraft welcher die Phantaſie über des Künſtlers Wollen und Verſtehen hinaus die herrlichſten Werke ſchafft. Aber der Begriff des Gottmenſchlichen ſelbſt bleibt uns unzugänglich, ſolange wir Göttliches und Menſchliches nicht blos unterſcheiden, ſondern völlig ſcheiden und auseinander halten. Erſt wenn wir erkennen daß wir in Gott leben und Gott in uns, daß er in der Welt ſein Weſen und ſeine Gedanken entfaltet und daß wir in der Rückkehr zu ihm unſere Beſtimmung erreichen, indem wir mit liebendem Gemüth ihn in uns finden und einſehen daß er Grund und Ziel unſeres Daſeins iſt, erſt alſo wenn das göttliche und das menſchliche Selbſtbewußtſein geſetzt, unterſchieden und zugleich vereint werden, wie unſer Ich und ſeine beſondern Gedanken und ſeine Thätigkeit, erſt dann wird uns die Gottmenſchheit verſtändlich und der Schlüſſel zum Verſtändniß der Natur und Geſchichte. Auch in der Geſchichte vollzieht ſich die göttliche Weltregierung nicht durch Drähte die uns wie Marionetten lenken und nicht durch von außen hereinbrechende Gerichte, ſondern durch die Thaten der Menſchen ſelbſt, deren Erfolg freilich gar oft eben durch die im Ganzen waltende Dialektik des Schickſals ein ganz anderer iſt als er von den einzelnen beabſichtigt war. Die ſittliche Weltordnung herrſcht, der Uebermuth ſtürzt ſich ſelbſt, der ungerechte Druck erweckt das Volk zum energiſchen Freiheitsbewußtſein. So iſt Gott auch kein äußerlicher Sprachlehrer und der Menſch kein nachſprechender Schüler, ſondern der Menſch verwirklicht das gottverliehene Vermögen mit freier Kraft. Wie aber unſer Geiſt in und über den einzelnen Gedanken und ihrer Entfaltung, ſo waltet Gott in und über allen Geiſtern, er bleibt ihnen einwohnend gegenwärtig, und wir erkennen ſein Mitwirken und ſeine Leitung in der Entwickelung des Ganzen. Dieſe vollzieht ſich durch Individualitäten, welche unvorhergeſehen und unberechenbar ſelbſt als eine neue Schöpfung in die Welt treten, und neuſchöpferiſch ſie fortgeſtalten.

Wir müſſen auch deshalb den göttlichen Geiſt als den ge-

meinſamen und einwohnenden Lebensgrund aller menſchlichen Geiſter feſthalten, weil die Sprache nicht das Werk des einzelnen, ſondern der Gemeinſamkeit iſt. Es iſt die weſengleiche Natur der Menſchen die ſie zum Sprechen treibt und das Verſtändniß möglich macht. Wie die Bienen ihre Zellen bauen, ſo wirken alle zum Bau der Sprache mit. Sie bricht aus der innerſten Natur der Menſchen hervor, und inſofern iſt es paſſend, von ihrem Urſprung zu reden, es iſt in der That ein Ur-Sprung aus dem Dunkel an das Licht, aus dumpfem Gefühl in das freie Bewußtſein. Gleiche Antriebe die auf alle wirken, erwecken die gleichen Gefühle, und wer die Empfindung theilt, welche ſeinem Nächſten einen Laut entlockt, der verſteht dieſen Laut, und wenn ihm derſelbe bezeichnend erſcheint, wendet er ihn wieder an. Sprache wird nur möglich durch das Vermögen des Geiſtes einmal Errungenes in ſich zu bewahren, worauf wiederum aller Fortſchritt und Zuſammenhang ſeines Lebens beruht, und das Gedächtniß, deſſen Untrennbarkeit vom Denken im deutſchen Worte liegt, gewinnt wiederum ſeinen Inhalt durch die Sprache.

Der Menſch iſt ein ſociales Weſen. Nur in der Gemeinſamkeit kann er ſeine Beſtimmung erreichen. Schon von Natur exiſtirt er als Mann und Weib, und in der Cultur wird die Humanität nur dadurch erlangt daß jeder ſeine eigenthümliche Gabe ausbildet und ſeine eigenthümliche Arbeit thut, dann aber deren Früchte ebenſo dem andern zum Mitgenuß beut, als er die Erfolge ihrer Thätigkeit ſich zu Nutzen macht und an ihnen ſeine Kraft ergänzt. Dazu bedarf aber die Menſchheit ein mit dem fortſchreitenden Leben ſelbſt ſich fortentwickelndes, ſtets in gemeinſamer Thätigkeit ſich wirkendes Band ihrer Gemeinſamkeit, und dies Band iſt die Sprache. Wir machen uns die eigenen Gedanken gegenſtändlich und lernen ſie dadurch verſtehen daß wir ſie ausſprechen, daß wir ſie von der denkenden Thätigkeit des Selbſtbewußtſeins unterſcheiden und ſie doch zugleich demſelben einverleiben. Indem ich aber das von mir geſprochene Wort, den in dem Laut verkörperten Begriff vernommen habe, gewahre ich nun in demſelben Laut, den ein anderer ausſpricht, auch denſelben Begriff, das heißt ich verſtehe den andern und ſein Wort. Und daß ich ihn verſtehen kann kommt daher weil eine und dieſelbe Vernunft in uns beiden waltet, weil wir individuelle Erſcheinungen eines und deſſelben Weſens ſind.

Wären die Dinge oder Atome getrennt voneinander, ſchlecht

hin außereinander befindlich und für sich, so könnte eine Einwirkung von einem auf das andere gar nicht stattfinden. Der Cartesianismus, welcher Geist und Natur voneinander schied, nahm darum an daß ein beständiger Beistand Gottes die Brücke von einem zum andern schlage und hier die Wirkung hervorbringe, welche dort erstrebt wurde. Leibniz setzte an die Stelle dieses fortwährenden göttlichen Mitwirkens die ursprüngliche und einmalige That der prästabilirten Harmonie, kraft welcher die für sich durchaus selbständigen Entwickelungen der einzelnen Wesen stets untereinander zusammenstimmen und so zusammentreffen als ob sie einander bedingten. Die Wechselwirkung bleibt dabei stets unmöglich. Sie kann nur statthaben, wenn die Einzelwesen von einer gemeinsamen Substanz getragen und umschlossen sind, als deren Selbstbestimmungen und Entfaltungen sie erscheinen, sodaß keine Kluft zwischen ihnen befestigt ist, sondern das eine und allgemeine Sein sich durch sie alle erstreckt und sich in ihnen nur eine besondere Existenz gibt. So verketten sich unsere Vorstellungen und vereinigen sich zu gemeinsamer Thätigkeit wie zur Einheit des Selbstbewußtseins, weil unser Ich sie alle durchdringt, in jeder gegenwärtig ist und in und über ihnen waltet. So verstehen die Menschen einander, wirken aufeinander und vollbringen ein gemeinsames Werk, weil sie alle in einer höhern Einheit umfaßt und begriffen sind, ihr Entstehen und ihr Bestehen haben.

Darauf führen denn auch mehrere Aussprüche Wilhelm von Humboldt's hin. „Es ist immer die Sprache in welcher jeder einzelne am lebendigsten fühlt daß er nichts als ein Ausfluß des ganzen Menschengeschlechts ist." — „Es kann in der Seele nichts als durch eigene Thätigkeit vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedene Wirkungen einer und derselben Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergehen eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden wie im Sprechenden muß derselbe Gedanke aus der eigenen innern Kraft entwickelt werden, und was der erstere empfängt ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Das Verstehen könnte jedoch nicht auf innerer Selbstthätigkeit beruhen und das gemeinsame Sprechen müßte etwas anderes als blos gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens der Hörenden sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der einzelnen die sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende Einheit der menschlichen Natur läge ... Wie könnte sich der Hörende des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem

Sprechenden und Hörenden daſſelbe, nur individuell und zu gegenſeitiger Angemeſſenheit getrennte Weſen wären, ſo daß ein ſo feines, aber gerade aus der tiefſten und eigentlichen Natur desſelben geſchöpftes Zeichen, wie der artikulirte Laut iſt, hinreicht beide auf übereinſtimmende Weiſe vermittelnd anzuregen."

Die Sprache alſo iſt das Werk gemeinſamer Thätigkeit der Menſchheit. Der einzelne bedarf ihrer zur Gewinnung einer Gedankenwelt, und er kann nur ſprechen lernen indem er ſein Denken mit dem Denken der andern zuſammenwirken läßt, das von ihnen Errungene und Hervorgebrachte in ſich nacherzeugt. Dadurch wird ihrer aller Kraft ſeine Kraft, aber dadurch iſt zugleich die Thätigkeit des einzelnen bedingt durch das Werk der andern und durch die Errungenſchaft der Jahrhunderte. Wer verſtanden ſein will der muß auf die Natur der andern eingehen. „Sprechen heißt ſein beſonderes Denken an das allgemeine anknüpfen", ſagt Humboldt, jeder Neugeborene muß zu denken anfangen und erwerben was ſein eigen ſein ſoll, aber es kommt ihm die Sprache entgegen, er braucht die Bezeichnung für Anſchauungen und Ideen nicht zu finden, er hört die Worte und ſieht die Bilder der Dinge vor ſeiner Seele ſtehen und wird durch die Worte ſelbſt zu den in ihnen aufgeſpeicherten Erkenntnißſchätzen hingeführt, er macht als einzelner in einigen Jahren jetzt die Arbeit vieler Jahrtauſende des Geſchlechts durch. Die Geiſtesſtufe die er erſteigt, iſt daher auch bedingt durch das Mit- und Nachwirken der Vorzeit, und er iſt an ſie gebunden. So iſt unſere Freiheit ſtets nur wirklich auf der Grundlage unſers ganzen geiſtigen Seins, wie daſſelbe ſeither durch Gedanken und Thaten geworden iſt; die Vergangenheit wirkt in uns fort, aber nur weil ſie fortwirkt, vermögen wir voranzuſchreiten und ein Leben voll Charakter und Zuſammenhang zu führen. In der Sprache wird uns klar wie der einzelne im Ganzen und das Ganze im einzelnen lebt. Sie iſt todt und nur eine Schlacke des Geiſtes, wenn die individuelle Thätigkeit ſie nicht beſeelt, ſie iſt nur Sprache inſofern ſie geſprochen, das heißt inſofern von einzelnen in ihren Formen gedacht, inſofern das einmal Geformte geiſtig wiedergeboren wird. Andererſeits wäre der einzelne äußerſt wenig, wenn er alles für ſich allein erarbeiten müßte; in der Sprache bietet ſich ihm die Errungenſchaft der Menſchheit zum Mitgenuß, ſein Denken und Dichten iſt vom Zuſtand der Sprache bedingt,

aber dieſer iſt zugleich der Stoff und das Werkzeug ſeiner geſtaltenden fortbildenden Thätigkeit, der ihm eine höhere Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit und dadurch der Menſchheit möglich macht. Shakſpeare's „Julius Cäſar" iſt nicht blos durch die Geſchichte des engliſchen Theaters oder dadurch bedingt daß North den Plutarch überſetzt hatte, alſo durch die Wiedererweckung der Alterthumsſtudien, durch Plutarch und Julius Cäſar ſelbſt, ſondern auch durch die Entſtehung der engliſchen Sprache, die wieder ihre Wurzeln in Aſien hat; und wie ſie auf den Genius hinweiſt der mit göttlicher Begeiſterung das indogermaniſche Gepräge zuerſt feſtſtellte, ſo war auch jenes Drama nicht aus der Summirung der vorhandenen Bedingungen, ſondern nur durch die neu in die Weltgeſchichte eingetretene Schöpferkraft des Dichters hervorzubringen, in der aber die ganze Summe jener Elemente mit wirkſam war, von der ich einige Spitzen angedeutet habe. Hat nicht der Steinklopfer welcher zuerſt die Brennerſtraße fahrbar machte, einigen Antheil an der Goethe'ſchen „Iphigenie", deren Formvollendung nur in Italien reifen konnte, auf die nicht blos Winckelmann, ſondern die Meiſter des Apoll von Belvedere und der Niobe wie Rafael einen nachweisbaren Einfluß ausübten? Bunſen ſtellt das Vaterunſer im Deutſchen von Ulfilas (360), Tatian (860), Notker (1000), Luther (1518) und der Gegenwart zuſammen; eine Mutter hat es von der andern gelernt und ihr Kind beten gelehrt, ſeit Ulfilas iſt es durch 40 — 50 Geſchlechter hindurchgegangen, aber was in alter Zeit die Mutter dem Kinde vorgebetet, würde heute kaum verſtanden werden, und doch hat hier keine gewaltſame Unterbrechung ſtattgefunden. Ganz unwillkürlich iſt die Veränderung der Sprache wie das Wachsthum eines Baumes vor ſich gegangen. Die Geiſtesarbeit von Millionen lebt nur in der Sprache und geht auf in dem Reſultat der allgemeinen Bildung; einzelne Genien erheben ſich ſelbſtändig innerhalb derſelben und eröffnen neue ungeahnte Bahnen, vollbringen namhafte Thaten, werden aber auch nur dadurch verſtanden und die Führer ihrer Zeit, daß ſie von ihrem Volksgeiſt getragen ſind und das ausſprechen was Tauſenden auf der Lippe brannte. Jeder große neue Gedanke hat ſeine Ahnen und wird zu der Zeit, wo er ſich geltend macht, auch von andern präludirt, bis einer ihn zur vollen Klarheit bringt. Das iſt auch mit der Wortbildung, mit der Sprach-

ſchöpfung der Fall. Mannichfaltige Verſuche wecken und ſteigern einander, das wird behalten was dem Gefühl oder Verſtand der meiſten zuſagt und genügt, und der einzelne, der dies rechte Wort ausgeſprochen, war damit nur der Mund der Geſammtheit.

Die Sprache iſt Wechſelrede, das Wort iſt Wort und kein leerer Schall durch das Verſtändniß, was dem einen gelang das weckt und erhöht die Kraft des andern, und ſo entſteht die Sprache durch gemeinſame Thätigkeit, oder wie Humboldt es ausdrückt, „das Daſein der Sprache beweiſt daß es auch geiſtige Schöpfungen gibt welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, ſondern nur aus der gleichzeitigen Selbſtthätigkeit aller hervorgehen können. In den Sprachen alſo ſind, da dieſelben immer eine nationelle Form haben, Nationen als ſolche eigentlich und unmittelbar ſchöpferiſch".

Das Volk legt ſeine Vorſtellung von den Dingen, ſein Wiſſen in der Sprache nieder, der einzelne gewinnt dieſe Erkenntniß, indem er ſprechen lernt; ſpäter beginnt der einzelne weiter zu forſchen, ſein ſelbſtändiges Denken innerhalb der Ueberlieferung geltend zu machen, und ſo entſteht endlich die Philoſophie neben der Weltanſchauung des Volks, die ſchon in der Sprache liegt. Dieſe iſt in gleicher Weiſe die erſte poetiſche That, das Werk der Volksgemeinſchaft Sinnliches zu vergeiſtigen und Geiſtiges zu verſinnlichen, die Ineinsbildung des Idealen und Realen im Wort. Mittels der ſo zum Wort ausgeprägten Laute, und noch im Gefühl ihrer Bildlichkeit und Symbolik geſtaltet die Volkspoeſie auf dichteriſche Weiſe die allgemeinen Lebenserfahrungen und Empfindungen zu Liedern, in welchen das muſikaliſche Element der Sprache durch Vers und Rhythmus gleichfalls im ganzen und über die einzelnen Worte hinaus ſeine Verwirklichung findet. Auch hier ſind natürlich einzelne die Dichtenden, aber ſie wollen nichts ſingen und ſagen als was alle miterfahren haben und mitempfinden, ihre Individualität ordnet ſich dem Ganzen unter und iſt nur die melodiſche Stimme deſſelben, und daher kann der andere fortfahren wo der eine aufhört, daher wird der Hörer das Vernommene nicht wie etwa Fremdes, ſondern wie ein Eigenes aufnehmen, er wird es einſchmelzen in ſein Gemüth und wird von dem Seinen hinzuthun oder das Empfangene umbilden, ob auch in kaum merklichen Aenderungen, wenn er es wieder ausſpricht. So herrſcht auch hier noch ein gemeinſames Arbeiten, und das Volkslied iſt aus dem Geiſt des Gan-

zen durch ein Zusammenwirken mannichfacher Kräfte allmählich erwachsen. Erst später erheben sich große Geister die mit selbstbewußter Kunst, mit überlegenem und überlegendem Sinn die Volkspoesie wieder als den Stoff für große und vollendete Werke betrachten und zu solchen ausbilden, oder auch die besondern Erfahrungen und Gedanken ihrer eigenen Persönlichkeit zu selbständigen Dichtungen gestalten. Aber wie diese auf das Verständniß des Volksgemüths rechnen, so bedürfen sie der vom Volk gebildeten Sprache, und Poesie wie Philosophie werden nur dann zur Blüte kommen, wenn ihnen in der Sprache ein Material voll frischer Bildlichkeit, voll tiefer Sinnigkeit, voll Geschmeidigkeit und Wohlklang zur Hand ist. Eine Sprache wie die griechische ist nicht blos die Muttersprache, sondern die Mutter selbst für Homer, Pindar und Platon. In diesen großen Männern webt und wirkt derselbe Gestaltungsdrang, der ursprünglich den Organismus der Innen- und Außenwelt im Organismus der Sprache abspiegelte; die seelenvolle und phantasiereiche Bildung der einzelnen Worte ist in der Sprache selber schon nur die Grundlage geworden, daß die einzelnen Ausdrücke zu einem lebendigen, wechselwirkenden Ganzen sich verbanden. Die Werke der Dichter und Denker sind die schöne Blüte, in welcher das Wesen der Sprache wie das der Pflanze voll und rein ans Licht tritt. Jakob Grimm sagt: „Menschen mit den tiefsten Gedanken, Weltweise, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache bildet Völker und hält sie zusammen, ohne solches Band würden sie sich versprengen, der Gedankenreichthum bei jedem Volk ist es hauptsächlich was seine Weltherrschaft festigt."

Wie jeder Mensch sein eigenes Gesicht hat und dabei zugleich den allgemein menschlichen Typus an sich trägt, so spricht jeder auch seine eigene Sprache und zugleich die der Menschheit, und hier wie dort steht innerhalb des Individuellen und Universalen die Nationalität. Der hebräische Mythus hat die Scheidung der Völker und Sprachen sinnvoll zusammengefaßt: die eine Menschenfamilie geht in die Vielheit der Stämme auseinander, indem einer die Sprache des andern nicht mehr versteht. Wie aus der in sich noch unerschlossenen Totalität der menschlichen Natur allmählich die einzelnen Seiten und Richtungen geistiger Thätigkeit und die Mannichfaltigkeit der Charaktere hervortreten, so ergreift auch der eine diese, der andere jene Idee, welche nun

der Mittelpunkt seines Denkens und Wollens wird, nach der er sein Sinnen, Bilden und Handeln richtet. Je tiefer und umfassender dieser neue Grundgedanke ist, um so mehr wird er wiederum für viele ein Stern sein können, und je größer und hervorragender die Persönlichkeit ist welche zuerst ihn aussprach, desto leichter werden sich andere um sie sammeln. So bilden sich Ideencentra innerhalb der ursprünglichen Gemeinsamkeit wie mehrere Zellenkerne in der Mutterzelle, und damit eigene Lebenskreise mit einer bestimmten Ausdrucksweise. Solche Geistesheroen die den Genossen die Bahn weisen, sind die eigentlichen Stammväter der Völker, und das geistige Gepräge eines Abraham und Moses oder Homer wird der Stempel für viele nachwachsende Geschlechter, die das Gesetz ihres Daseins und Werdens von jenen empfangen. Kein einzelner Mensch hat die griechische oder deutsche Sprache erfunden, keiner das ursprünglich Arische oder Semitische: aber die Wurzel für die weitere Entwickelung oder lieber der erste Keim für die Entfaltung des Organismus muß doch von einem stammen, von einem doch die unterscheidende Weise der Weltanschauung und der innern Sprachform, der Typus der Wortbildung, des Flexion- und des Satzgefüges ausgegangen sein, und wahrlich es muß ein großer Genius gewesen sein wer so den Grundton einer organischen Sprache anschlug. Die Geistesrichtung und Weltauffassung war in der Art der Wortbildung oder auch der Verwerthung vorhandener Wurzeln angedeutet, die Flexions- und Constructionsweise durch die ersten Schritte auf diesem Gebiet vorgezeichnet; die Ausführung geschah durch gemeinsame Thätigkeit, durch ein allmähliches Wachsthum im Lauf der Jahrhunderte.

Weil in der Sprache das Volksgemüth und der Volkscharakter, die Innigkeit und die Sinnigkeit des Empfindens, sei es der eigenen Seele, sei es der Welt, die Energie des Geistes in der Bewältigung der Dinge, die Schärfe des Verstandes und die Richtung auf das Sinnliche und Uebersinnliche sich kund gibt, weil die Phantasie in der Sprache dem Volksgeist eine künstlerische Verkörperung schafft, wird erst das Volk durch seine Sprache Volk, das heißt es hört auf ein Menschenhaufe zu sein und hat nicht blos ein gemeinsames Mittel des Verkehrs und der Verständigung, sondern darin zugleich den gemeinsam aufgespeicherten Schatz der Erfahrung und des Denkens, gemünzt und ausgeprägt nach dem Stempel der eigenen Individualität. Darum

ſagte der lateiniſche Dichter Ennius daß er drei Herzen habe, weil er griechiſch, römiſch und osciſch verſtand. Darum meinte Karl V. nicht mit Unrecht eine neue Seele zu erhalten, wenn er eine neue Sprache lernte. Man erweitert dadurch den Geſichtskreis, man gewinnt eine ganz andere Weiſe der Bezeichnung der Dinge, in denen eben eine andere Seite ihres Weſens hervorgehoben iſt, und gewinnt eine neue Methode des Denkens ſelbſt, wenigſtens der Formung und Beherrſchung des Denkſtoffs. Jede Sprache ſucht mit andern Mitteln denſelben Zweck zu erreichen, in jeder hat der Ausdruck für ein und dieſelbe Sache eine etwas andere Färbung, namentlich hat auf ethiſchem Gebiet jedes Volk Gefühl, Anſchauungen und Ideen eigenthümlicher Art, für die es ein Wort findet, deſſen Gehalt niemals durch das ähnliche Wort einer andern Sprache völlig erſchöpft wird. Man erinnere ſich nur an das lateiniſche virtus, honestus, an das deutſche edel, das italieniſche gentile, das franzöſiſche esprit, das engliſche wit, das deutſche Geiſt, Gemüth.

Im Lauf der Zeit ſind die Worte vielfach zum Zeichen herabgeſunken, bei welchem der urſprüngliche Sinn, das Bild oder Symbol vergeſſen wird; die Sprachwiſſenſchaft gewinnt dieſe Urbedeutung durch die Etymologie, und wir lernen daraus wie die alterthümliche Menſchheit lebte, fühlte, dachte. Indier, Griechen, Römer, Deutſche ſind aus demſelben Stamm hervorgegangen, ſie haben dieſelben Grundwurzeln der Sprache, aber ſie verwerthen ſie auf mannichfaltige Art, und daraus wie ſie es thun offenbart ſich uns ihr Gemüth, ihr Geiſt, ihr Charakter. Ich erinnere nur an das bekannte Beiſpiel für das Wort das den Menſchen bezeichnet: deutſch menisco, Menſch, indiſch manusha, lateiniſch homo, griechiſch ἄνθρωπος. Das Deutſche und Indiſche haben dieſelbe Wurzel, die im ſanskritiſchen Verbum man denken zu Tage tritt; damit verwandt iſt das griechiſche μένος, das lateiniſche mens, das deutſche Minne, welches Andenken bedeutet und an Minerva anklingt. Menſch heißt in Indien und Deutſchland der Denkende, und dem Stammvater der Deutſchen Mannus entſpricht der indiſche Urmenſch Manus. Schwieriger ſind die Etymologien der beiden andern Sprachen. Homo deutet durch das abgeleitete humanus auf humus die Erde; Laſaulx erinnert an die Uebereinſtimmung mit dem hebräiſchen Adam = rothe Erde, möchte aber lieber die alte Form hemo zum Ausgang nehmen, welches die männliche Form für

femina wäre, da das h an die Stelle des f treten kann; femina iſt von feo erzeugen abzuleiten, daher dann hemo der Erzeuger. Noch mehr ſchwanken die Erklärungen für ἄνθρωπος, aber doch kommen ſie alle auf eins hinaus. Platon läßt das Wort zuſammengeſetzt ſein aus ἀνὰ, ἀθρεῖν, ὤψ: der mit dem Antlitz Emporſchauende. Wir erinnern uns der ſchönen lateiniſchen Verſe:

Pronaque quum spectent animalia caetera terram,
Os homini sublime dedit, coelumque tueri
Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

Während gebeugt zur Erde die übrigen Weſen hinabſchaun,
Richtet der Menſch empor ſein Antlitz, auf zu dem Himmel
Lernt er ſehn und den Blick hinan zu den Sternen erheben.

(Beiläufig erwähne ich den Zuſammenhang der aufrechten Stellung des Menſchen mit der Sprache, die frei aus der erhobenen Bruſt hervortönt und bei der durch die Geberde und den Aug' in Auge gerichteten Blick das Verſtändniß erleichtert wird.)

Doch hat man gegen Platon's Ableitung eingewandt daß aus ἀνὰ oder ἄνω und ἀθρεῖν ſchwerlich ἀνθρεῖν werden könne, und das Wort leichter ἀνωπός lauten würde. J. Grimm dachte an ἀνδρὸς und ὤψ: der mit dem Mannesgeſicht; Pott, H. Müller, Laſaulx erinnern an ἀνθέω, ἀνθηρὸς und ὤψ, wonach es den von blühendem Antlitz, von glänzendem Blick bezeichnen würde. Aufrecht theilt das Wort in ἄνθρω und ωψ, und erklärt das erſte durch ἀνα und τρα, welches letztere im Sanskritiſchen tatra, yatra wie im Lateiniſchen citra, ultra, intra, extra vorkommt, durch den Einfluß des ρ ward das τ aſpirirt und zum θ, ἄνθρωπος wäre demnach ὁ ἄνω τρέπων τὴν ὤπα der ſein Geſicht aufwärts wendet, eine Ableitung an die ich ſelber gedacht, und die das Sprachgefühl Platon's beſtätigt. Stets iſt aber im Griechiſchen das Aeſthetiſche, Künſtleriſche, die Anſchauung der Menſchengeſtalt der Ausgangspunkt, während der Deutſche und Indier vom Geiſtigen ausgeht, der Lateiner aber einen realiſtiſchen Sinn bekundet, mag er nun auf den Stoff oder auf die erzeugende Thätigkeit des Menſchen geachtet haben. Wenn wir wieder hinzunehmen daß die Griechen und die Römer unter ζῶον und animal Thier und Menſch begreifen, für Thier im Unterſchied vom Menſchen ſo wenig ein beſonderes, als wir für Thier und Menſch das gemeinſame Wort haben, ſo erkennen wir dar-

aus daß ſie Geiſt und Natur lange nicht ſo unterſchieden wie wir, daß das Weſen des ſubjectiven Geiſtes und der Perſönlichkeit wahrhaft erſt dem Germanen aufgegangen.

Wie das Franzöſiſche, Italieniſche, Spaniſche Töchterſprachen des Lateiniſchen ſind, aber nicht das eine aus dem andern hervorgegangen, ſo ſtehen überhaupt die verſchiedenen Sprachen nebeneinander gleich den Klaſſen, Ordnungen Arten des Thierreichs, in Bezug auf welche man auch nicht annimmt daß der Vogel aus dem Fiſch, das Säugethier aus dem Vogel hervorgegangen ſei; das ſchließt indeß ein ſpäteres Hervortreten der höher entwickelten Sprache oder Thiere nicht aus. Steinthal unterſcheidet zwiſchen flectirenden Sprachen, in welchen Haupt- und Zeitwörter unterſchieden ſind, und ſolchen die nur Wörter flexionslos aneinander reihen, wie zwiſchen wirbelloſen und Wirbelthieren; andere haben dieſe beiden Reihen als anorganiſch und organiſch bezeichnet. Die geiſtige Kraft des Volkes iſt immer das Beſtimmende in jeder Sprachverſchiedenheit, und wenn die Sprachen wie verſchiedene Entfaltungen der Sprachidee nebeneinander liegen, ſo können wir zwar ſagen daß jede dem genügt was das Volk bedarf, und daß wie die Auſter für ſich nicht unvollkommen iſt, wenn wir auch der Nachtigall eine höhere Organiſationsſtufe zuſchreiben, ſo auch mit minder vorzüglichen Mitteln doch ein Lebensziel erreicht werden kann. Das Chineſiſche zum Beiſpiel hat gerade den Verſtand des Volks zu vielen der feinſten Ausbildungen gereizt um mit den unorganiſchen Beſtandſtücken doch dem Denken zu genügen, und hat wieder dadurch Vorzüge eigener Art. Ehe wir indeß von der Entwickelung der Sprache im allgemeinen reden und einzelne Sprachen als Entwickelungsſtufen betrachten, wird es zweckmäßiger ſein die Geſchichte einer einzelnen oder einiger ſtammverwandten zu betrachten, um uns dadurch ſo den Weg zu bahnen wie ihn auch die werdende Wiſſenſchaft ſelbſt geht. Wir betrachten das Indogermaniſche und hören zunächſt Jakob Grimm, den Gründer und Meiſter der hiſtoriſchen Grammatik. Er ſagt: „Dem menſchlichen Geiſte macht es erhebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen was er blos in der Vernunft empfinden und erſchließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen deren Denkmäler aus einem hohen Alterthum bis zu uns gelangt ſind, zwei verſchiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangene, aber

hinter dem Bereich unserer Zeugnisse liegende, nothwendig gefolgert werden muß.“ Diese frühe Periode wird sich weltgeschichtlich wieder in zwei große Epochen sondern; wir folgen indeß der Grimm'schen Darstellung und bemerken nur wie es mit unserer ursprünglichen Darstellung vortrefflich stimmt, wenn die größte Formvollendung und der größte Formenreichthum in der vorliterarischen Zeit liegen, weil die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit damit begann in der Sprache die Erkenntniß vom Wesen der Dinge niederzulegen und ein Idealbild der Welt auszuprägen, sodaß eben die ganze Kraft der jugendlichen Phantasie in der Sprachgestaltung selbst aufging und darum hier die vollsten Blüten trieb.

Den alten Sprachtypus, sagt Jakob Grimm, stellen uns Sanskrit und Zend, größtentheils auch noch die griechische und lateinische Zunge vor; er zeigt eine reiche wohlgefällige bewundernswerthe Vollendung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandtheile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortsetzungen und spätern Erscheinungen derselben Sprachen, wie den Dialekten des heutigen Indien, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meistens aufgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unserer deutschen Sprache, deren bald schwach rieselnde, bald mächtig ausströmende Quellen sich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagschale legen lassen, ist dasselbe Herabsinken vom frühern Höhepunkt größerer Formvollkommenheit unverkennbar, und dieselben Wege des Ersatzes werden eingeschlagen. Halten wir die gothische Sprache des 4. Jahrhunderts neben unsere heutige, dort ist Wohllaut und schöne Behendigkeit, hier, auf Kosten jener, vielfach gesteigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maß gemindert, als etwas anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vortheile auch nicht dürfen unterschätzt werden.

Ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabsehbar lange Zeit nicht sein. Man könnte vor dem Sanskrit noch einen ältern Sprachstand behaupten, in welchem die Fülle seiner Natur und Anlage noch

reiner ausgeprägt gewesen. Aber ein Fehler würde es sein jene Formvollendung in einen paradiesischen Urzustand zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letztern Sprachperioden Aneinanderhalten daß wie an den Platz der Flexion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Flexion selbst aus dem Verband einmal erst entsprungen sein müsse. Nothwendig demnach sind drei, nicht blos zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend (theilweise) wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und Gedanken abermals mit hellerm Bewußtsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüte und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben und hintereinander eintreten.

Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen ohne einen andern Halt als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, sodaß Licht und Schatten sich nicht vertheilen konnten. Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt den Hauptvorstellungen als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich wieder gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elastieität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel.

Ich will versuchen diese Sätze Grimm's durch einige Beispiele zu erläutern. Τα (ta) heißt im Griechischen die; wir sagen die Augen, und lassen beide Wörter getrennt, im griechischen ὄμμα-τα (omma-ta) wachsen beide Wörter zusammen zu ὄμματα.

Ich werde lieben heißt französisch j'aimerai, das heißt j'ai aimer, ich habe lieben. Um das Adjectiv zum Adverbium zu machen hängen ihm die Franzosen die Silbe ment an, italienisch mente; es ist das Lateinische mente, von mens, Sinn; dulci mente, von oder mit sanftem Sinn, wird doucement als Ein Wort, die inhaltliche Bedeutung des Wortes Geist selber (mens) ist auf diese Art zur bloßen Formbestimmung herabgesunken. Das Lateinische lupi des Wolfs drückt das Französische durch du loup aus; den Dienst des i am Ende dort leistet hier das vorangestellte Wort; du ist aus de illo (von jenem, von dem) entstanden, eine ähnliche Bedeutung wie de muß ursprünglich i oder seine vollere Form gehabt haben, es ward der Stammsilbe lup nachgesetzt, dann angehängt, es verwuchs mit der Wurzel. Das i macht auch aus dem Singularis den Pluralis: lup-i die Wölfe; im Italienischen heißt heute noch i, zusammengezogen aus illi, die; es war anfänglich getrennt, es verschmolz mit dem Hauptwort, es löste sich wieder ab und trat vor dasselbe lup-i, lupi, i lupi. Man hat Sprachen welche mehrere näher erläuternde Begriffe als Formbestimmungen dem Wort einverleiben, synthetische genannt, und im Unterschied die andern, welche wieder das zusammengefügte auflösen, als analytische bezeichnet. Amaverimus, wir würden geliebt haben: dort ist Mehrheit des Pronomens, Tempus und Modus dem Wort ama angefügt, hier ist es wieder auseinander gelegt und neben das Wurzelwort gestellt. Die synthetische Sprache ist phantasievoller, die analytische verständiger. Die synthetische hat größere Freiheit der Wortstellung, da die Beziehung der Wörter zueinander in den Endungen klar zu Tage tritt, die analytische bindet sich mehr an die logische Wortfolge. Die größere Lautfülle, der vollere Tonfall gibt der Sprache einen mehr sinnlichen Reiz, dafür wird die Stammsilbe häufig von den Nebenbestimmungen überwuchert und scheint tonlos hinter ihnen zu verschwinden; sie macht in der analytischen Sprache ihr Gewicht wieder geltend, sie wird wieder frei und selbständig und legt die Nebenbestimmungen in klarer Sonderung neben sich hin. Dabei aber bleibt ihr doch noch Flexion, sie declinirt und conjugirt nicht blos durch Präpositionen, Pronomina und Hülfszeitwörter, sondern an dem Haupt- und Zeitwort selbst bleiben formbestimmende Endungen haften. Wir sagen nicht: du lieben, sondern: du liebst, nicht: ihr werden lieben leiden, sondern: ihr werdet geliebt, nicht: von die Mann, sondern:

von den Männern. Auf diese Art bleibt der Organismus der Sprache in der Wechselwirkung der einzelnen Redetheile aufeinander sichtbar, während zugleich der Unterschied und die Bestimmtheit der einzelnen Modificationen des Gedankens aufrecht erhalten wird. Die analytischen Sprachen bleiben organische Flexionssprachen, aber die Formvollendung erscheint nicht mehr als Selbstzweck, sondern die Klarheit des Gedankens; die Poesie und Philosophie der Sprache selbst als das Werk und Eigenthum der Gesammtheit tritt zurück und gewährt der künstlerischen und denkenden Individualität größern Spielraum, und nun überwiegt das geistig Innerliche das leiblich Aeußerliche.

Es waren also zuerst einzelne Wörter für ganze Sätze; dann traten Ausdrücke für Hauptbegriffe nebeneinander; dann wurden Wortklassen unterschieden und neben das Hauptwort oder das Zeitwort besondere Bestimmungen gestellt, die selbständige Wörter blieben; diese letztern wurden dann schwächer betont, an die Wörter, welche sie näher bezeichnen sollten, angehängt; dabei verloren sie ihre inhaltliche Bedeutung und wurden nur zur Formbestimmung, die aus dem gehaltreichen Wort selbst zu erwachsen schien; endlich aber ward die Fülle und der Reichthum der formgebenden Endungen wieder ermäßigt und wurden die Beziehungen der Hauptwörter wieder durch neben ihnen stehende Partikeln ausgedrückt oder Hülfszeitwörter bei der Conjugation angewandt, während doch die Bedeutung der Flexion für den Organismus des Gedankens und Satzes bewahrt bleibt.

Nach dieser Zwischenbemerkung lasse ich Grimm wieder reden. Er preist den Scharfsinn Bopp's, welcher es klar gemacht daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehen. Diesem sind Präpositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Composition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse aufeinander folgen. Die älteste Sprache war melodisch, aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringern Mitteln dennoch mehr.

Den Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradiesischen nennen in dem gewöhnlich mit diesem Ausdruck

verknüpften Sinn irdiſcher Vollkommenheit; denn ſie durchlebt faſt ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geiſtes noch ſchlummern oder nur halb erwacht ſind. Ihr Auftreten iſt einfach, kunſtlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raſchen Umlauf hat. Alle Wörter ſind kurz, einſilbig, faſt nur mit kurzen Vocalen und Conſonanten gebildet, der Wortvorrath drängt ſich ſchnell und dicht wie Halme des Graſes. Alle Begriffe gehen hervor aus ſinnlicher ungetrübter Anſchauung, die ſelbſt ſchon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leicht neue Gedanken entſteigen. Die Verhältniſſe der Wörter und Vorſtellungen ſind naiv und friſch, aber ungeſchmückt durch nachfolgende noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den ſie thut, entfaltet die geſchwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber ſie wirkt im ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stetiges, darum ſtiftet dieſe früheſte Sprache noch keine Denkmale des Geiſtes und verhallt wie das glückliche Leben jener älteſten Menſchen ohne Spur in der Geſchichte. Zahlloſer Same iſt in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieſer haben alle Lautgeſetze ſich vervielfacht und glänzend aufgethan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocallängen entſpringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohllautender Wechſel; auf ſolche Weiſe rücken auch Conſonanten, nicht mehr überall durch Vocale geſondert, aneinander, und ſteigern Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute ſich feſter ſchließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken, und indem ſich der ihnen ſelbſt einwohnende Sinn allmählich abſchwächt, mit dem Wort das ſie beſtimmen ſollten ſich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache ſchwer überſchaulichen Sonderbegriffe und unüberſehbaren Wortreihen ergeben ſich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Weſentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten laſſen. Die Wörter ſind länger geworden und vielſilbig, aus der loſen Ordnung bilden ſich nun Maſſen der Zuſammenſetzung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter ſich in Flexionen, und wie der doppelte Vocal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbeſtandtheile unkenntlich, aber deſto anwendbarer. Zu fühllos gediehenen Anhängen geſellen ſich nun deutlicher bleibende. Die geſammte Sprache iſt zwar noch ſinnlich

reich, aber mächtiger an Gedanken und allem was dieſe knüpft, die Geſchmeidigkeit der Flexion ſichert einen wuchernden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um dieſe Zeit ſehen wir die Sprache für Metrum und Poeſie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechſel der Form unerlaßlich ſind, aufs höchſte geeignet, und die indiſche und griechiſche Poeſie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, ſpäter unerreichbaren Gipfel in unſterblichen Werken.

Doch konnte im Fortgang der Geiſtesentwickelung dies Geſetz der zweiten Periode nicht für immer genügen, ſondern mußte dem Streben nach einer noch größern Ungebundenheit und ſchärfern Beſtimmtheit des Gedankens weichen, welchem ſogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Feſſel angelegt ſchien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindar's Oden Worte und Gedanken ſich verſchlingen, es entſpringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thuenden Spannung, die noch ſtärker in den indiſchen Bild auf Bild häufenden Zuſammenſetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck dieſer wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeiſt ſich zu entbinden, indem er den Einflüſſen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechſelnden Geſchick der Völker auf der Oberfläche wieder vortauchten. So entſtanden die romaniſche, die deutſche, die engliſche Sprache. Reine Conſonanten trübten ſich, Vocale wurden verſchoben, aber dadurch auch neue Behelfe gewonnen. Eine Maſſe von Wurzeln wurde durch Lautänderung verfinſtert und fortan nicht mehr in ihrer ſinnlichen Urbedeutung, ſondern nur wie Zeichen für Vorſtellungen erhalten; von den Flexionen ging vieles verloren oder ward durch reichere freiere Partikeln erſetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer an Sicherheit auch an vielſeitiger Wendung gewinnen kann.

Es ergibt ſich aus dieſer Betrachtung der ariſchen Sprache, wie wir das Indogermaniſche nach ſeinem Stamm und ſeinen Verzweigungen nennen wollen, daß die Sprache ihre Geſchichte hat, welche uns für die menſchliche Geiſtesentwickelung bedeutſame Aufſchlüſſe gewährt, und daß nur ſcheinbar und im einzelnen ein Rückſchritt, im ganzen aber ein Fortſchritt vom Sinnlichen zum Geiſtigen, ein Wachsthum innerer Kraft vorhanden iſt.

Im großen Ganzen werden wir am beſten zwei Perioden des ſprachlichen Lebens und Werdens unterſcheiden; in der erſten,

der vorgeschichtlichen, ist das Sprachgefühl am frischesten und regsamsten, und die Bildung der Sprache selbst ist die eigentliche Geistesthat, Poesie und Philosophie gehen in ihr auf; in der zweiten Periode tritt das eigene Leben der Sprache zurück und der in ihr seiner selbst mächtig gewordene Geist tritt hervor, und die Sprache ist ihm nur das Mittel für sein Dichten und Denken.

Aber nicht alle Sprachen zeigen die gleiche Höhe der Bildung, sowie nicht alle Völker die gleichen Erfolge in der Culturgeschichte errungen haben; vielmehr geht die Entwickelung der arischen Sprache Hand in Hand mit dem thätigen Geist, der diesen Stamm zum weltbewegenden und weltherrschenden gemacht, ihn getrieben hat Fremdes sich bald zu unterwerfen, bald anzueignen und die Führung der Menschheit zu übernehmen.

Wilhelm von Humboldt unterscheidet unter den Sprachen 1) solche welche die einzelnen Wörter blos nebeneinander stellen und zwar ohne daß die Unterscheidung in Substantiv, Adjectiv, Verbum vollzogen wäre, sodaß jedes Wort embryonisch sie alle enthält und mit schwacher Andeutung für sie fungiren kann, während noch keine Umformung die Beziehung der Wörter hervorhebt, isolirende Sprachen; — 2) solche welche Nebenbestimmungen und Beziehungen der Wörter durch ihnen untergeordnete andere ausdrücken, die ihnen dann angefügt werden ohne daß sie ihre eigentliche stoffliche Bedeutung in eine formale übergehen lassen, agglutinirende oder anfügende Sprachen; — 3) solche welche nicht Stoffelemente zusammenstellen, sondern den Stoffelementen Formelemente zu näherer Bestimmung einverleiben und so anbilden daß die Form wie durch innere Triebkraft aus dem Wort selbst nach seinem Verhältniß zu den andern Wörtern des Satzes hervorgewachsen scheint, während jedes Wort selbst einen unterschiedenen Charakter an sich trägt und namentlich das Verbum als der Ausdruck des bewegten Lebens erscheint, anbildende oder flectirende Sprachen. Die flectirende Sprache drückt zum Beispiel die Mehrheit durch eine Formänderung des Wortes aus, sie sagt: die Steine, wo die anfügende ein Wort der Menge, wie Haufen, dem erstern anreiht, Steinhaufen.

Max Müller redet im Hinblick auf die gesellschaftliche Entwickelung der Menschheit von Familien-, Nomaden- und Volkssprachen, und diese Eintheilung trifft im wesentlichen mit der Humboldt'schen zusammen. Die Menschen gebrauchen wie die

Kinder zuerſt einzelne Wörter die den ganzen Gedanken bezeichnen, die Geberde erläutert ob der Laut Brot ſagen ſoll: das Brot liegt auf der Erde, oder: ich will Brot haben. Dies ſcheint mir als Ausgangspunkt aufzuſtellen; Müller erinnert daran wie Freunde, Mann und Weib, Mutter und Tochter über häusliche Angelegenheiten nicht viel Worte brauchen; eins weiß gewöhnlich ſchon was das andere ſagen will, die Rede deutet den Gedanken mehr an als ſie ihn ausführt; beſondere Betonungen, Familienaccente, genügen um dem Hörer eine ganze Gedankenreihe anzuregen, eine begleitende Miene oder Geberde erſetzt nähere lautliche Bezeichnungen. — Die Nomadenſprache geht einen Schritt weiter, ſie drückt in Wörtern nicht blos Ideen, ſondern auch deren Verhältniſſe aus. Nur das Zelt trennt die Familien voneinander, ſie berühren ſich täglich mit Stammesgenoſſen, die Sprache muß vielen verſtändlich ſein, ſie unterſcheidet Nominal- und Verbalwurzeln, und bezeichnet Beziehungen der Wörter durch angehängte Ausdrücke für dieſelben. Der Wurzel, die im Ariſchen und Semitiſchen oft den Gelehrten rein herauszuſchälen ſchwer iſt, bleibt ſtets ihre ſelbſtändige Form und Abgeſchloſſenheit. Die Sprache iſt in der Macht jeder Generation, ſie lebt nur im Gebrauch des Tages; wie ſie dem Wechſel nicht widerſtehen und nichts bewahren kann was nicht beſtändig angewandt wird, ſo können wir daraus erklären daß ſie eintönig und regelmäßig iſt. Plötzliche Erhebungen einer Familie oder Genoſſenſchaft reißen den Stamm in ihre Bahn und geben ihm ihre beſondern Ausdrücke; der gemeinſamen Wörter verſchiedener Genoſſenſchaften ſind nur wenige. Die einzelnen ſpielen damit neue Ausdrücke für die Dinge zu finden je nach der Seite die dieſe ihnen zukehren, je nach der Eigenſchaft die ſie empfinden; daher die vielen Dialekte nacheinander, nebeneinander. — Die Volksſprache glaube ich durch das Gepräge ſtaatlicher Ordnung und organiſchen Zuſammenhangs ſowol im jeweiligen Beſtand als in der geſchichtlichen Entwickelung bezeichnen zu ſollen, und darauf hinzuweiſen daß wie der Staat ſein geſchriebenes Geſetz, ſo ſie ihre Niederſetzung in Schrift und Literatur erhält.

Nach dieſer Rückſicht nun und auf der Grundlage der neueſten Sprachforſchungen, die zum Theil für dieſen Zweck durch beſondere Berichterſtatter zuſammengeſtellt worden, haben Bunſen und Max Müller (in den „Outlines on the philosophy of universal history", London 1854) eine Reihe von Ergebniſſen und Schluß-

folgerungen gewonnen, nach denen wir versuchen ein Bild von der Entwickelung der Sprache im Zusammenhang mit dem Gang der Weltgeschichte zu entwerfen.

Nichts nöthigt uns verschiedene Ursprünge für die materialen Elemente der verschiedenen Sprachen anzunehmen, und wenn wir auch die formalen Elemente nicht aus einander ableiten können, so verstehen wir doch ihre Ausbildung unter dem Einfluß geistiger Eigenthümlichkeiten, die sich innerhalb einer Gemeinsamkeit unsers Geschlechts erhoben: die Einheit des Menschengeschlechts und Hochasien als seine Wiege, dies findet vielmehr durch die Sprache neue Bestätigung.

Die erste Auswanderung von dem gemeinsamen Wohnsitz ging östlich, und in China haben wir den Nachklang der frühesten Sprachform, einsilbige flexionslose halbgesungene Worte; das Familienhafte, Patriarchalische der Urzeit ist hier überhaupt festgehalten und versteint; ich möchte sagen daß eine Genossenschaft die in den kühnern, neuschöpferischen Fortschritt der Geschichte nicht mit eingehen wollte, sich zuerst von der andern Menschheit trennte, und nun ihre ganze und ausgezeichnete Verstandeskraft darauf wandte das anfängliche Besitzthum festzuhalten und mit ihm so klug und haushälterisch als möglich fortzuarbeiten.

Im schroffen Gegensatz hiermit sehe ich nun eine Reihe von Stämmen die ohne conservativen Zusammenhalt gleichfalls nicht zur eigentlichen Geschichte kommen, sondern einherschweifend, aufbrausend und wieder zusammensinkend, als Eroberer zerstörend, nicht als Culturbegründer schaffend in die Entwickelung der Menschheit eingreifen. Sie sind durch den nomadisch agglutinirenden Sprachcharakter bezeichnet, und haben sich lange vor dem Auftreten des Semitischen und Arischen getrennt. Wir nennen sie mit Bunsen Turanier nach der uns aus der persischen Heldensage geläufigen Bezeichnung; von den drei Söhnen Feridun's, Tur, Silim und Iri, erscheinen die beiden letztern als die Stammväter der Semiten und Arier oder Iranier. Wohin später die Arier kommen, da finden sie schon Bewohner, wilde Abkömmlinge von frühern Einwanderern; aber alle diese haben nicht einen gemeinsamen Stammvater, sondern sind aus verschiedenen Abzweigungen vom Ursprung im Lauf von Jahrtausenden hervorgegangen. Es fehlt den turanischen Sprachen die Familienähnlichkeit, welche die semitischen und arischen auszeichnet, kraft welcher der heute in Indien eintreffende Engländer in den hei-

ligen Schriften der Brahmanen dieſelben Wortwurzeln nicht nur, ſondern dieſelben Geſetze und denſelben Geiſt der Wortfügung wiederkennt, die ihm ſelber eignen. Wie mächtige Reiche, durch den Genius eines großen Mannes gegründet, kommenden Zeitaltern den Willen dieſes einen als das Geſetz für alle bewahren, ſo verkettet auch die Sprache das Geſetz Moſes mit dem Koran Mohammed's, das Epos Homer's mit dem Drama Shakſpeare's.

Der geographiſche Abſtand von China ſcheint auch der Maßſtab für die Zeitfolge in der Scheidung der Turanier vom menſchheitlich gemeinſamen Grundſtock zu ſein, und die verſchiedenen Grade grammatikaliſcher Vervollkommnung ſtehen in einem ähnlichen Verhältniß zur chineſiſchen Einſilbigkeit. Es ſind zwei Scheidungen, eine nördliche und eine ſüdliche; die nördliche begreift das Tunguſiſche, Mongoliſche, Tatariſche, Samojediſche und Finniſche; die ſüdliche das Tai, das Malaiiſche, Bhotiya und Tamuliſche. Das Finniſche und Tamuliſche zeigen die größte Entfernung von China, die reichſte Ausbildung. Außerdem gibt es noch ſporadiſch verſprengte Dialekte dieſer Sprachenfamilie, von Bergen oder Wüſten eingeſchloſſen, im Kaukaſus, oder in den Pyrenäen das Baskiſche. Bei ihrer Trennung hatten dieſe Stämme weder Geſetze, noch Volkslieder, noch religiöſe Dichtungen, die ſie als eine gemeinſame Fahne bewahrt hätten. Sie brachen auf und nahmen mit ſich eine jede einen Theil der gemeinſamen Sprache, und daher die Aehnlichkeit, aber ſie beſaßen noch keine eigentlichen geiſtigen Erbgüter, und daher die Verſchiedenheit. Daß alle dieſe Zweige im Unterſchied vom Semitiſchen und Ariſchen eine Gemeinſamkeit und Einheit untereinander haben, iſt bereits dargethan; eine weitere Ausdehnung nach Amerika und Afrika zu verfolgen und nachzuweiſen dürfte der weitern Forſchung möglich werden.

Die Weltgeſchichte ſoweit ſie den organiſchen Zuſammenhang im Werden der Menſchheit und in ihrem Bildungsgang bezeichnet, hat zu ihren Trägern die Semiten und die Arier. Es iſt nicht zufällig daß wir hier auch die organiſchen Sprachen finden. Das Turaniſche repräſentirt einen Standpunkt der Sprache vor der Individualiſirung durch den ſemitiſchen und ariſchen Typus. Die Trennung dieſer beiden Dialekte und ihr eigenthümliches Wachsthum iſt der Erfolg einer individuellen That, unberechenbar wie alles Freie und Perſönliche nach ihrer Natur und ihrem Urſprung; die Unterſchiede des Turaniſchen ſind Folge

eines allmählichen und einfachen Processes, der aus vielen möglichen Combinationen jetzt diese, jetzt jene Formen consolidirte. Wie wir in der Bildung der Staatsgesellschaft zur Erklärung von herrschenden und dienenden Klassen oder von Gesetzen gegen Räuber und Mörder keineswegs die Wirksamkeit einer mächtigen und hervorragenden Persönlichkeit voraussetzen, sondern das als die nothwendige Folge geselligen Zusammenseins ansehen, so finden wir auch in der Organisation der turanischen Sprachen nichts was den Einfluß eines individuellen poetischen Genius bezeugte, einen solchen als Schöpfer eigenthümlicher Bildungsgesetze und Principien verlangte. Bei den Semiten und Ariern aber finden wir Einrichtungen und Gesetze die wie die Erbfolge in Rom und Indien der Ueberlieferung der Stämme den Stempel eines persönlichen Willens aufgeprägt zeigen; Solon in Athen und Moses in Judäa und Karl der Große in Deutschland wirken für Jahrhunderte, und ihre Schöpfungen lassen sich nicht als ein allmähliches Werden ohne ihre freie und leitende Geisteskraft erklären. So bedurfte auch das Semitische und Arische eines Genius, der das Bildungsprincip feststellte und in die Krystallisationen und Agglomerationen einen neuen und eigenthümlichen Lebenskeim senkte, der aller weitern Entfaltung ihre Norm und Grundlage bot. Von ihm aus beginnt das wirkliche Leben der arischen und semitischen Sprache und erhält sich in den mannichfachen Dialekten derselben. Aber das Arische und Semitische sind in der Verwerthung der Wurzeln und in allen formalen Elementen so verschieden, daß man erkennt wie hier von Haus aus zwei getrennte Richtungen eingeschlagen wurden.

Die fernere Entwickelung nun ist diese. Die Weltgeschichte beginnt damit daß Arier und Semiten nicht mehr zur chaotischen turanischen Masse gehören. Sie erscheinen wie Pallas in voller Rüstung, die Feinde der Barbaren, die Verehrer des Lichtgottes, die Urheber eines neuen Weltalters. Sie haben das chinesisch Stationäre und das turanisch unstet Nomadische in sich selbst überwunden um die Principien der Dauer und Bewegung in einer wesenhaften Entwickelung zur Versöhnung zu bringen. Sie beginnen sogleich den Kampf der Jahrtausende, dessen Ziel und Preis für sie die Unterwerfung und die Civilisation der Erde sein soll, sie sind die Träger der Cultur, die sie für sich erwerben und den andern Nationen bringen.

Daß Semiten und Arier als Brüder aus einem Hause her-

vorgegangen, beweisen neben der Gemeinschaft religiöser Urgedanken und Mythen die Wurzeln der Sprache. Die ältesten uns aufbewahrten Reste derselben gehören dem Semitischen an und stammen aus einer Periode wo die turanischen Einflüsse noch nicht ganz überwunden waren und der Abstand vom Strom der arischen Sprache noch minder groß ist. Wir lernen sie kennen durch die ältesten Denkmale der Kunst und Geschichte: Aegypten zeigt uns den Niederschlag des ursprünglichen Semitenthums noch vor seiner Trennung in die asiatischen Zweige. Hierauf folgte die chaldäische Niederlassung, die Gründung und Sprache von Babylon und Assyrien. Das Arabische, Aramäische und Hebräische endlich stehen vor uns wie Töchter eines Vaters, dessen scharf ausgeprägte Züge sie tragen.

Es war eine Zeit wo die Arier alle eine Familie bildeten; ihre Sprachen sind nur verschiedene Dialekte, ehe sie sich trennten hatten sie in Religion, Sitten, Thaten und Dichtung eine gemeinsame Cultur und die gemeinsame Sprache war vielleicht reicher als alle ihre Schößlinge und von so festen Principien, so tiefer Individualität, daß der nationale Charakter, so verschieden auch der sinnige Indier, der praktische Römer, der künstlerische Grieche erscheinen, doch niemals den Stempel der gemeinsamen Abkunft verwischt. Zunächst nun haben Indier und Perser, Griechen und Römer, Germanen und Slawen engere Bezüge zueinander; sie scheinen als Gruppen noch zueinander gestanden und zusammengelebt zu haben als schon die Trennung und Wanderung begonnen hatte, auf welcher die Gräcoromanen oder Pelasger eine mehr südliche, die Slawogermanen eine mehr nördliche Richtung nach Westen, nach Europa einschlugen, während die Indoperser südlich in Asien sich ausbreiteten. Die Vedas und die Avesta sind zwei Bäche aus einem Quell, aber jener ist der vollere und reinere. Der früheste Dämmerschein der Ueberlieferung zeigt uns die Indier im Land der sieben Stämme südwärts vom Himalaja, und doch ist es wahrscheinlich daß sie vorher alle ihre Bruderstämme in der Urheimat scheiden sahen, daß auch die Perser sich infolge religiösen Zerwürfnisses von ihnen trennten, und daß sie dann selbst in anderer Richtung aufbrachen um eine neue Welt zu suchen: denn in den Wurzeln der Sprache wie in der Grammatik haben sie manches mit Griechen oder Germanen gemeinsam, was bei Griechen und Germanen selbst verschieden ist, und keine andere Nation hat vom gemeinsamen Erb-

gut in Religion und Dichtung ſo viel gerettet und erhalten wie die Indier.

Am früheſten ſcheinen die Celten ſich auf die Wanderung begeben zu haben; ihre Sprache zeigt unter allen ariſchen Dialekten die größte Verwandtſchaft mit dem Aegyptiſchen, damit eine Zeit des Urſprungs wo die Nachklänge der Gemeinſchaft der ſemitiſch-ariſchen Elemente noch mächtig waren; die grammatiſchen Formen ſind nicht zur völligen Syntheſe wie das Sanskrit zuſammengeſchmolzen, ſondern haben den urſprünglich analytiſchen Charakter freier Partikeln am meiſten bewahrt, und das ſcheint auf die Wiederauflöſung im neuern Europa von Einfluß geweſen zu ſein. Nach den Celten folgten Thrazier oder Illyrier und Armenier; dann die Pelasger, unter welchem Namen ich die gemeinſame vorgeſchichtliche Periode der Griechen und Italier begreife; dann die Slawen und Germanen.

Die Cultur der Menſchheit iſt das gemeinſame Werk der Völker mit Flexionsſprachen, der Arier und Semiten. China ſteht bisjetzt außerhalb des Stroms der Weltbewegung, die Turanier haben durch Attila oder Tamerlan wie durch die ſcythiſchen Einfälle in Perſien und Babylon nur durch äußere Anſtöße gewirkt, ohne ſelbſt eine originale Idee erzeugt und fortgepflanzt zu haben. Die Geſchichte beginnt mit Aegypten. Dann folgen auf ariſcher Seite die Reiche der Baktrier und Meder, der Indier und Perſer, auf der ſemitiſchen die der Babylonier und Aſſyrier, der Hebräer und Phönizier. In einem folgenden Weltalter geben dort die Griechen und Römer, hier die Juden und Karthager den Ton an. „Japhet wohnt in den Hütten Sem's", die Römer erobern Karthago und Jeruſalem, aber die Arier nehmen das unter den Semiten offenbarte Chriſtenthum in ſich auf und die Germanen, die ungemiſcht oder romaniſirt dann nebſt den Arabern auf die Weltbühne treten, durchdringen die Religion mit philoſophiſchem Geiſt und führen die in Griechenland blühenden Künſte und Wiſſenſchaften fort, während der ariſche Suſismus der Perſer die Feſſeln des Islam ſprengt und Gott und Welt zu verſöhnen trachtet. Schon Paulus und Johannes predigten und ſchrieben das Evangelium in griechiſcher Sprache, und wenn den Semiten mehr das Religiöſe, den Ariern das Weltliche und menſchlich Freie zu gründen und zu vollenden beſtimmt war, ſo haben die Arier das Gute der Semiten voller und gründlicher aufgenommen als die Semiten die Errungenſchaft der Arier.

Der ununterbrochene Strom menſchheitlicher Bildung wogt jetzt in den ariſchen Sprachen, deren Bildſamkeit und Kraft gleichen Schritt hält mit der Arbeit des menſchlichen Geiſtes und begonnen hat die Früchte derſelben allen Völkern darzubringen.

„Und wenn wir nun hinſchauen von unſern vaterländiſchen Geſtaden über dieſen weiten Ocean menſchlicher Sprache, wie er rollt von Land zu Land mit ſeinen Wellen, kühn aufſteigend unter dem friſchen Hauch des Morgens der Geſchichte und langſam anſchwellend in unſerer ſchwülern Atmoſphäre, — mit Segeln die über ſeine Fläche dahingleiten und manchem Ruder das die Wogen furcht und den Flaggen aller Nationen die freudiglich zuſammenwallen, — mit ſeinen Klippen und Trümmern, ſeinen Stürmen und Schlachten, doch alles was oben und unten und ringsum befindlich iſt klar widerſpiegelnd, — wenn wir dies ſchauen und horchen auf die fremden Töne, wie ſie in ungebrochenen Weiſen an unſer Ohr rauſchen, ſo ſcheint es uns nicht länger ein wilder Tumult, ſondern wir fühlen uns wie hineingeſtellt in einen alten Dom, lauſchend auf einen Chor unzähliger Stimmen; und je inniger wir zuhören, deſto mehr verſchmelzen alle Misklänge in höhere Harmonien, bis wir zuletzt nur einen majeſtätiſchen Dreiklang oder einen mächtigen Einklang vernehmen wie am Ende einer heiligen Symphonie.“

Solche Viſionen, ſagt Max Müller, fluten durch das Studium des Sprachforſchers, und inmitten mühſamer Unterſuchungen will ſein Herz plötzlich klopfen, wie es die Ueberzeugung in ſich wachſen fühlt daß die Menſchen Brüder im einfachſten Sinne des Wortes ſind, Kinder deſſelben Vaters, was immer auch ihr Land, ihre Farbe, ihre Sprache, ihr Glaube ſei.

Wir aber erkennen dabei in der Sprache das große Gewebe das die Menſchen untereinander und mit der Natur verknüpft, und in welches das Bild des Geiſtes und ſeiner Geſchichte eingewirkt iſt durch die Phantaſie, wie ſie nicht blos die Gabe einzelner, ſondern der Völker iſt, und ihre Arbeit in der gemeinſamen Thätigkeit aller in jenem unbewußten und doch ſo vernunftvollen Drang vollzieht, der auf göttliche Führung und Erleuchtung hinweiſt.

Begriff, Urſprung und Entwickelung des Mythus.

Immanuel Kant zeigt in ſeiner Kritik der reinen Vernunft wie unſer Denken, von der Erfahrung und deren verſtändiger Bearbeitung aufſteigend, nach den Principien forſche, und nur in der Idee einer höchſten und erſten Einheit ſich befriedige, die alles Mannichfaltige in ſich begreift und begründet; als das in ſich Vollendete nennt er ſie das Ideal der Vernunft, kein willkürliches oder zufälliges Gebilde, ſondern ein nothwendiges Erzeugniß derſelben, keine begriffliche Allgemeinheit, ſondern eine für ſich ſeiende Weſenheit; — es iſt der Gedanke Gottes. Das Wort des Philoſophen findet in der Geſchichte ſeine Beſtätigung ſoweit unſere Kunde von der Menſchheit reicht; die älteſten Denkmäler der Kunſt, die älteſten Schriftwerke bezeugen die Thatſache daß die Gottesidee in dem Gemüth der einzelnen wie der Völker lebendig iſt, daß ſie mit der Entwickelung der Cultur immer klarer ausgebildet wird, daß ſie zuerſt und immerdar im Gefühl und im Gewiſſen waltet, daß dann zunächſt die Phantaſie ihr Geſtalt gibt, danach der denkende Geiſt ſie zu beſtimmen und zu beweiſen ſucht, indem er von der Wirklichkeit und ihrer Beſchaffenheit auf das Weſen ihres Grundes ſeine Schlüſſe macht.

Der Menſch könnte ſich und die Dinge nicht als endlich bezeichnen, wenn ihm nicht die Idee des Unendlichen und Vollkommenen in ſeinem Denken gegenwärtig wäre, von der er dann alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterſcheidet. Es gibt kein Oben ohne Unten, kein Rechts ohne Links; ebenſo wenig können wir etwas endlich nennen ohne Bezug auf den Gedanken des Unendlichen. Dieſer wird im Geiſt allerdings durch die Eindrücke der Außenwelt erweckt und zum Bewußtſein gebracht, aber er ſtammt nicht aus der Außenwelt, die ſelber ja nur Mangelhaftes oder Begrenztes enthält; dagegen gibt im Gemüth

das Gewiſſen von ihm Zeugniß. Wenn der Menſch ſich vielfältig abhängig fühlt, wenn erſchreckende oder wohlthätige Naturerſcheinungen ihn dann antreiben dieſelben zu vergöttern, ſo geht er ja damit über dasjenige hinaus was dieſe Gegenſtände oder Eindrücke für ſich ſind; ſie können ihn nur erregen den Gedanken des Göttlichen in ſich hervorzubilden und dann mit ihnen zu verknüpfen. Wie könnte der Menſch in der Sonne nicht blos die ſtrahlende Scheibe, ſondern einen Gott ſehen, wenn er nicht die Idee Gottes in ſeiner Seele trüge als urſprüngliche Mitgift, als Siegel ſeiner Abkunft aus dem Unendlichen, in welchem er ja entſteht und beſteht, das ſich in ihm offenbart?

Die Seele iſt nicht jenes weiße Papier auf welches die Dinge der Außenwelt ſich abzeichnen und einſchreiben, ſodaß ſie ſich nur leidend und aufnehmend verhielte, wenn ſie mit Inhalt erfüllt wird; außer unſerer Subjectivität ſind Töne und Farben als ſolche ja gar nicht vorhanden, ſondern die lautloſen dunkeln Schwingungen der Luft und des Aethers werden erſt von uns als Schall und Licht empfunden, und unſer Selbſt ordnet das Chaos der Empfindungen und geſtaltet aus ihnen das Bild der Erſcheinungswelt, das es in Raum und Zeit ſich vorſtellt. Die Sinneswahrnehmung erfaßt nur das Beſondere; allgemeine Geſetze, Gattungsbegriffe formt und erzeugt erſt unſer Denken. Auch ſind die Ideen als ſolche der Seele nicht angeboren, denn kein Inhalt liegt fertig in ihr; ſie iſt das Vermögen der Ideen und wird von den Eindrücken der Außenwelt angeregt über dieſe hinauszugehen und den ihnen zu Grunde liegenden Gedanken in ſich hervorzubilden. Aber der Geiſt entwickelt ſich nach Geſetzen und verfährt denkend nach ihnen, wie die Pflanze innerhalb einer Spirallinie an beſtimmten Stellen die Knospen treibt und die Blätter in beſtimmter Form entwickelt; ſo hat der Geiſt auch die Normen ſeiner Thätigkeit in ſich, und indem er dieſe letztere beachtet und betrachtet, kommen ihm auch jene als Bedingungen und Geſetze ſeines Denkens und Wirkens zum Bewußtſein. Aber der Geiſt hat auch Geſetze denen er nicht mit Nothwendigkeit folgt wie die Materie dem Zug der Schwere, ſondern mit Freiheit; das ſittliche Gebot iſt ihm darum kein Müſſen, ſondern ein Sollen; ein Sollen, keine bloße Vorſtellung mit der er nach Belieben ſchalten und walten könnte, vielmehr fühlt er ſich verpflichtet dem Geſetz gemäß zu leben, das Gebot der Pflicht verlangt daß er das Gute um des Guten willen thut; aber was das

Gute ist, das weiß er nicht unmittelbar, das soll er selbst finden und erkennen.

Das Wesen des Geistes ist die Freiheit, die Selbstbestimmung; darum ist er nicht von Natur was er sein soll, sondern wird erst durch eigenen Willen, und seine Selbstverwirklichung ist die Geschichte. Ist er aber nicht fertig von Natur, dann ist seine Aufgabe die Selbstvervollkommnung. Das Vollkommene liegt darum im Geist, aber nicht als inhaltsvoller Begriff, sondern, wie es Ulrici gewiß richtig bestimmt hat, als ethische Kategorie, als Unterscheidungsnorm, als leitender Gesichtspunkt; darum erst können ihm die Dinge und kann er sich selbst den Eindruck des Mangelhaften, Unvollkommenen machen, weil er sie und sich am Normalbegriff der Vollkommenheit mißt, der ihm gerade hierdurch empfindlich und erkenntlich wird. Das Vollkommene ist das Seinsollende, darum sind wir nur dort befriedigt, wo es uns in der Erscheinung entgegentritt, wo es durch die That vollbracht oder im Denken erreicht wird. Danach bezeichnen wir es als das Schöne, Gute, Wahre; entsprechende Triebe unserer Natur leiten dazu hin; wir sollen und wollen Grund und Zweck der Dinge erkennen, wir begehren und erstreben das Werthvolle, unserer Bestimmung Gemäße, wir erfreuen uns der Verwirklichung der Idee, wo sie uns in der Harmonie von Gesetz und Erscheinung, von Geist und Natur entgegentritt, und suchen sie herzustellen, darzustellen. Das Vollkommene aber ist das in sich Vollendete; das Endliche trachtet nach ihm, aber das Unendliche ist das Vollkommene, das Absolute oder Göttliche. Ein Gefühl des Unendlichen, ein Zug nach ihm liegt in der Seele; was aber das Unendliche sei, dies in bestimmter Weise zu erkennen ist eben eine Lebensaufgabe der Menschheit. Kunst, Religion, Philosophie bezeichnen nach den Grundrichtungen des Geistes die Formen innerhalb welcher die Arbeit an dieser Aufgabe vollzogen wird. Sie sind anfänglich noch nicht unterschieden, sondern wirken vereint, und wie wir die Urphilosophie und Urpoesie der Menschheit in der Sprachbildung erkennen, durch welche das Weltbewußtsein des Geistes zu Stande kommt, so ist im Mythus die gleich ursprüngliche Thätigkeit des Dichtens und Denkens vorhanden, um das Gottesbewußtsein oder die Idee des Vollkommenen, das Ideal der Vernunft zu gestalten.

Den Urzustand der Menschheit vermögen wir uns nicht als ein Culturleben vorzustellen, weil das immer erst das Resultat

vielfacher Entwickelung und geiſtiger Thaten ſein kann; ebenſo wenig aber als Kampf aller gegen alle, Roheit und Wildheit, weil der Menſch nicht als Beſtie, ſondern eben als Menſch geboren wird; die Kinderharmonie des Paradieſes vielmehr oder des goldenen Zeitalters erſcheint gegen jene beiden Annahmen als die richtige Erinnerung der Menſchheit ſelbſt an jene Tage wo ſie in harmloſer Unſchuld ſich des Daſeins freute; die Vernunft leitete ihre Schritte noch nicht mit ſelbſtbewußter Einſicht und Gedankenklarheit, vielmehr mit der Sicherheit des Inſtincts; ſie fand am mütterlichen Buſen der Natur was ſie bedurfte; die Kräfte des Geiſtes, die Richtungen ſeiner Thätigkeit waren noch eins in der Tiefe und im Frieden des Gemüths, und in ungetrübter Harmonie mit der Außenwelt fühlte er die Einheit des Alls und ſich in ihr, ahnte er den allumfaſſenden alliebenden Gott. Aber es kam noch zu keiner ſondernden Vorſtellung von dieſem weder im Bilde noch im Gedanken, ſondern nur ein unmittelbares Gefühl der alldurchwaltenden Gotteskraft durchdrang das Herz. Die Menſchheit lebte wie eine große Familie, nicht äußere Ordnungen, nicht beſtimmte Geſetze, ſondern die Pietät, die Empfindung der Liebe, dieſe Verſchmelzung des Naturtriebs und der ſittlichen Idee, beherrſchte ein friedſam kindliches Daſein.

Fragen wir aber was denn in dieſem Weltalter des Vernunftinſtincts jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wiſſende Macht, im Gemüth der kindlichen Menſchheit erwecken, an welchen ſichtbaren Gegenſtand der aufdämmernde Gedanke ſich als an ſeinen Träger knüpfen konnte, ſo iſt es der Himmel, der allumfaſſende, der mit ſeinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Die Geſchichte beſtätigt dieſe Anſicht als die Uranſchauung unſers Geſchlechts. Wie wir heute noch ſagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, ſo iſt der Himmel auch bei Naturvölkern wie bei den Negern oder Südſeeinſulanern zugleich der Ausdruck für Gott, und dieſer wird im Himmel verehrt; im Himmel iſt der Eine und Unendliche ſichtbar geworden. Und wenn wir mit Grund in China das Aelteſte der Cultur, aber ſtarr und mumienhaft geworden, zu ſehen berechtigt ſind, worauf auch die einfache einſilbige und flexionsloſe Sprache hindeutet, ſo finden wir dort gleichfalls das Urſprüngliche bewahrt, Gott im Himmel zu erkennen; ohne Phyſiſches und Geiſtiges zu trennen ſehen ſie im Himmel die Weltordnung ausgeprägt, beten

ſie zu ihm als dem Princip, dem Herrn und Lenker aller Dinge. Der Gott des Himmels, der Herr in der Höhe iſt ebenſo die Hauptgeſtalt des ſemitiſchen Glaubens als wir ihn bei den Turaniern wiederfinden; im Licht des Himmels das alles umgibt und alles belebt, erblickt der alte Aegypter das Göttliche, ebenſo wie es die Arier der Urzeit gethan. Das gemeinſame Wurzelwort für das Göttliche in allen indogermaniſchen Sprachen (div leuchten) führt uns auf den lichten Himmel, welcher der Gottesidee den erſten Halt und damit den Namen gab. Die Menſchheit betete nicht zu dem äußerlichen materiellen Himmel, ebenſo wenig hatte ſie den Begriff eines rein geiſtigen Gottes; ſondern die Gottesidee ward als der Gedanke des Urſprünglichen und Unendlichen durch die Naturanſchauung des Himmels erweckt und ſofort mit ihm verknüpft; der Himmel war der ſichtbare Gott, aber im ſichtbaren Himmel waltete die Geiſteskraft Gottes wie die empfindende wollende Seele in ihrem Leibe. Die Gottheit, das Ganze und Unendliche, iſt Natur und Geiſt in einem. Alles iſt in ihm, von ihm beſeelt und beherrſcht, wie der Himmel alle Dinge umſchließt und ihnen Leben, Licht und Kraft verleiht.

So haben wir weder Naturvergötterung noch einen ſpiritualiſtiſchen Begriff als das Anfängliche, ſondern Geiſt und Natur in Einheit; wir haben Monotheismus, aber nicht im Gegenſatz gegen Vielgötterei die noch nicht vorhanden iſt, — aber nicht gedankenklar beſtimmt, ſondern in lebendiger Anſchauung, in religiöſem Gefühl, wir haben die Einheit die alle Fülle in ſich trägt, die nicht eines neben dem vielen, ſondern das alleine iſt, eins und alles. Die Fülle wird ſich hervorbilden wie der Reichthum des menſchlichen Geiſtes ſich entwickelt; das Mannichfaltige wird ſcheinbar die Einheit aufzehren und für ſich ſelbſtändig erſcheinen; aber die Einheit wird es in ſich zur Harmonie führen. Der Gegenſatz des Pantheismus und des Deismus iſt hier von Haus aus überwunden: Gott iſt gegenwärtig im All, und iſt zugleich ſelbſtſeiende Weſenheit, er iſt der Quell alles Lebens und zugleich ſein Herr; die ſichtbare Unendlichkeit des Himmels iſt ſeine Erſcheinung.

Die Entfaltung der Einheit führt zunächſt zum Polytheismus. Nachdem einmal die Gottesidee ausgeſprochen iſt und im lichten Himmel ihren Träger gefunden hat, kann nun auch eine andere Kraft der Natur oder Macht des Gemüths einen überwältigenden Eindruck auf den Menſchen machen und gleichfalls

vergöttert werden, neben dem ersten Gott, oder an seine Stelle treten. Wie in der Menschheit dem Manne das Weib, so gesellt sich zuerst dem männlich gedachten Gott, der geistigen Schöpferkraft, ein Princip der Weiblichkeit, Empfänglichkeit, der Natur, oder vielmehr es wird aus der Einheit eine Zweiheit, die aber im Liebesbunde von Himmel und Erde, von dem bestimmenden Geist und der bestimmbaren Materie, vereinigt bleibt. So heißt es in den Veden daß die alten Weisen Himmel und Erde als Götter angerufen, so stehen Zeus und Dione im Cultus der Pelasger, so Baal und Melitta bei den Babyloniern. Oder man sieht in der Sonne den Kern und Quell des Lichts, und sie wird als der Erstgeborene des Himmels, als eine besondere Gottesmacht neben ihm verehrt. Die Arier nannten den ursprünglich einen Himmelsgott (Dians) auch den Allumfasser und den Regner, Varuna (Uranos) und Indra; daraus wurden in der Personification besonderer Offenbarungsweisen des Einen besondere Götter. Oder das Naturleben ward zur Grundlage der phantasievollen Betrachtung, wie es im Frühling aufblüht, im Herbst abwelkt, die Sonne wie sie täglich geboren wird und untergeht, im Sommer höher steigt und wärmer scheint, im Winter tiefer sinkt und ihre Kraft verliert; und dadurch kommt Leiden, Tod und Wiedergeburt in die Geschichte des Gottes, des Adonis, Osiris, Dionysos. Sodann aber haben, wie man in Aegypten, Indien, Griechenland nachweisen kann, verschiedene Stämme eines Volks die ursprünglich gemeinsame Idee des Göttlichen nach besondern Natureindrücken, nach besondern innern Erfahrungen verschiedenartig und unter verschiedenen Namen weiter ausgebildet, was zuerst Beiname war ist selbständiger Hauptname geworden, und wenn nun die Stämme zum einigen Volk sich verbanden, hielt jeder seine Lokalgottheit fest, nahm aber die der andern mit hinzu; unter der Herrschaft eines obersten Gottes entsteht ein Götterstaat.

Gemeinsame Götterverehrung ist im Alterthum nicht blos das Band eines Volks, sondern auch der Stämme, der Genossenschaften, der Familien. Die verschiedenen Völker aber sind die selbständig entfalteten Aeste des einen Menschheitbaumes; sie gingen nicht blos räumlich, sondern auch geistig auseinander als besondere Kräfte, Eigenschaften, Richtungen des Geistes mächtig hervortraten und Mittelpunkt wurden von denen aus nun eigenthümliche Lebenskreise ihr Gepräge empfingen. Besondere Ge-

danken und Erfahrungen, besondere Weltauffassungen bedurften eigenartiger Ausdrucksmittel und Darstellungsweisen, und so entstand die Verschiedenheit der Sprachen; ebenso ward die Idee des Göttlichen nach Maßgabe der Grundrichtung und der äußern und innern Erfahrung eines eigenthümlichen Lebenskreises fortgebildet; und durch das unterscheidende Band besonderer Ideen, Sprachen und Religionen entstanden die verschiedenen Völker; denn ein Volk ist kein bloßer Menschenhaufen, sondern eine organische, natürliche wie geistige Einheit. Die für sich entwickelten Völker verstanden zunächst weder die Sprache der andern, noch fanden sie in deren Religion den eigenen Gott, den eigenen Glauben wieder, und so entstanden für das menschheitliche Bewußtsein die verschiedenen Volksgötter nebeneinander.

Es war Jakob Böhme der in diesem Sinne die Erzählungen vom babylonischen Thurmbau gedeutet hat, wie ich dies in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit" (S. 703 fg.) nachgewiesen. Dieweil die Kräfte der Menschheit sich noch nicht ausgewickelt hatten, sagt er, redeten alle Menschen nur einerlei Sprache; als die mannichfachen Eigenschaften sich sonderten, ward der Unterschied geformt, und als die Völker sich zerstreuten ward ihre Sprache nach der Natur der Länder gebildet. Wie die Eigenschaft eines jeden Reiches ist, so verhalten sich auch Sprachen, Sitten und Religion, wie geschrieben steht: Welch ein Volk das ist, einen solchen Gott hat es auch. Nicht daß mehr als ein Gott sei, sondern man versteht darunter die Offenbarung wie sich Gott nach aller Völker Eigenschaft in ihnen ausspricht.

Die mosaische Ueberlieferung stellt im Bilde eines einmaligen und plötzlichen Ereignisses dar was ein langsamer und mehrfach sich wiederholender Proceß war, wenn z. B. nachher die anfangs noch gemeinsamen Semiten und Arier, und unter diesen wieder die besondern Völker sich schieden.

So betont denn auch Schelling in der Einleitung zur Philosophie der Mythologie daß es innere, im Innern der homogenen Menschheit entstehende Ursachen gewesen, die sie in einander ausschließende Theile auseinander geführt, daß eine geistige Krisis, eine Erschütterung des Bewußtseins eingetreten sei und die ursprüngliche Einheit aufgelöst habe. „Denn auf eine Einheit, deren Macht selbst in der Zertrennung besteht, deuten die Erscheinungen, deutet das Benehmen der Völker, soweit es ungeachtet der

großen Entfernung durch den Nebel der Vorzeit noch erkennbar ist. Nicht ein äußerer Stachel, der Stachel innerer Unruhe, das Gefühl nicht mehr die ganze Menschheit, sondern nur ein Theil derselben zu sein, und nicht mehr dem schlechthin Einen anzugehören, sondern einem besondern Gott oder besondern Göttern anheimgefallen zu sein, dieses Gefühl ist es was sie von Land zu Land, von Küste zu Küste trieb, bis jedes sich mit sich allein und von allem Fremdartigen sich geschieden sah und den ihm bestimmten, ihm angemessenen Ort gefunden hatte." Was man auch über Schelling's besondere Ausführung urtheilen möge, daß Religion, Sprache und Volk sich nur zusammen entwickelt haben, und daß die Scheidung im Willen der Vorsehung gelegen, zur Befreiung und Entfaltung der Menschheit nothwendig gewesen, das werden wir festhalten dürfen. Aber ehe wir zur eigentlichen Mythologie, zur phantasievollen Gestaltung der religiösen Ideen in mannichfaltigen Götterbildern und Göttergeschichten kommen, müssen wir noch einige Zwischenglieder betrachten, die zwischen ihr und zwischen dem ursprünglichen Gefühl der Einheit und seiner Anschauung im Himmel liegen.

Das Erste ist der Geisterglaube. Wie die Idee Gottes ist die Hoffnung der Unsterblichkeit der geistigen Natur des Menschen eingeboren, das heißt der Anlage nach ihr eigen, und so tritt sie mit dem erwachenden Bewußtsein sogleich hervor. Der Mensch erkennt oder fühlt in sich einen Mittelpunkt des Lebens, er erfaßt sich als selbstseiendes Wesen, er gewahrt wie er als solches im Wechsel der Außenwelt und ihrer Eindrücke, der eigenen Zustände und Vorstellungen beharrt; als dies Dauernde erhebt er sich über die Macht der Zeit, hält er sich für unzerstörbar, sodaß ihm der Tod des Leibes nur zur Befreiung des Geistes wird. Darum finden wir mit der Anschauung des einen Himmelsgottes auch den Glauben an eine Geisterwelt bei den Naturvölkern wie im chinesischen Alterthum, bei Aegyptern und Turaniern, bei Semiten und Ariern; die Verehrung der Laren und Penaten als der fortlebenden, über den Nachkommen waltenden Ahnen ist nicht blos bei den Römern, sondern bei allen Nationen etwas Uranfängliches. Die Geister umschweben die Erde, ihr eigentlicher Wohnsitz ist der Himmel, sie gehen ein zu Gott, auf den Schwingen des Windes durchfliegen sie die Wolkenregionen und leben im Licht.

Der kindliche Mensch nun beurtheilt alles nach sich, er ist

ſich ſelbſt das Maß aller Dinge. Da gewahrt er denn daß was er thut das Werk ſeines Willens, der Ausdruck eines Gedankens iſt, und danach macht er Willen und Gedanken zum Grund einer jeden Bewegung und Wirkung die er außer ſich gewahrt; ſeine Einbildungskraft beſeelt die Natur und ſieht in allen Dingen und Vorgängen die Thätigkeit geiſtiger Kräfte, wie er ſolche in ſich ſelbſt und als die Urſache ſeiner Handlungen weiß. Auch die materielle Welt hat ihr Princip in Gott, in der göttlichen Natur, ſie iſt lebendig, ihre Ordnung, ihre Geſetze, ſind Beſtimmungen des göttlichen Geiſtes, der in ihr waltet; dieſe Wahrheit liegt den Gebilden der Kinderphantaſie zu Grunde, darum finden ſie Glauben. Noch gibt die Einbildungskraft den Geiſtern der Dinge keine Geſtalt, noch ſind die Dinge ſelbſt ihre Erſcheinung, wie Gott im Himmel angeſchaut wird; aber die Genien der Natur und die abgeſchiedenen Seelen der Menſchen geſellen ſich einander und verſchmelzen zum Geiſterreich. Das ruhige Wandeln der Geſtirne, das Aufſprudeln des Quells, die belebende Wärme des Sonnenſtrahls, das Flackern der Flamme, die Bewegung der Wellen, das Brauſen des Windes, das Wachsthum des Baumes, dies und ſo vieles andere kann ſich der Menſch mit Recht nicht erklären, wenn er nicht ein ſelbſtſeiendes Weſen als den Grund davon annimmt; aber den allgemeinen Grund zerlegt die von den einzelnen Eindrücken und Gegenſtänden ergriffene Einbildungskraft in eine Fülle beſonderer Gründe, beſonderer geiſtiger Weſen, die in den Dingen walten und die Erſcheinungen bewirken. Alles Sichtbare, Gegenſtändliche, Objective iſt der Ausdruck, das Werk unſichtbarer, ſelbſtſeiender ſubjectiver Kraft und Weſenheit; das iſt die große Idee, die im Gemüth der kindlichen Menſchheit noch unbewußt ſchlummert, aber durch die Thätigkeit der Einbildungskraft in der Vergleichung der Außenwelt mit der eigenen Natur und in der Geſtaltung der Dinge nach dem eigenen Bilde ſich bereits bezeugt. Die Menſchheit führt auf dieſer Stufe das traumſelige Phantaſieleben des Kindes, dem auch alle Dinge perſönlich ſind, das ſich in ſeinem heitern und ſinnigen Idealismus noch nicht ſtören läßt, noch unbefangen an die Wahrheit ſeiner Vorſtellungen glaubt, und in ihnen in der That eine Form der Wahrheit für die kindliche Faſſungskraft hat. Ihres ſchöpferiſchen Vermögens froh übt und genießt ſie in dieſer Beſeelung und Verklärung der Natur das

erſte Aufdämmern der Kunſt, und alle ſpätere Kunſtblüte iſt die Entfaltung dieſes Keimes.

Hier tritt nun der Polytheismus ein, wenn die Menſchen in einzelnen bedeutſamen Naturgegenſtänden, in der Sonne, im Meer, in einem Strom, im Sturm, im Feuer einen beſonders mächtigen, über die eigene Kraft erhabenen Geiſt ahnen, wenn ſie zu demſelben als zu einem höhern Weſen aufblicken, wenn die Idee Gottes damit verſchmilzt und nun dieſe Gegenſtände ihre Träger werden.

Die Kinderphantaſie der Menſchheit glaubt an die Beſeelung der einzelnen Naturgegenſtände, und wenn dann auch deren Geſtalt an wirklich belebte Weſen erinnert, ſo ſchafft ſie nun Naturbilder, und ſieht eine Schlange im Blitz der aus der Wolke zuckt oder im Fluß der ſich durch die Wieſe dahinwindet; ſie hört den Sturm und ſein Geheul läßt ihn als ein Raubthier erſcheinen, während die Sonne als ein glänzender Vogel ruhig am Himmel dahinſchwebt, ein Schwan im Luftmeer; einem andern aber erſcheint ſie als ein Feuerrad, und einem dritten als das ſtrahlende allſehende Auge des Himmelsgottes. Wellen ſind Roſſe, ſie bäumen ſich gleich ihnen und der Schaum wird zur wallenden Mähne. Die Gegenſtände ſelbſt haben verſchiedene Seiten und werden anders vom Hirten, anders vom Jäger aufgefaßt. Dem Hirten ſind die weißen Wölkchen eine Lämmerheerde oder die Regenwolken Kühe die mit ihrer Milch die Erde tränken; einem andern werden die Strahlen der Morgenröthe nach ihrer Farbe gleichfalls zu Kühen, während der Jäger in den vom Sturm geſcheuchten Wolken eine Heerde ſieht, die in wilder Jagd dahinbrauſt, Roſſe, deren Hufſchlag das Donnergetös hervorbringt. Die dunkele Wetterwolke erſcheint als ein finſteres Ungethüm, ein feuerſchnaubender Drache. Und wiederum iſt das Gewölk aufgeſchichtet wie ein Gebirge oder ausgebreitet wie ein zottiges Thierfell, und ſo kann es dann als Gewand des Himmelsgottes gelten, das er um ſeine Bruſt trägt, das Ziegenfell oder die Aegis des Zeus, während der Regen nach andern Bildern aus Bergesklüft oder aus dem Wolkenbrunnen herniederquillt. Oder die Wolken, dieſe vielgeſtaltigen, ſind Frauen, die aus ihren Brüſten die Erde tränken, die das Waſſer zu feinem Geriesel durch ein Sieb rinnen laſſen, oder es in vollen Strömen aus Krügen herabgießen. Der Sturm wird zum wühlenden Himmelseber, oder man denkt ſich daß ein Adler mit ſeinem Flügelſchlag ihn wehen

macht. Die erſten Strahlen des Lichts wie ſie aus dem Dunkel der Nacht oder des Gewölks wieder hervorbrechen, erſcheinen als jugendlich glänzende Reiter auf weißen Roſſen. So wird Irdiſches an den Himmel verſetzt und nach wirklich vorhandenen Aehnlichkeiten ein Gegenſtand zum Gleichniß des andern; nicht blos die dichteriſche, auch die gewöhnliche Sprache bedient ſich fortwährend ſolcher Bilder; der Phantaſie der Urzeit aber verſchmelzen ſie mit der Sache, das Zutreffende des Vergleichs leuchtet ein, er wird mehr unwillkürlich gefunden als mit Bedacht erfunden, und der kindliche Sinn ſieht nun im Gegenſtand das ihm ähnliche lebendige Weſen ſelbſt. Denn der Menſch faßt neue Erſcheinungen dadurch auf, daß er ſie mit ſchon vorhandenen Anſchauungen in Verbindung bringt, und mittels dieſer jene in ſich aufnimmt, ſich verſtändlich macht; er ſieht den Vogel in der Luft ſchweben, und danach wird ihm auch die Sonne, auch der Blitz zu einem lebendigen geflügelten Weſen; durch die Vorſtellung der milchgebenden Kuh deutet er ſich die regenſpendende Wolke. Solche Anſchauungen werden ſpäter bewahrt, ſie leben im Volksglauben fort, wenn ſie auch von ihrer natürlichen Stelle gerückt werden. Schwartz hat neuerdings hiernach die Mythologie als Bilder der Himmelserſcheinungen zu deuten geſucht, und darauf aufmerkſam gemacht wie die Wolkenfrauen mit ihren Krügen und Sieben als Danaiden in der Unterwelt ſind, oder nach dem Kinderglauben die Kinder aus dem Brunnen kommen, nur daß dieſer jetzt im Dorfe ſelbſt quillt und nicht mehr der Wolkenbrunnen am Himmel iſt, aus welchem die Seelen ſtammen.

Der entſprechende Gegenſatz für dieſe Beſeelung und Belebung der Naturdinge iſt das Symbol, der Ausdruck geiſtiger Anſchauungen und Vorſtellungen durch analoge Erſcheinungen der Außenwelt. Der Menſch ſucht die innern Regungen ſeines Gemüths feſtzuhalten, ihnen Geſtalt zu geben, ſie zu äußern um ſie ſowol andern mitzutheilen als ſich ſelbſt klar zu machen. Eindrücke der Außenwelt erwecken die Thätigkeit des Geiſtes Vorſtellungen und Gedanken hervorzubringen; nur in Formen der Außenwelt kann er ſich wieder kund geben, wir kennen dies ſinnliche Element in der Sprache, die ſelbſt für die Begriffe des Erwägens und Betrachtens dieſe der Sichtbarkeit und äußern Thätigkeit entlehnten Worte hat. So wird ihm denn das Licht zum Symbol geiſtiger Klarheit, die düſtere trübe Atmoſphäre zum Sinnbild einer bekümmerten Seelenſtimmung, das Waſſer, das

Element körperlicher Reinigung zum Veranſchaulichungsmittel ſittlicher Wiedergeburt. Der in ſich geſchloſſene Kreis oder die Schlange die ſich in den Schwanz beißt, bezeichnet ihm das Anfangs- und Endloſe, die Ewigkeit. Der Baum wie er blüht, welkt, wieder aufgrünt, wird das Sinnbild der Natur im Wechſel der Jahreszeiten. Fruchtbare Thiere wie der Stier, der Widder werden zum Symbol zeugender ſchöpferiſcher Kraft, und vermögen danach ſinnbildlich die lebenerweckende Gottesmacht zu bezeichnen. Die allernährende Natur wird als Kuh oder als Weib mit vielen Brüſten dargeſtellt. Wie das Samenkorn in die Erde geſenkt wird und dann eine neue Pflanze aus ihm hervorſprießt, wie die Raupe in der Puppe erſtorben und eingeſargt erſcheint und dann als Schmetterling zu neuem ſchönerm Leben auferſteht, ſo knüpft ſich die Unſterblichkeitshoffnung des Menſchen an dieſe Naturerſcheinungen, und der Gedanke macht ſie zu ſeinem Symbol. Sinn und Bild weiſen aufeinander hin, der Sinn wird ſich am Gegenſtand bewußt und verdeutlicht ſich wieder durch denſelben, es herrſcht auch hier keine willkürliche Zuſammenſetzung, das Sinnbild iſt nicht das Werk der Reflexion, dieſe iſt in ihrer reinen Gedankenmäßigkeit noch gar nicht vorhanden, die Idee iſt mit der Anſchauung verwachſen, ſie liegt auf ähnliche Weiſe in allen Seelen und auf dieſe wirkt wiederum der gleiche Natureindruck; wer zuerſt eins im andern widerſcheinen läßt erhebt zur Klarheit was in allen aufdämmert, und wird darum auch verſtanden. So ſagt auch F. G. Welcker daß ein glücklich gefundenes Bild für die jugendliche Menſchheit die im Geiſt aufkeimende Idee ſelbſt war, eine lebendige augenſcheinliche Offenbarung, eine Inſpiration des von der Phantaſie erleuchteten Verſtandes, welche auf das nachmals Begriffene hindeutet, es im voraus zur Ahnung und Anſchauung bringt, ungefähr was in andern Zeiten die eigentliche Erfindung des Dichters, in andern das wiſſenſchaftliche Aperçu eines Kepler und Newton. Das wunderſame Zuſammentreffen der Naturerſcheinung und des Inhalts im eigenen Gemüth dient zum Pfand der Wahrheit und Gewißheit. Das Symbol iſt Mittel und Werkzeug zum ſinnlich-geiſtigen Verſtändniß der Dinge wie zum anſchaulichen Ausdruck der Gedanken; der Sinn ſpricht im Bild unmittelbar zum Schauenden.

In den Thieren erſcheinen einzelne geiſtige Eigenſchaften verkörpert, der Muth im Löwen, die Liſt im Fuchs; ſie werden zum Sinnbild für jene, ſo wie die Eule, die auch in der Däm-

merung sieht, dem Hellenen den scharfen Geistesblick bezeichnet; die Schlange häutet sich, so wird sie zum Symbol der Lebensverjüngung. Nehmen wir nun hinzu daß der kindlichen Menschheit, die im Naturzustand ihre Geistigkeit noch wenig entwickelt hatte, die Thiere in vertrauter Nähe und doch wieder geheimnißvoll gegenüberstanden in der stummen Sicherheit ihres Instincts, in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, in der Fülle ihrer Kraft, so wird es erklärlich wie sie nicht blos zum Bild der Naturgegenstände, sondern auch zum Symbol geistiger Wesenheit und göttlicher Mächte werden konnten. So versinnlichen nicht blos dem Aegypter Stier und Kuh die bereits als männlich schöpferisches und als weiblich empfangendes und bestimmbares Princip in zwei zusammengehörigen Wesen vorgestellte Gottheit; auch Indra, auch Dionysos werden als Stiere angerufen, Baal in Stiergestalt abgebildet. Der Thierdienst ist Thiersymbolik, der Mensch betet nicht das Thier als solches an, sondern die Gottesmacht, die ihm die Schlange als das Bild der Ewigkeit, der Lebensverjüngung, die ihm der Widder als Bild der Zeugungskraft und damit des Schöpferwillens versinnlicht.

Die Naturgeister waren ursprünglich gestaltlos, die in den Gegenständen wirkenden unsichtbaren Mächte; indem sich die Seelen der Verstorbenen ihnen gesellen liegt es nahe sie in menschlichen Formen vorzustellen. Je mehr dann der Mensch seiner eigenen Vernünftigkeit inne wird, desto klarer wird ihm daß die wahre Naturgestalt des Geistes seine eigene ist; je mehr er Vernunft und Ordnung in der Natur erkennt, desto weniger genügt ihm das Thiersymbol für die in ihr waltende Gottheit, desto mehr schaut er sie menschlich an. Zugleich erfreut sich der Mensch seiner geistigen Gaben, die Kräfte seines Gemüths, die sittlichen Gefühle bilden sich aus und kommen zum Bewußtsein, die Stimme des Gewissens, die Erfahrungen des Lebens weisen auf eine sittliche Weltordnung hin. Nun werden auch geistige Principien, wie Liebe und Weisheit, personificirt. Wie der Mensch seine Subjectivität als den Träger seiner Gedanken und Handlungen weiß, so setzt er mit Recht überall wo er ein zweckmäßiges Wirken oder wo er sittliche Gerichte vollzogen sieht, eine Persönlichkeit voraus die solches vollbringt. Und will er sich ein Bild von ihr machen, so genügt nur das eigene, das er sich aber größer, herrlicher vorstellt, um der Erhabenheit des Göttlichen würdig zu sein. Wie das Kind mit den Dingen als mit Personen verkehrt,

ſo zeigt ſich die perſonificirende Phantaſiethätigkeit ſogleich in der Sprache, wenn dieſe den Dingen ein Geſchlecht gibt, ſie als männlich oder weiblich unterſcheidet und beſtimmt; daſſelbe geſchieht mit geiſtigen Eigenſchaften und Begriffen. Die Urſprache hat ſtatt der allgemeinen und abſtracten Ausdrücke ſtets die concreten; ſie macht die Nacht zur Mutter der Träume, wo wir ſagen daß wir zur Nachtzeit träumen; ſie braucht den Ausdruck des Erzeugens für verurſachen, und im Regen des Himmels, der die Erde fruchtbar macht, ſteigt der Himmelsgott liebend zu ihr herab. Die Muſen ſind die Töchter des Zeus und der Erinnerung, denn ſchöpferiſche Macht und treues Behalten des einmal Gewonnenen bedingen die Cultur. Zum Geſchlecht fügt dann der Geiſt auch Menſchengeſtalt und Menſchenart, indem er die Perſonification vollendet. Jede Weiſe geiſtigen Lebens, deren Einheit man erkennt, wird nicht blos in ihrer Allgemeinheit oder als Prädicat genommen, ſondern zu einem Gipfel concentrirt, als Perſönlichkeit in einer entſprechenden Geſtalt angeſchaut; ſo die Liebe, die Weisheit, der Kriegsmuth, die Jugend, das Geſetz, die Anmuth. Hierfür wie für die Naturkräfte ward nun die menſchliche Geſtalt und Handlungsweiſe gewählt, und ſo tanzten nun Nereiden als Jungfrauen den Wellenreigen, und hauſte eine Nymphe in der Tiefe die den Quell ausgoß. „Sah man dann", bemerkt Mannhardt weiter, „weiße Nebel gewandartig an dem Waſſer aufſteigen, ſo erweiterte ſich die Anſchauung ſchon dahin daß die Quelljungfrau ein wunderbares Gewand webe. Das Plätſchern, Murmeln und Rauſchen der Waſſer klang wie die Stimme, wie der wunderbare nur dem Herzen verſtändliche Geſang der Göttin. Aus dieſen Elementen ſind die griechiſchen Mythen von den Nymphen und Muſen, die germaniſchen von den ſpinnenden geſangliebenden Waldfrauen erwachſen." Dies zeigt zugleich wie man das Ideale und das Reale verband, wie man an den murmelnden Quell die Gabe des Liedes und den Trank der Begeiſterung knüpfte, wie die Geiſter des Geſangs, die Muſen, eine Naturbaſis in den Nymphen fanden. So bleibt auch dem menſchlich gedachten Meergott etwas von der Wildheit des Elements, wie die Götter des Lichts und Frühlings als ſchöne Jünglinge gebildet werden, oder der klare kühle Aether, der den Athenern den Eindruck der Jungfräulichkeit machte und als Jungfrau perſonificirt ward, zugleich das Symbol des Geiſtigen war, und die Jungfrau dadurch zur Göttin der Weisheit

und Selbſtbeſinnung erwuchs, — oder die Idee dieſer idealen Weſenheit fand ſofort die Trägerin an jener Naturgeſtalt. Die Ideen werden in dieſer phantaſievollen Jugendzeit unſers Geſchlechts nicht als reine abſtracte Gedanken, ſondern als Weſen, als lebendige leibhaftige Weſen dargeſtellt, ausgeſtattet mit geiſtigen und phyſiſchen Kräften; daß Gedanken nicht für ſich ſein können, ſondern eine denkende Subjectivität vorausſetzen, daß Principien entweder ſelbſt Perſönlichkeiten ſind oder ihren Begriff ausmachen und durch ſie zur Wirkſamkeit gebracht werden, dieſe Wahrheiten ſind auch hier die allerdings noch nicht gewußte aber aus der Natur des Geiſtes und der Sache ſtammende Grundlage, auf welcher die Poeſie des Gottesbewußtſeins ſich entwickelt. Wie der Menſch lebhaft fühlt oder klar denkt, ſo erfaßt er Gott als Einen, und in dem Gott den er gerade anruft, betet er die ganze Gottheit an. Aber in verſchiedenen Stimmungen, bei verſchiedenen Erfahrungen hebt der einzelne und heben andere Menſchen andere Seiten des Göttlichen hervor, und dieſe mannichfaltigen Formen und Offenbarungsweiſen werden um ſo leichter mehrere Götter, als auch in der Natur ſo große überwältigende Erſcheinungen wie die Sonne, das Erdbeben, das Meer, der Sternenhimmel, das Gewitter, das Feuer für ſich hervortreten, ihren beſondern Eindruck machen, zum Symbol der im Gemüth aufdämmernden Ideen werden. Nie wird das Ding, die Naturerſcheinung als ſolche vergöttert, ſondern in aller Wirkſamkeit ahnt man ein Selbſt, eine perſönliche Kraft, und die Sinnenwelt wird dadurch zum Phänomen des Idealen, zur Aeußerung und zum Gleichniß des Geiſtes. Das religiöſe Leben entwickelt ſich innerhalb der Familie; ſie iſt die Wiege der Dankbarkeit, der Ehrfurcht, ſie iſt auf die Liebe gegründet, und das Gefühl der Verpflichtung, die Stimme des Gewiſſens erwacht; die Geſinnungen welche die Kinder gegen die Eltern hegen, werden auf Gott oder die Götter, auf die unſichtbaren Helfer und Wohlthäter übertragen. Der Menſch ahnt und ſieht Geſetze in der Natur wie in ſeiner eigenen Bruſt, und wenn er zu den Geſtirnen emporblickt, wenn er in ihnen wohlthätige Mächte, eine heilvolle Ordnung verehrt, ſo werden keine aſtronomiſchen Kenntniſſe in die mythiſchen Bilder hineingeheimnißt, denn ſolch ein Wiſſen iſt noch gar nicht vorhanden, ſondern die Sterne ſind das Sinnbild einfacher Ideen, der den Segen des Lichts und der Wärme ſpendenden, den Verlauf der Zeit und

damit den Wechsel der irdischen Natur regelnden und lenkenden geistigen Macht; an ihre Ordnung knüpft sich der Gedanke einer Weltordnung überhaupt, sie veranschaulichen das allgemeine Gesetz und Schicksal. Der Kreislauf der Sonne, wie sie auf- und niedergeht, wird zum Sinnbild für das Geschick der Menschenseele, die auch hier ihr Tagewerk zu vollbringen hat, auch auf ein neues Leben nach ihrem Verschwinden aus der Sichtbarkeit hofft.

Insofern die Naturmächte in Menschengestalt vorgestellt wurden, lösten sie sich vom Element, und gewannen ihm gegenüber eine freie Selbständigkeit, ein eigenthümlich geistiges Dasein und Wirken. Man bringt die einzelnen Wesen in Familienbeziehung zueinander, indem man sie entweder als Söhne und Töchter des ursprünglich einen und höchsten Gottes, damit als die Ausstrahlungen seines Lichts, die Entfaltung seiner Idee betrachtet; oder man bewahrt die Erinnerung an die Natur, und Sonne und Mond sind Geschwister, die Nacht des Tages Mutter oder Tochter, der Sonnengott bald der Sohn bald der Geliebte oder Gemahl der Morgenröthe. Die Kinder des Himmelsgottes erhalten nach ihrer Individualität verschiedene Mütter; wird dann später eine Gemahlin als die Himmelskönigin und Ehegenossin anerkannt, so bildet sich die Vorstellung von Liebschaften, von der Eifersucht der rechtmäßigen Gattin. Der denkende Dichtergeist bewahrt bis tief in die geschichtliche Zeit hinein die Freiheit in der sinnigen Bezeichnung der Natur und Eigenart göttlicher Wesen durch die Bestimmung von Verwandtschaftsverhältnissen; er kann nur dadurch auf Anerkennung und Beifall rechnen daß er etwas leicht und allgemein Einleuchtendes findet.

In dem menschlich gestalteten Gott tritt die Beziehung auf das menschliche Leben in den Vordergrund, und verknüpft sich mit der Forderung der menschlichen Vernunft daß das Gute als das Göttliche gewußt werde, daß durch Gott das Böse bestraft, das Rechte zum Sieg geführt, das Edle begnadet werde. Nun wird der einschlagende Blitz ein rächender Strahl des Zeus und die Strahlen der Sonne werden zu Pfeilen, die der Ferntreffer Apollon sendet, der bogenbewehrte Gott: denn man hat die Erfahrung daß auch ungesehen und aus der Ferne die Gottheit den Frevler erreicht. Die verzehrende Glut der Sonne wird jetzt ein Strafgericht des zürnenden Gottes, er erscheint dadurch ebenso sehr als der Furchtbare wie als der Wohlthätige.

Iſt aber das Geiſtige, das frei Perſönliche in einer Göttergeſtalt ausgebildet, dann wird der Naturvorgang, in welchem man urſprünglich ſein Walten ſah, nicht mehr als das Immerwährende oder Immerwiederkehrende, ſondern als eine einmalige Geſchichte aufgefaßt, und die Darſtellung einer Idee oder einer Naturerſcheinung in der Form einer Erzählung, die Ausprägung des religiöſen Glaubens durch veranſchaulichende geſchichtliche Thatſachen macht gerade den Begriff des Mythus aus; oder mit Otfried Müller's Wort: „der Mythus erzählt eine That wodurch ſich das göttliche Weſen in ſeiner Kraft und Eigenthümlichkeit offenbart, das Symbol veranſchaulicht ſie dem Sinn durch einen damit in Zuſammenhang geſetzten Gegenſtand.“ Das Phyſikaliſche wird in das Ethiſche erhoben, damit hört aber der Mythus auf blos Naturbild zu ſein, damit wird er zur Darſtellung einer ſittlichen Idee. Demgemäß bedarf und erhält der Vorgang ſeine Motivirung. Daß die Kinder der Erdmutter, die Getreidehalmen, von der Sommerſonne getrocknet werden, daß ſie im Herbſt über den Tod derſelben trauert, iſt die Naturgrundlage des Mythus von der Niobe; iſt aber ſie wie Apoll anthropomorphoſirt, ſo wird die Tödtung ihrer Kinder durch ihn aus einem jedes Jahr wiederholten allgemeinen Ereigniß eine einmal vollbrachte That, und dieſe bedarf der Veranlaſſung, der ſittlichen Rechtfertigung; man findet beides in der Geſinnung Niobe's; ihr Mutterglück macht ſie ſtolz, übermüthig vergißt ſie der Demuth vor den himmliſchen Mächten, rühmt ſie ſich vor der Mutter des Apoll und der Artemis, und muß dafür ihrer Endlichkeit inne werden, die Hinfälligkeit des Irdiſchen kennen lernen; die beleidigte Mutter zu rächen, den Uebermuth zu ſtrafen entſenden Apoll und Artemis ihre Pfeile, und Niobe's zu Stein erſtarrender Schmerz lehrt uns Demuth im Glück, Mäßigung und Ehrfurcht vor den Göttern. — Hephaiſtos, das Feuer, wird als Blitz vom Himmel auf die Erde geworfen; die flackernde Bewegung der Flamme, die am Stoff des Holzes haftet, erſcheint gelähmt; der Sturz motivirt die Lähmung, aber auch der menſchlich geſtaltete kunſtreiche Feuergott bleibt hinkend, und nun muß eine Veranlaſſung gefunden werden daß einmal der Vater oder die Mutter das Kind hinabgeſchleudert habe. — Wenn der Vollmond aufgeht, ſinkt die Sonne hinab; Endymion, der Niedertaucher, heißt der abendliche Sonnengott, Selene's liebender Kuß iſt ihm tödlich; daraus wird die Geſchichte von Venus und En-

dymion. Die Sonne liebt den Morgenthau, aber ihr Strahl verzehrt ihn; daraus wird die Sage daß Prokris von der Lanze des Kephalos getödtet worden. Beide Namen hat Max Müller in diesem Sinn gedeutet. Auch in dem Namen Daphne's hat er eine Bezeichnung der Morgenröthe gefunden; der Sonnengott liebt sie, aber sie flieht vor ihm, sie stirbt in seinem Arm; die Bedeutung des Namens ward in Griechenland vergessen, aber das Wort für Lorber bot einen Anklang an ihn, und so ward die vom Gott verfolgte Geliebte in einen Lorber verwandelt, der Lorber ihm geheiligt und eine Geschichte, die sich einmal ereignet haben sollte, die ursprünglich das Bild eines alltäglichen Naturvorgangs war, motivirte nun warum der Gott sich mit dem Zweig des Baumes schmückte.

Ueberhaupt erklären sich die Verwandlungen der Götter auf diese Weise. Man stellte jetzt die Götter sich menschlich vor, aber die Erinnerung an das alte Thierbild ist noch wach, man gibt ihnen das Vermögen Thiergestalt anzunehmen, man erzählt von dem besondern Anlaß wo sie sich einmal in Thiere verwandelt, wie Zeus in Stiergestalt die Europa raubt, oder aus dem Wolkenroß das der Sturm vor sich hersagt, die Sage wird daß die indische Göttin Saranyus in Roßgestalt der Umarmung des Himmelsgottes entfliehe. Die irreude Mondgöttin wird auf ihrer wechselreichen Bahn dennoch behütet, bewacht vom tausendäugigen Argos, dem vielsternigen Nachthimmel; die Sichelform des Neumonds und des letzten Viertels erinnerte an die Hörner der Kuh, die Mondsichel auf dem Haupt der Göttin konnte so verstanden werden als ob sie Hörner bezeichnen sollte; nun lag es nahe daß Jo einmal durch die Eifersucht Here's in eine Kuh verwandelt worden sei. — Auf gleiche Weise erklärt es sich wenn die Göttin Berchtha den Schwanenfuß oder der Sturmgott Odin den Adlerkopf behält, oder wenn der Adler dem Zeus, der Schwan dem Apollo geheiligt wird.

Aus unserer ganzen Betrachtung folgt daß das Phantasiebild der Götter eine doppelte Wahrheit hat, die Naturanschauung liegt ihm zu Grunde und zugleich die Idee, die sittliche Erfahrung, und beides ist innigst verschmolzen und der Gott dadurch zum Ideal des Lebens in einer bestimmten Richtung geworden; er ist keine bloße Vorstellung, sondern eine Macht, deren Wirken man in der Außenwelt wie in der eigenen Brust gewahrt. Hat sie einmal bestimmte Gestalt gewonnen, so werden auch fernerhin

neue Ereigniſſe an ſie geknüpft oder im Glauben an ſie gedeutet. Sah man in Viſchnu einmal die welterhaltende und weltbewegende Macht, glaubte man einmal daß nichts Großes in der Geſchichte ohne Gott geſchieht, wie ſollte er da nicht bereits in der alten Heldenzeit ſich bezeugt haben? Nahm man an daß er ſich ſichtbarlich verkörpere, um thätig in die Geſchicke einzugreifen, ſo waltete er nicht blos theilnehmend vom Himmel herab oder als eine vorübergehende Erſcheinung wie die Homeriſchen Götter, ſondern der die Entſcheidung bringende Held war ſelbſt die Verkörperung des menſchgewordenen Gottes. Galt einmal Apollo als der die Unbill ſtrafende Gott und eine plötzlich ausbrechende Krankheit als ſein Werk, wie nahe lag es für Kalchas die Peſt am Anfang der Ilias ſo zu deuten daß Apollo zürne, weil Agamemnon ſeinen Prieſter beleidigt habe! So empfing die Mythologie im Lauf der Zeiten neue Züge, während andere unkenntlich wurden, friſche Farben während die alten verblaßten. Apollo hieß urſprünglich Delios, der Leuchtende; das klang an den Namen einer Inſel an, und ſo ward er der deliſche, und ſeine Geburt auf Delos durch einen Mythus motivirt.

Ich habe ſchon oben angedeutet wie aus verſchiedenen Namen des einen Gottes mehrere Götter wurden; dies wiederholt ſich im Polytheismus. Apollon iſt Phöbus, der Glänzende, aber auch Phaeton der Leuchtende, Helios die Sonne, Hyperion der über uns Wandelnde. Wenn er aber der Muſenführer, der Orakelgeber, der Entſündiger iſt, er der phyſiſche und geiſtige Lichtgott, ſo meinte man ihn doch nicht gut zugleich als den Lenker des Sonnenwagens anſehen zu dürfen, und kam zur Annahme eines beſondern Helios, und gab dieſem wieder den Hyperion zum Vater. In Bezug auf Phaethon erinnert Mannhardt an die alte Vorſtellung nach welcher das abendliche Niederſinken der Sonne in die Wellen des Meeres als der Hinabgang des leuchtenden Gottes in die Unterwelt, als ſein Tod aufgefaßt wurde; dann aber ließ man den Gott nicht mehr ſterben und wieder geboren werden, ſondern auf goldenem Becher durch den Ocean fahren, und der Leuchtende, der einſt ins Meer und damit in den Tod geſtürzt war, Phaethon, ward nun als ein Sohn von Helios oder Apollon aufgefaßt und da galt es ſeinen Tod zu motiviren: er erbat ſich von ſeinem Vater nur auf einen Tag die Zügel der Sonnenroſſe; da er aber die rechte Bahn nicht innehielt, und bald den Himmel, bald die Erde in Flammen

ſetzte oder in Froſt erſtarren ließ, ſo ſchleuderte ein Blitz des Zeus ihn hinab in die Tiefe.

Je mehr das geiſtige Leben des Volks ſich entwickelt, deſto geiſtiger werden die Götter, deſto mehr werden ſie als Spender und Principien der geiſtigen Gaben und Güter, als ſittliche Weltordner verehrt, deſto mehr werden ſie zu Idealen in welchen ein ganzer Stamm ſein Vorbild oder ſeine Eigenthümlichkeit in vollendeter Geſtalt anſchaut, wie die Dorier in Apollon, die Athener in Pallas Athene. Je mehr der Menſch aus dem Naturzuſtand ſich zur Cultur hervorarbeitet, je mehr ihm die Angelegenheiten der Familie, der Geſellſchaft des Staats in den Vordergrund treten und der innige Verkehr mit der Natur ſeine Ausſchließlichkeit verliert vor dem Wechſelverkehr der Menſchen und der Völker, deſto klarer wird er ſich der leitenden Gottheit nun auch in der innern Erfahrung, im eigenen Loos wie im Geſchick der Nationen bewußt, deſto mehr zieht ihn jetzt die menſchliche Form der Mythen an, ſodaß er leicht die anfängliche Naturgrundlage ganz vergißt. Er iſt ſelbſt in ein Jugendalter der Thatenfreude, des Heldenthums eingetreten; da übt nun gerade das ſeinen Zauber auf ihn daß die Naturerſcheinungen als Thaten der Götter dargeſtellt werden, er hält ſich an das Abenteuerliche, das Verdienſtvolle der Handlung, und ſpinnt dieſe weiter aus. Und wenn nun wirkliche Erlebniſſe, wirkliche Heldengeſtalten an ſolche Ueberlieferungen der Urzeit erinnern, ſo entſteht die Heldenſage, welche durch dieſe Verſchmelzung mit der urſprünglich ethiſchen und idealen Göttermythe ihre Tiefe und ihren Glanz empfängt. Sie entwickelt ſich namentlich aber auch dadurch daß anfänglich eine Götterſage an verſchiedenen Orten lokaliſirt und eigenthümlich geſtaltet ward, dann aber ein allgemeiner Cultus an die Stelle der beſondern Auffaſſungen trat, und während nun die eine Geſtalt göttlich verehrt wird, gelten die andern für Heroen. So war Siegfried urſprünglich ein Frühlings- und Sonnengott, ward aber zum Sonnenhelden, ähnlich wie Perſeus. Denn der Kampf und Sieg des Lichts über die Finſterniß war ſchon im grauen Alterthum als ein Streit mit Ungeheuern dargeſtellt, und wie Siegfried den Lindwurm, ſo haben Apollo, Perſeus, Herakles die furchtbaren Drachen geſchlagen; aber der Apollodienſt überwächſt den ihrigen, und ſie werden nun zu Heroen, das Heldenhafte wird ausſchließlich fortgebildet. Durch andere Sitten, durch an-

dere geſchichtliche Verhältniſſe kommen andere Motive in die Sage; aber der urſprüngliche Grundgedanke klingt hindurch.

Doch ehe wir uns zum hiſtoriſchen Mythus wenden, wird es paſſend ſein über den religiöſen noch einige abſchließende Worte zu ſagen. Ich habe die Mythologie genetiſch betrachtet, ſoweit die gegenwärtige Forſchung reicht; es ſind beſonders die Vedas, welche in dieſer Hinſicht vor allen andern Büchern wichtig erſcheinen, und uns einen Einblick in das Werden der Mythologie gewähren; denn Naturbilder wie Symbole tauchen auf und verſchwinden wieder oder werden bewahrt, die Menſchengeſtalt der Götter kommt hinzu und wird allmählich ausgebildet, die Naturvorgänge werden in Thaten der Götter überſetzt, die Mythen nach den Erfahrungen des Volks im Fortſchritt ſeines Lebens fortentwickelt, und immer bleibt dabei die Idee des einen Göttlichen im Gemüth und das reine Licht ſammelt bedeutſam die mannichfache Strahlenbrechung wieder in ſich zurück.

Die Mythologie iſt Religion; ſie iſt dem Volk kein Spiel, ſondern feierlicher Ernſt, ſie herrſcht über die Geiſter. Einer Allegorie, einer poetiſchen Fiction bringt man keine Opfer, fühlt man ſich nicht verpflichtet; das Heidenthum hat aber in der Mythologie ſeine religio, ſein Band mit der Gottheit, es fürchtet den Zorn ſeiner Götter, es fühlt daß der Menſch durch die Sünde, durch das Uebertreten des göttlichen Gebots und Willens das Leben verwirkt hat und dem Tode verfallen iſt, und ſucht durch das ſtellvertretende Blut der Thiere, ja durch das Blut von Menſchen, von unſchuldigen Kindern die Gottheit zu verſöhnen, die Unterwerfung und Hingebung des eigenen Willens zu bezeugen.

Die Mythologie iſt keine Fabel, ſondern Wahrheit, wenn auch im Gewand das die Phantaſie gewoben hat; den Einſchlag bildet dabei die Gottesidee, das Ideal der Vernunft im menſchlichen Gemüth, der Gedanke des Unendlichen; die Idee kommt dadurch zum Bewußtſein daß Naturerſcheinungen ſie erwecken, daß der Menſch durch äußere und innere Erfahrung des Waltens höherer Mächte inne wird, von denen er ſich abhängig, aber zugleich auch getragen, liebevoll umfangen fühlt. Der Idee, der ſubjectiven Wahrheit kommt die Objectivität, die Erfahrung der Natur und Geſchichte entgegen, und dieſe wird verſtändlich, wird gedeutet, indem ſie jene beſtätigt und als thatſächlich zur Erſcheinung

bringt. Idee und Factum ſtehen in ungeſchiedener Einheit und lebendiger Wechſelwirkung, der Gedanke hat noch keine andere Form als die des Symbols, des Bildes, der Erzählung, er entwickelt ſich ſelbſt erſt in ihr zur Klarheit und zum Ausdruck.

Wir ſehen alſo mit Heyne in der Mythologie eine Kinderſprache des Geſchlechts, eine Darſtellungsweiſe die der alten Zeit nothwendig war, indem dieſe ſich noch nicht anders ausdrücken konnte; aber wir nehmen nicht mit dieſem Gelehrten an daß das Symboliſche oder die Perſonification eine bloße Form geweſen, die man nur misverſtändlich für wirklich genommen hätte, indem man ſpäter den Ausdruck mit der Sache verwechſelte und die Dichter dann der Göttergeſtalten und Göttergeſchichten ſich als artiger Phantaſiegebilde bedienten, ſie zum Schmuck ihrer Werke mit Anmuth und Schönheitsſinn auswählten. Danach würden die Mythenſchöpfer nicht an die Naturgeiſter geglaubt, eine heilige Hochzeit des Himmelsgottes und der Erdgöttin, des Zeus und der Here, nicht als den Grund für das aufblühende Leben und die Fruchtbarkeit des Jahres angenommen haben; ſie hätten abſtracte Begriffe im Sinn gehabt, nur die Armuth der Sprache hätte es veranlaßt ſie durch Perſonen zu bezeichnen, logiſche oder reale Verhältniſſe durch das Bild der Zeugung auszudrücken; die Dichter dann hätten das feſtgehalten und ſo ſei es endlich Volksglaube geworden. Aber die Urzeit hat ſich nicht anders ausgedrückt als ſie dachte, die allgemeinen Begriffe haben ſich erſt allmählich aus den Anſchauungen entwickelt, die ſymboliſche Ausdrucksweiſe ſelbſt hat erſt zu ihnen geführt, die Urzeit hat an die Realität ihrer Götter geglaubt, das gläubige Gemüth hat ſeine eigene Ahnung im Anſchluß an die Eindrücke der Außenwelt in ihnen ausgeprägt, ſich ſelber verſinnlicht und klar gemacht.

Wir ſehen mit Gottfried Hermann eine philoſophiſche Wahrheit in der Mythologie, wir erkennen in ihr die Weisheit, das Wiſſen des Alterthums von göttlichen und menſchlichen Dingen, wir betrachten mit ihm die Namen der Götter als bedeutſame Bezeichnung ihres Weſens und Begriffs, aber wir nehmen nicht mit dieſem Gelehrten an daß die Prieſter durch Naturbeobachtung eine wiſſenſchaftliche Bildung gewonnen und das was ſie begriffen, was aber dem Volk noch unbegreiflich war, in bildlicher Rede dargeſtellt, deren Perſonification dann das Volk für wirklich und als Gegenſtand des Glaubens genommen habe. Danach wäre die

Perſonification nur eine grammatiſche geweſen, und die Mythologie keine Religion, ſondern nur ein atheiſtiſches Syſtem der Natur.

Philoſophie und Poeſie ſind in der Mythenbildung noch gar nicht als ſolche vorhanden, ſie wirken vielmehr in ihr ein gemeinſames Werk und treten nachher als beſondere Kräfte und Richtungen des Geiſtes hervor. Der Erkenntnißtrieb und das dichteriſche Vermögen gehen über das Gegebene hinaus, ſuchen den Grund und das innere Weſen des Lebens, finden das Göttliche, Geiſtige als Princip und Wirkenskraft der Dinge und geben es ſymboliſch und mythiſch in den Formen der Natur und Geſchichte kund. So ſind Denken und Dichten auch in der Sprachbildung thätig, wie die noch unbewußte Seele leibgeſtaltend ſich die Organe der Weltauffaſſung und der Vorſtellung bereitet, mittels deren ſie dann zum Bewußtſein kommt, gerade wie durch die Sprache das Denken und Dichten erſt zur Wirklichkeit gelangen. Dem Begriff welchen der Geiſt ſich von einer Sache bildet, gibt er anſchauliche Bezeichnung im Wort. In den Worten, in der Sprache, beſtimmt er unterſcheidend das Mannichfaltige, in der Mythologie ſucht er dagegen das Eine und Ganze, das Unendliche ſich zum Bewußtſein zu bringen und auszudrücken. So wenig wie die Sprache erfindet er die Mythe mit Reflexion und Abſicht; ſie ſind organiſche Erzeugniſſe ſeiner vernunftbegabten Natur; er arbeitet ſie mit Nothwendigkeit nach ihm eingeborenen, ihm noch unbekannten Geſetzen aus der Tiefe ſeiner Innerlichkeit hervor, und gewinnt in ihnen die Mittel und die Grundlage der freien poetiſchen und philoſophiſchen Thätigkeit, die dann wieder die Schätze hebt die ſchon in der Sprache liegen.

In ähnlicher Weiſe ſagt Schelling: „In der Mythologie konnte nicht eine Philoſophie wirken welche die Geſtalten erſt bei der Poeſie zu ſuchen hat, ſondern dieſe Philoſophie war ſelbſt und weſentlich zugleich Poeſie; ebenſo umgekehrt: die Poeſie, welche die Geſtalten der Mythologie ſchuf, ſtand nicht im Dienſte einer von ihr verſchiedenen Philoſophie, ſondern ſie ſelbſt und weſentlich war auch Wiſſen erzeugende Thätigkeit, Philoſophie. Das Letzte bewirkt daß in den mythologiſchen Vorſtellungen Wahrheit, doch nicht blos zufällig, ſondern mit einer Art von Nothwendigkeit ſein wird, das Erſtere daß das Poetiſche in der Mythologie nicht ein äußerlich Hinzugekommenes, ſondern ein Innerliches, Weſentliches und mit dem Gedanken ſelbſt Gegebenes iſt.“ Dabei be-

tont Schelling die natürliche Verwandtschaft und gegenseitige Anziehungskraft von Poesie und Mythologie. „Muß man doch erkennen daß von wahrhaft poetischen Gestalten nicht weniger Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit gefordert wird als von philosophischen Begriffen. Freilich hat man die neuere Zeit vor Augen, so ist es nur wenigen und seltenen Meistern gelungen den Gestalten, deren Stoff sie nur aus dem zufälligen und vorübergehenden Leben nehmen konnten, eine allgemeine und ewige Bedeutung einzuhauchen, sie mit einer Art von mythologischer Gewalt zu bekleiden; aber diese wenigen sind auch die wahren Dichter, und die andern werden doch eigentlich nur so genannt. Hinwiederum sollen die philosophischen Begriffe keine bloßen allgemeinen Kategorien, sie sollen wirkliche bestimmte Wesenheiten sein, und je mehr sie dies sind, je mehr sie von dem Philosophen mit wirklichem und besonderem Leben ausgestattet werden, desto mehr scheinen sie sich poetischen Gestalten zu nähern, wenn auch der Philosoph jede poetische Einkleidung verschmäht; das Poetische liegt hier im Gedanken und braucht nicht äußerlich zu ihm hinzuzukommen."

Wir sagen mit Aristoteles daß die Alten die Principien vergöttert haben, aber nehmen das nicht in dem Sinn daß sie zu dem abstracten und in der Gedankenform gegenwärtigen Begriff die Personification hinzugebracht, sondern so daß ihnen die Principien selbst sogleich Lebensmächte, reale geistige Wesen waren. Und wenn Forchhammer behauptet die Mythologie sei die Lehre von der auf dem Doppelsinn des Wortes beruhenden Darstellung der Nothwendigkeit als Freiheit, der Physik als Ethik, der Natur als Geschichte, so erinnern wir daran daß eben die jugendliche Menschheit nicht das Element oder den Naturvorgang als etwas blos Aeußerliches, Objectives, sondern als die Aeußerung innerer geistiger Kraft, alle Bewegung als vom Geist gewollte Handlung anschaut, weil sie instinctiv die Ueberzeugung in sich trägt, daß alles wahre Sein Selbstsein ist, jedes Gesetz ein von der Subjectivität Gesetztes, nicht das sie Setzende, der Geist das erste und der allgemeine Gedanke seine That ist, nicht umgekehrt der Geist eine Erscheinung oder Bestimmung des logischen Begriffs; „die Nothwendigkeit ist der Freiheit Werk", diesen Satz hat meine Aesthetik dargethan um zu erklären daß alles Schöne frei und zugleich gesetzmäßig ist. Darum liegt im Mythus etwas mehr als Physik, das Ideal wird in ihm als der Grund des Realen

offenbart, die Erſcheinungswelt iſt ihm das Gleichniß des Ewigen, das Sichtbare ein Symbol des Unſichtbaren.

So ſehen wir denn auch mit Creuzer Religion, religiöſe Wahrheit in der griechiſchen Mythologie, und erkennen das Verdienſt an, welches er ſich in der Durchführung dieſer Idee erworben hat; aber wir können nicht mit ihm annehmen daß aus dem Orient ſtammende oder im Orient gebildete Prieſter ihre höhere Erkenntniß dem noch ungebildeten Volk in Sinnbildern mitgetheilt. Wol mögen wir mit Plutarch den Mythus dem Regenbogen vergleichen; die Idee, die religiöſe Wahrheit iſt dann die Sonne, die Erſcheinungswelt aber die Wolke, und indem der Geiſt beide zuſammenſchaut, erzeugt ſich in ſeinem Auge das holde farbenſchimmernde Phänomen. Allmählich fortſchreitend lernt er unterſcheiden, die Natur und die Idee für ſich betrachten, und wiederum ihre Einheit in Gott erkennen; dann freut er ſich wieder des Scheins, und ſieht die doppelte Wahrheit in der mythiſchen Dichtung. Creuzer aber meint die Prieſter hätten das reine Licht der Weisheit ſich an körperlichen Gegenſtänden brechen laſſen, damit es im Reflex und gefärbt auf das noch ſchwache Auge des Volks falle. Aber wir fragen: woher hatten die Orientalen die höhere Erkenntniß? Waren auch da die Mythen wieder die Gewänder die ihr etwa Prieſter eines Urvolks umgeworfen? Sind alle oder nur die griechiſchen Sagen „Hauche beſſerer Zeiten, die auf die Rohrpfeifen der ſpätern Völker gefallen", um mit Bacon von Verulam zu reden? Dem widerſtreitet daß die Cultur nicht das Urſprüngliche ſein kann, ſondern ein Erarbeitetes und Gewordenes ſein muß. Nur wenn man eine untergegangene Geſchichte der Menſchheit annimmt, nach welcher ſie von neuem ihren Emporgang begonnen habe, kann man von Trümmern und Reſten früherer Weisheit reden, wie wir die Kunde früherer geologiſcher Perioden in den Verſteinerungen haben. Allein der Traum des hochgebildeten Urvolks iſt vor der Geſchichtswiſſenſchaft verſchwunden, und gerade in den Mythen wie in den Worten der Sprache haben wir die Zeugniſſe aus der Zeit in welche die geſchichtliche Ueberlieferung mit ihren Denkmalen nicht hinaufreicht, deren Geiſt und Sinnesweiſe aber in jenen dem Forſcher ſich enthüllt, der ſie recht zu nehmen weiß. Dazu gehört aber daß man der Meinung ſich völlig entſchlägt als ob eine reflectirte Erfindung, eine bewußte Einkleidung anderwärts fertiger Erkennt

niß in poetiſche Formen bei der Mythenbildung gewaltet habe, woran eben die Creuzer'ſche Anſicht noch leidet.

Wir ſagen daher mit Otfried Müller „daß bei der Verbindung des Ideellen und Reellen, welche im Mythus vereinigt liegen, eine gewiſſe Nothwendigkeit obwaltete, daß die Bildner des Mythus durch Antriebe, die auf alle gleich wirkten, darauf hingeführt wurden, und daß im Mythus jene verſchiedenen Elemente zuſammenwuchſen ohne daß diejenigen, durch welche es geſchah, ſelbſt ihre Verſchiedenheit erkannt, zum Bewußtſein gebracht hätten. Es iſt der Begriff einer gewiſſen Nothwendigkeit und Unbewußtheit im Bilden der alten Mythen, auf welchen wir dringen. Haben wir dieſen gefaßt ſo ſehen wir auch ein daß der Streit ob der Mythus von einem oder von vielen, von dem Dichter oder dem Volk ausgehe, nicht die Hauptſache trifft; denn wenn der Eine, Erzählende bei der Dichtung des Mythus nur den Antrieben gehorcht welche auch auf die Gemüther der andern, Hörenden, wirken, ſo iſt er nur der Mund durch den alle reden, der gewandte Darſteller, der dem was alle ausſprechen möchten, zuerſt Geſtalt und Ausdruck zu geben das Geſchick hat.“ Es iſt einmal die gleiche menſchliche Vernunft, der gleiche Zug des Herzens nach dem Ewigen, die gleiche Idee des Unendlichen, es ſind dann dieſelben Eindrücke der Natur, dieſelben innern Erfahrungen, dieſelben Wahrnehmungen des geſchichtlichen Lebens; ſie wirken als Bedingungen zuſammen, da iſt es kein Wunder wenn in vielen ein ähnliches Bild entſteht, und wer das beſtimmte und beſtimmende Wort ausſpricht, wird darum von den andern verſtanden, die andern bewahren und verwenden nur was ihnen ſelber zuſagt, wie in der Sprachbildung; ſie arbeiten mit, jeder ſpricht ſich aus, die eine Sache wird dadurch vielſeitig dargeſtellt, in der gemeinſamen Thätigkeit aller erwächſt die ſymboliſch veranſchaulichte Idee zur Klarheit und Lebensfülle.

Auch jetzt ſtellen die Begriffe ſich nicht ohne Vermittelung der Phantaſie dem Bewußtſein dar; anſchauungslos wären ſie leer; aber gegenwärtig ſind ausgebildete, in der Allgemeinheit des Gedankens ausgeſprochene Ideen vorhanden; in der Urzeit war das nicht der Fall, da ſchlummerten ſie noch in der Seele, und ihr Erwachen gab ſich in der Verſchmelzung mit dem Gegenſtande kund der ſie erweckte; der erſte Ausdruck iſt darum ſymboliſch. Das iſt auch Welcker's Anſicht. „Der Mythus bildet ſich

nicht aus einer Idee heraus eine Thatsache, sondern unbewußt vermittelst einer bekannten Thatsache einen Begriff, der ohne sie nicht gefaßt und ausgesprochen werden konnte. Er ist immer ein Ganzes wenn auch nur als Embryo, und auf einmal gegeben oder eingegeben im Gegensatz des Bedachten oder Gemachten. Er ist der Erweiterung und Ausschmückung fähig, auch der Verknüpfung mit einem andern Mythus, nicht durch äußere mechanische Zusammenfügung, sondern wie durch Impfen oder durch Verschmelzung. Der Gedanke, die Wahrnehmung innerer Gesetze rankt sich wie eine zarte Pflanze an der Erfahrung aus dem Leben der Menschen als an einer Stütze empor, die Phantasie ist die Hebamme des Gedankens; die Analogie, das Bild einer gegebenen äußern Thatsache muß hinzukommen um das Wesen eines innern Verhältnisses aufzuklären, und so bricht erst unter der geschichtlichen Einkleidung der Begriff hervor, tritt in und mit ihr in das Dasein. Solche Urmythen sind das schönste Gewächs auf dem Boden des der Religion sich erschließenden Gemüths. Denn diese Urerkenntnisse sind die Hauptbedingungen des Geisteslebens der Nation in einem großen Theil seiner ganzen Entwickelung. Dieselben Mythen mit Reflexion ersonnen würden Gleichnisse aus dem Menschenleben sein; in der Zeit ihrer Entstehung waren sie wie Offenbarungen und machten ihren tiefen religiösen Eindruck dadurch daß sie annoch der einzige und ein überraschender Ausdruck großer Wahrheiten waren, daß in diesen Bildern gewisse Gedanken sich zuerst selbst erkannten und verstanden. Der Mythus ging im Geist auf wie ein Keim aus dem Boden hervordringt, Inhalt und Form eins, die Geschichte eine Wahrheit."

Schelling sagt: „Die mythologischen Vorstellungen sind weder erfunden noch freiwillig angenommen. Erzeugnisse eines vom Denken und Wollen unabhängigen Processes waren sie für das ihm unterworfene Bewußtsein von unzweideutiger und unabweislicher Realität. Völker wie Individuen sind nur Werkzeuge dieses Processes, den sie nicht überschauen, dem sie dienen ohne ihn zu begreifen. Es steht nicht bei ihnen sich diesen Vorstellungen zu entziehen, sie aufzunehmen oder nicht aufzunehmen; denn sie kommen ihnen nicht von außen, sie sind in ihnen ohne daß sie sich bewußt sind wie; denn sie kommen aus dem Innern des Bewußtseins selbst, dem sie mit einer Nothwendigkeit sich darstellen die über ihre Wahrheit keinen Zweifel gestattet."

Ich habe in meiner Aesthetik ausführlich erörtert wie in allem Phantasieleben ein Unbewußtes und ein Bewußtes zusammenwirken, wie etwas Nothwendiges, Unwillkürliches mit der freiwilligen Thätigkeit verbunden ist; ich habe darzuthun gesucht wie ein Aehnliches auf andern Gebieten des Geistes vorkommt und den Gedanken ausgesprochen daß alles Große und Bedeutungsvolle in Denken, Thun und Bilden aus einem Zusammenwirken Gottes und des Menschen hervorgeht, indem die göttlichen Ideen, die göttlichen Ordnungen alles Geschöpfliche durchdringen, leiten und beseelen. Die Offenbarung Gottes, sagte ich dort, in dem wir leben weben und sind, kommt nicht von außen, sondern quillt aus dem innersten Lebensquell, aus der Tiefe des Geistes, in das Licht des Bewußtseins; das Gemüth spricht aber diese Regungen und Erfahrungen nicht sofort in der Form des Gedankens aus, sondern Jahrtausende lang werden sie durch die Phantasie zu Bildern gestaltet, und dazu werden die Erscheinungen der Natur und der Geschichte verwendet. Der Mensch steht von Haus aus in der Einheit mit Gott, aber indem er sich selbst erfaßt, sich von dem Unendlichen unterscheidet und selbstsüchtig mit seinem Willen sich vom Ganzen abwendet, verliert er das Gefühl der Wesensgemeinschaft, und nun geht die Religion aus der Sehnsucht der Wiederherstellung und Versöhnung hervor. Die Gottesidee waltet im Gemüth, und die Seele ringt nach ihrer Darstellung durch Phantasie und Gedanke, durch Mythus, Kunst und Philosophie, bis die Versöhnung in der That und Wahrheit durch Christus vollbracht und die Religion vollendet, die Kindschaft der Menschheit in Gott, das Ebenbild Gottes im Menschen wiederhergestellt wird. So sehe auch ich mit Schelling in der Mythologie einen nothwendigen Proceß, aber ich habe in der ganzen Entwicklung den menschlichen Factor, die Thätigkeit des menschlichen Bewußtseins in ihren verschiedenen Formen, auf verschiedene Stufen hervorgehoben, und betone ihn hier ausdrücklich nochmals. Schelling sagt: der theogonische Proceß, durch den die Mythologie entsteht, ist ein subjectiver, insofern er im Bewußtsein vorgeht und sich durch Erzeugung von Vorstellungen erweist; aber die Ursachen und also auch die Gegenstände dieser Vorstellungen sind die wirklich und an sich theogonischen Mächte; der Inhalt des Processes sind die Potenzen selbst, die das Bewußtsein und die Natur erschaffen; ihre Succession ist eben der Proceß, der nach demselben Gesetz und durch die-

ſelben Stufen hindurchgeht, durch welche urſprünglich die Natur hindurchgegangen iſt. Schelling ſagt: nur das mache den Polytheismus möglich daß das was in ſeiner überſubſtanziellen Einheit Gott iſt, als Subſtanz getrennt werden könne; daß die göttlichen Potenzen in der Welt getrennt ſeien, und das Bewußtſein ihnen anheimfiel. Die Potenzen ſind ihm die drei Urſachen, die erſte aus welcher, die zweite durch welche, die dritte zu welcher oder in welcher als Ende oder Zweck alles wird. Als den Reflex ihres ſucceſſiven Hervortretens und ihrer Herrſchaft im menſchlichen Bewußtſein ſieht er die aufeinander folgenden Mythologien oder Hauptgottheiten an, und lehrt daß das menſchliche Bewußtſein in dem Mythologie erzeugenden Proceß wieder in die Zeit des Kampfes zurückgeſetzt werde, der in der Schöpfung des Menſchen ſein Ziel gefunden hatte. Die mythologiſchen Vorſtellungen ſollen gerade dadurch entſtehen daß die in der äußern Natur ſchon beſiegte Vergangenheit im Bewußtſein wiederhervortritt, jenes in der Natur ſchon unterworfene Princip jetzt noch einmal ſich des Bewußtſeins ſelbſt bemächtigt. — Aber die Folge der Göttergeſtalten, die Schelling annimmt, iſt durch die gründliche hiſtoriſche Forſchung keineswegs beſtätigt, und nicht in das ewige Weſen Gottes ſelbſt, ſondern nur in ſein Reich, ſeine Entfaltung und Schöpfung kommt durch die Sünde Spannung und Kampf, — in Gott nur inſofern als er in der Menſchheit offenbar geworden und in die Endlichkeit eingegangen iſt. Die göttliche Weſenheit bleibt den Geſchöpfen einwohnend auch wenn dieſe kraft ihrer Freiheit von derſelben abtrünnig werden wollen, und wenn in den verſchiedenen Mythologien auch nicht das ganze Göttliche in ſeiner Einheit und Fülle zugleich erfaßt und beſtimmt wird, ſondern nach Maßgabe des geiſtigen Vermögens und der Bildungsſtufe einzelne Seiten des Ewigen beſonders hervorgehoben werden und das Unendliche in einer Reihe von Geſtalten auseinander gelegt iſt. Das Natürliche, das Gemüthliche, das Geiſtige, die nirgends in der Menſchheit fehlen, werden innerhalb ihrer wie im einzelnen Menſchen ſucceſſiv entwickelt, und wenn wir im Alterthum das erſte, dann in der chriſtlich-germaniſchen Welt das zweite vorwalten ſehen, und in ein Reich des Geiſtes eintreten, ſo folgt daraus noch nicht daß während dieſer Perioden auch in Gott das eine oder andere Princip die Herrſchaft geführt, daß ſie auch ſucceſſiv bei ihm vorwiegen. Auch ich ſage übrigens mit Schelling daß wir die Mythologie eigentlich nehmen

müſſen, und daß den Göttern wirklich Gott zu Grunde liegt, er ſelbſt die wahre Materie und der Inhalt der mythologiſchen Vorſtellungen ſei; die Mythologie iſt ein wirkliches Werden Gottes im Bewußtſein; auch in ihr iſt göttliche Eingebung, und ſolchen Inſpirationen verdanken wir die koloſſalen, die herrlichen Schöpfungen des Alterthums; „die Gewalt die das menſchliche Bewußtſein in den mythologiſchen Vorſtellungen über die Schranken der Wirklichkeit erhob, war auch die erſte Lehrmeiſterin des Großen, Bedeutungsvollen in der Kunſt.“ Darum möchte ich nicht einmal das Heidenthum die wilde oder wildwachſende Religion nennen, ſondern lieber die natürliche. Auch im Heidenthum und ſeiner Entwickelung ſehen wir den göttlichen Logos, die allgemeine Vernunft und den in der ſittlichen Weltordnung, in der Erziehung der Menſchheit ſich bethätigenden Willen der Weisheit. Das war Hegel's große religionsphiloſophiſche Leiſtung daß er die Hauptformen des Heidenthums als Entwickelungsſtufen der religiöſen Idee darſtellte; ſo vieles im einzelnen bei ihm wie bei Schelling ſich nicht als ſtichhaltig bewährt, der Grundgedanke wird immer das Ziel der Wiſſenſchaft ſein. Derſelbe ſeheriſche, dichteriſche Trieb und Blick der einſt die Naturphiloſophie ins Leben rief, dieſelbe geiſtvolle Combination, daſſelbe phantaſievolle Generaliſiren nach einzelnen Wahrnehmungen herrſcht auch in Schelling's Philoſophie der Mythologie; die kritiſche Sichtung des Materials bringt vielfach andere geſchichtliche Reſultate, und dieſe führen zu andern Schlüſſen und philoſophiſchen Betrachtungen; das ſoll uns aber doch nicht abhalten den Sinn und die Bedeutung des Ganzen zu würdigen und das erprobte Einzelne dankbar anzunehmen.

Hat einmal der Glaube Geſtalt gewonnen und ſind die Götter als Mächte der Natur und des Gemüths innerhalb einzelner Gemeinden und Stämme auf beſondere Art ausgebildet, ſo entſteht nun ein Götterkreis, wenn Städte und Stämme ſich in gemeinſamem Nationalbewußtſein verbinden; der einzelne Ort behält ſeinen Gott, ſeine Göttin vorzugsweiſe, wie die meeranwohnenden Jonier ihren Poſeidon, die Argiver ihre Here, aber der Dienſt dieſer Götter verbreitet ſich auch anderwärts, und ihre urſprünglichen Verehrer bauen ebenſo den andern Göttern Altäre. Die Urmythen ſind nun ſelbſt ein Stoff für das religiöſe Denken, für das dichteriſche, künſtleriſche Bilden; ſie werden erweitert durch neue Eindrücke, neue Erfahrungen, die man auf ſie bezieht; ſie werden entwickelt,

und mit einander verflochten. So verwachsen zur Gestalt und Geschichte des Herakles nicht blos verschiedene griechische Lokalsagen mit alterthümlichen Sonnenmythen, sondern die Griechen glauben auch in den semitischen bogenbewehrten löwenbezwingenden Göttern ihn wiederzufinden, und nehmen auf was von ihren Thaten und Geschicken erzählt wird, und im Fortschritt des Volksbewußtseins wird er immer mehr durch die Dichter zum Ideal sittlicher Heldenkraft. Hier beginnt schon eine freiere Erfindung. Priesterlegenden geben Erzählungen von dem Ursprung örtlicher Gebräuche oder Satzungen, und manches Bild wird wörtlich und eigentlich genommen und findet nun eine mythische Deutung oder Motivirung. Wenn die Veden vom Goldarm der Sonne reden, vergleichen wir dies sofort der rosenfingerigen Eos Homer's; die Brahmanen aber wissen von einem Kampf zu erzählen, in welchem der Gott die eine Hand verliert und sie durch eine von Gold ersetzt. Aehnliche Bewandtniß mag es mit des Pelop elfenbeinerner Schulter haben. In Bezug auf solche Dinge mahnt Pindar daß es den Menschen gezieme nur Schönes von den Göttern zu sagen, indem er hinzufügt:

Viel sind der Wunder fürwahr,
Und fesselnd mehr als der Wahrheit Wort
Täuscht der Sterblichen Seele die Dichtung
Mit vielfach verschlungenen bunten Sagen.
Der Anmuth Zauber, der alles den Sterblichen
Süßer macht und mit Würde bekleidet,
Verlockt zum Glauben oft an Unglaubliches;
Unbestechliche Zeugen aber
Bleiben die kommenden Tage.

Bekannt ist der Ausspruch Herodot's daß Homer und Hesiod den Hellenen ihre Theogonie gemacht, den Göttern die Beinamen gegeben, jedem sein Amt und seine Kunst zugetheilt. Damit ist nicht behauptet daß der mythologische Stoff, daß die Götter selbst eine Erfindung dieser Dichter seien, nur die Göttergeschichte, den Götterstaat haben sie ausgebildet, die mannichfaltigen Gestalten haben sie zum Ganzen verbunden und jeder ihre besondere Stelle darin gegeben. Homer und Hesiod sind die Repräsentanten ihrer Zeit, ihrer Sangesgenossen und Schulen. Wie der Zug nach Troja die mannichfaltigen Stämme und Städte der Griechen zum ersten mal zu gemeinsamer That verband, wie sich daran das

Erwachen ihres Nationalbewußtſeins knüpft, ſo bringt die epiſche Poeſie, indem ſie die volksthümlichen Heldenlieder vereinigt und jedem Stamm, jedem Führer ſeine Ehre gibt, auch die Götter der einzelnen Kreiſe zuſammen, und ordnet ſie zu einer Familie, deren Haupt der eine Himmelsgott der Urzeit bleibt. Was Homer von den Mythen aufnimmt, das wird dadurch Gemeingut; wie er die einzelnen Götter auf der Grundlage der Ueberlieferung charakteriſirt, das bildet wiederum den Ausgangspunkt für die nachkommenden Dichter und Plaſtiker. Die große Wahrheit von einem Walten der Vorſehung, von einer Leitung der menſchlichen Dinge durch Gott veranſchaulicht er durch die Theilnahme welche die Götter an den Menſchen haben, und durch das Einwirken der himmliſchen Mächte auf die Angelegenheiten der Erde. Er erfindet den Stoff nicht, die Helden und ihre Thaten ſo wenig wie die Götter, aber er gibt ihm eine kunſtvoll ſchöne Geſtalt mit freiformender Dichterkraft, die ein harmoniſches Ganzes aus der dem einen und gleichen Volksgeiſt entſprungenen Vielheit macht. Daß dies Ganze wiederum mehr durch die ſchöpferiſche Phantaſie als durch die Reflexion hervorgebracht wird, entſpricht dem Weſen der Mythologie. Die alte Naturbedeutung der Götter trat im Epos in den Hintergrund, das Walten über den Menſchen, die Ausprägung der geiſtigen Eigenthümlichkeiten ward das Hauptſächliche; ſie wurden die Ideale, Ur- und Vorbilder des ſittlichen und geſchichtlich fortſchreitenden Lebens. Dieſe Geſtalten, ſagt auch Schelling, entſtehen nicht durch Poeſie, ſondern ſie verklären ſich in Poeſie; die Poeſie ſelbſt entſteht erſt mit ihnen und in ihnen.

Was von Homer, das können wir in gleicher Weiſe vom indiſchen und germaniſchen Epos ſagen, und nicht minder findet die religiöſe prieſterliche Poeſie Heſiod's in der Edda — ich nenne nur den Geſang Völoſpa — und in der indiſchen Literatur ihre Analogien. Die Theogonien ſind doppelter Art, einmal primitive Betrachtungen über die Anfänge der Dinge, über den Urſprung des Weltalls und der Seele in Bezug auf Gott, dann das Beſtreben die vielen Götter durch Familienbande untereinander zu verknüpfen, ältere und jüngere zu unterſcheiden, und nicht blos durch Nebeneinanderordnung, ſondern auch durch Succeſſion ein zuſammenhängendes Ganzes hervorzubringen. In jener Hinſicht iſt das Bild des Eies, das keimkräftig das Leben in ſich beſchloſſen hält und aus ſich entläßt, der ſichtbare Urſprung

der Einzelorganismen schon in der Urzeit auf das Weltall übertragen worden; das Weltei ist keine Erfindung der Orphiker und Brahmanen, es kommt auf ägyptischen Bildwerken, in semitischen Kosmogonien und im finnischen Heldengesang gleichfalls vor, und wird dadurch als ein Urgedanke der Menschheit bezeugt. In Bezug auf die Genealogie zeigt Hesiod ein Zusammenwirken priesterlicher Weisheit mit dichterischer Kunst. Aber ganz irrig ist die Annahme, der auch Schelling ergeben ist, daß Uranos und Kronos ältere Götter als Zeus seien, oder früher als er von den Hellenen verehrt worden wären; vielmehr zeigt die vergleichende Götterlehre der Arier daß sie sich erst aus ihm entwickelt haben, wie bereits auch Welcker's griechische Mythologie dargethan.

Ein anderes ist die wirkliche Folge, das successive Hervortreten neuer Götter in der Fortentwickelung des Volks, sei es daß ganz neue Gestalten auftauchen, sei es daß solche welche früher wenig Bedeutung hatten, zu den ersten und herrschenden werden. So sind Athene und Apollon jünger als Zeus und entwickeln sich mit Athen und Sparta oder Delphi zu der hervorragenden Stellung; so wird der Dionysoscultus in jüngern Tagen von den Hellenen ausgebildet. So ist der allgemeine Himmelsgott bei den Germanen zurückgetreten, und blieb nur als Schwertgott Ziu oder Thr, während zuerst in der bäuerlichen Zeit der Donnergott die oberste Stelle erhielt, dann aber in der Wanderzeit der Volksgeist sich im Sturmgott Wodan oder Odin am liebsten wiederfand, und ihn zum Götterkönig, zum Geber aller Güter, auch der Weisheit und des Gesanges fortgestaltete. In den Veden werden neben dem Gewittergott Indra der himmlische Allumfasser Varuna und der im Feuer waltende Agni am meisten angerufen. Später wird der Geist des Gebets, Brahma, durch die Priester als der Schöpfer und Grund aller Dinge gelehrt, und der in den Veden nur gelegentlich erwähnte Genius der Himmelsbläue, Vishnu, wird allmählich im Gangesthal von seinen Verehrern als der welterhaltende Gott, wie am Himalaja der Geist des Gewittersturms, Siva, als der höchste und wahre Herrscher der Welt verehrt, bis endlich die Brahmanen beide Gestalten mit Brahma zu einer Dreieinigkeit zusammenstellen.

Die Spaltung und Auflösung aber der Einheit in die Vielheit findet mit dem erwachenden Nachdenken einen Gegensatz in dem

Streben das Vielheitliche wieder zur urſprünglichen Einheit zurückzuführen, den einen mit ſeinen Entfaltungen zu bereichern. In den ſpätern vediſchen Hymnen erhält der Gott, welcher gerade angerufen wird, auch die Namen der andern, z. B. Indra, du biſt Varuna, Agni und Surja, d. h. der Umfaſſer, das Feuer, die Sonne. Die Semiten, welche das männliche und weibliche Princip geſondert, ebenſo das Wohlthätige und Verzehrende, Schaffende und Richtende in dem einen Gott, dem Licht- und Feuergeiſt, als zwei Weſen nebeneinander geſtellt, ſahen zunächſt auch wieder beides als die doppelſeitige Offenbarung des Einen an, und gaben ihm mit einem naturaliſtiſchen Ausdruck der Idee die mannweibliche Geſtalt, der Göttin die Waffen des Mannes, dem Gott das Frauengewand. In Griechenland geſellt ſich dem Beſtreben die Götter zu individualiſiren und den Menſchen menſchlich nahe zu bringen — ein Beſtreben in welchem Pindar von dem Geſchlecht der Götter und Menſchen als einem und demſelben redet —, doch zugleich eine dunkle Ehrfurcht, eine Scheu vor dem geheimnißvollen Unendlichen, wie ſie im Cultus der Demeter, des Dionyſos ſich zeigt, und Zeus, der auf dem Olymp mit den andern Göttern thront, von Here getäuſcht wird und über den lahmen Mundſchenk Hephäſtos lacht, heißt bei demſelben Homer der Vater der Götter und Menſchen; er vermählt ſich bei Heſiod mit der Weisheit und der Weltordnung, und iſt der Vater der Geſetze und Schickſale wie der Anmuth die den freien Lebenstrieben entquillt. All die Gaben welche einzelnen von andern Göttern verliehen werden, hat und ſchenkt auch er. Phidias bildete ihn in der Verſchmelzung von Macht und Liebe, von Hoheit und Huld; wie er ſein Walten und Wirken offenbart, das war in dem Schmuck des Thrones ſichtbar; die Baſis zierte ein Reigen der Götter, ſie waren alle um den Thron des Höchſten verſammelt, und erſchienen als die Ausſtrahlungen ſeines Lichts, die Entfaltung ſeiner Einheit in die Perſonificationen ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Offenbarungsweiſen, unter ihnen Zeus ſelber an Here's Hand: der Zeus der ein Gott iſt neben andern, erſchien als Zierath am Thron, auf welchem der Zeus ſaß zu dem als dem urſprünglich einen die gebildeten Hellenen zurückkehrten, wie Aeſchylus ſagt:

Zeus iſt die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,
Ja Zeus iſt alles und was über allem iſt.

Das Heidenthum erhielt in den theologischen Mythen seine eigenthümliche Form dadurch daß menschliche Gestalt und Handlungsweise auf die Natur und auf die göttlichen Principien übertragen ward; die anthropologische Mythe oder die historische Volkssage zeigt dagegen vielfach den Widerschein oder den Nachklang von Bildern, Thaten und Geschicken der Götterwelt. Ich habe schon erwähnt wie Lokalgottheiten zu Heroen werden, Götter zu Göttersöhnen, wie im Heldenalter einer Nation das Heldenhafte und Abenteuerliche in den Mythen, die ursprünglich Naturprocesse in der Form von persönlichen Thaten und Leiden darstellen, besonders ausgebildet, die Grundlage vergessen wird. Kommen nun in der Geschichte selbst hervorragende Männer, die mit ihrem Charakter oder Geschick an die Mythe erinnern, so schlägt dieselbe leicht auf sie nieder. Und zwar wird dies dann am meisten und leichtesten geschehen, wenn der religiöse Glaube selbst eine Wandelung erfahren, wenn er ein anderer geworden ist. Als die Germanen z. B. Christen geworden, da lebten die großartigen und tiefsinnigen alten Mythen in der Seele fort, schwebten aber nun gleichsam in der Luft; wie willkommen mußte ihnen da ein menschlicher Träger sein, eine volksthümlich große Persönlichkeit, auf die sie sich niedersenken, mit der sie verschmelzen konnten! Ich habe schon anderwärts darauf hingewiesen: wir finden im Epos der Inder, Perser, Griechen und Germanen als eins der herrlichsten poetischen Gebilde einen jugendlich reinen Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Verbindung mit dem Feindseligen, Niedern oder Unreinen tritt, wie zur Sühne dafür von dessen Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüte seiner Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf der sich an seinen Tod knüpft: Karna im Mahabarata, Sijawusch im Schahnameh, Achilleus und Siegfried. Dies hat kein Volk vom andern entlehnt; ebenso wenig aber gab es in der Zeit vor der Trennung schon eine Heldensage. Der gemeinsame Grund der Ueberlieferung liegt in der Göttermythe. Es ist die Sonne die ihre Bahn geht wie ein Held, aber jeden Tag in frischer Jugendkraft untergeht, hinabgezogen von den Mächten der Nacht, oder getroffen vom Dorn des Winters am Ende der Sommerzeit. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder sie hat im Frühling die Erde wach geküßt, dann aber erkaltend verlassen. Am Reich der Finsterniß selbst winkt dem Sonnengott eine neue Geliebte, die Abendröthe, aber wenn

er in ihre Arme ſinkt, überliefert er ſich den dunkeln Mächten des Untergangs. Doch der neue Lichtaufgang, der neue Frühling wird nicht ausbleiben. — Der ſchöne Mythus wird als gemeinſames Erbe auf die Wanderſchaft mitgenommen; Helden, die durch die Reinheit ihres Weſens der Sonne gleichen und eines frühen Todes ſterben, bieten ſich der alten Erinnerung zu neuen Trägern. So ein auſtraſiſcher König Siegbert für den fränkiſchen Sonnengott Sigfrit. Homer weiß vom Tode des Achilleus daß er durch Apollo bald nach Hektor gefallen. Aber gerade der Homeriſche Achilleus erinnerte an die Geſtalt der Urzeit, und ſo ließ man auch ihn um die Liebe von Polyxena zu gewinnen einen Bund mit dem Feind eingehen, aber meuchlings von dem neuen Verwandten ermordet werden; hier war keine neue Erfindung, ſondern die alte Sage ward an ihn umbildend angeknüpft.

Das Gewitter ward nach alt-ariſcher Anſchauung der Kampf des Lichtgottes mit dem Dämon der Finſterniß, dem feuerſchnaubenden Wolkendrachen, der den Schatz des Sonnengoldes oder die waſſerſpendende Jungfrau geraubt; der Lichtgott erſchlägt ihn und gewinnt den Schatz oder die Jungfrau. So bei den Griechen Perſeus, bei den Deutſchen Siegfried, und ſpäter noch der heilige Georg. Die Mythe der ariſchen Urzeit vom lichten Frühlingsgott, der im Winter fern iſt, in der Unterwelt oder im Wolkenberg weilt, im neuen Lenz aber ſiegreich wiederkommt, iſt zunächſt in der deutſchen Götterſage erhalten, wenn Wodan ſeine Gemahlin, die Natur, während der ſieben Wintermonate verlaſſen hat, im Frühling aber den Eindringling ſchlägt der ſich ihrer und der Herrſchaft bemächtigen wollte, und die Welt wieder beglückt, — wenn Wodan mit ſeinem Heer in einen Berg entrückt iſt, aber zur rechten Zeit ſiegreich hervorbricht. Nach Einführung des Chriſtenthums ward beides auf geſchichtliche Helden übertragen. Heinrich der Löwe iſt ſieben Jahre lang im Orient, da kommt er unter Wodan's Jagdgenoſſenſchaft, das wilde Heer, und erfährt daß ein anderer Mann mit ſeiner Gattin Hochzeit machen will, wird ſchlafend von einem der Geiſter in die Heimat gebracht, und behauptet die Gattin für ſich. Gleich Wodan aber ſchlummern gewaltige Helden, Karl der Große, Otto der Große, Friedrich Rothbart im Untersberg, im Kyffhäuſer; die Raben die um den Berg fliegen, ſind Odin's Raben, die

ihm Kunde bringen, Hugi und Muni, Verstand und Erinnerung. Wenn aber das Volk in großer Noth ist dann wird der Held als Retter aus dem Berge kommen. Der Weltbaum, die Esche Ygdrasil, die wieder grünt wenn der Frühlingsgott zurückkehrt, ist nun zum dürren Birnbaum auf dem Walserfeld geworden, der frische Blätter treibt, wenn der wiedererschienene Kaiser seinen Schild an ihn hängt. — So gehen die alten Mythen in die veränderten Sitten des Volks ein, und werden den neuen Umständen gemäß selber modificirt; unverständlich gewordene Motive werden durch andere ersetzt. Hlidskialf, der Thron von welchem der germanische Götterkönig die Welt überblickt, das Symbol seiner Allwissenheit, bleibt in der christlichen Zeit ein Stuhl im Himmel, und wer darauf sich setzt der sieht was auf Erden vorgeht, wie der Schneider bei Hans Sachs, der ein Schemel nach der alten Frau wirft die ein Tüchlein stiehlt, ohne zu bedenken wie viel Lappen er selbst behalten hat. Das Märchen ersetzt aber auch den Stuhl durch eine verbotene Thür, durch die wer sie öffnet einen fernen Gegenstand erblickt. Die im Winterschlaf erstarrte Erde wird zur Schildjungfrau welche Odin's Schlafdorn getroffen, und die nun hinter dem Flammenwall liegt; der Frostpanzer der Erde ist jetzt die Brünne die Siegfried's Schwert durchschneidet, wie der Sonnenstrahl jenen; aber dann wird aus dem Schlafdorn Odin's, der dem Volk nichts mehr bedeutet, die verhängnißvolle Spindel, mit welcher die Königstochter sich sticht und sofort sammt der Umgebung in Schlummer sinkt; aus dem Flammenwall wird die Dornhecke, von welcher die schöne Jungfrau den Namen Dornröschen empfängt; der heldenhafte Jüngling dringt muthig durch und weckt sie mit seinem Kuß, wie Siegfried die Brunhild, wie die Sonne die Erde.

Hiermit sind wir bei dem letzten Ausläufer des Göttermythus angelangt, beim Kindermärchen. Der Mensch ist Idealist von Haus aus. Das beweist uns die Phantasie der Kinder immer wieder, wie sie ungebunden mit den Dingen schaltet, alle Gegenstände beseelt, im Schemel das Reitpferd und im Strohhalm und der Bohne selbständig handelnde Wesen sieht; ein geringer Stoff genügt ihr Zaubergärten um sich zu schaffen; man hat ja das Paradies der Kindheit darin gefunden daß die Natur den Wünschen der Einbildungskraft noch fügsam erscheint. Der Reiz des Märchens aber beruht darauf daß es uns in die Wunderwelt

der Frühjugend zurückverſetzt, daß es uns zur Frühjugend der Menſchheit hingeleitet.

Dem echten Volksmärchen iſt das Wunderbare das Natürliche, und ſeine Geſtalten und Begebenheiten locken uns an, indem ſie in ihrem gaukelnden Spiel, in ihren ſchwebenden Formen einen tiefen Sinn ahnen laſſen; denn religiöſe Ideen, die ſich urſprünglich durch die Naturbeſeelung ausgedrückt, bilden ſeine Grundlage, und daher ſtammt denn auch ſein ethiſcher Kern. Denn es zeigt die Herrſchaft der ſittlichen Weltordnung; es zeigt wie das Böſe ſich beſtraft und müßte auch das Unglaubliche geſchehen und aus den geſammelten Gebeinen des Kindes, das dem eigenen Vater zum Mahl war vorgeſetzt worden, der Vogel emporfliegen der am ſchmächtigen Hälschen den ſchweren Mühlſtein trägt um ihn niederfallen zu laſſen und das ſchuldige Haupt zu zerſchmettern; es zeigt das Glück der Weisheit und Tüchtigkeit, der die Hinderniſſe und Gefahren nur der Anreiz zur Bewährung und Kraftentfaltung werden; es zeigt die verfolgte Unſchuld, die zurückgeſetzte Schönheit wie ſie durch das Leiden verherrlicht und endlich doch erlöſt werden; es zeigt wie dem rechten Sinn alle Dinge zum Beſten dienen.

Auch der Märchenerzähler iſt kein bewußter Erſinner oder Erfinder, der ſeine beſondern Anſichten oder Erfahrungen mittheilen will, ſondern er überliefert vielmehr wie ein treuer Hüter die ererbten Schätze. Das Kind, das Volk will das ihm Liebgewordene immer wieder hören, und geht an anderm vorüber das in ſeinem Gemüth nicht Wurzel ſchlägt; ſo übt der Hörer durch ſein Verlangen einen mitwirkenden Einfluß auf die Erzählung, und läßt das beſonders ausmalen was ihm am meiſten zuſagt. Das Ueberlieferte wird gehegt und gepflegt nicht wie ein todter Beſitz, ſondern wie ein lebendiges Gut. Ein jeder behält was ihm gefällt und fügt hinzu was er beſſeres weiß, und indem ein Lied, eine Erzählung von Mund zu Munde geht, gewinnen ſie in dieſer Geſammtthätigkeit der Geſchlechter gleich viel hin und her bewegten Rollſteinen allmählich den treffenden Ausdruck, die runde präciſe Form, die der Kunſtdichter beneidet und ſich zum Muſter nimmt.

So ſehen wir eine ſtaunenswerthe Zähigkeit der Ueberlieferung, und ſehen wie der Mythus in ſeinen Wandelungen ein Band der Geſchlechter ausmacht, ſodaß dieſelben Bilder die einſt

die Menſchheit in den Jahrhunderten der Kindheit ſchuf, noch heute den Geiſt der Kinder nähren und ergötzen, und haben in ihnen einen Ring der die fernen Jahrtauſende aneinander ſchließt.

Aber der Nachhall und Wiederſchein der Götter- und Naturmythe iſt lange nicht das einzige in der die menſchlichen Dinge geſtaltenden oder umwebenden Sage, vielmehr findet der neue Inhalt auch ſeine neue Form. Der Urſprung der Völker wie der Menſchen liegt im Dunkel, die Anfänge auch des Großen waren klein, und weil niemand ihrer achtete, wurden ſie vergeſſen. Da ſchließt der Geiſt aus dem Gewordenen auf das Werdende, aus der Blüte und Frucht auf den Keim zurück, die Phantaſie entwirft nun das Bild des Anfänglichen, und in ihm ſtellt ſie das Weſen, die Richtung auf das Ziel bereits anſchaulich dar. Daher die wunderbaren Erzählungen von der Kindheit und Jugend ſo vieler großer Männer, daher die ſagenhaften erſten Kapitel aller Völkergeſchichte. Sie ſind auch hiſtoriſch von Werth, nicht inſofern als ſich aus der ſchönen blühenden Hülle ein dürrer proſaiſcher Kern des Factiſchen herausſchälen ließe, ſondern inſofern wir daraus erkennen wie das Volk ſein eigenes Weſen und Werden ſich vorſtellte, wie es die Ahnung von ſeiner Beſtimmung und ſeinem Schickſal ſich klar machte. Es iſt der römiſche Volksgeiſt der einen Horatius Cocles, einen Mucius Scävola, der helleniſche der einen Achilleus und Odyſſeus hervorbrachte, und es iſt von größerer Bedeutung für die rechte Würdigung beider, wenn ſolche Geſtalten nicht abſonderliche Perſönlichkeiten waren, ſondern das darſtellen was der Römer, der Grieche ſeiner Natur nach dachte und fühlte, was ihm Römerſinn und Römertugend, was ihm die Art des helleniſchen Jünglings und Mannes war. Die Volksphantaſie hat die Erfahrungen des wirklichen Lebens und ſeine Eindrücke hier ebenſo gut zum Stoff wie auf einem andern Gebiet die Realität der Naturerſcheinungen, und ſie trägt die Idee des eigenen Weſens ebenſo in ſich wie den Gedanken Gottes; indem das Bewußtſein der Idee auch hier durch Erfahrungen geweckt wird und an ihnen erwächſt, bilden ſich die Idealgeſtalten der Sage, die dem weitern Leben zum Vorbild gereichen, auf das Gemüth der nachwachſenden Geſchlechter wirken, und dadurch zu einem Element der Geſchichte werden. Auch hier gibt der Mythus Gedanken in der Form von Begebenheiten erzählend kund, auch hier ſchmückt er

die Wirklichkeit dichterisch aus. Auch hier will man nichts Willkürliches ersinnen, noch etwas für wahr ausgeben an das der Urheber selbst nicht glaubt, vielmehr ist er überzeugt einen ursprünglichen Hergang errathen, eine Lücke ausgefüllt, das Rechte getroffen zu haben. Nur ausnahmsweise mag eine beabsichtigte Täuschung vorkommen, im ganzen sind die aus der Fülle der Erscheinungswelt gewonnenen Eindrücke und die Ahnungen des eigenen Gemüths zu absichtslosen Phantasiegebilden verschmolzen, und noch jetzt können solche im Geist dessen der sie schafft oder der sie vernimmt zur Wirklichkeit verfesten, ebenso wie in Tagen vorherrschender Verständigkeit die Menschen ihre Reflexionen für das Reale selber halten. Wir können hier eine feine Bemerkung von Strauß wiederholen. Livius, sagt er, findet die Ueberlieferung von religiösen Bräuchen die Numa angeordnet haben soll, und gibt sogleich pragmatisirend den Grund an: damit die Menschen etwas zu thun hätten und nicht in der Muße ausgelassen würden, und weil er die Religion für das beste Mittel gehalten die Menge zu zügeln. Er erzählt weiter daß Numa freie und geschlossene Tage (dies fastos et nefastos) angeordnet, weil es voraussichtlich manchmal gut sein könnte, wenn mit dem Volk nichts verhandelt werden dürfte. Diese Beweggründe waren sicherlich nicht die leitenden bei der Entstehung jener Ordnungen. Aber Livius glaubte es, und die Combination seines erwägenden Verstandes dünkte ihm so nothwendig daß er sie mit voller Ueberzeugung der Wirklichkeit vortrug. Die Volkssage erklärte die Sache anders, nämlich aus den Zusammenkünften Numa's mit der Göttin Egeria, die ihm offenbart habe was für Dienste den Göttern die willkommensten seien. Und ich meine die Volkssage hatte die tiefere Wahrheit erfaßt daß in der Religions- und Staatsgründung ein göttlicher Wille durch den Menschen vollstreckt wird, oder wie Heraklit sagt daß ein göttliches Gesetz alle menschlichen nährt.

Ferner begleitet dann die Sage die Geschichte, sie schafft dem Geist derselben einen idealen Leib und offenbart Sinn und Bedeutung epochemachender Ereignisse in einzelnen strahlenden Bildern, die in der Wirklichkeit gründen, aber zum Ausdruck vom Charakter des Volks und der Zeit idealisirt werden. So stellt das Nibelungenlied den Mythus vom Völkerkampf und Völkeruntergang in der Völkerwanderung dar, statt vieler Begebenheiten während mehrerer Jahrhunderte Ein großartiges und herrliches

Gemälde, und Dietrich von Bern wie er einsam unter den Trümmern steht, repräsentirt sein Volk das so schnell als ruhmreich aus der Geschichte verschwand. Der Mythus ist eine poetische Philosophie der Geschichte, die große Bedeutung einer Person oder einer That, der Zusammenhang mit andern Gebieten und Zeiten, der innewohnende Geist der Sache wird durch ihn symbolisch ausgesprochen. Die Phantasie nimmt die Läuterung der Zeit an den irdischen Dingen vor, indem sie das Vergängliche, das Unbedeutende schwinden läßt oder frei behandelt, und die Helden der Geschichte statt durch die Sage zu leiden, gehen in reinerm Licht wiedergeboren aus ihrer Werkstatt hervor. Wir erkennen aus den Mythen wie ein Moses und Lykurg, ein Muhammed und Alexander oder Karl der Große im Bewußtsein ihrer Zeitgenossen lebten und wie die nachwachsenden Geschlechter den Charakter und das Wirken dieser Männer ansahen. Wenn sich Mythen bilden so beweist das immer daß unter dem Eindruck großer Persönlichkeiten neue Ideen im Volksgemüth auftauchten und nach Gestaltung ringen. Sehr richtig sagt Weiße: „Allerdings läßt sich nicht anders annehmen als daß jeder einzelne Zug der Sage auch auf einen einzelnen Urheber zurückweist; aber daß viele Einzelzüge zusammenwachsen können, das erweist sie fähig einem Volksglauben, einer Idee die für die Menschheit Wahrheit hat, zum Ausdruck zu dienen. Jeder Erzähler knüpft an die Geschichte und die folgenden halten sich an die Ueberlieferung, aber unwillkürlich verschmilzt ihnen Thatsache und Gedanke, und das Idealbild hat für sie die gleiche innere oder geistige wie factische Wahrheit. Mit welchem Laub- und Blütenschmuck duftiger Sagengewinde umgab das Griechenthum oft schon zur Zeit des Lebens, fast immer wenigstens sehr bald nach dem Tode fast jeden seiner großen Männer! Nicht etwa nur solche deren Thaten ohnehin schon zu dichterischer Fassung aufforderten, sondern auch Philosophen, Staatsmänner, Dichter, solche deren Schicksale sich in unbemerkter Einsamkeit verloren und nichts weniger als einen romantischen Charakter der Anschauung darboten. Und diese Sagen sind keine leeren Erfindungen, vielmehr liegt in ihnen ein nicht gering zu schätzender geistiger geschichtlicher Gehalt. Sie sind bestimmt die Geschichte im Einzelnen und Besondern auf entsprechende Weise zu ergänzen, wie die großen Mythenkreise, die von der Götter- und Heroenwelt reden, die Weltgeschichte im Ganzen und Großen nach rückwärts zu ergän-

zen und ſie an das Ewige, aus dem alle Geſchichte ihren Urſprung hat, zu knüpfen die Beſtimmung haben. Sie enthalten bildlich ausgedrückt in ſinnreicher kühner Symbolik geiſtige Bezüge und Charakterelemente der Begebenheiten, ſolche die nicht in unmittelbarer Thätigkeit erſcheinen, und ſich auch nicht in einer geſchichtlichen Erzählung ohne jene tiefer gehende Reflexion mittheilen laſſen, welche man Philoſophie der Geſchichte nennt. Sie enthalten recht eigentlich eben eine Philoſophie der Geſchichte, ſo eingekleidet wie die Zeitgenoſſen der Begebenheiten ſie einkleiden mußten, wenn ſie ihnen verſtändlich werden ſollte, oder vielmehr wie der Geiſt der Geſchichte ſich für die Zeitgenoſſen ohne ihr Zuthun, ohne irgend eine Abſichtlichkeit der Erfinder, ſelbſt einkleidet um ihnen ſich zu offenbaren."

So wirft denn nicht blos die Phantaſie ihre bunten Bilder in eine ferne Vergangenheit, ſondern ihr Verklärungstrieb will auch das Gegenwärtige in ſein Ideal erhöhen, zerſtreute Züge vereinigen und ergänzen und den Eindruck welchen Perſönlichkeiten im Verlauf ihres Wirkens, welchen Ereigniſſe in der Mannichfaltigkeit ihrer Einzelheiten machen, in leichtfaßlichen Geſammtbildern ausprägen. Das geht nicht blos durchs Alterthum und Mittelalter, es erſtreckt ſich bis in die neueſte Zeit. Ich erinnere nur daran wie die hiſtoriſche Kritik erwieſen hat daß Napoleon weder bei Arcole die Fahne ergriff, noch ſeine Soldaten bei Waterloo den Ruf erhoben: die Garde ergibt ſich nicht, ſie ſtirbt! Aber das Volk ſah in dem jugendlichen Helden den Bannerträger um den es ſich ſcharen wollte, und was es von ihm hoffte, was ſeiner würdig ſchien, das gewann in jenem Schlachtbericht ſeine Form, gleichwie die Thaten der Garde einen angemeſſenen Schluß fanden; man glaubte die Erzählung weil ihnen das Sachliche zu Grunde lag. In den officiellen Berichten die während des erſten Kreuzzugs an den Papſt abgeſtattet wurden, iſt Gottfried von Bouillon nicht erwähnt; die Krone in Jeruſalem ward ihm erſt angeboten, als mehrere andere Fürſten ſie abgelehnt; ſein Name aber ward als der des erſten Königs von Jeruſalem allbekannt, und damit lag dem Volk die Annahme nahe daß er auch von Anfang an die Seele der Unternehmungen geweſen ſei. Und dabei vermuthe ich daß die Lieder von ſeinen Thaten, die Erzählungen von ſeinem Antheil am Kreuzzug die weiteſte Verbreitung und größte Theilnahme erlangten, und im Volksbewußtſein die Kunde von den andern

Führern überwuchsen, weil in seinem Sinn und Wirken der Geist der Kreuzzüge den geeigneten Träger fand, und darum die Phantasie des Abendlandes ihn zu dem Helden gestaltete der das Fühlen und Wollen der Zeit verkörperte.

Endlich gehört noch die Anekdote in diesen Kreis. Sie schleift der Erzählung eine Spitze, wodurch dieselbe leicht in der Erinnerung haftet, aus dem Material der Wirklichkeit gibt sie durch treffende Einzelzüge, durch schlagende Worte den Charakteren oder Ereignissen eine handgreifliche Form, ein prägnantes Bild. Das Anekdotische gehört vorzugsweise in das Gebiet der Einfälle, deren absichtsloses Entstehen schon das Wort bezeichnet. Die Anekdote gibt im Einzelzug ein Bild des Ganzen, wie das Sprichwort die allgemeine Wahrheit in der Form einer Erfahrungsthatsache und damit am liebsten wieder in bildlicher, symbolischer Redeweise ausdrückt. Eine Schwalbe macht keinen Sommer, sagte Aristoteles um anzudeuten daß die Tugend eine bleibende Gesinnung sei, und noch nicht durch eine oder die andere gute Handlung realisirt werde. Das Sprichwort sieht im besondern Fall das Ideale oder Allgemeine verwirklicht und stempelt ihn daher unmittelbar zum Ausdruck einer Erkenntniß; es ist dieselbe Verknüpfung oder lieber dasselbe ursprünglich gemeinsame Werden und Verwachsen des Realen und Idealen wie im Mythus; es ist ebenso das allen vorliegende Thatsächliche und das allen einwohnende Vernünftige, wodurch, indem beides sich verbindet, das Sprichwort mehr gefunden als ersonnen wird; absichtlich machen läßt es sich nicht, das treffende Wort wird nicht gesprochen damit es Sprichwort werde, sondern weil es so ist daß ihm alle zustimmen, wird es von ihnen aufgenommen, wiederholt und ein Nationalgut.

So finden wir im Mythus wie in der Sprache Schöpfungen die mehr instinctiv als selbstbewußt und willkürlich aus der gemeinsamen Natur der Menschen hervorgehen; der gemeinsame innere Trieb, die gleiche Idee, die gemeinsamen Eindrücke führen auch zu einem gemeinsamen Ausdruck; wir erkennen einen geistigen Zusammenhang, kraft dessen der einzelne nicht etwas für ihn Absonderliches vollbringt, sondern wie ein Werkzeug des allgemeinen Geistes erscheint; wie die Bienen ihre Zellen bauen, so wirken viele zusammen. Den Gesetzgeber können wir dem Dichter oder Philosophen vergleichen, aber lange vor ihm bildet sich das Gewohnheitsrecht aus dem Zusammenwirken des sittlichen

Gefühls und der Vorgänge des täglichen Lebens; es wird zur Grundlage auf welcher die bewußte Thätigkeit weiter baut, ordnend, ergänzend, nach der Idee gestaltend. Aehnlich ist es mit der Sprache und dem Mythus, dieser Urpoesie und Urphilosophie der Menschheit; auch sie gehen aus der Gemeinsamkeit hervor und bieten sich dann dem Genius als das Material seines denkenden dichtenden Schaffens.

Die Schrift.

Das Wesen des Geistes besteht nicht blos darin daß die Einheit des Selbstbewußtseins sich in der Fülle der Gedanken und Empfindungen erhält, sondern auch darin er diese in sich behält, daß alles was er einmal gethan oder erfahren sowol die Intensität seiner Kraft als den Umfang seines Wirkens erhöht und vermehrt und in ihm als Lebenselement besteht; was er einmal in sich aufgenommen oder aus sich hervorgebildet — und er bildet nichts aus sich hervor das er nicht zugleich anschauend, fühlend, denkend in sich aufnähme, er nimmt nichts in sich auf das er nicht zu einem Erzeugniß seiner eigenen, die Eindrücke innerlich gestaltenden Thätigkeit machte — es bleibt fortan sein eigen, und darauf beruht seine fortschreitende Entwickelung. Das meiste verschmilzt mit der Totalität des geistigen Lebens, manches aber führt ein eigenes Dasein in ihm fort und tritt gerufen oder ungerufen als Vorstellung wieder in das Licht des Bewußtseins. So bewahrt er die Verknüpfung der Anschauungsbilder mit den Tonbildern, des Begriffs mit dem Wort. Aber wie der Gedanke Gestalt gewinnt im Laut, so verhallt er auch wieder sobald er vernommen ward. Später aus dem Innern aufs neue hervorgerufen wird er bald von seiner Bestimmtheit etwas verloren, bald bei dem beständigen Werdeproceß des Lebens eine andere Farbe gewonnen haben. Es gibt aber wichtige Gedanken, es gibt Ereignisse des äußern und innern Lebens die der Mensch bewahren, die er zu einem Gemeingut der Menschheit, zu einer Erbschaft kommender Geschlechter machen möchte; es gilt sie zu festigen, ihnen ein von dem Individuum und der wechselnden Ueberlieferung unabhängiges Dasein zu geben.

Wie die erste Regung des musikalischen und dichterischen Sinnes der Menschheit in der Sprachschöpfung aufgeht, so sehen

wir die erſte Bethätigung der bildenden Kunſt in der Errichtung eines Denkmals, d. h. eines im Raum dauernden Werkes, an welches das Denken, die Erinnerung ſich heftet, zunächſt ſo daß es an einem beſtimmten Ort ein Ereigniß bezeichnet. So errichtet Jakob einen Stein an der Stelle wo ihm die Himmelsleiter im Traum erſchienen war; oder der Stein auf dem Grabe erinnert an den Helden, den Patriarchen, der unter ihm ruht. Oder es wird in der Aufzeichnung handelnder Individualitäten die Anſchauung eines Ereigniſſes feſtgehalten. Dies würde nicht geſchehen wenn der Menſch noch in wort- und gedankenloſer Dumpfheit vegetirte; — er knüpft ſein Denken an das Mal, das ſeiner Erinnerung einen ſichtbaren Halt und Ausdruck gibt.

Von dieſem einigen Grund führen zwei Wege der Entwickelung weiter. Entweder wird das Werk für die Anſchauung als ſolche möglichſt befriedigend ausgebildet, ſodaß ſein Anblick dem Geiſte genügt und die äußere Erſcheinung das Innere ganz und unmittelbar offenbart, und es entſteht die bildende Kunſt, welche in der räumlichen Form das Weſen der Dinge und die Ideale der Seele darſtellt. Oder der im Wort gefaßte Gedanke iſt die Hauptſache, ihn mitzutheilen wird beabſichtigt, das Werk iſt nur ein Zeichen für denſelben und wir haben den Anfang der Schrift.

Wie Muſik und Poeſie in der Stimme aus der Bruſt des Menſchen hervorquillt und er zum Verſtändniß der Töne gelangt weil er ſie zuerſt ſelber hervorbringt und mit der ſie veranlaſſenden Empfindung vernimmt, ſo hat er in ſeinem eigenen Leib und in ſeiner Geberde auch die urſprüngliche Weiſe gegenwärtig wie ein inneres Sein, eine innere Bewegung räumliche Geſtalt gewinnt und in die Sichtbarkeit tritt; er lernt von ſich aus auch andere Körperformen auffaſſen, deuten, durch Nachbildung in einem äußern Material ſie feſthalten oder innern Anſchauungen dauernde Geſtalt geben. Die bildende Kunſt will aber gerade daß das Werk in einem äußern Material auch unabhängig von ſeinem Urheber Beſtand gewinne, und ein Gleiches will die Schrift. Wir können Empfindungen und Gedanken allerdings durch Bewegungen ſichtbar machen, aber wir nennen dies nicht Geberdenſchrift, ſondern Geberdenſprache; denn hier iſt es die gegenwärtige Perſönlichkeit die mit derſelben Unmittelbarkeit lautloſe, wie in der Sprache laut werdende Bewegungen macht, und die ſichtbare Erſcheinung nicht verharren läßt, ſondern das Hervorgebrachte ſofort wieder in ſich zurücknimmt. Wenn wir daher

wol von einer Geberdensprache, aber nicht von einer Geberdenschrift reden, so liegt darin das Gefühl daß die Sprache mit der lebendigen Persönlichkeit als deren unmittelbarer Ausdruck zusammenhängt, während die Schrift mittelbar durch die Darstellung in einem äußern Material den Gedanken offenbart, der dadurch aber einen objectiven Bestand für sich gewinnt. Der Drang hiernach, der in der Natur des Geistes liegt, ist der Quell der Schrift. Aber wenn auch ihre Anfänge aus einer ähnlichen innern Nothwendigkeit wie die Sprache entspringen, so herrscht in ihrer Ausbildung weit mehr die selbstbewußte Ueberlegung, der erfinderische zergliedernde Verstand, und wie die Civilisation mit ihrem Gebrauch zusammenhängt, so die Kunstdichtung und künstlerische Prosa in Geschichtschreibung, Beredsamkeit und freier Wissenschaft. So nennt auch Steinthal die Schriftbildung eine Urthat des menschlichen Geistes; er sieht in derselben das Werden der Cultur, die erst durch sie einen freiern Lauf nehmen kann, und sagt gewiß richtig: „Man wolle nur ja nicht die Schrift von Bedürfnissen des Verkehrs ableiten; nicht Krämer haben sie gebildet, sondern Priester und Könige."

Es ist das Verdienst Wilhelm von Humboldt's den Zusammenhang von Schrift und Sprache ans Licht gestellt und dabei die Stufen der Schriftentwickelung gezeigt zu haben. Wir betonen auch hier wieder daß der Gestaltungsdrang des Geistes durch die Phantasie vollzogen wird, die in der ursprünglichen Einheit von Schrift und bildender Kunst allerdings am sichtbarsten waltet, aber auch in der eigentlichen Bilderschrift fortherrscht und als formende Thätigkeit niemals entbehrt werden kann; unsere Buchstaben sind aus Bildern hervorgegangen.

Wie wir sahen daß erst in der Sprache der Gedanke des Menschen sich bildet, so ist Schrift stets die Darstellung der schon im Wort ausgeprägten Ideen. Hier entsteht nun der Unterschied ob nur der Gedanke als solcher berücksichtigt wird und veranschaulicht werden soll, oder ob gerade seine sprachliche Form, die ihn offenbarenden artikulirten Laute in bestimmte Zeichen ausgeprägt werden. Im erstern Fall haben wir Ideenschrift durch Bilder und Figuren, im andern Lautschrift durch Buchstaben. Es ist klar daß nur die letztere dem Wort als solchem gerecht wird. Das Princip der Schrift hängt mit dem Sprachsinn zusammen; wo derselbe die Rede zu einem lebendigen Organismus gliedert, da will er sowol die sprachlichen Tonbilder als die Bestimmt

heit, Ordnung und Beziehung der Worte in der Schrift befestigen, und dem genügt allein die Buchstabenschrift; wo ihm aber noch ein Wort der Empfindungsausdruck des Gedankens ist und den ganzen Satz vertritt, oder wo er blos noch Wörter gleich den Gegenständen als den Trägern von Eigenschaften und Handlungen nebeneinander stellt, da genügt ihm die Bilder- und Figurenschrift.

Das Anfängliche ist also historisch wie nach der Natur der Sache die Ideenschrift, und zwar wie sie noch ungetrennt von der Malerei erscheint. Eine Thatsache die ihm wichtig dünkt, eine äußere oder innere Erfahrung stellt der Mensch durch Abbildung der Begebenheit oder einzelner Gegenstände dar, gerade wie er den Eindruck der Anschauung in einem oder in mehreren Lauten hervorstieß. Schoolcraft in seinem Werk über die Indianer der Vereinigten Staaten gibt unter andern Beispielen solch malender Ideenschrift das folgende: Zwei Jäger die den Fluß hinaufgefahren waren, lagern am Ufer desselben, tödten einen Bären und fangen Fische. Das war eine That würdig daß niemand ihres Volks vorübergehen sollte ohne von ihr unterrichtet zu werden; auf einem Brett wird sie niedergeschrieben und dies als Denkmal aufgestellt. Der Vorübergehende sieht darauf zwei Kähne und über jedem ein Thier welches das Kennzeichen der Familie eines jeden jener beiden Jäger ist, und er weiß nun daß zwei Personen aus diesen Familien hier gelandet sind. Ein Bär und sechs Fische sagen ihm was sie vollbracht haben. Steinthal sieht hierin mit Recht eine Stufe des Bewußtseins auf welcher dasselbe nur die einzelnen Dinge zum Inhalt hat, Subject und Prädicat noch nicht scheidet. Die Thiere leben ihm gar nicht für sich selbst, sondern nur für seine Jagd, seinen Fang; nur in diesem Verhältniß denkt er sie sich. Daher auch die vielen Möglichkeiten von Verhältnissen der gezeichneten Gegenstände, die uns hindern sogleich diejenige zu finden welche die wirklich vom Schreibenden gemeinte sei, für den Wilden gar nicht existiren. In unserm Bewußtsein liegen jene Gegenstände jeder für sich vereinzelt und fähig sich mit jedem zu verbinden; im Bewußtsein des Wilden liegt der Gegenstand oft gar nicht einzeln, sondern nur in einer geringen Anzahl von Complexionen, von denen jede, sobald zwei Elemente der Anschauung geboten werden, als Ganzes und sogleich ins Bewußtsein tritt. Daher die Verständlichkeit dieser Schrift.

Eine solche Ueberlieferung des Gedankenstoffs sind viele Bilder in Aegypten wie in Assyrien oder Mexico: sie stellen in Palästen oder an Gräbern Ereignisse aus dem Leben der Menschen dar, und es soll hier die Thatsache festgehalten und gelesen, nicht der anschauende Geist durch das Bild befriedigt werden; dieses ist noch Mittel, nicht Selbstzweck wie in der freien Kunst, wo es eine Idee durch die sichtbare Form so offenbart daß in dieser Form selbst das innere Wesen auf eine wohlgefällige Weise zur Erscheinung kommt, und gerade was sich in Worten nicht genügend ausdrücken läßt dem anschauenden Geist unmittelbar durch die Phantasie erschlossen wird.

Sobald der Geist aus den vereinzelten Sinneseindrücken sich in seine eigene Sphäre, in die der Freiheit und Allgemeinheit erhebt, und Vorstellungen bildet die stets eine Fülle wirklicher Gegenstände unter sich begreifen, gibt er ihnen einen Träger im Wort, das nun gar nicht mehr unmittelbar sinnlich dargestellt werden kann. Die Vorstellung des Baums in ihrer Allgemeinheit, wie sie Laub- und Nadelholz in sich befaßt, kann durch die Bilderschrift nicht ausgedrückt werden, man muß eine bestimmte Art statt der Gattung setzen, wie bei den Aegyptern ein Habicht den Vogel, eine Palme den Baum bezeichnet. Die Anschauung ist damit zum Zeichen und Träger des Begriffs geworden, sie gilt nicht mehr für sich, sondern drückt auf eine übereinkömmliche Weise die viel allgemeinere Vorstellung aus. Dies genügt freilich nicht, und darum treibt das Bedürfniß des Geistes über die Ideenschrift mittels äußerer Gegenstände zur eigentlichen Wort- und Lautschrift.

Zunächst aber bleibt der Geist noch auf einer Zwischenstufe stehen, auf welcher die Ideen in ihm selbst durch Naturgegenstände erweckt und darum auch von Haus aus mit diesen verknüpft und in ihrer Form dargestellt werden. Dies ist der Ursprung des Symbols; wie in der Sprache erscheint es auch in der Schrift. Die Welt ist ein sichtbarer Ausdruck göttlicher Gedanken, Natur und Geist sind aus einem Lebensgrund hervorgegangen und entsprechen einander, und darum ist die Kunst die Vergeistigung des Sinnlichen, die Versinnlichung des Geistigen, sodaß beide ineinander aufgehen. Das Symbol ergreift den Naturzusammenhang oder Naturanklang des Idealen um es durch denselben kund zu geben; es ist darum nicht willkürlich erfunden, sondern glücklich gefunden, es ist nicht übereinkömmlich angenom-

men, ſondern durch die Natur der Dinge, durch die Analogien des Sinnlichen und Geiſtigen gegeben. Indem wir jemanden die Hand reichen, legen wir das Organ unſerer Thätigkeit in das ſeine, und ſo iſt auch unſer Wille mit dem ſeinen verbunden; wir fühlen die Liebe im Herzen, darum wird es ihr Symbol; wir haben durch das Licht in der Helligkeit der Außenwelt die Analogie für die Klarheit des Bewußtſeins. So ſchreibt der Aegypter die Gerechtigkeit welche das rechte Maß gibt, durch das Symbol der Elle, ſo ſind zwei verbundene Herzen dem Wilden die Bezeichnung der Freundſchaft.

Die malende Schrift, mag ſie nun direct oder ſymboliſch darſtellen, bleibt noch immer vom Wort gelöſt und iſt mehr eine Gedächtnißhülfe für daſſelbe. Die Wilden haben geſchriebene Liebes-, Jagd- und Kriegslieder, aber man muß ſie auswendig wiſſen um ſie entziffern zu können; man weiht durch die Ueberlieferung der Worte in das Verſtändniß der Schrift ein. Wir geben ein Beiſpiel. Bild eines Mannes mit Flügeln ſtatt der Arme = o hätte ich die Schnelligkeit des Vogels; ein Krieger unter einem blauen Stern = ich ſehe nach dem Morgenſtern; bewaffnete Krieger unter dem Himmel, den ein Bogen bezeichnet = ich weihe meinen Leib dem Kampf; ein Adler über dem Himmel = der Adler fliegt in der Höhe; ein Krieger liegend mit dem Pfeil in der Bruſt = ich bin zufrieden, wenn ich unter den Erſchlagenen liege; ein himmliſcher Genius = die Geiſter oben rühmen meinen Namen.

Die Knotenſchnüre ſind gleich den Kerbſtöcken nur conventionelle Zeichen, die man willkürlich mit Gedanken verknüpft; man muß über die Bedeutung vorher übereingekommen ſein, an ſich iſt kein Zuſammenhang zwiſchen der Idee und dem Ausdrucks- oder Erinnerungsmittel vorhanden.

Sobald die Sprache durch eine beſtimmte Folge der Wörter ihre Beziehungen zueinander ausdrückt, ſelbſt wenn dieſe an ihnen noch nicht durch Beugung formal geſetzt iſt, muß ſich auch das Verlangen zeigen die einzelnen Worte zu ſchreiben. Die urſprüngliche Sprache iſt einſilbig, die Wortſchrift damit Silbenſchrift. Der Fortgang iſt der daß man für das Bild des Gegenſtandes deſſen Abbreviatur ſetzt, einige Grundlinien hervorhebt, und daß man bei verſchiedenen Bedeutungen eines Worts die abſtractere oder unſinnliche durch die ſinnliche gleichfalls ausdrückt, wie wenn wir das Verbum wagen durch einen Streitwagen be-

zeichnen wollten. Die Aegypter schreiben den Begriff Herr durch einen Korb, weil neb Herr und Korb heißt. Die chinesische Schrift hat zunächst eine Figur für jeden der 450 artikulirten Laute, die ihre Sprache ausmachen; jeder aber gewinnt durch seine Betonung oder durch den Zusammenhang verschiedene Bedeutungen; man stellt nun neben das Lautzeichen des einsilbigen Wortes die Figur der Sache die es gerade bedeuten soll. Aehnlich unterscheidet auch im Englischen mehr die Schrift als die Aussprache ob der Laut reit schreiben, Recht, Ritus (write, right, rite) ausdrückt. Nun wird aber sowol die Einbildungskraft als der Verstand gereizt auf Mittel zu sinnen wie man Dinge darstellen soll die sich weder zeichnen noch durch ein Symbol ausdrücken lassen. Man setzt mehrere Gegenstände zusammen deren Umrisse deutlich sind, und aus deren Beziehung das Beabsichtigte hervorgeht. Der Aegypter bezeichnet den Durst durch ein zum Wasser laufendes Kalb, den Honig durch ein Gefäß mit einer Biene, Führung, Leitung durch einen Arm mit einer Peitsche. Besonders haben die Chinesen auf diese Art die Vorstellungen analysirt und ihre Ansichten von der Natur der Dinge, namentlich auch der sittlichen Begriffe, veranschaulicht. Sie schreiben Strafe durch die Figuren für Verbrechen, Richterspruch und Schwert, fürchten durch Herz und weiß, Charakter durch Herz und geboren, Meinung durch Herz und Ton, bedenken und lieben durch Herz und verbergen. Es ist dies das Analogon der Sprachstufe welche neben ein Wort noch andere Wörter stellt oder ihm anhängt um seine Beziehung auszudrücken.

Derselbe große Unterschied wie zwischen anorganischen und organischen oder flectirenden Sprachen waltet zwischen der Ideen- und der Lautschrift. Daß beide eintreten ist eine geniale Geistesthat, die etwas Neues schafft. Es ist ein Höhepunkt des Sprachgefühls den Laut in seine Elemente zu zerlegen und ihm durch die Zeichen derselben dem Auge zu veranschaulichen; es ist eine große Entdeckung daß die Worte aus wenigen für sich darstellbaren Lautelementen bestehen, auf deren mannichfaltiger Verbindung der ganze Reichthum der Sprache, die ganze Fülle der artikulirten Töne beruht. Je mehr der musikalische Tonsinn lebendig war, je weniger man den Lautausdruck für gleichgiltig in Bezug auf den Gedanken hielt, desto mehr mußte man seine Bezeichnung erstreben. Die Ideenschrift wendet sich an die Anschauung und den Verstand, sie ist allgemein zu verstehen, sie ist

eine Pasigraphie, welche den Begriff darstellt unbekümmert um den Laut des Worts, sodaß sie für verschiedene Sprachen dieselbe ist; auf dieser Allgemeinheit, die sie auch den musikalischen Noten vergleichbar macht, beruht ihr Ungenügen für die Bestimmtheit des Gedankens in der Sprache. Erst die Buchstabenschrift drückt nicht blos den Laut und den Gedanken ebenso untrennbar aus wie sie im Wort selber verbunden sind, sie ist auch fähig die feinen formalen Umbildungen der Wörter im Organismus des Satzes wiederzugeben. Darum ist sie Erforderniß der organischen Sprache und tritt ein sobald diese nach äußerer Feststellung trachtet.

Ueber die Ideen- und Buchstabenschrift äußert sich Humboldt also: „Die Individualität der Wörter, in deren jedem immer noch etwas anderes als blos seine logische Definition liegt, ist insofern an den Ton geheftet als durch diesen unmittelbar in der Seele die ihnen eigenthümliche Wirkung geweckt wird. Ein Zeichen das den Begriff aufsucht und den Ton vernachlässigt, kann sie mithin nur unvollkommen ausdrücken. Ein System solcher Zeichen gibt nur die abgezogenen Begriffe der äußern und innern Welt wieder, die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen bunten und lebendigen Mannichfaltigkeit enthalten.“ Humboldt erinnert daran wie man auch in der Ideenschrift schon die Worte, nicht wortlose Begriffe vor sich hat, wie daher der Laut doch seinen Einfluß übt, und wie sie doch gleich einer Lautschrift von den meisten gebraucht wird, welche die den Wörtern entsprechenden Zeichen mechanisch kennen lernen und sie anwenden ohne den logischen Schlüssel ihrer Bildung zu beachten. Da man aber doch der Geltung, dem Zusammenhang ihrer Zeichen nach Begriffen nachgehen, den Gedanken gleichsam mit Uebergehung des Lauts unmittelbar bilden kann, so wird sie dadurch zu einer eigenen Sprache, und schwächt den natürlichen vollen und reinen Eindruck der wahren und nationellen. „Sie ringt auf der einen Seite sich von der Sprache überhaupt, wenigstens von einer bestimmten frei zu machen, und schiebt auf der andern dem natürlichen Ausdruck der Sprache, dem Ton, die viel weniger angemessene Anschauung durch das Auge unter. Sie handelt daher dem instinctartigen Sprachsinn der Menschen gerade entgegen, und zerstört, je mehr sie sich mit Erfolg geltend macht, die Individualität der Sprachbezeichnung, die allerdings nicht blos in

dem Laut einer jeden liegt, aber an denſelben durch den Eindruck gebunden iſt den jede beſtimmte Verknüpfung artikulirter Töne unleugbar ſpecifiſch hervorbringt. Das Bemühen ſich von einer beſtimmten Sprache unabhängig zu machen, muß, da das Denken ohne Sprache einmal unmöglich iſt, nachtheilig und verödend auf den Geiſt einwirken."

„Die Buchſtabenſchrift iſt von dieſen Fehlern frei, einfaches durch keinen Nebenbegriff zerſtreuendes Zeichen des Zeichens, die Sprache überall begleitend ohne ſich ihr vorzudrängen oder zur Seite zu ſtellen, nichts hervorrufend als den Ton, und daher die natürliche Unterordnung bewahrend, in welcher der Gedanke nach dem durch den Ton gemachten Eindruck angeregt werden, und die Schrift ihn nicht an ſich, ſondern in dieſer beſtimmten Geſtalt feſthalten ſoll. Durch dies enge Anſchließen an die eigenthümliche Natur der Sprache verſtärkt ſie gerade die Wirkung dieſer, indem ſie auf die prangenden Vorzüge des Bildes und Begriffsausdrucks Verzicht leiſtet. Sie ſtört die reine Gedankennatur der Sprache nicht, ſondern vermehrt vielmehr dieſelbe durch den nüchternen Gebrauch an ſich bedeutungsloſer Züge, und läutert und erhöht ihren ſinnlichen Ausdruck, indem ſie den im Sprechen verbundenen Laut in ſeine Grundtheile zerlegt, den Zuſammenhang derſelben untereinander und in der Verknüpfung zum Wort anſchaulich macht, und durch die Fixirung vor dem Auge auch auf die hörbare Rede zurückwirkt."

Wie wir zuerſt durch die Entzifferung einiger Königsnamen es erfahren haben daß die Aegypter neben der unmittelbar abbildenden und der ſymboliſchen Darſtellungsweiſe auch Buchſtabenſchrift bei ihren Hieroglyphen anwandten, ſo iſt das wahrſcheinlich auch zuerſt bei Eigennamen geſchehen. Das Princip aufzuſtellen war eine jener Thaten welche ſich durchaus nicht durch den Proceß allmählicher Fortentwickelung erklären laſſen, ſondern welche, allerdings wohl vorbereitet und vom Drang der Zeit gefordert, eine neuſchöpferiſche Perſönlichkeit vorausſetzen. Man zerlegte alſo das Wort in ſeine Lautelemente und bezeichnete jedes derſelben durch einen Gegenſtand der mit dieſem Laut anfängt; im Deutſchen würde man demgemäß L durch Löwe, H durch Haus ſchreiben. So geſchah denn in dem älteſten Culturlande auch der entſcheidende Schritt für eine wirklich genügende Schrift; und wie ſogleich nach den Aegyptern die Semiten die Culturträger wurden, ſo bildeten dieſe auch die Buchſtaben-

ſchrift weiter aus. Die aſſyriſche Keilſchrift bezeichnet Silben durch Figuren, welche in ihren Stellungen wechſelnde Keile hervorbringen; ſie iſt der Abſchluß eines uralten und vortrefflich durchgeführten übereinkömmlichen Zeichenſyſtems; ſie ward bei Denkmalen angewandt; aber für den Verkehr des Lebens ſelbſt eignete ſich die phöniziſche Buchſtabenſchrift, die auf jenem ägyptiſchen Princip beruht den Laut durch das Bild eines mit ihm anfangenden Wortes darzuſtellen, wie die Namen der Buchſtaben das noch feſthalten: aleph heißt Stier, beth Haus, gimel Kameel; ſtatt des ganzen Gegenſtandes aber gab man ſeine Abbreviatur, den Stierkopf, eine äußere Umrißlinie des Hauſes, der Kameelhals oder einen Höcker u. ſ. w., und auch das ward wieder zu feſten und einfachen Linien durch den Gebrauch ſelbſt ermäßigt. Der ariſche Geiſt nahm die ſemitiſche Erfindung auf, und der helleniſche Genius verfuhr mit ihr wie mit aller orientaliſchen Ueberlieferung: er eignete ſie ſich an und gab ihr das Gepräge ſeiner intellectuellen Macht und Freiheit, er führte ſie vom blos Nationalen zum Weltgültigen; er ließ einige Lautbezeichnungen fallen und führte neue ein. Und wie die Römer die griechiſche Kunſt, wenn auch mit kleinen Modificationen, aufnahmen, über die Erde verbreiteten und der Nachwelt vermittelten, ſo thaten ſie auch mit dem Alphabet. Die Arier in Indien auf der einen, die Araber auf der andern Seite haben das urſprüngliche Alphabet für ſich weiter entwickelt, aber die europäiſche Schrift, wie ſie fähig iſt die aſiatiſchen Idiome auszudrücken, ſo wird ſie auch maßgebend für die Völker die von japhetidiſchen Händen die Fackel der Civiliſation empfangen. Unſere ſogenannte deutſche Schrift iſt der Nachlaß einer mönchiſchen Vereckigung der lateiniſchen, die einmal im ſpätern Mittelalter allgemein war, von den meiſten Völkern längſt aufgegeben iſt und auch bei uns ſchon vielfach dem Urſprünglichern und Beſſern wieder weicht. Wenn Bunſen in der Structur des griechiſchen Verbums denſelben Schönheitsſinn erkennt der vom Parthenon und vom Zeus des Phidias ſo unvergleichlich uns entgegenſtrahlt, ſo dürfen wir ſagen daß wie durch Hellas das Humane, das Menſchenwürdige zuerſt in reiner Form hervortrat, auch die orientaliſche Schrift ihr menſchheitliches Gepräge erhielt. Dadurch war ſie fähig dem Reichthum und der Feinheit der Sprache ein Genüge zu thun.

Sahen wir die Stufen der Schriftbildung analog denen der

Sprachentwickelung, so fragen wir jetzt welchen Einfluß die organische Sprache selbst durch die ihr genügende Buchstabenschrift erfährt. Zunächst erhalten durch die Unterscheidung der Lautelemente diese selbst eine reine scharfbestimmte Form; der Mensch wird inne daß er nach seiner Seelenanlage, mit seinem Willen den Laut artikulirt, und mit Abschneidung des unbestimmten Tönens, mit dem im ungebildeten Sprechen ein Laut in den andern überfließt, wird hier jeder richtig begrenzt, und damit das Ohr wie die Sprachwerkzeuge an Bestimmtheit und Feinheit gewöhnt. Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn Humboldt noch hinzufügt daß durch das Alphabet einem Volk eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache aufgeht. „Da die Artikulation das Wesen der Sprache ausmacht, die ohne dieselbe nicht einmal möglich sein würde, und der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht blos von Tönen die Rede ist, erstreckt, so muß die Versinnlichung und Vergegenwärtigung des gegliederten Tons vorzugsweise mit der ursprünglichen Richtigkeit und der allmählichen Entwickelung des Sprachsinns im Zusammenhange stehen.“ Nur die Buchstabenschrift vermag ferner das sinnlich-geistige Wesen der Sprache, den Anklang des Tons an den Gedanken und die Ineinsbildung beider im Wort zu fixiren; sie gibt dadurch dem Schwebenden und Wechselnden der mündlichen Rede einen dauernden Halt, sie bindet die Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit und befriedigt auch dadurch den geschichtlichen Sinn, auf welchem die Ausbildung der Culturvölker im Gegensatz zu dem Kreislauf der Natur oder dem gedächtnißlosen Treiben der Wilden in der Wiederholung des gewohnheitsmäßigen Lebens oder zu dem Auflodern und Wiederverlöschen der Bewegungskraft unter den turanischen Steppennomaden beruht. Aber die Buchstabenschrift versagt sich auch der Neuerung nicht, und schmiegt sich den Lautveränderungen im Wachsthum der Sprache selber an oder gestattet ihr sich über der ursprünglichen Niedersetzung mit modificirtem Ton zu bewegen.

Die Buchstabenschrift hängt in logischer Beziehung mit der Gliederung der Rede zusammen, sie ist Trennen und Verbinden, Unterscheiden und Beziehen, sie vermag die Flexion der Worte auszudrücken und schärft damit wieder den Sinn für dieselbe. Die Schriftsprache bewahrt und erhält was sich im Volksmunde dialektisch längst abgeschliffen und verwischt hätte, und indem ich

Schriftſprache ſage, bezeichnet das Wort ſchon das gewonnene Neue: die Sprache der Bildung, der Civiliſation, die das Geſetzliche, das höher Entfaltete und Schöne feſtſtellt und aus der mundartlichen Mannichfaltigkeit das ſichtend aufnimmt was als gemeinſam nationales Gut zu achten iſt. So iſt ſie auch in einem größern Volke über die Stammesverſchiedenheiten hinaus das Mittel der Verſtändigung, das Werkzeug künſtleriſcher Geſtaltung und wiſſenſchaftlicher Darſtellung.

Was Humboldt endlich über den Rhythmus und ſeinen Zuſammenhang mit der Buchſtabenſchrift ſagt, führt uns ganz auf das äſthetiſche Gebiet. „Das reine und volle Hervorbringen der Laute, die Sonderung der einzelnen, die ſorgſame Beachtung ihrer eigenthümlichen Verſchiedenheit kann da nicht entbehrt werden wo ihr gegenſeitiges Verhältniß die Regel ihrer Zuſammenreihung bildet. Es hat gewiß rhythmiſche Dichtung bei allen Nationen vor dem Gebrauch einer Schrift gegeben, auch regelmäßige Silbenmeſſung bei einigen, und bei wenigen, vorzüglich glücklich organiſirten, hohe Vortrefflichkeit in dieſer Behandlung. Es muß dieſe aber unleugbar durch das Hinzukommen des Alphabets gewinnen, und vor dieſer Epoche zeugt ſie ſelbſt ſchon von einem ſolchen Gefühl der Natur der einzelnen Sprachlaute, daß eigentlich nur das Zeichen dafür noch mangelt, wie auch in andern Beſtrebungen der Menſch oft erſt von der Hand des Zufalls den ſinnlichen Ausdruck für dasjenige erwarten muß was er geiſtig längſt in ſich trägt. Denn bei der Würdigung des Einfluſſes der Buchſtabenſchrift auf die Sprache iſt vorzüglich das zu beachten daß auch in ihr zweierlei liegt, die Sonderung der artikulirten Laute und ihre äußern Zeichen. Wo auch noch ohne den Beſitz alphabetiſcher Zeichen durch die hervorſtehende Sprachanlage eines Volks jene innere Wahrnehmung des artikulirten Lauts (gleichſam der geiſtige Theil des Alphabets) vorbereitet und entſtanden iſt, da genießt daſſelbe ſchon vor der Entſtehung der Buchſtabenſchrift eines Theils ihrer Vorzüge. Daher ſind Silbenmaße, die ſich wie der Hexameter und der ſechzehnſilbige Vers der Slokas aus dem dunkelſten Alterthum her auf uns erhalten haben, und deren bloßer Silbenfall noch jetzt das Ohr in einem unnachahmlichen Zauber wiegt, vielleicht noch ſtärkere und ſicherere Beweiſe des tiefen und feinen Sprachſinns jener Nationen als die Ueberbleibſel ihrer Gedichte ſelbſt. Denn ſo eng auch die Dichtung mit der Sprache verſchwiſtert iſt, ſo wir-

len doch natürlich mehrere Geiſtesanlagen zuſammen auf ſie; die Auffindung einer harmoniſchen Verflechtung von Silben-Längen und Kürzen aber zeugt von der Empfindung der Sprache in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, von der Regſamkeit des Ohrs und des Gemüths durch das Verhältniß der Artikulationen dergeſtalt getroffen und bewegt zu werden daß man die einzelnen in den verbundenen unterſcheidet, und ihre Tongeltung beſtimmt und richtig erkennt."

Die Ausbildung des Homeriſchen Hexameters iſt ohne Auffaſſung der Lautelemente ſchwer denkbar. Wenn auch der muſikaliſche Sprachſinn an einem unwillkürlich rhythmiſchen Erguß ſeine Freude haben und denſelben wiſſentlich wiederholen konnte, wenn ſchon die alten Griechen ſagten daß die Natur ſelbſt den heroiſchen Vers gelehrt habe, und derſelbe aus den Lautverhältniſſen der griechiſchen Sprache wie eine ſchöne Blüte erwächſt, ſo iſt doch die kunſtverſtändige und feinſinnige Durchbildung und die ordnungsvolle Freiheit, die der individuellen Triebkraft Raum gebende Geſetzlichkeit deſſelben nicht ohne eine klare Erkenntniß der beſondern Elemente, nicht ohne eine Würdigung der Vokale und Conſonanten verſtändlich, die das unterſchiedene Hervortreten derſelben vorausſetzt. So kann auch das bloße Naturgefühl an Alliterationen ein Wohlgefallen haben und von ihnen ſinnig berührt werden, aber daß man einen wiederkehrenden Vers darauf baut, wie im Altdeutſchen geſchehen iſt, das iſt nur möglich wenn das Sprachbewußtſein bereits zur Zerlegung der Worte in Buchſtaben vorgedrungen iſt. Indem man den Anlaut, den erſten Buchſtaben der Worte, erkannte und abſonderte, lag es nahe ihm in der Rune auch ein Zeichen zu erfinden, und aus ſolchen Zeichen auch wieder ganze Wörter zuſammenzuſetzen.

Volkspoeſie iſt möglich ohne Schrift und die Sagenbildung hat ihre rechte Zeit vor der Literatur, aber ſobald das Dichten als eigentliche Kunſt geübt wird, bedarf es der Schrift. Homer mag uns den Uebergang bezeichnen. Ich glaube keineswegs daß er die Ilias und Odyſſee aufgeſchrieben habe, denn von einer Inſchrift bis zu ſo viel tauſend Verſen iſt noch ein großer Schritt im Schriftgebrauch, metriſche Licenzen mußten durch die mündliche Betonung gut gemacht werden, und die Ausſprache des Griechiſchen ſelbſt war verändert zu der Zeit als man die Homeriſchen Gedichte niederſchrieb im Vergleich mit den Tagen ihrer Entſtehung: das Digamma ward anfangs noch ausge-

ſprochen und hat ſeine Rolle im Versbau, fand aber in keiner Handſchrift einen Platz, weil es ſpäter nicht mehr gehört ward. Aber ich glaube nicht daß in einer Periode vor der Buchſtabenauffaſſung überhaupt der Homeriſche Vers ſo vollendet durchgebildet worden wäre, mochten immerhin die einzelnen Geſänge in lebendigem Vortrag geboren und dem wiederholenden Gedächtniß anvertraut ſein. Eine Pindar'ſche Strophe indeß verlangt vollends daß der Dichter ſie vor Augen hatte, und für die kunſtreiche Durchbildung eines Dramas iſt die Schrift unentbehrlich. Sie ſtellt die einzelnen Theile des Werkes feſt, gewährt bei fortſchreitender Arbeit den Rückblick auf ſie, geſtattet die Umbildung des einzelnen nach dem Wachsthum des Ganzen, und macht ein ſchönes wohlerwogenes Ganzes möglich im Ebenmaß der Theile und in der Wechſelbeziehung der Glieder. Die Einheit des Homeriſchen Epos gleicht doch mehr der Krone des Baumes, wo die innere Triebkraft die Aeſte rechts und links mit gleicher Stärke wachſen läßt, und der eingeborene Schönheitsſinn führt alles Beſondere zuſammen; aber jene dem animaliſchen Organismus verwandte in ſich geſchloſſene Einheit des Dramas oder jeder echten Kunſtdichtung kann das Frühere und Spätere gleich den Pulsadern und Venen nur dann ineinander überführen, wenn ſie ſo klar für ſich beſtehen wie nur das Niederſchreiben es mit ſich bringt.

Der Volksdichter ſchafft und wirkt aus dem Geiſt des Ganzen, er iſt ſich nicht eines beſondern Inhaltes bewußt, er iſt des Herzensantheils ſeiner Hörer gewiß, und kann ihrer Zuſtimmung, ihrem aufnehmenden Gemüth ſein Bild vertrauen; aber der wiederholende kann auch vom Seinen hinzuthun, oder er wird weglaſſen was ihm unnöthig, was ihm ungehörig dünkt, denn auch er iſt ein Glied des Ganzen, und dies iſt in der Erzeugung des Werkes thätig. Wer aber ſeine von andern unterſchiedene Individualität poetiſch darſtellen, wer ſeine eigenthümliche Weltauffaſſung vortragen will, der ſoll ſeinem Werk erſt Antheil gewinnen, der ſoll und will ihm auch den unabänderlichen Stempel ſeiner Perſönlichkeit aufdrücken; deshalb ſetzt die Dichtkunſt oder genauer die Kunſtdichtung die Schrift voraus, und die Schrift führt den phantaſiebegabten Genius zu ihr hin. Aehnlich ſind ein Solon und Perikles als Volksredner gewaltig wie ein Homer als Sänger; die Redekunſt eines Iſokrates und Demoſthenes lehnt ſich an die Schrift.

Schon Friedrich Auguſt Wolf hat in ſeinen Homeriſchen Unterſuchungen richtig bemerkt daß der Gebrauch der Schrift im gewöhnlichen Leben zur Proſa und deren Ausbildung führt, alſo mit dem Beginn einer proſaiſchen Literatur zuſammentrifft. Jetzt werden die Ereigniſſe aufgezeichnet wie ſie geſchehen ſind, und nicht mehr der umgeſtaltenden mündlichen Ueberlieferung, der Sage, überlaſſen, und an die Stelle derſelben tritt die Geſchichte. Es ſind die Denkmale, es iſt die Schrift auf welche die Geſchichtsdarſtellung ſich gründet, und ein helles geſchichtliches Leben ſelbſt beginnt erſt da wo die Buchſtabenſchrift allgemein wird. Lykurg und Solon, die großen Verfaſſungsgründer, verwenden die Schrift zur Aufzeichnung ihrer Satzungen, und zur Sitte tritt das Geſetz. Durch die Schrift erhalten die Ordnungen des Staats, die Geſetze und das Recht des öffentlichen wie des privaten Lebens eine feſte, objective Form, und im aufgezeichneten Vertrag gewinnt der Geſchäftsverkehr ſeine ſichere Grundlage. Nun iſt es dem einzelnen möglich auch in die Ferne mit ſeiner beſtimmten Willensmeinung zu wirken. Nun vermacht ein Geſchlecht dem andern ſeine Errungenſchaft ſodaß das geſchriebene Wort nicht mehr blos im Gedächtniß der einzelnen, ſondern der Menſchheit niedergelegt iſt und ſeine Weſenheit für die Jahrhunderte bewahrt. Daß das metriſche Band den Worten eine unverrückbare Stellung gibt und die rhythmiſch geformte Rede ſich unveränderlicher dem Hörer einprägt, war ſicherlich auch ein Grund für die Anwendung des Verſes zur Darſtellung religiöſer und wiſſenſchaftlicher Ideen im Alterthum. Indem die Schrift eine gleiche, ja größere Sicherheit der Ueberlieferung gewährte, gab ſie der Wiſſenſchaft ihre volle Freiheit in der Wahl der Worte nach Maßgabe der Sache und der Erkenntniß, und der künſtleriſche Sinn konnte ſich nun auf die Compoſition des großen Ganzen wenden, wie er früher von der Poeſie des einzelnen Wortes zu der des Verſes in Bildern und Rhythmen vorgeſchritten war. Die Poeſie hat durch die Schrift alſo nicht verloren, ſondern gewonnen, und was auf frühern Stufen das Ziel der Phantaſiethätigkeit war, iſt auf der höhern nicht verſchwunden, ſondern das Mittel und Material für die kunſtgerechte Geſtaltung umfaſſender Werke.

Die Naturvölker.

Der Menſch iſt Geiſt und Natur zugleich; eingefügt in den beharrlichen Kreislauf des Lebens und leiblich den Geſetzen der Materie unterthan iſt er zugleich innerlich ein ſelbſtkräftig wollendes Princip, das ſein eigenes Weſen zu ſeiner That machen, ſeine Anlage ausbilden und verwirklichen, in Selbſtvervollkommnung voranſchreiten ſoll. Wir haben in dem Unterſchied der Geſchlechter das Verhältniß daß beim Weibe die Natur, die Fülle des unbewußt bildenden und gemüthlichen Lebens, bei dem Manne der Geiſt, das ſich ſelbſt und die Welt erfaſſende und beſtimmende Denken und Wirken vorwiegt; wir haben im Unterſchied der Nationen ſolche die wir als Naturvölker im Gegenſatz zu den geſchichtlichen bezeichnen. Jene ſind abhängig von den Einflüſſen der Außenwelt, ſie genießen was ihnen von dieſer geboten wird, ſie thun wozu ſie von ihr genöthigt ſind; ſie folgen ihren Eindrücken und ſind der wechſelnden Gefühle Spiel; wie der Kreislauf des Jahres ſich wiederholt, ſo leben auch ſie ohne große Veränderung dahin, Anſchauungen und Sitten ſind ihnen durch Gewohnheit eine zweite Natur, unter deren Botmäßigkeit ſie ſtehen. Die geſchichtlichen Völker dagegen machen durch ihre Arbeit die Naturverhältniſſe zu Bedingungen der Cultur; der Geiſt hat ſein Weſen in der Freiheit, er beſtimmt ſich ſelbſt und will ſich in der Welt geltend machen, erkennend und handelnd ſie unterwerfen, ſich in ihr darſtellen. Statt der Ruheliebe und dem Genuß des Augenblicks tritt die Sorge für die Zukunft ein; ſie ſpornt zu immer neuer Thätigkeit, und die Völker tragen den Fluch der Arbeit, ſie eſſen ihr Brot im Schweiß des Angeſichts, aber ſie ernten auch den Segen der Arbeit indem ſie zur Entfaltung ihrer Kraft gelangen, zu ſelbſtbewußter Bildung voranſchreiten, einen Halt in ſich gewinnen und in ſtetigem Empor-

gang zu höhern Ideen und Lebensformen die Geschichte als solche hervorbringen.

Dies ehrenvoll beschwerliche Los ist bis jetzt den Weißen, der sogenannten kaukasischen Rasse zugefallen, die man deshalb im Unterschied von den Farbigen, den mehr passiven Menschen, als die activen bezeichnet hat; doch ist der Unterschied ein fließender. Denn verhalten sich auch Natur und Geist wie Sein und Werden, so gibt es doch kein ruhiges Sein, welches in seiner Bestimmungslosigkeit der Tod wäre, und ist doch alles Werden die Entwickelung und Bewegung eines Seienden. Darum hat auch die Natur ihre Geschichte: es sind lebendige Kräfte welche die materielle Welt zur Erscheinung bringen und in ihrem gesetzlichen Zusammenwirken Neues und Neues hervorrufen; die Erde selbst hat im Lauf von Millionen Jahren die Gestalt gewonnen welche sie zum Wohnsitz der Menschen geeignet macht. Darum hat auch der Geist seine bestimmten Grundlagen, sein nothwendiges Wesen, seine unüberschreitbaren Ordnungen. Und wie die Erde in ihrem Gang um die Sonne nie wieder an den alten Ort kommt, weil während sie ihre Ellipse beschreibt, die Sonne selbst sich fortbewegt, und darum die Linie zur Spirale wird, so bewahrt andererseits die Geschichte den Zusammenhang der Zeiten und Geschlechter, jeder Mensch muß von Neuem beginnen, centrale Principien beherrschen jede Bewegung und die Persönlichkeiten wechseln im Kreislauf von Geburt und Tod; sodaß auch hier der Fortschritt sich nicht in der geraden Linie vollzieht, sondern in der Spirale, in Ringen, die sich um den Mittelpunkt erweitern, die eine Achse umkreisend an ihr emporsteigen.

Die bildungskräftigern Völker sind damit weder die sittlich-edlern noch die glücklichern; den feinern Lebensgenüssen gesellen sich tiefere Schmerzen der Sehnsucht, des Entbehrens, der geistigen Kämpfe, und höhere Reize werden zu stärkern Verlockungen. Die Cultur stirbt ab, wenn sie der Erfrischung durch die Natur verlustig geht. Die activen Völker, indem sie die passiven begeistigen, stärken damit sich selbst, und die passiven, zu neuer Thätigkeit berufen, treten ein in den Proceß der menschheitlichen Entwickelung. Wir stehen am Beginn einer Periode, welcher diese Aufgabe einer wechselseitigen Durchdringung gestellt ist. Noch können wir an einzelnen Gruppen der Naturvölker die frühern Stufen des Lebens studiren, über welchen die Geschichte ihr Reich erbaut, sowie uns die verflossenen Zeiträume

der Erdbildung in den mannichfaltigen Schichten bezeugt und kund werden, die sich im Innern übereinander, bei Durchbrüchen, Hebungen und Senkungen nebeneinander an der Oberfläche lagern.

Der geschichtliche Mensch bearbeitet die Natur, der Acker gibt ihm festen Halt am Boden, mit dem Eigenthum die Bedingung der Rechtsentwickelung; in der Frucht des Feldes hat er zugleich die Frucht seiner Thätigkeit, und sieht er den Zweck derselben, den er der Natur setzte, erreicht. Dagegen ist der Naturmensch abhängig von ihr, indem er nimmt was sie ihm bietet. Seine Verhältnisse gestalten sich danach ob er im Wald, an der Küste, in der Steppe wohnt, ob er als Jäger, Fischer oder Hirt Nahrung und Kleidung gewinnt. Aber gerade damit hängt schon ein Fortschritt des geistigen Lebens zusammen.

Die Ueberfülle der Tropenwelt ruft die Arbeitskraft des Menschen nicht auf und die Hitze erschlafft und führt zur Ruheliebe; die Polarzone dagegen läßt in der Sorge für die Mittel zum Leben das Leben selbst aufgehen; nur im gemäßigten Klima wird der Mensch durch die Natur selbst nicht überwältigt, sondern zur Arbeit und zur Muße geführt. Das vielgegliederte küstenreiche Europa, allen andern Welttheilen nahe gelegen, ward mit den angrenzenden Ländern dieser letztern der Mittelpunkt der Geschichte; die andern zeigen heute noch Wohnstätten von Naturvölkern.

Religiöses Gefühl, sittliche Begriffe in der Unterscheidung von gut und böse, das Gewissen, ein aufdämmerndes Streben nach Erkenntniß in der Deutung der Erscheinungen und ihres Zusammenhangs in der Welt bilden neben dem Sinn fürs Schöne so sehr die Grundlage alles Menschlichen, daß wir sie bei allen Naturvölkern entdecken.

Den Indianern des südlichen Urwalds ist der Baum der Träger der Nahrung, der Schutz vor Regen und Sonnenglut; unter den Palmblättern wohnen sie wie der Vogel im Nest in der Hängematte familienweise beieinander; die Thiere des Waldes jagen sie mit Pfeil und Bogen. In Nordamerika leben sie mehr hordenweise zusammen. Viele Südafrikaner verharren auf derselben Stufe.

In der Religion herrscht hier das erste Gefühl einer geheimnißvollen Macht; die Furcht vor dem Donner treibt zur Verehrung der in ihm waltenden Wesenheit, aber zu einer gedanken-

klaren oder phantasievollen Gestaltung der Idee des Göttlichen kommt es noch nicht. Einzelne gewaltige oder seltsame Naturdinge gelten als ihre Träger; der Fluß, das Feuer, ein wunderlich geformter Fels, die in ihrer Klarheit über dem Wechsel des Irdischen beharrenden Himmelskörper, in ihrem Instinct sicher dahinwandelnde Thiere zeigen dem Menschen eine Macht außer ihm, und er knüpft an sie den in seinem Gemüth aufdämmernden Gedanken des Unendlichen. Wie er die eigene Innerlichkeit wenigstens empfindet, wie er selbst Wünsche hat, Zwecke verfolgt, so stellt er sich auch die wirkenden Kräfte in der Außenwelt vor, und nicht das erscheinende Ding als solches, sondern das in ihm vorausgesetzte und thätige Geisteswesen ist es das er anbetet. Die Noth lehrt beten; so sind es allerdings mehr die Schädlichkeiten die der Mensch abwehren oder verhüten, deren Urheber er sich versöhnen oder geneigt machen möchte. Diese geistig gedachten Naturgewalten bleiben gestaltlos. Sie gewinnen einige nähere Bestimmtheit, indem sich die Hoffnung der eigenen Unsterblichkeit an sie anknüpft; es sind die Geister der Verstorbenen, die im Sturm einherfahren oder mildthätig im Hauch des Frühlings die Ihrigen umschweben, zu Genien der Natur werden; es ist der große Geist der sie alle beherrscht, der Häuptling der Unsichtbaren, der Schutzgeist des Volks. Er waltet über den Menschen im Himmel, der Himmel selbst ist seine Erscheinung, sein Wille und Werk ist das Schicksal, das alles mit Gerechtigkeit beherrscht. In diesem Glauben haben die Menschen bei allem Verhaftetsein an sinnliche Einzeldinge, bei allen Willkürlichkeiten der Einbildung doch das Gefühl eines organischen Ganzen, in welchem alle Erscheinungen durch einen höhern Willen bedingt sind und miteinander in Zusammenhang stehen, daher auch eins auf das andere wirkt, eins aus dem andern erkannt werden kann, und so schließen sie aus dem Knistern der Flamme, aus dem Rauschen des Windes, aus dem Flug der Vögel, aus dem Stand der Gestirne auf den Willen Gottes, auf die dem Menschen bevorstehenden Ereignisse. Dem passiven Geschlecht entspricht es daß es nicht durch Denken und Wollen, sondern durch völlige Hingabe des eigenen Seins mit dem Geist oder den Geistern in Verbindung zu treten sucht, daß es im Traum ihre Stimme vernimmt, daß es in der Betäubung des Selbstbewußtseins sich von ihnen ergriffen glaubt, und dann wieder auf sie und durch sie auf die Dinge einzuwirken meint.

Solche die das vermögen, die von ſich ſelbſt oder von denen die andern annehmen daß ſie es vermögen, werden als Zauberer die Mittler zwiſchen dem Volk und Gott oder den Geiſtern; das Wetter, die Zuſtände der Menſchen, Krankheiten, Unfälle werde durch die Geiſter bewirkt, der Zauberer ſucht durch dieſe ſeinen Einfluß auf jene zu erlangen, zu üben; er iſt zugleich Prieſter und Arzt, und heilkräftige Mittel, die er anwendet, gelten für die Werkzeuge der Geiſtesmacht.

Die Hingabe des Eigenwillens an Gott als Grundlage des religiöſen Sinnes, die Offenbarung des Unendlichen im Endlichen, das Zuſammenwirken des Göttlichen und Menſchlichen in der Begeiſterung wie in jeder höchſten Thätigkeit iſt hier geahnt, auf ſinnlich rohe Weiſe wenigſtens angedeutet. Und was anders als die kindliche Aeußerung des Glaubens an eine auch die Natur beherrſchende ſittliche Weltordnung iſt es das die Afrikaner zum Gottesurtheil greifen läßt wo menſchlicher Sinn über Schuld und Unſchuld nicht entſcheiden kann, wenn der Verdächtige das glühende Eiſen anfaſſen und den Gifttrank trinken muß in der Ueberzeugung daß es dem Unſchuldigen nicht ſchade, wenn auf der Tongainſel der Angeklagte nur eine Schale mit geweihtem Waſſer berührt, und die Vorſtellung vorausſetzt er werde ſterben, wenn er es nicht mit reiner Hand gethan?

Von einer Weltſchöpfung iſt nicht die Rede, das Göttliche lebt in der Natur, ſie iſt die Erſcheinung der Geiſter, wie unſer Leib die Verkörperung der Seele; doch begegnet uns die Vorſtellung daß die Erde aus dem Waſſer hervorgehoben ſei durch einen großen Vogel, deſſen Augen Feuer, deſſen Flügelſchlag der Donner ſei; anderwärts angelt ſie ein Fiſcher herauf. — Das künftige Leben erſcheint zumeiſt als eine Fortſetzung des gegenwärtigen in verklärter Weiſe, ſodaß der Menſch in ihm ganz glücklich iſt, Innen- und Außenwelt einander völlig entſprechen, er ſich durchaus heimiſch fühlt. Da herrſcht Frühling und Jugend, und die ſinnliche Einbildungskraft des Jägers läßt das Fleiſch dem Hirſch wieder wachſen das der Waidmann aus ſeiner Schulter geſchnitten hat, oder den Biber dem Fiſcher von ſelbſt den Schwanz anbieten, der ſich ja erneuern werde; ſie läßt die Wunden ſofort wieder heilen die ſich die Kämpfer in ſchmerzloſer Schlacht geſchlagen. Darum wollen dann aber auch die Menſchen ihre Waffen, ihre Lieblingsthiere, ja Frauen und Knechte ſogleich mitnehmen in das Jenſeits um ſie nicht im Himmel zu entbehren,

und auf Neuſeeland wie in Dahomey werden deshalb die blutigen Todtenopfer angeſtellt auf dem Grab der Könige, nicht etwa zur Sühne, ſondern damit die Geliebten, die Diener dem Herrn nicht fehlen. Hiermit hängt denn zuſammen daß die Vorſtellung von göttlichen und geiſtigen Mächten Geſtalt gewinnt, und zwar die menſchliche, indem der Menſch ſich ihnen geſellt und ſie dadurch als ſeinesgleichen gedacht werden.

Eine Darſtellung derſelben wird aber noch nicht verſucht. Der dichteriſche und künſtleriſche Trieb findet vielmehr das erſte Darſtellungsmittel wie den erſten Stoff der Bearbeitung im eigenen Körper. Der Menſch tritt nackt in das Leben ein. Wie ihn ſein Körperbau für den aufrechten Gang beſtimmt und dieſer doch das fortgeſetzte Werk ſeines Willens iſt, ſo ſoll er durch ſeinen Geiſt ſich die Kleidung und Waffe bereiten welche die Natur dem Thier gegeben hat, ſo ſoll er ſeine Erhebung über das blos Natürliche durch die Verhüllung der Glieder bekunden die ihn den Naturtrieben und Naturzwecken unterthan zeigen. In der Schamhaftigkeit regt ſich dies Gefühl des Sittlichen und Geiſtigen, nach welchem wir von Natur nicht ſind was wir ſein ſollen, vielmehr erſt uns ſelbſt unſerer Idee gemäß in Freiheit zu geſtalten haben. Nach dem Genuß vom Baum der Erkenntniß werden Adam und Eva ihrer Nacktheit inne und greifen zum Feigenblatt; ſo iſt ein Blattgewinde, ein Baſtgeflecht, ein die Hüften umgürtender Strick mit niederhangenden quaſtenverzierten Schnüren zur Verhüllung des Schoſes der erſte Anfang der Gewandung bei den Waldindianern. Statt weiterer Tracht, für die kein Bedürfniß vorhanden iſt, wird der Körper bemalt. Er iſt von Natur farbig, aber die Freiheit des Menſchen zeigt ſich darin daß er ihm im Ganzen oder in einzelnen Theilen einen andern Ton geben, ihn roth oder gelb färben, ihn mit ſchwarzen Strichen verzieren will. Dieſe Bemalung iſt freilich ein roher Gegenſatz gegen die Reinlichkeit, kraft welcher der Weiße ſeine Cultur dadurch erweiſt daß er alles Fremdartige von ſeiner Haut fern hält, oder von der Schminke die einen verlorenen oder vermißten Reiz der Natur erſetzen oder erhöhen ſoll. Die Wilden malen gern die eine Körper- und Geſichtshälfte gelb, die andere roth, oder die Bruſt roth, die Arme ſchwarz; es iſt ein Fortſchritt des Geſchmacks wenn die Farbe der Symmetrie der Glieder entſpricht und dieſelbe hervorhebt. Die Vergänglichkeit dieſes Schmucks

ſoll durch die Tätowirung überwunden werden; ſie findet ſich bei den entlegenſten Naturvölkern; Linien, Figuren werden durch aneinander gereihte Stiche bezeichnet, in das vorquellende Blut wird die ſchwarze Farbe eingerieben. Man lernt Räder, Sterne, Roſen auf Bruſt, Wange, Nacken ſymmetriſch vertheilen, auch Thierfiguren abbilden. Die Operation ſelbſt wird zur Probe der Mannhaftigkeit im Schmerzaushalten. Dann macht man den Körper zum Träger von Schmuck: Naſe, Lippen, Ohren werden durchbohrt und allerlei Zierath wird hineingehängt, Rohr, Knochen, Muſcheln, Stäbchen; die Schönheit der Natur wird dadurch gewöhnlich auf widerwärtige Weiſe entſtellt und es gilt uns die Sitte darum mit Recht für barbariſch. Menſchenwürdiger und freier ſind die Schnüre mit Schmuckſachen um den Hals, um Arme und Beine. — Während der Wilde die Haare des übrigen Körpers zu entfernen ſtrebt, werden die des Hauptes auf mannichfaltige Art behandelt. Bald wallen ſie nach hinten herab, bald bäumen ſie ſich wie ein Kamm, wie eine Krone auf dem Scheitel, bald werden ſie phantaſtiſch mit Vogelfedern fächerförmig aufgeputzt. Oder es werden zierliche Kopfbedeckungen geflochten, mit Federn und Blumen geſchmückt.

Um das Innere des Menſchen kund zu geben müſſen Wort, Geberde, Mienenſpiel einander unterſtützen; der lebhafte Erzähler eines Ereigniſſes ſtellt es unwillkürlich mimiſch dar. Ein taktmäßiges Singen regelt und begleitet die Bewegungen der Glieder, und dieſe veranſchaulichen wieder die Anfänge von Melodie und Rhythmus, die auf- und abſteigenden Töne in bald raſcherer, bald langſamerer Folge. Auf dieſe Art wird der Tanz zur ernſten Kunſtübung, zum Darſtellungsmittel der Empfindungen und Erfahrungen. Der Krieg, die Jagd, die ſinnliche Liebe bilden das Thema das ſchon der Waldindianer pantomimiſch veranſchaulicht, indem er die Tanzbewegungen mit der Stimme begleitet und das geſungene Wort ſie deutet oder begründet. Das aufgeführte muſikbegleitete Drama iſt bei den Culturvölkern ein Blüte- und Höhepunkt der Literaturentwickelung; das Höchſte, im Zuſammenwirken der frei gewordenen und ſelbſtändig entwickelten Kräfte und Richtungen der Poeſie im Bund mit den andern Künſten hervorgebracht iſt wie das Ziel ſo der Keim; das Erſte iſt das Ganze, aber unentfaltet, der Abſchluß wieder das Ganze, aber im freien und harmoniſchen Zuſammenklang des Entfalteten

und Besondern, das auch für sich besondern Stimmungen des Gemüths, besondern Zwecken des Geistes genügt. So ist die Kunstentwickelung eine organische.

Der Schönheitssinn thut dann einen Schritt über den eigenen Körper hinaus in der Geräthbildung. Der Jäger lernt Pfeil und Bogen glätten, ihnen eine zugleich zweckmäßige und wohlgefällige Form geben; ein regelmäßiges Spiel gerader oder krummer Linien, das die Flächen verziert, wiederholt sich dann in kunstreichen Geflechten.

Wenn den Südländer das überwuchernde Pflanzenleben einspinnt in seine gleichmäßige Ruhe, in sein Traumleben, so weckt in Nordamerika der Wechsel der Jahreszeiten einen schärfern Zeitbegriff, und größere Bedürfnisse nöthigen auf ihre Befriedigung zu sinnen. Gewebte Stoffe, Federpelze, Schuhe von Thierhaut dienen zur Kleidung, kegelförmige Zelte, runde Pflockhütten zur Wohnung, gebrannte Thongefäße zum Aufbewahren und Bereiten der Nahrung. Die Sprache ist bilderreich und in den Liedern begegnen wir dem Parallelismus, der die Gedanken rhythmisch gliedert, wie in folgendem Kriegsgesang, den auch der an den Pfahl gebundene Indianer anstimmte als die Flammen ihn umloderten:

Erheben wir den Speer
Und hängen den Kessel auf!

Salben wir die Haare
Und malen das Angesicht!

Singen wir das Lied des Bluts,
Des Trankes der Tapfern,

Daß sich die Todten ergötzen;
Sie sollen gerächt werden!

Chor: Laßt uns trinken das Blut,
Laßt uns essen das Fleisch der Feinde!

Die Naturvölker mit Ausnahme der Hirten zeigen alle Spuren der Menschenfresserei. Es ist wol ursprünglich der Kampfzorn der den Feind völlig vertilgen will, zeigt aber zugleich jenen geringen Begriff vom Menschen, wonach derselbe nur als Fleisch gilt, ähnlich wie auf dieser Stufe das Weib zur Befriedigung der Geschlechtslust und zum Magddienst genommen wird. Kindermord und Kinderverkauf, das Todtschlagen der Alten hängt

damit zuſammen. Bei den Indianern ſetzt ſich der Schwache, Lebensmatte ins Grab und läßt ſich die Schlinge um den Hals ziehen oder mit dem Tomahak den Todesſtoß geben. Dabei tanzt und ſingt die Jugend um ihn herum: Wir wiſſen daß der Herr des Lebens uns liebt, wir übergeben ihn unſerm Vater daß er ſich vergnügt fühle im andern Lande und wieder im Stande ſei zu jagen. Bei den Batta auf Sumatra ſteigt der Alte auf einen Baum, den ſchütteln dann die Seinen und ſingen: Die Jahreszeit iſt da, die Frucht iſt reif und muß herab.

Bei den nordamerikaniſchen Indianern ſind die Erzähler ſchöner Geſchichten beliebt, und in ihrer Bilderſchrift wiſſen ſie das Weſentliche und Nothwendige für ihren Geſichtskreis verſtändlich zu bezeichnen.

Wenn Waldesdunkel und mildes Klima den Naturmenſchen in das Stilleben der Pflanze hineinzieht, ſo erregt ihn das bewegliche Element des Meeres und der freie Aufblick zum allumfaſſenden Himmel, und über die Küſte hinaus ſchweift das Auge des Muthigen in die Ferne. Die Einbildungskraft malt ſich ihre Wunder aus, und der tapfere Sinn, der ſtarke Arm wagen den Kampf mit den Wellen. So ſind denn auch die Wilden Neuhollands aufgeweckter, regſamer als die ſchweigſamen Indianer. Auch ſie leben familien- und hordenweiſe, auch bei ihnen iſt die Frau die Untergebene des Mannes, und mehr noch als jene verlangen ſie von dieſem daß er Schmerz ertragen könne, wenn er wehrhaft wird. Sie leben neben der Jagd von Fiſcherei und erfreuen ſich nach der Arbeit und bei feſtlichen Anläſſen an Tanz und Geſang, ja der Tanz als der Ausdruck des freien Bewegungstriebs um ſeiner ſelbſt willen ergötzt ſie wie eine Erholung nach ermüdenden Märſchen. Den Geſang begleiten ſie dadurch daß ſie taktmäßig Stöcke aneinander ſchlagen; ſie ſingen kurze Strophen von Liebe, Krieg und Jagd. Wie den Indianern das Waldesdickicht, ſo iſt ihnen die Felskluft der Küſte die natürliche Wohnung; danach bauen ſie dann backofenähnliche Hütten. Auch ihr Kunſttrieb zeigt ſich durch Bemalung mit rother und weißer Erde am eigenen Körper; ſie zeichnen ringförmige Streifen auf Arme und Beine, ſie geben durch die Art der Farbe nicht blos ihre Stammesunterſchiede, ſondern auch Stimmungen der Freude, der Trauer, des Kampfmuthes ſymboliſch zu erkennen. Auch Narben müſſen ihnen zur Zierde dienen. Bart und Haar wachſen frei, das letztere wird noch mit Federn und Fiſchgräten

ausgestattet. Die Nase durchbohren sie und stecken Knochen und Rohr hinein. Den Speer, die Keule wissen sie handlich und wohlgefällig zu formen. Gleich den Pescherä's kleiden sie sich in Felle, aus denen sie ihre Mäntel so bereiten daß die Haare nach innen den Körper umgeben.

Im Himmel, über den Wolken verehren sie das Göttliche, das sich ihnen im Wetter, in verhängtem Unglück wie durch Regen kund gibt. Dem guten Geist steht bei manchen Stämmen der Herr des Todes und der Finsterniß gegenüber, der in der Tiefe haust. Auch die Australier kennen Beschwörungen der bösen Geister, denen sie die Krankheiten zuschreiben.

Auf ähnlicher Stufe stehen die wilden Jäger der afrikanischen Wüste, die Buschmänner, die in Höhlen der Berge hausen oder aus den niedergebogenen Zweigen eines Strauchs sich ein Schirmdach bereiten. Auch Kaffern und Hottentotten schmieren sich lieber mit Fett und Röthel ein als daß sie sich waschen, und erhalten dadurch eine braune Staubkruste auf der Haut. Aber die Mandingoneger an der Sierra-Leona-Küste baden und waschen sich; dann lieben die Männer eine rothe, die Frauen blaue und weiße Bemalung; die Männer tätowiren Stirn und Schläfe. Die Angolaneger schneiden das Haupthaar bis auf einen Streifen ab, der ihnen gleich einem Helmkamm auf dem Kopfe sitzt. Die Neger von Akra scheren Figuren in ihr krauses Haar hinein, und manche tragen auf diese Art Blumenbilder auf dem Kopf, die sie mit Glöckchen behängen. Hals, Brust, Füße, Arme, Ohren tragen Schmuck, besonders beliebt ist Elfenbein. Ein Stangengerüst mit Matten und Pelzen behangen bildet die Hütte des Hottentotten; bei den Betjuanen finden wir schon Pfeiler und Lehmwände; die Häuser sind kreisrund und mit kegelförmigem Dach bedeckt; Gefäße werden geflochten und aus Thon gebrannt. Die Waffen werden mit Thierfiguren verziert, aber die Formen sind allerdings noch plump und die Farben grell.

Die Neger sind überaus lustigen Gemüths und phantastischen Sinnes. Die lärmende Musik ihrer Feste, die lächerliche Pracht ihrer Aufzüge, die Unermüdlichkeit in Tanz und Gesang bezeugen das hinlänglich. Jedes Unglück ist schnell vergessen, auch wenn die Schlacht verloren ist, tanzen die Besiegten, froh des geretteten Lebens, heimwärts und heitere Gelage mit Spiel und Tanz umgeben die frischen Gräber. Im Freudentanz wird

jeder Muskel pantomimisch bewegt. Stehen die Männer im Felde so tanzen die Weiber Kriegsdarstellungen. Leichtfertige Lieder begleiten üppige Sprünge und Geberden. Dabei wollen gute Tänzer sich sehen und bewundern lassen.

Die Religion der Neger nennt mit verschiedenen Namen ein höchstes göttliches Wesen; gewöhnlich hat die Sprache für Gott und Himmel dasselbe Wort; der Himmel, der überall und von jeher ist, offenbart in Sturm, Donner, Regen und Sonnenschein seine Macht; die Wolken sind der Schleier, die Sterne der Schmuck seines Angesichts; er ist der Geber alles Guten, er weiß und sieht alles; man betet zu ihm um Wohlergehen, Glück und Weisheit. Gott heißt auch der Herr des Himmels, er ist eben der im Himmel waltende und erscheinende gute Geist, der die lebendigen Kräfte der Natur als gute und böse Geister unter sich hat. Die Einbildungskraft des Negers beseelt alle Dinge, aber in ihrer ausschweifenden Beweglichkeit läßt sie auch die Geister nicht in den Gegenständen dauernd hausen, sondern bald diesen, bald jenen zum Sitz wählen. Dadurch machen sie ein Thier, einen Baum, einen Klotz, einen Stein zum Fetisch, d. h. zu einem Gegenstand in welchem ein Geist wohnt und wirkt, dem darum der Mensch seine Verehrung zollt, durch den er Schutz und Glück für sich hofft, der ihm als ein Träger wunderbarer Kräfte, zauberhafter Wirkungen gilt. Durch ein paar angemalte Augen, durch angehängte Eierschalen oder Lappen wird das Ding als Fetisch bezeichnet. Im Naturdienst erweckt ein bedeutsamer Gegenstand die Idee und erscheint als ihr Symbol, ihre Verkörperung; der Fetischdienst knüpft den Gedanken an eine Sache und macht sie zum Zeichen desselben. Das Göttliche, die geistigen Mächte sind überall verbreitet, der Mensch sucht sie für seine Anschauung an eine besondere Sache zu binden, und wenn diese etwa sich machtlos erweist, wenn er vergebens in ihr die Hülfe des Gottes oder Geistes angerufen hat, so verwirft er sie als einen unnützen Träger des Höchsten. Mit der Bezeichnung des Gegenstandes aber beginnt das erste Streben das Göttliche darzustellen, im Bilde zu veranschaulichen. Der Priester weiht das Bild, er zieht die göttliche Macht in dasselbe hinein, sodaß nun der Geist in ihm wohnt und wirkt. Die Gestalt der Götzen, aus Thon oder Holz, ist menschenähnlich, denn der Mensch ist die sichtbare Erscheinung des Geistes; doch die Formen sind plump und roh. Aber auch ein-

zelne Menſchen werden nach dem Glauben der Neger von höhern Geiſtern beſeſſen, was ſich gerade dadurch kund gibt daß ſie außer ſich gerathen in ekſtatiſchen Zuſtänden; ſie ſind dann die Prieſter und Zauberer, und wirken durch die ihnen verbundenen Mächte.

Der Neger ſingt in Luſt und Leid, bei der Arbeit und in der Ruhe; die Lieder reden von der Liebe und vom Krieg, von der Jagd und vom Palmwein; ſie ergehen ſich in Preis oder Spott der Menſchen und der Dinge. In Senegambien finden wir ſogar einen erblichen Sängerſtand, der einen bedeutenden Einfluß durch ſeine Lob- und Schmähgedichte übt, aber verachtet iſt weil man die Verſe bezahlt. In Dahomey ſind die Sänger die Bewahrer der geſchichtlichen Ueberlieferung. Sie ſind Improviſatoren, Satiriker und Luſtigmacher zugleich. Dabei iſt die Muſik der Neger am entwickeltſten unter den Naturvölkern; ſie haben Elfenbeinhörner, Trommeln, Flöten, Zithern, Hackbret, Kupferkeſſel. — Klapper- und Schlaginſtrumente ſind überhaupt die erſten muſikaliſchen Tonwerkzeuge, Hörner und Pfeifen folgen, und nach den Blasinſtrumenten kommt erſt das Saitenſpiel; es ſetzt nicht blos die Betrachtung voraus daß die Länge und die Spannung der Saiten den Ton beſtimmt, ſondern das Geſtell muß durch ſeine Conſtruction den Schall verſtärken, und darum bezeichnen Harfen und Lauten mit ihren Reſonanzböden bereits das geſchichtliche Culturleben; bei den heutigen Negern ſind ſie eine Ueberlieferung aus dem alten Aegypten.

Kommen die Neger auch noch nicht zu vollendeten Melodien, ſo lieben ſie doch die Folge harmoniſcher Töne. Ein prächtiges Kriegslied hebt an:

Erhebe dich aus der Ruhe, tapfrer Yarredi, Löwe des Kriegs;
Gürte dein Schwert um die Hüfte, werde wieder du ſelbſt.

Es ſchildert die Gefahr und Noth des Landes, die Thaten von Yarredi's Vater, und läßt den Ausruf immer wieder wie einen Refrain dazwiſchentönen; dann erzählt es wie Yarredi ſich erhob und den Kriegsſchmuck ſchüttelte wie der Adler die Flügel ſchwingt, wie er ſein Schwert umgürtete und wieder er ſelbſt war. Ihm folgte der Sieg, denn

Es erhob ſich aus der Ruhe der tapfre Yarredi, der Löwe des Kriegs,
Gürtete ſein Schwert um die Hüfte und war wieder er ſelbſt.

Die Darstellung ist schwungvoll und lyrisch erregt. Vergleiche sind häufig. Die Männer steigen von den Bergen wie die Wellen eines großen Flusses und kommen so im Thal zusammen. Ein Liebeslied sagt von der Geliebten ihre Stirn sei wie der Mond, ihr Auge glänzender als der Mond, der durch die Wolken bricht, die Nase gleich dem Regenbogen, süßer als Honig ihre Lippen, kühler als reines Wasser. Wenn sie sich bewegt gleicht sie dem Zweige den ein sanfter Wind hin und her wiegt. Die Verwandtschaft mit der orientalischen Poesie ist unverkennbar. Sie zeigt sich auch in den märchenhaften Erzählungen, in den Fabeln, die mehr eine Lehre ausdrücken als das Thierleben treu schildern, in den Sprichwörtern die durch einen einzelnen Fall oder ein Bild die allgemeine Wahrheit andeuten. So sagen sie: Hoffnung ist die Säule der Welt. Auf dem Grunde der Geduld ist der Himmel. Wenn du zu zupfen verstehst, so rupfe die eigenen grauen Haare aus. Asche fliegt auf den zurück der sie wirft. Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras, gute sind theuerer als ein Auge.

Die Neger senden sich Mittheilungen durch Gegenstände, die dann als Symbole gelten. Einen Stein, eine Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Getreidekorn, ein Lumpenbündel deutet sich der Empfänger daß der ferne Freund fest sei wie Stein, aber seine Aussicht in die Zukunft dunkel wie die Kohle, daß er voll Angst sei und seine Haut wie Pfeffer brenne oder Korn auf ihr gedörrt werden könne, Lumpen seien seine Kleider. Ein anderer sendet einen pflaumenartigen Fruchtkern und will damit sagen: was für mich gut ist das ist es auch für dich.

Sinnig sagen die Neger daß im Anfang schwarze und weiße Menschen geschaffen wurden und jene den Vorzug hatten sie sollten wählen zwischen zweierlei Arten von Geschenken: Kenntniß von Künsten und Wissenschaften oder Gold. Die Schwarzen wählten Gold, und wurden für ihre Habsucht Knechte der Weißen.

Gegenüber den Kindern des Südens und der Sonnenglut, die sorglos in den Tag hineinleben, werden die Menschen der Polarzone durch Arbeit gestählt; sie müssen lernen an die Zukunft zu denken, für den Winter die schirmende Wohnstätte, für die lange Nacht den Schein der Lampe zu bereiten, und dieser versammelt dann wieder die Genossen zu einem freundlichen Gedankenaustausch. Der Polarmensch, sagt Klemm, harmonirt in seiner ganzen äußern Erscheinung vollkommen mit der ihn umgebenden

Natur; wie die Robben und Cetaceen, seine Landsleute, so ist er auch rund, gedrängt gebaut, die Glieder scheinen unvollständig entwickelt, Nase, Hände, Füße treten zurück; er ist reich an Fleisch, Blut, Fett wie jene nordischen Thiere; aber er ist fleißiger, regsamer, munterer als der Waldindianer, und zeigt Lust an Nachahmung und Possenreißerei. Auch bei den Polarmenschen findet sich Bemalung und Tätowirung des Körpers, Durchbohrung von Theilen des Gesichts um Elfenbeinstäbchen, Glasperlen und dergleichen hineinzuhängen. Sie kleiden sich in Vogelpelze und Felle, deren nackte Haut sie nach außen kehren, aber bemalen und mit farbigen Streifen besetzen.

Die Phantasie der Itälmen auf Kamtschatka ergeht sich besonders in Schimpfreden, deren Schmuz an die körperliche Unreinlichkeit erinnert, in der sie einen Schutz gegen den Frost suchen. Dagegen fertigt der Grönländer, der sich beleidigt glaubt, einen satirischen Gesang, den er seinen Hausgenossen vorträgt bis sie ihn auswendig können, und macht dann bekannt daß er den Gegner herausfordert um vor ihm und den Zuhörern, die sich einfinden, das Spottgedicht bei Tanz und Trommelschall abzusingen. Der Beklagte, auch unterstützt von den Seinen, weiß sich zu verantworten, und wer am Ende Sieger bleibt, erntet viel Lob und Ehre. Kamtschadalische Tänzer ahmen die Bewegungen von Bären und Seehunden nach. Die Grönländer singen bei Tanz und Trommelschall zur Zeit der Wintersonnenwende von der Wiederkehr des ersehnten Gestirns, indem einem bald heftigern, bald sanftern Affect des Vortragenden die Bewegung seiner Glieder sich anpaßt.

Die Winterhütten der Grönländer sind Mauern von Stein und Rasen, bedeckt mit Balken, Moos und Schnee; im Sommer wohnen sie unter Zelten. Die Eskimos bauen sich ihre Winterhütten, die durch große durchsichtige Eisplatten erhellt werden, aus dem festen Schnee, den sie rechts und links in mehreren Halbkreisen um einen Gang, oder rosettenartig um einen Kreis in der Mitte aufschichten. Der durch die Wärme von innen schmelzende und durch die Kälte von außen wieder gefrierende Schnee wird mehr und mehr zu krystallklarem Eis, dessen Kuppel auch die Räume überwölbt, sodaß sich auf diese Art ein ungeahnter ästhetischer Reiz dem Besucher bietet.

Grönländer wie Kamtschadalen hoffen auf ein ewiges Leben, das besser als das irdische Trost und Vergeltung für manches

Elend bieten ſoll. Da wollen ſie bei Gott im ewigen Sonnenſchein wohnen, Renthiere und Seehunde, Fiſche und Vögel in Fülle haben. Aber die Seele muß auf beſchwerlicher Fahrt, fünf Tage lang über rauhe Felſen rutſchend, dorthin gelangen. Andere ſuchen den Ort der Seligen in der Höhe, der Regenbogen iſt ihre Brücke zum Himmel und das Nordlicht erglänzt wann ſie tanzen und Ball ſpielen. Die Böſen dagegen ſollen in einer finſtern kalten Schreckensbehauſung wohnen.

Die Kamtſchadalen beten in ihrem Stammherrn Kutka nicht ſowol Gott an, als ſie aus ihm das Urbild ihres Thuns und Treibens in caricaturartiger Steigerung gemacht haben, ſo arg daß ſie ihn ſeinen gefrorenen Koth für eine Schöne anſehen laſſen, die ſich auch mit ihm unterredet, als ſeine Braut von ihm geherzt wird, bis ſie unter den üppigen Liebkoſungen aufthaut, und er in ſtinkendem Schmuz liegt.

Auch in den Polarländern verknüpft ſich mit der Gottesidee der Glaube an Geiſter und die Vorſtellung daß der Menſch durch Hingebung an ſie mit ihnen in Verkehr treten, durch ſie das Ferne, das Künftige erfahren, durch ſie Wirkungen auf die Natur üben könne. Der Grönländer, der ein Angekok werden will, begibt ſich in die Einöde, und ruft zu ſeinem Gott daß er ihm einen Schutzgeiſt ſende, während er ſich ſtillen Betrachtungen überläßt. Ohne Verkehr mit Menſchen, faſtend, ermattet, den Gedanken auf das gewünſchte Ziel richtend kommt er dann dazu daß er zu ſehen, zu hören meint was er hofft und begehrt, daß Geſtalten der Einbildungskraft, die ihn im Halbſchlummer umgaukeln, von ihm für wirkliche Geiſter genommen werden. Spätere Wiederholungen machen dem Zauberer leicht was zum erſten mal ſchwer gelang. Manche mögen Betrug üben; zur Sache ſelbſt kam man durch Selbſttäuſchung der Phantaſie, und zum Chriſtenthum bekehrte Angekoks verſichern daß ſie oftmals außer ſich gerathen ſeien, daß ſie die Bilder die ihnen dann erſchienen, für Offenbarungen gehalten, daß ihnen das Ganze nachher wie ein Traum vorgekommen.

Die ausgebildetſte Weiſe dieſes Geiſterverkehrs haben wir im turaniſchen Schamanenthum. Die Religion hält hier den Glauben an den einen Himmelsgott feſt, zugleich aber ſieht ſie in allen Wirkungen und Kräften der beſondern Naturdinge das Walten von geiſtigen Mächten, von Naturſeelen oder Dämonen, und geſellt ihnen die ſchattenhaften Geiſter der verſtorbenen Men-

ſchen. Was in der Erſcheinungswelt geſchieht iſt ihr Werk; ſo bringen ſie bald Segen, bald Schaden, und es kommt nun darauf an mit ihnen in Gemeinſchaft zu treten, das Bevorſtehende von ihnen zu erfahren, ſie zu hülfreichen und heilſamen Thaten zu beſchwören, drohende Uebel abzuwenden. Der Menſch erhebt ſich hier keineswegs über Gott und Natur in eigener Geiſtesmacht, vielmehr erkennt er die höhern Gewalten an, unterwirft ſich ihnen und ſucht ſie zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen, durch ſie das Böſe abzuwehren, das Gute zu gewinnen. „Viele altaiſche Völker", ſagt uns ein Turanier ſelbſt, Alexander Caſtrén, „haben den Glauben daß es Geiſter gibt welche ausſchließlich auf lebende Menſchen und namentlich auf die Schamanen einwirken, bei denen ſie eine höhere Kraft erwecken, ihnen alle Arten von Kenntniſſen verleihen, ihnen das Verborgene offenbaren und deren innern Blick das durchſchauen laſſen was für den äußern undurchdringlich iſt. Auch dieſe Geiſter ſind ihrem eigentlichen Weſen nach nichts anderes als die in der Tiefe der eigenen lebendigen Natur des Menſchen herrſchenden Kräfte. Dieſe Kräfte liegen aber oft im Schlummer und es iſt keine leichte Sache ſie zu Leben und Thätigkeit zu wecken, und deshalb verfällt der rohe Naturmenſch leicht auf den Gedanken daß auch ſie nicht ihm ſelbſt angehören, ſondern höhere Weſen ſind die ſich ihm offenbaren und ihm bei Gelegenheit ein höheres Vermögen verleihen. Die Schamanen Aſiens haben die Sitte dieſe Geiſter mit tönendem Trommelſchlag herbeizurufen, und zieht man die außerordentliche Exaltation und die unglaubliche Kraft, zu der ſie ſich durch dieſe Muſik emporzuſchwingen wiſſen, in Betracht, ſo darf man ſich durchaus nicht darüber wundern daß ſie ihren Zuſtand nicht als eine Folge ihrer eigenen ihnen einwohnenden Natur, ſondern als die Wirkung anderer mächtigerer Weſen anſehen, die ſie ſogar unter einer oder der andern Geſtalt zu erblicken ſich einbilden, obwol dieſelben für alle andern Menſchen unſichtbar ſind."

Es ſind zunächſt die Bilder des Traums von denen der Menſch empfindet daß er ſie nicht mit ſeinem Wiſſen und Willen hervorbringt, die er darum in der Paſſivität des Schlafs von anderswoher zu empfangen, in denen er eine Offenbarung der Gottheit oder Geiſterwelt zu erhalten meint. Dann aber ſind es ekſtatiſche Zuſtände, in denen er nicht bei ſich, ſondern außer ſich iſt, in denen er bei außerordentlicher Abſpannung oder krampfhafter Aufregung des Nervenſyſtems die Erſcheinungen des Seelen-

lebens, welche unwillkürlich in ihm entstehen, für die Einwirkung anderer Geister nimmt, von denen er sich besessen glaubt, die er wie im Traum die Vorstellungen des eigenen Gemüths für außer ihm befindliche Realitäten hält. Wir kennen auch in unserer Cultur die Begeisterung, von der ein Mensch ergriffen über sein gewöhnliches Wollen und Verstehen emporgeführt wird, und in seliger Selbstvergessenheit dem Gott folgt der ihn bewältigt; wir wissen alle daß wir die besten Ideen und Anschauungen nicht durch unsere Reflexion und Berechnung machen, daß sie vielmehr aus der Tiefe des Geistes wie ein Gnadengeschenk auftauchen als Gabe und Aufgabe für unser bewußtes Bilden und Denken. Ich habe das Unbewußte und Bewußte in der Phantasiethätigkeit und das Zusammenwirken des Göttlichen und Menschlichen in meiner Aesthetik ausführlich erörtert, und auch dort darauf aufmerksam gemacht daß Männer wie Lessing, Kant, Wilhelm von Humboldt die Berührung oder den Einfluß abgeschiedener Seelen auf überlebende für eine offene Frage erklären. So ist gewiß auch der Grund des Schamanenthums keine trügerische Gaukelei, so vielfach diese wie bei dem Somnambulismus mit unterlaufen mag; sondern Frauen und Männer von reizbaren Nerven und gesteigerter Einbildungskraft gerathen in ekstatische Zustände, in welchen sie mit Geistern zu verkehren glauben; sie suchen sich dann auch in solche Zustände zu versetzen, die ihnen nicht für krankhaft, sondern für höherer Art, für das Band mit der Geisterwelt gelten. Der convulsivische Rausch, der bei den Negern wie bei den Bewohnern der Südseeinseln und der Polargegenden vorkommt, ist eben bei den nordasiatischen Nomaden vorzugsweise mit religiöser Weihe bekleidet worden. Dieselben nehmen dabei gute und böse Geister an; aber die letztern sind es nicht schlechthin, sondern haben den Auftrag das Böse zu bestrafen, worin sie leicht zu weit gehen, weil sie daran Lust empfinden; deswegen gilt es sie zu besänftigen oder gute Geister zur Hülfe zu rufen.

Die Schamanenkleidung ist schon phantastisch, ein lederner Rock mit Blechgötzen, Schellen, Vogelklauen, Schlangenhäuten behangen; der Schamane legt ihn unter Schaudern an, wenn er des Nachts die Beschwörung beginnen will. Er sitzt zuerst beim Feuer und hebt leise zu singen an, indem er den Namen des Gottes oder Geistes anruft und seine Bitte vorträgt. Dann schließt er die Augen und rührt die Trommel, dann springt er auf und tobt einher, umrasselt von seinem Gewand, umbraust

vom Trommelwirbel. Endlich steckt er den Kopf horchend in die Zaubertrommel um die Geisterstimme zu vernehmen. Häufig stürzt er ohnmächtig nieder, und dann gerade glaubt man daß seine Seele mit den Geistern verkehre, mit ihnen einherfahre, und sie selbst wollen die Geister bald als Schatten, bald in Thiergestalt, als Drachen, Bären, Schlangen, Eulen, Adler gesehen haben.

Im Bunde mit den in den Dingen waltenden Geistern glaubt der Mensch eine Einwirkung seines Willens auf die Natur durchzusetzen; darauf beruht die Einbildung der Zauberei. In ihr zeigt sich recht die Macht der Phantasie über das ungebildete Gemüth. Sie ist die Zauberin, die dem Menschen seine Ahnung von dem Wechselleben aller Dinge, von dem geistigen Band das sie alle umschlingt, von dem Streben eines jeglichen sein Wesen und Wirken auf andere zu übertragen, andere sich zu verähnlichen, sofort nach vereinzelten Wahrnehmungen verallgemeinert und veranschaulicht; sie ist es welche die Naturdinge beseelt und deren Kräfte der Menschenseele gleichsetzt; sie ist es welche das zufällige Eintreffen des Erstrebten oder Nichterstrebten zum Beleg oder Beweis ihrer Einbildungen macht und daraus ein Gewebe bereitet, dessen Abgeschmacktheit durch poetische Reize verdeckt wird. Der vernünftige wissenschaftliche Mensch herrscht über die Natur dadurch daß er ihre Gesetze kennen lernt und denselben gemäß ihre Kräfte für seine Zwecke wirken läßt; im Naturzustand sucht der Geist sich dadurch über die Natur zu erheben daß er wiederum Geister als das Waltende und Thätige in ihr annimmt, mit diesen in Verbindung zu treten sucht, seine Kraft mit der ihrigen vereint und steigert, und auf diese Art mittels ihrer über die Erscheinungen und Vorgänge der Außenwelt gebieten will. So sollen Wind und Wetter den Zwecken der Menschen entsprechen, und der Schamane wendet sich an die in ihnen mächtigen Geister. Beschwörungsformeln, Gebete, Geberden werden festgehalten, wiederholt und für wirksam erachtet, wenn gerade der Naturverlauf den Wunsch der Menschen erfüllt hat, und durch die Kraft solcher Worte und Bräuche meint man nun die Dinge zu lenken, sowie ferner die Wirkung von Fluch und Segen Erfolg und Stärke schöpft aus dem Glauben an die sittliche Weltordnung und das Wirken der aufgerufenen göttlichen Gerechtigkeit. Wie die Phantasie die Gegenwart Gottes an das Bild oder den Fetisch knüpft, so werden einzelne Gegenstände zu Trägern der zauberischen

Geisteskraft, zu Amuleten die dem Besitzer Schutz gewähren, zu magischen Mitteln um geheimnißvolle Einflüsse auf Menschen und Dinge auszuüben. Wie der Magnet das Eisen magnetisch macht, so läßt der Buräte das Idol des Gottes oder Geistes sich in einem messingenen Spiegel abbilden, gießt dann Wasser über den Spiegel und meint daß dies nun das Götterbild und mit ihm seine magische Kraft aufgenommen habe und zaubermächtig sei. Der Südseeinsulaner sucht sich etwas vom Körper des Feindes zu verschaffen, wäre es auch nur vom Speichel oder von den Excrementen, mischt es mit einem Pulver und gräbt es in einem Beutel ein; wie das verwese, soll es den Menschen nach sich ziehen daß er erkranke und sterbe. Derartige Dinge begegnen uns bis in die Neuzeit auch im europäischen Aberglauben! Die Zaubertrommel des Geisterbeschwörers ist geschmückt mit den Bildern von Göttern und Geistern, von Sonne und Sternen, von Menschen und Thieren, Häusern und Wäldern, also mit allem das eine Wirkung erfahren oder ausüben soll. Die Lappländer wissen in solchen Zeichnungen die Umrisse nach dem Wesentlichen deutlich auszuprägen. Sie legen auch Ringe auf die Trommel und sehen wohin sie sich wenden, wenn die Trommel geschlagen wird; gehen sie beim Gesang nach rechts mit dem Sonnenlauf, so scheint dem Unternehmen, das man vorhat eine günstige Sonne. Den Wind glauben sie für die Schiffe durch Knoten in einem Strick zu binden; wie man einen oder mehrere löst, erhebt sich linder Hauch oder Sturm.

Wir sind durch diese Betrachtungen bereits übergegangen zu den Hirtenvölkern. Sie jagen die Thiere nicht zur Beute, sondern sie lernen sie schonen und pflegen um einen dauernden Genuß von ihnen zu haben; ihr Leben gewinnt damit einen Zusammenhang, sie sind nicht mehr dem Augenblick verfallen, wenn sie auch die Weideplätze wechseln. Gehorsam, Milde, Lenksamkeit gibt sich kund, auch die Menschen gleichen der Heerde die ein Völkerhirt, der Patriarch oder Stammesfürst, leitet, und so führen sie ein ruhig behagliches Dasein durch Jahrtausende. Den Polarnomaden ist das Renthier der größte Schatz; seine Milch, sein Fleisch nährt sie, sein Fell kleidet sie, aus Knochen und Sehnen bereiten sie Werkzeuge. Die Mongolen der gemäßigten Zone weiden Rinder und Schafe und tummeln ihre Rosse. Sie tätowiren sich nicht mehr, den Mann ziert der Gürtel, das Weib ein Stirnband. Die Zeltwohnung ist ein kunstreiches Hürden-

werk; ein Netz von Weidenstäben, durch Riemen verknüpft, von Stangen getragen, wird mit Filz bekleidet.

Lappen, Ostiaken, Tungusen haben sinnige Volkslieder, und die Gabe der Improvisation ist verbreitet, sodaß die Motive in den eigenthümlichen Situationen von den Sängern auf besondere Weise verwerthet werden. So heißt der lappländische Bräutigam die Sonne mit ihrem hellsten Licht den See Otra bestrahlen, daß er auf eine Fichte steigend gewahren möge unter welchen Blumen die Geliebte weilt; er fragt dann: „Was kann stärker und fester sein als zusammengewundene Sehnen und eiserne Ketten? Also bindet die Liebe mein Herz und fesselt meine Gedanken." — Ostiaken und Jakuten begleiten ihre monotonen Melodien, die sich gewöhnlich nur zwischen Grundton und Terz bewegen, mit Saitenspiel; das Ganze klingt sehr traurig, wie rührend langgezogene Klagetöne; die Natur, die der Volksglaube beseelt, hält ihre Zwiesprach mit dem Menschen, Bäume und Steine geben ihre Gefühle kund. — In den langen Nächten sind die Erzähler beliebt, und die Phantasie ergeht sich in kühnen und traumhaften Märchengebilden.

Auch die Mongolen begleiten mit feierlichen Tanzgeberden die langsam verhallenden Töne ihrer Lieder, welche von der Sehnsucht nach der Geliebten singen, die schlank gewachsen wie der Kieferbaum, reizend gleich der Blume des Geliebten wartet, dessen Anblick ihr selig aufgeht wie dem Morgenroth die Sonne. Hier sehen wir schon wie das Naturbild anhebt und als ein Symbol des menschlichen Geschicks oder Gefühls dargestellt wird, das an demselben zum Bewußtsein kommt oder doch ein Ausdrucksmittel findet. „Das Wasser des großen Weltmeers, wenn's noch so getobt hat, stillt sich wieder", so tröstet sich in Hoffnung die von der Uebermacht des Feindes bedrängte Horde; „oft wenn Himmel und Sterne in Klarheit prangen, ziehen verfinsternde Wolken herauf" beginnt eine bange Ahnung daß der Schar die Flucht übers Gebirge bevorstehe, wo die Rosse abmagern und die bittere Noth herankommt.

Mongolische Sagen weisen darauf hin daß Dschingis-Khan, der sie in die Weltgeschichte einführte und zu einem streitbaren Eroberervolk machte, den lichten hellblonden Indogermanen verwandt oder entstammt war. Er waltete mit seiner Thatkraft schaffend und ordnend über den Mongolen, die der unbeschränkten Herrschergewalt als passive Masse gegenüberstanden, aber

von den Khanen, „den Söhnen Gottes", in Bewegung gesetzt wurden. „Ein Gott im Himmel und der Khan auf Erden", scholl das Herrscherwort; wie früher der Hunnenfürst Attila betrachtete auch Dschingis-Khan sich als eine Gottesgeisel zur Züchtigung der Welt. Aber die Kämpfe galten nicht einer Idee, sie förderten die Menschheit nicht, sie loderten auf gleich furchtbaren Steppenbränden um ebenso wieder zu verlöschen. Darum hat Wuttke sie passend als einen Titanenkampf bezeichnet, als das Anstürmen der rohen Naturgewalten gegen die olympischen Götter der wirklichen Geschichte. Doch gewannen in dieser Berührung mit den Culturvölkern die Mongolen jene Anfänge des Heldengesangs, aus denen bei den Ariern das Epos sich entwickelt hat. In Bezug auf die Form erkennen wir den Parallelismus der Glieder, und die zwei Verse, die ihn bilden, sind häufig durch die gleichen Buchstaben am Anfang und durch den Reim am Ende auch dem Ohr bezeichnet.

Die begonnene That vollenden ist der Kern der That,
Des wahrhaft'gen Mannes Gemüth steht fest im Rath —,

sagt der große Führer selber in einem Liede, in welchem er vor dem Tode Weib und Kind dem Volk empfiehlt. In einem andern Liede preist Dschingis-Khan einen Jugendfreund, den er scheinbar vernachlässigt hatte, vor dem Volk:

Wenn der erschlaffte Bogen der Hand entfallen will,
Wie sprichst du freundliche Worte, mein Bogordschi!
Als ich in Todesgefahr wandelte, treuer Gefährte,
Achtetest du nicht Tod oder Leben, mein Bogordschi.

Ein Trauerlied auf seinen Tod hebt an:

Als ein Falke schwebtest du daher, mein Herrscher,
Auf knarrenden Wagen rolltest du dahin, mein Herrscher!

Es fragt ob er Gemahlin, Kinder, Volk wirklich verlassen habe, statt ihnen ferner Freude zu gewähren, und schließt wieder mit paralleler Vergleichung:

Wie ein siegreicher Habicht flogst du daher, mein Herrscher,
Wie ein unerfahrenes Füllen stürztest du dahin, mein Herrscher!

Die Einwirkung der weißen activen Rasse steht nicht vereinzelt da, sondern findet sich öfters bei den Naturvölkern. Unter den Turaniern sind die Finnen und Magyaren in die europäische

Cultur hineingezogen, und wir werden an geeigneter Stelle ihrer gedenken. Hier aber erwähnen wir noch die Pfahlbaubewohner, die Südseeinsulaner und die Amerikaner in Peru und Mexico, da die Blüte dieser letztern bei der Berührung mit den Entdeckern nicht gerettet ward, sondern unterging ohne ein Element des neuen Lebens zu werden.

Herodot erzählt uns von den kaukasischen Scythen: „Mitten im See Prasias stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle auf denen die Gerüste ruhen, richteten die Bürger in alten Zeiten insgemein auf; nachher machten sie ein Gesetz, und nun machen sie es also: für jede Frau die einer heirathet, holt er drei Pfähle aus dem Gebirge, das Orbetos heißt, und stellt sie unter; es nimmt sich aber ein jeglicher viele Weiber. Sie wohnen aber daselbst auf folgende Art. Es hat ein jeder auf dem Gerüst eine Hütte, darin er lebt, und eine Fallthür in dem Gerüst, die hinuntergeht in den See. Die kleinen Kinder binden sie mit einem Fuß an einem Seil an aus Furcht daß sie hinunterfallen. Ihren Pferden und ihrem Lastvieh geben sie Fische zum Futter."

Bei dem niedrigen Wasserstand der Schweizerseen in den Jahren 1853 und 1854 wurden auch hier, zuerst im Zürichersee, dann in vielen andern nördlich und südlich der Alpen, endlich auch in Irland die Reste ganz ähnlicher Pfahlbauten entdeckt, und zum Gegenstand vielseitiger und eifriger Nachforschungen, deren Fäden zumeist in der Hand A. F. Keller's zusammenlaufen und durch die Mittheilungen und Berichte der antiquarischen Gesellschaft in Zürich veröffentlicht werden. Eine vor Wind und Wellen etwas geschützte Bucht an sonniger Uferstelle ward am liebsten ausersehen zu solchen Niederlassungen. Sechs bis zehn Schritte vom Lande, mit ihm durch leicht abbrechbaren Steg verbunden, wenn nicht blos die zu Kähnen ausgehöhlten Baumstämme den Verkehr vermittelten, wurden Pfähle, ganze oder gespaltene Baumstämme, 4—8 Zoll dick, eingerammt. Unten sind sie zugespitzt und zwar durch Brennen und Behauen, und die Untersuchung hat gelehrt daß dies bei den ältesten Werken allein mit dem Steinbeil geschah, während jüngere Bauten auch mit scharfgeschliffenen Bronzewerkzeugen bearbeitet wurden. Die Pfähle laufen in parallelen Reihen dem Ufer entlang oder seeeinwärts; zwischen ihnen finden sich auch wagerecht liegende Balken eingeklemmt. Die senk-

rechten aber ragten mit ihren Köpfen aus dem Waſſer hervor und trugen einen aus Baumſtämmen und Bohlen gezimmerten Boden, den die Wohnungen und Vorrathskammern der Menſchen ſowie auch Stallungen für Thiere beſetzten. Die äußerſte Pfahlreihe umgab ein Geflecht von Zweigen zum Schutz gegen den Andrang der Wogen. An manchen Orten finden ſich 30 — 40000 Pfähle, und die Werke erſcheinen über 100 Schritt breit und ſechs- bis achtmal ſo lang. Sie wurden gewiß allmählich erweitert wie die Anſiedler ſich vermehrten. Auf dem von den Pfählen über dem Waſſer emporgehaltenen Boden nun ſtanden Stangen, die mit Ruthen und Gezweig zur Hürde durchflochten waren, und damit verband ſich ein 2 — 3 Zoll dicker Lehmmantel zur Wand. Das Dach, mit Baumrinde, Binſen und Stroh gedeckt, lief ſpitz zu, kegelförmig bei runder Anlage der Bauten, bei eckiger pyramidenartig. Eine große Steinplatte diente zum Herd.

Um die Pfähle zeigt der Seeboden gegenwärtig drei Schichten; zwiſchen dem ſandigen Becken nämlich, in dem ſie ſtehen, und der ähnlichen Ablagerung aus dem Waſſer ſeit der Zeit daß die Bauten verlaſſen ſind, befindet ſich ſchwarze Erde, wie ſie bei der Verweſung organiſcher Stoffe entſteht, in ihr liegen die Ueberreſte der frühern Zeit, ſie iſt der Fundort der Alterthümer und heißt die Culturſchicht. Seit Trajan und den Karolingern iſt das Eichenholz unter dem Waſſer an ihren Brücken feſtgeblieben, ein Jahrtauſend iſt ſpurlos daran vorübergegangen, aber die Eichenpfähle der Bregenzer See-Behauſung werden vom Spaten wie Latten durchſtochen, — ein Zeichen daß ſie der grauen Vorzeit angehören. Nach geologiſchen Anhaltspunkten glaubt man die alten Bauten bis 2000 Jahre v. Chr. hinaufrücken zu müſſen. In der Oſtſchweiz findet ſich an manchen Orten nur Steingeräth, in der Weſtſchweiz Bronze, ja auch Eiſen; hier und da entdeckt man Stein, Erz und Eiſen zuſammen und ſchließt daraus daß die Anſiedelung während dieſer drei Perioden gedauert. Erz und Eiſen deuten auf Celten und Germanen, aber ich zweifle daß wir dieſen in Europa auch eine Steinzeit zuſchreiben dürfen. Die Bildung der Arier der Urzeit war ſchon vor der Trennung über dieſe Stufe, über das Fiſcher- und Jägerleben hinausgeſchritten. Auch hat man an der Küſte der Nord- und Oſtſee, auf Jütland und den däniſchen Inſeln Anhäufungen von Muſchelſchalen, zerklopften Thierknochen, Herdſteinen, rohen

Töpferwaaren und Steingeräthe gefunden, und diese Trümmerhaufen Küchenmoder genannt. Nach den sorgsamsten Untersuchungen stammen sie von Menschen her, die nach ihrer Schädelbildung der turanischen Rasse angehörten; es sind Kurzköpfe wie die Lappen und Finnen. Sie waren Fischer und Jäger, aber noch unbekannt mit Viehzucht und Ackerbau. Sie bestatteten ihre Todten in steinerbauten Gräbern; aus Feuerstein arbeiteten sie mit großer Geduld und Geschicklichkeit ihre Waffen und ihre Geräthe.

Dieser Urzeit vor der arischen Einwanderung nun werden auch die ursprünglichen Pfahlbauten angehören. Zum Schutz gegen feindliche Ueberfälle und mehr noch gegen die wilden Thiere, Bären, Wölfe, Wisente, Ure, legten sie ihre Wohnungen im Wasser an. Sie jagten dies Wild, indem sie es in Gruben fingen oder mit Steinwürfen, Steinpfeilen erlegten; Bärenzähne an einer Schnur waren ein Schmuck der Männer. Dazu fingen sie Fische, deren Gräten ihnen zu Nadeln und Pfeilspitzen dienten, ähnlich wie die Splitter der Knochen, die sie schon um des Marks willen zerklopften, allerlei spitzes und schneidiges Geräth abgaben. Beile, Meißel, Hämmer, Sägen aber wurden mühsam und handfest aus Feuerstein bereitet. Die Griffe dieser und anderer Werkzeuge waren von Holz oder Hirschhorn. Die Töpferei ward noch ohne die Drehscheibe roh mit bloßer Hand getrieben, doch zeigt sich schon die Lust an der Verzierung durch Zickzacklinien und Blätterwerk. Die Menschen kleideten sich in Felle, und verstanden die Lederbereitung, ja sie wußten auch Pflanzenfasern zu spinnen, worauf die thönernen Spinnwirtel hindeuten. Den Feuerstein werden sie aus Frankreich bezogen haben, aber der sorgsam verarbeitete und hochgeschätzte Nephrit oder Beilstein, von dem sie jedes Splitterchen benutzten, kommt, wenige erratische Blöcke in Sachsen abgerechnet, nur im Orient vor, war also auf der Wanderung mitgebracht oder ging in der grauen Vorzeit als Handelsgegenstand von Hand zu Hand.

Auf die Steinzeit folgte die Erzzeit, ihre Träger sind die Celten, arischen Geschlechts; sie sind reich an uralischem Gold, sie verzieren Waffen und Geräthe, die sie aus einer Mischung von neun Theilen Kupfer und einem Theil Zinn bereiten. Sie verbrennen ihre Todten. Ihnen folgen die Germanen in einer Zeit die das Eisen zu gewinnen und zu bearbeiten versteht, mit dem sie sich zum Herrn der Erde machen. Die Steinzeit finden wir

noch in Australien, die Erzzeit bestand in Mexico zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer.

Die einwandernden Celten werden den Turaniern, die sie vorfanden, Viehzucht und die Anfänge des Ackerbaues gebracht haben. Denn wir finden nun auch bei diesen neben den Baumfrüchten und den Knochen der Hausthiere Steine zum Zerquetschen des geröfteten Getreides und Reste von verkohlter Halmfrucht, sowie steinerne Töpfe mit durchbohrtem Boden zur Käsebereitung. Oder sind die Turanier selbst auf der Zwischenstufe des Jäger- und Hirtenlebens nach Europa gewandert? Rindvieh, Pferd, Schaf, Ziege, Hund sind jedenfalls erst mit den Menschen nach Europa gekommen; ihre Wartung setzt schon ein geregeltes Leben und Sorge für die Zukunft voraus.

Erfindungsgeist und Wohlhabenheit zeichnet die celtische Erzzeit aus; ihre Geräthe gleichen dem was man längst in Gräbern entdeckt hat. Die ältesten Pfahlbauten sind schon zerstört gewesen als Herodot von den Scythen schrieb; wir wissen noch nicht ob die Celten sich anderer bemächtigten, ob sie selber neue errichteten. Es ist aber wahrscheinlich und die jüngsten scheinen die von Biel und Neuenburg zu sein und die Tage der beginnenden Römerherrschaft gesehen zu haben. Die verkohlten Früchte und Pfähle zeigen die Zerstörung durch Feuer an, mag dies nun wider Willen der Bewohner ausgebrochen oder von Feindeshand angelegt worden sein. Mit großer Wahrscheinlichkeit nimmt Keller an, daß diese einsame verkümmerte Art zu wohnen, die besonders im Winter ebenso ungesund als unbehaglich sein mußte, bei vorgerückter Civilisation, beim Eintreten friedlicher Zustände in staatlicher Ordnung nach und nach aufgegeben wurde, wie man am Schluß des Mittelalters die Burgen verließ, weil die Umgestaltung der Verhältnisse den Besitzern einen viel wohnlichern und nicht minder sichern Aufenthalt auf der Ebene, in Städten gestattete.

Auf den Südseeinseln finden wir die ungelenken rohen Papuaneger, aber zwischen oder vielmehr über ihnen einen großen lichten Menschenschlag von schönen Körperformen, von behendem Geist und kindlich heiterm Gemüth. Er bildet die herrschende Klasse, die Farbigen sind Unterthanen und Knechte, während die Freien unter der Führung der Könige ihre Volksversammlungen halten, und die Frauen bei ihnen nicht dienstbar, sondern befreundete Lebensgenossinnen sind. Man schreibt dort nur den

Weißen eine unsterbliche Seele zu, und auf den Tongainseln geht die Sage daß sie den Vorzug gewonnen, als von zwei Brüdern der eine fleißig und fromm, der andere faul und böse war, und dieser jenen ermordete; da habe Gott gesagt ihre Farben sollten sein wie ihr Herz, weiß und schwarz, und die Weißen sollten herrschen. Diese zeigen sich dann in ihrem Kriegsmuth, ihren waghalsigen Seefahrten und Kampfspielen wie durch Acker- und Obstbau als Glieder der activen Rasse. Einer höchsten Gottheit, die unter vielen Namen auf den verschiedenen Inseln ohne Tempel und Priester verehrt wird, gesellen sie andere unter ihr waltende Mächte, auch ideale, wie einen Geist des Zorns und Todes, einen Geist der Thränen und Sorgen, der selbst sein Weib verloren und lange gesucht bis er es auf Neuseeland gefunden. Wind und Wetter so gut wie Handwerk und Kunst haben ihre göttlichen Hüter und Erwecker. Vielverbreitet ist der schöne Gedanke daß die Sterne Augen von Göttern oder von vergötterten, in den Himmel versetzten Menschen seien. Gott ist der Allsehende, darum kann kein Böser ungestraft bleiben; denn Gott erhebt sich mit seinem Licht sichtbar wachend über ihn wie der Vollmond, und schießt auf ihn mit der Schnelligkeit eines fallenden Sterns. Mord, Ehebruch, Lüge, Diebstahl geschah durch die Reizungen und Lockungen eines bösen Geistes, der schadenfroh lacht, wenn die Menschen weinen. Gottes und der Geister Zorn denken die Südseeinsulaner durch Opfer zu sühnen. Sie schneiden ein Stück vom kleinen Finger ab, wenn ein Verwandter erkrankt ist, um das dem Tode statt seiner zu weihen; oder sie erdrosseln ein kleines Kind, aber in Schmerz und Mitleid mit seiner Unschuld, um den Unwillen des Himmels wegen verübter Frevel zu begütigen.

Als Grundlage der Cultur finden wir bei den lichten Menschen der Südsee die Reinlichkeit. Sie baden und waschen sich, sie suchen den sonnverbrannten Leib durch Einreibungen wieder weiß zu beizen. Sie behängen sich mit mancherlei Schmuck, sie freuen sich der Fülle des Haars, sie lassen es in Gestalt eines blonden Helmkammes den Kopf krönen und schmücken es mit Federn und Blättern. Die Sitte des Tätowirens ist hier am ausgebildetsten. Einpunktirte Linien folgen an Armen und Beinen dem Zug der Muskeln in symmetrischen Curven, ein Kreuz pflegt den Rücken, eine schildförmige Figur die Brust zu zieren; außerdem zeichnen sie Blumen und Thierbilder in die Haut. Die

erste Tätowirung macht den Krieger wehrhaft; je thatenreicher sein Leben, desto öfter wird sie wiederholt; bestimmte eingegrabene Zeichen sind Orden und Wappen des Helden, und der eigene Körper wird ihm zum Denkmal der erinnerungswerthen Handlungen.

Gesang und Tanz wirken auch hier noch in ungeschiedener Einheit zur Darstellung der Empfindungen zusammen. Mit vielfachem Mienenspiel und ausdrucksvollen Bewegungen des ganzen Körpers begleiten sie bei Trommelschall oder Flötenklang das Lied, das sie gewöhnlich im Wechsel des Chors und der Einzelstimmen singen, die häufig wieder einander antworten und dramatisch das Ganze durchführen. Die Melodien werden am liebsten langsam und klagend vorgetragen, eine sanfte Schwermuth, das Rührende herrscht auch hier wie in europäischen Volksliedern. Der Inhalt ist einfach, irgendeine Begebenheit des äußern oder innern Lebens; die Sache wird kurz angegeben, aber mehrmals wiederholt, und mit dem Ausdruck wechselnder Empfindung umwoben; Rhythmus und Reim kommen vor.

Auch die bildende Kunst thut auf den Südseeinseln den ersten Schritt zur Freiheit und zur selbständigen Würde. Sie gestaltet einen Raum für die Gottesverehrung, sie schafft im Denkmal dem Gedanken ein Mal, einen sichtbaren Ausdruck, der das Außergewöhnliche als solches veranschaulichen und verewigen soll. Große Steinhaufen werden zur Opferstätte pyramidalisch aufgeschichtet. Mit regelmäßig behauenen Korallenblöcken begrenzt man in festen Linien einen heiligen Ort, Morai genannt; da werden die Opfer gebracht, da die Könige bestattet. Innerhalb desselben aber kommen eigenthümliche Bauten vor, und zwar von besonderer Größe auf Otahaiti. Auf eine Fläche von 270 Fuß Länge und 94 Fuß Breite erhebt sich in 10 Absätzen, die jedesmal einen Umgang freilassen, das Werk zu einer Höhe von 56 Fuß; die Plateforme oben ist noch 6 Fuß breit, 180 Fuß lang. Das Ganze erscheint wie ein kolossaler Altar. Anderwärts ist die Form ähnlich, aber die Größe geringer.

Steinpfeiler innerhalb der Mauern des Morai sind Denksteine der Könige und Bildsäulen der Götter. Man beginnt den Pfeiler mit einem mächtigen Helm zu bekrönen, oder wie bei den Hermen den Kopf näher anzudeuten, freilich ihn auch über das Maß der natürlichen Verhältnisse hervorzuheben, sodaß er etwa den dritten Theil der ganzen Gestalt ausmacht; und wie der

neuseeländische Held sein Gesicht verzerrt, wie er mit den weit aufgerissenen Augen, der vorgestreckten Zunge, den gefletschten Zähnen nicht blos das lebende Bild des Kampfzorns, sondern auch des Ruhms darzustellen beabsichtigt, so gehen gleichfalls die Formen der beginnenden Sculptur ins Ungeheuerliche und Gräßliche, das dem rohen Anfang der Kunst noch das Große und Ehrfurchtgebietende ersetzen muß. Kleinere Götteridole werden aus Holz geschnitzt oder geflochten; man setzt ihnen Augen von Perlmutter ein, sowie Schweinshauer als Zähne, und bekleidet sie mit rothen Vogelfedern. Wo an Keulen oder Schiffsschnäbeln Menschenköpfe vorkommen, sind sie auf ähnliche Art unförmlich, aber die Stiele der Keulen und Aexte sind sorgfältig geglättet, regelmäßig verjüngt, aus dem Runden ins Eckige geschickt übergeführt und mit wellenförmigen oder gezackten Linien geschmackvoll verziert.

In Mittelamerika hatten sich gerade zur Zeit der Entdeckung unter Einwirkung der weißen Rasse Culturansätze gebildet, die aber auf die eindringenden Europäer keinen Einfluß übten und von ihnen zerstört wurden.

Zu den wilden menschenfresserischen fetischanbetenden Peruanern kamen im 12. Jahrhundert lichte Sonnensöhne, die Inkas; sie lehrten Ackerbau und Gewerbe, sie gründeten Städte, sie bemächtigten sich der Herrschaft und bildeten eine Aristokratie, aus welcher 13 Könige hervorgingen, die als Fürsten, Oberpriester und Stellvertreter der Gottheit das Volk wie eine zu formende Masse behandelten, es zur Arbeit antrieben, sich als den Staat und den Staat als den Eigenthümer des Bodens und aller Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit ansahen und von diesem dem Volk wieder alles Erforderliche zutheilten, mit väterlicher Sorgfalt über dem Ganzen walteten. Die Ehe ward heilig gehalten, die Erziehung von Staats wegen durch die Priester besorgt.

In dem leuchtenden Sonnenball sahen die Peruaner die strahlende Gestalt Gottes, der allsehend und allgütig über der Erde waltet, der einzige Herr und Bildner der Welt, dem der Mond schwesterlich, die Gestirne als Gefolge zur Seite stehen. Die Inkas gehen durch den Tod zu ihrem Vater, zur Sonne; für das Volk hofft man eine Wiederbelebung auf Erden in schönern Verhältnissen. Der reinen Sonne dienten reine priesterliche Jungfrauen. Betend verehrte man ihren Aufgang, spendete

ihr an ihren Festen aus goldenen Bechern, und opferte Blumen, Früchte, Thiere; aus den Eingeweiden dieser letztern, aus dem stillen und verborgenen Mittelpunkt ihres Lebens suchte man weissagend den Zusammenhang der Dinge, das Schicksal zu erkennen.

Erhalten sind kunstvolle Straßen welche Felsen durchbrechen und auf Dämmen über Abgründe hinziehen, Stadtmauern aus vieleckigen Hausteinen, deren Fugen scharf aneinander passen wie im vorgeschrittenen Cyklopenbau des Pelasgerthums, Palasttrümmer auf hohem terrassenförmigen Unterbau, mit Portalen, die sich nach oben hin zusammenneigen, und viereckige behauene Pfeiler, die in doppelter Reihe eine Gasse bilden. Ein Portal, das aus einem kolossalen Felsblock besteht, zeigt einfache Gesimsbänder und eingegrabene Streifen. An Wanddecorationen sehen wir in regelmäßig rechtwinkeligem Zickzack auf- und absteigende Bänder, die wieder im Innern kreuzförmig verziert sind. Einfache Klarheit und architektonische Strenge in der Anordnung macht einen guten Eindruck. Die Bauten gingen mehr in die Breite als in die Höhe. Der Sonnentempel war im Innern mit Gold bedeckt; sie nannten das Gold die Thränen der Sonne. Das Licht der aufgehenden Sonne selbst fiel auf ihr Bild im Tempel, ein edelsteingeschmücktes Menschenantlitz in flammendem Strahlenkranz. Ihm zur Seite saßen die Königsmumien auf goldenen Thronen.

Symmetrisch verzierende Reliefs und die Trümmer kolossaler Statuen zeigen eine ganz ornamentale Behandlung organischer Gestalten: die Kreise der Augen, die Ellipse des Mundes, die Wellenlinie der Nase deuten nur entfernt das Gesicht an und verweben sich mit andern arabeskenartigen Formenspielen; das architektonisch Strenge in der Grundlage und das architektonisch Decorative in der Ausführung lassen den plastischen Geist noch nicht aufkommen, sind aber für sich beachtenswerth.

Musik und Gesang waren bei den Inkas beliebt, durch lebendigen Vortrag und gegenseitige Beziehung der Darstellenden wurden sie zu einer Art Schauspiel, das vor den Königen zur Aufführung kam.

In Mexico hatten zuerst die ackerbauenden Tolteken ein Reich gegründet, das bis ins 11. Jahrhundert bestand; Hungersnoth und Pest zerstreuten sie nach Süden und Osten. Im 14. Jahrhundert bauten die Azteken die Stadt Tenochtitlan oder Mexico,

indem sie mit dem Tempel des furchtbaren Kriegsgottes begannen. Der Sonnendienst scheint mir auch bei den Azteken die Grundlage der Religion, aber die beiden Seiten, die verzehrende Glut und die wohlthätige Wärme des Lichts treten in zwei Göttergestalten nebeneinander, und von der Ahnung des Geistes in den Naturerscheinungen ging man zu anthropomorphistischer Götterbildung fort; die Kunst suchte den göttlichen Wesenheiten Gestalt zu geben. Huitzlipochotli ist gleich dem Moloch die Sonne als zerstörende Macht, kriegerisch und schreckhaft; Tetzkatlipoka steht ihm mild und freundlich zur Seite; als Schlangentödter wie Apoll und Siegfried der Vertilger feindlicher Gewalten sieht er zugleich in seinem Spiegel alle Vorgänge der Welt; selbst jugendlich nimmt er das Opfer schöner Jünglinge am liebsten in Empfang. Das Menschenopfer fand überhaupt in Mexico in ähnlicher Ausdehnung statt wie bei den heidnischen Semiten; der Mensch als das Werthvollste und Höchste ward dem Gott zur Sühne dargebracht; ein jeder ward ihm geweiht schon bei der Geburt durch Einschnitte auf Brust und Leib; Blutabzapfungen fanden später zu seiner Ehre statt, ein Symbol daß eigentlich der ganze Mensch sich hingeben sollte; wer in Drangsal und Noth den freiwilligen Opfertod wählte, ward hochgeehrt; Gefangene wurden stellvertretend fürs Volk dem Gott an seinen Festen getödtet. Sie sollten aber nicht gezwungen, sondern heiter in den Tod gehen, darum genossen sie vor ihrem Ende die Fülle sinnlicher Freuden, und blumenbekränzt stiegen sie den hohen Altar empor, wo der Priester sie ergriff um der Sonne das noch schlagende Herz entgegenzuhalten. Mit ihrem Blut mischte man Mehl und knetete Bilder des Huitzlipochotli daraus, die dann das Volk verzehrte als ob sich ihm sein Gott wieder zur Speise gebe. Ich weiß nicht ob man hier wie bei dem Reinigungsbade der Neugeborenen an eine rohe verzerrende Nachahmung der christlichen Sakramente, oder an eine pantheistische Vorahnung derselben zu denken hat, — der Zusammenhang der activen Elemente dieser Völker mit der Alten Welt ist noch nicht aufgeklärt.

Das Jenseits dachten sich die Azteken dreifach: als finstere Hölle der Unseligen, als kühlen heitern Ruheort der Mittelmäßigen, als das Sonnenhaus der Edeln und Helden voll Lust, Gesang und Spiel.

Mittelpunkt des Cultus und der Architektur der Mexicaner ist der Stuhl Gottes, Teokalli, der Opferaltar, den sie als kunst

reich bereiteten Hügel aufrichten; in mehreren Absätzen erhebt sich ein pyramidaler Bau um auf seiner Plateforme den Altar um die thurmartigen Gemächer der Götterbilder zu tragen. Durch solch terrassenförmigen Unterbau, aber von geringerer Höhe und größerer Fläche, wurden auch die Königspaläste über die Umgebung emporgehoben. Steile Treppen führen an einer, manchmal an allen Seiten der Teokalli nach oben hinan; die verschiedenen Geschosse sind durch kräftige Gesimse und durch fensterartig vertiefte Kasetten gegliedert; und die vorragenden Mauerstücke zwischen ihnen scheinen wie Pfeiler das schräg ausladende Gesimse zu tragen. Diese stattliche einfache Kern- oder Grundform wird dann mit Detailverzierungen geschmückt, welche sich zwar hier und da in regelmäßig klaren Mustern und in verständiger Verbindung gerader oder krummer Linien geschmackvoll ausnehmen, meist aber das Gepräge barocker Wildheit und roher Phantastik tragen und mit buntem Schnörkelwerk die feste Grundlage umspinnen. Innere Palasträume sind schmal, und die Bedeckung geschieht gewöhnlich so daß die anfangs senkrechten Mauern in einer gewissen Höhe sich zueinander neigen, indem ihre Steine übereinander vorkragen, aber zu gemeinsamer schräger Fläche abgeglättet werden, bis dann eine horizontale Platte beide Seiten verbindet. Dies so zugespitzte Dach tritt gewöhnlich nicht nach außen hervor, sondern da erscheint der Bau in zwei durch Gesimse getrennten verticalen Geschossen, indeß überwiegt die Länge bei weitem die Höhe.

Als die Spanier Mexico eroberten, ragten in der Stadt viele Teokalli über die Häuser hervor, und brannten auf ihrem Gipfel nachts die Feuer dem feurigen Sonnengott. Der größte stieg auf quadratischer Grundfläche von 298 Fuß Breite und Länge zur Höhe von 114 Fuß empor; ein ummauerter Hof, zu dem vier thurmartig gekrönte Thore den Eingang bildeten, umschloß ihn sammt den Priesterwohnungen. Einige Bauten sind dadurch besser erhalten daß sie in der Wildniß liegen, wie die Ruinen von Uxmal. Die abgestumpfte Stufenpyramide der Teokalli ist bald breiter, bald steiler ausgeführt; in Papantla ist die Höhe (85 Fuß) zwei Drittel, in Totihuakan (170 Fuß) ein Viertel der Breite. Die Trümmer der Paläste zeigen mehrere Höfe, um welche sich Hallen und Gemächer gruppiren. Mehrfach hat man Säulen gefunden, einfache Rundstämme mit einer Deckplatte, die den Ursprung der Säulen aus dem stützenden Baumstamm erken-

nen lassen, sowie noch manche Nachbildungen des Holzbaues in den steinernen Façaden bemerkbar sind.

Wie die mexicanische Baukunst auf einfach klarer Grundform eine ausschweifend seltsame Decoration zeigt, so finden wir auch bei ihrer Plastik ein naives Naturgefühl, eine verständige Auffassung des Lebens und seiner Bewegung überwuchert von bizarr phantastischer Verschnörkelung, welche die menschliche Gestalt, namentlich den Kopf mit groteskem Putz ausstaffirt und fast in Arabesken auflöst. Pfeiler von Quirigua, 20—30 Fuß hoch, und kleinere von Kopan lassen einzelne Theile der menschlichen Gestalt dick und schwer, umgeben von fabelhaft bunter Decoration hervortreten; sie wollen, wie Kugler bemerkt, ein phantastisch grauenhaftes Staunen hervorbringen; eine Basaltstatue der Todesgöttin ist ein Schreckbild ganz aus Schädeln, Schlangen, Krallen, Federn aufgebaut; die Blumengöttin, der Sonnengott ist ein dicker Kopf auf einem nur ebenso großen zwerghaft gedrückten Rumpf, aber Gesicht und Schmuck sind einfach und nicht häßlich. Das Relief eines Opfersteins zeigt mexicanische Krieger, Gefangene, welche ihnen Blumen darreichen, an den Haaren fassend; auch hier sind die Köpfe übermäßig derb. Reliefs von Palenque haben dagegen schlanke Figuren mit zurückweichenden Stirnen, gebogenen Nasen, herabhängenden Unterlippen, in Stellungen die uns possenhaft vorkommen. An andern Orten sind drachenhafte Ungeheuer schon der Gegenstand der ungeheuerlichen Darstellung. Auf dem Teokalli von Xochikalko sehen wir das Relief aus der Zeichnung hervorgegangen; die Umrißlinien sind erhöht stehen geblieben wie schmale Bandstreifen; gerade umgekehrt wurden sie in Aegypten tief eingegraben.

Die mexicanische Malerei gibt in grellen Farben nach decorativer Rücksicht symmetrische Contraste und bunte Ornamente; sie gesellt sich den architektonischen Zierathen und Reliefs, oder ergeht sich frei für sich. Historische Bilder im Gebäude zu Chichen zeigen einen Fortschritt zu richtigern Verhältnissen, zu energischen und nicht übertriebenen Bewegungen, wiewol auch dort der Mensch des Kopfputzes wegen da zu sein scheint. Aus bunten Federn verstanden die Mexicaner auf Teppichen und Gewändern mosaikartige Bilder zusammenzusetzen. — Die Schrift war Bilderschrift, nicht für Laute, sondern nur für Vorstellungen, also der erste Anfang, wo man die Gegenstände selbst aufzeichnet.

Musik und Gesang waren bei allen religiösen und weltlichen Festlichkeiten. Die Könige ließen sich beim Mahl von den Thaten der Ahnen singen. Es lag wie ein Schatten die Ahnung des Untergangs auf Mexico, als Cortez kam. Moctezuma unterwarf sich in der Erinnerung an die Sage daß von Osten her der göttliche Gründer des Staats wiederkommen und Sieger sein werde. König Nezahualkoiotl in Tezkuko hatte, wie sein Nachkomme Ixtlilxochitl berichtet, dem unbekannten und unsichtbaren Gott einen pyramidenartigen Thurm erbaut und statt der Menschen nur Blumen und Weihrauch geopfert; er nannte die Sonne seinen Vater, die Erde seine Mutter, und rief Gott den Höchsten an, durch den wir leben und der alles in sich hat. Dem sang er seine Hymnen. Ein Ton der Wehmuth zieht sich durch sie hin; der König ahnt daß einst das Scepter seiner Hand entfallen könne, er redet von der Zeit wo auch die Edeln der Armuth Bitterkeit schmecken und ihre Leiden mit der vergangenen Größe vergleichend Meere mit ihren Thränen bilden werden. Darum will der König heute noch die ruhmreiche Stirn mit Blumen kränzen, und des gegenwärtigen Glückes froh den allmächtigen Gott feiern.

China.

Die Welt, das Reich, die Blume der Mitte nennt sich selbst die Gemeinschaft von einem Drittheil der Menschheit, die in Ostasien wohnt; sie bezeichnet sich auch nach den Geschlechtern ihrer Herrscher, und von der Dynastie Thsin stammt der Name Sina und Chinesen, den sie bei den Europäern führen. Wir beginnen mit China die Culturgeschichte, weil sich hier die erste Stufe des menschheitlichen Lebens für sich aus dem weitern Entwickelungsproceß abgesondert und erhalten, aber innerhalb ihrer Natur und Wesenheit höchst merkwürdig ausgebildet hat. Die Chinesen sind nicht stabil in dem Sinne wie man gewöhnlich meint daß alle Verhältnisse bei ihnen unveränderlich ihre Gestalt bewahren; vielmehr haben sie ihre Cultur in allmählicher Arbeit gewonnen und das Reich hat manche Erschütterungen durchgemacht, ja ihre Geschichte ist weniger die Darstellung kriegerischer Kämpfe, als des Fortgangs der Bildung, der Entdeckungen, der Kenntnisse; aber sie sind conservativ, indem sie das einmal Gewonnene treu festhalten und die ursprüngliche Form ihres Lebensprincips behaupten, sodaß sich alle Entwickelungen nur innerhalb derselben vollziehen, aber nicht über dieselbe hinausschreiten; es wird nichts wesentlich Neues hervorgebracht, sei es durch Aneignungen von außen, sei es durch Entfaltung von innen; aber es ist erstaunlich wie mannichfach, wie verständig das Alturſprüngliche verwerthet und ausgeprägt wird. Die Chinesen waren Kinder wie die ganze Menschheit, aber sie sind in der Kindheit stehen geblieben und alt geworden, und der nach der Sage mit dem weißen Haar des Greises geborene Lao-tsee erscheint symbolisch für sein Volk.

Alles wahre Leben ist Entwickelung, ein Hervorwachsen der Unterschiede aus der noch ungeschiedenen Einheit; aus dem

Kampf der selbständig gewordenen Gegensätze erfolgt durch ihre Versöhnung die volle und freie Harmonie. Die Persönlichkeit soll den Bann der Autorität brechen, nicht um sich von der allgemeinen Vernunft loszusagen, sondern um die Wahrheit durch eigenes Denken selbst zu erringen; die einzelnen Sphären des Geistes müssen für sich ausgebildet werden, wenn etwas Vollendetes erscheinen soll. Die europäische Menschheit, Arier und Semiten gehen diesen Weg, durch Streit und Leid wandeln sie dem Ziel selbstkräftig entgegen; in Asien aber hat sich ein Drittheil der Menschheit auf einem Raum so groß und in der Lage wie Europa in der Art einheitlich erhalten daß hier einzelne Gaben und Geistesrichtungen nicht von besondern Völkern ergriffen und gestaltet, ebenso wenig Geist und Materie, natürliche und sittliche Ordnung, Religion, Wissenschaft, Moral und Recht klar unterschieden und für sich aufgefaßt und ausgebildet wurden. Dadurch haben sie das Leben auf eine nüchtern verständige Weise früher geordnet und eine friedliche Civilisation eher begründet als die begabtern, muthigern Völker Europas; vieles nach dem wir streben, was bei uns das Gut einzelner ist, haben sie längst erreicht und gemeinsam gemacht, aber auf unvollkommene Weise; statt der freien geisteswürdigen Harmonie haben sie eine gebundene. Die Macht der Einheit bleibt durchaus über die Vielheit herrschend; ihre Autorität erspart den Chinesen viel Irrthümer, aber es fehlt auch der Schwung und die Freude des sich selbst bestimmenden Geistes; das Höchste und Tiefste wird nicht erreicht wenn von vornherein und überall Maß und rechte Mitte gepredigt wird, denn das führt zu einer rechten Mittelmäßigkeit; die Scheu vor dem Ueberfliegenden und Gewaltigen, vor dem Neuschaffenden und Genialen läßt kein Heldenthum des Denkens und Wollens aufkommen, sondern breitet eine philiströse Nüchternheit über das Ganze. Die Chinesen haben viele Kenntnisse eher als die Europäer erworben und manche Erfindung früher gemacht, aber sie fragen weniger nach dem Warum als nach dem Wozu, der Nutzen ist die Rücksicht die ihr Forschen leitet, und darum kommen sie nicht zur Erkenntniß, die nur derjenige findet welcher sie einzig um des Wissens und der Wahrheit willen sucht; das Nützliche fällt ihm dann von selber zu.

Die erste Gemeinschaft der Menschen ist die Familie; hier ist die Pflicht des Geistes mit dem Naturgefühl untrennbar verbunden, hier prägt das Sittliche in der Sitte sich aus; hier

herrscht im Hause ein gemeinsamer Sinn und waltet das Ansehen und die Gewalt des Vaters als das Active über Weib und Kind als dem Bestimmbaren und Gehorchenden. In der Familie haben und bewahren die Chinesen das Heiligthum des Lebens; Pietät ist das erste und höchste Gebot; eine Familie zu gründen ist die Aufgabe des Mannes, die Ehe der Stand durch welchen er seine Bestimmung auf Erden erfüllt. In jeder Weise hat er für Weib und Kinder zu sorgen, sie sind ihm lebenslänglich in Ehrerbietung und Gehorsam unterthan. Die eheliche Treue wird hochgehalten. Der Vater hat den Sohn gut zu erziehen, und wird im Sohn geehrt wenn dieser zu hohem Ansehen emporsteigt, denn der Vater hat ihn zur Trefflichkeit angeleitet, darum werden auch nicht die Nachkommen geadelt, die sich erst zu bewähren haben, sondern die Ahnen, deren Verdienst in der Gegenwart fortwirkt und erkannt wird. Ihnen ist ein Cultus der Erinnerung geweiht, die verstorbenen Eltern sollen drei Jahre lang in strenger Abgeschiedenheit von aller Lust und allem Treiben der Welt betrauert werden. Die Kinder bleiben Kinder und auch als Erwachsene den Aeltern gegenüber unmündig, und die neue Ehe wird darum durch Wahl und Werbung der Aeltern geschlossen. Wer keinen eigenen Sohn hat sucht einen anzunehmen und durch Liebe und Erziehung im fremden Kinde die natürliche Gemeinschaft durch die geistige zu ersetzen. Noch sind das Innere und das Aeußere ungetrennt, die Grade der Liebe sind gesetzlich vorgeschrieben und werden nach sichtbaren Handlungen bemessen; der Sohn geht einen Schritt hinter dem Vater, sowie der jüngere Bruder hinter dem ältern; die Kinder vernachlässigen ihren Anzug, trinken ohne Appetit, und lächeln nur mit leichter Mundbewegung, wenn die Aeltern krank sind, so lautet die Vorschrift von Staats wegen.

Der organische Staat bewahrt das Heiligthum des Hauses, aber er hat noch andere und neue Formen der Gemeinschaft unter Berufsgenossen, in der Gemeinde; einzelne Kreise verwalten ihre Angelegenheiten selbst und fügen sich dem Ganzen ein; das Volk nimmt durch seine Vertreter Antheil an der Regierung und gibt sich selbst das Gesetz; die Gemeinsamkeit hat den Zweck jeder Persönlichkeit die Möglichkeit zu gewähren daß sie ihre Eigenthümlichkeit frei und voll entfalte. Anders in China. Die Familie ist und bleibt das Erste und Letzte. Mehrere Familien haben das gemeinsame patriarchalische Haupt behalten, und so ist

der Kaiſer der 300 Millionen ein Vater der dem Volk als den Kindern gegenüberſteht, als der Active den Paſſiven, als der Leitende den Gehorchenden; ſie haben ihn wie ihren Vater zu lieben, er hat für ſie wie für ſeine Kinder zu ſorgen; die ganze Welt iſt eine Familie und alle Menſchen ſind Brüder. Keine Standesunterſchiede hindern das Volk, alle ſind einander gleich, gleich unmündig. Natürlich bedarf der Landesvater ſtellvertretende und ausführende Organe, und dieſe müſſen ihren Beruf verſtehen, wenn ſie ihn gut verrichten ſollen. Ohne das Familienprincip zu verlaſſen hat ſich der ganze chineſiſche Reichsmechanismus daraus entwickelt. Nur größere Kenntniß befähigt für größern Wirkungskreis; nur die Gelehrten werden vom Kaiſer ernannt zu verwalten und zu richten im Volk; durch immer ſtrengere und ſtrengere Prüfungen ſteigen ſie zu den höhern Aemtern empor; die Akademie der Bewährteſten iſt die oberſte Behörde unter dem Vorſitz des Kaiſers. Dieſer iſt auch der oberſte Doctor des Reichs. Er ſoll die Völker unterrichten indem er ſie regiert, er ſoll ſie durch Belehrung erziehen, denn die Menſchen werden gut wenn man ſie aufklärt über das was recht iſt, Unordnung und Verbrechen kommen aus der Unwiſſenheit. Daher tragen die kaiſerlichen Erlaſſe die Form der Unterweiſung und ſind eine Erziehung des Volks. Und wie die Zucht in der Familie gegenüber den Kindern zum Stock greift, ſo herrſcht in China das Bambusrohr von oben nach unten ohne daß ein unmündiger Sinn gegen ſolche Strafe das Gefühl der Ehre und perſönlichen Würde ſetzt. Inneres und Aeußeres ſind ungeſchieden, und ſo werden die ſittlichen Normen innerer Geſinnung wie die äußerlichen Bräuche und Ceremonien in gleicher Weiſe als Forderungen des erzwingbaren Rechts feſtgeſetzt. Dabei halten die Chineſen mit kindlicher Ehrfurcht an der Ueberlieferung der Väter; ihr Sinn hängt an der alten Weisheit, die ſie von den Ahnen ererbt; es iſt die Ueberlieferung der Vorzeit die auch das bindende Geſetz für den Kaiſer ausmacht, die der Gelehrte ſich durch ſein Studium aneignet. Von den erſten Kaiſern, ſagen ſie, ſei die erſte Bildung ausgegangen. Sie lehrten Feuer anzünden und Häuſer bauen, ſie erfanden und handhabten die Waffen und die muſikaliſchen Inſtrumente, ſie führten zur Ehe und zum Ackerbau, ſie erfanden und lenkten den Pflug, ſie legten die großen Kanalbauten an. Alle Gewalt geht vom Kaiſer aus, aber er bewahrt die Ueberlieferung der Ahnen und beſtimmt was ihr gemäß iſt. „Alles für das

Volk, nichts durch das Volk" nennt Wuttke mit Recht die chinesische Maxime. Aber der Kaiser ist auch dafür verantwortlich daß alles wohl stehe, es ist seine Schuld wenn das Volk ein Unglück trifft und wenn es in Noth oder Verfall kommt, und er muß dafür büßen. Wenn er seine Willkür an die Stelle der ererbten Gesetze treten läßt, hat das Volk das Recht ihm gegenüber das Herkommen zu erhalten und einem neuen und wahren Fürsten an seiner Stelle zu huldigen. Die Revolutionen wollen in China nichts Neues bringen, sondern das Alte herstellen. Daher hat der Kaiser die Stimme des Volks zu hören, und er setzt selbst Wächter der Gesetze ein, die das öffentliche Gewissen vertreten und ihn selbst zu mahnen haben an das was recht ist.

Ein oberflächlicher Betrachter könnte meinen daß China, wo die Gelehrten regieren, das Ideal Platon's vom Staat als Kunstwerk und Bild der Gerechtigkeit verwirkliche, in welchem die Philosophen herrschen oder die Herrscher philosophiren. Aber die platonische Weisheit ist nicht die Aufnahme und Auslegung des Ueberlieferten, sondern die freie Forschung, die gegenüber den hergebrachten Ansichten und Vorurtheilen sich vielmehr zum sokratischen Nichtswissen bekennt, um die Wahrheit als die That des eigenen freien Denkens und seiner begründeten Entwickelung stets zu finden und neu zu erzeugen. Platon erhebt sich über die gegebene Welt zur Idee, zum Urbild der Dinge im göttlichen Geist; es soll aus der Trübung und Verhüllung der Welt befreit, nach ihm soll die Wirklichkeit gestaltet werden. Immanuel Kant erklärte es sei nicht zu wünschen, daß Könige philosophirten oder Philosophen Könige würden, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunft unvermeidlich verderbe. Daß aber Könige oder königliche Völker die Philosophen nicht verschwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, das sei beiden zur Beleuchtung ihres Geschäfts unentbehrlich. Darin besteht eben der große Unterschied vom Reich des Geistes und von China, daß dort die fortschreitende Einsicht das Licht des Lebens wird, daß die erkannte und klar entwickelte Idee das Vorbild und Ziel der Wirklichkeit ist, die freie Forschung nach der Wahrheit aber sich nicht an die Ueberlieferung bindet, sondern dem Zweifel an derselben Raum gibt; der denkende Mensch will sich selbst eine Ueberzeugung über die höchsten Angelegenheiten, über Grund und Zweck des Lebens bilden, will in seiner Weise Neues finden und die Errungenschaft

der Vorzeit fortgestalten. Das wird ihm in China nicht erlaubt; andere Gedanken als die von den Ahnen ererbten und vom Staat vorgeschriebenen Lehren sind eine gesetzwidrige Auflehnung gegen die väterliche Gewalt; vom Kaiser, von Staats wegen wird vorgeschrieben was gelehrt und gelernt werden soll, die Wissenschaft ist niemals selbständig und frei geworden, sondern bleibt von der Frage nach dem Nutzen und den Bedürfnissen des äußern Lebens gebunden und unter der Macht des Staatsganzen gehalten. Wir wollen daß die Praxis sich aneigne was die Theorie erobert und findet; in China bestimmt die Praxis was die Theorie für wahr halten und lehren soll. Der Kaiser und seine Beamten lassen diejenigen Bücher schreiben, die sie für nöthig halten. Man will keine neue Erfindung; Wissenschaften und Geschäfte sind in Regeln gebracht, die man auswendig lernt; die Weisheit besteht darin daß das Gedächtniß das Altüberlieferte bewahrt und das Handeln sich danach richtet, nicht darin daß der selbständige Gedanke zur Gesinnung wird und zu neuen Thaten und neuen Lebensformen führt. Darum sind die Chinesen allerdings ein civilisirtes Volk gegenüber den Wilden, aber ein zahmes gegenüber den wahrhaft Gebildeten und Freien.

Die Familie, zu deren Betrachtung wir zurückkehren, hat ihren Halt im Hause, im festen Wohnsitz, im Ackerbau; die Chinesen sind dem entsprechend ein ackerbautreibendes Volk, der Kaiser selbst legt die Hand an den Pflug, und durch langjährige Einzelerfahrungen sind sie auch ohne chemische Wissenschaft durch die Praxis dahin gekommen daß sie keinen Raubbau üben, sondern dem Boden in den Excrementen die mineralischen oder Aschenbestandtheile der von ihm geernteten Nahrung wiedergeben: der Mensch düngt die Erde die ihn nährt und erhält sie fruchtbar, aber sorgsam werden auch alle Abfälle gesammelt bis auf die Haarstümmelchen in den Barbierstuben. Das arbeitende Volk in kindlich familienhafter Gesinnung ist dabei friedsam, es liebt für sich die Ruhe und hat sich durch eine große Mauer gegen die barbarischen Störenfriede gesichert und abgegrenzt.

Die Kinder wie die Menschheit beginnen durch leicht aussprechbare einsilbige Laute eine Empfindung auszudrücken, einen Gegenstand und die Beziehung des Menschen zu ihm zu bezeichnen; die gemeinsame Erfahrung der Familie gestattet auch uns noch eine eigenthümliche Kürze der Rede: es genügt ein Wort in bestimmtem Ton ausgesprochen, von einer Geberde

begleitet, um eine ganze Gedankenreihe anzuſchlagen. Die Chineſen haben auch hier die Kinderſtufe feſtgehalten, ihre Sprache beſteht nicht ſowol aus Wörtern als aus Wurzeln, aus dieſen ſetzen ſie die Rede zuſammen ohne daß ſie in den Proceß der Wortbildung und Wortformung eingegangen wären. Die Chineſen unterſcheiden weder das Nennwort noch das Zeitwort, ein und dieſelbe Wurzelform gilt je nach ihrer Stellung für den Begriff von beiden, gerade wie ſie auch die einzelnen Sphären des geiſtigen Lebens oder die einzelnen Perſönlichkeiten nicht für ſich ſelbſtändig werden laſſen. Das Wort ſelbſt hat keine Entwickelung, es wird nicht flectirt, kein Umlaut, keine beſondere Endung läßt an ihm ſeine Beziehung im Satz erkennen, ſie declinîren und conjugiren nicht. Sie haben etwa 400 einſilbige Grundlaute, mit denen ſie den ganzen Bedarf der Sprache beſtreiten; je nachdem dieſelben gedehnt oder geſchärft, mit ſteigendem oder ſinkendem Ton ausgeſprochen werden, ergibt ſich eine vierfache Anzahl; auch ſo hat derſelbe Laut noch mannichfache Bedeutungen, wie es auch bei uns vom Zuſammenhang abhängt ob Reif das runde Band um ein Faß, den gefrorenen Thau oder den Zuſtand der Zeitigung ausdrückt, aber mit den einfachſten Mitteln und ohne die höhere Stufe der unterſcheidenden Wortbildung und der Flexion, die Stufe der eigentlich organiſchen Sprache zu erſteigen, haben die Chineſen doch Erſtaunliches geleiſtet. Es iſt die feſte Stellung und Ordnung der Worte welche die Beziehung der Vorſtellungen ausprägt. Das Subject ſteht vor dem Prädicat, das Attribut vor dem zu Beſtimmenden, die Vorſtellung eines thätigen Weſens geht dem Gegenſtand voran auf welchen die Thätigkeit ſich richtet. Mann groß, die Vorſtellung des Mannes und der Größe ſo hingeſtellt, ſagt daß der Mann groß ſei; Mann groß Staat, dieſer Satz gibt dem Begriff der Größe die Beziehung auf ein Object, ſagt daß der Mann den Staat groß mache. So läßt die Wortſtellung logiſche Formen denken welche die Sprache für ſich nicht ausdrückt; der Chineſe denkt mehr als er ſagt; die gehörten Worte nöthigen wieder zum Nachdenken und Stanislaus Julien nennt darum das Chineſiſche nicht eine Sprache der Grammatik und des Gedächtniſſes, ſondern der Logik und des Raiſonnements. Das Wort wirkt nicht auf die Einbildungskraft, der Satz iſt ein Werk des Verſtandes. Das Wort dsun bezeichnet Treue, treu, treu handeln je nach ſeiner Stellung im Satz; es iſt nur die Conſtruction welche die Beziehung der Vor-

ſtellungen und Dinge hervorhebt; es iſt auch hier die Macht des Ganzen die das Einzelne nicht frei werden läßt, ſondern ſeine Bedeutung und ſein Weſen beſtimmt. Die Aneinanderfügung der Worte aber macht aus der Rede weniger einen lebendigen Organismus, als eine Kryſtalliſation des Gedankens, in welchem die Wortatome auf beſtimmte Weiſe ſich aneinander lagern, aber ohne Wechſelwirkung bleiben. Die Sentenz iſt ein architektoniſches Nebeneinander von Werkſtücken des Gedankens; muſikaliſche Betonung, faſt mehr empfindungsvoller Geſang als ſcharf artikulirte Rede, ſucht ſie verſtändlich zu machen. Das Ganze trägt ein ſtarres unbewegliches Gepräge. Um das Allgemeine auszudrücken nennt der Chineſe eine Gruppe von beſondern Dingen: Treue, Liebe, Mäßigung, Gerechtigkeit ſagt er in dieſer Folge hintereinander, wenn er den Begriff der Tugend im Sinne hat; morgens drei, abends vier ſagt er um die Unbeſtändigkeit zu bezeichnen. Sin iſt das Herz in der Bedeutung von Gefühl, Geſinnung; das materielle Herz heißt sin-tha Herz rund. Für Schwert hatte er einen Laut, das Meſſer heißt danach Schwertkind. Auf ſolche Weiſe läßt ſich ein neuer Begriff an mannichfaltige alte Vorſtellungen anknüpfen, und die Chineſen haben auf dieſe Art für Forſchen, Unterſuchen zwar kein einzelnes Wort, aber 27 Umſchreibungen durch die Zuſammenſtellung mehrerer Wörter.

Dies tritt dann ganz beſonders in der Schrift hervor und in der That müſſen die Chineſen ſchreiben wenn ſie ſich ſchwerere und wiſſenſchaftliche Dinge mittheilen wollen. Die chineſiſche Schrift iſt weit mehr Ideen- als Lautbezeichnung. Sie ging davon aus zunächſt die Gegenſtände abzuzeichnen, und zwar ſtellt ſich bei dieſem conſervativen, auf treue Bewahrung der Gedanken gerichteten, damit früh zur Schrift geführten Geſchlecht das Bedürfniß derſelben in der Urzeit ein, und ſie behielten die erſten Zeichen bei, die uns noch jetzt die Züge und Spuren ihrer älteſten Gedanken erkennen laſſen. Steinwaffen finden ſich, aber noch kein Pflug; keine Bezeichnung für Tempel und Städte, keine für ſittliche Ideen, wenige für Pflanzen und Thiere. Neue Bedürfniſſe fordern neue Zeichen, aber man kann ſie doch nicht ins Endloſe vermehren, und wenn man die wenigen Laute bezeichnet, wie will man ihre nach der Betonungsweiſe und dem Zuſammenhang verſchiedene Bedeutung ausdrücken? Auch hier bleiben die Chineſen am liebſten beim Urſprünglichen, und ſuchen das Neue durch

Combination des Alten darzustellen. Sie haben einige Lautbilder, aber zur nähern Bezeichnung fügen sie das Zeichen derjenigen Sache hinzu welche diesmal der Laut meint. Die Sonne ist eine Scheibe und der Mond eine Sichel, Scheibe und Sichel zusammen drücken Glanz aus; Wasser und Auge bedeutet Thräne, ein Mund und vor ihm eine Hand voll Reis Glückseligkeit. Sie behalten das Zeichen des Hundes auch für verwandte Thiere wie Fuchs und Wolf, fügen aber ein neues Zeichen nach der Beschaffenheit oder der Beziehung zum Menschen hinzu. Zwei Menschen die einander ansehen geben den Begriff des Grüßens, zwei die sich den Rücken weisen den des Trennens, zwei hintereinander den des Folgens, zwei Perlen nebeneinander den des Freundes, zwei Weiber den des Streites, drei Weiber den der Unordnung; das Weibliche ist ihnen ja das Unvollkommene. In vielen Beziehungen bekundet sich der Scharfsinn der Chinesen. Die Bilderschrift der Aegypter spricht zum Auge und erregt die Phantasie, der sie entspringt, in der Schärfe und Klarheit der Formen; die Chinesen aber verlassen die Naturgestalt der Dinge und geben in wenigen Strichen ein abgekürztes Zeichen; statt des Sinnbildes, das unser Gemüth beschäftigt, stellen sie verschiedene Zeichen zusammen um dadurch dem Verstand einen Begriff zu bestimmen. Das Lesen der Schrift ist das Verstehen der Sprache. Man schätzt ihre Schriftzeichen auf 80000; das sind keine Buchstaben, sondern Vorstellungsbezeichnungen; die für gewöhnlich gebräuchlichen belaufen sich aber nur auf 4000, und zu diesen gibt es wieder ein paar hundert Schlüssel oder ursprüngliche Zeichen, deren Verbindung eben den Begriff umschreibt und darum sowol durch den Verstand reproducirt als im Gedächtniß behalten wird. Auch hier also ist der erste Anfang der Schrift bewahrt, und ohne sein Princip, die Bezeichnung des Gegenstandes, zu verlassen und zur Bezeichnung der einzelnen Sprachlaute überzugehen, ist diese Ideenschrift im Zusammenhang mit der Natur der Sprache äußerst fein ausgearbeitet. Die Sprache selbst zerfällt in viele Mundarten, aber über denselben schwebt die Schriftsprache, die an die Schrift gebundene Sprache der Gebildeten.

Auch in der Religion finden wir die Uranschauung der Menschheit wieder: das Göttliche als das Unendliche erscheint im Himmel, dem lichten, allumfassenden, der Himmel ist der Träger der Weltordnung, das bestimmende Princip, die Macht des Maßes; Geist und Materie sind noch ungeschieden, im Sinnlichen

und Sichtbaren wird das Göttliche erfaßt, und wie auch wir sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen, so ist der Himmel, Tien, den Chinesen, der einige Gott; der Himmel, den wir mit Augen sehen, aber zugleich geistig gefaßt, nicht in Menschengestalt personificirt, aber als die alldurchdringende, allbeseelende Urkraft, als die Vernünftigkeit und das wirkende Gesetz alles Daseins. Der sichtbare Himmel ist die Erscheinung des göttlichen Wesens, er umfaßt und sieht alle Dinge, ist die allgegenwärtige allwissende Macht, die in der Ordnung der Natur wie im Schicksal der Menschen waltet. Tien heißt auch Schang-ti, der höchste Herr, der erhabene Herrscher. Er ist wahrhaftig und unwandelbar, liebevoll und mild, weise und gerecht; er bestraft das Böse und belohnt das Gute. In den Erscheinungen der Natur gibt er seinen Willen kund, aber nicht durch Wunder, nicht außer der Ordnung, sondern durch die Ordnung des Lebens selbst und durch die Vernunft, die gemeinsame Wahrheit wie sie im Gewissen aller und in der Stimme des Volks sich ausspricht. Denn die Gebote des Himmels sind die Bestimmungen der Vernunft, und diese durchdringt die Natur und den Geist des Menschen. Himmlisches und Irdisches hängen zusammen, der Stand der Gestirne ist von Einfluß und Bedeutung für das Menschenleben, aber er folgt dem Gesetz und ist berechenbar; der Kalender gibt alljährlich danach die guten und bösen Tage an.

Wie im Familienleben das Weib zum Mann, so tritt im religiösen Bewußtsein der Chinesen die Erde zum Himmel als zweites, aber untergeordnetes Princip, als das Endliche und Bestimmbare zum Vollkommenen und Bestimmenden, als die Mutter der besondern Wesen, die aus der Wechselbeziehung des Himmels und der Erde hervorgehen. Unter ihnen ist der Mensch die Blüte der Natur, die Mitte des Lebens; Himmel und Erde erscheinen wieder im männlichen und weiblichen Geschlecht, und einigen sich schöpferisch in der Liebe. Das Gesetz des Himmels ist dem Menschen eingeboren, die Vernunft in ihm ist dieselbe wie die in der Welt, aber er kann mit seinem Willen heraustreten aus der Harmonie, und stört dann die allgemeine Ordnung um so mehr als er ja in die Mitte des Alls gestellt ist. Dem kindlichen Sinn der Chinesen ist der Mensch wie das unschuldige Kind von Natur gut, das Sittliche als das Seinsollende steht ihm nicht als Ideal gegenüber, das er in der Ueberwindung seiner selbst, in der Wiedergeburt des Herzens erreichen müßte,

das Gute ist leicht. Wenn er aber dennoch das Böse thut, so ist das unnatürlich und stört die Ordnung der Natur; die Folge davon zeigt sich in Krankheit, Noth und erschreckenden Naturerscheinungen, durch welche eben die allgemeine Ordnung wieder gegen die Störung zurückwirkt und dieselbe aufhebt. Nicht der Himmel heißt es stürzt den Menschen ins Verderben, sondern der Mensch sich selbst, indem er sich von der himmlischen Ordnung löst; in Glück und Unglück widerfährt ihm was er sich selbst bereitet hat.

Daß die Sünde nicht blos das Individuum angeht, sondern eine Verletzung des Allgemeinen und Ganzen ist, eine Störung der Weltharmonie, hat der Chinese in der Untrennbarkeit des Einzelnen und des Ganzen richtig erfaßt; auch das liegt in seiner naiven Anschauung daß der innerste Grund alles Lebens das Sittliche, das Geistige ist, daß das Naturgesetz mit der sittlichen Weltordnung in Einklang steht, diese aber das Erste und Bestimmende wie der Zweck des Ganzen ist. Das Göttliche als die sittliche Weltordnung und das Gesetz der Natur zu erkennen, diese durch die neuere europäische Philosophie klar ausgesprochene Wahrheit, die jetzt allmählich zum Allgemeingut der Gebildeten wird, ist als anfängliche religiöse Idee von den Chinesen bewahrt worden. Sie sind dabei stehen geblieben, sie haben keine Mythologie, keine das Unendliche verendlichenden Phantasiegebilde; die Vielgötterei haben sie vermieden, indem sich ihnen aus dem untheilbaren Einen nirgends besondere Mächte oder Richtungen der Natur und des geistigen Lebens so selbständig darstellten, daß in ihnen eigenthümliche Principien erschienen wären, die dann die Phantasie personificirt und vermenschlicht hätte; aber freilich indem ihnen die Verirrungen erspart blieben, versagte sich ihnen auch der Reichthum des Geistes, die Fülle des Lebens, der Zauber der Schönheit, wie das alles in den Mythen der Arier erschlossen ist. Sie sind niemals in das Jünglingsalter eingetreten, in welchem die Phantasie eine Idealwelt in der eigenen Brust des Menschen aufbaut, sondern sind gleich dem Kinde unter der Herrschaft der Außenwelt und der Autorität geblieben, und haben sich von Haus aus einem nüchternen Realismus hingegeben, statt die überfliegende Subjectivität mit der Objectivität zu versöhnen. Sie sind davon bewahrt geblieben Symbole an die Stelle der Ideen setzend über dem Bilde den Sinn im Sinnbild zu vergessen, das Uebernatürliche im Widernatürlichen und Wunderbaren

zu ſehen, und um ſpitzfindiger Glaubensformeln willen Scheiterhaufen anzuzünden, Blut zu vergießen, Aberglauben der Wiſſenſchaft vorzuziehen; aber ſie ſind dafür auch bei dem Einfachen ſtehen geblieben, ſie haben die Tiefe und Fülle des ewigen Weſens nicht zu ergründen geſucht, nicht mit dem griechiſchen Weiſen gedacht daß alles Menſchliche göttlich und alles Göttliche menſchlich ſei, nicht mit chriſtlicher Innigkeit den Schmerz der Sünde und Gottes Zorn und die Freude der Erlöſung und der Liebe erlebt. Den Chineſen iſt die Welt bereits das Reich Gottes, ſie werden als ſeine Bürger geboren, ſie wiſſen nicht daß es der Wiedergeburt, der Ueberwindung des ſelbſtſüchtigen Willens bedarf um in daſſelbe einzugehen. Ihre Gottesverehrung geſchieht unter freiem Himmel, auf Bergen; ſie bauen Gott keine Tempel, ſie ſind nicht in Bilderdienſt verfallen, ſie haben keine Menſchenopfer gebracht noch geglaubt durch Selbſtpeinigung den Himmel zu verdienen. Aber es fehlt ihnen die Tiefe und Glut der Empfindung, aus welcher bei andern Völkern auch dieſe Verirrungen hervorgehen. Sie haben kein Gott und Welt vermittelndes Prieſterthum, aber ſie ſind Laien geblieben, während der Apoſtel uns beruft ein prieſterlich Volk zu ſein. Sie haben keinen Feiertag dem Herrn geweiht, und ſich nicht über die werktägliche Proſa erhoben. Der Staat iſt für ſie zugleich die Kirche, der Kaiſer der Sohn des Himmels und Vater des Volks, der für daſſelbe das Opfer vollzieht; dieſes iſt blos ein Zeichen des Danks und der Anerkennung für die von Gott empfangenen Gaben.

Als der Sohn und ſichtbare Stellvertreter bildet der Kaiſer recht eigentlich den Mittelpunkt der Welt. „Der rechte Herrſcher iſt dem Polarſtern gleich, er ſteht feſt und alle Geſtirne umkreiſen ihn", ſo lautet ein Spruch des Confucius. Wie der Himmel der Erde, ſo ſteht der Kaiſer dem Volk gegenüber als der Maßgebende, Lenkende. Seine Gebote ſind Befehle des Himmels, der Himmel ſetzt ihn ein, ſei es durch die Geburt oder die Wahl des Volks, denn des Volks Stimme iſt Gottes Stimme. Aber der Kaiſer muß auch den Willen des Himmels thun, Vater und Vorbild des Volks ſein; denn der Himmel hat ihn erhoben auf daß er das Volk unterrichte und zur Tugend leite, und der Himmel zieht ſeine Hand von ihm ab, wenn er das nicht thut. Denn der Himmel liebt die Tugend und die Königsmacht iſt zum Wohl des Volks geordnet. Was der

Himmel ſieht und hört, das ſieht und hört das Volk; es iſt eine Verbindung zwiſchen der Höhe und Tiefe; darum ſoll der Fürſt auf die Stimme des Volks merken. Das iſt uralte Reichsmaxime daß das Volk des Kaiſers bedarf damit es in Frieden lebe, daß aber auch der Kaiſer ohne das Volk nichts iſt. Nicht das Waſſer, ſondern das Volk dient ihm zum Spiegel. Tritt Noth im Volk ein, kommen Erdbeben, Dürren, Ueberſchwemmung, Miswachs, ſo iſt der Kaiſer dafür verantwortlich, ſo hat er die Schuld auf ſich zu nehmen, im Büßerhemd ſie reuevoll zu bekennen; denn weil er das Centrum der Welt iſt, ſo wird in ſeinem Denken und Wollen die Natur mitbewegt.

Die Hoffnung der Unſterblichkeit iſt gleichfalls wie die Idee Gottes in der Ueberzeugung der urſprünglichen Menſchheit begründet; die Chineſen knüpfen den Geiſterglauben an den Himmel. Die Seelen der Verſtorbenen gehen in ihn ein, leben in ihm, wirken von ihm aus fort auf die Erde, ſind Genien der Natur und Schutzgeiſter ihrer Nachkommen. Der Cultus eines verehrenden Andenkens der Ahnen liegt ſchon im Familienſinn. Den Nachkommen wird die eigene Unſterblichkeit als der Lohn für die Verehrung der Vorältern dargeſtellt. Von Unſeligen und Verdammten iſt keine Rede, die Fortlebenden ſind Glieder und Werkzeuge der himmliſchen Weltordnung, Züchtiger des Frevels, Hüter des Rechts. Eine Halle der Ahnen mit den Tafeln ihrer Namen iſt ein Heiligthum des Hauſes. Mit wie gemüthlicher Wärme der Chineſe gerade dieſen Geiſterglauben erfaßt, ſo entwirft doch ſeine Phantaſie keine Bilder des jenſeitigen Lebens, und die Wiſſenſchaft ſchweigt davon. Confucius antwortete auf die Frage wegen des Zuſtandes nach dem Tode: „Ich kenne das Leben noch nicht, wie ſollte ich vom Tode wiſſen?“

Die Chineſen ſind ein denkendes Volk, ſie erheben ſich über das Beſondere und Vorübergehende und fragen nach dem Allgemeinen und Dauernden, nach dem Grund und Zweck der Dinge, wenn ſie dieſen letztern auch in der Nützlichkeit ſuchen und in einer verſtändigen Nüchternheit befangen bleiben. Die Gründer ihrer Cultur ſind nicht gottbegeiſterte Seher, nicht ekſtatiſche Propheten, ſondern weiſe und bedächtige Männer, die das fürs Leben Zuträgliche anordnen und gedankenmäßig beſtimmen. An Spruchſammlungen der Lebensklugheit und Sittenlehre iſt kein Volk ſo reich wie China. Die Weiſe des Sprichworts das Allgemeine durch ein Beſonderes auszudrücken, trat dabei vor,

wenn es z. B. heißt: Grabe den Brunnen ehe du dürstest; oder man gibt ein Gleichniß: Der Edelstein wird nicht ohne Reibung polirt noch der Mensch ohne Prüfung vervollkommnet; oder man gibt das Allgemeine als solches: Besser ein Haus in Frieden als ein Mensch in Gesetzlosigkeit; der große Mann bleibt einfach wie ein Kind.

Was die religiöse Sprache Himmel und Erde nennt, das heißt der philosophischen das Vollkommene und Unvollkommene, das Unendliche und das Endliche. Das sind die beiden Principien, die zugleich als das Active und Passive, als das Männliche und Weibliche angesehen werden; Fohi, der Gründer der chinesischen Cultur, soll sie bereits angenommen und Yang und Yn genannt haben; er bezeichnet sie mit dem ganzen und mit dem gebrochenen Strich: —— und — —. Die Vereinigung dieser gegensätzlichen Principien bildet die Welt, und die hauptsächlichen Wesen und Erscheinungsformen derselben werden durch Combinationen dieser Linien bezeichnet; Himmel und Erde sind die Pole, zwischen denen das andere liegt, das aus ihnen so gebildet wird daß bald das eine bald das andere vorwiegt:

Himmel Wolken Feuer Gewitter Wind Wasser Berge Erde.

Spätere Denker finden in der Urkraft zugleich die Urmaterie, die Bewegung und Ruhe, und der Gegensatz ist dann das Auseinandergehen der Einheit, die in der Durchdringung der Gegensätze sich als Harmonie herstellt. Das Princip ist das Eine oder Eins, und der Hervorgang der vielen Zahlen aus der Einheit ein Bild des Ursprungs der Dinge aus dem ewigen Wesen. Die enge Verbindung dieser Lehre mit der religiösen Vorstellung und die Unterordnung des persönlichen Geistes und seiner Freiheit unter die Autorität macht es möglich daß in China die Schulphilosophie, die nicht selber die Wahrheit finden, sondern die Ueberlieferung nur auslegen will, auch als Reichsphilosophie gelehrt und verbreitet wird.

Keine Geisteskraft soll sich bei den Chinesen über die rechte Mitte und das Gleichgewicht des Ganzen erheben; das Gewohnheitsmäßige und Gewöhnliche beherrscht mit verständiger Trockenheit ihr Leben, der Ausbruch der Begeisterung, der Drang nach Neuem, die eigenthümliche Frische des Gestaltens, die hinreißende

Macht und der freie Flug der Phantaſie bleibt ihrem Weſen fremd. Die Rückſicht auf die Ueberlieferung und das Gegebene hemmt die ſelbſtſchöpferige Einbildungskraft, das Gemüth erhebt ſich nicht über die erfahrungsmäßige Wirklichkeit zu einem Ideal, das erſt verwirklicht werden ſoll oder das vollkommene Urbild der unvollkommenen Welt iſt, ſondern der realiſtiſche Sinn ſieht es im Gleichmaß der Dinge ſelbſt und im Leben der Ahnen, er will keinen Zukunftstraum wahr machen, ſondern blickt zurück in die Vergangenheit und läßt das von ihr Vollbrachte ſich zum Muſter dienen. Alles Schöne iſt frei, iſt Erfüllung des Geſetzes auf originale und zwangloſe Weiſe; das chineſiſche Weſen aber iſt gebunden, und da die freie Kunſt eine Tochter des freien Lebens iſt, ſo bleibt ſein Kunſttrieb dem Nützlichen dienſtbar. Das Künſtliche erſetzt die Kunſt. Aber eine ſinnige Auffaſſung der Wirklichkeit und das treue Erhalten der erſten Formen geſellt ſich dem lebhaften Familiengefühl, der Verehrung für die Vorzeit. Ein Kind der Natur wird der Menſch mit ſeiner Empfindung in dieſe abgezirkelte und geregelte Welt hinein geboren; aber ſtatt ſie neu mit eigenem Willen zu geſtalten, ſtatt das Herz den Kampf mit ihr aufnehmen zu laſſen, verhält er ſich paſſiv, und kommt in eine ſentimentale Stimmung, die ſtatt der naiven Friſche und Unmittelbarkeit ſchon in den altchineſiſchen Liedern den Grundton abgibt.

Auch die äußere Erſcheinung der Chineſen meidet das eigenthümlich Charakteriſtiſche und frei Bewegliche; müſſen doch ſogar die Frauen das Organ der freien Bewegung, den Fuß, zum häßlichen und ſtarren Klumpen zuſammenpreſſen! Die Tracht iſt Uniform, der Menſch wird eingekleidet, das Gewand bezeichnet Rang und Gewerbe; er ſoll ſich nicht kleiden wie es ihm gefällt; nicht einmal das Haar ſoll naturgemäß wachſen und frei ums Haupt wogen, es wird abraſirt und nur auf dem Schopf bleibt ſo viel ſtehen daß ſich ein ſteifes Zöpflein daraus flechten läßt. Der ſchnelle Wechſel der Witterung treibt dazu jacken- und rockförmige Kleider wie Futterale übereinander anzuziehen.

Ein eigenthümlicher Bauſtil hat ſich im alten China nicht entwickelt; der Himmel ward nicht in Tempeln verehrt, man ſchaute im Freien zu ihm empor; der Tempelbau aber iſt es der die Architektur zur Kunſt macht, indem ſie hier nicht handwerklich den Bedürfniſſen des gewöhnlichen Lebens dient, ſondern in einem idealen Werk die Stimmung des Volksgemüths und ſeine An

ſchauung vom Göttlichen ſymboliſch ausprägt. Die älteſten monumentalen Werke der Chineſen ſind die großen und zahlreichen Kanalbauten, welche zu Verkehrſtraßen dienen und dem Ackerbau die erforderliche Bewäſſerung möglich machen; ſie verlangen die geradlinige Regelmäßigkeit, die dem verſtändig trockenen Sinn des Volks entſpricht. Sodann die große Mauer, mit welcher Schio-hang-ti um 200 n. Chr. die Nordgrenze des Reichs zum Schutz gegen Barbareneinfälle umzog. Sie iſt eigentlich ein Erdwall, den auf beiden Seiten Ziegelſteinmauern umſchließen, die gegen 25 Fuß hoch ſind und mit einer Bruſtwehr über den Mittelkörper emporragen; ſie ruhen auf einer vorſpringenden Baſis von Hauſteinen. Das Ganze iſt ziemlich ſo dick als hoch, und wird von Zinnen bekrönt; Thürme von etwas größerer Tiefe und Höhe, etwa 100 Ruthen voneinander entfernt, erhöhen die Stärke der Vertheidigung und unterbrechen die Einförmigkeit der Erſcheinung. Die Mauer überſteigt die Berge und überſchreitet die Flüße auf ihrem Weg von 400 Meilen.

Fenſterloſe Backſteinmauern bilden auch häufig die Straßen; die Eingänge in die ſich an ſie anlehnenden und in die Tiefe erſtreckenden Häuſer ſind in ſie hineingebrochen. Die Häuſer, auch die Paläſte ſind meiſt einſtöckig, die Zimmer liegen um Höfe die mit Galerien verſehen ſind, in der Mitte aber blumenumſtellte Waſſerbaſſins haben. Das Innere iſt mit Schnitz- und Zierwerk überladen, namentlich liebt man es die ſeltſamen Formen der Pflanzenwurzeln zu allerhand monſtröſen Gebilden auszuſchneiden und dann danach auch dem Geräth ſolche verſchnörkelte Formen zu geben: ſtatt des einfach Schönen und Kunſtreichen iſt auch hier der Spieltrieb allmählich auf das Gekünſtelte und Barocke gerathen. Aber der kindliche Sinn für die Natur iſt nicht erſtorben, die Freude an Blumen, an reizenden Gartenanlagen macht ſie zu einem Schmuck des Lebens, und namentlich weiß man in den Parks Baumgruppen nach Form und Farbe zu ordnen, verſchlungene Wege mit regelmäßigen Beeten wechſeln zu laſſen, wie in den engliſchen Gärten, und das Schönſte wozu es die chineſiſche Architektur gebracht, was daher auch in Europa Nachahmung gefunden, ſind die lichten luftigen Gartenpavillons, deren Dach auf leichten hölzernen Säulen ruht, deren Wände nur durch Lattenwerk und grünende Ranken gebildet werden, deren Dach aber heute noch gleich dem der Thürme die Erinnerung an das Zelt veranſchaulicht, indem die Linie gleich der eines von

der Höhe nach außen abwärts gespannten Seiles gegen die Mitte hin nach innen einbiegt, dagegen aber am Ende sich wieder emporschwingt; dies Geschweifte wird von der Nomadenzeit her beibehalten und ohne Zweck auf die Holzconstruction übertragen; diese wird dadurch von Haus aus decorativ und ladet somit zu buntem Aufputz, zu den Verschnörkelungen des Zierathes ein.

Als im ersten Jahrhundert n. Chr. der Buddhismus nach China kam und sich ausbreitete, hatte er für religiöse Bauten auch die in Indien gefundenen Formen im Gefolge; doch wurden sie umgestaltet. Hauptsächlich war es der stufenförmig aufsteigende Pagodenthurm oder die pyramidale Spitze, welche die halbkugeligen Dagops bekrönt, was den Chinesen zusagte und das Motiv für jene Thas gab, die leichten vielgeschossigen Thürme mit den bei steigender Höhe immer kleiner werdenden Dächern der einzelnen Stockwerke, deren buntgeschweifte Vorsprünge mit Glöcklein behangen werden; die Ziegel sind mit goldglänzendem Firniß lackirt, die Wände bunt angestrichen oder mit Porzellanplatten bekleidet. Der im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaute Porzellanthurm von Nanking, über 200 Fuß hoch, ist das bekannteste Werk dieser Art.

Noch haben wir der Ehrenpforten zu gedenken, jener Pä-lu, die zur Erinnerung an rühmliche Thaten und Männer mitten in die Straßen gebaut und mit lobpreisenden Inschriften versehen werden; es sind Holzgerüste, zwei Pfeiler mit einem Querbalken und verschnörkelter Bedachung, oder ein breiteres derartiges Thor in der Mitte und zu jeder Seite ein schmälerer und niedrigerer Durchgang, wodurch dann eine wohlgefällige Symmetrie erzielt wird; aber von architektonischer Durchbildung keine Spur; einfache Balken und mit Zierwerk überladene Dachvorsprünge sind das Ganze. Statt der Erhabenheit und seiner Schönheit theilhaft zu werden bleibt der nüchterne Sinn der Chinesen der Rücksicht auf das Nützliche verhaftet; aber statt Wesen und Zweck der Sache in anmuthiger Form und im Anschluß an die Natur des Materials zu veranschaulichen, wissen sie das Aeußere nur zu verputzen.

Die Bildhauerei der Chinesen erhebt sich nicht über das Handwerkliche; ihre Schnitzereien, ihre Reliefs aus Metall und Thon zeigen keine selbständig künstlerische Auffassung und tragen das Gepräge des Zierathes und Spiels, wie die ihnen nachgeahmten Nips unserer eleganten Welt. Ihre Malerei ist durch

Sauberkeit der Ausführung und Glanz der Farbe ausgezeichnet, keineswegs aber durch Geist in der Composition und Empfindung in den Linien. Statt monumentaler Wandmalerei finden wir ihre Bilder als Verzierung von Porzellanvasen, Tassen und Präsentirtellern, oder auf Reispapier ausgeführt. Anziehend in den Bildern des Familienlebens bleiben sie um ihrer Rücksicht auf das Ceremonielle und Herkömmliche willen auch innerhalb conventioneller Formen, und wo die Darstellung bewegter wird, streift der Ausdruck sogleich an das Grimassenhafte oder Scurrile. Die Perspective ist nicht verstanden; sie machen aber aus der Noth eine Tugend: weil sie wenig modelliren, sagen sie der Schatten sei zufällig und trübe den Glanz der Farben, und weil sie verkennen daß der Maler das Erscheinungsbild der Dinge in seinem Auge, von seinem Standpunkt aus gibt, erklären sie die perspectivische Verjüngung für einen Mangel unseres Sehens und meinen es sei richtiger die Gegenstände so wiederzugeben wie sie in der Wirklichkeit seien, also die fernern nicht kleiner denn die nahen. Aber vorzüglich ist ihre sorgsame und feine Nachahmung der Natur in der Behandlung der Gewandmuster oder Stickereien, in der Abbildung von Vögeln, Blumen, Schmetterlingen; das Buntfarbige ist ihnen wie den Kindern das Liebste.

Von eigenthümlicher Bedeutung ist die Musik. Die Chinesen legen großes Gewicht auf sie; Kaiser sind ihre Erfinder, ihre Verbesserer; mit ihren Melodien und Instrumenten sollen auch Staat und Sitte wechseln. Flöten und Pfeifen, Saiteninstrumente, Trommeln, Glocken werden schon im grauen Alterthum erwähnt. King, Klingstein heißt eine Reihe verschiedenartig tönender Steinplatten, die aufgehängt schweben und mit Klöpfeln geschlagen werden. Nach dem Zeugniß der alten Volkslieder ward die Musik hauptsächlich von den Blinden ausgeübt, die dadurch im Reich der Töne einen Ersatz für die ihnen mangelnde sichtbare Welt fanden. Wie die Chinesen alles aus dem harmonischen Zusammenwirken des Himmels und der Erde herleiten, wie Maß zu halten die Aufgabe des Menschen ist, so betrachten sie das Leben der Dinge und den Wechsel der Zeit als eine große Weltmusik; die Monate in ihrer Folge repräsentiren ihnen die zwölf Töne innerhalb einer Octave. Die geordnete Reihe und der wohllautende Zusammenklang der Töne gibt ihnen vor allem andern die künstlerische Veranschaulichung der Welt und ihrer

Gesetze. Die Musik, sagt der Li-ki, ist der Ausdruck der Verbindung von Himmel und Erde. Wie das rechte Maß die Angel und wie die Harmonie die allwaltende Ordnung der Welt heißt, so ist auch das menschliche Leben in seinem Thun und Lassen streng geregelt, alles gemessen und abgewogen, jedes Benehmen ist in seinen Formen vorgeschrieben, durch die Ceremonien ist es an das herkömmliche rechte Maß gebunden, und selbst von den Gastgelagen erzählt der Pater de Mailla: Es ist ein Diener da, der wie bei unserer Musik den Takt schlägt, damit alle Gäste zu gleicher Zeit aus der Schüssel nehmen, zu gleicher Zeit den Bissen in den Mund stecken, zu gleicher Zeit die kleinen Gabelstäbchen in die Höhe heben und wieder an ihren Ort legen. Die Musik steht nun im Bunde mit diesen Ceremonien und gilt gleich ihnen als eine Bedingung der Sittlichkeit. Die Sprache der Musik ist die allgemein verständliche, der Unterschied der Worte hebt sich auf in der Gleichheit der Töne, darum auch heißt es: die Musik bringt die Völker zur Eintracht. Der Li-ki sagt: ihr Hauptzweck ist die Leidenschaften der Menschen zu regeln; und wie sie ein Gegenstand des Nachdenkens der alten Weisen war, so achtete sie auch Confucius als ein Mittel zur Bildung der Sitten und zur Blüte des Staats. Denn sie zieht eben den Hörer in ihren eigenen gemessenen Gang, in ihre eigene Harmonie hinein. So heißt es von Fohi: vermöge des Saiteninstruments Kin brachte er zuerst sein eigenes Herz in Ordnung und seine Leidenschaften in Schranken, und danach wirkte er damit auf die Bildung der übrigen Menschen. Der Kaiser Schün führte mit der Einheit von Maß und Gewicht auch die gleiche Musik, die gleichen Tonwerkzeuge im ganzen Reich ein, und demgemäß heißt es im Li-ki: die Sitte regelt die Herzen des Volks und bewirkt daß sie das rechte Maß, die rechte Mitte halten; die Musik bringt Eintracht unter die Menschen, daß sie nicht streiten und sich nicht widersprechen. Ein chinesischer Staatsmann läßt Ordnung, Friede und Ruhe im Reich auf die Musik gegründet sein.

Die Aehnlichkeit dieser Ansichten mit der Lehre Pythagoras' hat Gladisch betont; beide scheinen mir aber so selbständig zu sein wie die Erfindung des Schießpulvers und Bücherdrucks in China und Europa. Es gibt Ideen genug die auf der Natur der Dinge und auf der Eigenthümlichkeit des Geistes beruhen und darum auf ähnliche Art bei den Völkern wiederkehren. Die Brah-

manen, Parmenides und mittelalterliche Mystiker haben unabhängig voneinander von der Wahrheit des einen reinen und ewigen Seins gegenüber dem Schein der Vielheit und des Wechsels in der Welt geredet. Mir ist gar manche sinnige Wendung in chinesischen Büchern aufgefallen, für die die Parallelstelle mit abendländischen Dichtern nahe liegt. Auch ein Chinese nennt das Leben einen Traum wie Calderon, oder sagt wie Shakspeare daß der schweigende Gram am ersten das Herz breche; daß Wände Ohren haben, daß jeder vor der eigenen Thür kehren solle, ist chinesisches und deutsches Sprichwort; daß Maß das Beste sei, hat so gut in Griechenland wie im Reich der Mitte ein Weiser von sich aus gefunden, und Shakspeare's Cäsar hat gewiß nicht von Confucius das schöne Bild entlehnt, das den unverrückbaren Willen des Herrschers mit dem Nordstern vergleicht, der seinen Stand behauptet, während die Welt sich um ihn bewegt. Oder sollten nicht ähnliche Situationen die Tagelieder der Troubadours und Minnesänger und jenes chinesische Gedicht hervorgerufen haben, darin es heißt:

Sie sprach: Es kräht der Hahn;
Er sprach: Er darf noch nicht.
Sie sprach: Der Tag bricht an.
Er sprach: O nein, mein Licht.

Sie läßt ihn nach dem Himmel schauen, da sieht er den Morgenstern in der Dämmerung flimmern, und es ist Zeit zu scheiden; doch soll sein Pfeil den Hahn treffen. In einem ähnlichen Gedicht mahnt die Königin den König daß der Hahn gekräht, aber er sagt es sei der Nachtluft Klang; — daß es tage, aber er erklärt es für Mondschein; bis das Summen der Morgenfliege ihn aus dem Arm der Liebe zur Herrscherpflicht ruft.

Die Chinesen verlangen mit Recht daß der Klang durchs Ohr ins Herz und in die Seele dringe; nicht um die Ohren zu kitzeln, sagen sie, sei die Musik eingeführt worden, sondern um die Leidenschaften zu beherrschen und die Kräfte des Gemüths in Einklang zu bringen. Aber diese moralische Tendenz der Musik und die Rücksicht auf ihre Verwerthung für die Erziehung hat es auch hier zu keiner selbständigen Ausbildung der Kunst um der Schönheit willen kommen lassen. Die Musik ist monoton und klingelnd geblieben; Schwerfälligkeit und barocke Schnörkelei sind das Kennzeichen ihrer Melodien; unharmonisches kindisches

Lärmmachen und eine berechnete Theorie der Töne laufen unvermittelt nebeneinander. Die Chineſen ſehen in den Zuſtänden der Muſik einen Gradmeſſer für die Volkszuſtände, und das iſt richtig; aber es iſt nicht wahr daß wer die Kenntniß der Töne habe damit auch fähig zum Regieren ſei.

Die Entwickelung des Volks können wir indeß nur in der Poeſie begleiten. Die Anfänge der chineſiſchen Lyrik reichen bis in das höchſte Alterthum; es ſind in den Reichsannalen überlieferte metriſche Sittenſprüche, durch den Gleichklang des Reims gebunden, z. B.

Dem Himmel gehorſam
Nimm wahr die Gelegenheit,
Nimm wahr die Zeit.

Solchen einfachen Ausſprüchen, die ſie Fu nennen, ſtehen andere entgegen, welche ſtatt der Sache ein Bild oder Gleichniß geben; ſie heißen Pe; eine dritte Art und die beliebteſte, Hing, beginnt mit einer äußern Erſcheinung als dem Symbol und reiht daran den Gedanken.

Dies wird in den Volksliedern der Chineſen gewöhnlich; es kommt aber bei allen Nationen vor. Wie der Menſch überhaupt durch äußere Eindrücke zur Empfindung und zum Denken erregt wird, ſo dienen ſie ihm zum Bild ſeiner Gefühle und Vorſtellungen. Das Gemüth, das ſeiner Freude oder ſeines Schmerzes noch nicht in der Art Herr iſt daß es das Innere deutlich ausſprechen kann, erblickt einen Gegenſtand verwandter Art, macht ſich an ihm der eigenen Stimmung klar und knüpft ſie nun an denſelben an um ſie andern mitzutheilen. (S. Aeſthetik II, 468 fg.) Die andern Völker gehen bald dazu fort daß der Dichter auch vom Geiſtigen anhebt und es dann in freier Art durch Gleichniſſe veranſchaulicht, daß er unmittelbar ſeine innern Regungen in Bilder einkleidet; die Chineſen haben aber auch hier die anfängliche Form zur Regel gemacht, Bild und Gedanke nebeneinander geſtellt. Dabei wird jeder Vers durch gleich viele der einſilbigen Wörter gebildet, mehrere Verſe durch den Gleichklang des Reims gebunden, und Bild und Gedanke ſpiegeln einander in einem Parallelismus, der uns an ähnliche Formen der Aegypter und Hebräer erinnert, nur daß dieſe Gleichniß und Sache nicht auf ſolche Weiſe auseinander halten. Die Beziehung iſt oft geſucht und räthſelhaft, meiſt aber ſinnig und verſtändlich, z. B.:

Eh' die Maulbeerblätter fallen
Sind sie lieblich bunt zu schaun;
Wenn sie streben zu gefallen
Sind dem Falle nah die Fraun.

Dasselbe Bild wird ohne Ordnung oder mit kleinen Variationen am Beginn jeder Strophe wiederholt, jede Strophe hat aber auch manchmal Gleichniß und Gedanke für sich.

Vor 5000 Jahren etwa breiteten von den quellenreichen Höhen des Nordwestens dem Lauf der Ströme folgend die Ahnen der Chinesen sich ostwärts im Tiefland aus. Die Abgeschlossenheit des Landes, das im Westen, Süden und Norden von Gebirgszügen umwallt, im Osten vom Meer begrenzt wird, stimmt zur Abgeschlossenheit des Nationalcharakters; die Natur verleiht was der Mensch zum Leben bedarf, Reis und Getreide, Thee, Baumwolle, Seide findet der Chinese bei sich zu Hause. Der Reichthum des Wassers in Strömen und Flüssen wird sowol wegen der Bewässerung der Felder als um Verkehrstraßen herzustellen so ausgedehnt daß die Reisen meist auf Booten geschehen und viele Chinesen auf dem Wasser geboren werden und sterben. Die Regelmäßigkeit der Linien in der Führung der Kanäle stimmt zum abgezirkelten Wesen; die Anlagen selbst setzen Zusammenhalt des Volks und Gehorsam unter eine einsichtsvolle Macht voraus; es scheint daß 2200 v. Chr. der Begründer der Hiadynastie, Yu, auch für die Staatsordnung dadurch Epoche macht daß er zur Sicherung gegen Ueberschwemmungen wie zur Hebung der Cultur den großen Kaiserkanal baut und dazu die Kräfte des Volks in Dienst nimmt. Bis in dies Alterthum reicht kein überliefertes Gedicht hinauf. Wol aber sind einige Lob- und Opfergesänge aus der Dynastie Schang erhalten (1766 — 1123), und vornehmlich aus der Zeit der Dynastie Tscheu, die von 1123 — 221 regierte, und zwar aus der ersten Hälfte derselben, hat Confucius die Volkslieder im Schiking gesammelt, und wir gewinnen aus ihnen ein reiches Bild des Lebens. Die Chinesen selbst sagen: „Was in der Seele lebt ist Gesinnung, und diese in Worte gekleidet heißt Gesang oder Gedicht"; und ein Sänger des Alterthums sagt dem Kaiser Schun wie ein anderer Orpheus: „Wenn ich den Stein meines Instruments King berühre, herrscht Harmonie unter den Geistern und unter den Thieren."

Noch finden wir Nachklänge altpatriarchalischer Verhältnisse,

wenn des Heerdenreichthums gedacht wird, der später in China verschwindet; zugleich sehen wir wie kunstvolle Wasserbäche die Besitzthümer umgrenzen, wie die Erde zu Wänden der Häuser festgestampft wird, wie die Männer auf die Jagd und den Fischfang ziehen, während die Frauen der Seidenraupe warten. Dann aber werden die Verhältnisse unter der Tscheudynastie feudalistisch. In der Mitte des Reichs liegt die kaiserliche Domäne, daran reihen sich die Güter der Unterkönige, der ihm zu Dienst verpflichteten Vasallenfürsten. Das Reich drohte um 700 in kleine Staaten zu zerbröckeln, indem namentlich die Grenzländer sich in Krieg und Frieden erweiterten und mächtiger wurden.

Lyrisch als unmittelbarer Erguß einer Empfindung gewinnt die chinesische Volkspoesie durch die verständige Sinnesweise einen Anflug von Lehrhaftigkeit und durch den Ausgang von Naturbildern einen Zug zum Beschreibenden und Beschaulichen. Das Grundgefühl, das sie beseelt, ist die Pietät; das sanft sich Hingebende, das Rührende überwiegt bei weitem das Energische, Thatlustige; ein heiteres Behagen wechselt mit klagender Empfindsamkeit.

In Bezug auf das Familienleben finden wir zunächst reizende Liebeslieder. Da heißt es:

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge steht,
Um den sich eine Blütenranke windet.
Wie lieblich sich füget, wie schön es ergeht,
Wenn Schönes mit Edlem sich findet und bindet!

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge ragt,
Um den sich eine junge Ranke schlinget.
Wie hold es ergötzt, wie schön es behagt
Wo Hoheit zu fesseln der Anmuth gelinget.

Ein hoher Baum auf Nan dem Berge sprießt,
Um den sich eine zarte Winde schmieget.
O Seligkeit die ihr Verbundenen genießt
Von schmeichelnden Lüften des Glückes gewieget.

Der Pfirsichbaum in seiner Blüte ist das Bild der Braut, mit seiner Frucht das Bild der Gattin. Freiwerber und Freiwerberin wandeln hin und her, aber auch heimliche Botschaft wird gesandt, Blödigkeit und Sprödigkeit der einen finden ihren Gegensatz in der Dringlichkeit der Liebeverlangenden:

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen
Und daran sind nur noch sieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Mög' er's nicht verschieben.

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Nur noch drei sind dran geblieben;
Wer mich frei'n will von den Freiern allen,
Sei er angetrieben.

Alle Pflaumen sind vom Baum gefallen,
Wer wird in den Korb sie schieben?
Wer mich frei'n will von den Freiern allen
Laß es sich belieben!

Inniger und sinniger seufzt die Sehnsucht in einem andern Liede:

Die Wasserlilie wächst im See,
Sie steht in Blüte;
Um einen schönen Mann ist weh
Mir im Gemüthe.

Oder wenn die Gattin des Brautgrußes gedenkt, wie da mit weicher Stimme der Bräutigam sie unter seinem Thor willkommen hieß und mit mildem Blick ihr den Hochzeitsbecher reichte; aber sie ist ihm nicht gleich geworden und ihre Ehrerbietung findet jetzt eine kalte Höflichkeit.

Tiefer fühlt's mein Herz als deines;
Von dem Becher Hochzeitweines
Trankest du den obern Schaum nur
Und dein Lieben ist verschäumt.
Doch ich trank das auf dem Grunde,
Bittern Wehschmack mir im Munde,
Und ich klage leis im Traum dir
Daß ich's anders mir geträumt.

Die Herrscherstellung des Mannes gestattet ihm mehrere Frauen, gestattet ihm eine leichte Scheidung; der Schmerz der Zurückgesetzten oder Verstoßenen spricht sich um so rührender aus, wenn er nicht haßt und grollt, sondern die Liebe bewahrt. So heißt es:

Für den Winter Süßigkeiten,
Früchte hatt' ich eingemacht;
Andres wollt' ich mehr bereiten,
Aber du mit Unbedacht

Haſt mich aus dem Haus geſtoßen
Eh mein Süßes du genoſſen.

Eine andre freiſt du heute,
Deren Blüte dich entzückt;
Flüchtig iſt der Lenz der Bräute;
Wenn nun her der Winter rückt,
Wirſt du nicht — wer kann es wiſſen? —
Meine ſüßen Früchte miſſen?

Oder ſchwermüthiger:

Warum ſagſt du bitter ſei die Pflanze Tu,
Weil die Pflanze Tſi dir ſüßer ſcheinet?
Eine andre nun ſtatt meiner freieſt du;
Alſo lachet heut die morgen weinet.

Wo ſich Kiang der Fluß vermählt dem Fluſſe Wei
Werden ihrer beiden Waſſer trübe;
Aber eure Eintracht ungetrübet ſei,
Ob mein Jammer auch das Grab mir grübe.

Wol vermiſſen wird mich meine Nachbarſchaft,
Wenn du auch nicht miſſeſt mich im Hauſe;
Und ich fehle dir vielleicht in Noth und Haft,
Wenn ich dir nicht fehle bei dem Schmauſe.

In andern Liedern wird die Majeſtät des Kaiſers gefeiert. Er iſt der Mittelpunkt der Welt, darum trägt er als Opferprieſter ein himmelblaues ſternbeſetztes Gewand, daran auf der linken Seite der Mond, auf der rechten die Sonne von Gold geſtickt iſt, und eingewirkt auf der Mütze des Hauptes iſt die Erde mit Gras und Baum.

Wie ſollten nicht wachſen Baum und Gras
Und welternährende Aehren
Vom Jahresopfer des Kaiſers, das
Umwallen die himmliſchen Sphären.

Die Diener des Kaiſers tragen ein Lamm- und ein Pardelfell, weil ſie im Krieg und Frieden wirken ſollen; doch ihn ſelber —

Keines Lammfell hüllt ihn ein,
Ganz ein tiefer heil'ger Frieden.

Er dringt zum Höchſten und Tiefſten, wie der Adler ſich zum Himmel ſchwingt und der Walfiſch auf den Grund des Meers taucht. Er iſt der Pelikan des Reichs (deſſen neun

Provinzen von vier Abtheilungen des Meers umspült werden); er ruft und es herrscht rege Lust, er ruft wieder und alles schweigt in Ehrfurcht.

Mitten auf neun Inseln in vier Meeren
Ruft der Kaiser Pelikan;
Alle die in Land und See verkehren
Fangen sich zu freuen an.
Fische die in Fluten hüpfen,
Vögel die durch Zweige schlüpfen,
Und der Baum im Sonnenschein:
Ihm zu Füßen liegen Blätter,
Neue blühn im Frühlingswetter,
Und im Schachte wachsen Gold und Stein.

Mitten auf neun Inseln in vier Meeren
Ruft der Kaiser Pelikan;
Seine Stimme füllt des Himmels Leeren,
Füllet sie mit Freuden an.
Fische tief im Grunde schweigen,
Vögel ruhen auf den Zweigen,
Auf dem Baum der Sonne Schein;
In den Wipfeln neue Schossen
An den Wurzeln neue Sprossen,
Und im Schachte reift der Edelstein.

Die Jagdlieder sind eigentlich trocken und die Kriegslieder haben kein Feuer. Nach alter Sitte ward dem Neugeborenen Pfeil und Bogen geschenkt, denn ob er später den Pflug oder die Feder führte, er wäre kein rechter Mann fürs Vaterland ohne die Waffen. Aber wenn die Männer dem Feind auch tapfer stehen, sie sind doch lieber zu Hause. Der Grenzwächter auf dem Felsen schlägt muthig das eherne Becken, aber sein Auge schweift von der Bergeshöhe in die Ferne wo die Gattin einsam weilt, und der Sohn gedenkt der alten Aeltern, die vielleicht kein Brot haben, da er nicht für sie arbeiten kann. „Wir sind nicht Tiger noch Rhinocerosse, warum müssen wir in der Wüste einherziehen?“ murren die Soldaten, die lieber ihr Feld im Frieden bauen.

Die Trinklieder zeigen auch fast mehr die Herrschaft des Ceremoniels und der steifen Etikette als die Freudigkeit des erregten Sinns. Der Wein mit seiner die Phantasie beflügelnden Macht ward auf besondere Feste beschränkt, ja wiederholt verboten und die Rebe ausgerottet; aus gegorenem Reiswasser wird ein Getränk bereitet, das zwischen Wein und Bier in der Mitte steht.

Ein frischer Hauch weht in einem Gesang, der mit folgenden Strophen endet:

Das Wasser das frische
Das trinken die Fische,
Die Barben, die Schmerle;
Ihr rührigen Kerle
Bei Tische
Nun schlürfet vom Weine die Perle.

Das Wasser das frische
Das trinken die Fische,
Die Schleien, Forellen;
Wir freien Gesellen
Bei Tische
Verschlingen vom Weine die Wellen.

Allein viel gewöhnlicher ist der Refrain:

Trinkt, jedoch mit Wohlbedacht
Und in Acht sei Maß und Ziel genommen.

Und sieht man nicht die Zöpflein taktmäßig wackeln, wenn es heißt:

An den Blumen glänzt der Thau,
Laßt uns schwärmen beim vertrauten Schmause;
Aber nehmt in Acht genau
Sitt' und Anstand auch im Freundeshause.

In des Thaues stiller Zier
Schimmert jedes Blatt des Weidenhages;
Alle weisen Männer hier
Kennen die Gesetze des Gelages.

An dem Baume Tong die Frucht
Y genannt wächst zierlich reihenweise;
Feine Männer reich an Zucht
Halten ihre Lust im rechten Gleise.

Ein Vergnügen beim Mahl ist daß man sich im Pfeilschießen versucht ob man das Ziel noch treffen kann; wer ins Leere schießt, muß ein Glas leeren. Moralisirend schließt ein anderes Lied:

Ein jeder Tag kann sein der Tag
Der Tag der Trennung und des Unterganges;
Drum freuet euch so lang es mag
Gefreuet sein, des Weins und Saitenklanges.

An Freundesanblick euch erfreut,
Und ohne heut auf morgen euch zu grämen,
Doch so daß morgen an das heut
Ihr denken könnet ohn' euch deß zu schämen.

Auch für die Religion der Chinesen sind die Volkslieder der alten Zeit das schönste Zeugniß. Wir finden zwar keinen begeisterten Hymnenschwung, aber Klarheit und Innigkeit der Betrachtung und des Gefühls, und eine feierliche Größe gerade da wo der Dichter im Geschicke des Reichs das Walten einer sittlichen Weltordnung darlegt. Ein Opferlied feiert den höchsten Herrn, den Himmel, als den Lebensspender:

Der Geist des Himmels, der in diesen Lüften
Den Lebensodem angeschüret hat,
Der Geist des Himmels, den in Erdengrüften
Das todte Samenkorn gespüret hat
Und lebend sich gerühret hat,
Der Himmelsgeist mit Segen
Ist wehend hier zugegen;
Bestreuet ihm die Glut mit Düften.

Der Gedanke an den Allsehenden, Allbewachenden mahnt den Menschen so zu handeln daß er ihn nicht zu scheuen braucht. So heißt es einmal:

Der Himmel schaut in deinem Sinn,
Sein Weg ist über deinen Wegen;
Wohin du gehst da geht er hin
Und tritt dir überall entgegen.
Drum laß nicht deines Herzens Lust
Dich lenken ab von seinem Lichte,
Und wiss' in allem was du thust
Du thust's vor seinem Angesichte.

Und ein ander mal:

Gib Acht, gib Acht, der Himmel wacht,
Er wacht mit Macht und nimmt in Acht.
O sag nicht er sei fern und hoch,
Er ist so nah, so nah uns doch,
Er hält von allen Seiten uns umfangen
Und nirgends ist ihm unser Thun entgangen.

Leicht lenkt der Himmel die Welt. Wenn der Herrscher tüchtig ist und das Volk gut regiert, segnet der Himmel das Reich. Aber wenn der Kaiser des Volks Stimme und Wohl

nicht achtet, so kommen die Strafgerichte des Himmels. Die eingerissene Verderbniß wird zerstört, er zieht die Hand ab von dem Ungerechten und erhöht einen andern, einen Würdigen. Das Gericht Gottes lastet auf allen, denn keiner ist in den schlechten Zeiten was er soll, darum darf keiner mit seinem Unglück rechten. Der edle Weng-Wang hält umsonst dem Hause Schang einen Spiegel vor; er seufzt:

Ja dem Staat
Kommt vom Himmel die gesetzte Zeit,
Denn der König zieht nicht mehr zu Rathe
Die Geschichte der Vergangenheit.
Nicht mehr will er im Geleit
Heiliger, vor allen
Anerkannter Satzung wallen;
Ja der Himmel will ihn lassen fallen.

Das Haus Weng-Wang's kam auf den Thron (1050 v. Chr.), aber bald mahnt der Sänger dasselbe an das Los der Vorgänger:

O wie furchtbar, wie erhaben schreitet
Das Gericht des höchsten Himmelsherrn
Ueber'n Kreis der Welten, und verbreitet
Wo es auftritt Schrecken nah und fern.
Herrlich hebt als wie ein Stern
Hier sich auf sein Winken
Ein Geschlecht um hoch zu blinken
Und dann plötzlich wie ein Stern zu sinken.

Weng-Wang's unmündiger Sohn Tsching-Wang hatte in seinem edeln Oheim einen trefflichen Vormund, von dem er die Mahnung erhielt:

So lang das Haus von Schang mit Kraft und Milde
Die Völker unter seiner Hand beglückt,
So lang hat ihm gedient die Huld zum Schilde
Des Höchsten, der es mit der Macht geschmückt.
Das Haus von Schang dient dem von Tschin zum Bilde,
Das nun die Frucht aus seinem Falle pflückt;
So lang wird es die Frucht in Händen halten
Als mit ihm wird des Himmels Einklang walten.

Drum zittre vor dem leicht erregten Grimme
Des Himmels, der sich leicht versöhnet nicht;
Thu' alles Gute, meide jedes Schlimme,
Und wirke das wovon man Gutes spricht.

Der Himmel hat zu reden keine Stimme
Und zeigt ſich dir mit keinem Angeſicht,
Allein du ſiehſt und hörſt wie er gerichtet
Und weißt wodurch Weng-Wang die Welt verpflichtet.

Weil er dem Himmel an Klarheit und Milde gleich war, hat die Erde ihm gehuldigt; nach dem Tode iſt er zum Himmel eingegangen und der Genius des Reichs geworden. Der Unſterblichkeitsglaube, die Ahnenverehrung knüpft ſich hier an.

Im Himmel wohnt Weng-Wang von Glanz umgeben,
Deß Tugend einſt den Weg zum Throne fand.
Mag er hinauf-, mag er herunterſchweben,
Er ſteht zur rechten und zur linken Hand
Des höchſten Herrn der Welten, der im Leben
Das Haupt ihm mit dem höchſten Schmuck umwand,
Und nun ihn hat zum Schutzgeiſt auserſehen
Dem Reich, das er gegründet, vorzuſtehen.

Und in ſolchem Sinne betet der jugendliche Tſching-Wang:

Des Himmels Leitung iſt verborgen,
Sein Rath iſt hoch und wunderbar;
Weng-Wang entrückt den ird'ſchen Sorgen
Vom Himmel nieder blickt er klar;
Er blick' an jedem Morgen
Ins Herz mir immerdar.

O daß des Ahnherrn Gunſt mir bliebe,
Daß mir ſein Beiſpiel leuchte vor,
Daß ſeine Weisheit, ſeine Liebe
Nicht unter mir ſein Reich verlor;
O daß durch mich es triebe
Zu hohem Flor empor!

Ein Lied deutet den Ahnencultus: Man opfert ihnen, nicht als ob ſie Speiſe genöſſen, ſondern um ſie gleich den Lebenden zu ehren; ein unſchuldiger Knabe vertritt die Stelle des Ahnherrn, weil im Himmel die Schuld hinweggenommen iſt und ſtatt des Alters ewige Jugend die Geſtalt umkleidet.

Auch in jenen alten Zeiten liegt das Ideal in der Vergangenheit und hören wir mehr von Volksklage als von Volksjubel. Die Sänger denken nach über das Sinken des Reichs.

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit;
Mich erſchreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entſtellten Zeit.

Ein Sänger fühlt (vor 2500 Jahren), wie doch das Chinesenthum bereits innerlich erstorben sei, und mit wunderbar ernstem Ton klingt seine mahnende Stimme:

Herrlich ist es wol zu schauen
Wie wir unsern Ahnen bauen
Schöne Grabdenkmale;
Sorglich auch bewahren wir
Kunst und Wissenschaftenzier
Gleich des Himmels Strahle.

Alles haben wir erspäht,
Auch zur tiefsten Tiefe geht
Unsers Geistes Forschen;
Dennoch ist uns angesagt
Daß dem Reich ein Morgen tagt
Wo es wird vermorschen.

Denn an innerem Gehalt,
An des Geistes Urgewalt
Fehlt es unserm Können;
Wie der Has' auch zierlich springt,
Endlich es dem Hund gelingt
Nieder ihn zu rennen.

Und ein anderer sagt:

Ich lieg' in schwerem Traume
Von nichts als Fahr und Noth.
Ich schweb' auf einem Baume
Der stets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit aufgesperrtem Rachen
Die Tiger und die Drachen,
Und wenn ich falle fall ich in den Tod.

O könnt' ich doch erwachen
Als wie aus einem Traum aus dieser Zeiten Noth!

Ein anderer fragt:

Ist nicht der Himmel hoch? warum
Kann man gedrückten Haupts nur drunter stehen?
Die Erde fest nicht um und um?
Doch kann man nur mit Zittern drüber gehen.

Der Grund ist weil eine Schlangenbrut im Palast wohnt, der harmlose Fisch im Teich aber sich ducken muß wie ein Uebelthäter; der Grund ist weil Weiber und Verschnittene herrschen.

Einmal rafft der Manneszorn sich kräftig auf, und der Mißhandelte, Verstümmelte flucht:

Der sein Zungenschwert gewetzet
Und zu Tod mich hat gehetzet,
Gebet ihn den scharfen Tatzen
Aller Leu'n und Tigerkatzen!

Wenn die Tiger und die Leuen
Sich ihn anzugreifen scheuen,
Bringet ihn hinauf nach Norden,
Gebt ihn den Barbarenhorden!

Wenn die nordischen Barbaren
Selber ihm das Leben sparen,
Gebet ihn dem Himmel hin
Ihm zu thun nach meinem Sinn!

Ich, Meng-Tsee, der dieses Lied gesungen,
Bin, ein Opfer von Verleumderzungen,
Im Palast des Kaisers ein Eunuch.
Gebet ihm, dem es gelungen
Mich dazu zu machen, euern Fluch!

In milderer Sehnsucht nach der guten alten Zeit beginnt und schließt ein besonders schönes Lied:

Glockenspiele sind im Gang,
Hoai der Fluß ergießt die Wellen;
In der Festlust Ueberschwang
Muß mein Herz ein Kummer schwellen;
Weiser Alten muß ich denken,
Daß sie starben muß mich kränken.

Munter tönt das Glockenspiel
Und in seinen Klang sich mischen
Neuer Instrumente viel
Neue Sinne zu erfrischen;
Aber alte Königslieder
Tönen mir im Herzen wieder.

Die Abwesenheit der Volks- und Heldensage würde uns auffallen, wenn wir nicht wüßten daß der Chinese sich an das Gegebene hält, nicht aber nach Ideen und Erfahrungen seine Phantasie ein Neues, ein Idealbild schaffen läßt. Es fehlt die Mythologie, die Personificirung besonderer Mächte der Natur und des Geistes und die Schilderung ihres Waltens in einer Geschichte; es war kein Göttermythus vorhanden, der Naturereignisse in die Form menschlich-persönlicher That erhoben

hatte, so konnte er auch nicht auf Menschen, deren Leben an ihn anklang, niederschlagen und sie zu seinen Trägern im Epos nehmen.

Eine Ausnahme macht scheinbar ein Preisgesang auf Hiu, der 2250 v. Chr. den Ackerbau stiftete. Seine kinderlose Mutter, heißt es, habe die Stirn an dem Stein gerieben, auf dem der Herr der Welt gegangen und sein Fußmal zurückgelassen, und zu ihm um Nachkommenschaft gefleht. Da habe sie durch seine unmittelbare Macht sich Mutter gefühlt, bald schmerzlos einen Sohn geboren, auf den Befehl des Herrn ihn aber auf dem Weg der Rinder ausgesetzt. Doch die Rinder schonten ihn, dessen Pflug sie einst ziehen sollten, Tauben bauten ihm eine Laube gegen die Sonne, er pflanzte Kräuter, das Volk strömte zu ihm, er lehrte es den Ackerbau. China weiß nichts von einem Wandeln des Himmels in Menschengestalt auf Erden. Die chinesischen Commentatoren selbst erklären das Gedicht für untergeschoben. Wir wissen daß der Buddhismus mit der sagenreichen Geschichte seines Stifters sich im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung verbreitete; danach ist das Bild ebenso gemacht wie die Legende von Lao-tse, die seine Anhänger nach dem indischen Vorbild zusammensetzten.

Echt chinesisch dagegen ist ein Kranz lyrisch gehaltener Balladen. Wir hören den Klagegesang Swen-Kiang's, als der alte König Swen-Kong sie zum Weibe nahm, statt sie seinem Sohn Ki zu geben, für den er um sie geworben hatte. Die Gärten prangen, das Fest ist herrlich, aber der Mann, der Mann ist alt, das Bett, das Bett ist kalt! In das Netz das sie gestellt, ist statt des jungen Fisches ein grauer Gänserich gegangen. Dann redet der Sänger den alten König an, wie übel es ihm ergangen; er müsse sich sagen daß sein Weib seinen Sohn liebe, er habe diesen verbannen müssen, von der jungen Königin sei ihm ein zweiter Sohn geboren, das werde zu Zwietracht führen. In dunkler Ahnung bangt die Königin dann um beide, als auch ihr Kind herangewachsen ist. Ki ist wieder zu Hause, aber der eifersüchtige Vater sendet ihn auf eine Fahrt aus, und dingt Meuchelmörder gegen ihn; die Königin sagt das dem eigenen Kinde, Schin, und der im Kleide des Bruders eilt vor ihm auf die Heide, stellt sich dem Mörder und fällt. Aber Ki mag den Bruder nicht überleben und so liegen sie zusammen beide.

Schon um das Jahr 1000 v. Chr. begann man in China

die beſten Gedichte zu ſammeln; es war Confucius der aus 3000 die 311 ausgezeichnetſten auswählte und im Schi-king vereinigte, der, nachdem eine lateiniſche Ueberſetzung Lacharme's durch J. Mohl herausgegeben war, von Rückert und Cramer dem Deutſchen angeeignet ward.

Confucius, Kong-fu-tſü, d. h. der Doctor Koug, bildet den Mittelpunkt von Chinas Geiſtesleben. Dieſer edle und weiſe Mann war 551 v. Chr. im Vaſallenfürſtenthum Lu als der Sohn eines Mandarinen geboren. Durch Talent und Fleiß erwarb er ſich ein ausgezeichnetes Wiſſen und Anſehen, mehrmals ſtieg er im Vaterland und in benachbarten Provinzen zu hohen Würden empor, um ſich wieder mit ſeinem reinen Wollen und idealen Streben vor neidiſchen und gemeinen Gegnern zurückzuziehen und in der Stille, als armer Greis einherwandernd, das Volk zu lehren, und ſeinen Schülern die Sendung zu überlaſſen daß ſeine Worte von ihnen verbreitet, ein Gemeingut des Reichs, das Licht und Geſetz der Folgezeit wurden. Ein echter Chineſe knüpfte er an die Vergangenheit, und nannte die alten Weiſen ſeine Lehrer. Er ſammelte die ſchönſten Lieder, und gab als Grundlage der Philoſophie das Y-king, das Buch der Wandelungen heraus, in welchem die ſchon oben erwähnten ſymboliſchen Zeichen, die man Fohi zuſchrieb, vom großen Kaiſer Weng-Wang erläutert waren, aber in räthſelhaften ſinnſchweren Sprüchen, die Kong wieder zu deuten ſuchte. Endlich ſtellte er aus den Reichsannalen den Schu-king zuſammen, eine Geſchichte als Fürſtenſpiegel, indem er Tugenden und Fehler der Herrſcher mit ihren Folgen erzählt und die ſittlichen und politiſchen Lehren daraus zieht.

Schon Weng-Wang hatte von einem Urhimmel geſprochen, der aller Weſen Quell und Band ſei; ein anderer alter Weiſe nannte die Einheit das Princip der Zahlen und das Ziel aller Weſen; die Schöpfung aller Weſen und ihre Verbindung in Raum und Zeit geſchieht nach dem Geſetz der Zahlen. Kong-fu-tſü nahm dieſe Gedanken auf, ohne viel über die letzten Gründe zu forſchen; ſein Geiſt war auf das menſchliche Leben gerichtet, wie Sokrates rief er die Philoſophie vom Himmel auf die Erde: von dem niedrigen bis zum höchſten Menſchen gibt es eine gleiche Pflicht für alle, die Selbſtvervollkommnung, und ein gleiches Gebot, daß jeder ſo gegen den andern handele wie er will daß ſie gegen ihn ſelbſt handeln. Himmel und Erde ſind Gegenſätze, aber ſie vereinen ſich in ihrem Wirken, und alle Weſen werden aus

dem Nichts ins Leben gerufen. Alle Menschen, Kinder der Erde, haben ein himmlisches Princip in Vernunft und Gewissen. Der Mensch steht in der Mitte und soll die rechte Mitte einhalten, in sich harmonisch sein, und er wird Harmonie verbreiten. Die natürliche Vernunft gebietet ihm den geraden Weg der Pflicht; das Gesetz der Pflicht gilt um sein selbst willen unbedingt und überall. Das sittliche Gesetz des höchsten Weisen ist zugleich in den Herzen aller Menschen zu finden, obwol die Sittlichkeit größer ist als die ganze Welt zu fassen vermag. Der Himmel ist die Vollkommenheit, ihr nachzustreben oder die Vervollkommnung ist das Gesetz des Menschen. Das Gewissen das den Unterschied von gut und böse offenbart, die Menschlichkeit (das Wohlwollen) und die Seelenstärke sind die drei Grundkräfte des Menschen, Entfaltungen seiner himmlischen Urkraft. Ein Reich der Menschlichkeit, hergestellt durch die Leitung eines möglichst vollkommenen Kaisers mit der Hülfe der weisesten und tugendhaftesten Männer, das ist der Begriff den Kong vom Staate faßt. Der rechte Weg, sagt er, hält sich von den Extremen fern; wenn die Mitte und die Harmonie vollkommen sind, dann sind Himmel und Erde in ungetrübter Seligkeit, und alle Wesen genießen ihrer vollen Entwickelung. Die Weisheit bringt Freude klar wie ein reiner Quell, die Tugend bringt Seligkeit fest wie ein Gebirge.

Kong war also mehr der Sammler und Vollender der alten als der Begründer einer neuen Cultur; die Vervollkommnung war weniger der Fortschritt zu neuen höhern Zielen als die treue Bewahrung des Ueberlieferten, dem der Mensch seine Individualität gemäß machen sollte. Der gesunde Menschenverstand und eine naturgemäße sittliche Lebensansicht sind von ihm classisch ausgeprägt; das Leben des Menschen soll harmonisch in sich und in Uebereinstimmung mit der Natur geordnet sein. Ein Nachfolger Kong's, Men-tsö, sagt: „Wer seine eigene Natur und die der Dinge erkennt, der erkennt was der Himmel ist; denn der Himmel ist eben das innere Wesen und die Lebenskraft aller Dinge."

Confucius kam einmal, nachdem er einen Sturz im Staatsleben erfahren hatte, zu dem einsiedlerischen Weisen Lao-tse, sich mit ihm über die alten Gebräuche zu besprechen; der ermahnte ihn die Todten ruhen zu lassen und verwies ihm sein ehrgeiziges Streben, das ihn nicht zum Frieden kommen lasse. Confucius erkannte die Ueberlegenheit dieses Geistes an, wenn er seinen

Schülern ſagte: „das Wild verfolge ich mit meinen Pfeilen, den Fiſch mit dem Hamen, aber dieſen Drachen kann ich nicht erreichen, wenn er ſich in die Lüfte erhebt.“ Die Weisheit des Confucius hielt ſich an die gegenwärtige Welt und das ihr Nützliche; ſie bezog alles auf den Staat; ſein tiefſinniger Zeitgenoſſe hatte durch die Abkehr von der Welt und ihrem Schein im Unendlichen und Ewigen Ruhe gefunden und ſich zur Anſchauung des überſinnlichen Grundes der Dinge erhoben. Durch Stanislaus Julien iſt uns die wunderbare Schrift des Lao-tſe, Tao-te-king, das Buch des Wegs und der Wahrheit, zugänglich geworden. Pauthier und Wuttke wollen es auf indiſche Quellen zurückführen, aber es trägt ein original-chineſiſches Gepräge, und die Aehnlichkeit mit den Upaniſchaden und Buddha's Lehre iſt nicht größer als mit chriſtlich-mittelalterlichen oder muhammedaniſchen Myſtikern. Das Chineſenthum würde eines menſchheitlichen Grundzugs entbehren, würde nicht das eigentliche Gegenbild unſerer abendländiſchen Entwickelung ſein, wenn ihm dieſe Vertiefung fehlte.

Das Tao iſt das Namenloſe, Leere, Unbeſtimmte, aber als die Mutter und der Urquell alles Seins und Lebens. Ihr betrachtet es und ſeht es nicht, man nennt es farblos; ihr vernehmt es und hört es nicht, man nennt es lautlos; ihr wollt es faſſen und berührt es nicht, man nennt es körperlos. Es iſt die dunkle Tiefe, aber die Bilder der Dinge wogen in ihm; es iſt geiſtige Weſenheit, aber in ihm liegt das untrügliche Zeugniß für alles. Wer den Urſprung erkennt, der hält den Faden des Tao. Es war vor Himmel und Erde, es iſt ewig und unwandelbar; alles geht aus ihm hervor und kehrt zu ihm zurück wie die Flüſſe zum Meer, es iſt der Geiſteshauch der Harmonie, der alles durchdringt. (Es iſt das Reich der Mütter, könnte man mit Goethe's Fauſt ſagen.)

Tao heißt Weg, damit die Weiſe der Bewegung, die Weltordnung; es heißt ebenſo Thor, Tao-Lehre alſo, mit Schelling zu reden, die Lehre von der großen Pforte in das Sein, von dem Nichtſeienden, Seinkönnenden, durch das alles endliche Sein in die Wirklichkeit eingeht. Die große Kunſt oder Weisheit des Lebens iſt eben dieſes lautere Können, das ein Nichts und doch zugleich alles iſt, zu bewahren. Das Tao, heißt es, bringt die Weſen hervor, nährt ſie, läßt ſie wachſen, reift und erhält ſie. Es bringt ſie hervor und macht ſie ſich nicht zu eigen; es macht

sie zu dem was sie sind und rühmt sich dessen nicht; es waltet über ihnen und läßt sie frei sein: das ist der Tugend Tiefe! Es ist das Kleine, denn es ruht in sich ohne Verlangen; es ist das Große, denn es befaßt alles in sich. Es geht nicht handelnd aus sich heraus und ist doch der Urgrund aller Dinge, und macht doch alles. Es ist das Eine, das über allem Gegensatz steht; erst im Unterschied tritt das bestimmte Sein hervor, erst durch das Gute erkennen wir das Böse, und es gibt kein Oben ohne ein Unten. Aber wie das Tao das Eine ist, so ist der Himmel rein, die Erde fest, der Geist vernünftig, weil sie der Einheit theilhaftig sind.

Zu dieser Einheit und ihrer Ruhe soll der Weise sich erheben, damit wendet er sich dem Ursprung seines Wesens zu und gewinnt den Frieden; denn zu seinem Ursprung zurückkommen das heißt eigentlich leben und beständig sein. Der Weise will nicht handelnd aus sich herausgehen, in schweigender Gelassenheit läßt er den Dingen ihren Lauf ohne sie sich anzueignen, er überwindet die Begierden, die das Gemüth beunruhigen und aufs Endliche richten; Mäßigung ist das erste um dem Himmel zu dienen. Hier erkennen wir die chinesische Scheu vor allem Gewaltigen; aus Furcht vor dem Extrem meidet man lieber das Große und bewahrt die Mitte. Der Weise fürchtet Ruhm und Schande, er will nicht hoch angesehen sein um dem Neid und Streit zu entrinnen, Kostbarkeiten nicht besitzen damit er die Diebe nicht anlocke. Der Weg des Himmels erniedrigt das Hohe und erhöht das Niedrige, er nimmt das Ueberflüssige und gibt es dem Dürftigen. Ja wie Rousseau sieht Lao-tse im Fortschritt der Erkenntniß kein Heil für das Volk und möchte ihm lieber das Glück der Unwissenheit bewahren; denn Lernen bringt Sorgen und je mehr Gesetze desto mehr Uebertreter. Er will wie Rousseau die Rückkehr zum Naturzustand, ja er möchte die Schrift wieder abschaffen. Der Weise sagt nach ihm: ich handele nicht und das Volk bekehrt sich von selbst; ich enthalte mich der Besitzergreifung und das Volk bereichert sich von selbst; ich entledige mich der Begierden und das Volk kommt von selbst zur Einfachheit zurück. Wenn ihr die Weltklugheit aufgebt, wird das Volk glücklich werden. Wenn Kaiser und Beamte das Tao bewahren, dann werden die Völker freiwillig ihnen dienen, Himmel und Erde werden süßen Thau spenden, und die Völker werden ohne Zwang in Frieden leben. Lao-tse will den Frieden; wo

Heere weilen da wachsen Dornen und Disteln; durch seine leidenschaftslose Ruhe, sein Nichthandeln soll der Weise das Vorbild der Gelassenheit sein, dem das Volk nachfolgt. Der Weise ist wohlthätig wie das Wasser und streitet nicht. Da finden wir denn die Ruheliebe des Orients, und Lao-tse geht in seiner Gleichgültigkeit gegen das Besondere so weit daß er sagt: Himmel und Erde haben keine besondere Zuneigung; wie diese so betrachtet der heilige Mensch jeden Menschen als den strohernen Opferhund (die Strohfigur die man statt des Hundes opfert). Dagegen erwärmt uns ein Vorklang des Evangeliums in den schönen Sprüchen: „Was ihr der Welt thut das thut sie euch wieder; der Weise rächt die Beleidigung durch Wohlthaten. — Warum ist das Meer der König der Wasser, alle an sich ziehend? Weil es sich selber niedriger hält als sie. — Thut Gutes und rechnet nicht auf Lohn." —

Wie Lao-tse seinen Heiligen schildert das gemahnt an den stoischen Weisen: er redet die Wahrheit und bewegt sich beständig in Uebereinstimmung mit der Weltordnung. Wer beständig ist hat ein weites Herz, wer ein weites Herz hat ist gerecht, der Gerechte ist ein König, der König vereint sich dem Himmel, und wer sich dem Himmel vereint, der folgt dem Tao nach, der gewinnt es. Da wird das Stückwerk ganz und das Verbrauchte neu, der Mensch bewahrt die Einheit und ist das Vorbild der Welt. Der große Weg ist einer, aber die Menge liebt die vielen Pfade. Der Weise trägt die allgemeine Vernunft in sich: ohne aus seinem Hause zu gehen kennt er die Welt, ohne aus dem Fenster zu sehen entdeckt er die Wege des Himmels.

Wie Kong-fu-tsü und Lao-tse nicht sowol einen Anfang als einen Abschluß und eine Sammlung des chinesischen Denkens bilden, so wurden ihre Bücher wieder gleich heiligen Schriften die Autorität für ihre Schüler. Man legte ihre Sätze aus, suchte sie anzuwenden, aber nicht über sie hinaus neue Wahrheiten zu finden; die Philosophie ist Scholastik, Schulgelehrsamkeit und Schulgezänk. Im ersten Jahrhundert kam noch das Buddhistenthum hinzu, das mit der Taolehre viel Verwandtes hat. Der gewaltige Schio-hang-ti (213 v. Chr.), der die Einheit des Reichs herstellte und alle Gewalt in sich concentrirte, wollte nicht durch alte Ueberlieferungen gehemmt sein und verfolgte die Bücher; aber seine Nachfolger, die Dynastien Han (202 vor bis 220 n. Chr.) und Thang (618 bis 905) begünstigten wieder die

Wissenschaften, und die Gelehrsamkeit der Mandarinen ward die Bedingung des Eintritts in höhere Aemter. Die drei Schulen befehdeten einander nicht blos indem jede das Ihrige vertheidigte, sondern überlegene Geister suchten auch eine Harmonie herzustellen. „Die drei Religionen sind eine" war das Wort eines Kaisers, und der größte Denker der spätern Zeit, Tschuhi († 1200) sagte: die wahre Erkenntniß besteht immer in der Welt. Er suchte die höchste Einheit, die Spitze, festzuhalten, die über dem Gegensatz steht und selbst unwandelbar die bewegenden Formen und Kräfte erzeugt. Das Eins ist die Urkraft, die mit dem Urstoff identisch ist, und sich zur Zweiheit, zu Himmel und Erde spaltet. Tschuhi's Scholastik, eine Versöhnung der ältern Lehren auf der Grundlage von Kong-fu-tsü, ist die Reichsphilosophie geworden. Der Mensch gilt ihr als gut von Natur; der Unterricht soll ihn über sich selbst aufklären; durch sein Handeln bedingt er sein Schicksal, Glück und Segen folgen der Tugend. Die Weisheit aber ist keine eigene freie Geistesthat, sondern ein Lernen des vormals Gedachten, die Nachahmung des ehemals Geschehenen. In dem Schulbuch, das der ganzen Jugend das Wissenswürdigste beibringt, werden besonders auch die Beispiele von Wissensdurstigen aufgestellt, die sich einen Nagel ins Fleisch steckten um wach zu bleiben oder beim Licht eines Glühwurms studirten. Der Hund heißt es, wacht bei Nacht, der Hahn hat sein Amt des Morgens; wie kann man ein Mensch heißen, wenn man nicht studirt? Der Seidenwurm spinnt Seide, die Biene erzeugt Honig; der Mensch ist weniger als diese Thiere, wenn er nicht studirt.

Das Ideal der chinesischen Erzählungen ist daher auch der Gelehrte, der über die Mitbewerber im dritten Staatsexamen den Sieg davonträgt; als armer junger Mann mit bestäubten Füßen kommt er in die Residenz, aber dann fährt er dahin in vergoldetem Wagen nach der Provinz die er regieren soll, umgeben von Dienern und Herolden, die sein Kommen verkündigen. Er führt seine Geliebte heim und zeigt seinen Scharfsinn in der glücklichen Entscheidung schwieriger Fälle, indem er mit aller Macht in alle Verhältnisse eingreift. Die Damen selbst ziehen den Mann vor aus dessen Pinsel die schönsten Drachen und Perlen hervorgehen; Drachen sind die Buchstaben und Perlen die poetischen Wendungen und Bilder. Die vierzig Akademiker selbst heißen die vierzig Pinsel, weil mit Pinseln die Buchstaben gemalt werden. Die

freie Kunst der Poesie wird eine gebundene Rede, gebunden an die alten Ueberlieferungen und an die neuen Regeln einer akademischen Correctheit, wie sie besonders im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die Dichter Tufu und Lethaipe festgestellt wurden. Da muß jetzt der Sinn stets mit dem Verse schließen und darf sich nicht der Gedanke aus einer Zeile in die andere hinüberschlingen; da soll nicht blos das Ende zweier Verse das Echo des Reimes haben, auch an bestimmten Stellen im Innern will man bestimmte Töne hören; dann sollen diese in umgekehrter Ordnung wiederkommen; die Bilder des einen Verses sollen denen des andern symmetrisch entsprechen. Statt der directen Ausdrücke herrschen die zierlichen Umschreibungen oder Metaphern, die aber stehend sind: Herbstwolken bedeuten Träume von Glück; der Widerschein des Mondes im Wasser ein unerreichbar Gut; Frühling Freude und Herbst Sorge; die Zeit der Pfirsichblüte die der Heirath; der Saal nach Morgen ist das Gemach der unverheiratheten Töchter, ein Morgengast danach der Schwiegersohn; der Studirende sitzt am Fenster, ein Mensch unter dem Fenster ist also ein Student, und der Fenstergenosse ein Mitschüler. Die heiligen Berge als Sinnbilder des Erhabenen und Majestätischen, der Polarstern als das Symbol der ruhigen Einheit, um die alles Verschiedene sich dreht, sind stehende Gleichnisse, die das alte und neue Dichten in China verknüpfen. Diese Kunstpoesie ist ein gelehrtes Versemachen; wie im Leben herrscht hier die Convenienz, der Formelzwang, die steife Etikette.

Erfreulicher ist die erzählende Literatur, die Prosadichtung der Novelle und des Romans. Ihr Ausgangspunkt scheint in den Erzählungen zu liegen die der Buddhismus aus Indien mitbrachte; es waren Fabeln und Parabeln zur Veranschaulichung eines Gedankens, und die Moral, die Klugheitsregel und damit die lehrhafte und sittliche Tendenz ist das Herrschende. Die Chinesen selbst nahmen dazu die anekdotenhaften Begebenheiten aus dem Leben, in welchen der Gedanke, das Gesetz durch Thatsache und Erfolg ausgeprägt und bewiesen wird. So gibt es ein vielbeliebtes Buch der Belohnungen und Bestrafungen, in welchem an Beispielen gezeigt wird wie die verdiente Vergeltung nicht ausbleibt. Da wird dem reichen Witwer der einzige Sohn geraubt; er kauft sich ein schönes Weib, hört indeß bald von ihr daß sie um ihren Gatten von Elend zu retten ihm in sein Haus

gefolgt sei, aber nach dem Verlassenen in Trauer sich sehne. Er sendet sie edelmüthig mit einem Geldgeschenk zurück. Wie sie wieder daheim war ward ein Knabe dem zum Kauf angeboten der einen Sohn zu adoptiren wünschte. Sie wollte dem Wohlthäter dadurch ihren Dank abstatten, kaufte den Knaben und sandte ihn — natürlich dem Vater, der sofort den eigenen Sohn in ihm erkannte.

„Wenn Tugend und Laster ihre Höhe erreicht haben, so müssen sie ihren Lohn erhalten, es fragt sich nur ob früher oder später", dies Wort der alten Zeit erläutert eine neue Novelle (die geweihten Zimmer) dahin daß eine Handlung dem Ausleihen des Geldes gleiche, man bekomme es mit Zinsen wieder, und die seien um so größer je längere Zeit verflossen. Eine Erzählung aus dem Kreise der Anhänger von Lao-tse hat die Sache vertieft und verinnerlicht; ihr Gegenstand ist allerdings eine Persönlichkeit unter der Dynastie Ming im 16. Jahrhundert, indische religiöse Vorstellungen spielen hinein und ein Ausspruch des Feuergeistes erinnert deutlich an ein Wort Christi, sodaß das Ganze auch zum Beleg dienen kann wie allmählich die Chinesen doch Fremdes sich aneignen. Jukong hat früh als Gelehrter sich ausgezeichnet, hatte dann aber siebenmal vergeblich einen höhern Grad zu erlangen gesucht. Von fünf seiner Söhne verlor sich der eine und die andern starben, von vier Töchtern blieb nur eine am Leben; die Mutter weinte sich blind. Mit angestrengter Arbeit verdiente Jukong das tägliche Brot; er lebte gesetzlich und verbrannte jedes Jahr dem Feuergeist des Herdes ein Gebet das dieser zum Himmel tragen sollte. Eines Tags, als er mit den Seinen sein bitteres Los beklagte, kam ein Fremder ihn zu trösten. Während meines ganzen Lebens, sagte Jukong, habe ich die Wissenschaft gepflegt, die Tugend geübt, und keine Beförderung, sondern nur Unglück davongetragen. Der Fremde aber erinnert ihn daran wie ihn die Selbstsucht und der Ehrgeiz bei seinen Studien beherrscht habe, wie er im siegreichen Wettstreit mit andern seine Eitelkeit befriedige und die Gegner durch bittere Worte kränke, wie er das Gute aus Gewohnheit, oder wo es gesehen werde, also um des Scheines willen thue, wie er zwar keine schlechte That begehe, aber wenn er eine schöne Frau erblicke, sie mit den Augen verschlinge, sie begehre, und damit in seinem Herzen einen Ehebruch begehe. Um seiner sündigen Gedanken willen treffe ihn die Strafe des Himmels. Wenn

ihm auch die Liebe zum Guten Freude bereite, es fehle ihm an Geduld, an Beharrlichkeit. Er solle nach einer Ernte reiner und guter Gedanken streben, und dann seine Pflicht thun in großen und kleinen Dingen, ob er einen Erfolg habe oder nicht. Dem suchte nun Jukong nachzukommen, er rang mit sich selbst und läuterte sich innerlich und handelte freudig wie die Pflicht gebot. Er ward danach zum Erzieher für den Sohn des Ministers berufen, erhielt bald die höchste Gelehrtenwürde, und fand den verlorenen Sohn wieder, dessen Kuß das Auge der Mutter heilte.

Erfindung und Composition sind nicht das Bedeutendste in den chinesischen Novellen. Selten wird eine Begebenheit so sinnig und kunstvoll durchgeführt wie in den Brüdern verschiedenen Geschlechts; einzelne glückliche Motive werden für sich wol reizend dargestellt, wie wenn die Kinder zweier feindlichen Geschwister ihr Bild nur im Spiegel des Wassers erblicken, denn eine hohe Mauer trennt Gärten und Häuser und ist selbst auf einer Brücke über den Teich geführt, aber in seiner stillen klaren Flut sieht man den Widerschein der Pavillons die auf beiden Seiten der Mauer an seinem Ufer stehen. Die Situation der auf solche Art erwachenden Liebe ist ganz vortrefflich gezeichnet, aber im Fortgang kommen fremdartige Verwickelungen und seltsame Lösungen, und wenn der junge Mann am Ende neben der Geliebten auch noch ein anderes Mädchen heirathet, so ist das freilich bei den Chinesen ein gewöhnliches Mittel zum Schluß zu gelangen, das aber unser sittliches Gefühl ebenso unbefriedigt läßt, als es in ästhetischer Hinsicht kunstlos ist auf solche Art die Conflicte abzuschwächen und sich die Sache leicht zu machen. Den Mangel an Phantasie ersetzen die chinesischen Erzähler indeß reichlich durch die Lebendigkeit, Treue, Feinheit und Fülle der Sittenschilderung. Novellen und Romane sind ein Daguerreotyp ihrer Lebenszustände, und zwar nicht in einer äußerlichen Beschreibung, sondern echt dichterisch so daß sie durch die Handlung selbst vorgeführt werden, im Thun und Lassen der Persönlichkeiten zur Erscheinung kommen. Wenn die Dinge auf uns mitunter einen komischen Eindruck machen, so vermissen wir freilich bei dem Erzähler den Humor, der lächelnd über ihnen schwebt; der Darstellung ist es trockener Ernst mit allem steifen und kleinlichen Ceremoniel.

Unter den längern Erzählungen oder Romanen sind durch A. Remusat's Uebersetzung die beiden Muhmen in Europa am

bekanntesten geworden. Auch hier ist die Erfindung dürftig. Der junge Herr verschmäht die ihm bestimmte Schöne, weil er eine andere für sie hält. Sie wird darum aufs Land gethan, er macht nach bestandenem Examen eine Reise und wird mit einigen Literaten bekannt, die in eine Dichterin verliebt sind; auch sein Herz erglüht für die Verfasserin der zierlichen Verse, er wird von den Genossen bei ihr eingeführt, sie ist natürlich die ihm bestimmte Braut. Ein sinniger Volksglaube der Chinesen läßt den Mann im Mond bei der Geburt die füreinander bestimmten Seelen mit einem unsichtbaren Silberfaden aneinander binden, und darum finden sie einander trotz aller Hindernisse. Etwas Wunderbares wird eingeflochten, aber es ist ziemlich gekünstelt und abgeschmackt. Als der Held nämlich auf der Reise zu Pferde ist, bittet ihn ein ganz außer sich gerathener Mensch um seine Reitpeitsche, weil ein Sternseher ihm gesagt daß er durch dieselbe sein gestohlenes Weib wiederfinden werde; der Held verlangt daß er ihm erst eine Gerte schneide, der Mann steigt dazu auf einen Baum und sieht von da seine Frau in einer verfallenen Kapelle in den Händen der Räuber. Der Held beschließt einen Abstecher zu diesem Sternseher zu machen und lernt unterwegs die Literaten und seine Braut kennen. Aber ganz vortrefflich sind die Genrebilder der Examennoth, der Punschgelage, der Theevisiten, der sinnreichen Gespräche. — Viel reicher an Verwickelungen, eine bunte Reihe von Abenteuern, bietet ein anderer Roman, die glückliche Verbindung, den Davis ins Englische übersetzt hat. Der Vater des Helden ist hier ein freimüthiger Censor oder Wächter des Gesetzes, der um seiner Offenheit und Wahrheitsliebe willen im Gefängniß sitzt; sein edler Sohn rettet ihn indem er sich eines Bedrängten annimmt. Die dem Helden bestimmte Schöne wird von einem Wüstling umworben und diesem von dem Oheim versprochen; mit Geist, Witz, Standhaftigkeit widersteht sie den Anträgen; als sie entführt werden soll, trifft sie der Held, befreit sie; sie rettet ihn wieder von einer drohenden Vergiftung. Neue Intriguen und Gefahren weiß er zu bestehen, auch der verbannte Vater der Geliebten wird zurückberufen, und das Ganze zeigt wie Rechtschaffenheit, Klugheit, Muth im Verein endlich doch zum Siege kommen.

Auch an einigen historischen Romanen fehlt es nicht. In den Rebellen von Chinaingan spielen die Seeräuber eine Rolle. Besonders beliebt ist Sankuetschi, die Geschichte der drei Reiche

von Scho, Wei und Wu 168 — 265 n. Chr. Das Hiſtoriſche wird hier durch romantiſche Züge, durch Liebesgeſchichten und abenteuerliche Begebenheiten gerade ſo ausgeſchmückt wie in europäiſchen Werken ähnlicher Art. Die Epiſode vom Tode des Generals Tſchongtſcho, die Stanislaus Julien überſetzt hat, iſt ſpannend, und zeigt mit welcher Schlauheit und Verwegenheit auch ein Chineſe ſchlechte Mittel für gute Staatszwecke verwendet.

Roman und Novelle ſchildern Privatverhältniſſe, das Familienleben und ſeine Begründung iſt hauptſächlich ihr Stoff, und ſo konnten ſie leicht in China zu einer beachtenswerthen Ausbildung kommen. Die Blüte des Dramas dagegen verlangt Oeffentlichkeit des Lebens und die Freiheit der Perſönlichkeiten im Kampf des Geiſtes; es knüpft ſeinen Urſprung, wo es ſich großartig und kunſtreich entfaltet hat, an die Religion, und von der religiöſen Geſchichte, vom Mythus empfängt es mit dem allgemein anziehenden Stoff zugleich die Tiefe des idealen Gehalts. All dies fehlt in China. Die Schauſpieler ziehen hier gleich Seiltänzern und Gauklern einher, und ſpielen bei Feſtlichkeiten, bei Gaſtgelagen reicher Leute zur Unterhaltung und Beluſtigung. Die Bühneneinrichtung iſt ganz primitiv geblieben; ein Bretergerüſt wird aufgeſchlagen, Decorationen fehlen, die Einbildungskraft des Zuſchauers muß ſie erſetzen, und wenn der General in eine fremde Provinz reiſt, ſo macht er eine Bewegung als ob er zu Pferde ſteige, ſchnalzt mit der Zunge, klatſcht mit der Reitpeitſche und iſt ſofort angekommen. Die Perſonen ſagen immer bei ihrem Auftreten: Ich bin der und der, und beſchreiben ſich dabei nach Stand und Charakter wie in einem Steckbrief, ſtatt daß ſie ſich vor uns entwickelten. Statt daß der Held ſich ein Ziel ſetzt und im Kampf um eine Idee Tod oder Sieg findet, ſtatt der ſo in ſich geſchloſſenen Handlung, ſtatt der Poeſie der That finden wir nur dialogiſirte Begebenheiten, zumeiſt Liebes- und Criminalgeſchichten. Mit der Motivirung wird es gar nicht genau genommen. Es geſchieht Mord und Kinderraub, aber nach vielen Jahren ſind die ins Waſſer Geworfenen oder Erſchlagenen doch gerettet und der Zufall führt die Perſonen der erſten Acte wieder zuſammen. Das Schickſal wird gewöhnlich durch einen höhern Beamten vollſtreckt, der neu in die Provinz kommt, und ohne es zu wiſſen häufig mit der Geſchichte ſelbſt in Zuſammenhang ſteht. Das Stück hat vier Acte, mitunter auch einen exponirenden Prolog. Wie im Vaudeville wechſelt die Proſa der Rede

mit eingelegten Verſen; bei bewegtern Scenen, bei anziehenden Schilderungen fängt die Hauptperſon des Stücks oder der Scene zu ſingen an. Der Inhalt iſt meiſtens dürftig, der Dialog breit, und was ſich vor unſern Augen und Ohren begeben hat, das müſſen wir noch öfters in Monologen oder Zwiegeſprächen uns wiederholen laſſen. Alles wird gleichmäßig ausgemalt ohne die geiſtige Perſpective, die das Große hervorhebt und das Unwichtige nur leiſe andeutet. Wenn z. B. ein Gerichtsdiener die Freiwerberin holen ſoll, ſo dürfte ſie doch wol bald mit ihm kommen ohne daß weiter davon die Rede iſt; in China aber muß ſie auftreten, ſich als die Freiwerberin bezeichnen, wir müſſen die Ladung an ſie hören und der Gerichtsdiener muß ſie nun wieder einführen. Hier und da wird die Sprache den Charakteren angepaßt, der gelehrte Greis redet in ſinnſchweren alterthümlichen Sprüchen, der jugendliche Liebhaber ergießt ſich in lyriſchen Verſen. Die moraliſirende und belehrende Abſicht beherrſcht auch das Drama, und die Moral des Stücks wird gleich der einer Fabel auch direct ausgeſprochen. Das Strafgeſetzbuch verbietet obſcöne Darſtellungen und ſagt: die Bühne ſolle das wirkliche oder erſonnene Gemälde guter und gerechter Männer, keuſcher Frauen, liebevoller und gehorſamer Kinder geben und dadurch die Zuſchauer zur Tugendübung anleiten. Verbrechen kommen vor, aber ſie werden immer entdeckt und beſtraft und haben gewöhnlich ihre Abſicht doch nicht erreicht. Indeß erhebt ſich das Ganze wenig übers Marionettenhafte.

Das chineſiſche Alterthum kannte pantomimiſche Tänze, Darſtellungen der ländlichen Arbeit und des Erntefeſtes, der Mühſale des Kriegs und der Wonne des Friedens; anfangs feierlich, ſpäter üppig wurden ſie durch das Geſetz beſchränkt. Die Chineſen nennen den Kaiſer Hiu-entſong als den erſten Urheber ihres erſten regelrechten Dramas (702—756 n. Chr., alſo zu einer Zeit wo über Indien eine Ueberlieferung des europäiſchen Dramas geſchehen ſein konnte). Der Kaiſer, ein Muſikkenner, leitete ſelbſt eine muſikaliſche Akademie in ſeinem Birnengarten, der ihr den Namen lieh. Ausländiſche Muſiker führten vor ihm ihre Stücke auf. Er ſelbſt ſchuf aus Wechſelrede und Wechſelgeſang in original-chineſiſcher Weiſe das erſte Drama. Die Chineſen zeichnen neben jenen älteſten Werken der Dynaſtie Thang (bis 904) noch diejenigen aus die unter der Dynaſtie Song (960—1119) und

unter den Dynastien Kin und Yuen (1123 — 1341) geschrieben wurden, und geben diesen drei Klassen besondere Namen. Wir erkennen in ihnen eine bessere Stellung der Frauen als seit der Tatarenherrschaft, aber auch die „freie Frau", die gebildete Courtisane macht sich geltend.

Die Waise von Tschao hat schon Voltaire für das französische Theater bearbeitet. Ein von Davis übersetztes Stück, der Alte der seinen Sohn erhält, zeigt uns den Familiensinn, der sein zeitliches und ewiges Heil an die Nachkommenschaft knüpft; es dreht sich um die Beachtung der Grabgebräuche. Der von St. Julien übersetzte Kreidecirkel gibt ein salomonisches Urtheil, indem der Richter zweien Frauen, die um den Besitz eines Kindes streiten, gebietet dasselbe in einen mit Kreide auf den Fußboden gemalten Kreis zu legen, und erklärte nur die rechte Mutter werde es daraus heben können. Die falsche reißt es sofort mit Gewalt an sich, während die rechte es ruhig aufhebt und daran erkannt wird. Bazin übersetzte die Intriguen einer Zofe, welche die schmachtenden Liebenden, die von den verstorbenen Vätern schon einander bestimmt waren, heimlich bei Mondschein zusammenführt, während die Mutter erst will daß das Staatsexamen gemacht und den Ceremonien genügt werde; der Bräutigam, den kurz darauf der Kaiser dem Mädchen bestimmt, ist natürlich der Liebhaber selbst. Sodann das zusammengebrachte Hemd, das eine Courtisane zur Verfasserin hat; an dem halben Hemde, das die Aeltern behalten und die Tochter mit in die Fremde genommen, erkennen die Großältern den Enkel, der als Richter die Verbrechen bestraft, welche Trennung und Noth über die Familie gebracht. Endlich die Rache Teungo's, der unschuldig hingerichteten, deren Schatten dem Vater die Wahrheit offenbart.

Der Geizige, ein chinesisches Drama, erinnert an jene Figur des Harpagon, die aus dem griechisch-römischen Alterthum stammt und von Molière ausgeführt wurde. Der alte Filz will noch das Geld für seinen Sarg sparen, ein Stalltrog könne dazu dienen; der Sohn erklärt daß derselbe zu kurz sei, der Alte sagt: Nun so haue ein Stück von meinen Beinen ab, aber nimm nicht das eigene Beil, denn meine Knochen sind hart, sondern leihe dir die Axt des Nachbars. Das Drama ist reich an solchen scharfen Strichen. — Ein historisches Drama zeigt den Kampf

eines chinesischen Kaisers mit den Tataren. Der Kaiser hat einen Minister ausgesandt ihm die Bildnisse der schönsten Mädchen zu bringen damit er danach seine Gattin wähle; der Minister misbraucht dies um Geld von denen zu gewinnen die nach der Verbindung mit dem Kaiser streben, und übergibt von einem armen, durch Schönheit berühmten Landmädchen ein falsches Gemälde. Aber der Kaiser hat die Holde schon kennen gelernt, und will den Ungetreuen enthaupten lassen. Der entkommt indeß zu den Tataren, zeigt dem Fürsten derselben das echte Bild des Mädchens und entflammt ihn zur Liebe, sodaß dem Kaiser mit Krieg gedroht wird, wenn er die Geliebte nicht ausliefere. Nach langem Kampf willigt der Kaiser ein; sie scheiden schmerzbewegt; wie aber der Tatarenkhan sie über den Grenzfluß führt, stürzt sie sich hinein und ruft dem Kaiser zu: „Dies Leben ist zu Ende, ich erwarte dich im nächsten."

Seit 1644 haben sich die Mantschu der Gewalt in China bemächtigt; aber wiewol diese Dynastie sich möglichst dem Chinesenthum anschließt, wird sie doch als Fremdherrschaft empfunden, und der Zauber ihrer Macht ist durch die siegreichen Angriffe der Europäer gebrochen. Im Innern waltet neuerdings eine Zersetzung und Gärung, in welcher die Elemente socialer und religiöser Neubildung mit der versteinerten Ueberlieferung und dem Verfall sich streiten. Auch China wird in den Strom des allgemein menschheitlichen Lebens hineingezogen werden.

Von China aus hat Japan seine Civilisation empfangen, die es aber mit allerhand seltsamen Träumen nach Art des späten Inderthums und unter dessen Einfluß durch den Buddhismus umspinnt, ohne bisjetzt zu einer originalen und organischen Ideenentwickelung oder künstlerischen Darstellung zu kommen; die Industrie ist vielleicht noch ausgezeichneter als die chinesische; die Behaglichkeit des irdischen Lebens erscheint als der höchste Zweck.

Die Chinesen vergleichen die Entwickelung ihrer Poesie dem Wachsthum eines Baumes: das Liederbuch, der Schiking, sind die Wurzeln; mit Suweitao und Likiao erschienen die Knospen, zur Zeit Kiengans' (um 200 n. Chr.) sproßte er auf, dann trieb er Zweige, und zur Zeit der Thang (im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) ruhten viele unter dem Schatten des Baumes, der Blüten und Früchte trug. Der Prolog des Dramas Pipaki

ſagt: „das Genie hat ſeine Quelle in der Natur, es entfaltet ſich durch die Leidenſchaften, es lehnt ſich an die Gebräuche, an die Gerechtigkeit, und damit es ſich nicht verirre, nimmt es nie ſeinen Weg ohne Führer oder aufs Gerathewohl; es weiß von der Freude an wunderbaren und fabelhaften Dingen abzuſtehen.“ Das iſt das Selbſtbekenntniß des Chineſenthums.

Aegypten.

Indem wir vor die ägyptischen Pyramiden treten, begrüßen wir in ihnen die Marksteine für die Geschichte der Cultur und Kunst. Von da an werden Sprache und Mythus die Grundlage für die gestaltende Phantasiethätigkeit und beginnen die Denkmale, durch welche das Volk oder der einzelne von seinem Dasein und Wirken das sichere und klare Zeugniß der Nachwelt überliefern will, sodaß wir die Cultur nicht mehr blos im Spiegel der Einbildungskraft erblicken oder aus Sprache und Sage uns enträthseln, sondern die unveränderbar feste reale Darstellung des Geschehenen als solche haben. Das Land liegt vor uns wie ein Buch, dessen steinerne Riesenlettern, dessen sinnige Bildwerke uns das Leben ferner Jahrtausende verkündigen.

Es ist nicht zufällig daß diese ältesten Denkmale Architekturwerke sind. Wie das Selbstbewußtsein durch die Bilder der Außenwelt erweckt wird, von denen es sich unterscheiden und auf sich selbst beziehen lernt, so sind es auch die Formen der räumlichen Erscheinung in welchen der Geist zuerst sein Inneres ausprägt und kund gibt, für andere selbst wieder zu einem Gegenstand macht. Wie sich sein Bewußtsein am Licht der Natur entzündet, so äußert sich seine Freiheit zunächst darin daß er dieselbe bearbeitet. Räumliche Anschauungen bewegen sich lange vor der Kinderseele, aber erst wenn sie sich selbst erfaßt hat und ihr eigenes Beharren in dem Wechsel der Zustände wahrnimmt, kommt sie zur Vorstellung der Zeit und des werdenden Lebens. Dies werdende Leben im Fluß der Zeit und im Wechsel der eigenen Zustände, oder die allem Sein und Werden in gleicher Weise zu Grunde liegende Idee künstlerisch darzustellen ist darum auch das spätere. Die Anfänge der Musik und Poesie finden sich allerdings auch in der Urzeit, aber die Vollendung fällt in

eine spätere Epoche, während die plastischen Schöpfungen Griechenlands unübertroffen dastehen und die Architektur im Orient die tonangebende Kunst ist.

Die anorganische Natur bildet die Grundlage für die individuellen Organismen; so bereitet die Architektur der Darstellung des individuellen Lebens die Stätte, indem sie die Materie nach deren allgemeinstem Gesetz, nach Schwere und Ausdehnung, ergreift, und zum Hause des Geistes gestaltet, das Weltganze als ein in sich beruhendes, im Gleichgewicht widerstrebender Kräfte getragenes, in sich geschlossenes darstellt. Zugleich sind es die Grundstimmungen der eigenen Innerlichkeit die das Volk bauend sich selber zur Anschauung bringt, und so wird das Werk zum Symbol der Natur und des Geistes; denn der Geist ist durch seine Naturauffassung selber bestimmt und wird an ihr seiner selbst inne; er lebt zunächst in dieser Untrennbarkeit von der äußern Umgebung, und die Erscheinungen derselben, welche einen Gedanken veranlaßt haben, bleiben sofort auch dessen Träger und sichtbare Darstellung.

Im Architektonischen und Symbolischen haben wir das lösende Wort für das Räthsel des Aegypterthums; darin ist seine Stufe in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit bestimmt. Die Vergleichung der Sprache und der Religion hat dahin geführt daß ehe die Semiten und Arier ihre Scheidung vollzogen und in neue große Bewegungen eintraten, ein conservativer Stamm sich abermals abtrennte, wie es schon früher durch die Chinesen geschehen war, und dem Semitischen näher stehend als dem höher entwickelten Arischen, die alterthümliche Weise mit sich nahm und einen Ort suchte wo er dieselbe treu bewahren und nach ihrer eigenen Beschaffenheit ausbilden konnte ohne neue und andere Bahnen einzuschlagen. So ward Aegypten am Nil gegründet.

Die Bewegung des mythenschaffenden Geistes findet einen bleibenden Ausdruck im Symbol, in dem Bilde das ihr Resultat verkörpert; und soll der Niederschlag jener Thätigkeit festgehalten und als solcher bewahrt werden, so darf er nicht blos im wandelbaren Gemüth, im flüchtigen Wort behalten werden, sondern er verlangt seine Ausprägung in der räumlichen Form, in beharrendem Stoff. Mythus und Symbol verhalten sich schon von Haus aus wie Dichtung und Bildwerk. Der ägyptische Geist bewegt sich nicht mytheuerzeugend in fortwährender Regsamkeit, sondern

jede Gestaltung wird ihm sofort zum bleibenden Symbol; der Geist bannt die schwankende Erscheinung in feste Form, aber damit verpuppt er sich selbst und die Idee erstarrt in Stein. Das ist das eine. Das andere ist das Architektonische. Es geht aus der Gesammtthätigkeit des Volks unter der strictеn Herrschaft eines einzelnen hervor, es bewältigt die Natur durch die Macht des Maßes, es ist ein Ausdruck strenger Gesetzlichkeit, es zieht alles Besondere und Individuelle in seine Norm und Gemessenheit hinein und unterwirft es dem einmal angenommenen Kanon, es richtet sich auf das Erhabene und Kolossale, es zeigt die Macht des Einen über das Viele durch Wiederholung und Symmetrie, die Ruhe der Dauer ist sein Ziel, sein Werk ist ein Denkmal, ein Symbol dessen an das es erinnern, das es festhalten soll. Die Aegypter sind das Volk der Erinnerung, der Denkmäler; ihr Sinnen und Trachten ist das Gegenwärtige zu verewigen, darum müssen sie es in den festen Formen der räumlichen Erscheinung ausprägen. Und hier kommt das Land ihnen entgegen. Nicht blos daß die landschaftliche Natur im Gemüth sich abspiegelt und das Bewußtsein sich in sie versenkt, sie bietet ihm im Kalk- und Granitgestein das Material für ebenso umfassende als dauernde Werke, und die klare trockene regenlose Luft läßt dieselben nach Jahrtausenden bestehen so frisch wie am ersten Tage. Auch Bunsen sagt: „Im Norden zerfrißt Regen und Frost, im Süden zersprengt oder überwächst wucherndes Pflanzenleben die Denksteine der Zeiten; China hat keine Baukunst die den Jahrtausenden trotzt; Babylon nur Ziegeln; in Indien entziehen sich kaum Felsen der üppigen Naturkraft: Aegypten ist das Denkmalland der Erde, wie die Aegypter das Denkmalvolk der Geschichte sind.“ Schon Herodot hat Aegypten ein Geschenk des Nil genannt. Von einem Hochland in der Nähe des Aequators aus kommen verschiedene Flüsse in einem Felsenthal zusammen, und nachdem der vereinte Strom sich über verschiedene Bergzüge durch Kataraкte den Weg gebrochen, fließt er anderthalb hundert Meilen weit ruhig dem Meer zu, Gebirge und Wüsten zu seinen Seiten, zwischen beiden aber ein Raum von mehreren Meilen, dessen Grund das höchst fruchtbare Erdreich bildet welches der Nil von seinen Quellen her in feingetheilter Masse herabführt und als Niederschlag seiner Ueberschwemmungen zurückläßt. Ihre Veranlassung sind der tropische Regen und das Schmelzen des Schnees im Hochgebirge; sie

war den Alten unbekannt, aber die feste jährliche Wiederkehr bot sich den Anwohnern sogleich mit der Sicherheit der Naturordnung dar. Noch heute feiert man im Juni die Nacht des wundervollen Tropfens, welcher der Sage nach den Strom schwellt; er beginnt allmählich zu steigen je heißer es wird, und die Wasserfülle deckt den Staub und kühlt die Luft, wenn der Fluß aus seinen Ufern tritt und das ganze Thal als sein Bett erfüllt; in der zweiten Septemberhälfte fängt er wieder an zu sinken, und wenn er im Spätherbst das Land wieder verlassen hat, dann braucht man die feuchte Erde kaum mit dem Pflug zu lockern, dann genügt es den Samen zu streuen und die Heerde darüber zu treiben daß sie eintrete; die Saat geht freudig auf und reift der Ernte zu.

So bot sich das Land dem Ackerbau dar und mußte zugleich den erhaltenden und beharrenden Sinn, der diesem eignet, ganz besonders nähren. An der Stelle mannichfaltiger Witterungswechsel und einer bunten Fülle des Naturlebens standen die einfachen und regelmäßigen Gegensätze einer Zeit der Ueberflutung, die zur Ruhe, zum Verkehr auf dem Wasser, zur festlichen Heiterkeit einladet durch den Segen den sie verheißt, und einer Zeit der Arbeit und Anstrengung wenn das Land trocken liegt, die einfachen Gegensätze des unfruchtbaren Gebirges und der Wüste mit dem reichen Thal. Alles Leben, sagt Schnaase treffend, erschien in der Gestalt des Gegensatzes, der das Gemüth auf den größten aller Gegensätze, auf den von Leben und Tod zurückführen mußte; aber das Herbe desselben wurde wieder dadurch gemildert daß die heilsame rettende Gotteskraft des Nil in ununterbrochener Regel zurückkehrte, daß für das Volk seiner Ufer keine Ungewißheit, keine Bangigkeit da war.

Aber um solche Naturverhältnisse zu verwerthen bedurfte es der Cultur, das Land bot dem einwandernden Stamm nur die Bedingungen dar, die Geisteskraft mußte sich derselben bemächtigen; die Vorsehung mußte das dem Boden wahlverwandte Geschlecht zu ihm hinleiten, dies durfte auf dem Wanderzug aus Hochasien nicht eher halt machen als bis es die schicksalsvolle Stelle gefunden hatte, wo sich im Zusammenhang von Land und Leuten der älteste staatliche Organismus gestalten, die Ordnung der Gesellschaft sich an der Ordnung der Natur entwickeln konnte. Das Princip des Aegypterthums ist wie in allem Menschlichen der Geist; die Natur gewährte aber seiner Eigenthümlichkeit den

entsprechenden Boden und Stoff für die organische Lebensgestaltung. Der innere Sinn, auf das Feste und Dauernde gerichtet, ward hier nicht aus sich herausgeführt, sondern durch die unverrückbare Grundlage, mit welcher der Fluß sich als Ausgangspunkt der Cultur bot, nur genährt und entfaltet. Aber wer diese Natur ausnutzen wollte, der mußte lernen die Wohnungen gegen die Ueberschwemmung zu sichern und diese selbst zu regeln, indem man das Wasser zum Stehen brachte, nach allen Orten hinleitete oder aus sumpfigen Niederungen zum Abfluß führte. Dies verlangte die Beobachtung des Standes der Gestirne, bei welchem die Flut eintrat oder sank, und daraus ergab sich wieder die Verknüpfung der himmlischen und irdischen Erscheinungen zum Zusammenhang eines großen Ganzen, die Anerkennung der göttlichen Ordnung, die dem Menschen alles Heil gewährt, und der Gedanke daß das menschliche Leben der Natur entsprechen müsse. Es entwickelte sich die Kunde von Maß und Zahl und man bedurfte ihrer um durch Dämme und Kanäle die Ueberschwemmung auf das zweckmäßigste zu verwenden ohne von ihr Schaden zu leiden. Eine messende und bauende Thätigkeit des Volks ward Bedürfniß, und die hier die Wissenden waren und ihre Einsicht als Familienüberlieferung wahrten, gewannen dadurch Einfluß und Ansehen. Endlich aber war ein einiger Wille nöthig, der überall Zeit und Ort bestimmte wo jetzt gebaut, wo dann die Schleusen geöffnet, die Dämme durchstochen werden sollten, und das Volk fand sein Wohl im Gehorsam, wenn dieser Wille ein weiser war.

Das ägyptische Reich erwuchs aus der Verbindung der Gaugemeinden; aber erst als im 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung der König Menes die beiden Staaten von Ober- und Unterägypten zu einem Ganzen verband, trat er an die Spitze der weltgeschichtlichen Cultur seines Volks als deren Begründer und Eröffner. Sprache, Schrift, Religion, Sitte waren schon vorher ausgebildet, die ältesten Werke der Baukunst, der Kanal den Menes anlegte um den Nil so zu leiten daß er den gesicherten Boden für die Stadt Memphis gewann, die Pyramiden, die bald als die Grabdenkmale der Könige errichtet werden, zeigen daß Kunst und Wissenschaft bereits vor Menes geübt und gepflegt worden. Familienliebe, kindlicher Gehorsam, sittliche Strenge, Achtung vor dem Wort des Weisen, das Vertrauen daß es dem gut gehe der gut handelt, wird in Schriften

aus dem alten Reich vielfältig dargelegt. Die Frau ist des Hauses Vorsteherin; Gattinnen, Schwestern gesellen sich den Männern bei allen feierlichen Handlungen; der Name der Mutter wird gern dem der Person hinzugefügt. Das familienhafte Element der ursprünglichen Menschheit macht sich im alten Aegypten zunächst dadurch geltend daß die Einheit und Gemeinschaft der Familienglieder ihnen den Berufskreis bestimmt, daß der Hirte, der Ackerbauer, der Handwerker, der Priester seine Kenntniß und Fertigkeit den Seinen überliefert und diese in ihrem Stande beharren. Was Gewohnheit und Sitte mit sich brachte, ward in Aegypten nicht vom Volksgeist oder dem Drang nach persönlicher Freiheit oder von Bewegungslust gebrochen, sondern durch das Gesetz befestigt, und so gingen in Aegypten die Kasten aus dem Trieb des Volks nach Erhaltung und Abschließung des Bestehenden hervor; aber die Heirathen aus einem Lebenskreise in den andern waren ein gemeinsames Band, und ein Gefühl des gleichen Menschenthums, der gleichen Gottesverehrung, der gleichen Stellung dem Ewigen gegenüber begründete ein einiges Nationalbewußtsein. Der König gehörte in der Regel den Kriegern an und ward, weil er auch die höchste Leitung der religiösen Angelegenheiten hatte, unter die Priester aufgenommen, aber er konnte auch aus dem Volk hervorgehen und war auch so der sichtbare Stellvertreter und Sohn des höchsten Gottes. Im alten Reich erbaute Sesortosis den prachtvollen Reichspalast, der für die Vertreter der Gaue seine besondern Höfe und Gemächer hat und je die Besten um den König vereint, und der König selbst unterliegt dem Todtengericht das über ihn gehalten wird. Erst nach der Fremdherrschaft der Hykšos führen die Pharaonen die Peitsche als das sprechende Symbol ihrer Gewalt, und prunken in üppigem Glanz, während sie das Mark des Volks verzehren, das dann sammt ihnen den Persern, Hellenen und Römern erliegt. Aber unter dem Druck der Könige wie unter der Oberherrschaft der Semiten und Arier erhält sich die Volkssitte sammt Religion und Kunst.

Das älteste Denkmal des ägyptischen Geistes, das erste und ursprünglichste Werk der Phantasie des Volks ist die Sprache; auch sie trägt ein architektonisches Gepräge; das Selbstbewußtsein zeigt sich mit seiner schöpferischen Freiheit, das Unorganische wird bewältigt und die organischen Triebe beginnen sich zu entfalten. Das Architektonische zeigt sich darin daß die Stellung

der Worte noch ihre Beziehung und Bedeutung für den Sinn und Zusammenhang des Satzes bedingt, daß die Formendungen noch ihren Gehalt als Wurzeln bewahren und sich an das Stammwort ansetzen ohne es viel zu betheiligen. Die Stämme aber sind bereits wie die Werkstücke vom Werkmeister für den Satzbau hergerichtet, sie gelten nicht mehr gleich für Nennwort, Eigenschaftswort, Zeitwort, sondern sind Wurzeln geworden aus denen die unterschiedenen Nenn-, Eigenschafts- und Zeitwörter gebildet werden. Die Beziehung zwischen Ding und Eigenschaft, die der Semite durch „er", der Arier durch „ist" ausdrückt, kann das Aegyptische auf beide Weise bezeichnen (der Baum er groß, der Baum ist groß), aber auch weglassen und durch die Wortfügung andeuten (Baum groß). „Der Aegypter" sagt Bunsen, „denkt sich alles wie es einst der Angelsache in einzelnen Fällen that. Wenn dieser die begrenzende Bestimmung der Zeitdauer wie a matutino ad vesperam ausdrücken will, so gebraucht er zwei seiner Form- und Verhältnißwörter indem er sagt from morning till evening. Als diese Worte ihm einst verständlich waren, hatte er vier Vollwörter vor sich, welche ihm bedeuteten: Anfang Morgen Ziel Abend." Wenn ein und dasselbe einsilbige Wort sehr verschiedene Dinge und Handlungen ausdrückt, so ist es bald die Bezeichnung des Eindrucks, den sie gleichermaßen auf die Seele gemacht, bald aber auch eine Eigenschaft die sie gemein haben, wie wenn ha beginnen, Tag, anführen, Haupt, Gemahl bedeutet, also ein Herrschendes und Erstes. Zum Verständniß wird aber dabei und bei weiter auseinander liegenden Begriffen auf die Wortstellung, auf den Ton und auf die Geberde noch mitgerechnet wie im Chinesischen. Solche artikulirte Laute vergleiche ich darum behauenen Steinen, die ihre Function durch ihre Stellung im Ganzen erhalten.

„Die großen Grundpfeiler des sprachlichen Weltbewußtseins der alten Völker, ja unserer noch lebenden Sprachen, die einsilbigen Grund- und Hauptwörter jeder Sprache finden sich fast sämmtlich als gemeinsames Gut, als Erbtheil der Urwelt (wo Arier und Semiten noch ungeschieden waren). Nicht wie großentheils bei uns als verachtete Vor- und Formwörter oder als übersehene Formsilben, noch auch wie besonders bei den Semiten in einer spätern kunstvollen systematischen Umkleidung, sondern in ihrer vollen Herrlichkeit und in ihrer ursprünglichen oder dem Ursprünglichen sehr nahen Einfachheit und kindlichen Nacktheit.

Im Aegyptiſchen beginnt der organiſch bildende Geiſt gleichſam zum erſten mal und ſchüchtern die Flügel zu ſchwingen: die Stammhaftigkeit der einzelnen Wörter widerſtrebt noch ganz der Formbildung und macht ſich geltend durch ſtarre Unveränderlichkeit.“ So Bunſen. Aehnlich ſagt Steinthal daß wie die Aegypter die gerade Linie, die reine mathematiſche Figur, damit im Geiſt und von der Wirklichkeit abgeſehen ideal eine Form geſchaffen haben, ſo ſich auch bei ihnen zuerſt die Reinheit einer aus dem Geiſt herausgebildeten grammatiſchen Form zeigt, wenn auch ohne Fülle, ohne Wohlklang, in nackter ſteifer Einfachheit. Und weil ſich die Formſilben dem Stamm nur anlehnen und nicht durch organiſche Verſchmelzung mit ihm ihre eigene Bedeutung verlieren, ſo werden ſie auch nicht abgeſchliffen, ſondern treu erhalten, und der conſervative Sinn Aegyptens zeigt ſich auch darin daß die Sprache der verſchiedenen Jahrtauſende wenig verändert wird.

Eine beſonders ausgezeichnete That der ſymbolbildenden Phantaſie der Aegypter iſt ſodann ihre Schrift, die Hieroglyphe. Der auf das Dauernde gerichtete Geiſt will auch den Gedanken und das Wort im Bilde feſthalten, auch ſie zum Denkmal machen, oder durch ſie das Denkmal erläutern. Die Hieroglyphenzeichen ſind dreifacher Art: Dingbilder, welche den gemeinten Gegenſtand einfach abzeichnen, Sinnbilder, welche theils auf abgekürzte Weiſe das Ganze durch einzelne Theile andeuten, oder ſymboliſch einen Begriff veranſchaulichen, und endlich Lautbilder, welche einen Buchſtaben durch das Bild des Wortes ausdrücken das mit ihm beginnt: alſo Adler (achem) für A, Löwe (labu) für L. Dies letztere ward bei Eigennamen nöthig, von da aus ſchrieb man auch andere Worte mit Lautzeichen, oder ſtellte ſolche neben das Ding- und Sinnbild. Es verſteht ſich von ſelbſt daß hier eine beſtimmte Regel eingehalten werden mußte, daß man gewiſſe Zeichen nur ſachlich, ſymboliſch oder lautlich brauchte, und ſo hat Bunſen 460 Dingbilder, 120 Deutbilder und gegen 200 Lautbilder zuſammengeſtellt. Die einfachſten Zeichen oder wiederum Abkürzungen derſelben nahm man für eine prieſterliche Schrift und für den Volksgebrauch, in welchem ſie aber als Buchſtaben galten; für die Denkmale blieben die Hieroglyphen während der ganzen Dauer des ägyptiſchen Reichs im Gebrauch. So verknüpft ſich die Schrift mit der Architektur, ſie iſt eine Zierde der Bauwerke, und trägt zugleich das ſymboliſche und architektoniſche Gepräge.

Die alte Sprache, die mit einer und derſelben Stammſilbe verſchiedene Bedeutungen ausdrückt, führt zunächſt nicht auf die Buchſtabenſchrift, ſondern auf das abbildende, darſtellende Zeichen. Man zeichnet alſo Mann, Frau, Haus, Mondſichel, Sonnenſcheibe, Pferd, Wagen, Schiff, Pfeil, Hand einfach hin. Aber bald wird die Sache verwickelter, wenn Haus und Tempel, Wein und Milch, das Kind und der Erwachſene unterſchieden werden ſollen. Hier tritt ſogleich der Scharfſinn und die Einbildungskraft thätig auf, und es wiederholt ſich das urſprüngliche Werk der Sprachgeſtaltung, das den Laut zum Träger des Gedankens macht und das Geiſtige durch das Sinnliche offenbart. Das Kind wird durch den an den Mund gelegten Finger als das ſaugende oder noch ſchweigende ausgedrückt, die beſondere Form des Wein- und Milchgefäßes verkündet den Inhalt, eine Linie über einer Schale den Honig. Zwei erhobene Hände drücken das Gebet aus, ein ausgeſtreckter Arm mit einem Brot das Darreichen und Geben. Der Prieſter blickt im geiſtlichen Gewand betend zu einem überſtrömenden Spendkrug auf und wird dann auch durch dieſen allein dargeſtellt. Die Biene ſymboliſirt das arbeitſame dem König gehorſame Volk. Ein Viereck deſſen untere Seite offen iſt, bezeichnet das Haus, das Gotteshaus durch das hinzugefügte Bild des Gottes. Der allumſpannende Himmel iſt eine herabſchauende weibliche Figur, deren Körper wagrecht liegt, während Arm und Beine niederhangen; dies kürzt ſich ab durch eine wagerechte Linie mit abwärts geneigten Enden. Den Begriff des Guten und Schönen drückt eine Laute aus, das Harmoniſche, Wohlgeſtimmte. Das Wort iri heißt Auge, Sohn und machen; das Bild des Auges drückt die drei Begriffe aus; eine nach außen gehende Thätigkeit ſtellt man durch ein Auge neben zwei vorſchreitenden Beinen dar. Der Sinn der Aegypter für das Thierleben waltet auch hier; ſie beobachten daſſelbe und machen es ſo vorwiegend zum Symbol, daß die Griechen die Hieroglyphen auch Thierbilder nennen konnten. Die Straußfeder, die ſich immer gleich bleibt, wird zum Zeichen der Wahrheit, der Palmzweig, deſſen Zacken die Theile des Jahres andeuten, zum Bild des Jahres; vom Geier ſagt man daß er nur weibliche Jungen habe, er drückt die Mütterlichkeit aus; das Vordertheil des Löwen bezeichnet Muth und Stärke.

Die bildliche Darſtellung iſt concreter als das Wort, in welchem die Allgemeinheit des Gedankens liegt; jene drückt

Anſchauungen, dieſes Vorſtellungen aus; nicht das Thier, der Vogel, die Pflanze, ſondern beſtimmte Weſen, der Stier, der Falke, der Lotos werden dargeſtellt. So lebt der ägyptiſche Geiſt im Beſondern, in der Naturanſchauung, aber er ſucht ſich an ihr zum Gedanken zu erheben, und dadurch wird ihm das Beſondere und Sinnenfällige zum Symbol der Idee; die ganze Natur iſt ihm ein Symbol, eine ſichtbare Erſcheinung des Ewigen und Unſichtbaren, und ſo ſucht er die Erſcheinungswelt zu deuten und die gefundene Bedeutung, den Sinn der Dinge, wieder durch ſie auszudrücken, indem er ſie zum Sinnbild, zur Darſtellung des Gedankens macht. Und auf dieſe Art ſagt dem Beſchauer die Hieroglyphe oft mehr als das Wort, und regt ihn zum Nachſinnen an. So konnte die Welt durch das vereinte Bild des Käfers und Geiers dargeſtellt werden und das erweckte ſofort die Vorſtellung ihres Beſtehens durch das Zuſammenwirken der zeugenden und empfangenden, väterlichen und mütterlichen Kraft und Weſenheit; ſie konnte aber auch als eine in ihren Schwanz beißende Schlange gemalt werden; und man ſah in ihr den in ſich geſchloſſenen Kreis des Lebens, und erinnerte ſich bei der Schlange ſelbſt an das Abwerfen der Häute, an die Verjüngung die im Wechſel der Formen das Ganze des Seins erfährt. Selbſt wenn das Bild nur Buchſtabenzeichen war, wählte man die Dinge dem darzuſtellenden Begriff gemäß oder ſuchte die Gegenſtände ſinnvoll zuſammenzuſtellen.

Die ſichere Erkennbarkeit der Hieroglyphen verlangte die ſcharfbeſtimmte Zeichnung, zugleich aber den gleichbleibenden Typus in der Darſtellung der Gegenſtände, und wenn dort die feſte Hand und der Schönheitsſinn unſere Bewunderung erwecken, ſo mögen wir in der conventionellen Stiliſirung wieder ein architektoniſches Element erkennen, wonach das Weſentliche hervorgehoben und ſchematiſch veranſchaulicht wird. Wir können abſchließend mit Bunſen ſagen: „Der reine und ſeltene Kunſtſinn des Aegypters zeigt ſich in dieſem ſeinem eigentlichſten Urdenkmale ebenſo glänzend wie ſpäter in den Denkmälern der Zeit der Pyramiden, des Labyrinths und der thebaiſchen Tempelpaläſte. Jede Auffaſſung für die Schriftbildung iſt klar, alſo rein menſchlich; ſcharf- und tiefſinnig, alſo philoſophiſch; poetiſch, alſo ſchön; für die Zuſammenfügung zu einem Ganzen geeignet, alſo architektoniſch.“

Wenden wir uns von der Sprache und Schrift zur Religion,

ſo ſtehen auch hier die Ideen zunächſt in den ſymboliſchen Göttergeſtalten da, und wir haben einen ſehr ſeltſamen und räthſelhaften Polytheismus, wenn uns die Alten von drei Kreiſen berichten in welchen zuerſt 8, dann 12 Götter, endlich 30 Halbgötter verbunden ſind, und wenn dieſe Kreiſe zugleich als Dynaſtien erwähnt werden, deren Angehörige nacheinander in der Herrſchaft ſich gefolgt ſeien. Doch lichtet ſich das Dunkel durch die Denkmalforſchung, und wir lernen unterſcheiden zwiſchen dem was die Prieſterdogmen zuſammenklügelten und dem was urſprünglicher und bleibender Volksglaube war. Wie der ägyptiſche Staat aus den Gaugemeinden, ſo erwuchs die Vielgötterei aus der Zuſammenfügung der verſchiedenen Lokalculte. Die eine und gemeinſame Gottesidee ward an verſchiedenen Orten nach verſchiedenen Seiten aufgefaßt und in einem eigenthümlichen Symbol veranſchaulicht; deshalb konnte man die mannichfaltigen Geſtalten leicht zuſammenſtellen und ſie konnten auch anderwärts verehrt werden, wenn auch Horos der Gott von Edfu, Khem der Gott von Koptos, Kneph der Herr von Esneh blieb und ſie dort ihren Cultus hatten. Und ſo konnte eine Geſtalt in die andere übergehen und eine Verſchmelzung mehrerer, eine Häufung der Attribute eintreten, da jeder beſondere Gott urſprünglich das eine göttliche Weſen ausdrückte und in den vielen Göttern nur die mannichfaltigen Namen und Seiten des Einen erſchienen. Und ſo reden denn die Denkmäler ausdrücklich von dem einen Gott, von dem in Wahrheit allein Lebenden, von dem Herrn der Anfänge, der ſich ſelbſt erzeugt hat. Keine aſiatiſche oder europäiſche Mythe ſtammt aus Aegypten, wol aber weiſen manche Namen und Geſtalten der Götter auf Aſien hin und haben dort mit verwandten griechiſchen Formen des Glaubens ihre gemeinſame Wurzel. Wir finden in Aegypten den ſymboliſchen Niederſchlag einer urſprünglichen Mythenbildung, und eine reichere Götterſage entwickelt ſich in Bezug auf Oſiris erſt im neuen Reich nicht ohne kleinaſiatiſchen oder helleniſchen Einfluß. Die Ideen aber ſind die erſten und allgemein menſchlichen von Gott als dem Herrn des Seins, wie er im Licht, im Himmel ſich offenbart, von ſeiner weltſchöpferiſchen Macht und von der Unſterblichkeit der Seele; die Eigenthümlichkeit des Aegypterthums beſteht hauptſächlich darin daß die Thierſymbolik und die Seelenwanderung ausgebildet wird, und daß im Oſiriscultus die Richtung auf das ewige Leben mit vorwiegend ſittlicher Tendenz entwickelt iſt.

Das Licht des Himmels und seine belebende Kraft hat einen Kern und Quell in der Sonne, und so wird ihr Dienst in Aegypten herrschend; ursprünglich symbolisirt sie die göttliche Macht, Wahrheit und Güte, und die Bildwerke zeigen den Sonnengott kämpfend gegen die Schlange der Finsterniß; aber die Gefahr des Symbolismus, daß die äußere Hülle und Erscheinungsform für das Wesen genommen wird, trat darin hervor daß Amenophis IV. für eine Zeit lang durch den Dienst der Sonnenscheibe alle andere Gottesverehrung ersetzen wollte. Ruhm dir, heißt es in den Inschriften, Ruhm dir, Schöpfer der Monate, Urheber der Tage, Zähler der Stunden! Und unter harfenspielenden Sängern stehen die Worte: Du bist der höchste Gott, der bei Tagesanbruch die Welt erfreut. Die Thiere des Feldes verlassen ihr Lager, die Vögel erheben sich aus den Nestern, zu begrüßen den Glanz der lebendigen Sonnenscheibe. Noch mehr zeigt sich diese Gefahr im Thierdienst. Nicht daß die Aegypter ursprünglich Ochsen, Katzen und Schlangen für Götter gehalten und angebetet hätten; aber die Phantasie gestaltete die in den Naturerscheinungen waltenden Mächte als Thiere, und die Aegypter hielten dies fest; sie sahen in den Thieren Symbole der schöpferischen Lebenskraft, der Fruchtbarkeit, der Lebensverjüngung, sie fanden dadurch Anklänge an das was sie als das Göttliche ahnten und erkannten, das Thier ward ihnen dann das sichtbare Zeichen der Idee, es diente ihnen im Allerheiligsten des Tempels statt einer Bildsäule des Gottes oder diese Bildsäule ward durch den Kopf des ihm geheiligten Thiers charakterisirt. Wie den Aegyptern überhaupt ein stabiles Thun und typisches Wirken für das Höchste galt, so imponirte ihnen das sich gleichbleibende instinctive Wesen der Thiere; diese waren ihnen zugleich lebendig und geheimnißvoll wie die Götter und gaben ein Bild des beseelten Naturganzen, des in die Natur versenkten Geistes. So stellte der Sphinx, der Kopf des Menschen auf dem Löwenleibe, Götter und Könige dar, und zeigt unwillkürlich die Gebundenheit des ägyptischen Geistes an die Natur, und bei den Ammonsphinxen tritt wieder sein Widderkopf an die Stelle des Menschenantlitzes. Die Priestersage von diesem Widderkopf bestätigt unsere Auffassung. Konsus, der den Griechen den Herakles vertritt, berichtet Herodot, habe durchaus den Ammon sehen wollen, und seinem Drängen habe dieser endlich nachgegeben und sich in das Fell eines Widders gehüllt

und deſſen abgeſchnittenen Kopf vorgehalten. In dieſer Erzählung ſieht auch Döllinger den Urſprung des Thiercultus angedeutet, deſſen Gründe in dem Bedürfniß die verborgene Gottheit zu ſchauen und ſich nahe zu wiſſen, und in der Scheu vor dem geheimnißvollen Weſen und Treiben der Thiere zu ſuchen ſeien. So galt denn der Apis, ein Stier mit beſondern Zeichen (die Geierfigur auf dem Rücken bezeichnete die Mütterlichkeit, ein käferähnlicher Fleiſchknoten an der Zunge den Scarabäus, die männliche Kraft der Gottheit) für ein Symbol, dann für die Incarnation des ſchöpferiſchen Lichtgottes Ptah, und es hieß daß ihn die Kuh durch einen Blitz vom Himmel empfangen. Und ſo ſah das Volk allmählich ſeine Götter ohne weiteres in den heiligen Thieren; man hegte ſie als Herren des Hauſes und der Stadt, man betete ſie an, und Weiber entblößten ſich vor dem heiligen Ochſen zu Memphis oder gaben ſich dem Bock zu Mendes preis.

Die Idee Gottes im Gemüth des Menſchen iſt das erſte, ihre Verknüpfung mit dem Naturleben das zweite; was in Aſien begonnen war, bildete Aegypten fort, aber nicht in der flüſſigen Dichtung der Göttergeſchichte, ſondern im Symbol des ſtarren Bildwerks. Anknüpfend an die Sprache ſagt Bunſen: „Die Kräfte in den Dingen werden dargeſtellt als wirkliche Gottheiten; die Eigenſchaften werden Beinamen von Göttern oder Göttinnen; dann wieder eigene ſelbſtändige Gottheiten, gerade wie ein Beiwort ein Nennwort wird und wie alle Nennwörter urſprünglich Eigenſchaftswörter waren mit Hinzudenken oder Hinzuſprechen der Dinge ſelbſt. Die mythologiſche ſinnbildliche Form iſt das Eigenthümliche des Aegypterthums auf dem Gebiete des Gottesbewußtſeins: die Umwandelung des Sinnbildes in eine Selbſtändigkeit, alſo die Abgötterei, iſt eine Entartung, deren Grund einestheils in der Schwäche des menſchlichen Geiſtes bei einem maſſenhaften Auftreten liegt, anderentheils in der Stärke des Gottesbewußtſeins und des innern Triebes zu deſſen künſtleriſcher Ausbildung und Darſtellung.“

Betrachten wir die hauptſächlichſten Göttergeſtalten um in ihnen die Beſonderheit ägyptiſcher Phantaſie kennen und die Bildwerke dadurch verſtehen zu lernen, ſo wiſſen wir zunächſt daß Menes, der Gründer des Reichs, das Heiligthum des Ptah erbaute. Manetho ſtellt dieſen an die Spitze der Götter. Inſchriften bezeichnen ihn als Vater der Sonne, die er dann vor ſich her

bewegt; so ward ihm der Scarabäus geheiligt, ein Käfer der eine Kugel von Osten nach Westen wälzt; da ihn die Griechen Hephästos nennen, erkennen wir in ihm den ursprünglichen Gott der im Licht des Himmels sich offenbart, und danach heißt er dann der Herr des gnädigen Angesichts, der Herr der Wahrheit, die als seine Tochter Ma personificirt wird und wieder die geordnete Welt als die wahrhaftige Offenbarung Gottes bezeichnen kann. In Philä war er dargestellt wie er das Weltei auf einer Töpferscheibe bildet, und danach hat man den Namen nach dem semitischen pata Eröffner des Welteis gedeutet und ihn mit der in den Patäken der Phönizier entfalteten Schöpferkraft zusammengestellt. Nach ihrem Symbolismus bildeten ihn die Aegypter bald als Kind, um das immer neugeborene Licht, den ewigjungen Gott zu veranschaulichen, bald als Mann in mumienhafter Umhüllung mit dem Scepter in der Hand, und mit dem sogenannten Nilmesser, einem Stabe mit vier Querstäben, in denen Passalaqua sowol die vier Weltzonen und Elemente als die vier Stufen des geistigen Lebens und der Seelenwanderung sieht. In Theben ward Ammon verehrt; die Alten deuteten den Namen als den Verborgenen, Neuere als den Bildner. Er ist die im Verborgenen waltende geheimnißvolle geistige reine Wesenheit, die in der Natur ihre Entfaltung und Offenbarung, ihre sichtbare Gestalt, ihren Leib hat. Auch er heißt der Herr des Himmels, König der Götter, und wird thronend in menschlicher Gestalt dargestellt, verschmilzt aber sehr bald mit Kneph und Ra. Auch Kneph ist der Weltbildner mit Topf und Scheibe; der Widder symbolisirt seine Zeugungskraft und leiht ihm sein Haupt, und da man in Ammon dasselbe Wesen sah, gab man auch ihm den Widderkopf, sowie auch dem Khem in Chemnis, in dem die Griechen ihren Pan sahen. Ammon in seiner Kraft heißt Ra, oder artikulirt Phra, woher der Name der Pharaonen, Phrasöhne stammt, er ist der Sonnengott: „Der Herr in beiden Welten, der in der Sonnenscheibe thront, der sein Ei bewegt, der geoffenbart ist im Abgrund des Himmels.“ Auch er erscheint auf Denkmalen als der höchste und schaffende Gott, und heißt der einzige Erzeuger im Himmel und auf Erden, selber unerzeugt. Es ist die Idee Gottes an die Sonne geknüpft. Er war anfänglich der alleinige; als man die Lokalculte zusammenstellte, galt er in Memphis für den Sohn des Ptah, in Theben aber sah man Ammon den Verborgenen in ihm offenbar geworden, und so

verehrte man vorzugsweise den Ammon-Ra. An andern Orten ward in Mentu die aufgehende, in Atmu die untergehende Sonne personificirt, und wenn Ra mit Arueris, Mandulis, Socharis und andern Göttern verschmilzt, so mögen wir mit Parthey vermuthen daß in diesen die verschiedenen Eigenschaften der Sonne, ihre belebende Kraft, ihre Wärme, ihr Licht, ihre Himmelsstellung besonders hervorgehoben waren. Ra hat den Kopf des Sperbers mit der Sonnenscheibe. Auch Osiris verschmilzt mit ihm, und dessen Sohn Horus, dessen Haupt am Himmel erscheint und die Welt erleuchtet, ist gleichfalls die Sonne; alles Göttliche wird an sie geknüpft, und wo sie niedergeht im Westen, da ist auch die Ruhestätte der Todten.

Die alte Zeit also hat ursprünglich den einen lichten Himmelsgott, den Schöpfer und Herrn, aber an verschiedenen Orten unter verschiedenen Namen und Symbolen. Auch in Aegypten geschah dann der erste Schritt zum Polytheismus dadurch daß dem männlich gedachten Gott eine Weiblichkeit zur Seite trat; sie war dann das Empfangende, Mütterliche, oder stellte die bildsame Materie dar die der Geist formt und beseelt. Aber nicht blos Isis ist dann die Schwester, Gattin, Mutter und Tochter des Osiris, die Götter heißen überhaupt Gemahl der Mutter, und die Auffassung ist nun die daß sie aus dem dunkeln Naturgrunde sich erhoben und dann sich mit ihm zur Weltgestaltung verbunden haben. Das Naturprincip ist dem Geiste verschwistert, wird durch ihn ebenso bestimmt und gebildet als er es zu seiner Grundlage hat. So heißt es von Ra: Wenn du in der Wohnung der Nacht leuchtest, vereinigst du dich mit deiner Mutter, dem Himmel. Oder Neith heißt die Kuh welche die Sonne gebiert; die Inschrift ihres Tempels zu Sais lautet: „Ich bin alles was ist, war und sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet; die Frucht die ich geboren ist der Sonnengott.“ Eine andere Göttin, die Mut, wird durch den Namen schon als die Mutter bezeichnet. In Memphis trat Pascht, katzen- oder löwenköpfig, dem Ptah als die große Herrin des Feuers zur Seite, die lebende, flammenverzehrende Göttin der Insel Philä, die dann auch die Namen der Mut, Saki, Anuke führt, weil alle diese dasselbe Wesen in besondern Erscheinungsweisen bezeichnen. Auch Hathor, kuhgestaltig oder mit Kuhhörnern und der Sonnenscheibe dazwischen, ist eine große Mutter, die Herrin des Himmels, die Gebieterin der Götter, die goldene, die Königin des goldenen

Kranzes; in ihr ist das Element der Liebe besonders hervorgehoben, Freudenfeste werden ihr gefeiert, sie ist die Göttin des Spiels und Gesangs. Aber allmählich ward der Isisdienst allgemein in Aegypten, und die Attribute der andern Göttinen wurden damit auf sie übertragen, sie ward die Göttin mit 10000 Namen, abgebildet mit Kuhhörnern und Sonnenscheibe, aber auch mit der Geierhaube, ein Blumenscepter und Lebenskreuz in den Händen. Die verschiedenen Göttinen sind die eine Isis, aber in verschiedener Form, mit verschiedenen Symbolen, je nachdem eine oder die andere Eigenschaft hervorgehoben wird.

Herodot nennt Isis und Osiris die einzigen überall in Aegypten verehrten Götter; die reichste Entfaltung der gemeinsamen Uridee konnte am leichtesten alle andern Gestaltungen aufnehmen. Wie vielseitig die Anschauung des Göttlichen in Osiris war, beweist daß die Griechen in ihm den Zeus und Dionysos, den Hades, Pan und Nil finden konnten, und Bunsen sagen darf daß Isis, Osiris und ihr Kind Horus das ganze Göttersystem in sich fassen, und all den verschiedenen Localgottheiten auf den Denkmälern eine besondere ihnen entsprechende Erscheinung von jenen zur Seite geht. Am meisten wird Osiris als Herrscher über das Reich der Seelen dargestellt; schon auf den ältesten Grabdenkmalen ist er Todtenrichter, im Todtenbuch wird er als der Herr des Lebens und König der Götter angerufen. Er ist die alterthümliche Gottheit von This oder Abydos in Oberägypten. Auch sein Symbol ist die Sonne und damit wird der Sonnenlauf seine Geschichte; zugleich verehrt man seine wohlthätige Macht in den Ueberschwemmungen des Nil. Isis tritt ihm dann zur Seite und ist die sonnenbeschienene Erde oder das Land das nach der Umarmung, der Ueberflutung des Nil sich sehnt und von ihr befruchtet wird. Wir kennen aber die Uridee der Menschheit daß die Schöpferthätigkeit Gottes ein Eingehen in die Endlichkeit, ein Opfer der Liebe ist, daß Gott sich hingibt an das All um in ihm lebendig zu werden. Sobald man Gott in der Natur sah und das Symbol als seine Gestalt im Gemüth feststand, ward die Sonnenwende und der Sonnenuntergang ein Hinabsteigen des Gottes in die Unterwelt, und wenn die Segenskraft im Nil sank und nachließ, so erschien das als ein Verschwinden des Gottes, aus dem aber die Fruchtbarkeit des Landes hervorging. Die Sonne ward aber an jedem Morgen, die Flut des Nil in jedem Sommer wiedergeboren, und der sterbende Gott

war der ewig lebendige und wiederkehrende. Isis heißt im Aegyptischen Hes, Thron, die Natur als Thron Gottes; des Osiris oder Hesiri Name würde ägyptisch Thronauge heißen, eine sinnlose Deutung, sodaß Bunsen ihn mit dem phönizischen Adar, Asar, starker Gott zusammenstellt. Adonis ist Adonai, der Herr, und wenn die Osirisfeier den Griechen an seine Dionysien erinnerte, so stellte sie sich ebenso als die ägyptische Ausbildung des Adoniscultus dar, in dem der sterbende Gott beklagt, der neubelebte wiedergefundene mit Jubel begrüßt wird; eine ursprünglich gemeinsame Wurzel hat die drei Sprossen hervorgetrieben, ein Einfluß von einem auf den andern wird nicht zu leugnen sein. Wird doch auch Baal als eines Gottes der Stärke zur Zeit des Wechselverkehrs mit den Semiten auf ägyptischen Denkmälern gedacht.

Das Eigenthümliche und Große in der ägyptischen Entwickelung aber war daß die Unsterblichkeit, das Geschick der Seele an Osiris angeknüpft, daß der hinabgegangene Gott als der Richter der Todten und Herrscher der Geisterwelt angeschaut ward, mit dem die Seligen vereint das ewige Leben haben. So ward das ethische Element zur Hauptsache, und das Tiefste im Gottesbewußtsein hier ausgesprochen. Osiris ist der menschlich gestaltete, in der Menschheit waltende, leidende und am Ende siegreiche Gott; das Sittengesetz ist sein Gebot und er richtet die Menschen, bestraft das Böse, belohnt das Gute; das höchste Heil ist die Vereinigung mit ihm.

Die Ueberzeugung daß die menschliche Persönlichkeit unzerstörbar sei, liegt dem Geisterglauben der Chinesen und Turanier, dem Todtendienst der Griechen und Römer als gemeinsame Wahrheit, als menschheitliche Uridee zu Grunde; die Aegypter haben die Unsterblichkeit keineswegs zuerst gelehrt, aber sie haben einmal ein entscheidendes Gewicht auf das Leben nach dem Tod und die Vergeltung in der Ewigkeit gelegt, dann die Seelenwanderung und die Verbindung mit dem Thierdienst hinzugefügt. Der Mensch ist verantwortlich. Sinnliche Vergehungen und Schwächen werden dem Bauch, den Eingeweiden zugeschrieben und diese damit bei der Einbalsamirung dem allduchschauenden Sonnengott gewiesen und in den Strom geworfen; dann wird über den Todten ein Volksgericht gehalten, und nur wer da besteht zur feierlichen Bestattung zugelassen. Dies irdische Gericht ist das Vorspiel des himmlischen. Da thront Osiris mit

42 Richtern, vor ihnen steht die große Wage, in deren eine Schale die Sünden des Verstorbenen kommen, in der andern liegt das Symbol der Gerechtigkeit, die Straußfeder. An jener Schale steht der schakalköpfige Anubis, der Grabeswächter, das Richtloth hält der sperberköpfige Horos, die allsehende Sonne, und der ibisköpfige Thot, der Schreiber der Götter, der Herr der heiligen Zunge, der göttliche Erfinder der Schrift und Pfleger des Wissens, zeichnet das Ergebniß auf. Die Gebete im Todtenbuch, Schriften die man bei Mumien gefunden, rufen den Hort der Geister, den Herrn der Wahrheit, Osiris an, daß er ihnen vergönnen möge sein Antlitz zu schauen. Von den Verdammten heißt es daß sie das Auge des großen Gottes nicht erleuchtet, ihr Ohr seine Stimme nicht hört; sie werden dargestellt wie sie ohne Kopf einhergehen, ihr Herz nachschleifen, in Kesseln gesotten werden, an den Beinen aufgehängt sind, — die Bilder erinnern an die Phantasie eines Höllen-Breughel. Die Frommen und Seligen aber baden sich jubelnd in ewigen Quellen und pflücken die Frucht von den Bäumen des Himmels. Sie haben Brot den Hungrigen und einen Trunk den Dürstenden und ein Gewand den Nackten gegeben, nun leben sie in Wahrheit, der große Gott redet zu ihnen und sie reden zu ihm, der Glanz seiner Sonne erleuchtet sie, stehend in ihrer Bahn; sie besteigen die Barke des Sonnengottes und vollbringen den Weltlauf mit ihm, froh seines Lichts; ihr Herz ist Gottes Herz, sie sind die Genossen seines Lebens.

Aber wer nicht gut und rein befunden wurde, der mußte eine Wanderung zur Strafe und Läuterung antreten, und wenn die Seele eines die in ein Schwein fährt, die Beischrift „Gefräßigkeit“ hat, so dürfen wir vermuthen daß sie in den Leib des Thiers einkehrte dem sie durch eine hervorstechende Eigenschaft sich ähnlich gemacht hatte. Die Wanderung währte eine Hundsternperiode, 3000 Jahre, dann wurde die Seele wieder als Mensch geboren, von neuem gerichtet, und nun der Verdammniß in der Nacht, oder der Seligkeit im Licht zugewiesen. Das Gefühl der Gemeinsamkeit des Lebensprincips in allen lebendigen Wesen, das zum Thierdienst führte, verknüpfte Mensch und Thier durch die sühnende Seelenwanderung, und der Aegypter, der in den Thieren die Seele seiner Vorfahren vermuthen mußte, war wieder getrieben sie heilig zu halten.

Die Erstarrung der Idee im Symbol, die Gebundenheit

des Geiſtes an die Naturform, zeigt ſich übrigens auch hier. Die Fortdauer der Seele knüpfte ſich dem Aegypter an die Erhaltung des Leibes. Darum ward dieſer einbalſamirt, darum im ſteinernen Grabe verſchloſſen. Diodor ſagt: „Sie achten die Zeit dieſes Lebens für ſehr gering, aber die nach dem Tode, wo ſie ihre Tugend im Andenken erhalten ſoll, ſehr hoch. Daher nennen ſie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil wir nur eine Zeit in denſelben wohnen, die Gräber der Verſtorbenen aber ewige Häuſer. Daher wenden ſie auch auf die Erbauung der Häuſer nur wenige Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weiſe ausgeſtattet.“

Der bekannte Oſirismythus iſt erſt zu Anfang des Jahrtauſends vor Chriſtus gebildet, und ſo wie Griechen ihn überliefern, mögen ſie ſelber an ſeiner Fortgeſtaltung mitgeholfen haben. Seb und Nutpe, der Gott der Zeit und die Göttin des Himmelsraums, werden hier die Aeltern von Oſiris und Iſis genannt. Seb, bei den Griechen Thyphon, der dem Oſiris entgegentritt, iſt aber noch im neuen Reich der verehrte Gott des Delta, der den König Thotmes III. im Bogenſchießen unterrichtet. Der Name iſt in Aſien bekannt, auch in der Geneſis wird er in einer der Schöpfungsgeſchichten als Vater des Menſchen (Enos) genannt. Er iſt der ſtrenge und eifrige, das Richtende und Verzehrende der Gottesgewalt iſt in ihm wie im Moloch dargeſtellt. Darum konnten die Hykſos, die ſemitiſchen Eroberer, in ihm den eigenen Gott erkennen, und daher die Prieſterſage daß Aegyptens Götter ſich in Thiermasken gehüllt um ſich vor ihm zu verbergen. Und ſo brachte man ihn denn als Widerſacher in Gegenſatz mit dem milden Oſiris, und machte ihn, den Verröder, zum Träger alles Feindſeligen und Verderblichen. Iſt Oſiris der befruchtende Nil, ſo iſt Seb der austrocknende Glutwind der Wüſte. Der Mythus nun erzählt daß Oſiris ſegensreich in Aegypten waltet, und ſiegreich die Welt durchzieht, Acker- und Weinbau, Geſetze und Gottesdienſt begründend. Aber liſtig ſchließt Typhon-Seb ihn in einen Sarg, und wirft denſelben in den Nil. Ihn ſuchend irrt Iſis trauernd einher; als ſie ihn gefunden, zerſtückt Typhon den Leichnam; ſie ſammelt die Glieder wieder. Oſiris iſt Herrſcher des Todtenreichs, aber im Horos, ſeinem und der Iſis Sohn, erwächſt ihm ein Rächer, der den Typhon überwindet; der neue Segen des Jahrs iſt der Sohn von Oſiris-Nil und Iſis-Land. Er iſt zugleich die lichte Sonne

und gießt das Heil aus über die Könige. In seinem Namen Harpokrates hat Lepsius das ägyptische Her-pe-chrut, Herr oder Horus das Kind erkannt. Des Osiris Wirken und Verschwinden wiederholt im wiederkehrenden Naturverlauf jedes Jahr; als Hort der Geister ist er zugleich der ewig Lebendige. Bedeutungsvoll heißt es daß Horos den Typhon überwältigt, aber nicht hinweggeräumt. Thot-Hermes schneidet ihm die Sehnen aus und spannt sie als Saiten auf die Leier; der alles in eins fügende Geist, sagt schon hierüber Plutarch, ruft auch aus dem Widerstrebenden Einklang hervor; die Energie des Negativen wird nicht vernichtet, aber sie muß der Harmonie des Ganzen dienstbar sein.

Auch in dem ägyptischen Cultus war die Osirisfeier die hauptsächlichste. Ein Stier war das Symbol des Gottes, seiner zeugenden Naturkraft, nnd wie diese um dem Besondern Leben zu verleihen sich selber zertheilt, so ward der Stier geopfert und zerstückt; die Volksklage verwandelt sich in Jubel, wenn einige Tage darauf die Auffindung und Wiederbelebung des Gottes gefeiert, aus der mit Nilwasser getränkten Erde sein Bild geformt wurde. Das Eine das in der Vielheit auseinander geht und aus der Vielheit wieder zu sich zurückkehrt, das Unendliche zerstückelt im Endlichen und aus ihm wiederhergestellt, diese Uridee des Aegypterthums ist auch hier nicht zu verkennen. Bei andern Gelegenheiten ward der Phallus einhergetragen und Frauen entblößten sich um die Götter der Geburt zu verehren.

Das Opfer war auch in Aegypten ursprünglich Menschenopfer; das stellvertretende Thier ward stets mit einem Siegel bezeichnet auf welchem ein Mann dargestellt war der an einen Pfahl gebunden kniete, während ihm das Messer die Kehle rührte. Der Symbolismus verlangte genaue Prüfung der Opferthiere, und schrieb außerdem den Priestern die physische Reinheit auf eine scrupulöse Weise als Erscheinungsform der geistigen vor, sodaß ihr Thun und Lassen durch sinnbildlich bedeutsame Speise- und Kleidergesetze sehr eingeengt war. Ihr ganzes Leben sollte ein dauernder Gottesdienst sein und ging zumeist in Ceremonien auf, deren Regeln unverrückbar feststanden wie die Ordnungen der Natur. Am Feste des Thot, des göttlichen Schutzherrn ihrer Weisheit, aßen sie Honig und Feigen und sprachen: „Die Wahrheit ist süß."

Zur priesterlichen Wissenschaft der Aegypter gehörte die Astrologie; der Stand der Gestirne ward mit den irdischen Vor-

gängen in Verbindung gebracht, jenen ein Einfluß auf dieſe zugeſchrieben. Und wie ägyptiſche Zauberer mit den Wunderthaten des Moſes wetteifern, ſo gilt in ſpäterer Zeit Aegypten für den Herd der Zauberei. Gladiſch, der die ägyptiſchen Elemente bei dem helleniſchen Dichterphiloſophen Empedokles nachgewieſen, gibt auch die Erklärung der Zauberei aus den alexandriniſchen Philoſophen Jamblichos und Plotinos in völliger Uebereinſtimmung mit der Weltanſicht daß die urſprüngliche Einheit durch den Gegenſatz getrennt, durch die Liebe wiederhergeſtellt werde. Plotinos ſagt: „Die wirkliche Zauberei iſt die Liebe in dem All und der Streit. Weil nun die Menſchen den Zauber wahrgenommen der in dem All ſelbſt wirkt, indem den Beſtandtheilen deſſelben eine Kraft der Liebe eingeboren iſt, vermöge der ſie voneinander angezogen und bezaubert werden, ſo ſind ſie darauf geführt worden durch künſtliche Mittel die inwohnende Kraft der Liebe zu erregen und die gegenſeitige Anziehung zu erzeugen, ſodaß das Geheimniß der Zauberei darin beſteht zu wiſſen auf welche Weiſe die Anziehung erweckt wird.“ So liegt denn der Zauberei wie der Aſtrologie die gemeinſame Wahrheit zu Grunde von einem organiſchen Weltganzen, in welchem alle Dinge durch ein einiges Band wechſelſeitigen Einfluſſes verknüpft ſind; mit dieſem Gedanken hat dann die Einbildungskraft ihr Spiel getrieben und treibt es noch.

Daß Geſang und Muſik den Aegyptern nicht fremd waren, beweiſen auch die Denkmale, auf denen namentlich im neuern Reich viele Bilder des frohen Lebensgenuſſes erſcheinen; doch zeigt auch ſchon die älteſte Zeit viele der heute noch üblichen Inſtrumente, namentlich ſolche die geſchlagen werden. Man ſieht Klapphölzer um den Takt anzugeben, Trommeln, und die bronzene Siſtrumklapper, man ſieht Flöten und Trompeten und beſonders ſchöne Harfen, deren Erfinder die Aegypter ſind, auch die Guitarre und Lyra. Herodot verſichert, und es ſtimmt zum Weſen der Aegypter, daß ſie feſtſtehende volksthümliche Weiſen gehabt und fremde nicht angenommen. Auch Platon verſichert daß in Aegypten eine heilige Satzung beſtimme was ſchöne Bildwerke und gute Geſänge ſeien, und daß die Jugend nur an edle Formen gewöhnt werden ſolle, welche die natürlichen Leidenſchaften bändigen und reinigen. Indeß wie wir allerdings innerhalb des ägyptiſchen Typus doch Stilunterſchiede in Bauten und Bildwerken gewahren, ſo laſſen dieſe ſelbſt uns eine Entwickelung

der Musik erkennen, die gleich der der andern Künste allerdings unter das Ursprüngliche viel gebundener blieb als in dem raschlebigen Hellas. Früh schon war den Aegyptern der musikalische Wohlklang das Symbol für das Schöne und Gute, und die Laute ward zur Hieroglyphe für diese Begriffe, zugleich ein Beweis für das hohe Alterthum ihrer Erfindung, die sie dem Gott Thot zuschrieben; ihre drei Saiten sollten den Winter, Frühling und Sommer bedeuten; auch die Ordnung der Töne und der Gestirne ward früh aufeinander bezogen.

Ein Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigt wie der knieende Harfner dem Vorsänger gegenüber das Lied begleitet, das dieser mit sechs Sängerinen anstimmt; die Sängerinnen klatschen in die Hände, und nach ihnen richten wieder drei Männer die gleichmäßigen Tanzbewegungen. Lied, Instrumentalmusik und Tanz sind also auch hier ein gemeinsames Ganzes. Ein Oberster der königlichen Sänger in der Glanzzeit des neuen Reichs ist fürstlichen Geschlechts und zugleich als Priesterprophet der Hathor bezeichnet. Aber wie der religiösen Feier, so diente die Musik auch der Freude des geselligen Lebens und dem Kriege. Der einfache mit sechs Saiten bespannte Holzbogen als die älteste Harfenform veranlaßt Ambros zu der Vermuthung daß das Erklingen der Bogensehne die Erfindung angeregt habe. Aber bald wird der untere Theil stärker und zum Schallkasten ausgehöhlt, und dann gewinnen die Harfen eine große, zweckvolle und zierliche Gestalt. Die im südwestlichen Asien vielverbreitete Lyra dagegen scheint semitischen Ursprungs und erst in Aegypten nach der Hyksosperiode volksthümlich. Besonders reich und glänzend war das Musiktreiben in der Blütezeit des neuen Reichs; die Harfe erhält 13, ja 21 Saiten. Lyren, Flöten und Pauken werden mit ihr zusammen gespielt.

Leider ist uns von den Melodien der Aegypter bisjetzt nichts erhalten; daß sie die Harmonie so wenig wie irgendein Volk des Alterthums ausgebildet, beweist uns das Schweigen der Griechen; ein Herodot, ein Platon, die Alexandriner würden es als etwas Wunderbares gewiß bemerkt haben. Wenn Diodor von Sicilien sagt daß die Aegypter Musik und Gymnastik, diese beiden Erziehungsmittel der Griechen, im Jugendunterricht nicht anwenden, so entsprechen dem die Denkmäler, nach welchen Sänger, Sängerinnen und Musiker entweder priesterlicher Art sind oder einem besondern Stande angehören. Der freigeborene Hellene dagegen

kräftigte seinen Körper durch die Gymnastik, daß er aber nicht roh und hart werde, nahm er die sänftigende Milde der Musik zu Hülfe und übte sich in ihr und harmonisirte durch sie sein Leben. Der Aegypter hörte die Musik ohne sie selbst zu pflegen. Auch Ambros hat dies für die Cultur beider Völker bezeichnend gefunden: Aegypten erscheint als das Land priesterlicher Satzung, kastenmäßig geordneter und getheilter Bildung, während die allseitige Bildung zu freier schöner Menschlichkeit Gemeingut der Hellenen wird.

Die Poesie der Aegypter lernen wir allmählich näher kennen und würdigen. Zwar hat sie in der Geschichte der Dichtkunst von Scherr noch keine Stelle gefunden, und Rosenkranz will die auffallende Thatsache ein großes und gebildetes Volk ohne Poesie zu finden damit erklären daß der Aegypter wie der Parse in einer übergroßen unmittelbaren Spannung gelebt habe, die ihm eine Vertiefung in die Innerlichkeit versagte wie die Poesie als Bedingung sie erfordert. Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Reinheit und Unreinheit waren die Angeln um welche sich das Dasein dreht. Danach sollte man doch vermuthen daß Rosenkranz weder eine altpersische noch eine ägyptische Poesie anerkenne. Aber im Gegentheil: er bespricht die iranische Heldensage und schließt von den Bildwerken der Aegypter auf eine lyrische Poesie theils liturgischer theils skolischer Art, religiöse Gesänge und Lieder des heitern Lebensgenusses beim Mahl. Die epische Dichtung dagegen spricht er ihnen ab und sagt daß was von Poesie in ihnen lebte, in den großen Stil ihrer monumentalen Plastik hineingearbeitet ward. Indeß ist allmählich von Inschriften und Papyrusrollen so viel entziffert daß die Thatsache einer reichen poetischen Literatur der Aegypter ebenso feststeht als wir die Form derselben näher bezeichnen können. Die Architektur war allerdings die tonangebende Kunst in Aegypten und in den Riesenlettern ihrer Bauten haben sie das Wort ihres Lebens am großartigsten niedergeschrieben. Architektonisch ist auch der Stil der Bildwerke, welche die Bauten verzieren. Architektonisch ist auch die Form ihrer Poesie in der Symmetrie von Satz und Gegensatz, im Parallelismus der Gedanken und der Rede, der dem ersten Glied ein entsprechendes zweites hinzufügt. Die hellenische Metrik ist plastisch und gestaltet die Leiblichkeit der Sprache zur freien Schönheit, der Rhythmus ist malerisch, der romantische Reim musikalisch; der Innerlichkeit der

Hebräer genügte und entſprach das Geiſtige, der Gedankenrhythmus — wie ich das in meiner Aeſthetik näher entwickelt habe. Jener bibliſche Parallelismus aber hat ſeine Analogie in dem architektoniſchen Gefüge der ägyptiſchen Inſchriften. So heißt es von König Sethos:

Deine Streitaxt war über den Thronen aller fremden Länder;
Ihre Fürſten wurden durchbohrt von deinem Schwerte.

So las Röth Stellen eines Sonnenhymnus auf dem Leibe eines großen Scarabäus eingegraben:

Zu kämpfen geht der himmliſche Genius;
Läuternd und weihend vollſtreckt der Sonnengott ſeine Bahn.

Das Licht entſtrahlend wandelt die Sonne dahin,
Das Licht entſendend vollbringt ſie ihre Fahrt.

Die Inſchriften der Pyramidenzeit erſcheinen einfach und gedrungen gegen die ruhmredige Breite der ſpätern Perioden, wo ſchwülſtige Wiederholungen ermüden; doch fehlt es auch hier nicht an lebendiger Auffaſſung und charakteriſtiſchen Bildern. Auf dem Deckel von König Menkera's Sarg las man die Worte:

Seliger König Menkera,
Ewig lebender,
Himmelentſtammter,
Kind der Nutpe,
Sproß der Mut,
Möge deine Mutter Nutpe ſich über dir ausbreiten, die Himmelausſpannende,
Dich darſtellen dem Vernichter deiner unreinen Freunde,
König Menkera, Ewiglebender.

Seſorthoſis weiht einen Obelisken dem Gotte Ra:

Der Sohn der Sonne, welcher den Menſchen das Leben gibt,
Der König Sonne, welcher der Welt geſchenkt iſt,
Der Herr des obern und untern Aegyptens,
Der geliebt wird von den Geiſtern der reinen Gegend,
Der immer lebt und den Menſchen das Leben gibt,
Der das Leben der Menſchen iſt, —
Dem Gotte der ihn zum Lebengeber gemacht hat.

Von Ramſes III. heißt es in einer Inſchrift des Palaſtes von Medinet Habu:

Der König war wie ein Löwe,
Sein Brüllen in den Bergen ließ die Eb'ne zittern.

Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern,
So flohen die Feinde vor dem Helden.

Seine Schützen durchbohrten die Feinde
Und seine Rosse waren wie Sperber.

Er trägt das Land mit der Kraft seines Rückens und seiner Lenden,
Und der Geist der Sonne ist geoffenbart in seinen Gliedern.

Das reine Volk gedeiht im Glanz seiner Strahlen
Und vermehrt sich an Männern und Weibern.

Der Herr der Stärke spendet Leben wie die Sonne,
Seine Glieder leuchten über dem Lande wie die Sonne.

Diese Inschriften, die den König feiern, tragen schon einen hymnischen Charakter, können uns schon als Beleg ägyptischer Lyrik dienen; noch klarer tritt solche in den Anrufungen an die Götter hervor. Wie der Sonnenlauf ein Symbol ist für die Geschichte der Seele, und die Sonne des Nachts den Seligen leuchtet, so wird in den Inschriften der Gräber besonders die in der Sonne waltende eine Gottesmacht unter vielen Namen angerufen. So fordert ein priesterlicher Schreiber alle Schreiber und Priester auf, daß sie die Götter besingen gleichwie diese Rede:

Anbetung dir, o Sonne, göttlich Kind,
Das alle Tage selber sich gebiert.

Anbetung dir, wann lebenspendend
Du strahlst im Himmelsocean.

Du hast erschaffen alle Dinge,
Du strahlst den reinen Menschen Leben aus.

Anbetung dir, dem Bildner aller Wesen;
Verborgen bist du, deine Pfade unerkannt.

Anbetung dir, wenn du durchläufst den Himmel;
Die Götter bei dir sie frohlocken!

Oder der heilige Schreiber Tapherumnes singt:

Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Horos beider Welten,
Du Gott der einzig und in Wahrheit lebt!

Erſchaffen haſt du alles was da iſt,
Im Sonnenauge offenbarſt du dich.
Ich rühme dich wenn abendlich es dämmert,
Wo friedvoll du zu neuem Leben ſtirbſt;
Du ſcheideſt unter Lobgeſang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf.

Klingt das nicht wie ein bibliſcher Pſalm? Ebenſo erinnert es an die ariſchen Grundbücher, an die Veden und Aveſta.

Häufig werden in langer Ausrufung die verſchiedenen Namen des Gottes genannt, ſeine Eigenſchaften aufgezählt, und wie der eben angebetete Gott als Ehegemahl, Herr und Häuptling der andern Götter geprieſen wird, als der Schöpfer ſeiner ſelbſt und aller Dinge, als der in Wahrheit einzig Lebende, ſo geht daraus hervor, daß im Gemüth des denkenden Aegypters wie des Indiers die Idee des Einen Gottes, deſſen verſchiedene Offenbarungsweiſen mit verſchiedenen Namen genannt die andern Götter ſind, immer wieder hervorbricht, wie umgekehrt das jüdiſche Volk trotz der Mahnung ſeiner Propheten ſo oft wieder in die Vielgötterei und den Bilderdienſt zurückfällt. Und wenn es im ägyptiſchen Lobgeſang vom Sonnengott weiter heißt:

Geſchlagen wird vom Glanz deines Auges dein Feind,
Gewehret iſt dem Gang der Schlange Apophis,

ſo ſehen wir, daß auch die Aegypter das Princip des Böſen als Schlange perſonificirt, daß auch ſie gleich Semiten und Ariern vom Kampf des Lichtgottes mit dem Drachen der Finſterniß geſungen haben; wir erkennen darin eine Uranſchauung der Menſchheit.

Der Menſch bringt ſich die Götter menſchlich nah, wenn er ſie nicht blos in der eigenen Geſtalt bildet, ſondern ihnen auch die eigenen Gemüthsbewegungen leiht, ſodaß ſeine Schmerzen und Freuden in ihnen widerklingen. Die Sonnenwende und der Sonnenuntergang läßt auch den Lichtgott in das Reich der Nacht und des Todes niederſteigen und die Mutter Natur ſelbſt ſcheint zu trauern, wenn der Frühling mit ſeiner Wonne im Gewitterſturm erſchlagen, wenn die Blütenfülle der Erde von der Glut des Sommers verſengt, wenn das grüne Laub vom Winterwind dahingerafft wird; aber ebenſo frohlockt auch die Natur, wenn die Vögel wieder ſingen, die Blumen wieder aufſproſſen und neuverjüngtes Leben die Erde ſchmückt, friſche Kraft die Sonne am Morgen und im Jahresanfang wieder zu höhern Bahnen emporführt. Wie die religiöſe Idee überhaupt am mäch-

tigſten und ergreifendſten im Gemüth der Semiten waltet, ſo hat ſich auch der Wechſel der Jahreszeiten als Luſt und Leid des darin waltenden Gottes und das Mitgefühl der Menſchen in Jubel und Klage bei ihnen am ſtärkſten ausgeprägt, hat von ihnen aus auf Aegypter und Hellenen hinübergewirkt. Es war am Libanon, wo der Gott Baal als der Herr (Adonai) verehrt wurde; eine weibliche Weſenheit, die Göttin der Natur, der Liebe ſtand ihm dem Himmelsherrn zur Seite; ſein Tod und ſeine Auferſtehung wurden vom Volk in Jammer und Jauchzen alljährlich gefeiert, das ſcholl hinüber zu den Hellenen und wurde als die Klage und Sage von Adonis dort weiter ausgebildet. Die Aegypter aber, die Auf- und Niedergang des Lebens und der lebenſchaffenden Macht in der Sonne und im Nil vor Augen hatten, die darin That und Leid des Oſiris ſahen und dieſem die Iſis als Gattin geſellten, geſtalteten die Mythen und Myſterien beider unter dem Einfluß der verwandten ſemitiſchen Ideen. „Ai lenu", „wehe uns", klagten die Kleinaſiaten, danach ward Ailinos der Name des Klaggeſangs für die Griechen, und ſie machten wieder einen Sänger Linos daraus, der von Apollo getödtet worden ſei. Herodot nun erzählt uns daß die Aegypter ein Maneroslied hätten, das auch im Phönizierland geſungen werde und wie der Linosgeſang der Griechen laute. Herodot ſah in dem Maneros einen Königsſohn, aber Brugſch hat dargethan daß die Klage dem Oſiris galt, und daß das Lied ſeinen Namen hatte nach dem Refrain „Maa-ne-rha", der zu deutſch heißt: „Komm' nach Haus, kehre wieder." Brugſch hat eine Todtenklage der Iſis um Oſiris überſetzt, die auf einem Todtenpapyrus erhalten iſt; die Rolle gehörte einer Thebanerin namens Nai, und der Ueberſetzer bemerkt zur Erläuterung, daß jeder ſelig Verſtorbene den Namen eines Oſiris erhielt; „wie Oſiris und Adonis in dem Kreislauf des Jahres die eine Hälfte deſſelben auf der Oberwelt weilt, dann aber zur Herbſtzeit ſtirbt und einen gleichen Zeitraum in der Unterwelt zubringt um aufs neue wiedergeboren zu werden, um den ewigen Kreislauf der Geburt und des Todes zu vollenden, ſo muß auch der Menſch jene untere Region mit dem Gotte durchwandern um aufs neue zu erſtehen und ein neues Leben zu beginnen, ſo iſt er eins mit Oſiris". Das Klagelied der Iſis, die den Gott unter verſchiedenen Namen nennt und ſich ſelber je nach den Beziehungen des Princips der Natur zu dem des Geiſtes als ſeine Geliebte, Schwe-

ſter, Gattin, Mutter bezeichnet, lautet in ſeiner einfachen herzinnigen Weiſe:

Kehre wieder, kehre wieder,
Gott Panu, kehre wieder!
Die dir feindlich waren
Sind nicht mehr da.

Ach ſchöner Helfer, kehre wieder,
Damit du mich ſchaueſt, deine Schweſter,
Die dich liebet;
Und nicht naheſt du mir?

Ach ſchöner Jüngling, kehre wieder, kehre wieder!
Nicht ſehe ich dich,
Mein Herz iſt betrübt um dich
Und meine Augen ſuchen dich.

Ich irre umher nach dir um dich zu ſchauen in der Geſtalt der Nai,
Um dich zu ſchauen, um dich zu ſchauen, du ſchöner Geliebter.
Um dich zu ſchauen, die Strahlende,
Um dich zu ſchauen, Gott Panu, den Strahlenden.

Komm zu deiner Geliebten, ſeliger Onuofris,
Komm zu deiner Schweſter, komm zu deinem Weibe,
Gott Urtuhet, komme,
Komme zu deiner Hausfrau.

Ich bin ja deine Schweſter,
Ich bin deine Mutter,
Und nicht naheſt du mir?
Das Antlitz der Götter, dir zugewendet, beweint dich
Zur Zeit da ſie mich ſahen, wie ich klage um dich,
Wie ich weine und gen Himmel ſchreie,
Auf daß mein Flehen du höreſt.

Denn ich bin deine Schweſter, die dich liebte auf Erden,
Nie liebteſt du eine andre als mich, deine Schweſter.

Es iſt die Klage um den Tod und die Hoffnung der Unſterblichkeit, die in gleicher Weiſe im Wechſel des Naturlebens ihr Symbol gefunden hat.

Wenden wir uns zur epiſchen Poeſie, ſo finden auch hier die Ueberlieferungen der Alten ihre Beſtätigung durch die Denkmalforſchung der Gegenwart. Es werden zwei Bücher des Sängers erwähnt. Dieſelben enthielten Lieder zu Ehren der Götter und Könige und dieſe ſtellten im Preiſe der großen Männer einen Spiegel des Heldenthums auf; ſodaß die Aegypter ſagen mochten:

Darius habe sich durch Hochherzigkeit und Milde so berühmt gemacht, weil er diese Tugenden der alten Herrscher aus ihren heiligen Büchern kennen gelernt. Die Königslisten gaben den Halt, die Volkssage umwob sie mit ihren blühenden Ranken. An eine der Pyramiden wird der Name jener Rhodopis geknüpft, deren Sandale, als sie badete, der muthwillige Wind zu den Füßen des gerichthaltenden Königs trug. Der König ward durch die Zierlichkeit der Sandale zur Liebe für ihre Eigenthümerin entflammt, und ruhte nicht bis er diese gefunden und zur Königin gemacht. Wer dächte nicht an Aschenbrödel's Pantoffel?

Herodot erzählt uns den köstlichen Schwank vom Schatz des Ramsinit. Der Baumeister hatte an der Schatzkammer einen Stein so eingefügt daß er von außen herauszunehmen war, und ihn sterbend seinen Söhnen bezeichnet. Als diese auf solche Art mehrmals plündernd eingedrungen waren, und der König die Thür verschlossen und das Siegel unversehrt, aber einige der Goldgefäße leer gefunden, ließ er Schlingen um dieselben legen. Darin fing sich denn der eine der Diebe, und rieth dem Bruder er solle ihm den Kopf abschneiden und mit demselben sich entfernen, damit sie unentdeckt blieben. Der König fand den Leichnam ohne Kopf, ließ ihn an der Mauer aufhängen und stellte Wächter dazu. Der Bruder aber trieb ein paar Esel mit Weinschläuchen heran, ließ deren einen auslaufen, zankte zuerst mit den Wächtern, die herbeikamen um Wein aufzufangen, zechte aber dann mit ihnen bis sie trunken waren, schor ihnen die Bärte auf der rechten Wange, und nahm den Leichnam mit sich. Da ließ der König verkünden, seine Tochter solle dem Manne zu Willen sein, der ihr den sündigsten und klügsten Streich erzähle. Und der junge Mann kam und erzählte, wie er die Schätze des Königs raubend dem Bruder das Haupt abgeschnitten, dann wie er die Wächter betrogen habe. Sie wollte ihn nun festhalten, doch er hatte den Arm des Todten unter dem Mantel, ließ ihr den und entrann. Der König aber gewährte ihm Straflosigkeit und gab ihm die Tochter zum Weibe, weil er der kühnste und gescheidteste der Menschen sei.

Von den Waffenthaten Ramses' des Großen, dieses Ludwig XIV. des alten Aegypten, wird besonders eine auf den Tempelwänden zu Luxor, Abusimbel und im Rameſſeum gefeiert; die bildliche Darstellung und die Inschriften erzählen, wie der König von Cheta die Aegypter durch einen Scheinrückzug täuschte,

und während deren Heer größtentheils zu seiner Verfolgung südwärts zog, sich plötzlich auf Ramses stürzte, der sich mit seiner kleinen Schar umringt sah, aber seine Waffen ergriff, allein mit seinem Streitwagen in die feindlichen Reihen fuhr, eine große Verheerung anrichtete und den Sieg errang. Durch alle Uebertreibung leuchtet doch seine muthige Waffenthat im echten Glanze. Und ein Hofpoet, Pentaur, hat sie besungen und Rougé hat den größtentheils erhaltenen Papyrus übersetzt. Der Anfang der Geschichte ist verloren; das Erhaltene dieses historischen Gedichts aus Aegypten erzählt wie der Sonnengott hoch am Himmel stand und der König von Cheta dem Heer des Pharao in den Rücken fiel, Ramses aber seine Rosse anschirren ließ, seine Waffen ergriff und sich erhob wie ein Gott, wie Baal in der Stunde seiner Macht. Er war allein auf seinem Wagen und 2500 Wagen der Feinde umringten ihn. Da rief er: „Meine Bogenschützen und meine Reisigen haben mich verlassen, und keiner kämpft mit mir! Was ist der Wille Ammon's meines Vaters! Ist er ein Vater, der den Sohn verleugnet? Bin ich nicht gewandelt nach deinem Wort? Hab' ich vertraut auf meine eigenen Gedanken? Hat nicht dein Mund mich geleitet? Hab' ich nicht deine Feste gefeiert und deine Tempel mit meiner Beute geschmückt? Hab' ich nicht dein Haus aus Steinblöcken erbaut und die Obelisken vor dasselbe herangeführt? Die großen Schiffe segeln für dich auf den Meereswogen und bringen dir den Zoll der Nationen. Schmach dem der dir entgegentritt, Heil dem der dich versteht, Ammon! Ich rufe dich an, mein Vater; ich bin allein vor dir in der Mitte der Feinde. Meine Bogenschützen kamen nicht als ich rief, meine Reisige vernahmen meine Stimme nicht. Aber Ammon ist mehr als tausend Bogenschützen, mehr als hunderttausend Reisige. Die List der Menschen ist nichts, Ammon trägt über sie den Sieg davon. O Sonne! Hat nicht dein Mund mich geleitet und dein Rath mich gelenkt? Ich habe deinen Ruhm verkündet bis ans Ende der Welt!" Die Worte hallten im Himmel wider, Phra kommt zu dem der ihn ruft. „Er fliegt zu dir, er reicht dir seine Hand, freue dich, Ammongeliebter! Ich bin bei dir, ich bin dein Vater, die Sonne, meine Hand ist mit dir, ich will dir wohl vor allen Menschen. Ich bin der Herr der Kraft, ich liebe den Muth; ich habe dein Herz fest gefunden, darob hat mein Herz sich gefreut. Mein Wille wird geschehen, ich werde über sie kommen wie Baal in

seiner Wuth; 2500 Wagen, wenn ich in ihrer Mitte bin, sollen in Staub sinken vor deinen Rossen. Ihre Herzen sollen ermatten in ihrer Brust und ihre Glieder sollen erschlaffen. Sie sollen ins Wasser stürzen wie Krokodile, sie sollen übereinander hinfallen und sich selber vernichten."

Der schlechte Fürst von Cheta in der Mitte seines Heeres sah es, wie Se. Majestät ganz allein kämpfte; zweimal zog er erschreckt vor Sr. Majestät sich zurück. Er berieth sich mit seinen Fürsten, aber Ramses blieb siegreich und rief zu den Seinen: „Habt Muth, meine Bogenschützen, und fasset ein Herz, meine Reisigen! Ihr seht meine Thaten! Ich war allein, aber Gott hat mir seinen Arm geliehen!" Dem Wagenlenker zittert das Herz, allein der König spricht ihm Muth ein: wie der Geier auf die Tauben werde er auf sie stürzen, Ammon würde nicht Gott sein, wollte er nicht das Antlitz seines Sohnes verherrlichen vor den zahllosen Scharen.

Nach dem Sieg hält der König den Großen seines Reichs eine Strafrede, weil sie nicht besser gewacht, weil sie sich überlisten lassen, weil sie ihm im Kampf nicht zur Seite gewesen. Das Heer preist ihn dagegen als den Sohn des Sonnengottes, dem an Macht und Ruhm sich nichts vergleiche, der allein den Fürsten von Cheta niedergeworfen und die Zügel von dessen Reich in den Händen halte. Aber von neuem sagt der König: „Es war nicht wohlgethan daß ihr mich allein gelassen." Am andern Tag aber ziehen sie mit ihm in die neue Schlacht. Sie wird lebendig geschildert. Der Fürst von Cheta bekennt vor Sr. Majestät: „Du bist die Sonne, du bist der große Sieger, Baal ist mächtig in deinen Gliedern." Ein Gesandter kommt vor Se. Majestät mit der Urkunde der Unterwerfung: „Möge dies Blatt deinem Herzen gefallen, Sonnengott, mächtiger Stier, Liebhaber der Gerechtigkeit, Oberkönig, der du selber das Heer führst, furchtbares Schwert und Schild des Volks am Tage der Schlacht, Herr des obern und untern Reichs Aegypten, von großer Kraft, von großer Glut, Sonne, Herr des Rechts, Erwählter des Gottes Phra, Ramses, Ammongeliebter!" Nachdem der Gesandte so die officiellen Titel des Königs vorgetragen, übergibt er die Macht der Chetiker auf Gnade und Ungnade, bittet aber um Schonung. Er thut wohl, sagen die Großen Aegyptens, er beugt sein Herz vor dem Oberkönig, er betet dich an um deinen Zorn zu stillen, er macht keine Bedingungen, gönne ihm den Athem

deines Lebens. Der König willigte ein, und friedlich kehrte er heim nach Aegypten mit seinen Fürsten und seinem Heer; erschrocken waren die Völker ob seiner Thaten, die ganze Erde ordnete sich seinem Namen unter und ihre Fürsten warfen sich nieder um sein Antlitz anzubeten. Und Se. Majestät ruhte im Palast hinter den Pylonen, den hohen Thorflügeln, in Heiterkeit wie die Sonne in der himmlischen Wohnung. Und der Gott, sein Vater, verherrlichte sein Bildniß und sprach: „Gruß dir, geliebter Sohn! Bleibe für immer auf dem Thron deines Vaters und die Feinde werden vertilgt unter deinen Sohlen!" — Also sang Pentaur, ein Schreiber des Königs.

Hier zeigt sich auch im prunkvollen Kanzleistil ein lebendiges Gefühl, und in echt epischer Weise wird der hülfreiche Gott eingeführt und in der Wechselrede des Königs mit ihm wird die Größe der Gefahr und die Verherrlichung des Helden veranschaulicht; durch seine Prahlerei schimmert ein echter Kern von Muth und Kraft, von gottvertrauender Frömmigkeit. In den gehobenen Stellen herrscht der Parallelismus ganz deutlich.

Die Inschrift eines Denkpfeilers, den man in Nubien fand, schildert in der Entzifferung durch Birch ausführlich eine andere wunderbare That des Ramses. Da sitzt Se. Heiligkeit in Memphis auf dem Thron, die leuchtende Sonne, der starke Stier, der Herr der Kronen, der Richter der Völker, der goldene Sperber, der Lebenspender, der Aegypten mit seinen Flügeln bedeckt, der Wall des Siegs, der Sohn der Sonne, der Erleuchter der reinen Geister, und wie seine Titel weiter lauten; Freude war im Himmel am Tage seiner Geburt und die Götter und Göttinnen sprachen: Wir haben ihn gezeugt und geboren daß er das Reich der Sonne beherrsche, und Ammon sagte: Ich habe ihn geschaffen daß er Gerechtigkeit und Frieden stifte und den Himmel auf Erden gründe. Zu ihm kommen äthiopische Gesandten, die damit beginnen daß sie ihn anbeten und ihn preisen: „Die Wage der Gerechtigkeit ist auf deinen Lippen und deine Zunge ist das Heiligthum der Wahrheit. Wie du noch im Ei lagst, hast du schon Plane geschmiedet, und wie du noch ein Kind warst, schon die Grundsteine der Tempel gelegt. Du fassest einen Entschluß während der Nacht, und es wird Tag und er ist ausgeführt." Dann berichten sie über die Goldgruben des Landes, die sehr reich seien, aber es fehle durchaus an Wasser in deren Gegend, und vergebens habe man versucht Brunnen zu graben. Wenn aber

der König zu seinem Vater, dem Gott der Götter, zum Nil sage daß er Wasser erscheinen lasse in dem Brunnen des Berges, so werde es geschehen. Ramses erhörte ihre Bitte, und wie er den Gott anrief, quoll das Wasser aus der Tiefe des Brunnens hervor. Der Brunnen ward nach ihm genannt und demgemäß die Denksäule errichtet.

Ramses II., der Große, war der Pharao vor dessen Zorn Moses zu Jethro entfloh, unter seinem Sohn und Nachfolger Menephtha oder Merienphtha geschah der Auszug der Juden aus Aegypten. Für diesen letztern, da er Kronprinz war, ward eine Erzählung verfaßt von einem Schriftsteller des Königs, Ennana, und dem Vorsteher des ganzen Schriftthums namens Kakeru überreicht, die mit diesen Namen fast vollständig in hieratischer Schrift erhalten und von Emanuel de Rougé wie von Birch entziffert ist. Halb märchenhaft, halb novellistisch zeigt sie dem, welcher den geschichtlichen Verlauf der Literaturentwickelung kennt, weit mehr die Spätzeit als die Anfänge einer solchen: sie erscheint wichtig genug als ein Denkmal aus der Bildungszeit eines Moses, als eine Erzählung in Prosa, die 500 Jahre vor Homer's Gesängen schon niedergeschrieben ward; die dichterische Erfindung lehnt sich an die Sitten und Ueberlieferungen des Volks, mythische, sagenhafte Nachklänge der Urwelt scheinen in sie hineinzuspielen wie in unsere Märchen, und gleich diesen durchdringt sie die Idee, daß das Böse seine Strafe, das Gute seinen Lohn nach dem Leid findet, eine sittliche Weltordnung also alles beherrscht.

Die Erzählung hebt ganz idyllisch an. Es waren einmal zwei Brüder, der ältere hieß Anepu, der jüngere Satu; der ältere war der Herr des Hauses, verheirathete sich und betrachtete den jüngern wie seinen Sohn. Satu hütete die Heerde und bebaute das Feld, und alles gedieh unter seiner Hand; wenn er heimkehrte, brachte er die besten Kräuter mit für seine Stiere und setzte sich dann selbst zu essen und zu trinken mit dem Bruder und der Schwägerin. Er rief die Thiere mit Tagesanbruch auf die Weide, und sie nannten ihm die Pflanzen, die ihnen die liebsten waren, denn er verstand ihre Sprache, und wenn sie wieder in den Stall kamen, so fanden sie ihn aufgeputzt mit den Kräutern, die sie gern fraßen. So wurden sie sehr schön und mehrten sich in großer Zahl.

Als nun die Ueberschwemmung zurücktrat, da sagte der ältere Bruder: nehmen wir die Zugthiere zur Arbeit, denn das

Land ist wieder sichtbar und ist besser geworden. Und sie bestellten den Acker und hatten Freude an ihrer Hände Werk.

Als sie schon mehrere Tage auf dem Felde gewesen, da schickte der ältere Bruder den jüngern nach Hause, um Getreide zu holen. Der Jüngling fand die Frau seines Bruders beschäftigt, sich die Haare zu flechten. Er sprach: Willst du mir Getreide geben? Sie antwortete: Geh', öffne den Speicher und nimm dir selbst was du bedarfst. Der Jüngling nahm ein großes Gefäß, füllte es mit Körnern an und wollte von dannen gehen. Da sagte die Frau: Du hast ja fünf Maß Getreide auf der Schulter. Wie du stark bist! Und sie war ganz voll von seinem Anblick und sagte: Komm, laß uns eine Stunde zusammenliegen; du bist mir der liebste, meine schönen Kleider habe ich schon angezogen. Der Jüngling ward zornig wie ein Panther, als er diese schändlichen Worte hörte, und sie fing an sich zu fürchten. Da nahm er das Wort: Ich habe dich immer wie meine Mutter angesehen und deinen Mann wie meinen Vater. Ich kann nicht solch großes Unrecht thun. Befiehl mir lieber etwas das recht ist. Indeß soll darüber kein Wort aus meinem Munde gehen und niemand es von mir erfahren.

So ging Satu mit seinem Getreide aufs Feld, wo er seinen Bruder wiederfand, und sie vollendeten ihre Arbeit. Am Abend kehrte der ältere ins Haus zurück und der jüngere ging hinter den Stieren um sie in den Stall zu bringen. Die Frau aber war sehr unruhig über das was sie gesagt hatte, sie brachte ihre Kleider in Unordnung, wie eine die Gewalt erlitten, und als der Mann ins Gemach trat, lag sie ausgestreckt wie wenn sie todt wäre. Sie goß ihm kein Wasser über seine Hände, wie es sonst ihr Brauch war, und es blieb finster im Hause. Sie lag da mit abgerissenem Gewand. Der Mann rief sie an: Ich bin's der mit dir redet. Sie versetzte: Rede nicht zu mir. Dein jüngerer Bruder, wie er das Getreide holte, da fand er mich allein und sagte: Legen wir uns eine Stunde zusammen. Aber ich erhörte ihn nicht, sondern erwiderte: Bin ich dir nicht wie eine Mutter und dein Bruder wie ein Vater? Da erschrak er und that mir Gewalt an, damit ich nichts sagen sollte. Wenn du ihn leben läßest, werde ich mich tödten.

Ich brauche kaum zu bemerken wie die Einladung der Frau und die sittliche Antwort des Jünglings fast dieselben Worte enthält wie das Gespräch zwischen Potiphar's Weib und Joseph:

ganz ähnlich ist hier die unwahrscheinliche Lüge daß der Jüngling ihr Gewalt angethan damit sie nichts sagen solle, wie dort daß Joseph ihr den Mantel zurückgelassen. Und wie verwandt ist der ganze Ton der Darstellung im ersten Buch Moses! Der ältere Bruder ward zornig wie ein Panther, er schliff sein Schwert und stellte sich hinter die Thür des Stalles um seinen Bruder zu tödten, wenn er mit dem Vieh heimkäme. Und der Jüngling kam nach seiner Gewöhnung um Sonnenuntergang reichbeladen mit den Kräutern des Feldes, so wie er pflegte. Die Kuh aber, die voran in den Stall ging, sagte zu ihrem Hüter: Ich fürchte dein ältester Bruder ist da mit seinem Schwert um dich zu ermorden. Das hörte er und sah unter der Stallthür die Füße seines Bruders. Er warf was er trug auf die Erde und lief so schnell die Füße konnten um sich zu retten, und sein Bruder verfolgte ihn mit dem Schwerte.

Der Jüngling aber rief zu Phra, dem Himmelsgott, und sprach: Mein guter Herr, du bist es der da zeiget wo die Gewalt ist und wo das Recht! Und Phra hörte die Klage und ließ sofort zwischen beiden Brüdern ein großes Wasser voll von Krokodilen fließen, also daß der eine auf diesem, der andere auf jenem Ufer war. Der jüngere sagte zum ältern: Warte bis es Tag ist. Wenn die Sonne leuchtet, will ich mich mit dir vor ihrem Angesicht auseinandersetzen; denn ich habe nichts Unrechtes gegen dich gethan.

Als nun Phra mit seinem Licht wieder am Himmel erschien, sahen sie einander und der jüngere sagte: Warum verfolgst du mich, da ich doch nicht einmal ein böses Wort gegen dich gesagt habe? Ich bin dein Bruder und betrachte dich wie meinen Vater und dein Weib wie meine Mutter. Ist es vielleicht um deswillen was geschehen ist als du mich aussandtest das Getreide zu holen? Sie wollte daß ich mich zu ihr legte, und wird das auf andere Art erzählt haben. Du wolltest mich mit Unrecht tödten. Er erzählte die Sache nach der Wahrheit, beschwor seine Rede bei Phra, nahm ein Messer, schnitt seinen Phallus ab und warf ihn ins Wasser, wo ihn ein Krokodil gefressen hat. Der Bruder ward von Schmerz und Mitleid ergriffen und weinte laut, aber der Jüngling sagte: Du kannst nun selber für die Kühe und für die Ochsen sorgen, denn ich bleibe nicht in deinem Hause. Ich gehe in das Thal der Akazie.

Hatte Gott schon mit dem Wasser, das die Brüder trennte,

ein Wunder gethan, so kommen wir jetzt völlig ins Mirakulöse, und es bleibt auch dann noch manches räthselhaft, wenn wir auch wissen daß nach ägyptischem Glauben die vor dem Todtenrichter gerechtfertigte Seele nach Belieben in mancherlei Gestalten auf Erden wieder eingehen konnte. Satu sagt dem Bruder, er werde sein Herz auf den blühenden Wipfel der Akazie legen; wenn der Baum abgehauen werde und das Herz zu Boden falle, müsse er sterben. Sein Bruder aber solle das Herz suchen und es in ein Gefäß voll Opferflüssigkeit thun, dann werde er wieder lebendig werden. — Es ist eine vielverbreitete Sitte bei der Geburt von Kindern, bei der Gründung von Anlagen Bäume zu pflanzen und sie als Lebenssymbol der Menschen, der Dinge zu nehmen; diese bestehen solange die Bäume grünen. Das Herz ist der Sitz des Lebens; daß es im Wipfel der Akazie liegt, ist wol ursprünglich bildliche Redensart, wie wenn wir unser Herz an etwas hängen. Das Herz ist den Aegyptern die Behausung der Seele; darum liegt bei dem Todtengericht das Herz in der einen Wagschale, die Feder der Wahrheit und Gerechtigkeit in der andern.

Der ältere Bruder kehrte nun allein nach Hause, die Hände aufs Haupt gelegt und mit Staub bedeckt (als ein Leidtragender); seine Frau aber ergriff er, tödtete sie und warf sie den Schweinen vor. Satu lebte fortan einsam im Thal der Akazie und baute sich eine Hütte unter dem Baum, in dessen Blüten er sein Herz gelegt hatte. Eines Tages begegnete er der Gesellschaft der Götter, welche kamen um sich mit ihrem Land Aegypten zu beschäftigen. Und die Götter erbarmten sich des Einsamen und machten ihm ein junges Mädchen, schöner als alle Frauen in Aegyptenland. Satu entbrannte heftig in Liebe zu ihr, sagte ihr die Geschichte von seinem Herzen, und bat sie Acht zu haben daß der Fluß sich ihrer nicht bemächtige. Eines Tages nun sah sie wie der Fluß seine Welle zu ihr herantrieb, und flüchtete in das Haus. Der Fluß aber erzählte dem Akazienbaum, wie er ganz erglüht sei in Liebe für die junge Frau, die von den Göttern gebildete, und der Baum gab ihm zur Beruhigung eine Locke vom Haar der Schönen. Der Fluß strömte nach Aegypten hinab und ließ auf seinen Wellen die Locke dahinwogen, die einen wundersamen Duft verbreitete. Man bemächtigte sich ihrer und brachte sie zum König. Und es versammelten sich die Gelehrten Sr. Majestät, die alle Dinge wußten, und sagten zum König: Diese Locke ist vom Haar einer Tochter der Sonne und das

Waſſer aller Götter iſt in ihr. Laß Boten in alle Lande ausgehen ſie zu ſuchen. Und die Männer, welche die Erde durchſucht hatten, kamen zum König zurück und erſtatteten Bericht; von denen aber die in das Thal der Akazie gegangen waren, kam nur einer heim, die andern hatte Satu erſchlagen. Da ließ der König Kriegswagen und Bogenſchützen ausziehen um die Frau zu holen. Das geſchah und ihre Schönheit verſetzte ganz Aegypten in Bewegung, der König entbrannte in Liebe zu ihr und erhob ſie zu einem hohen Rang. Sie aber gedachte das Band der frühern Ehe zu brechen und ſagte dem König das Geheimniß ihres Gatten, und wie man nur die Akazie zu fällen brauche, in deren Wipfel ſein Herz liege. Eine Schar Bewaffneter zog aus und hieb den Baum um, und zu derſelben Stunde ſtarb Satu. Aber der Bruder Anepu gedachte jetzt ſeiner und machte ſich auf nach dem Thal der Akazie, wo er ihn ausgeſtreckt und todt auf der Matte liegen fand. Und er weinte und ſuchte nach dem Herzen des Bruders, aber er fand es nicht, bis im vierten Jahr das Herz wieder nach Aegypten zu kommen verlangte und ſagte: Ich gehe, die himmliſche Sphäre zu verlaſſen. Wie Anepu des andern Tages wieder ſuchte und Schoten umwandte, ſo lag das Herz darunter. Und er nahm das Gefäß mit der Opferſpende und legte das Herz hinein. Wie die Nacht kam und das Herz ſich voll Flüſſigkeit geſogen, da erzitterte Satu (ſeine Mumie natürlich) voll Freude an allen Gliedern und ſah den Bruder an. Anepu aber brachte das Gefäß mit dem Herzen und ließ ihn trinken, das Herz kehrte wieder an ſeine Stelle zurück und Satu ward wieder der der er geweſen war. Da umarmten ſie einander. Satu aber erklärte dem Bruder daß er die menſchliche Geſtalt nicht behalten, vielmehr die eines Stiers mit den göttlichen Zeichen annehmen wolle. „Du ſteigſt auf meinen Rücken und ich gehe mit dir dorthin wo meine Frau iſt, damit ſie meiner Stimme antworte.“ So kamen ſie in die Hauptſtadt, und der König freute ſich hoch wie er den neuen heiligen Stier ſah; er ſtellte ein großes Feſt an in ganz Aegypten; er überhäufte den Anepu mit Gold und Silber und erhob ihn höher in ſeiner Gunſt als irgendeinen andern Mann.

Eines Tages aber waren der Stier und die Fürſtin zur ſelbigen Zeit im Heiligthum und er ſagte: Siehe, ich bin noch lebendig. Ich bin Satu. Ich wußte daß ich ſterben mußte, als du die Akazie abhauen ließeſt; aber ich lebe wieder. Die Fürſtin

war sehr bestürzt darüber. Sie war eben in der Gunst Sr. Majestät (nach Rougé, der das Buch Esther zur Vergleichung heranzieht: sie war an der Reihe unter den Frauen des Königs), und er bewies sich ihr gern huldvoll. Da sagte sie: Schwöre mir bei Gott und sprich: was du willst das soll geschehen. Der König that's. Sie sagte: Ich will die Leber dieses Stieres essen. Das Wort erregte großen Streit unter ihnen und der König war sehr bekümmert. Am andern Tage brachte man indeß dem Stier ein großes Opfer, und einer der königlichen Beamten ließ ihn tödten. Wie das geschah schüttelte der Stier mit dem Halse und spritzte dadurch zwei Blutstropfen an die beiden Seiten der großen Pforte des königlichen Palastes. Alsbald sproßten daselbst zwei große Perseabäume hervor. Davon sprach alles Volk und weihte ihnen seine Verehrung. Eines Tages, da der König das große Halsband mit den Edelsteinen voll Knospen und Blüten auf seiner Brust trug, auf goldenem Wagen an den Perseas vorbeifuhr, seine Gemahlin auf ihrem Wagen ihm folgte, da sagte einer der Bäume zur Frau: Ah, Betrügerin! Du hast mich tödten lassen, aber um deinetwillen habe ich die Gestalt gewechselt. Ich bin Satu und lebe noch. Wie aber die Fürstin wieder in der Gunst des Königs war und der König sich sehr huldvoll bewies, da bat sie ihn wieder daß er schwöre, er wolle erfüllen was sie wünsche. Er erhörte ihr Wort. Sie sprach: Laß die beiden Perseabäume umhauen und schönes Holz daraus schneiden. Der König schickte Arbeiter ans Werk und stand dabei und sah mit der Fürstin zu. Da sprang ein Splitter auf und flog in den Mund der Königin. Sie bemerkte darauf daß sie schwanger wurde. Wie die Zeit da war, genas sie eines Knaben. Man lief zum Könige und rief: Es ist dir ein Sohn geboren. Der König ließ ihn bringen, gab ihm eine erlesene Amme, und das Gerücht verbreitete sich in ganz Aegyptenland. Man feierte ein Fest in seinem Namen, der König liebte ihn sehr und erhob ihn zum Range des Fürsten von Aethiopien (damals die höchste Stelle im Staat). Nach einiger Zeit ernannte er ihn zum (Kron-) Prinzen von Aegypten. Bald darauf ereignete es sich, daß Se. Majestät von dannen gen Himmel flog. Da sagte Satu: Man lasse meine Großen kommen, daß ich ihnen alles eröffne was mit mir geschehen ist. Er ließ auch die Fürstin kommen und enthüllte ihr Benehmen vor ihnen. Dann ließ er seinen ältern Bruder kommen und ernannte ihn zum Prinzen

von Aegypten. Seine Herrschaft dauerte 30 Jahre und sein Bruder folgte ihm darin an dem Tage wo er zum Hafen einging.

Daß die Seelenwanderung, der Thierdienst und der symbolische Hang die Aegypter auch zur Thiersage und Thierfabel geführt hat, würden wir sicher vermuthen, wenn sich auch nicht immermehr herausstellte daß die epische Darstellung des Thierlebens schon in der gemeinsamen Urzeit der Culturvölker begonnen. Wir finden auf Bildwerken des alten Reichs in Aegypten satirische Zeichnungen feierlicher Thierprocessionen und Thierkämpfe, und wie ähnliche Darstellungen an mittelalterlichen Domen auf die Geschichten von Reineke Fuchs hinweisen, so werden auch den Aegyptern die Erzählungen nicht gefehlt haben welche die Thierwelt und ihre Ereignisse zum Spiegel und lehrhaftem Gegenbilde der Menschen machten. Was von Aesop berichtet wird und manches was er erzählte, knüpft sich durch bedeutsame Züge an Aegypten.

Endlich haben aber auch die alten Aegypter die Anfänge des Dramas gehabt, nicht in einer ausgebildeten Kunstform wie die Athener, sondern in einer Weise die an die Mysterien von Eleusis, an die kirchlichen Volksschauspiele des Mittelalters erinnert. Und zwar ist es eine göttliche Komödie mehrere Jahrtausende vor Dante, das Geschick der Seele, ihre Wanderungen im Jenseits, das Gericht und die Verklärung, dargestellt in Wechselrede und Wechselgesang. Das Ganze ist uns im Todtenbuch erhalten, das gerade zur Blütezeit des neuen Reichs in größerer oder geringerer Vollständigkeit den Verstorbenen mitgegeben wurde ins Grab, es enthält eine Schilderung von den Wanderungen der Seele, sowie die Gebete die sie an Götter und Genien richten soll. Das Werk beginnt mit der Leichenfeier, mit der Abfahrt des Todten in das Grab. Der Gott Tot, der als Verfasser der Dichtung genannt wird, redet den Verstorbenen an, und sagt ihm daß er für ihn gekämpft habe um ihn zu rechtfertigen. Und Brugsch weist wol mit Recht die folgenden Worte einem Chor zu: „Gerechtfertigt ist Osiris (d. h. der mit Osiris vereinte Selige) gegen seine Feinde, zurückgedrängt hat sie Tot.“ Und Tot erzählt darauf, wie er mit Gott Horos einst den Gott Osiris gerächt habe, worauf der Chor wieder einfällt: „Es gehen einher die frommen Seelen im Hause des Osiris, ach laßt auch diese eingehen, damit sie sehe wie ihr seht; gege-

ben wird Brot und Trank den frommen Seelen, o gebt auch dieſer Brot und Trank!“ Und wieder ſingt der Chor: „Nicht iſt er abgewieſen, nicht iſt er zurückgegangen; er ſchreitet einher geprieſen und er erſcheint geliebt.“ Und nun nimmt auch der Verſtorbene das Wort und ſagt, daß er vor dem Herrn der Götter ſtehe, daß er das Land der Wahrheit betrete, daß er erſcheine wie der lebendige Gott und ſtrahle wie die Geiſter am Himmel, und wendet ſich mit einem Lob- und Dankgebet an Oſiris. Und dies ward, wie die Bildwerke bezeugen und Diodor berichtet, von den Prieſtern, von den Verwandten des Verſtorbenen und dem einſtimmenden Volk vor der Beſtattung vorgetragen und dargeſtellt.

Im Fortgang des Buchs nun richtet der Todte ſein Gebet an die Gottheit der Abendſonne und ſteigt in die Barke derſelben ein, um die Fahrt in der Nachthemiſphäre von Weſten nach Oſten zu machen. Wundererſcheinungen, Grauengeſtalten, böſe Thiere treten ihm in den Weg, er kämpft mit ihnen und beſteht ſie ſiegreich, denn die Götter beſchützen ihn, und jedes Glied ſeines Leibes ſteht unter der Obhut eines Gottes oder einer Göttin. Dann ſchifft er auf den himmliſchen Gewäſſern, pflügt, ſäet, erntet auf den himmliſchen Gefilden, den Inſeln der Seligen. Es folgt das Todtengericht, das Buch der Erlöſung im Saal der doppelten Gerechtigkeit, der Verſtorbene erſcheint vor Oſiris und den 42 beiſitzenden Richtern und erklärt ſich vor jedem frei von einer beſondern Schuld und Sünde: z. B. vor dem vierten ſagt er: ich habe nicht geſtohlen; vor dem fünften: ich habe nicht vorſätzlich getödtet; vor dem neunten: ich habe nicht gelogen; vor dem dreizehnten: ich habe nicht verleumdet; vor dem zweiundzwanzigſten: ich habe nicht die Ehe gebrochen; vor dem zweiundvierzigſten: ich habe Gott nicht verachtet in meinem Herzen. Die einfachen ſittlichen Grundſätze werden auf dieſe Weiſe in einer Kürze und Klarheit ausgeſprochen, die uns auch in ihrer Faſſung der Zehn Gebote des Moſes gedenken läßt.

Noch hat der Verſtorbene die Abenteuer der Höllenburgen zu beſtehen und verſchiedene Verwandlungen durchzumachen; dazwiſchen hin ziehen ſich Lobgeſänge auf Oſiris, bis er zuletzt als ein Sperber mit dem Menſchenhaupt, dem Symbol der reinen, geläuterten Seele, ſich emporſchwingt zum Urquell des geiſtigen und materiellen Lichts und Lebens. Die Wandelungen

und die Verklärung der Seele sind also der Inhalt des Ganzen. So heißt es auch auf einem Sarge: du bist im Saale des Osiris bei den Glanzgeistern der Unterwelt; es lebt deine Seele im Himmel bei der Sonne und dein Körper befindet sich wohl in der Sternenwohnung (dem Grabe). Dein Haus ist bleibend in der irdischen Welt, für deine Kinder ewig, ewig, immerdar.

Dem Todtenbuch entsprechen die Bildwerke in den Königsgräbern der 19. und 20. Dynastie. Da ist an gegenüberstehenden Wänden der Sonnenlauf dargestellt in der obern und untern Hemisphäre. Denn wie die Sonne soll der Mensch heldenhaft seine Bahn gehen, Licht verbreiten, Wohlthaten spenden, und wenn sein Tag sich zu Ende neigt, soll er eingehen in das Reich der Seligen und eins werden mit Gott. Darum besteigt er die Barke des Sonnengottes und streitet mit ihm gegen die Schlange Apophis und besucht die Inseln der Seligen und wandert durch die Hölle der Verdammten, wird selbst gerechtfertigt vor den 42 Todtenrichtern und endlich verklärt im Licht und mit Osiris ewig vereint.

Die rechten Zeugen eben für den Geist und das Phantasieleben der alten Aegypter sind ihre Bauten, ihre Bildwerke. Das arbeitsame Volk war von einem gewaltigen instinctiven Drang getrieben das eigene Innere sich gegenständlich zu machen, die Ahnungen des Gemüths und die Auffassung der Welt in festen Symbolen auszuprägen, dem vergänglichen Leben ein unvergängliches Denkmal zu bereiten. Und seit dem 4. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung bis mehrere hundert Jahre nach Christus sind die Schöpfungen der bauenden und bildenden Thätigkeit vorhanden, sind die Zeitmesser und sichern Haltpunkte der alten Geschichte geworden; seit dem Beginn unsers Jahrhunderts, seit Napoleon's Expedition und dem sich daran reihenden Denon'schen Werk, seit Champollion's Methode der Hieroglyphenentzifferung, seit Rosellini, Bunsen und der preußischen Entdeckungsreise unter Lepsius sind die Denkmale anschaulich und verständlich für die ganze gebildete Welt. Der Ausspruch eines hermetischen Buchs ist bewahrheitet: „O Aegypten, Aegypten, nur Fabeln werden von dir übrig sein, ganz unglaublich den spätern Geschlechtern, und nichts wird Bestand haben als die in Stein gehauenen Worte."

Die Kunstthätigkeit beginnt mit der Architektur, auch Sculptur und Malerei bleiben an sie gebunden und tragen ihr

Gepräge. Es ist die Massenhaftigkeit und Erhabenheit mit welcher begonnen wird, denn die bildende Kunst geht von der Natur aus und sucht sie zu bewältigen, und setzt zunächst an ihr die Macht des Maßes. Bezeichnend aber gerade für Aegypten ist es daß die Sorge für die Erhaltung des Leibes um der Unsterblichkeit willen jene gewaltigen Werke aufgethürmt, die an die Grenze der Wüste und des fruchtbaren Landes gestellt noch jetzt in ihrer einfachen Größe den Wanderer mit dem Gedanken der Dauer, der Ewigkeit erfüllen, die Pyramiden. Es sind Königsgräber aus der Frühzeit des alten Reichs, aus dem 4. Jahrtausend v. Chr., in der Nähe von Memphis, dem heutigen Kairo. Es sind ihrer viele; als die drei größten nennt Herodot die des Cheops, Chefren und Mikerinos; die Denkmalforschung hat die Namen Kufu, Chafra, Menkera ergeben, Könige der 4. Dynastie. Sie stellen den urthümlichen aufgehäuften Erdhügel über dem Grabe dar, aber sie thun es auf künstlerische Weise. Die Grundfläche bildet ein Quadrat, die Seiten sind genau nach den Himmelsgegenden gerichtet, das Bauwerk steigt in gleichmäßiger Neigung der Seitenflächen zu deren Vereinigungspunkt in der Spitze empor: die Form ist durch wenige geometrische Linien scharf bestimmt, krystallinisch, einfach; die Wirkung durch die von der formenden Kraft bewältigte Masse erzielt, die Bearbeitung der verwandten Felsblöcke sorgsam und genau; die Verhältnisse der Höhe und Grundlinien spielen um die ästhetisch wohlgefälligen Proportionen 3:5 oder 5:8. Die ursprünglichen Maße der größten sind 764 Fuß der Grundlinie, 480 der Scheitelhöhe, 611 der Seitenhöhe; die Masse des Mauerwerks 89,028000 Kubikfuß. Es würde hinreichen ein Land von der Größe Frankreichs mit einer Mauer von 1 Fuß Dicke und 6 Fuß Höhe zu umziehen. Das Felsengemach für den Sarg lag bei ihr 102 Fuß unter dem Boden, ein in den Fels gehauener Schacht führte dazu. Die Grabkammern der andern Pyramiden sind im Innern, mit gegeneinander geneigten kolossalen Granitblöcken bedeckt, schmale Gänge führen zu ihnen hin; sie waren durch steinerne Fallthüren und mit Felsblöcken nach der Bestattung geschlossen. Der Bau geschah in stufenförmig übereinander znrücktretenden Absätzen; diese wurden dann ausgefüllt und der Kern von oben nach unten mit glattbehauenen Felsplatten bekleidet. An der Ostseite liegt eine kleine Vorhalle, dem Todtencultus bestimmt. Die großen Pyramiden sind dabei nicht

im ganzen Umfang der mehr als 50000 Quadratfuß umfassenden Grundfläche begonnen, sondern wurden in mäßiger Größe errichtet; aber der Erbauer lebte und herschte noch fort, und legte nun abermals von unten in Absätzen beginnend einen gewaltigen Steinmantel rings um das Werk, und mochte das mehrmals wiederholen, bis er endlich durch geglättete Platten nun das Ganze abschloß. Die Ueberlieferung nennt Kufu und Chafra Tyrannen, die ohne Gottesfurcht und Menschenliebe das Volk zum Frondienst gedrängt; erst der milde Menkera war wieder religiös und menschenfreundlich; nach Diodor sollen jene gar nicht in ihren Pyramiden beigesetzt worden sein, weil man beim Todtengericht die Volkswuth gefürchtet; aber Menkera ward in seinem Sarkophag gefunden, und die Mumie ruht nun im Britischen Museum, „sicherer als vor bald 5000 Jahren: in der weltbeherrschenden Insel, welche die Macht der Freiheit und Sitte noch mehr schützt als das umgürtende Meer: unter den Schätzen aller Reiche der Natur und den erhabensten Resten menschlicher Kunst. Möge ihre Ruhe im Fluge der Weltgeschichte dort nie gestört werden!" (Bunsen.)

Die Gestalt der Pyramiden zeigt uns von der Spitze aus die Entfaltung der Einheit nach den vier Hauptrichtungen, von der quadratischen Grundfläche aus zeigt sie die Erhebung gen Himmel zugleich als das Zusammengehen aller Linien zur gemeinsamen Einheit. Das ist unmittelbare Veranschaulichung eines Gedankens. Und wenn Gladisch die Beobachtung daß häufig die Spitze schwarz gefärbt ist, mit einem ägyptischen Ausdruck über die Weltbildung zusammenbringt: „Es geschah ein Auseinandertreten der noch dunkeln (schwarzen) Vereinigung", — so werden wir gern die Pyramiden als die kolossalen Symbole der Idee nehmen wie die ursprüngliche und göttliche Einheit in den Gegensatz der vier Himmelsgegenden, der vier Elemente auseinander geht, die Welt aber zugleich immer wieder aus dem Gegensatze zur Einheit sich erhebt; der ewige Aus- und Eingang des Lebens ist ein Absinken und Aufsteigen; wir haben ein Bild des All-Einen. In Bezug auf den Obelisken betont Gladisch daß er die Hieroglyphe Ammon's sei; aber auch der vierseitige Obelisk ist ja durch eine kleine Pyramide bekrönt, und dadurch die einheitliche Spitze gewonnen.

Die Massenhaftigkeit der Pyramiden ist noch ohne Gliederung, sondern einfach und starr. Aber der Sarg des Menkera, der leider an der spanischen Küste unterging, zeigt uns bereits

architektonische Grundformen, die wir an den Tempeln der spätern Zeit wiederfinden, und die für Aegypten charakteristisch sind. Die Seitenwände stiegen in einer leisen pyramidalen Neigung empor, wie die Pylonen der spätern Tempel, und diese nach innen gewandte Richtung fand ihren Umschwung und ihr Gegengewicht in dem bekrönenden Hohlleisten, der nun die Deckplatte etwas nach außen vortreten ließ; die Seiten umgibt derselbe Rundstab, der durch die Jahrtausende hierfür in Uebung blieb. Der große Hohlleisten ist durch senkrecht eingegrabene Streifen gegliedert, die nach oben sich runden, er gewinnt das Ansehen wie wenn Federn oder Palmblätter nebeneinander gereiht und durch einen Druck von oben vorgebeugt wären; Kugler denkt an den Kopfschmuck ausgezeichneter Personen, den man auf diese Weise symbolisch dem Bauwerk geliehen; die einfach straffe Form ist auch an sich sprechend und charakteristisch.

In der Nähe der Pyramiden finden wir in den Fels des Gebirgs eingehauene Grabkammern, oder kleinere aufgeschichtete Steinhügel, deren Grundform ein längliches Rechteck ist, deren Seitenwände sich etwas gegeneinander neigen; wahrscheinlich waren sie gleich dem Sarg des Menkera mit dem schwungvoll vortretenden Hohlleisten bekrönt; die Gliederung und Verzierung seiner Seitenwände durch die Nachbildung eines Lattenwerks von senkrechter Ordnung mit wagerechten Verbindungsgliedern finden wir auch bei ihnen wieder. An der Vorderseite des Baues ist eine kleine Kapelle in der Mauermasse ausgespart, den Vorhallen an einer Seite der Pyramiden entsprechend, das Innere ist ein Grabgemach, dem Andenken des Todten und seiner Verehrung geweiht und mit Bildern geschmückt, der Sarg mit der Mumie liegt darunter in der Tiefe des Felsens.

Auf die Pyramidenzeit folgten Jahrhunderte des Verfalls, dann aber eine Herstellung und Blüte des Reichs unter der 12. Dynastie; mehrere Sesurtesen und Amenemha werden genannt; an jene knüpft sich die Sesostrissage, ihre Eroberungszüge waren sieggekrönt; das Land ward unter ihnen königliche Domäne; da die Bibel diese Maßregel dem Reichskanzleramt Joseph's zur Zeit der Hungerjahre zuschreibt und diese auch auf einem Denkmal erwähnt werden, so hat Bunsen die Einwanderung von Jakob's Familie in jener Zeit angenommen; wahrscheinlich fand sie indeß später unter der Herrschaft der semitischen Hyksos statt. Ein Amenemha war der Erbauer des Labyrinths,

und vollführte die Anlage des Mörissees. Die Periode setzt Bunsen zwischen 2800 und 2600 v. Chr.; andere, welche die Hykssoszeit kürzer als er annehmen, rücken sie um 400 Jahre weiter herab, in die Spätzeit des 3. Jahrtausends v. Chr.

Wie die Grabhügel in den Pyramiden, so wurden auch die Denksteine der Vorwelt von den Aegyptern kolossal und in mathematisch scharf bestimmter Form errichtet in den Obelisken. Einer in Heliopolis ward von Sesurtesen aufgestellt und durch Hieroglypheninschrift seiner Bestimmung geweiht. Schlank, vierseitig, langsam sich verjüngend steigen sie hoch empor, eine kleine Pyramide bekrönt die Spitze.

Sesurtesen gründete auch einen Tempel zu Theben, welcher den Keim und Anfang des großen Baues bildet, der im Lauf eines Jahrtausends durch immer neue Zusätze erweitert ward, und noch in seinen Ruinen zu Karnak unser Staunen erregt.

Zur Regulirung der Nilüberschwemmungen machte wahrscheinlich Amenemha III. die große Anlage eines Wasserbehälters, den die Alten den See Möris nennen, umfassende Dämme, Kanäle und Schleusenwerke standen natürlich damit in Verbindung. Sie sind zerfallen, aber noch heute genießt man in der Fruchtbarkeit der Gegend von Fayum die Nachwirkung jener echtköniglichen Thätigkeit. Ein See mit Brackwasser in versumpfter Ebene ward zur Anlage benutzt. Die Kolossalbilder des Gründers und seiner Gattin spiegelten sich auf stufenförmigen Pyramiden in der Flut und schauten auf den Garten Aegyptens hin.

Das Labyrinth, unter Psammetich erneut, war ein großer Reichspalast, in welchem die einzelnen Gaue Aegyptens zur Versammlung für politische und religiöse Angelegenheiten und Geschäfte ihre besondern Räume hatten. Nach Herodot's Beschreibung waren es 12 Hofräume mit bedeckten Säulengängen an den Mauern; die dem Eingang gegenüberliegenden Wände stießen zusammen, sodaß an eine Mauer der Mitte auf jeder Seite sich sechs anlehnten, die Thore der einen nach Mitternacht, die der andern nach Mittag. Innerhalb der Umfassungsmauer des quadratischen Ganzen lag eine große Menge von Kammern; mäandrisch gewundene Gänge führten durch sie hin, bald zur Mauer vordringend bald wieder nach den Thoren der Höfe zu sich wendend, sodaß es schwer war ohne Führer sich zurecht zu finden. Herodot meint daß wenn man alle Werke und Mauern der Hellenen zu seiner

Zeit zusammennähme, die Summe von Arbeit und Kosten doch geringer wäre als bei dem Labyrinth.

Am wichtigsten für uns sind die Felsengräber von Beni-hassan, denn da ist uns der Säulenbau des alten Reichs erhalten, dessen letzter Zeit sie angehören. Zwei Säulen treten zur Seite der Eingangsthür hervor, und tragen einen Steinbalken, Säulen stützen im Innern der Decke die Halle, deren Wände reiches Bildwerk schmückt. Die Säulenform ist doppelter Art. Die erste ist aus dem viereckigen Pfeiler dadurch hervorgegangen, daß man die Ecken abkantete, und so einen achteckigen Träger gewann; weiter entwickelt ward dieser aber dadurch daß man noch einmal die Ecken abschnitt und dadurch einen Stamm erhielt der von sechszehn gleich breiten senkrechten Streifen umgrenzt war. Der ästhetische Sinn blieb hierbei nicht stehen. Man gab der Säule eine runde hervorspringende Platte zur Basis, eine vierendende Platte zum abschließenden Capitäl, man verjüngte den Schaft, sodaß er von unten nach oben hin etwas dünner ward und leicht der schweren Last entgegenstrebte, man vertiefte die Streifen etwas nach innen, sodaß sie wie Rinnen zwischen den hervorragenden Kanten erscheinen. Ganz bezeichnend hat Lepsius diese Säulen protodorische genannt, wir stehen vor einer der durchaus sachgemäß gefundenen architektonischen Formen, welche die Griechen aufbewahren, weil sie vortrefflich sind, um sie weiter zu bilden und einem organischen Ganzen einzuverleiben.

Andere Säulen dagegen ahmen die Pflanzenform nach. Vier Pflanzenstengel scheinen um eine gemeinsame Achse zusammengedrängt; sie bauchen sich oben in den geschlossenen Lotoskelch aus, der das Capitäl bildet; über ihm eine viereckige Platte, unter ihm umschlingende zusammenhaltende Bänder. Das Ganze ist bunt bemalt, horizontal gestreift. Kugler erinnert daran daß man schon mehrere Jahrhunderte früher die Fläche eines viereckigen Pfeilers durch einen in der Mitte vorspringenden Lotosstengel mit reicher Blumen- und Blätterkrone decorirte; hier ist dies Ornament zur selbständigen Form geworden. Schnaase nennt solche Bildungen steinerne Metaphern; der Vergleich des Säulenstammes und Capitäls mit Stengel und Blume der Pflanze hält nicht Stich, aber der flüchtige Einfall ist sofort im starren Typus festgebannt. Es stimmt so ganz zu unserer Grundanschauung des ägyptischen Symbolismus was Kugler in der Geschichte der Architektur weiter bemerkt, daß wir gern seine

eigenen Worte folgen lassen: „Die Form ist allerdings in so fern nicht ungünstig gewählt als sie die todte Pfeilergestalt in eine lebendige, in sich beschlossene, emporwachsende umwandelt. Dennoch bleibt sie in rein ästhetischer Beziehung nur eine decorative: der Ausdruck einer entschieden architektonischen Kraft (der des Stützens, des Tragens) ist in ihr, auch in freibildnerischer Weise, auch in nur spielender Andeutung nicht gegeben; die Form des Capitäls, die hierbei vor allem in Frage käme, drückt eben nichts davon aus. Die Form kann somit ohne Zweifel vorzugsweise nur eine sinnbildliche Bedeutung haben, die in jenen älteren Gräbern dem Architekturtheile sich erst anschmiegt, hier ihn ganz erfüllt. Der Lotos ist den Aegyptern das Symbol der materiellen Welt: die aufstrebende Lotossäule wird somit als Sinnbild der emporringenden irdischen Kraft zu fassen sein. Doppelt sinnvoll wird eine solche Bedeutung, wenn die von ihr getragene Decke mit Sternen und andern himmlischen Zeichen geschmückt erscheint. Das Ganze wird in solcher Gegenüberstellung ein Sinnbild des Universums."

Noch im 3. Jahrtausend brachen semitische Volksstämme, Hykšos, Hirtenkönige genannt, in Aegypten ein, machten sich das Land zinsbar und hielten des Volkes Geist und Kraft gefesselt. Aber die Treue desselben für die Ueberlieferung und Errungenschaft der Heimat, für Religion und Sitte hielt auch aus unter dem vielhundertjährigen Druck. Die beliebten Vermuthungen von einem uralten Priesterstaat Meroe als dem Quell der ägyptischen Cultur haben nicht Stich gehalten, wol aber ist in der Hykšoszeit ägyptische Bildung nach Aethiopien geflüchtet; doch ist der ägyptische Stil dort verweichlicht, die Formen sind runder aber auch kraftloser geworden.

Die Hykšos selber zerstörten die ägyptischen Denkmale keineswegs, sondern eigneten sich die Cultur des eroberten Landes an. Aus den Tagen ihrer Herrschaft sind Sphinxe von großer Schönheit erhalten, deren Menschengesicht den semitischen Typus trägt; Löwenohren erheben sich an den Seiten, und Löwenmähnen umwallen das Antlitz wie ein Strahlenkranz. Man zahlte den Hirtenkönigen Tribut; diese aber huldigten den ägyptischen Göttern nicht, sondern blieben ihrem Baal getreu, der wie ein wildes vierfüßiges Thier mit spitzen Ohren gebildet ward. Als von Theben aus die Befreiung Aegyptens begann, unter der 18. Dynastie, im 16. Jahrhundert, als die Fremden wieder

vertrieben waren, da finden wir sogleich auch den Aufschwung einer nationalen Kunst wieder, die nun in Pracht und Fülle ihren Glanz entfaltet.

Die großen Bauten dieser Zeit sind zugleich Burgen, Paläste und Tempel, wie der König zugleich Krieger und Priester, Stellvertreter der Gottheit. Eine zinnengekrönte starke Mauer umschließt den ganzen Bezirk. In der Tiefe desselben liegt das Allerheiligste, gewöhnlich aus einem Felsen gemeißelt, die Nische für die Bildsäule oder die Wohnstätte für das symbolische Thier des Gottes; ringsum Gemächer. Dieser ganze Theil ist allseitig abgeschlossen, niedrig und bedeckt. Vor ihm öffnen sich weite Säulenhallen oder auch Höfe die in der Mitte freien Raum gewähren, an den Mauern aber mit Säulengängen umgeben sind. Ein mächtiger Thorbau bildet die Eingangsseite. Es sind zwei abgeschrägte viereckige Thürme, viel breiter als tief, die nach unten nur die Breite der Thür frei lassen, nach oben aber weiter auseinander gehen; ein Rundstab rahmt sie ein, nach oben bekrönt sie der straffgezogene Hohlleisten, er verleiht der Böschung der Mauern einen elastischen Rückschwung und stellt so ein beruhigendes Gleichgewicht her. Die Alten nannten diese Pylonen Flügel, sie haben in der That das Thor in ihrer Mitte wie ausgebreitet erhobene Schwingen den Körper des Vogels. Die Thür ist von starken Steinbalken umgeben und der bekrönende Hohlleisten hat stets als Ornament eine Sonnenscheibe; zwei Uräen, die Königsmacht symbolisirende Schlangen, schwingen sich unter ihr hervor, und weitentfaltete Flügel zu beiden Seiten symbolisiren ihr Schweben im Himmelsraum, wie sie selber die allsehende, allerleuchtende Gotteskraft versinnlicht. Vor dem Pylon stehen Obelisken mit weihenden Inschriften, oder thronen Kolossalbilder der Götter oder Könige. An die Pylonen lehnen sich hochragende Maste mit flatternden Wimpeln. Eine Allee von Sphinxen führt zu ihnen hin; dazwischen der gepflasterte Weg bis zur Pforte der Umfassungsmauer. Von den Pylonen aus werden die Räume nach innen zu immer niedriger, es scheint sich alles perspectivisch nach dem Allerheiligsten zusammenzuziehen.

Dies das Wesentliche der Anlage, die aber mannichfacher Anfügung und Erweiterung fähig ist und weit weniger als der griechische Tempel einen in sich geschlossenen Organismus darstellt. Treffend sagt Schnaase der Bau sei selbst ganz Procession, ganz Wallfahrt, auf Ernst und Schweigen, auf Staunen und

Ehrfurcht berechnet; seine Schilderung möge, vom Eingang beginnend, die unsere erläutern: „Alle Wege sind gewiesen, keine Abweichung gestattet, kein Irren möglich. Zwischen den Reihen heiliger Thiere, zwischen den Thoren wandern wir ehrfurchtsvoll durch. Weit, hoch, mächtig zeigt sich die Pforte, gewaltig wie die Wirkungen des Gottes auf die Welt, wie die Erscheinungen welche zuerst die rohen Völker bewegen ihre Knie vor den noch unbekannten Mächten zu beugen. Wer durch diese erste Pforte eingegangen athmet wieder freier; ein weiter Hof nimmt ihn auf, heitere Säulen in mannichfachen reichen Formen mit Pflanzenfülle umgeben ihn. Auch hier ist der Weg bezeichnet, der weiter in das Innere führt, sanft aufwärtsgehend; die Seitenwände nähern, die Höfe senken, der Boden hebt sich, alles strebt nach einem Ziel. Nun kommt aber eine zweite Schranke, ein vielsäuliger Raum, welcher schon mehr dem Innern angehört, ist zwar in so weit geöffnet daß wir in seine dichte schattige Fülle und Pracht hineinblicken können, aber der Eintritt selbst ist nicht auf allen Stellen willkürlich verstattet. Die Zwischenräume der Säulen sind durch Schranken geschlossen, nur ein Weg in der Mitte ist geblieben. So gehen wir weiter, nun schon der Zerstreuung des freien Himmels entzogen, von dem Ernst des Baues, von der Heiligkeit der Bildwerke eng umgeben. So umschließen uns die geweihten Wände immer näher, bis endlich nur der priesterliche Fuß das einsame tönende Gemach des Gottes selbst betritt. Das Ganze hat den Ausdruck eines feierlichen Ernstes, der ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses; erst vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponirend, dann in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das mystische Dunkel zur innersten Stätte der Weihung und Anbetung einführend."

Die 18. Dynastie (von 1625—1411) vollbringt die Befreiung des Reichs und ordnet das Alte neu mit höherm Glanz; die Namen Amosis, Tuthmosis, Amenophis sind die der ausgezeichnetsten Herrscher. Ihnen folgt die 19. Dynastie, in der Sethos und Ramses II. als große Eroberer hervorragen, dieser aber die Kraft des Landes erschöpft und den Druck gegen die Israeliten beginnt, der den Auszug unter seinem Nachfolger Menephtha zur Folge hat. In dessen Regierung fällt der Beginn einer neuen Siriusperiode, für die das Jahr 1322 v. Chr. astronomisch fest steht. Unter der 18. Dynastie hat die

Kunſt, auf den alten Ueberlieferungen fußend, in einem lebhaften Ringen ihre großartige Blüte; die 19. führt zu koloſſalen Unternehmungen voll Reichthum und Pracht, aber auch zur Ueberladung und zu handwerksmäßig conventioneller, mitunter roher Arbeit. Große Tempelpaläſte in Theben, wo heute die Dörfer Karnak und Luxor ſtehen, geben in ihren Trümmern Kunde von der Bauthätigkeit, durch Bilder und Inſchriften Zeugniß von dem ſonſtigen Wirken der Könige. Der von Seſurteſen im alten Reich gegründete Tempel wird jetzt allmählich ſo erweitert daß nicht weniger als fünf Pylonen ebenſo viele Höfe oder Hallen vor dem Heiligthum bezeichnen, daß die Seitenmauer des Ganzen durchbrochen wird um einem Tempel, der nach außen vortritt, die offene Pforte zu gewähren, daß hinter dem Allerheiligſten Säulenſäle und viele Gemächer ſich ausbreiten. Lepſius bemerkt daß einzelne Könige in demſelben Maß in der Geſchichte vor- oder zurücktreten, in welchem ſie in und um den Tempel von Karnak repräſentirt ſind. Eine Backſteinterraſſe erhebt den Bau über den umgebenden Boden; die Geſammtlänge ſeiner Umfaſſungsmauer betrug drei Viertel einer geographiſchen Meile.

Die reiche Anwendung der Säule charakteriſirt die Werke dieſer Zeit. In denen der 18. Dynaſtie finden wir die Fortbildung der beiden Formen von Benihaſſan. Die protodoriſche Säule erhält unter der viereckigen Deckplatte eine unten abgerundete kreisförmige Platte als Capitäl, unter demſelben mehrere Bandſtreifen zur Bezeichnung des Halſes. Die Lotosſäule ſteht auf einer runden Platte, unten etwas eingezogen ſteigt ſie dann mit einiger Verjüngung empor; es ſind 12 Stengel, deren halbe Rundung um den Schaft hervortritt, die durch dreimal wiederholte, fünffältige Bandſtreifen zuſammengehalten werden; das Capitäl iſt der ebenfalls zwölffach gegliederte geſchloſſene Lotoskelch, ſodaß es über den Hals der Säule ſtark hervortritt, nach oben unter der Deckplatte aber ſich zuſammenzieht, einer Knospe ähnlich. Einmal finden wir acht Stengel ohne die gürtende Unterbrechung, aber mit zierlich aufſtrebenden Ornamenten. Sodann Säulen mit einfachem runden Schaft und einem Capitäl von acht ſchlank aufſprießenden, oben ſich nach auswärts neigenden Palmenblättern; ſie ſind architektoniſch einfach und edel in der Ausführung, ein Vorſpiel der korinthiſchen in Hellas. Außerdem gibt es in dieſer Periode Mauerpfeiler mit dem ſtark vorſpringenden Relief tragender Rieſengeſtalten. Ein

kleines Heiligthum zu Elephantine führte die Mauer nur als Brüſtung empor, und ließ dann das mit dem üblichen Hohlleiſten über einem Architrav ausladende Dach ſtatt der Mauer von ſtarken viereckigen Pfeilern getragen werden, zwiſchen denen immer ein gleichgroßer Raum offen bleibt, — ein noch derber und unentwickelter Anfang deſſen was die freie Säulenhalle rings um den griechiſchen Tempel zur Durchbildung bringen wird.

Die 19. Dynaſtie benutzte auch die Säulen um ſie mit Bildern und Hieroglyphen anzufüllen; ſie nahm für das Capitäl die Form des ſtark ausladenden, weitgeöffneten oder des geſchloſſenen ungegliederten hochaufſteigenden Blumenkelchs. So beſonders in dem ungeheuern Säulenſaal des Tempels zu Karnak. Er hat eine Tiefe von 164, eine Breite von 320 Fuß; 12 rieſige Säulen, ſechs auf jeder Seite bilden einen hohen Mittelgang, ähnlich dem überragenden Mittelſchiff der Baſilika; ſie ſind 66 Fuß hoch, haben einen Umfang von 36 Fuß, Würfel in der Mitte der Capitäle tragen die Steinbalken der Decke. Die übrigen Säulen, auf jeder Seite ſieben, aber neun Reihen hintereinander, im ganzen alſo 126, ſind 40 Fuß hoch bei einem Umfang von 27 Fuß. Sie tragen die Decke; ein Oberlicht fällt zwiſchen den Capitälen und Stämmen der überragenden Säulen des Mittelgangs wie durch Fenſteröffnungen herein. Alles iſt mit Sculptur und Malerei tätowirt. Im mannichfaltigen Wechſel herrſcht ſymmetriſche Wiederkehr, die ſchwere koloſſale Maſſenhaftigkeit iſt von buntem Farbenſchmuck umſpielt; ſtatt organiſcher Gliederung überladener Schmuck. Drei Grottenbauten in Nubien weiſen ebenfalls auf Ramſes II. hin. Vor dem erſten Tempel, zu Ipſambul, iſt der Fels in der Art zur Façade hergeſtellt daß er nach oben hin etwas zurückweicht und vier gleiche ſitzende Koloſſe, 60 Fuß hoch, alle den Ramſes darſtellend, aus dem Fels gehauen ſind. Zwiſchen ihnen führt die Thür ins Innere in einen größern und kleinern Pfeilerſaal und andere Gemächer. Die Façade eines kleinen Tempels zeigt ſechs in Niſchen ſtehende Koloſſe von 30 Fuß Höhe, Ramſes und die Seinen. Pfeiler im Innern haben ein ganz ſymboliſches Capitäl, die Maske der Göttin Hathor mit einem Tempelchen auf dem Kopf. Ein dritter Felſentempel bei Girſcheh hat außer einem Vorbau mit Pylonen, innen an den Pfeilern ſtehende Oſiriskoloſſe von großer Schwerfälligkeit, roh in der Ausführung.

Ramſes III., der Begründer der 20. Dynaſtie (1288

v. Chr.) einte noch einmal den Glanz der Waffen mit dem der Bau- und Bildwerke, unter denen der Tempel zu Medinet-Abu mit den Thaten des Königs prangend hervorragt. Die folgenden Jahrhunderte ſchufen bei der Erſtarrung des Reichs unter dem Despotismus der Herrſcher und der Uebermacht anderer Länder nichts mehr von gleicher Größe und Pracht. Die Reſtauration des Reichs durch Pſammetich (670 v. Chr.) führte auch zu einer der Kunſt, die gerade die alterthümlichen und einfachern Formen der 12. und 18. Dynaſtie mit Glück und Geſchmack aber in kleinerm Maßſtabe wieder in Anwendung brachte. Auch unter der Herrſchaft der Perſer, Griechen und Römer erhielten ſich die Grundzüge des ägyptiſchen Stils. Die Säulencapitäle haben jetzt meiſt die offene Kelchform, gegliedert durch mehrere Reihen frei hervortretender Blätter; ſie haben darauf hier und da noch die Hathormaske mit dem Tempelchen, die auch für ſich allein als Bekrönung der Säule vorkommt. Der glatte Schaft iſt mit bunten Inſchriften überdeckt. Es gibt Gebäude mit einer Säulenvorhalle nach griechiſcher Weiſe; aber die Zwiſchenräume der Säulen ſind mit einer Mauerbrüſtung ausgefüllt, die freie Oeffnung über derſelben macht einen fenſterhaften Eindruck. Daſſelbe iſt der Fall bei den kleinern Tempelchen, die man jetzt neben den großen errichtete; Mammiſis heißen ſie, Geburtshäuschen, zur Feier der Geburt des göttlichen Kindes, welches das Götterpaar des großen Tempels als das dritte erzeugte. Sie ſind rings von Säulen umgeben, bis zu deren Mitte die Mauerſchranke aufragt, kein Vorbild, ſondern eine mislungene Nachahmung der Griechen. Das Capitäl iſt hier eine Maske, des Typhon, wie es gewöhnlich heißt; oder ein patäkenhaft verzerrtes Kindergeſicht?

Auch Kleopatra baute; die Tempel von Dendera geben in ihrem wunderbar erhaltenen Glanz und phantaſtiſchen Schmuck von dem Rauſch ihres Daſeins Kunde. Auch aus der Römerzeit gibt es noch Anlagen umfaſſender Art, doch iſt kein Fortſchritt ſichtbar. Dann verfiel Aegypten außer Alexandrien ſo ſehr daß der heilige Antonius in die thebaiſche Wüſte zog.

Felſenfeſte Kraft und Dauerbarkeit, maſſenhafte Größe in einfach ſtrengen Formen bezeichnet das Primitive der Baukunſt im alten Aegypten; im Zuſammenhang mit dem wolkenlos blauen Himmel, dem breiten Strom, dem Zug der Gebirge machen die Tempelanlagen einen ergreifenden Eindruck; neben einem con-

ſtructiv nichtsſagenden und äſthetiſch unbefriedigenden Symbolismus gibt ſich in den Formen der Anfang organiſcher Conſtruction kund und wird zur Grundlage für die weitere Ausbildung im Fortgang der Weltgeſchichte.

Architektoniſch und monumental iſt zunächſt auch das Gepräge der bildenden Kunſt bei den Aegyptern. Es liegt dies ſchon in der Gebundenheit der Bildwerke an die Bauten; Reliefs und Gemälde ſind Schmuck der Wände, und wenn die Figuren des einen Pylonenflügels in ſtrenger Symmetrie denen des andern entſprechen, ſodaß einer wie das Spiegelbild des andern daſteht, ſo ſieht man daraus wie die menſchlichen Geſtalten nicht um des individuellen Ausdrucks ihres perſönlichen Lebens willen dargeſtellt, ſondern als architektoniſche Decoration behandelt ſind. Dabei iſt der monumentale Sinn der Aegypter auch hier nicht auf das Bewegliche und Vorübergehende, ſondern auf das Bleibende und Weſenhafte der menſchlichen Geſtalt, auf feſte Formen und deren gleichmäßige Bewahrung gerichtet. Sie heben das Geſetzmäßige im Bau des Körpers hervor und ſtellen die Norm eines feſten Kanons, mathematiſch beſtimmter Maßverhältniſſe dafür auf; nicht das Individuelle, ſondern der Typus der Gattung wird dadurch ausgedrückt. Sie kommen allerdings zuletzt auch zur Darſtellung des Perſönlichen, und die Züge der Thutmoſis, eines Sethos I. und Ramſes II. treten in energiſcher Porträtwahrheit auf; in der Regel aber legen ſie größeres Gewicht auf das Nationale oder allgemein Menſchliche als auf das Individuelle. Die Aegypter haben das große Verdienſt den idealen und monumentalen Stil der bildenden Kunſt durch dies Eingehen auf das Weſentliche und Ausſcheiden des Unbedeutenden und Zufälligen gegründet zu haben, allein ſie verharren innerhalb der architektoniſchen Strenge und Gebundenheit. Daher ſagt ihnen die Ruhe, die dem Geſetz der Schwere folgende geſchloſſene Haltung der Geſtalt mehr zu als die Bewegung, und ſie bleiben mangelhaft in Bezug auf den Ausdruck des Seelenlebens und ſeiner Freiheit im Antlitz wie in der Haltung der Geſtalt. Sie finden ein Geſetz der Verhältniſſe, aber ſie nehmen es nun nicht als eine Mittellinie, um welche der charakteriſtiſche Ausdruck des perſönlichen Lebens ſpielt, ſondern als die gleichmäßige Regel, der alle unterworfen werden, wie man die Steine für einen Bau nach dem Richtmaß behaut. So konnte es geſchehen daß eine Statue ſtückweis da und dort von Verſchiedenen

gearbeitet und dann zusammengesetzt wurde. Und wenn auch der ursprüngliche Kanon im neuen Reich modificirt wurde, ein und dasselbe Gesetz galt doch Jahrtausende lang für alle Bildner. Eine strenge Gemessenheit ein übereinkömmlicher Typus, eine ruhige Starrheit war die Folge davon.

Dies architektonische Gepräge aber der Ruhe, der strengen Gemessenheit, der Hervorhebung des wesenhaft Nothwendigen erleichterte und begünstigte die Richtung auf das Kolossale. Arme und Beine fest geschlossen thronen oder stehen die Riesengestalten ihrer Götter und Könige vor und in den Tempeln, wie ein Theil der Architektur in die Gesammtwirkung des Baues hineingezogen. Sie sind ein Triumph ägyptischer Kunst nach Auffassung und Technik; das Starre und Typische wirkt hier imposant und wuchtvoll; das Kolossale duldet in der Sculptur nicht das genremäßige Detail und das Momentane der Bewegung, es fordert das Monumentale der Ruhe, des in sich geschlossenen wesenhaften Seins. „Die Götter haben seinen Leib gebildet" sagt ein griechisches Epigramm von dem Riesensphinx vor den Pyramiden; ein hingelagerter Löwenleib mit dem Haupt eines Mannes ward aus einem Naturfelsen herausgehauen, an dem man die Vordertatzen ergänzte. Das stolze Angesicht mißt 28, die Höhe des Ganzen 65, die Länge 142 Fuß. Sphinxgestalten kommen im alten Reich nicht vor; um so häufiger werden sie seit der 18. Dynastie. Wie ihre gewöhnliche Stelle vor Heiligthümern ist, so erinnert auch das an die assyrischen Kolosse welche die Eingänge behüten und auf dem Thierleib das Menschenhaupt tragen. Es scheint daß die Aegypter das ursprünglich semitische Phantasiegebilde in ihrer Weise einfacher, strenger, ruhiger umgeformt haben. Brugsch glaubt in Sphinxköpfen die Züge der regierenden Könige zu erkennen und nimmt sie für Darstellungen der Könige als der Stellvertreter Gottes auf Erden. Gerade der Riesensphinx vor den Pyramiden, der seine Entstehung dem König Thutmosis IV. (um 1550 v. Chr.) verdankt, hat aber eine Denksäule vor der Brust, worauf die Inschrift besagt daß seine Heiligkeit, dieser schöne Gott, zum König spricht wie ein Vater zum Kinde, und ihm die Welt in ihrer Länge und Breite verheißt. So dürfen wir wol bei der Annahme bleiben daß die Sphinxe Symbole des Sonnengottes sind, und ebenso die Heiligthümer bewachen, wie die geflügelte Sonnenscheibe über den Pforten schwebt.

Daß die Bildsäule Amenophis' III. beim Sonnenaufgang

erklinge, war weniger ein Naturspiel, als ein Phantasiespiel der Griechen, die sie für ein Bild Memnon's nahmen, des Sohnes der Morgenröthe der seine Mutter begrüße; der Beiname des Königs, Maiamun, der von Ammon Geliebte, erinnerte sie an einen Helden ihrer Mythe, und so spannen sie diese weiter.

In den Göttergestalten verstanden die Aegypter noch nicht die Ideale des Geistes durch entsprechende Züge der Wirklichkeit und deren organische und harmonische Durchbildung echt künstlerisch auszuprägen und für die unmittelbare Anschauung darzustellen, sondern sie verfielen auch hier in den Symbolismus und blieben in seiner Aeußerlichkeit befangen. Statt eine Geistes- oder Gemüthsrichtung in den Zügen des Antlitzes auszudrücken und ihm auch den Leib gemäß zu bilden, weicher oder straffer, schlanker oder voller, jugendlicher oder männlicher nach Maßgabe der zu Grunde liegenden Idee, machten sie in dieser Hinsicht keinen Unterschied, und setzten lieber dem Gott den Kopf desjenigen Thiers auf, an das seine Natur erinnerte, das sein Sinnbild war. So trägt Thot den dünnen Hals und Kopf des Ibis zwischen seinen breiten Schultern, Anubis hat einen Schakalskopf, Ammon und Isis den Kopf oder wenigstens die Hörner des Widders und der Kuh. Das ist aber eine Erniedrigung des Menschenleibes, und in seiner Verletzung organischer Bildungsgesetze ästhetisch misfällig. Aber sie bildeten nicht um der Schönheit willen. Und wie sie die Namen mehrerer Götter zu einem zusammensetzten, ein Gott in den andern überging, so häuften sich auch die Symbole; es war ein äußerliches Anfügen, wie man die Tempel erweiterte, kein Wachsthum von innen heraus. Ein Käfer war schon auf seltsame Weise zum Symbol des Lichtgottes geworden, weil er eine Kugel wie dieser die Sonne vor sich her bewege; man gab dem Käfer den Menschenkopf und zugleich die Flügel des Sperbers, während anderwärts ein Sperberkopf den Sonnengott kennzeichnet, man gab dem erwähnten Gebilde noch Löwenfüße und menschliche Arme.

Höchst ausgezeichnet waren die Aegypter als Thierbildner. Ihr Zug zur Thierwelt, ihre Beobachtung führte sie auf das Erkennen der charakteristischen Formen, und da das Thier mehr Gattungscharakter als individuellen Ausdruck hat, so stört der Mangel des letztern nicht, wie bei Darstellungen des menschlichen Lebens, vielmehr befriedigt die energische Herausgestaltung des typischen Wesens. Schon aus dem alten Reich stammen diese

straffen, kraftvollen Gliedermassen, stammt dieser großartige Zug in den Löwen- und Widderleibern, die sie gern mit dem menschlich gestalteten Haupt eines Gottes oder Königs schmückten und damit selber in unwillkürlicher Symbolik die Gebundenheit ihres eigenen Geistes an die Natur, den Mangel seiner vollen selbstbewußten Freiheit ausdrückten.

Die ägyptische Rasse wird von Negern oder Semiten bestimmt unterschieden. Sie ist kräftig, mit hohen Schultern, breiter Brust, schmächtigem Leib und schlanken Beinen ausgestattet; die Knie sind scharf bestimmt, Schenkel und Waden aber zu geradlinig und trocken. Die niedrige Stirn weicht etwas zurück, die langen schmalen Augen senken sich etwas nach der Innenseite, die Nase ist breit, das Kinn dürftig, die Ohren sitzen zu hoch. Der Ausdruck ist der eines sinnlichen Behagens, eines seelenlosen Lächelns.

Viel reicher noch als die selbständige Plastik der ganzen Gestalt entfaltete sich Relief und Malerei an den Wänden. Beides ist noch ungeschieden, die Umrisse werden tief eingegraben, die Fläche dann angestrichen oder mit einiger Modellirung hervorgearbeitet, jedoch so daß die Gestalten nicht über die Ebene der Wand hervortreten, sondern wie in dieselbe eingesenkt erscheinen. Die Aegypter beginnen mit kindlicher Naivetät die menschliche Gestalt nach ihren auffälligsten Merkmalen und auf die leichteste Weise wiederzugeben. Sie nehmen also im ganzen die Profilstellung, zeichnen aber das Auge voll und ganz in das Gesicht und verschieben den übrigen Körper, jedoch ohne Rücksicht auf Perspective, sodaß sie die Breite der Brust oder des Rückens gewinnen. Sie zeichnen die Kuh im Profil, setzen ihr aber die beiden Hörner so auf als ob man sie von vorn sehe. Auf Deutlichkeit mehr als auf Schönheit bedacht behalten die Aegypter solche Anfänge als Grundlage bei und machen daraus ein Schema der Gestaltung, das übereinkömmliche Bild wird zum Zeichen des Gegenstandes.

Die Bilder sind keine poetischen Schöpfungen, sondern nüchterne treue Darstellungen des Lebens und der Begebenheiten. Von eigentlicher Composition kann nicht die Rede sein, die Gestalten stehen nebeneinander, der einheitliche Standpunkt für die Anordnung des Ganzen, die Perspective fehlt, aber wichtige Dinge, wie der König in der Schlacht, werden größer als die andern gehalten. Schrift und Malerei sind noch nicht streng

geſchieden, beide Bilderſchrift. Um der Deutlichkeit willen wird der einmal angenommene Typus der Figuren treu bewahrt und präcis wiedergegeben. So ſagt auch Julius Braun: „Der Künſtler fühlt ſich weſentlich als Schreiber, und wenn im Grottentempel zu Abu Simbel das vor dem König fliehende Wagenheer des Feindes, das von links nach rechts eilt, keinen Platz auf der Wand mehr findet ſeine Flucht fortzuſetzen, dann leitet es der Künſtler ruhig von oben nach unten an der Wand ſenkrecht herunter, verändert alſo dem Gemälde gegenüber ſeinen eigenen Standpunct. Es iſt als ob er eine wagrechte Zeile ſchriebe und wo der Raum ausgeht ſie ſenkrecht auf dem Rand fortſetzen müßte. Wenn man einen Koloß darſtellt wie er vom Platz geſchleppt wird, dann ſind die vorgeſpannten vier Menſchenreihen nicht hinter, ſondern über einander in regelrechter Parallele.“

Die Sorgſamkeit der Aegypter ein möglichſt treues Bild ihres Seins und ihrer Umgebung aufzubewahren, hat uns den Einblick in ihr häusliches und öffentliches Leben, hat uns ihre Tracht und Sitte, ihre Geräthe im Bild erhalten. Weiß, der in ſeiner Coſtümkunde das Weſentliche zuſammenſtellt, bemerkt dabei daß die Aegypter in dem Beſtreben ſo viel als der Umriß der Figur nur immer zuließ zu zeigen die Kleidung ohne Rückſicht auf die Profilſtellung gern in der Vorderanſicht zeigten und die Falten ſteif mit kleinlicher Sorgfalt darſtellten. Die Rückſicht auf das äußerlich Verſtändige überwog den künſtleriſch freien Schönheitsſinn.

Die Farbe der Gewänder war am liebſten das ſchimmernde Weiß der Leinwand; daneben eine eintönige, grüne, rothe, blaue Färbung und zierliche Muſter. Der alten Zeit genügte für Männer ein Schurz um die Hüften, für Frauen ein hemdartiges Gewand. Später trugen die Reichern Obergewänder von feinem durchſichtigen Stoff. Den Kopf der Männer bedeckte eine glatte Kappe oder ein zur Haube gefaltetes ſtreifiges Tuch. Sie trugen in früherer Zeit die Haare ſträhnenartig geflochten, dann aus Rückſichten der Reinlichkeit ſchoren ſie ſich kahl, nahmen aber für die Vornehmen an den Tagen des Glanzes im neuen Reich die aſiatiſche Perrüke mit dem röhrenförmig anſteigendem Lockengehäuſe. Die Frauen trugen das lange Haar in zierlichen Netzen oder umhüllten es mit dem Schleier. Wie die Männer trugen ſie Ringe an Arm- und Fußknöcheln, dabei mancherlei Gehänge von Gold und Glas; ein reichgeſchmückter Schulterkragen ward

beiden Geschlechtern gemeinsam. Die Könige hatten eine breite Schärpe um den Leib, ein Diadem, eine doppelte Krone für das obere und untere Reich, und allerhand Symbole auf dem Haupt, z. B. die Uräusschlange, welche die Gewalt des Herrschers über Leben und Tod bezeichnen sollte. Hohe Priester trugen ein Pardelfell, Richter die unveränderliche Straußfeder als das Zeichen der Gerechtigkeit. Holzschilde mit Leder und metallenen Buckeln, Bogen und Speere, ein kurzes Schwert waren die gewöhnlichen Waffen; der König zog in goldstrahlendem Helm auf dem Streitwagen in den Kampf; hieroglyphische Zeichen der einzelnen Orte dienten als Standarten. Glänzende Geräthe, Vasen und Sessel kamen als Tribut aus dem Orient; die alte Zeit war schlicht und einfach, erst die Gräber von Benihassan zeigen einen größern kunstreichen Handwerksbetrieb.

Die typischen Formen der bildenden Kunst waren schon im alten Reich festgestellt, wurden aber im neuen in viel umfassendern Werken weiter ausgebildet. Grabgemälde der Pyramidenzeit zeigen Ackerbau und Viehzucht, Fischerei und Jagd, und ein harmlos freudiges Leben. Die Auffassung der Wirklichkeit ist nüchtern und ohne idealen Gehalt; Köpfe und Beine sind im Profil, die Brust in der Vorderansicht. Die Zeit von Sesurtesen I. hat die energischen und präcisen Linien der Sculptur, die wir von da an besonders an Kolossen und Thieren bewundern. Das granitene Bein des Königs, das im berliner Museum als ein Meisterwerk ägyptischer Kunst bewahrt wird, zeigt die alte Kunst auf dem Wege zur Vollendung, den die Folgezeit aber nicht einhielt. Die Gräber von Benihassan behalten die Verschiebung der Körper bei, gehen zu größerer Bewegung und zu schlankern Formen voran, und stellen gleichfalls Scenen des Privatlebens dar. Die großen Tempelpaläste des neuen Reichs prangen im Schmuck der königlichen Thaten und gottesdienstlichen Handlungen, die sie treu erzählen; die Gräber lassen die Geschichte der Seele erkennen. Die Darstellung der Kämpfe zeugt von Feuer und Thatenlust, das herkömmliche Lächeln wird zum Ausdruck der stolzen Siegesfreude. Die Gegenstände des Tributs welche unterworfene oder besiegte Völker darbringen, lassen uns erkennen wie die Aegypter auf die handwerkliche und künstlerische Thätigkeit der Nachbarn einen günstigen Einfluß übten, wie sie selber aber Prachtgeräthe und damit deren decorative Formen von den Assyrern empfingen. Die Restauration des Aegypter-

thums durch Pſammetich zeigt auch in der Sculptur und Malerei den Anſchluß an das Urſprüngliche, an die alterthümliche Gediegenheit vor dem Einfall der Hykſos, vereint mit ſorgſamer Naturbeobachtung und einem Streben nach Anmuth. Zur Blütezeit Alexandriens ändert griechiſcher Einfluß den ägyptiſchen Kanon und mit den feſten, altüberlieferten Formen ſchwindet dann auch jene erſtaunliche handwerkliche Tüchtigkeit, die durch die Bewältigung der Maſſen, durch die ſcharfe Beſtimmtheit jeder Linie, durch die Ausdauer in der Bearbeitung auch des härteſten Granits ihresgleichen ſucht in der Weltgeſchichte.

Das Semitenthum.

Die Semiten im Vergleich mit den Ariern.

Weltgeschichtlich nennen wir vorzugsweise diejenigen Völker welche nicht blos für sich eine bestimmte Idee in ihrem Leben ausprägen, eine bestimmte Stufe einnehmen, sondern auch in die Entwickelung des Ganzen eingreifen, auf andere Völker einwirken, das Erbe nicht blos der eigenen Vorzeit, sondern des ganzen Geschlechts antreten, die eigene Errungenschaft nicht blos den Nachkommen des Stammes, sondern der Menschheit überliefern. Die Weltgeschichte vollzieht sich durch die selbständige Entfaltung und Wechselwirkung zweier Völkerfamilien, die ursprünglich als Brüder in einem Hause wohnten, dann aber auseinander gingen, damit jede ihre eigenthümlichen Gaben ausbilden und dann der andern zum Mitgenuß bieten könne. Es sind dies die Semiten und die Arier, welche die höchsten Aufgaben unsers Geschlechts, die Erkenntniß Gottes und die Einigung des Gemüths und der Gesinnung mit ihm in der Religion, die Gründung des gesetzlich geordneten, freien Staats, Kunst und Wissenschaft, und die damit zusammenhängende Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens, sowol für sich zu lösen rastlos bestrebt sind, als die erworbenen Güter, die erlangte Cultur auch den übrigen Nationen als deren Vorkämpfer und Leiter mittheilen. Vielseitiger sind die Arier, aber eine intensive Kraft zeichnet die Semiten aus, wie sie auch leiblich eine gedrungene und zähe Stärke in den sehnigen Gestalten bewähren, während der Indogermane seine Schönheit in vollern und regelmäßigern Formen entfaltet. In der Religion ist das Höchste unter den Semiten erschienen, in Staat, Kunst, Wissenschaft gebührt den Ariern

die Palme. Wenn wir die Berge Sinai, Tabor, Golgatha, die Städte Jerusalem und Mekka nennen, so wird alsbald es klar daß für die Menschheit auch Athen und Rom, auch die Thaten des englischen und deutschen Geistes nicht von größerer Bedeutung sind, und ohne Semiten und Arier einander vor- oder nachzusetzen, können wir mit Gustav Baur sagen: jene bilden den Zettel, diese den Einschlag des lebendigen Kleides der Gottheit, welches die Weltgeschichte darstellt.

Lassen hat in der indischen Alterthumskunde den Unterschied der Semiten und der Arier bereits auf die maßgebende Formel gebracht daß dort die subjective, hier die objective Geistesrichtung vorherrscht. Die Macht des in sich gesammelten Gefühls und Willens kennzeichnet den Semiten; er trennt die Dinge nicht vom eigenen Ich, sie gelten ihm nur in ihrer unmittelbaren Beziehung auf den Menschen; er erfaßt und behandelt die Welt je nachdem sie seinen Zwecken und seinem Nutzen dient, und vertieft sich in den ewigen Grund der Welt nicht mit der Ruhe der Betrachtung, sondern mit dem Eifer für das eigene Seelenheil. Der arische Geist ist dagegen ein reiner Spiegel der Natur, an der er seine Freude hat, deren Gesetz er zu erkennen sucht ohne an seinen Vortheil zu denken, Schönheit und Wahrheit sind ihm Selbstzweck, und er sucht sie in Kunst und Wissenschaft frei zu gestalten. Der selbstische Sinn und der scharfe Verstand haben die Semiten zu Handels- und Geldmenschen der alten und neuen Welt gemacht; der religiöse Enthusiasmus ließ die Juden und Araber auch in dem einen geistigen Gott den strengen, eifrigen, ausschließlichen Gott erkennen, eine gewaltsame Bekehrung zu seinem Dienst vornehmen; Duldung erwächst aus der Freiheit des Gedankens, der verschiedenen Standpunkten ihre Berechtigung wahrt indem er sich in sie versetzt. Das Christenthum trat ein, als die hellenischen Arier schon eine jahrhundertelange Wirksamkeit auf den semitischen Orient geübt hatten, Christus erhob sich über die Schranken des Semitenthums in das rein Menschliche, Menschheitliche, aber er war unter den Semiten geboren. Denn die religiöse Idee hat nirgends größere Macht als bei ihnen, und durch nichts haben sie größere Macht in der Geschichte gewonnen als durch die religiöse Idee.

Die weltoffene Empfänglichkeit und Vielseitigkeit des arischen Geistes entfaltet sich in größere Unterschiede der Stämme wie der einzelnen Menschen. Gustav Baur entwirft ein treffen-

des Bild, wenn er, hauptsächlich die altarabische Volksdichtung beachtend sagt: „In welch heiterer und reicher Mannichfaltigkeit der Individualität stehen die Helden der griechischen oder deutschen Sage und Geschichte der ernsten Gleichförmigkeit der arabischen oder auch der alttestamentlichen Helden gegenüber! Und während dort zur Vollkommenheit des Helden gehört daß die rohe Kraft durch Schönheit gemildert werde und der Trotz des Eigenwillens gebrochen durch Beziehung auf das Wohl der Gesammtheit, und daß was dann gut gethan wird auch zugleich schön gethan werde, macht dagegen den arabischen Helden die nur dem unbeugsamen Eigenwillen gehorchende ungestüme Kraft und zähe Ausdauer. Ob er andern zum Heil wirkt oder zum Unheil, verschlägt wenig, wenn nur sein trotziger Muth vor keinem Hindernisse zurückschreckt; und zu diesem trotzigen Sinn paßt es daß er nach Schönheit nicht fragt, sondern seiner Häßlichkeit, Kleinheit, Hagerkeit sich rühmt, im Bewußtsein auch dieser körperlichen Unscheinbarkeit zum Trotz seine Heldenkraft beweisen zu können. Auch der griechische Held bewährt sich im Leiden, indem er die Last, die ein Gott ihm auferlegt, standhaft erträgt; der arabische Held sucht die Noth geflissentlich auf um mit ihr die unbezähmbare Kraft seines Willens zu messen, zugleich aber gilt ihm gemäß der unheimlichen Verschlossenheit seines Wesens die plötzlich auf den Feind hervorspringende List für eine nicht minder heldenwürdige Eigenschaft als die im offenen Kampfe sich bewährende Heldenkraft, und die schlaue und gewandte Flucht, womit er, nachdem er seinen Zweck erreicht, dem überraschten Feind sich entzieht, für nicht minder ehrenvoll als das Ungestüm des Angriffs. Der Knabe David, welcher mit seiner Hirtenschleuder den Philisterriesen fällt, stellt das durch den Geist der geoffenbarten Religion verklärte Bild eines semitischen Helden dar."

Auch im Orient hebt Geist und Muth eines großen Mannes das Volk zu sich empor, führt es zum Sieg, und gründet ein Reich; aber dasselbe hängt von den leitenden Persönlichkeiten ab, es steigt und sinkt mit ihnen; die Staaten zerfallen rasch wie sie entstanden sind, und der Wechsel der Herrscher und Herrschergeschlechter bezeichnet keinen Fortschritt der politischen Ideen, keine Aufrichtung bürgerlicher Ordnungen. Der arische Staat erbaut sich aus den freien Genossenschaften, er durchdringt und schirmt mit seinem Recht ihre Rechte, der einzelne lebt an seiner Stelle in gesicherter Freiheit und fühlt sich zugleich als ein Glied des

Ganzen, an deſſen Verwaltung er theilnimmt, das durch das Streben und Ringen aller vorangeführt wird, indem die öffentlichen Angelegenheiten die Sache eines jeden ſind. Der ariſche Staat wird zum Organismus, der durch die Geſammtthätigkeit ſeiner Glieder lebt, der in ſeiner Wohlordnung jeder Kraft ihr Maß und ihre Stelle verleiht. Im Semitenthum bleibt die bürgerliche Geſetzgebung innerhalb der religiöſen beſchloſſen und wird als eine göttliche Offenbarung durch die Propheten gegeben, bei den Ariern wird ſie für ſich ſelbſtändig und frei, das Weltliche erlangt ſein Recht und ſeine Ehre, die überlegende, prüfende, berathende Weisheit gibt das Geſetz als den Willensausdruck des Volks. Der Semite ſchließt ſich und ſein Haus lieber gegen außen ab, er lebt für ſich mit den Seinen, treu bewahrt er den Geiſt und die Ueberlieferung ſeines Geſchlechts, und ſein Familienſinn hat auf der Stufe des patriarchaliſchen Lebens die ewigen Muſterbilder hervorgebracht und unübertrefflich geſchildert.

Die Sprache der Arier zeigt ihr Beſtreben in der Gedankenwelt die Welt der Dinge nach ihrem Weſen und Leben abzubilden, die Vernunft der Wirklichkeit aufzufaſſen und darzuſtellen, die äußern Erſcheinungen nach ihren eigenthümlichen Formen wiederzugeben, in ihrem organiſchen Bau den Kosmos der Natur und die Wechſelwirkung ſeiner Kräfte abzuſpiegeln. Dem Semiten kommt es in der Rede vor allem auf den Ausdruck des eigenen Empfindens und Denkens an; er hält ſich an den Eindruck der Dinge auf ſein Gefühl, und die Aeußerung des Gefühls ſoll nicht für ſich gelten und gefallen, ſondern nur das Innere bedeuten. Die ariſche Sprache hat ihre für ſich ausſprechbaren einſilbigen Wurzeln in der Verbindung der Conſonanten mit dem Vocal, ja ſolcher kann für ſich allein ſtehen, wie denn die Wurzel i das Gehen bezeichnet; die Semiten lieben nicht blos die im Innern, im Hintergrunde des Mundes gebildeten Hauchlaute vor den auch ſichtbar nach außen hervortretenden Lippenbuchſtaben, ſondern ſie verwenden für die Bezeichnung der Grundanſchauung, die in der Wurzel liegt, ausſchließlich die Conſonanten, und zwar in der Regel drei; die Wurzel iſt aber damit für ſich nicht ausſprechbar, ſondern ſie wird es erſt durch die beſondere Färbung die ihr der Redende mittels der Vocale gibt, und dieſe dienen nun dazu die beſondern Modificationen, wodurch ſie zur Bezeichnung des Gegenſtandes, der Thätigkeit,

der Beſchaffenheit wird, ſowie die beſondern Beziehungen der Wörter untereinander hervorzuheben. Die Sprache iſt weſentlich Conſonantenſprache, die Vocale werden deshalb auch nicht geſchrieben, und wie der Muſiker die Noten erſt tönend macht, ſo gibt der Leſer durch ſeine ſubjective Thätigkeit in der Vocaliſirung der Schrift erſt durch die Klangfarbe den beſtimmten Ausdruck und das rechte Leben. In der ariſchen Sprache und Schrift hat das Wort ſein volles fertiges objectives Daſein. Und wie der Ton durch das Erzittern der Dinge ihr inneres Weſen dem Gefühl kund gibt, ſo liebt der Semite wiederum die directe Schallnachahmung zur Bezeichnung der Dinge, während der Arier häufiger die Anſchauung der Geſtalt in ein Tonbild überſetzt. Durch Conſonantenverdoppelung im Innern des Worts verſtärkt der Semite den Begriff, oder verwandelt er die Bedeutung des ruhigen Seins in die der Thätigkeit; eine Dehnung des Vocals kann gleichſam auch die bezeichnete Sache in die Länge ziehen, ſtatt der Handlung nur das Streben und den Verſuch ausdrücken; durch Vocaländerung im Innern der Wörter werden die verſchiedenen Beziehungen derſelben angedeutet, ſodaß Ewald geradezu von einer activen und paſſiven Ausſprache redet, und Steinthal den Unterſchied ſo beſtimmt daß im Ariſchen die Form an der Oberfläche des Stammes plaſtiſch ausgeprägt, daß ein Vorſchlag, eine Endung angefügt wird um durch Beugung die Beziehung des Worts zu andern Gliedern des Satzes zur Erſcheinung zu bringen, während die Form im Semitiſchen innerlich bleibt als der Hauch oder Ton der das Wort durchweht; dort iſt ſie ſtatuariſch, greifbar, hier blos hörbar, dort iſt ſie Geſtalt, hier Ton und Farbe. Auch der Arier wendet die Umänderung und Verſtärkung des Wurzelvocals an um die Mehrheit zu bezeichnen (Vater, Väter), oder um der Bewegung des Verbums Halt und Stand zu geben, das Subſtantivum zu bilden (fließe, floß, Fluß, wo das a als guna, Vocalſteigerung eingetreten iſt, wie im Indiſchen Käm lieben, Kāma die Liebe), — aber dabei unterſcheidet der Arier zwiſchen ſolchen Wurzeln die ein Object und eine Eigenſchaft bezeichnen, und andern welche den Standpunkt des Redenden zur Sache bezeichnen, und damit ſubjectiver, demonſtrativer Art ſind, und dieſe letztern, die auch lautlich einfacher ſind, nimmt er mit glücklichem Griff um ſie für die grammatiſchen Formen zu verwenden. Zur Bezeichnung des Caſus dient dem Semiten neben den Präpoſitionen einfach die Wortſtellung, und für die

Tempus- und Modusverhältniſſe hat er nur die Unterſchiede des Vollendeten und Unvollendeten; „mit ſeiner Symbolik wird bei den erſtern die Perſonbezeichnung hinten an die Vocalwurzel angehängt, um die Thätigkeit als eine fertige, der Einwirkung des Subjects entnommene zu bezeichnen, bei den letztern dagegen tritt ſie vor die Wurzel um deren Begriff als durch den Einfluß des Subjects noch bedingt darzuſtellen“ (G. Baur). Die Lebhaftigkeit des Redenden aber verſetzt ſich und den Hörer bald in die Vergangenheit, von der aus die jetzt vollendete Handlung als werdende angeſchaut wird, bald in die Zukunft, wo das Werdende vollendet iſt, ſodaß auch hier die Subjectivität in der Sprache vorwaltet, und die Feſtſtellung ganz beſtimmter Formen für objective Verhältniſſe vermißt wird, die das Ariſche vielſeitig ausgebildet hat. Und daß ein Wort in der Zuſammenſetzung andere Wörter ſich zu näherer Beſtimmung aneignet und unterwirft, worin das Ariſche ſeine Kraft ſo herrlich entfaltet, überwuchernd im Indiſchen, maßvoll im Griechiſchen und Deutſchen, dies kommt im Semitiſchen kaum vor. Im Semitiſchen bleibt die ſinnliche Bedeutung der Wurzel dem Geiſt gegenwärtig, die im Ariſchen bald vor der geiſtigen zurücktritt, wodurch dort die Bildlichkeit der Rede ſich von ſelbſt der Dichtkunſt bietet, hier durch die Kunſt erweckt oder erſetzt werden muß. Dieſelbe Lebhaftigkeit einer dichteriſchen Auffaſſung zeigt ſich auch in der durchgehenden Perſonification der Dinge, die kein Neutrum kennt, ſondern alle als männlich oder weiblich nicht blos im Subſtantivum, ſondern auch durch Ausdruck des Geſchlechts im Zeitwort bezeichnet. Arier wie Semiten haben organiſche Sprachen und modificiren die Wörter durch Umbildung im Innern wie durch Anfügung; aber dort liegen die grammatiſchen Formen ebenſo vorwiegend in den Endungen, als hier im Schos der Wörter. Und ſo ſagen wir abſchließend mit Guſtav Baur: „Ganz entſchieden machen die Indogermanen von den äußern und materiellen, die Semiten von den innern und geiſtigen Mitteln der Sprachbildung einen vorherrſchenden Gebrauch, und darin offenbart ſich die Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes. Jener verräth eine vorwiegend plaſtiſche Anlage, eine auf das Object gerichtete extenſive Richtung, worin er mit größter Freiheit die mannichfaltigſten Mittel heranzieht um den ſprachlichen Ausdruck zur möglichſt vollkommenen Darſtellung eines Objects zu machen; dieſer hat vor-

herrschend musikalischen Sinn, haftet fester an der ursprünglichen subjectiven Anschauung, und sucht deren Modificationen nur durch verschiedene Färbung des ihr entsprechenden Wortes und durch Benutzung der Elemente auszudrücken welche dieses selbst darbietet. Der indogermanische Volksgeist zeichnet sich aus durch die Mannichfaltigkeit der von ihm angewandten Mittel und durch die organisatorische Kraft womit er sie sich dienstbar macht, der semitische durch die Sinnigkeit, Feinheit und Consequenz in der Zurathehaltung der weniger zahlreichen Mittel, deren Gebrauch seine Selbstbeschränkung ihm gestattet, und die gerade die innerlichsten sind. Der Indogermane ist ganz dem Object zugewendet um ihm gerecht zu werden, der Semite haftet fester an dem sprachlichen Ausdruck selbst, in welchem der Eindruck des Objects auf das Subject sich spiegelt, und bildet ihn nach den in ihm liegenden Bedingungen weiter aus. Der feinspaltende Scharfsinn aber womit dies geschieht ist dieselbe die Form von dem Inhalt, das Charakteristische von dem Unwesentlichen unterscheidende Kraft um deretwillen auf die Semiten gewartet werden mußte, damit sie die verwirrende Mannichfaltigkeit der Bilderschrift mit einem genialen Blick in eine einfache und bequeme Buchstabenschrift umwandelten, und mit welcher sie den großen Geldverkehr durch das einfache Mittel des Wechsels begründet haben und bis heute beherrschen."

Die semitische Satzbildung kennt die periodologische Fülle und Verflechtung nicht, durch welche arische Sprachen die Beziehung der Gedanken zueinander mit logischer Schärfe und Deutlichkeit, mit feinsinniger Nuancirung ihrer Verhältnisse ausdrücken und zum gegliederten Ganzen ordnen; sie reiht einfach die Sätze aneinander wie die Vorstellungen vor der Seele eine nach der andern auftauchen, und auch hier ist der Betheiligung des redenden Subjects anheimgegeben die nähern Bezüge im lebhaften Vortrag ahnen zu lassen. Endlich wie die Arier gegenüber dem in sich abgeschlossenen semitischen Charakter eine größere Verschiedenheit des werdenden Lebens auf den Stufen seiner Entwickelung in ihrer geschichtlichen Entfaltung zeigen, so beharrt auch die semitische Sprache in den unwandelbaren Elementen der Consonanten, während alle arischen Mundarten die formenreiche Blütenfülle der Jugend, die verstandesklare Reife der Männlichkeit in einem organischen Verlauf so wechselvoll erkennen

lassen daß die spätern Geschlechter erst durch Studium die Rede der Ahnen wieder verstehen lernen.

Das Semitenthum ist die Wiege der drei Religionen welche den einen geistigen Gott bekennen und sich selber als seine Offenbarung darstellen. Die religiöse Wahrheit hat hier den reinsten und umfassendsten Ausdruck gewonnen und ist von da aus auch zu den Ariern gedrungen, Moses, Mohammed, Christus sind auch im Occident Gesetzgeber, Prophet und Erlöser. Wie der Mensch das Göttliche lebhaft fühlt oder klar denkt, ergreift er es als selbstbewußte Einheit; denn die vielen Götter widersprechen der Idee des Unendlichen, und nur das Selbst ist für sich und durch sich, vom Selbstlosen blos Objectiven kann man erst sagen daß es ist insofern es als Gegenstand für ein anderes, für das Subject erscheint. Das Gewissen kann sich nur einem sittlichen Gesetzgeber verpflichtet fühlen. Und wenn das Ich, die sich selbst erfassende Energie des Denkens und Wollens, die Subjectivität in ihrer Innerlichkeit den semitischen Menschen kennzeichnet, so liegt es nahe daß er in Gott das Ideal des eigenen Wesens anschaut, und daß die Erhebung über die Vielgötterei und den Dienst der Naturmächte eine That war zu der sich das Semitenthum vor allen Völkern berufen fand. Diese That war seit Abraham das Werk großer Persönlichkeiten, es vollendete sich im Kampf der Propheten gegen die Abgötterei in der Schule der Leiden, und in der sittlichen Arbeit des Geistes läuterte sich der Gedanke der Wahrheit, und der ganze Stamm ward allmählich auf die höhere Stufe emporgeführt. Ja wir finden einen monotheistischen Zug auch bei den heidnischen Semiten; Renan hat ihn nur allzu stark betont und einen mehr scheinsamen als wahren Gegensatz aufgestellt: die Arier seien die polytheistische, die Semiten die monotheistische Rasse; in der semitischen Anschauung habe die Natur kein Leben, sie befreie die Gottheit von ihrem Schleier und gelange ohne Reflexion zur reinsten religiösen Form; die Wüste sei monotheistisch: erhaben in ihrer unermeßlichen Einförmigkeit offenbare sie dem Menschen die Idee des Unendlichen, aber nicht das Gefühl eines unaufhörlich schöpferischen Lebens, das eine fruchtbarere Natur andern Völkern einflößt; darum sei Arabien stets das Bollwerk des Monotheismus gewesen. Aber hat nicht außerhalb Arabiens an die Fruchtbarkeit der feuchten warmen Auen sich ein ganz sinnlicher Mylittadienst geknüpft, und damit zugleich die weitere Behauptung Renan's widerlegt, daß

der Semite einen Geſchlechtsunterſchied in Gott nicht zu faſſen vermöge? Gerade das paarweiſe Zuſammenſtellen eines Gottes und einer Göttin iſt charakteriſtiſch für die Semiten; es iſt das ſchaffende und empfangende, das geiſtige und natürliche Princip in Gott, zu deſſen Erfaſſung der Gegenſatz und das Zuſammenwirken von Himmel und Erde hinführt; der Einheitstrieb des ſemitiſchen Sinnes aber zeigt ſich neben der Erkenntniß des geiſtig Einen darin daß man jene beiden als die beiden Seiten des Einen auffaßt, naturaliſtiſch das eine Göttliche als mannweiblich über die Zweiheit der Geſchlechter erhebt, die Göttin männlich bekleidet, dem Gott die Bruſt des Weibes gibt. Und wenn das Wohlthätige wie das Richtende und Zerſtörende, das man in der Gottheit ahnte, das man im Element des Feuers, in der belebenden Frühlingswärme und der verzehrenden Sommerglut der Sonne anſchaute, auch mitunter in zwei beſondern Göttergeſtalten angebetet wurde, immer meldet ſich und bezeugt ſich wieder der Drang, ſie einheitlich zuſammenzufaſſen und das ſchöpferiſche wie das vernichtende Werk als die doppelte That eines und deſſelben Weſens zu erkennen. Die Einheit als das Urſprüngliche finden wir auch bei den Ariern und finden ſie hergeſtellt in der Verehrung Aharumasda's durch Zarathuſtra; auch in den Veden wie bei griechiſchen Sängern waltet der Trieb in einem Gott die andern mit zu umfaſſen, und wie das Brahmanenthum und der Buddhismus das eine ewige und wahre Sein gegenüber der Vielheit der Welt und ihrem Schein hervorheben, ſo kommt auch das Denken der griechiſchen Philoſophen ſogleich zu dem einen Grundprincip an dem der Himmel hängt und die ganze Natur. Wenn Muys ſagt daß die geſammte altſemitiſche Gottesverehrung keine Naturvergötterung, ſondern rein geiſtiger Art geweſen ſei, ſo ſtützt ſich dieſe Anſicht darauf daß der höchſte Gott nicht nach einem Element oder Gegenſtand, ſondern Herr und König genannt wird; ſie ſpricht eine allgemeine Wahrheit aus, daß urſprünglich die Menſchheit nicht äußere Dinge vergöttert, ſondern die Idee des Göttlichen als eines ſelbſtſeienden Weſens in großen Naturerſcheinungen offenbar werden ſieht, und in dieſen nicht die Gegenſtändlichkeit, ſondern die innewaltende Macht verehrt. Aber das iſt auch im Semitenthum geſchehen daß die Idee Gottes ſich mit dem Licht des Himmels, mit der Sonne, den Geſtirnen, dem Feuer, dem Naturleben verknüpfte; darum warnt das hebräiſche Geſetz daß der Menſch die Sterne,

die Sonne anschaue und ihnen diene, und Hiob fragt in seinem Schmerz, ob er zum Mond emporgeblickt wie er prächtig wandelte und ihm als Herrscher gehuldigt habe.

Das Unterscheidende der Semiten und Arier werden wir also in der Art aussprechen können, daß einmal unter jenen die religiöse Erhebung über das Heidenthum vollzogen ward, und auch innerhalb des Heidenthums der Trieb zur Einheit mit vorwiegender Stärke sich bethätigte; und was dann die Mythologie angeht, so fand sie in dem plastischen, auf die Außenwelt gerichteten Geist der Arier eine viel reichere freiere Darstellung als bei den Semiten; wenn auch diese Gott in der Natur sahen, so hoben sie die Beziehung des Menschen zu ihm hervor und sprachen nur dasjenige symbolisch aus was für solche wichtig war; die Indier, die Hellenen, die Germanen aber nahmen die ganze Fülle der Erscheinungen zum Stoff der religiösen Dichtung, sie gaben der geistigen Persönlichkeit der Götter ebenso eine freie Lebensentfaltung in einem selbständigen Wirken, als sie die mannichfaltigen Ereignisse der Natur und Geschichte auf ihre ideale Quelle zurückführten und diese, das Göttliche, dadurch so vielseitig und anschaulich bestimmten. Die großen Gebiete und Kreise des geistigen und natürlichen Lebens werden, wie sie einander paarweise entsprechen, zusammengefaßt, aber in dieser Besonderung fester gehalten, klarer unterschieden und in ihnen das Walten besonderer Götter erkannt, die allerdings der tiefere Sinn wieder für Offenbarungen und Ausstrahlungen des Ewigeinen nimmt. Aber was die Erhebung des Gemüths in einzelnen Augenblicken oder was das philosophische Denken neben der Volksreligion vollzieht, die Wiederherstellung der Einheit, das erscheint bei den Semiten auch im Heidenthum weit mehr in den Gestalten des Cultus selbst, wenn auch auf roh sinnliche Weise. Bei den Semiten beherrscht der religiöse Sinn die Dichter und Denker, während seine Erzeugnisse bei den Ariern der Stoff sind welchen Dichter und Denker frei behandeln, den sie fortgestalten und umbilden; die heitere Freiheit die ein Homer seinen Göttern gegenüber behauptet, kommt dort ebenso wenig vor, als daß die Plastiker die Götter nach dem Ideal der Schönheit formten; die überlieferte Symbolik bleibt herrschend. Es ist die innere Kraft und Wesenheit des Göttlichen was die Semiten in der Natur erfassen und in der Mythe darstellen, während die Arier der ausgebildeten äußern Erscheinung sich erfreuen, mit ihrem Reich-

thum die Mythen ausstatten und durch sie wieder das ideale Wesen zu entsprechender Sichtbarkeit bringen. Wie bei den Semiten mehr Wärme, bei den Ariern mehr Licht ist, so auch in ihren Sonnengöttern dort die belebende Wärme und verzehrende Glut, hier das Licht und sein Sieg über die Finsterniß. Und wenn die Gestaltenfülle und wenn die immer erweiterte Sagenbildung die arische Mythologie ebenso auszeichnet als sie wie ein Spiel der Phantasie erscheinen und den Tiefsinn des religiösen Ernstes hinter die Anmuth der Darstellung zurücktreten läßt, so zeigt gerade dagegen die subjective Erregung des Semiten im religiösen Cultus sich in der innigsten Beziehung zu Gott und den Göttern auf die allergewaltigste Weise, sodaß es manchmal schwer fällt uns in ihre Stimmung zu versetzen. Die Furcht vor dem Zorne Gottes geht zu dem Bestreben fort ihn durch das Opfer des Liebsten zu versöhnen, und so werden die eigenen Kinder dem verzehrenden Feuer überliefert; das Verlangen sich der mannweiblichen Gottheit ähnlich zu machen gibt nicht blos der Priesterin die Waffen des Mannes, sondern läßt auch den Priester in rasendem Festestaumel sich die eigene Mannheit entreißen; dasselbe Verlangen der fruchtbaren lebenschaffenden Göttin gleich zu werden bringt die Jungfrauen dazu sich in ihrem Tempel preiszugeben. Diese Greuel sind die fleischliche Verirrung desselben religiösen Triebes, der in seiner geistigen Wendung das Opfer des selbstsüchtigen Willens, die Forderung heilig zu werden wie Gott der Heilige, die Liebe zu ihm und die Hingabe des Lebens zum Wohl der Menschheit hervorgerufen. Der Feuereifer mit welchem Elias die Baalspriester schlachtet, mit welchem der Mohammedaner zur Ehre Gottes in den Kampf stürzt, die treue Zähigkeit mit welcher der Jude trotz der Verfolgungen in alter und neuer Zeit am Glauben der Väter hängt, der Opfertod Christi und die Begeisterung seiner Jünger mit ihrer weltüberwindenden Kraft, sie bekunden gleichmäßig das Vorwalten der religiösen Idee im Semitenthum; das klare helle Licht und die tiefen Schatten liegen nebeneinander; die Semiten aber sind die Anzünder und Träger des religiösen Lichts für die Menschheit geworden.

In Bezug auf die Wissenschaft läßt jedoch gerade wiederum dieser religiöse Sinn den Geist der Semiten die Mittelursachen überspringen und ohne weiteres sich zur ersten Ursache, zum Willen Gottes, wenden und seinen Finger in allem erblicken.

Ihm bleibt der Forschungsdrang des Ariers fremd, der nicht blos fragt was die Dinge für uns sind, sondern der sie auch an sich und um ihrer selbst willen erkennen will; er beruhigt sich mit dem Wort: Gott ist groß, Gott weiß es! Er folgt der Autorität seiner Propheten, wo der Indier, Hellene, Germane philosophirt und in selbständigem Denken eine eigene Weltansicht begründet. Sein Scharfsinn ergeht sich in begrifflichen Haarspaltereien, seine subjective Phantasie in theosophischen Träumen, das sittliche Verhältniß des Geistes zu Gott interessirt ihn mehr als die Natur, deren Erforschung etwa in Bezug auf Arzneikunde Werth für ihn hat, und die Sterne beobachtet er um aus ihrem Stand die Geschicke der Menschen wahrsagend zu bestimmen. Von der Ahnung eines organischen Weltganzen kommt er dabei nur zu Willkürlichkeiten des Meinens und Rathens, während der Arier nicht rastet bis sich vor seiner Einsicht das Chaos zum Kosmos lichtet und ordnet, bis er das Einzelne in seiner Bestimmtheit und das Mannichfaltige in seinem zusammenwirkenden Einklang schaut. Seine Gedanken über Natur und Geschichte sind dem Arier zunächst der Anlaß zu den Fragen die er im Experiment und in der Kritik an beide stellt, und durch die Antwort die sie geben will er objective Wahrheit erfahren. Nur in der Berührung mit den Ariern, nur von ihnen befruchtet und in ihrer Atmosphäre lebend haben die Araber im Mittelalter und in der Neuzeit so manche Juden seit Spinoza am Fortschritt des wissenschaftlichen Lebens theilgenommen.

Der an den Formen der Gegenstände sich erfreuende, in Anschauungen lebende Geist der Arier hat im Alterthum wie in der Neuzeit im Reich der bildenden Kunst das Höchste geleistet, er hat dem Göttlichen und Idealen die entsprechende, nicht blos andeutende Gestalt verliehen, er hat das Natürliche und Gegebene zur harmonischen Vollendung geführt und im Abbild der Welt das Urbild aufgestellt. Baukunst, Plastik, Malerei haben sich mit der fortschreitenden Cultur organisch entwickelt, und die Schönheit ist ihr Ziel. Den vollen und ebenmäßigen Ausdruck des Innern durch die ganze äußere Erscheinung haben die Semiten weder in der Baukunst noch in der Plastik oder Malerei erreicht, sie haben ihn nicht einmal angestrebt; das Symbolische genügt ihnen, und das Kostbare und Zweckmäßige ersetzt ihnen die Vermählung des geistigen Gehalts mit der sinnlich wohlgefälligen Form. Der geistige Gott ist bildlos, die Naturgötter

sind roh symbolische Idole. Mehr auf die Empfindung des natürlichen Lebens als auf die Anschauung des Seins in seinen ewigen Formen gerichtet vermissen sie jenes im Bildwerk. Beim Anblick eines gemalten Fisches sagte ein Orientale dem Künstler: Was wirst du antworten, wenn der am Tage des Gerichts gegen dich aufsteht, weil du ihm einen Leib, aber keine lebendige Seele gegeben hast. Die semitische Phantasie folgt mit kühnem Fluge dem Wechsel der Vorstellungen in der Innerlichkeit des Gemüths, und gibt sie durch wechselnde Bilder kund; es fehlt ihr die Ruhe um das einzelne gleichmäßig durchzuführen; es fehlt ihr die Achtung vor dem Object, die uneigennützige Liebe zur Erscheinungswelt, welche sich hingebend in die Wirklichkeit vertieft; sie mischt dafür die verschiedenartigen Formen der Dinge willkürlich zusammen um die eigenen Gedanken anzudeuten, und ergeht sich am liebsten in einem sinnigen Spiel von Linien und Figuren, die sich auseinander entwickeln und ineinander verschlingen. Von den Arabern hat diese Weise den Namen der Arabeske erhalten, aber auch die Geräthe und Gewänder der alten Babylonier und Assyrier waren auf solche Art verziert, und haben den Hellenen Ornamentmotive gegeben. Unter arischer Einwirkung sind sowol die Reiche am Euphrat und Tigris gegründet, als die Bauten und Bildwerke dort aufgeführt. Andererseits hat, wie G. Baur bemerkt, das Bilderverbot des Koran die Perser und Türken nicht abgehalten der angeborenen Lust an Bildern und Farbenschmuck selbst bis in die Handschriften des heiligen Buches hinein zu folgen, während der ernste Araber solchen profanen Zierath bis heute verschmäht.

Die Stimmung und Bewegung des innern Lebens gibt sich im Ton und in der Stimme kund, der Geist offenbart die Energie seines Denkens und Wollens in der Rede; Rhythmus und Zusammenklang ordnen den Strom der Töne und Worte zu ausdrucksvoller Schönheit. Ihrer Natur nach eignet den Semiten die Lust an Gesang und die Gabe der Rede. In der Lyrik, dieser Kunst des subjectiven Seelenlebens, haben sie Herrliches und Musterhaftes geleistet, mögen sie nun Haß und Liebe, Muth und Klage, Schmerz und Freude unmittelbar erklingen lassen, oder mögen sie durch die ausgesprochenen Vorstellungen das mit ihnen ringende, durch sie gequälte oder beseligte Gemüth offenbaren. Hier ist die Persönlichkeit der Mittelpunkt der Dinge, der Quellpunkt der Empfindungen, und die Welt der Erscheinungen und

der Gedanken gilt nur nach ihrem Widerklang im Gemüth, nach der Resonanz die sie im Herzen findet. Und wie mannichfaltig das Leben sein Echo im Liede der Semiten hat, ihre Lyrik ist gemäß dem religiösen Grundzug ihres Charakters auf dem religiösen Gebiet am vollendetsten und reichsten, und im Erguß der Gefühle wie der Betrachtung ist sie hier tonangebend geworden und hallt sie fort durch alle Zeiten und Culturvölker. Dagegen haben die Arier früh schon verstanden die Wirklichkeit im ruhig anschauenden Geiste treu und verklärt zugleich abzuspiegeln, und sind zur objectiven Dichtung fortgeschritten; der ihnen eingeborene plastische und architektonische Kunstsinn führte sie zum Aufbau des Volksepos aus der Fülle der Lieder, welche die Heldengestalten der Jugendzeit eine jede nach ihrer eigenthümlichen Kraft und Wesenheit schilderten. Dagegen blieben die Arier nicht bei dem Erguß der Innerlichkeit als solcher stehen, sondern zeigten wie sie durch That und Wort sich sowol äußert als bedingend in die Wirklichkeit eingreift, in dem Erfolg ihrer Handlungen sich ihr Schicksal bereitet; so kamen sie zur Entwickelung des Dramas, dem Bilde von der Wechselwirkung der Persönlichkeiten untereinander und mit den Zuständen der Welt. Bei den Semiten blieb das Epische und Dramatische im Schos der Lyrik beschlossen, oder es entwickelte sich daraus eine religiöse Geschichte, deren Zweck die Darstellung ist wie Gott sein ganzes Volk oder den einzelnen Menschen führt. Dem semitischen Dichter fehlte die Selbstentäußerung, kraft welcher der Epiker und Dramatiker dem Werk sich hingibt, sich in andere Lagen und andere Seelen versetzt und das Gedicht zu freier Selbständigkeit entläßt. Er bleibt weit mehr sein persönlicher Träger, ja es ist das Gewöhnliche daß der Held sein eigener Sänger wird und was er litt und stritt sofort auch selber verkündigt, und zwar im Affect des Schmerzes und der Freude, nicht mit dem Gleichmuth der das Vergangene und Fremde betrachtet und an der allseitig erschöpfenden ebenmäßigen Darstellung sich vergnügt, sondern mit der leidenschaftlichen Erregung, die hastig von einem zum andern springt und nur da verweilt wo die eigene Seelenstimmung sich ausströmen kann. Wo aber das Wohlgefallen an der Rede die Kunst des Erzählers hervorruft, da weilt dieser am liebsten in der phantastischen Traumwelt, die sich an Zeit und Raum und die Gesetze der Wirklichkeit nicht bindet, sondern die Einbildungskraft mit ihrem Zauber, mit ihren Wundern schalten und walten

läßt, — das Märchen ist die Arabeske der Poesie, und wird nirgends reicher und glänzender ausgesponnen als von den Arabern.

Alle ursprüngliche Lyrik ist Gesang; das erregte Gemüth begleitet den Wechsel der Gefühle mit dem der Töne, und gibt in der Melodie der Empfindung einen rhythmisch entfalteten, in sich vollendeten Ausdruck. Die Semiten erfreuen sich des Gesangs und des ihn begleitenden Klangs der Instrumente. Aber die Harmonie zu ergründen und in selbständigen musikalischen Kunstwerken ein Abbild der Natur und des Geistes in ihrem Werden, im Gegeneinanderstreben und Zusammenwirken ihrer mannichfaltigen Kräfte hervorzubringen war die That der Arier, allerdings aber im Anschluß an die durch die Semiten ihnen vermittelte Religion und erst in der menschheitlichen Reife der Neuzeit.

Das alte Babylon.

Der Euphrat hat seine Quellen im Norden, der Tigris im Süden der armenischen Berge; 100 Meilen oberhalb ihrer Mündung kommen beide näher zusammen und begrenzen eine Ebene, die sie durch ihre alljährlichen Ueberschwemmungen fruchtbar machen. Nicht blos daß diese gesegnete Fläche viel breiter als das Nilthal ist, sie hat auch nicht die scharfen Grenzen des Wüstensandes und der Felsenhöhen wie Aegypten, und steht somit dem Weltverkehr offener. Auch hier bietet sich ein üppiger Boden der Cultur dar und verlangen die Elemente nach der Beherrschung durch den Verstand und die Arbeit; die Wasser kommen wilder und unregelmäßiger, sie erfordern stärkere Dämme, größere Behälter, ausgedehntere Kanäle als in Aegypten. Land und Volk sind minder in sich abgeschlossen und der Geist ist beweglicher.

Das älteste der westasiatischen Reiche ward am Euphrat in Babylon gegründet. Eine hebräische Ueberlieferung nennt den Kuschiten Nimrod, den Enkel Hams, seinen Stifter. Dies weist auf einen Stamm des Südens hin und kann ein Verbindungsfaden nach Aegypten sein. Sicher ist die chaldäische Einwanderung von den nördlichen Höhen nach dem reichen Niederlande, und als Chaldäer werden die Herrscher und Priester Babylons bezeichnet. Die Cultur ist semitisch, wenn auch auf älterer Unter-

lage und ſpäter nicht ohne ariſche Einflüſſe. Sie reicht bis in das 3. Jahrtauſend v. Chr. hinauf.

Babel heißt die Stadt des Bel. In Bel, dem Herrn des Himmels finden wir die Uranſchauung der Menſchheit erhalten und ausgeprägt, das Göttliche wird im allumfaſſenden lichten Himmel erkannt, dieſer als die Erſcheinung und das Symbol der geiſtigen Macht angeſchaut. Er wird auf den Höhen verehrt wie er über den Wolken thront, er gibt der Natur wie den Menſchen das Geſetz von oben. Die klaren Nächte in der babyloniſchen Ebene führten zur Beobachtung der Geſtirne, zur Unterſcheidung der Stand- und Wandelſterne, zur Auffaſſung des Zuſammenhangs ihrer Stellung und des Sonnenlaufs mit dem Wechſel der Jahreszeiten, mit dem Austreten der Flüſſe, mit den irdiſchen Dingen überhaupt. So wurden Sonne, Mond und Sterne die Träger der Weltordnung, die Dolmetſcher des göttlichen Willens, und das Univerſum ward als ein Organismus angeſchaut in welchem alles in inniger Wechſelbeziehung ſteht. Dieſen erkennen zu lernen und aus den Erſcheinungen des Himmels die irdiſchen Geſchicke zu deuten, die Unternehmungen nach ihnen zu richten ward die Aufgabe der Prieſterſchaft. Die einzelnen Planeten namentlich wurden als Träger wohlthätiger und ſchädlicher Einflüſſe aufgefaßt; ebenſo die großen Sternbilder. Die Sonne ſollte auf ihrer Bahn die Einwirkung derer erfahren denen ſie nahe trat, und dadurch abwechſelnd ihnen ähnlich werden. Die Babylonier erforſchten den Himmel nicht um ſeiner ſelbſt, ſondern um der menſchlichen Zwecke willen, ſo kamen ſie nicht zur wiſſenſchaftlichen Aſtronomie, ſondern zur Aſtrologie, in welcher ihre Phantaſie die irdiſchen und himmliſchen Ereigniſſe verknüpfte, aus dem beſondern Zuſammentreffen, aus dem einzelnen Erfolge in der Verwechſelung des Gleichzeitigen mit dem Urſächlichen allgemeine Regeln ableitete, und aus der Stellung und dem Einherziehen der himmliſchen Heerſcharen die Geſchicke der Menſchen zu erkennen und vorherzubeſtimmen meinte. Bel ſelbſt ward dann in der Sonne erblickt, der Verkörperung und dem Träger des Lichts und ſeiner belebenden Kraft; Bel ſelbſt ward in dem äußerſten der Planeten, dem Saturn, verehrt, der alle übrigen Sterne umkreiſt und ſo den Allumfaſſenden zur Erſcheinung bringt. Von den Fixſternen werden einzelne als Rathgeber, andere als Richter, die Planeten werden vorzugsweiſe als die Verkündiger des Götterwillens bezeichnet. Sie ſind Götter

als die besondern Kräfte welche Bel in sich zur Einheit zusammenfaßt, wie auch der hebräische Name Elohim diese Einigung des Mannichfaltigen in der Gottheit ausspricht.

Die treue Beobachtung und der scharfe semitische Verstand bildete neben diesen phantasiereichen Anfängen die Sternkunde selbst so weit aus daß die Chaldäer während des ganzen Alterthums dadurch berühmt waren, daß ebenso die Zeichen des Thierkreises von ihnen nach Europa gelangten, als ihr praktischer, auf das Zweckmäßige gerichteter Sinn Münze, Maß und Gewicht feststellte und den Persern, Phöniziern, Hellenen auf dem Handelswege überlieferte.

Die ursprüngliche Größe der dichterischen Anschauung eines organischen Weltganzen empfängt ihre religiöse Weihe, indem dasselbe als die Offenbarung Gottes und seines Willens aufgefaßt wird; er bleibt in seiner reinen Höhe als die unendliche, im Licht und Glanz der Sonne und der Gestirne waltende und erscheinende Macht. Diese Wahrheit liegt dem Sterndienst und der Astrologie zu Grunde. Und daß der Geist auch in Gott nicht ohne die Natur sein kann, daß das Princip des Schaffens, Formens, Erkennens ein Princip der Empfänglichkeit, der Stoffesfülle und Bestimmbarkeit voraussetzt und mit sich führt, das ahnten die Chaldäer und sprachen sie aus, wenn sie dem Himmelsgott die irdische Naturgöttin, dem Bel die Mylitta zur Seite stellten. Sie ist die Weiblichkeit, die empfangende und gebärende, in der Fruchtbarkeit der Erde und des Wassers ihr Wesen entfaltende Göttin. Sie ist die Natur, die in den Pflanzen aufsproßt, im Meer die Fische wimmeln läßt, auf der Flur und in der Luft die Thiere nährt, selbst fruchtbar gewährt sie Fruchtbarkeit. Am Himmel offenbarte sie sich im Mond, dem Licht der milden Nacht, der Zeit der Liebe. Im grünen Hain am kühlen Wasser ward sie verehrt. Sie ward die Göttin der Liebeslust, die keine unfruchtbare Jungfräulichkeit wollte. Und wie von dem geistigen Gott die Hebräer das erhabene Wort vernahmen: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!“ — so trieb der ähnliche religiöse Geist die naturverehrenden Semiten sich ihrer Gottheit ähnlich zu machen, und sie verlangte von den Frauen das Opfer der Jungfräulichkeit. Und die Töchter Babylons saßen an den Festen der Mylitta in langen Reihen im Hain der Göttin, wie der Prophet Baruch und wie Herodot erzählen; sie trugen einen Kranz von Stricken um das Haupt, denn sie waren der Göttin

gebunden; und ſie harrten daß ein Mann komme der Mylitta zu dienen, und ihnen ein Goldſtück in den Schos werfe, das ſie der Göttin darbrachten, wenn ſie dem Manne ſich preisgegeben. Unſer ſittliches Gefühl ſträubt ſich gegen dieſen unſittlichen Gottesdienſt, aber wir müſſen in der Conſequenz der Verirrung die Gewalt der religiöſen Idee auch im ſemitiſchen Heidenthum anerkennen. Es hob die Vielgötterei damit an daß es zwei Principien göttlichen Lebens als Perſönlichkeiten nebeneinander ſtellte und die Einheit nicht als das Urſprüngliche feſthielt, ſondern erſt in der Einigung der beiden erfaßte; die Natur erhielt damit eine falſche und einſeitige Selbſtändigkeit, und ſtatt der Durchdringung des Sittlichen und Sinnlichen in der wahren Liebe war eine greuliche Vermiſchung des Heiligen und der Luſt die Folge, die das Volk zu ſittenloſer Ueppigkeit verführte.

Die Stammesgemeinſchaft der Chaldäer und Hebräer erſcheint in der Darſtellung der Weltſchöpfung und der großen Flut. Bel durchſchneidet das chaotiſche Dunkel, ſondert Himmel und Erde, ſchafft Sonne, Mond und Sterne und weiſt ihnen ihre Bahnen an. Er bildet die Thiere und ſchlägt zuletzt ſich das eigene Haupt ab, und die Götter miſchen das triefende Blut mit Erde und formen den Menſchen, den es belebt und der Vernunft theilhaftig macht. Bei den Hebräern haucht Gott dem Menſchen ſeinen Odem ein, bei den Chaldäern beſeelt er ihn durch das eigene Blut; die Faſſung iſt naturaliſtiſcher, und dieſe Wendung hat die ganze Idee daß eine Weſensgemeinſchaft zwiſchen Gott und Menſch beſteht, daß die Schöpfung ein Selbſtopfer des Unendlichen iſt, das ſich ins Endliche begibt und in ſeine Grenzen eingeht. Wenn dabei von Göttern neben Bel die Rede iſt, ſo dürfen wir wol an die in den himmliſchen Heerſcharen bereits verſelbſtändigten göttlichen Kräfte denken. Bel iſt durch die Hingabe ſeines Blutes nicht vernichtet, er waltet fort als der Herrſchende, ſeine Lebenskraft aber wirkt und lebt in den Menſchen.

In Bezug auf die Flut heißt es daß Xiſuthrus im Traum die göttliche Weiſung erhält ein Schiff zu bauen für ſich und ſeine Kinder und Verwandten wie für Thiere und Vögel. Die Flut kam. Als ſie nachließ ſandte Xiſuthrus Vögel aus. Da ſie nirgends Speiſe noch einen Ruheort fanden, kehrten ſie zurück. Nach einigen Tagen kamen andere mit Lehm an den Füßen wieder. Die zum dritten mal ausgeflogenen Vögel blieben draußen. Da erkannte Xiſuthrus daß das Land wieder zum

Vorſchein gekommen. Sein Schiff ſtand auf Bergeshöhen. Er ſtieg aus mit den Seinen, errichtete einen Altar und opferte. Er ward entrückt zu den Göttern und eine Stimme aus der Höhe ermahnte die Zurückgebliebenen zur Frömmigkeit.

Wenn in jenem Schöpfungsbericht des Beroſus die Rede davon iſt daß die chaotiſche Nacht, die Urmutter der Dinge, angefüllt geweſen ſei mit ungeheuern doppelgeſtaltigen Geſchöpfen, mit geflügelten, zweigeſchlechtigen Menſchen, mit Weſen die den Leib des Menſchen mit dem des Pferdes verbanden, daß es Stiere mit Menſchenantlitzen, Hunde und Menſchen mit Fiſchſchwänzen gegeben habe, und wenn er dann hinzufügt daß ihre Abbildungen im Belustempel aufbewahrt werden, ſo beweiſt das vielmehr wie der ſpätere Schriftſteller umgekehrt mit Idolen, die ihm unverſtändlich geworden, die noch ungeordnete lebenſchwangere Stoffwelt bevölkert. Wie Aegypten, ſo verdankt Babylon ſeine Fruchtbarkeit, ſeinen Reichthum, die Anregung zu ſeiner Cultur den Ueberſchwemmungen, dem Waſſer; im feuchten Element erſchien daher dem Volk der Quell des Lebens, und die im Waſſer waltenden göttlichen Kräfte wurden als waſſerbewohnende Fiſche, aber um das Geiſtige zu ſymboliſiren mit dem Menſchenhaupt abgebildet; ebenſo deutet das Doppelgeſchlechtige auf die Ueberwindung der endlichen Einſeitigkeiten in der Gottheit, und die Vermiſchung der verſchiedenen Formen auf ſie als die gemeinſame Grundlage derſelben hin. Menſchenhäupter mit Fiſchleibern ſtellen auch phöniziſche Gottheiten dar, und die babyloniſche Ueberlieferung redet von Fiſchmenſchen der Urzeit, Oannes an ihrer Spitze, die den Menſchen Ackerbau und Geſittung gebracht, Geſetze, Künſte, Kenntniſſe, namentlich auch das Feldmeſſen gelehrt, — der mythiſche Ausdruck für ihre an das Waſſer geknüpfte Bildung.

In der Geneſis leſen wir wie die Nachkommen Noah's morgenwärts aufbrachen und eine Ebene in Sinear fanden und untereinander ſprachen: wohlauf laſſet uns Ziegel ſtreichen und im Feuer brennen. Und die Ziegel dienten als Steine und das Erdpech als Mörtel. Und ſie ſprachen: laſſet uns eine Stadt und einen Thurm bauen deſſen Spitze bis in den Himmel reiche, damit wir uns ein Denkmal machen. — In den Trümmern Babylons wird bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Birs Nimrod, Nimrodshügel, ein Schutthaufen gefunden; man hat die Weihinſchrift Nebukadnezar's daſelbſt entdeckt; dieſer war wol nur der Wiederherſteller des alten Baues wie des alten Reichs.

Der Rieſenbau, an den die Sage ſich anknüpft, war ein Beltempel; wie auf dem Gipfel der Berge in der alten Heimat, ſo ſollte der Himmelsgott auch hier auf der Höhe verehrt werden. Die Berichte der Griechen reden von einem ummauerten Tempelhof von 3000 Fuß Länge und 4000 Fuß Breite; eherne Thore führten ins Innere. Dort erhob ſich auf der Grundfläche eines Quadrats, deſſen Seiten 600 Fuß meſſen, der Bau in acht verjüngten Stockwerken zur Höhe von gleichfalls 600 Fuß, alſo daß immer ein kleineres Quadrat innerhalb des größern mit Backſteinen angefüllt und emporgeführt wurde; außen lief eine Rampe mit Abſätzen und Ruhebänken um den Bau und leitete zum Gipfel hinan; das Werk glich demnach mehr einer Stufenpyramide als einem Thurm. Nur im oberſten Stockwerk war ein Gemach mit einem goldenen Altar und einem geſchmückten Lager für den Gott. In einer Niſche des unterſten Stockwerks thronte ein goldenes Bild des Gottes, vor ihm ein Altar, zwei andere Altäre zum Thieropfer ſtanden davor im Freien. Noch ragt das unterſte Stockwerk in einer Höhe von 260 Fuß aus Schutt und Trümmern. Das Ganze war das höchſte und maſſenhafteſte Bauwerk der Erde. Die Gebäude des Königspalaſtes erfüllten einen Raum von 12000 Fuß im Umfang. Mauern, Wände, Thürme waren mit Bildwerken geſchmückt; eine Löwenjagd des Königs, eine Pantherjagd der Königin war da zu ſehen. Eine zweite Mauer mit einem Kranz buntbemalter Reliefs mit Thierdarſtellungen ragte hoch über eine dritte äußere empor. — Die Waſſerbauten, welche die befruchtenden Kanäle weit in das Land leiteten und die Flut auch durch Schöpfräder aus dem Fluß in ſie hineinhoben, werden ſchon dem Alterthum angehört haben. Wenn wir nach der Mitte des 2. Jahrtauſends v. Chr. auf ägyptiſchen Bildwerken unter den tributbringenden Völkern Semiten erkennen und dieſe die Prachtgeräthe und Prachtgewänder tragen, durch deren Bereitung Babylon berühmt war, ſo dürfen wir folgern daß die Siegeszüge der Rameſſiden zuerſt die babyloniſche Macht gebrochen haben. Dann erhob ſich Ninive zur Hauptſtadt und der Stamm der Aſſyrier zur Hauptmacht; die babyloniſche Cultur ward dorthin verpflanzt, ohne in der Heimat zu erlöſchen. Das Land bot nicht das feſte Geſtein und damit nicht die Grundlage zu ſo feſten ſtrengen Formen wie am Nil; dafür brannte der beginnende Gewerbfleiß ſeine Ziegel, und leitete der weichere Stoff zu weichern ſchwungvollen Formen, zu den Linienſpielen, die uns

an Geräthen und Gewandmuſtern in den Trümmern Babylons, in den Reliefs zu Ninive erhalten ſind. Die Babylonier pflegten das Haar lang und zierlich gelockt zu tragen, ſie liebten lange Gewänder und führten künſtlich geſchnitzte Stäbe, die oben mit einem Apfel, einem Adler, einer Roſe, oder Lilie verziert waren, was alles ſich ähnlich in Ninive wiederfindet; dort alſo werden die religiöſen Ideen wie die künſtleriſchen Formen der Babylonier fortgebildet. Aegyptiſche Denkmäler des alten Reichs ſchon zeigen die bunten Gewänder mit zierlichem Gewebe, während im neuen Reich Vaſen und Schalen abgebildet werden deren ſchwungvolles Profil Thier- und Menſchengeſtalten oder Theile derſelben arabeskenartig hervorwachſen läßt und im Linienſpiel wie in der Verwerthung pflanzlicher Ornamente bereits die Muſter zeigt die ſich über Ninive und Phönizien auch zu den Griechen verbreiteten.

Ninive und Aſſyrien.

Seit dem 13. Jahrhundert v. Chr. hob ſich ein neues Herrſchergeſchlecht und eine neue Stadt in Meſopotamien über Babel empor. Aſſyrien war eine Provinz zwiſchen Babylon und Armenien, dem Tigris und dem Zagrosgebirge; die Lage Ninives im Schutz der Flüſſe und Kanäle machte ſie zum feſten Mittelpunkt kriegeriſcher Unternehmungen und weitverzweigter Handelswege. Die Aſſyrier erhoben ihre am Tigris erbaute Stadt nicht blos zur Hauptſtadt im Stromgebiet der beiden Flüſſe, ſondern ſie drangen auch erobernd vor über die Grenzen des eigenen Landes, und waren die erſten die ein ausgedehntes Reich auch längere Zeit zu behaupten verſtanden. Die Sage ſchreibt freilich den Gründern ſchon zu was die Denkmäler auf eine Reihe von Königen vertheilen; ſo nennt ſich Sennachereb (um 740) den erſten Eroberer Mediens, und dies ſcheint nach Oſten hin die Grenze des Reichs geweſen zu ſein, während daſſelbe ſich weſtwärts bis ans Mittelmeer ausdehnte. Die unterworfenen Völker blieben unter ihren Fürſten, und wurden tributpflichtig; Empörungen hielten die Oberkönige ſtets in Waffen. Bis zum Untergang des Reichs (747) regierten ihrer 25 in 520 Jahren. Die Sprache war ſemitiſch; aber am Grenzgebiet der Semiten und Arier

konnte es an Einwirkungen dieſer letztern ebenſo wenig fehlen, als wir die ſemitiſchen Einflüſſe auf Medien verkennen dürfen. Bel, der Himmelsgott, wurde auch von den Aſſyriern als der große Gott und Götterkönig angebetet; der Name Aſſarak bezeichnet ihn als den Schutzherrn Aſſyriens; als ſolchen nennt ihn die Bibel Nisroch. Er iſt es den die Könige auf den Denkmälern verehren, der ſchützend und ſegnend über ihnen ſchwebt. Oben Menſch, unten Vogelgefieder, mit dem Bogen bewehrt, mit der Mitra auf dem bärtigen lockenreichen Haupt ragt er aus einer geflügelten Scheibe hervor. Dieſe erſcheint als das Symbol der am Himmel ſchwebenden Sonne. Ein Relief zeigt ihn einem Bericht Diodor's entſprechend, in ſchreitender Stellung mit vier Stierhörnern am Kopf, ein Beil in der Rechten, Blitze in der Linken. Die Stiergeſtalt Bal's kennen wir aus der Bibel, der Blitz bezeichnet den Himmelsgott, die Bewegung ihn ſelbſt als den Beweger der Welt.

Neben Bel erſcheint Beltis; als Kriegsgöttin wird Iſhtar (Aſtarte) genannt, die himmliſche Jungfrau; Aſchera wird durch die Scheibe auf der gehörnten Mütze als Mondgöttin bezeichnet. Dagon, der Fiſchmenſch, der Waſſergott erſcheint oben Menſch, unten Fiſch, oder als Mann mit einer Fiſchhaut bekleidet. Derketaden heißen die alten Könige, Derketo ward als Göttermutter geprieſen, ſie war wol identiſch mit Beltis und der babyloniſchen Mylitta. Nach abendländiſcher Ueberlieferung ward ein Gott Sardan oder Sandon verehrt, den die Griechen Herakles nennen; die Denkmäler zeigen ihn als Löwenbändiger. Der goldmähnige Löwe, das Thier der heißen Zone, iſt in ſeiner Wuth ein Bild der verheerenden Sonnenglut, die aber der den Menſchen wohlthätige Sonnengott überwältigt, wenn wieder die mildere Jahreszeit kommt. Der Gott überwindet das Verderbliche ſeiner eigenen Macht in deren Symbol, oder er überwindet es an ſich ſelbſt, er verzehrt ſich ſelbſt in der Sonnenglut um neugeboren zu erſtehen. In Lydien, in Cilicien kommt ein Sonnengott Sandon vor, dem ein großes Trauerfeſt gefeiert, ein Scheiterhaufen errichtet wurde. Bei der Betrachtung der Kleinaſiaten wird uns manche dieſer Geſtalten klarer werden; bedeutſam ſtehen daneben die Nachrichten der Alten, welche eine Miſchung derſelben zur ſinnlichen und äußerlichen Veranſchaulichung der Einheit des in ihnen verſchiedentlich perſonificirten Göttlichen auch in Aſſyrien bezeugen. Ferner ſoll der Menſch, der Prieſter

ſich ſeinem Gott ähnlich machen. Die Denkmäler zeigen uns die Prieſter des Aſſarak im Adlergewand, mit dem Kopf und den Schwingen dieſes Vogels; die Berichte ſagen: wer der Liebesgöttin diente, ſollte den Bart ſcheren, das Geſicht glätten, Weiberputz anlegen. Und wie der Gott Sandon das röthliche durchſichtige weibliche Purpurgewand erhielt, trugen es auch ſeine Prieſter. Der Himmelskönigin Derketo waren die Tauben heilig; dürfen wir Taubenflügel in der Sonnenſchwinge Bel's erkennen?

Die Sage welche Kteſias von dem Anfang und Ende des aſſyriſchen Reichs berichtet, zeigt uns in der Verwebung des Göttlichen und Menſchlichen dieſelbe Aufhebung des Gegenſatzes der Geſchlechter; dort die männiſche Semiramis, hier den weiblichen Sardanapal. Wie Ninus kommt auch Semiramis als Göttername vor. In der Sage nun wird ſie zur Tochter der Derketo wie Ninus zum Sohne Bel's. Sie wird als Kind ausgeſetzt, aber die Tauben ihrer Mutter bedecken ſie mit ihren Flügeln und tragen in ihren Schnäbeln ihr Milch zu. Das Kind wird von Hirten gefunden, erzogen und ſpäter einem hochgeſtellten Manne vermählt. In Mannesgewändern folgt Semiramis dem Gatten in den Krieg, mit einer im Felsklettern geübten Schar erſteigt ſie die Burg von Baktra. Ihr Gemahl erhenkt ſich voll Verzweiflung, als König Ninus in Liebe zu ihr entbrennt und ſie zum Weib nimmt. Sie führt nach ſeinem Tode die Herrſchaft und ſetzt ſeine Eroberungen fort, bis ſie mit einem Taubenſchwarm davonfliegt, in einer Taube verwandelt zu den Göttern entrückt wird. Die Sage ſchrieb ihr viele der ſpätern Bauten im Orient zu. Sie nannte aber auch zahlreiche Erdaufwürfe in Aſien die Hügel der Semiramis, unter denen die Männer begraben ſeien die ihre Liebe genoſſen hatten. Wie ihre Heldenkraft überwältigend, ſo war ihr Reiz bezaubernd, die Kriegs- und Liebesgöttin ſind in ihr verſchmolzen; aber ihre Liebe iſt todbringend, die Mächte der Geburt und des Verderbens verbinden ſich in ihr, ſie iſt Weib mit den Werken des Mannes, es ſpiegelt ſich in ihr die Göttereinigung wieder die wir in Kleinaſien finden, und die durch ihre Sage auch als aſſyriſch beſtätigt wird. Dagegen ſollen ihre Nachfolger, unter denen wir viele nun als ſtreitbare Eroberer kennen, weibiſch geweſen ſein, vor allen Sardanapal, der in Frauengewändern ein üppiges Leben geführt; der Name erinnert an den Gott Sardan. Und wenn Sardanapal beim Sturz ſeines Reichs ſich ſelber verbrennt, wie Krösos ſich

ſelber nach Duncker's überzeugender Darſtellung den Scheiterhaufen ſchichtet, ſo ahmt er auch hier den Gott nach, der ſich ſelbſt verbrennt um neugeboren aus der Flamme hervorzugehen.

Vielfach zeigen uns Bildwerke die Verehrung des Lebensbaumes, den die Hebräer in das Paradies geſetzt, an den der Hom der Iranier, an den die goldenen Aepfel der Unſterblichkeit bei den Hesperiden ebenſo wie die Eſche Ygdraſil im Norden anklingen. Der Baum iſt ornamentartig ſtiliſirt wie wenn ſeine Zweige aus Bändern geſchlungen wären.

Der Prophet Jonas beſtimmt den Umfang Ninives auf drei Tagereiſen, Diodor auf 12 Meilen. Wie die Schutthügel bekunden war dies ein großer ummauerter Bezirk, innerhalb deſſen die Häuſer bald enger bald weiter ſtanden, und noch Raum für Gärten und Aecker war, ſodaß bei einer längern Belagerung das Vieh genährt, ja ſelbſt Getreide geerntet werden konnte. Im Frühling 1843 veranlaßte der Orientaliſt Julius Mohl den franzöſiſchen Conſul Botta zu Nachgrabungen, die bald an anderer Stelle der Engländer Layard gleichfalls aufnahm; ſie legten große Paläſte bloß und die Bildwerke und Inſchriften die ſie fanden, die in die Muſeen von Paris und London übergingen und in ausgezeichneten Werken veröffentlicht wurden, ließen aus Schutt und Staub das Leben der Vorzeit nach Jahrtauſenden wieder anſchaulich hervortreten.

Der Nordweſtpalaſt in dem Hügel des heutigen Nimrud gilt bisjetzt für das älteſte der aufgedeckten Bauwerke und wird in das 10. Jahrhundert geſetzt, der Name des Erbauers wird Aſſaracbal geleſen. Nimrud ſelbſt iſt burgähnlich, eine künſtliche Terraſſe von 30—40 Fuß Höhe, von welcher Treppen nach dem Tigris hinabführen. Auf ähnliche Weiſe werden alle die großen Bauten über die Fläche der Stadt emporgehoben. Nach Süden liegt der Südweſtpalaſt, dem Eſarhaddon (um 680) zugeſchrieben; einem Enkel deſſelben der kleinere Südoſtpalaſt; einen Centralpalaſt hat Eſarhaddon bereits für den ſeinigen des Schmuckes beraubt. Andere Palaſtreſte enthalten die Hügel von Korſabad und von Kujundſchik, jene von Sargon, dieſe von Sennacherib (Sanherib) erbaut. Die jüngern Werke zeigen eher den Verfall als den Fortſchritt der Kunſt, die Ausführung iſt zwar ſorgfältiger, aber die Auffaſſung minder großartig als im Nordweſtpalaſt.

Das Material der Bauten ſind Backſteine, die man aus dem Lehmboden der Gegend bereitete und an der Sonne trock-

nete; daher sind die Mauern trotz ihrer Dicke von 5 — 15 Fuß großentheils zerbröckelt; die ältern Gebäude sind schmal, ein Saal zeigt z. B. bei 30 Fuß Breite 150 Fuß Länge; die Decke war ohne Stützen durch Pappel- oder Palmenbalken von einer Seite zur andern getragen. Im Südwestpalast findet sich eine doppelte Breite, aber auch dicke Mauerpfeiler im Innern. Die großen Schuttmassen deuten auf herabgestürzte obere Stockwerke. Die Außenmauern waren schmucklos, durch hervortretende pilasterartige Streben gegliedert, mit einem Dachgesims und drei- oder viereckigen Zinnen bekrönt, die Thore waren häufig nach oben durch Rundbogen überwölbt. Nach innen aber waren die Wände oben mit bunten glasirten Ziegeln oder mit einem farbigen Gypsüberzug, unten mit Alabasterplatten bekleidet, die gegen 10 Fuß hoch reichen und den Bilderschmuck der gemalten Reliefs und die Inschriften tragen, Keile und Winkelhaken in verschiedenen Stellungen und Combinationen, hier Silben, bei den Persern Buchstaben bezeichnend. Ein Relief deutet darauf hin daß um Licht und Luft zu gewinnen am obern Ende der Wand Fensteröffnungen mit säulenartigen Stützen frei blieben. Auch gewölbte Gänge finden sich, wie im Unterbau der Stufenpyramide beim Nordwestpalast, wol das Grabmal seines Erbauers. An den Haupteingängen treten geflügelte Thiergestalten aus der Wand hervor. Die Dächer waren flach und gern mit Gewächsen besetzt. Den Mittelpunkt des Palastes bildet ein Hof, um welchen sich Säle und größere wie kleinere Gemächer ausbreiten.

Das weichere Material und ein beweglicherer Sinn führte die Assyrier zu schwellendern weichern Formen als wir in Aegypten finden, wo Geist und Stein in gleicher Strenge einander entsprechen. Statt der straff angezogenen Hohlkehle die gleich einem etwas vorgeneigten Blatt die Bauten am Nil bekrönt, erscheint am Tigris die Einziehung viel tiefer dann aber in kleiner Rundung wieder hervorquellend, und die schwungvolle Linie ruht auf senkrechtem Untersatz. Ein Relief zeigt Säulen einer kleinen Halle, deren Capitäl durch zwei an den Enden aufgerollte übereinander liegende Teppiche gebildet scheint, wie die Griechen das in der ionischen Säule sinnig und anmuthig fortentwickelten. Außerdem finden wir Rosetten, fächerartig entfaltete Blumen oder Palmetten und die mäandrisch ineinandergeschlungenen Linien, die gleichfalls den Griechen Muster und Motiv waren. Die Volutenwindung schmückt auch die Riegel-

hölzer welche die Füße königlicher Throne zusammenhalten: „Verbindung und Lösung ist hierbei auf eine in der That sehr glückliche und geschmackvolle Weise ausgedrückt.“ Die Füße selbst erscheinen wie gedrechselt im Wechselspiel vor- und zurückweichender Linien, und enden gewöhnlich in eine Thiertatze. Als Träger des Sitzbretes sind zwischen ihnen oft noch Männergestalten mit erhobenen Armen angebracht. Das Arabeskenspiel sinnvoll verschlungener Linien im Wechsel mit phantastischen Thier- und Pflanzenformen erscheint auf Gewändern und Geräthen auch hier schon als charakteristischer Ausdruck des semitischen Geistes.

Die Bildwerke lassen die Paläste nicht blos als Wohnungen der Könige, sondern zugleich als Denkmale ihrer Thaten und ihrer Macht, als Bauten für staatliche und religiöse Zwecke erscheinen. Die Reliefs der Alabasterplatten im Innern der Säle sind wie in Aegypten eine große Bilderschrift von der Geschichte und dem Leben der Herrscher. In der Cultur und Sitte jener Zeiten findet die biblische Kunde von der Kriegsmacht, Pracht und Lebensfülle der Assyrier ihre Bestätigung. Die Bildwerke bleiben noch im Zusammenhang mit der Architektur, aber sie entfalten sich freier, sind nicht mehr so streng unter ihr Gesetz gebunden, ja der Bau selbst erscheint mehr nur als ihr Träger; an die Stelle des streng Gemessenen tritt eine Freude an der Bewegung, der Kraftentfaltung, zur Umrißzeichnung gesellt sich eine starke Modellirung, welche die Fülle des Fleisches im Spiel der Muskeln energisch ausdrückt, die Gestalten werden dadurch gedrungener, gerundeter. Die Federn der Flügel, die Säume der Gewänder, die Geschirre der Pferde, ja selbst das feine Häutchen, welches den Nagel nach dem Finger hin einrahmt, werden mit sorgsamer Feinheit treu nachgebildet. Kugler hat das rechte Wort bereits gefunden: in der ägyptischen Kunst ist mehr Stilgefühl, in der assyrischen mehr Lebensgefühl. Aber es bleibt doch bei dem äußern Leben, die steife Feierlichkeit ceremonieller Handlungen gelingt noch besser als die seelenvolle Bewegung der That; der Ausdruck des Gesichts ist auch hier häufig ein kaltes starres Lächeln; die Züge zeigen den semitischen Typus und unterscheiden ihn von fremden Nationen, oder von den bartlosen feisten Eunuchen, die dem König den Sonnenschirm tragen. Es kommt auf Deutlichkeit an, das Hauptsächliche soll gesehen werden, darum durchschneidet wol ein glänzender Gewandsaum das Schwert das über ihm hängt, oder fehlt das Stück

der aufgezogenen Bogensehne, welche dem Schießenden die Linien des Gesichts unterbrechen würden. Bei geflügelten Menschengestalten ist die eine Schwinge gesenkt, die andere gehoben, sodaß beide sichtbar werden. Die Darstellung größerer Scenen, Kämpfe, Belagerungen, Opfer, Gelage, Jagden entfalten sich freier als in Aegypten, und wenn auch im ganzen noch ohne künstlerische Composition, ohne Perspective und Einheit des Standpunkts, so gewähren sie doch im einzelnen manche wohlgeordnete Gruppe mit klarer Wechselbeziehung der einzelnen Gestalten. Die Profilstellung der Füße wird beibehalten auch wo der Körper die Vorderseite uns entgegenwendet; umgekehrt zeigt das Auge im Profil des Gesichts eine volle Vorderansicht. Die sorgsame Pflege von Bart und Haar läßt sich in der Darstellung der bald glatt gekämmten, bald geflochtenen oder zierlich gelockten Partien erkennen, wie diese namentlich um die Schultern und um die Wangen sich in künstlicher Kräuselung ausbreiten. Bei den Gewändern überwiegt die feine Nachbildung des Schmucks in bunten Säumen, Quasten und eingewebten Mustern, die zugleich zur Bezeichnung von Rang und Stand der Personen dienen, und läßt den Sinn für Falten und Faltenwurf noch nicht aufkommen. Gewänder und Waffen, Schmuck und Geräthe zeigen das Schönheitsgefühl der Assyrier in semitischer Weise gebunden an das Nützliche und Zweckmäßige, zeigen die handwerklichen Künste in der Blüte die uns die Nachrichten der Alten schildern, zeigen in vielen Formen die Muster und Motive für das Abendland bis auf den heutigen Tag. Namentlich prangen Griff und Scheide von Dolch und Schwert mit Beschlägen aus edlem Metall; Thierköpfe sind handlich ausgearbeitet, einander umklammernde Löwen lassen die Köpfe in entgegengesetzter Richtung nach auswärts sich wenden, der Nacken der Stiere scheint zu tragen, ihr Horn zu halten. Die Thiere der Kraft, des Muthes, der Schnelligkeit werden wappenartig stilisirt und dann schließt sich ein Arabeskenspiel von Linienornamenten leicht und wohlgefällig ihnen an. An gekrümmten Vogelhälsen hängt ein Opfergefäß im Henkel; Ringe, Hals- und Ohrgehänge sind mit Rosetten geschmückt, wie eine Schlange umwindet die Spange den Arm.

Der König erscheint im Kampf auf dem Streitwagen, der ebenso den Befehlshabern eignet und in Aegypten und Indien, wie in der Ilias auf die gemeinsame Sitte des heroischen Alter-

thums hinweist. Reiter mit Bogen, geschmückten Köchern und Lanzen sprengen einher, schildbewehrte, behelmte, um die Brust und die Beine mit Stahlplatten bekleidete Schwerbewaffnete knien nieder mit vorgestreckter Lanze und lassen über ihre Häupter hinweg die Schützen und Schleuderer den Kampf der Ferne beginnen. Städte werden belagert, indem man die Mauern untergräbt oder ersteigt und mit Sturmböcken eine Bresche bricht, in die das Fußvolk unter dem Schutz des Schilddaches einzieht. Vergebens ist das Hülfeflehen der Besiegten; wer nicht fällt, wird gefangen und gefesselt abgeführt; der König setzt den Fuß auf den Nacken der Ueberwundenen, und die Köpfe der Erschlagenen werden dem Wagen des heimkehrenden Siegers vorangetragen. Im Frieden hält der König den Stab der Herrschaft in der Rechten und stützt die Linke auf das Schwert; oder er thront mit dem Becher in der Hand und Verschnittene halten den Sonnenschirm oder fächeln Kühlung. Oder er gießt ein Trankopfer aus, er hebt den Pinienapfel zum Bilde des Gottes empor, den er als Oberpriester verehrt; um seinen Hals hängen Sonne, Mond und Sterne, Priester dienen ihm in der Adlermaske des Gottes dem sie sich ähnlich machen.

Das bedeutendste Werk des assyrischen Meißels sind die 10 bis 20 Fuß hohen Kolosse welche sie als Wächter ihrer Thore so hinstellen daß sie dem Eintretenden mit Haupt Brust und zwei Vorderfüßen entgegenschauen, während von der Seite gesehen sie schreitend sich aus der Wand hervorheben, wodurch es kommt daß sie in der Seitenansicht die vier Beine zeigen, die Vorderansicht aber selbständig zwei Beine und die Figur im ganzen deren fünf hat, von denen indeß immer nur die rechte Zahl sichtbar ist. Auch hier haben wir eine Mischung thierischer und menschlicher Formen, aber es ist sachgemäß der Hals und das bärtige Haupt des Menschen, die sich über dem Leibe des Stiers oder Löwen erheben, dessen Rücken die Flügel des Adlers beschwingen. Der Stärke, dem Muth, der Schwungkraft gesellt sich die Einsicht, es sind die bedeutendsten Formen der Natur die sich hier zu einem Ganzen zusammenschließen, das sie als Ganzes veranschaulicht, mag es nun ein Symbol des Göttlichen, seiner Weisheit, Macht, Allgegenwart, und des stellvertretenden Königthums gewesen sein, oder mag es, worauf der Ort zu deuten scheint, die Gesammtkraft der Natur darstellen wie sie ein Wächter- und Hüteramt für das Heilige und für die

Staatsmacht ausübt. Im Cherub auf der hebräiſchen Bundeslade begegnen wir einer ähnlichen Figur; ebenſo vor den Hallen von Perſepolis; ſie beut die Elemente zu Ezechiel's Viſion und die Symbole der chriſtlichen Apoſtel ſind bekanntlich der menſchlich geſtaltete Engel, Stier, Löwe und Adler. Die Verbindung der Formen iſt wohlgelungen, der Umriß gewaltig wie die derb hervorquellende und doch ſo ſtraffe Muskulatur; die Federn der Flügel ſind fein ausgearbeitet, doch mit jener conventionellen Regelmäßigkeit die ſich auch bei den ſteifgeringelten Löckchen des Bart- und Haupthaars findet. Wir ſehen auch hier die Einheit in der Einigung des Mannichfaltigen, und ſehen darum in dieſen majeſtätiſchen Geſtalten die Symbole des Aſſyrerthums ſelbſt, wie uns die Sphinxe das Aegypterthum kennzeichnen.

Flügelroſſe und Greife kommen ebenfalls in kleinerm Maßſtab vor und bezeugen Aſſyrien als das Vaterland dieſer Gebilde; ein Sphinx weiſt auf den Zuſammenhang mit Aegypten hin, das in Krieg und Frieden mit Ninive in Berührung kam. Ein Relief zeigt wie die Herſtellung der Koloſſe ſchon im Steinbruch begonnen, die Felsblöcke ſchon behauen wurden; die völlige Durchbildung der Formen erfolgte wenn ſie aufgeſtellt waren. Auf Booten oder auf Schlittenbäumen, die durch Walzen und Hebel bewegt wurden, liegen ſie, und eine Menge Männer ziehen ſie voran, Fronvögte treiben zur Arbeit, Krieger bewachen den Zug, der König ſelber ſchaut ihm zu.

Von aſſyriſcher und babyloniſcher Poeſie iſt uns leider noch nichts kund; vielleicht daß die Entzifferung der Inſchriften wie in Aegypten auch die dichteriſche Begabung und eine dem Hebräiſchen verwandte Form erkennen laſſen wird. Von der Muſik zeugen bereits die Denkmale. Harfenſpieler ſtehen vor den Fürſten, Sänger bewillkommnen den Sieger, Sängerinnen und Kinder begleiten das Spiel der Inſtrumente mit Lied, Taktſchlag der klatſchenden Hände und Tanzbewegung. Der Gottesdienſt, die Schlacht war, wie auch die Bibel erwähnt, vom rauſchenden Schall der Drometen und Pfeifen umklungen, die üppige Feſtluſt des Friedens durch Muſik erhöht. Die Aſtrologie ſah einen Zuſammenhang im Verhältniß der Töne und der Geſtirne. Lyra, Doppelflöte, Sackpfeife ſind eine Erfindung dieſer Semiten, und in dem Hackbret oder Cymbal, das ein Muſikant auf einem Relief zu Kujundſchik ſpielt, hat Ambros das Inſtrument er-

kannt das zu den Hebräern und Griechen überging, von den Arabern her durch die Kreuzzüge ins Abendland kam und zu unserm Klavier ausgebildet wurde. So sind auch auf dem Gebiet der Tektonik die Voluten, Palmetten, Mäanderlinien und andere Arabesken in die griechische und in unsere neueuropäische Baukunst und Geräth- oder Schmuckbildung übergegangen und erhalten.

Neubabylon.

Die Oberherrschaft der Assyrier ließ Babel bestehen, Religion, Bildung, Industrie erhielten und entwickelten sich, nur statt eines selbständigen Herrschers waltete ein Statthalter Ninives. Ein solcher, Nabonassar, einte sich mit dem Kyaxares, König in Medien, das schon vorher aus der assyrischen Botmäßigkeit sich befreit hatte; sie eroberten und zerstörten Ninive 606 v. Chr. Noch klingt das Frohlocken der Propheten über diesen Untergang. Mit überströmender Flut kommt Jehova's Gericht. Assur ist gewogen und zu leicht befunden, Schnitzbild und Gußwerk wird ausgerottet in den Tempeln, Silber und Gold wird geraubt. Das Lager der Löwen ist zerstört, die Stadt wird zur Einöde gleich der Wüste, Heerden lagern auf den Gassen, das Cederngetäfel ist zerbrochen und auf den Säulenknäufen übernachten Igel und Pelikan. — Das Land auf dem linken Tigrisufer kam an Medien, das auf dem rechten an Babylon, welches nun für kurze Zeit von neuem einen reichen Glanz entfaltete. Nebukadnezar (Nabukudurussur 604—561) erweiterte nicht blos die Grenzen des Reichs durch Kriegsmacht, seine Bauten erneuten und verbesserten das alte Kanalsystem, und seine Siegesbeute schmückte den Belustempel, den er prachtvoll herstellte. Auf dem östlichen Ufer des Euphrat gründete er eine neue Stadt, die er mit der alten durch eine gemeinsame Mauer von neun Meilen Länge umschloß; Babylon hat den Umfang eines Volks, nicht den einer Stadt, bemerkt Aristoteles. Die Mauer war ein Wall: zwischen den Zinnen konnten auf ihrer Höhe zwei Viergespanne nebeneinander herfahren; mehrere hundert Fuß hoch ward sie noch von 250 Thürmen überragt. Ein Wassergraben umzog die

Mauer; von 100 ehernen Thoren war sie durchbrochen. Auf der Ostseite lag die alte Königsburg mit der dreifachen Mauer. In der neuen Stadt baute Nebukadnezar auf erhöhter Terrasse seinen Palast aus Ziegelsteinen und bekleidete die Innenwände mit Alabasterplatten; eine Mauer befestigte auch hier das Ganze, Teiche und Bäume umgaben die Wohnungen, und alles überragten die hängenden Gärten der Semiramis, wie der Occident die Anlage nannte welche der Herrscher für seine Gattin, die medische Königstochter Amytis, herstellte, damit sie die am Abhang der Berge emporsteigenden Gärten der Heimat hier in der Ebene wiederfinde. Es war ein terrassenförmiger Bau, der vom Spiegel des Euphrat bis zur Höhe von 400 Fuß emporstieg; Langmauern von 22 Fuß Dicke standen in Entfernungen von je 10 Fuß. Von einer zur andern deckten Steine den Gang, und über der vordern Mauer und diesen Steinen wurden Schichten von Schilf und Erdpech, von Gips und Ziegeln ausgebreitet; dann kamen Bleiplatten und auf diesen so viel Erde daß Bäume darin wurzeln konnten. Die hintere Mauer ward ein Stockwerk höher aufgeführt, Treppen führten dazu, und nun wurde von neuem sie mit einer dritten, diese mit einer vierten und so fort in gleicher Weise verbunden und der Raum zur Gartenanlage verwendet. Pumpwerke hoben das Wasser des Euphrat empor. Im Innern lagen die kühlen Grotten, nach denen der fieberkranke Alexander verlangte; von der Höhe des Ganzen die Stadt und Gegend überschauend mochte Nebukadnezar die Worte sprechen, die ihm das Buch Daniel zuschreibt: „Das ist die große Babel, die ich mir zum Königssitz erbaut habe, zum Zeichen meiner Macht."

Die Neubabylonier verwendeten Erz zum Schmuck der Thorpfosten und zu andern architektonischen Ornamenten, wahrscheinlich auf der Grundlage eines hölzernen Kernes, wie ihn auch ihre aus edeln Metallen bereiteten Bildsäulen gewöhnlich hatten. Ein phantastisches arabeskenhaftes Formenspiel mußte dadurch erleichtert werden. Die Propheten wie die Griechen gedenken der Götterbilder aus Holz, die mit Gewändern bekleidet, mit Silber und Gold verziert oder aus edlem Metall geschmiedet wurden. Nebukadnezar errichtete deren viele, manche von kolossaler Größe. Die Trümmerhaufen haben bisjetzt nur Bruchstücke von Figuren aus Alabaster oder glasirten Ziegeln zu Tage gefördert; der Stil zeigt den von Ninive, dasselbe Uebergewicht der Muskulatur und Modellirung, dieselbe oder eine noch größere Freude an der

Zierlichkeit in der Wiedergabe der künſtlichen Locken, des reichen Schmucks der Gewänder. Die Gegenſtände deuten darauf hin daß auch hier Kampf, Jagd, Götterverehrung dargeſtellt ward. Irdene Gefäße, kleine Statuen aus gebrannter Erde, Goldſchmuck iſt gefunden worden, namentlich auch Edelſteine von cylindriſcher Form, die zum Siegeln dienten oder als Amulete um den Hals getragen wurden, mit eingegrabenen Darſtellungen phantaſtiſcher Geſtalten nach aſſyriſcher Weiſe. Fabelhafte Thiere, die ſich auf den Hinterfüßen aufrichten, werden im Kampf mit einem Manne von deſſen Schwert durchbohrt — wir finden das in größerer ſchönerer Art auch in Perſepolis wieder.

Kyros eroberte Babylon; als Darius die abgefallenen Provinzen wieder unterwarf ließ er die Mauern ſchleifen; Xerxes zerſtörte den Belustempel, deſſen Wiederherſtellung Alexander verſuchte, aber aufgab. Später hoben ſich Seleucia, Bagdad und Balſora in jener Gegend, über Babylon aber ward die Weisſagung des Propheten zur Wahrheit: „Nicht zeltet daſelbſt ein Araber und Hirten lagern ſich nicht daſelbſt; es lagern ſich dort die Steppenthiere und Uhus füllen die Häuſer; in den Paläſten heulen Wölfe und Schakals in den Häuſern des Wohllebens.“ Trümmerhügel bezeichnen uns heute die Stätten wo die Königsburgen und der Belustempel ſtanden. Auf gebrannten Ziegeln ſteht in Keilſchrift Nebukadnezar's Name.

Die Phönizier und kleinaſiatiſchen Syrer.

Das einförmige Land zwiſchen dem Euphrat und Tigris begünſtigte die Gründung eines großen Staats und ſeiner gleichmäßigen Cultur; das weſtliche Syrien zeigt dagegen den Wechſel der Berge und Thäler, des Binnen- und Küſtenlandes in einer Mannichfaltigkeit und einer Sonderung die zum Hirtenleben, zum Feld- Wein- und Oelbau, zur Städtegründung und zur Seefahrt leitet und nach Maßgabe dieſer Naturverhältniſſe die Errichtung kleiner ſelbſtändiger Gemeinweſen begünſtigt. Philiſter, Phönizier, Gibliter wohnten von Süden nach Norden am Mittelmeer, Chetiter, Moabiter, Ammoniter, Ammoriter und andere Stämme nahmen das Innere ein, als die Hebräer Kanaan beſetzten, und

Burgen, Roſſe, Kriegswagen, Weinbau bereits daſelbſt vorfanden. Aber auch die kleinaſiatiſche Halbinſel nördlich und weſtlich vom Taurus zwiſchen dem Mittelländiſchen und Schwarzen Meer zeigt im Wechſel von Gebirg und Ebene, Binnenland und Küſte, fruchtbaren und öden Strecken ähnliche Bedingungen, und Cilicier, Phrygier, Karier, Lydier und Lykier laſſen bei aller Selbſtändigkeit ſo viel Gemeinſames erkennen, daß dies nicht allein durch aſſyriſche oder phöniziſche Einflüſſe, ſondern aus der Stammesgemeinſchaft erklärt werden muß, daß das Semitenthum die Grundlage der Cultur bildet, welche den ariſchen Hellenen wol mehr noch bot als ſie von ihnen aufnahm. Je mehr wir in religiöſer Beziehung zunächſt das Phantaſieleben dieſer Völker als ein Ganzes betrachten, deſto verſtändlicher wird es uns im Einzelnen. Die Grundideen die wir am Euphrat und Tigris kennen lernten, kehren auch hier in mannichfaltigen Formen wieder.

In der Seeſtadt Gaza ſtand das Bundesheiligthum der Philiſter, die daſelbſt verehrten Götter führen die Namen Dagon und Derketo; wir kennen dieſelben aus Aſſyrien, und kennen die Bilder welche der Schilderung ihrer Geſtalt entſprechen: Menſchenantlitz und Menſchenbruſt geht in einen Fiſchrumpf aus. Von der Derketo zu Askalon wiſſen wir daß Tauben und Fiſche ihr geheiligt waren wie der Aſchera von Kypros, welche die Hellenen für ihre Liebesgöttin Aphrodite anſahen: Derketo ſcheint danach ein anderer Name für die gleiche Weſenheit der babyloniſchen Mylitta, die im Feuchten waltende, lebengebärende Naturkraft und Allempfänglichkeit, die weibliche Seite des männlich gedachten geiſtigen Himmelsgottes, das Princip der Weiblichkeit und Natur in Gott. Die Verehrung Bel's unter dem anders vocaliſirten Namen des Baal war den Syrern gemeinſam: wir finden ihn bei Philiſtern und Phöniziern und in den Ländern öſtlich vom Jordan. Es iſt der alte urſprüngliche Himmelsgott, der auf den Höhen verehrt wird, dem die Gipfel des Sinai, Karmel und Libanon heilig ſind; Abraham, Moſes, die Propheten heben ſeine Geiſtigkeit und Alleinigkeit hervor, im Heidenthum hat er andere Entfaltungen ſeines Weſens als Götter neben ſich und geht er in das Naturleben ein. Die Baaltis führt im weſtlichen Syrien den Namen Aſchera; ſie wird an Waſſern in ſchattig kühlen Hainen verehrt; die Bäume, vor andern die immergrünen, ſind ihre Kinder, die Symbole ihres aufſproſſenden unvergänglichen Lebens; der Granatapfel, der in ſich die Fülle der Kerne birgt, iſt ihre

Lieblingsfrucht als das Bild der fruchtbaren Natur. Der Göttin der Fortpflanzung dienten auch die Phönizierinnen und die verwandten Stämme mit dem Opfer der Jungfrauſchaft; ſie gaben ſich wenigſtens einmal zu Ehren der Göttin preis, oder lebten eine Zeit lang als geweihte Luſtdirnen in deren Tempelgehege.

Die urſprünglichſte Art des Götterbildniſſes iſt hier erhalten: kegelförmige Steine wurden aufgerichtet, der Ort wo ſie ſtanden mit einem Steinwall umhegt oder mit einem Tempel überbaut. Die Steine wurden zu mächtigen Säulen; ſo finden wir ſie vor den Tempeln ſtehen, auch in Jeruſalem, wo ihre Namen auf gründende und erhaltende Macht hindeuten: ſo ſymboliſiren ſie die Götter als die Säulen die alles tragen und halten. Es ſcheint daß man ſie auch phalliſch deutete und danach ihr oberes Ende männlich und weiblich kennzeichnete; dann ſind ſie Bilder der Erzeugung und Geburt des Lebens. Urſprünglich waren ſie wol nichts anderes als die erſten rohen ſinnlichen Zeichen und Anhaltspunkte für Auge und Gemüth.

Aber nicht blos Glück und Leben, auch Unglück, Verderben und Tod kommt über den Menſchen und über die Welt, und wenn wir nicht eine dem Göttlichen entgegenwirkende böſe und feindſelige Macht annehmen, ſo muß in ihm ſelber eine richtende und zerſtörende Gewalt anerkannt werden. Das Nächſte und Urſprüngliche wird ſein daß man dieſe in der Gottesidee hervorhebt, das Weſen Gottes danach geſtaltet; das Zweite daß der ſo aufgefaßte Gott als eine beſondere Perſönlichkeit neben den andern tritt, in welchem der Menſch die ſchöpferiſche wohlthätige Weſenheit ergriffen und geſtaltet hat. Das Dritte iſt die Erkenntniß daß beides die Seiten und Offenbarungsweiſen des Einen ſind. Die Perſonification des böſen Princips finden wir bei den Iraniern, von wo aus ſie ſich auch zu Semiten und Abendländern verbreitete; die drei Stufen des andern Weges haben wir in Syrien.

Moloch heißt König, ſo bezeichnet er den herrſchenden Gott als ſolchen. Aber in ihm wird die furchtbare Gewalt der Zerſtörung angeſchaut, welche der Sühne bedarf, daß ſie gnädig werde. Moloch hat im Feuer ſein Symbol, es iſt das freſſende und verheerende, zugleich aber ein heiliges und reinigendes Element; ſeine Glut flammt in der Sommerſonne. Da es zugleich in der Lebenswärme die Lebenskraft bezeichnet, kann auch der Stier ein Bild für den Gott der Stärke werden. In Stiergeſtalt

wird Moloch verehrt, zum Stierbild ſehen wir auch die Juden abgöttiſch ſich wenden; das Eifrige, Zornige des Gottes iſt in Jehovah ſittlich gewandt zum Schrecken und zum Gericht des Böſen. Auch als man dem Moloch die Menſchengeſtalt gab, vermochte man ſein Weſen nicht in den Zügen eines menſchlichen Antlitzes ideal zu geſtalten, ein Schritt den erſt die Götterbilder eines Phidias thaten, ſondern ließ ihm den Kopf des Stiers als ſymboliſches Kennzeichen.

Hat der Menſch ſeinen Willen von Gott abgewandt, iſt er ſelbſtſüchtig aus der Lebensgemeinſchaft mit ihm herausgetreten, hat er ſtatt des Feuers der Liebe das des Zornes in ſich entzündet, ſo empfindet er deſſen verzehrende Macht, und fürchtet er Gottes Zorn. Er fühlt daß er ein Leben verwirkt hat das ihm gegeben war um Gottes Gebote zu erfüllen; aber er hat ſie übertreten, und in Noth und Tod ſieht er die gerechte Strafe Gottes. Indem er ſie freiwillig auf ſich nimmt, hofft er ihn zu verſöhnen. Dieſe Hingabe des Lebens iſt der Opfertod. Iſt aber die Menſchheit, iſt Familie, iſt Volksgenoſſenſchaft ein einiger Organismus, und liegt das Weſen des Menſchen im Willen, ſo kann er ſeine Schuld und Todeswürdigkeit bekennend dennoch hoffen und glauben es werde die Hingabe eines Gliedes für das Ganze Gott genügen, zumal wenn dieſes freiwillig zur Stellvertretung ſich weiht, alle aber darin ein Zeichen ihrer eigenen Buße geben. Wird dieſe Idee des Opfers mit voller und ſinnlicher Energie ergriffen, ſo iſt es Menſchenopfer. Dies finden wir darum ſo gut in Mexico wie in Aegypten, Griechenland und Rom. Aber anderwärts wurde das Blut der Thiere ſtellvertretend vergoſſen und der Menſch empfand im Fortſchritt humaner Bildung daß es auf die Umwandelung und Hingabe des Willens ankomme daß Gehorſam, die Ueberwindung der Selbſtſucht das rechte Opfer ſei, und ſtatt Iſaak's ſtarb der Widder, ſtatt Iphigenia's die Hirſchkuh, und das bei der Geiſelung rinnende Blut löſte den Sparterknaben am Altar der Artemis. Die ſyriſchen Semiten aber hielten am Menſchenopfer feſt. Wie der Landbauer mit frommem Sinn die Erſtlinge der Garben dem Gotte darbringt um zu bekennen daß dieſem alles gehöre, von dieſem er alles empfangen habe, ſo glaubte man auch die Erſtgeburt in der eigenen Familie dem Herrn weihen oder doch von ihm loskaufen zu müſſen. Man ahnte und empfand des Gottes Zorn wenn die Sommerſonne das Land verſengte und Seuchen

infolge der Hitze ausbrachen, wenn Unfälle in Krieg und Frieden das Volk trafen; zur Sühne mußten dann einige für alle geopfert werden, es mußten Volksgenossen sein, je reiner und edler, desto besser, daher nahm man unschuldige Kinder, unbefleckte Jünglinge. Durch das Los sollte der Gott bestimmen welche er wähle. Das Liebste des Menschen war das wirksamste Lösegeld. So brachte der Moabiterkönig Joram den erstgeborenen Sohn zum Brandopfer, als die Hebräer seine Burg belagern, und die Karthager legten ihre Kinder auf die glühenden Arme des ehernen Molochbildes. Die Opfer, berichtet Plutarch, mußten willig und heiter in den Tod gehen, Pauken und Flöten übertönten das Jammergeschrei der Verbrennenden, und ohne Thränen und Seufzer mußten die Mütter dabeistehen.

Die Himmelskönigin, in welcher die dem Moloch entsprechende weibliche Seite personificirt wird, oder seine Idee weiblich aufgefaßt heißt Astarte. Sie wird als verderbliche Kriegsgöttin mit dem Speer dargestellt, als Himmelsherrscherin hat sie den Mond zum Symbol, dessen Sichel sie auf dem Haupte trägt, die Hörner der Kuh lassen sie dem stierköpfigen Moloch entsprechend erscheinen. In den Tempeln brannte ein nie verlöschendes Feuer. Jungfrauen wurden ihr verbrannt. Ihre Priesterinnen mußten ehelos leben. Und wie sie der Liebes- und Lebenslust widersagte, so entmannten sich Priester und andere von der rasenden Festlust Ergriffene ihr zu Ehren um ihr ähnlich zu werden, zogen Weiberkleidung an und malten sich das Gesicht nach Weiberart. Eine wildberauschende Musik von Pfeifen, Pauken und Cymbeln erscholl an ihren Altären, und im Wirbeltanz geiselten ihre Verehrer sich wund oder ritzten sich mit Schwertern. Das eigene Blut sollte mit Lust vergossen, die Selbstverstümmelung im Freudentaumel vollzogen werden.

Als Stadtkönig, Melkarth, riefen die Tyrier den Baal an, der wieder eines Wesens mit Moloch war, die schaffende und zerstörende Macht in sich vereinigte: unsern Herrn Melkarth-Baal von Tyrus nennt ihn eine auf Malta gefundene Inschrift. Er wirkt und waltet in der Sonne. So ist er der Baal auf Reisen, von dem Elias spricht, indem der Sonnenlauf seine Wanderungen bezeichnet. Seine Kraft entschlummert oder stirbt, wenn die Sonnenwärme im Winter abnimmt, sie wird im Frühling neugeboren, und damit das Wiedererwachen des Gottes gefeiert. Die versengende Glut der Sommersonne aber sollte von dem Scheiter

haufen kommen, auf dem er ſich ſelbſt verbrannte um die Zornes-hitze in ſich zu überwinden und mild wieder geboren zu werden. Die Säulen des Melkarth, welche die Phönizier am Ende des Mittelmeers bei Cadiz errichtet hatten, nannten die Griechen Säulen des Herakles; ihren Sonnenhelden ſahen ſie im Sonnen-gott der Semiten, und bereicherten ihre Mythen mit deſſen Thaten und Geſchick, auch mit dem freiwilligen Feuertod.

In der Dido der Karthager waren Aſchera und Aſtarte wieder zu der ſowol ſegnenden als verderblichen Himmelsherr-ſcherin verſchmolzen. In einem dunkeln Fichtenhain wurden ihr Menſchen geopfert, aber alsdann ward ſie wieder als die An-muthige, Anna, angerufen, und ihr ein heiteres Feſt der Freude bereitet. Wie der Sonnengott die Länder durchwandert und die Weltfahrten der Phönizier leitet, ſo ſah man die Wege der Göttin in den Bahnen des Mondes, und das Verſchwinden ſeines Lichts ward mit einer Trauer- und Todesfeier begangen. Im Neumond erſchien ſie wiedergeboren. Melkarth ſuchte ſie, wenn ſie verſchwunden war; er überwand ihre ſpröde Jung-fräulichkeit, und Leben und Ordnung der Welt ging aus dem Liebesbunde der beiden hervor.

Das Letzte und Höchſte war aber daß man auch ihre Ein-heit erkannte, und ſo ſuchte man darzuſtellen daß es das eine göttliche Weſen iſt das ſich in beiden offenbart, das in jeder ganz gegenwärtig nur nach einer Seite hin vornehmlich zur Er-ſcheinung kommt. Die Gottheit iſt in ihrer Einheit über den Gegenſatz der Geſchlechter hinaus; auf ſinnliche Weiſe ſtellte man dies durch Mannweiblichkeit dar. Nun dienen die Prieſter dem Gott in Frauengewändern, und die Prieſterinnen der Göttin in Männerrüſtung, ſowie Dido ſelber mit Melkarth's Bart darge-ſtellt wird, und die Sinnenluſt ihres Dienſtes in die Baals-tempel eindringt.

Eine eigenthümliche Wendung nahm der Dienſt des Herrn (Adonai) im Adonisculus der Gibliter. Es war das Aufblühen und Verwelken der Natur, das ſie mit lebendigem Mitgefühl als That und Leiden, als Tod und Wiedergeburt des Gottes feierten. In der röthlichen Farbe, die der Fluß annahm, wenn der Herbſt-regen die rothe Erde von den Bergen abſpülte, ſahen ſie das Blut des jugendſchönen Gottes den der Wildeber Moloch's am Libanon getödtet. Mit geſchorenen Köpfen und in zerriſſenen Kleidern trugen die Prieſter das Götterbild bei dem ſiebentägigen

Trauerdienſt herum, und die Weiber zerkratzten die Bruſt und ſchrien Wehe (Ailanu, Ailinu, daher die Linosklage), bis die Kunde verbreitet ward daß Adonis lebe. Im Frühling ward ihm ein rauſchendes Auferſtehungsfeſt gefeiert. Der Thamuz, von dem die Propheten reden, iſt ein anderer Name für Adonis. Die Idee des leidenden, ſterbenden, auferſtehenden Gottes hat von ſeinem Mythus aus auf die Oſiris- und Dionyſosſage der Aegypter und Hellenen eingewirkt, Adonis ſelbſt iſt als ein Geliebter der Liebesgöttin, als ein Bild der früh hinwelkenden Jahres- und Jugendblüte in die abendländiſche Dichtung übergegangen.

Wenden wir uns zu den Stämmen Kleinaſiens, ſo werden wir unter wechſelnden Namen die ſemitiſchen Grundideen wiederfinden. Nordwärts von den Höhen des Taurus hinab nach dem Schwarzen Meer hin ward die Göttin Ma verehrt; ihre Umzüge wurden mit Ausſchweifung und Selbſtzerfleiſchung gefeiert, und wie Wolluſt, Schmerz und Grauſamkeit in ſchauerlichem Bunde ſtehen, ſo war ſie zugleich die ſtreitbare Schlachtenherrſcherin, und die Tauſende von Prieſterinnen die ſich in ihren Heiligthümern als Luſtdirnen ſcharten, trugen die Mannesrüſtung; nach der Ma Amazonen genannt gaben ſie den Anſtoß zur Sage eines kriegeriſchen Weiberſtaates. In Cilicien war der Baal von Tharſus dem von Tyrus gleich. — An des Midas Namen in Phrygien hat die Mythengebärerin Hellas der Sagen viele geknüpft, hiſtoriſch iſt immer die orgiaſtiſche Tonweiſe, die dort blühte, von dort ſich verbreitete. Die große Mutter, die Königin, die Allgeberin heißt dort Kybele; aus der Muttergöttin machten die Griechen eine Göttermutter und zogen ſie in ihre Theogonie herein. Als lebenſpendende Naturkraft ward ſie im Waldesgrün verehrt, heilige kegelförmige Steine waren auch ihr Bild, und wenn die phöniziſche Göttin auf einem Löwen ſteht, ſo war es eine Geſtaltung der volksthümlichen Auffaſſung daß griechiſche Meiſter ſie darſtellten auf einem Löwen reitend oder auf einem von Löwen gezogenen Wagen. Bei Pfeifen- Trommel- und Beckenklang riß die wilde Luſt auch an ihren Feſten zur Selbverſtümmelung hin, entmannte Prieſter verſorgten ihren Dienſt, und doch war ſie zugleich die Geburtsgöttin. Agdiſtis als Weibmann, Attys als Mannweib werden mit ihr verbunden, Klage und Jubel um Attys geſellt ſich ihrem Cultus, und Plutarch ſagt daß die Phrygier annehmen ihr Gott ſchlafe im Winter und erwache im Sommer; die Paphlagonier meinten er ſei im

Winter gebunden und eingesperrt und werde im Frühling befreit; so sehen wir die Idee der Adonismythe auch hier, und dürfen mit Duncker annehmen daß auch den Phrygiern jene Auffassung nicht fremd war, welche Leben und Tod in einer Göttergestalt zusammenfaßte, aus dem Tode neues Leben hervorgehen sah und in dem Tode sogar die Bürgschaft desselben erblickte. Auch die Grundlage des Niobemythus fand Preller in einer Auffassung der Kybele, welche sie selbst trauernd darstellt, die Mutter der Erde, die kinderreiche, die jährlich im Frühling Sprossen und Halme treibt, von der Sommerglut aber sie hinwelken sieht. Die Kybele selber führt auch den Namen Ma, und an andern Orten ward die Gottheit unter dem Uebergewicht des männlichen Princips als Manes oder Men verehrt. So auch als Kriegsgott der kriegerischen Karer. Sein Doppelbeil finden wir in der Hand des Bel zu Ninive und als die Waffe der Amazonen; vielleicht daß es selber die Doppelseitigkeit dieser Wesen symbolisirte. Die große Göttin von Sardes begrüßt Sophokles als die selige die auf dem stiertödtenden Löwen sitzt, die Bergmutter, die allnährende Erde; auch ihr zu Ehren gaben sich die Töchter der Lyder in ihren schattigen Hainen preis; auch ihr aber dienten entmannte Priester. Kybele ist auch die Omphale; Omphalos nennen die Griechen eben den kegelförmigen Stein der Göttin, und als solcher steht ihr ein Gott zur Seite, bewehrt mit Pfeil und Bogen, der Sonnengott Sardon, der Löwensieger, in welchem die Griechen bald den Apollon, bald den Herakles sahen. Wenn sie aber nun gewahrten wie der Gott in ein Frauengewand gekleidet die Spindel hielt, während die Göttin Bogen, Keule und Löwenhaut anlegte, so glaubten sie nun zu wissen wohin sich Herakles als Sklave zur Sühnung des Mordes von Iphitos verkauft habe; in der That aber haben wir wieder jene sinnliche Darstellung daß in jedem Princip des göttlichen Lebens die ganze Gottheit waltet. Den löwenbändigenden Gott aber zeigen die Denkmale von Ninive als eine der Hauptgestalten, und im Sardon erkannten wir das Vorbild Sardanapal's. Der freiwillige Feuertod, durch den ein Held sich selber für das Volk zum Opfer bringt, und dadurch sich zu den Göttern erhebt, findet sich auch als karthagische That; wie der Gott überwindet der Mensch an sich selber die Macht des Todes und Verderbens, und steigt verjüngt aus den reinigenden Flammen empor. Der Adler aber war, wie Münzen von Tarsos bekunden, das Symbol

des aus dem Scheiterhaufen aufschwebenden Gottes, dem man die großen Feuerfeste weihte; er war das Symbol des phönizischen Melkarth, und assyrische Priester trugen die Adlermaske.

War eine Mannichfaltigkeit von Göttern dadurch entstanden daß das eine Göttliche im Lauf der Jahrhunderte nach verschiedenen Seiten an verschiedenen Orten aufgefaßt und dargestellt worden, so begann der denkende Geist des Priesterthums diese Gestalten zusammenzustellen; in Phönizien waren es ihrer sieben die man als die Starken, Großen unter dem Namen der Kabiren verehrte, Grundkräfte des Lebens, die sich wieder in den sieben Planeten, sieben Wochentagen offenbarten, in und über denen der Eine als der Achte waltete. Als Schutzgottheiten wurden sie am Vordertheil der Schiffe abgebildet, die zwerg- und fratzenhaften Formen scheinen sie mehr als Kinder des Einen, denn als geheimnißvolle Mächte zu veranschaulichen. Herodot nennt sie Patäken und vergleicht sie dem Ptah und seinen Kindern in Aegypten; patak heißt im Semitischen eröffnen, als Eröffner des Welteies wird der Vatergott damit bezeichnet. Das Weltei selbst war eine uralte Vorstellung der kindlichen Menschheit. Das Nachdenken der Semiten über den Ursprung der Dinge war kein frei philosophisches, sondern ein religiös mythologisches; gebunden an die Ueberlieferungen des Glaubens verknüpfte es die Gebilde desselben und kleidete seine Ahnungen und Vorstellungen dichterisch in ähnliche Gestalten. Die poetische wie die philosophische Thätigkeit ging hierin auf, und dadurch wurden die Semiten Urheber der Theogonien und Kosmogonien, der Darstellungen von den Zusammenhängen der Götter und der Welt in der Folge einer Entwickelung; die neue Forschung bestätigt Philo's Ausspruch: „Die Hellenen, welche an angeborenem Geist alle übertreffen, eigneten sich zuerst das Meiste an als wäre es ihre eigene Erfindung; dann aber schmückten sie es pomphaft aus und erfanden gefällige Mythen um die Gemüther zu bezaubern."

Wir haben die tiefsinnige Schöpfungslehre der Babylonier kennen gelernt; Eudemos überliefert von ihnen auch schon theogonische Ideen. Aus dem dunkeln Chaos, dem Urstoff, und der sich ihm als der Göttermutter gesellenden Kraft der Liebe, geht der Eingeborene hervor, eine Einheit aus der sich wieder ein Gegenstoß trennender und verbindender Kräfte erhebt, und aus diesem entspringt Bel, der selbstbewußte Gott. Es ist ein Entwickelungsproceß des Göttlichen selbst, Gott selbst erringt seine

ſelbſtbewußte Perſönlichkeit in fortſchreitender Entwickelung ſeiner eigenen Natur, ſeiner eigenen Lebensprincipien. Mehrere ähnliche Verſuche ſind von Phöniziern überliefert. Bunſen hat ſie im Buch über Aegypten ausführlich betrachtet nach Mover's und Ewald's grundlegenden Unterſuchungen. Als das Weſentliche dürfte Folgendes anzunehmen ſein. Es ſteht einmal die Zeit an der Spitze, dann folgen Nebel und Sehnſucht, der noch ungeſtaltete ungelichtete Stoff und der Drang und Wille zum Leben; ſie erzeugen die Luft und den in ihr waltenden Geiſteshauch; ſie bilden das Weltei, das nun der ſtarke, der zu Perſönlichkeit gelangte Gott ſpaltet und Oberes und Unteres, Himmel und Erde ſcheidet. Ausführlicher und ſinnvoller iſt eine zweite Faſſung. Da war der Anfang ein Wehen finſterer Luft, ein trübes abgründliches Chaos. Da ward der Geiſt (er ſchwebt auch im Anfang der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte über der dunkeln Urflut) von Liebe entzündet zu ſeinen Anfängen, den ewigen, und es entſtand eine Verflechtung und Durchdringung und hieß Sehnſucht. Aus dieſer Verflechtung des Geiſtes, der noch kein Bewußtſein von ſeiner Schöpfung hat, mit dem Urſtoff entſtand die Allmutter der Dinge, die gebärende Natur; ihr Name iſt Mokh, ſie war eiförmig gebildet, in ihr war alle Beſamung der Schöpfung und des Weltalls Anfang. Die Erde, der Himmel und die Himmelswächter gehen aus ihr hervor, Thiere und Menſchen werden durch ſie gebildet. Der Wille zum Leben kommt ſelber zum Bewußtſein indem er der Materie ſich vermählt, in die Endlichkeit eingeht und die Welt geſtaltet. Oder es gehen aus dem beſeelenden Geiſteshauch und der Urnacht Aeon (Weltalter, Zeit) und Protogonos (Erſtgeborener) hervor. Oder es iſt der Herr des Himmels als Urprincip erkannt, und der Eingeborene und die Lebensmutter ſind ſeine Kinder. Licht, Feuer, Flamme, Cherubim und Seraphim, ſind dann vermittelnde Weſen der Weltbildung; die heiligen Berge ſteigen auf; die ſiegreiche Kraft der Sonne gegen den rauhen Winter erſcheint als der Gegenſatz und Kampf zweier Brüder, der in Jakob und Eſau noch nachklingt. Iſrael, Gotteskämpfer, hieß die Frühlingsſonne den Phöniziern; die Hebräer erkannten den wahren Gotteskämpfer in ihrem Stammvater Jakob, ſein Ringen mit dem Herrn iſt ein Beten um den Segen Gottes. Endlich ſind es Himmel und Erde (Bel und Mylitta) aus deren Umarmung der Starke (El) geboren wird, den die Griechen Kronos nennen, der die bis da-

hin raſtlos und ungezügelt waltende Bildungskraft der Natur bändigt, den Himmelsgott vertreibt, entmannt, ſich der Herrſchaft bemächtigt. Daß El den Erſtgeborenen opfert, wird auch anderwärts noch erwähnt: es iſt die Hingabe des eigenen Sohns zum Heil der Welt, ſowie die Schöpfung urſprünglich als das Opfer des Unendlichen ans Endliche dargeſtellt ward, wenn Bel ſich ſelber enthauptet, daß durch ſein Blut der Menſch Vernunft und Leben gewinne, es iſt das Eingehen Gottes in Noth und Tod der Welt um beides zu überwinden.

Der ſymboliſirende mythenbildende Geiſt der Phönizier fand ſelbſt ſeine Vergötterung im Taautos, dem Thot der Aegypter; er gab den Göttern Flügel, dem El, dem höchſten Gott, deren ſechs, zwei erhobene, zwei herabhängende an den Schultern, und zwei am Haupt zum Ausdruck ſeiner Empfindung und Gedanken; ebenſo gab er ihm vier Augen, zwei offene, zwei geſchloſſene. Die phöniziſche Ueberlieferung fügt ſelbſt die Deutung hinzu: Gott ſieht ſchlafend und ſchläft wachend; er fliegt ruhend und ruht fliegend, Bewegung und Ruhe ſind eins in ihm, wie er auch in Babel ſtehend und gehend, in ſchreitender Stellung gebildet war. Taaut's Symbol iſt die ſich ringelnde Schlange, die ihr Auge im Innern des Kreiſes hat, der Geiſt als das ſehende Auge, als die Seele der Welt.

Die Stadt Harran in Meſopotamien bewahrte das ſemitiſche Heidenthum bis in das Mittelalter hinein. Gott iſt hier eins und alles, die Götter ſind die perſonificirten Kräfte des Einen, die Organe durch welche er wirkt, die Vermittler zwiſchen ihm und den Menſchen; ſichtbar erſcheinen ſie in den Planeten, deren Bedeutung und Einfluß alſo erforſcht und beachtet werden ſoll. Das Irdiſche ſympathiſirt mit dem Himmliſchen, durch irdiſche Dinge, welche Träger und Abbilder der einzelnen Geſtirne ſind, weiß der Kundige die Macht dieſer ſelbſt in Thätigkeit zu ſetzen. Und ſo ſteigt nun die Magie empor, die das geiſtige Band ergreifen will, das alle Dinge verknüpft, die jedem Weſen das Vermögen zuſchreibt anderes ſich zu verähnlichen, und die dadurch die geheimnißvollen Kräfte der Dinge entbinden und beherrſchen will. Es iſt der Zauber der Einbildungskraft welcher die Gemüther beherrſcht und ſie zum Glauben an Zauberei führt.

Das heidniſche Semitenthum des Weſtens erlangte ſeine weltgeſchichtliche Bedeutung durch die Phönizier. Sie waren es welche die Schiffahrt zuerſt ſo weit ausbildeten daß ſie durch die

Straße von Gibraltar aus dem Mittelmeer in den Ocean fuhren bis nach Britannien und Preußen hin, sie waren's die einmal glücklich um Afrika herumgelangten. Sie vermittelten den Handelsverkehr des Ostens und Westens, ihre Städte waren die Stapelplätze für die Erzeugnisse des Gewerbfleißes aus Assyrien und Babylon. Auf den Inseln Kreta, Kypros, Malta, Sardinien, an den Küsten von Griechenland, von Afrika, wo namentlich in der Mitte des Mittelmeers Karthago zu meerherrschender Macht emporstieg, und Gades am Ende desselben von Bedeutung war, gründeten sie schon im 2. Jahrtausend v. Chr. ihre Colonien, ihre Handelsstätten und zugleich ihre Tempel. Tyrus und Sidon aber waren die Mittelpunkte des Welthandels und der Völkerverbindung. Ihre Pracht und ihr Glanz strahlten bis zu den Zeiten Alexander's des Großen. Aber die Richtung auf das Schöne und Wahre um der Schönheit und Wahrheit willen fand in ihrem auf das Zweckmäßige und den irdischen Gewinn gerichteten Sinn ebenso wenig eine Stätte, als ihnen ein selbständig schöpferischer Formensinn eigen war. Dem Handelsvolk war es gemäß die assyrischen Formen zu verbreiten und mit technischer Fertigkeit nachzubilden. Dabei bewahrten sie manches Urthümliche, wie die Steinpfeiler als symbolische Götterbilder, die sie vor und in den Tempeln aufstellten; an manchen Orten, wie namentlich auf der Insel Gozzo bei Malta sind Anlagen vorhanden die es bezeugen wie sie anfänglich nicht sowol einen Tempel als Haus des Gottes bauten, sondern durch aufgeschichtete Steinblöcke einen Raum als heiligen Bezirk für religiöse Feiern umgrenzten. Um eine Straße der Mitte lagern sich rechts und links zwei Halbkreise, ein fünfter begrenzt das Ende dem Eingang gegenüber, oder durch zwei Ellipsen führt ein Weg, der in einem Halbkreis endet, in den er sich erweitert. Im Innern der Halbkreise werden Nischen durch Pfeiler gebildet, Plätze durch Stufen erhöht. Im phönizischen Küstenlande selbst sieht man noch die Spuren des in den Fels gehauenen Tempelhofs mit einer erhöhten Nische aus riesigen Steinplatten, und zwei gegeneinander über stehenden Thronsitzen. In der Nähe stehen auch noch Säulen, gegen 20 und 40 Fuß hoch bei 15—16 Fuß unterm Durchmesser, mit Bandstreifen umgürtet, oben halbkugelig abgerundet. Dürfen wir auch die sardinischen Nuraghen hierher rechnen, kegelförmige Bauten mit einem hohlen elliptischen Raum im Innern, in welchem Treppen zur Höhe führen, vielleicht Feuertempel? Oder gehören

ſie den Etruriern an? Tempelhöfe mit Baumgruppen, Fiſchteichen, Taubenbehältern waren auch auf Kypros die Hauptſache; im Hintergrunde ſteht der Tempel, wie es Münzen andeuten, mit einem höhern Mittelraum, an den ſich ſäulengetragene Seitenhallen anlehnen; kegelförmige Götterſymbole, freiſtehende Pfeiler ſind gleichfalls angedeutet.

In Sardinien hat man rohe Idole gefunden, dreiköpfige, oder drei Köpfe auf dem Boden ſtehend, oder zwei Köpfe und zwiſchen ihnen eine Figur, von verteufelter Fratzenhaftigkeit, worin ich nichts Phöniziſches entdecken kann; dagegen zeigen phöniziſche Münzen, Erzplatten und Gefäße die aſſyriſchen Formen, Götter mit dem Fiſchleib, Löwenwürger, geflügelte, auf Löwen oder Fiſchweibern ſtehende männliche und weibliche Geſtalten. Die Formen werden mitunter in ein arabeskenartiges Linienſpiel hineingeſchlungen. Es ſind die Typen die wir aus Ninive kennen. Kleine Aphroditenidole ſpäterer Zeit zeigen helleniſche Formen.

Auch die bibliſchen Berichte laſſen es erkennen daß die Phönizier mehr auf Glanz als auf Schönheit ſahen, mehr auf die Koſtbarkeit der Stoffe als die ideale Durchbildung der Formen. Ihre Prachtliebe machte die Schiffe zu ſchmuckreichen ſchwimmenden Paläſten. Ezechiel ſagt: „Die du wohneſt an den Zugängen des Meeres, Händlerin der Völker, Tyrus, im Herzen der Meere iſt deine Mark, deine Bauleute haben deine Schönheit vollkommen gemacht. Aus Cypreſſen zimmerten ſie dein Getäfel; Cedern vom Libanon nahmen ſie um die Maſtbäume zu machen; aus Eichen von Baſan ſchnitzten ſie deine Ruder, deine Bänke aus Elfenbein, gefaßt in Buchsbaumholz. Weiße Leinwand, buntgewirkte aus Aegypten breiteſt du als Wimpel aus, blauer und rother Purpur von Arabiens Küſten iſt dein Zeltdach.“

In Kleinaſien finden wir gewaltige Grabhügel und ſteingehauene Gräber. Namentlich in Phrygien iſt der Fels des Gebirges zu quadratförmiger Fläche geglättet und dieſe mit einem Giebel bekrönt, der Rand und manchmal auch die ganze Fläche mit geradlinigen Figuren oder arabeskenartigen Linienverſchlingungen verziert, die an aſſyriſche Muſter erinnern, während der abſchließende Giebel helleniſch erſcheint. Ihn finden wir auch in Lycien ſowol da wo reliefartig die Grabfaçade mit der Thür zwiſchen Eckpfeilern, ja mit ioniſchen Zwiſchenſäulen, dem Architrav und der Nachahmung runder Enden von dünnen anflagern-

den Balken der Decke aus dem Fels gemeißelt ist, als wo das ganze Grab sich frei wie ein Sarg auf hohem Untersatz erhebt, und ein gewölbter Deckel mit spitzgiebeligen Schmalseiten das Ganze abschließt. An jenen Façaden ist der Holzbau genau nachgeahmt, ein eigenthümlicher Schönheitssinn aber erst da entwickelt wo zur Zeit der griechischen Kunstblüte ihre Meister die asiatischen Typen durchbildeten. Das Semitische in den Ideen und Symbolen, das Arische in der Ausführung, in den stilvollen Formen finden wir auch in Werken der Plastik, wie wenn die Göttin von Ephesos als Artemis im ionischen Tempel steht, sie aber der Kybele gleich als die Mutter Natur aufgefaßt und danach als die Allnährende mit vielen Brüsten dargestellt wird, oder wenn die Genien, die auf dem sogenannten Harpyiendenkmal die Seelen in den Arm nehmen, als geflügelte Wesen sich aus dem eiförmigen Körper erheben und damit das im Ei verborgene, daraus sich entbindende Leben angedeutet wird, gleichsam die Seele die aus dem Bande des Leibes nun frei wie ein Vogel emporschwebt, oder wenn dort der Lebensgöttin das Ei, die Blüte, die Frucht als Symbole der Lebensstufen überreicht werden — die Ausführung aber erinnert durchaus an den griechischen Meißel. Am Harpagosdenkmal sehen wir Kampf und Belagerung in derselben Weise realistischer Illustration wie in Assyrien in dem überlieferten Stil, in der trockenen Treue in Bezug auf die Rüstungen, welche die Körper verbergen; dazwischen stehen Nereidenstatuen, die auch als hellenische Arbeit meisterhaft heißen müssen. So zeigt eben die Kunst Kleinasiens an der Grenze zweier Welten, auf einem Gebiet wo Semiten und Arier sich begegnen und durchdringen, das Gepräge beider Principien in der Art daß die Vorstellung semitisch, die Form arisch ist, daß jede Nation mit dem zahlt worin sie stark ist; Idee und Erscheinung kommen darin nicht zu harmonischer Einheit, die Idee wird nicht unmittelbar in klaren Gestalten ausgeprägt, ihre Darstellung bleibt eine symbolische, die Formen der Wirklichkeit unorganisch vermischende, aber die Ausführung dieser Vorstellungen geschieht mit einem Schönheitssinn, mit einem Maß und einer Klarheit, die hellenischer Art ist, und die Werke erlangen dadurch einen eigenthümlichen Reiz daß sie dieses Zusammenwirken zweier selbständigen Culturelemente veranschaulichen.

Ezechiel droht der Stadt Tyrus: „Ich will ein Ende machen der Menge deiner Gesänge und der Klang deiner Harfen soll

nicht mehr gehört werden.“ Jeſaias ruft ihr zu: „Nimm deine Harfe, ziehe durch die Stadt, vergeſſene Buhlerin, rühre die Saiten, ſinge deine Lieder, daß man dein gedenke!“ Die Harfe war das Tempelinſtrument der Liebesgöttin; ſie war dreieckig, nach ihrem Namen Kinnor waren die Kinyraden genannt, denen dann die Mythe wieder den ſchönen Sänger Kinyros zum Ahnherrn gab, der in Cypern als Erfinder des Wollwebens und Metallſchmelzens verehrt ward. Er ſollte die Klagelieder um Adonis zuerſt angeſtimmt haben, und ein Zug des Schmerzes ging durch die Muſik der Phönizier und miſchte ſich mit der wollüſtigen Erregung, mit dem raſenden Taumel ihrer Feſte, wo die Doppelpfeifen, Cymbeln und Pauken erklangen. Aehnlich war es bei den Phrygiern. Ihren Tonweiſen und Flöten ſchrieben die Griechen die Macht zu, Schmerz und Luſt im höchſten Maße zu erregen. Wenn der phöniziſche Melkarth den Bogen und die Leier führte wie Apollon, ſo ward von dieſem der phrygiſche Flötenſpieler Marſyas überwunden, während Midas Eſelsohren erhielt, weil er die Pfeife der Lyra vorgezogen. Die lydiſche weiche Tonart ſchmeichelte ſich dem Griechen beſſer ein, ſie erhielt Bürgerrecht, Ariſtoteles findet ſie edel genug um auch bei der Erziehung der Knaben zugelaſſen zu werden. Neben der Flöte hatten die Lydier Saiteninſtrumente. Rauſchende Muſik begleitete und leitete die öffentlichen Aufzüge der Kleinaſiaten.

Iſrael.

Das Volk Iſrael bildet geiſtig und weltgeſchichtlich den Höhepunkt des Semitenthums. Man hat es nicht mit Unrecht das Volk Gottes genannt, denn ſeine Miſſion war weſentlich eine religiöſe, und es hat dieſelbe durch Thaten und Leiden herrlich erfüllt; es hat ſeine Eigenthümlichkeit zu folgerichtiger und muſtergültiger Erſcheinung gebracht, und iſt dadurch gleich den Griechen und Römern für alle Zeit ein bleibendes Monument in der menſchheitlichen Culturentwickelung geworden. Nicht blos daß die Einheit Gottes, die urſprüngliche Anſchauung unſers Geſchlechts, gegenüber ihrer Entfaltung in den Polytheismus feſtgehalten wurde, auch die Geiſtigkeit Gottes ward gegenüber dem

Naturdienst mit voller Entschiedenheit erfaßt, und der Schöpfer und Herr der Welt ward vor allem als der Gesetzgeber für das Leben der Menschen verehrt, die sittliche Weltordnung war der Ausdruck seines Waltens, und die Erfüllung des Sittengesetzes der rechte Dienst den er verlangte. In dem Worte: „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig" ist das ethische Wesen Gottes ebenso klar ausgeprägt als die Freiheit des Menschen in der Forderung anerkannt daß er das Wesen des Geistes als dessen inneres Gesetz in sich selbständig entwickele und dadurch sich Eins wisse mit Gott. Noch aber ist das was in seiner Vollendung durch Christus Weltreligion werden sollte, das Eigenthum einzelner gottbegeisterter Männer, die ihre innere Erfahrung den Ihrigen offenbaren, und dadurch die geistigen Stammväter, die Führer, Leuker und Fortbildner der andern werden, und jeden Abfall, jedes Herabsinken so lange bekämpfen bis das Volk durch Unglück geläutert und des weltlichen Glanzes verlustig sich in dieser seiner geistigen Sendung erkennt. Der Glaube daß die Menschheit, nach dem Bilde Gottes geschaffen, durch sittliche Freiheit sich zum Reiche Gottes auf Erden gestalten soll, ist das große Erbtheil Israels, seine Errungenschaft für die Nachwelt.

Das Land Kanaan, in das Abraham mit den Seinen von Chaldäa eingewandert, das seine Nachkommen mit Aegypten vertauschten, dann aber sich wiedereroberten, bot durch einen höchst fruchtbaren milden Küstenstrich im Unterschied von dem rauhen Gebirge und der öden Wüste seinen Bewohnern gleich Aegypten den Anlaß in ernstem Nachdenken die großen Gegensätze von Leben und Tod, von gut und böse zu erwägen, und die Macht zu verehren die ihm dies Land gegeben, und deren erschreckende Gewalt in den häufig hereinbrechenden Schicksalsschlägen der Erdbeben, Ueberschwemmungen, Stürme, Seuchen und Heuschreckenschwärme sich sofort als strafende Gerechtigkeit mahnend und zur Buße rufend verkündigte, sobald einmal die Geistigkeit Gottes erfaßt war.

Das Volk, gegründet als solches durch die religiöse Wahrheit, sah sich damit als dem Herrn geheiligt an. Es zerfiel in größere und kleinere Gemeinschaften, die gleich dem Hause ihren Vorstand hatten; was Gesetz werden sollte das mußte von diesen Aeltesten berathen und genehmigt sein. Das Heilige zu wahren und zu erklären war die Aufgabe der Priester aus dem Stamme Levi; aus kriegerischen Wächtern des Heiligthums wur-

den sie friedliche Tempeldiener, Richter, Musiker, Dichter. Der Hoheprieſter ſollte ſtets rein und heiter ſein und das rechte Verhältniß des Volks zu Gott aus jeder Trübung wiederherſtellen.

Die Erhebung über die Natur in den Geiſt iſt weit entfernt von Naturverachtung; vielmehr ſind die freundlich hellen wie die dunkeln und grauenvollen Eindrücke der Außenwelt mächtig im Gemüth, und die Natur gilt für ſelbſtthätig, lebendig, man ſoll ſich hüten ſie zu ſtören in ihrem geheimnißvollen Gang. Dies urſprüngliche Gefühl lichtet ſich durch Moſes dazu daß ſie das Werk Gottes iſt und ihre unverletzlichen Rechte und Geſetze hat. Der Sinn für Reinheit und Lauterkeit zeigt ſich im Volk beſonders durch den Abſcheu vor widernatürlichen Vermiſchungen, und es liegt eine zarte Rückſicht darin daß nicht einmal das Böcklein in der Milch ſeiner Mutter gekocht werden durfte, die es ja eigentlich ernähren ſollte. Aber wie Gott über die Natur erhaben war, ſo macht das Volk aus dem alterthümlichen Frühlingsfeſt die Feier der Befreiung aus der Dienſtbarkeit, die Feier der Gründung der religiöſen Gemeinde. Und als Abraham nach ſemitiſcher Sitte das Menſchenopfer des Erſtgeborenen bringen wollte, da ward ihm in innerer Erfahrung offenbar daß Gott die Hingabe des Willens verlangt und ſich genügen läßt; ſo predigten denn die Propheten daß Gehorſam beſſer und dem Herrn gefälliger ſei als die Spende des Widderbluts und die Darbringung der Feldfrüchte.

Wie Gott als Geiſt nicht ſinnlich angeſchaut, ſondern nur gedacht wird, ſo iſt der Gedanke, der Gehalt in der hebräiſchen Kunſt das Höchſte, und die äußere Erſcheinung ihm untergeordnet. Der Hebräer betrachtet die Natur als ein Werk Gottes, und bewundert ſie weniger um ihrer ſelbſt willen, denn um die Macht und Weisheit des Schöpfers in ihr zu preiſen; er heftet darum das Auge auf die Zweckmäßigkeit der Dinge, und achtet in der Geſchichte mehr auf die leitende Hand Gottes als auf die Selbſtändigkeit und Freiheit des Menſchen, deren Leben ein Dienſt des Geſetzes ſein ſoll. Die Phantaſie ſieht Gott nicht ſowol in als über der Natur, und läßt darum ihn oder ſeine von ihm begeiſterten Helden und Propheten über die Naturordnung gebietend übergreifen, ja auch trotz derſelben das Wort des Geiſtes ſich erfüllen und der Idee im Wunder eine unmittelbare Verwirklichung geben.

Diese Erhebung über die Natur in die Freiheit und Innerlichkeit des Geistes ließ die Phantasie der Hebräer nicht in der äußern Wirklichkeit ruhen und in deren Formen dem Gedanken dauernde Gestalt geben; das plastische Vermögen blieb bei ihnen unentwickelt und mit ihm der Sinn für den architektonischen Aufbau und die Vollendung eines Kunstwerks in der völligen Durchbildung des Stoffs durch die Form. Die Einbildungskraft lebte und webte in der Gemüthswelt und arbeitete für die innere Anschauung; die Religion des Geistes führte zur Kunst des Geistes, zur Poesie, welche die Gedanken der Seele und die Bewegungen des Herzens kund thut und kühnen Schwungs dem Fluge der Vorstellungen folgt. Es ist darum nicht das plastische Epos, das sich bei den Ariern findet, sondern die musikalische Lyrik das Ergebniß der hebräischen Gemüthsstimmung und Weltauffassung; es ist die Innerlichkeit des Gemüths in seinem Verhältniß zu Gott, es ist die Weihe des Irdischen durch seine Beziehung auf das Ewige und der sittliche Gehalt wodurch diese Lyrik das religiöse Gepräge und die classische Größe für alle Zeit erhält. Sie ist hymnisch in dem Preise Gottes, für den sie alle Pracht und Fülle der Natur verwerthet, sie ist didaktisch insofern es ihr weniger um die Schönheit als um die Wahrheit, um das Heil der Seele, um die Erbauung des Gemüths zu thun ist. In ihrer Erhabenheit herrlich und in ihrer Geistigkeit unbekümmert um die äußere Erscheinung findet sie eine eigenthümliche Form, indem sie unbefangen nur nach dem Höchsten trachtet.

Der Ausdruck des Gedankens im Wort wird künstlerisch durch die Bildlichkeit, diese Plastik der Sprache, und durch das musikalische Element des Verses. Die hebräische Phantasie heftet sich nun nicht an die Dinge um die Wirklichkeit in ihrem objectiven Zusammenhange und jedes Besondere in seiner sichtbaren Gestalt darzustellen, sondern die Welt hat ihr nur Werth inwiefern sie die Empfindungen der Seele erregt, die sich über sie zu Gott erhebt, oder inwiefern die Gegenstände zur Veranschaulichung der innern Stimmung dienen, und daher geht die Phantasie von den Gemüthsbewegungen aus und folgt deren Erschütterungen, deren Verlauf; die Freiheit des Gedankens herrscht, und wie die Vorstellungen einander hervorrufen, eilt die Darstellung ihnen nach und schwebt raschen Flugs von einer zur andern; blitzartig werden die Dinge beleuchtet, und jeder Gegenstand der gerade vor der Einbildungskraft steht, tritt hell hervor, aber sofort einem

andern weichend verſinkt er wieder ins Dunkel; der Dichter ſchaltet mit der Natur gleich dem Herrn, vor dem die Berge und Hügel hüpfen wie junge Lämmer, die Felſen zu Seen und die Steine zu Quellen werden, vor deſſen Athem der Menſch wie eine Blume wächſt und welkt, und die Völker wie Staub im Winde bewegt werden. Der Affect des Gemüths ſchafft ſich dadurch einen ergreifenden Ausdruck, und die Dichtung wird zum Gewitter, das ſein Licht und ſeinen Segen im Geleit des erſchreckenden Donners plötzlich und ſchlagartig entbindet. Die hebräiſche Poeſie iſt dabei groß durch ihre Intenſität: ſie ergreift auch das Innere, die Seele der Dinge, und weiß den Zug in der Erſcheinung prägnant hervorzuheben der das Weſen am ausdrücklichſten bezeichnet, das Wort zu finden das den Begriff der Sache ſofort und mit ſchlagender Gewalt angibt. Aber kein Bild wird um ſeiner ſelbſt willen ausgeführt, vielmehr fliegt die Empfindung, als ob ſie ſich nicht genug thun könnte, von einem zum andern, und die Metapher die im Zeitwort liegt, iſt oft ſchon eine andere als die der Zuſammenhang mit dem Hauptwort erwarten ließ. Die Waſſer des Euphrat ſind der aſſyriſche König; er überflutet Juda bis an den Hals. Da iſt das Land zum Weibe perſonificirt; aber das wird vergeſſen ſammt der Flut, und die Ausdehnung ſeiner Flügel erfüllt die Weite des Landes. Ein andermal iſt der Feind eine Geiſel und ſie überſchwemmt das Land. Es keimt auf ein Sproß vom Stamme Iſai's und ſteht da, ein Panier der Völker. Dies Ineinander von Sache, Bild, Gedanke, Gleichniß und Wirklichkeit findet ſich hochpoetiſch und wunderbar bei Jeſaias. Samarien, der Schmuck Ephraim's, liegt wie ein Kranz auf dem Berge, der aus dem fruchtbaren Thal aufſteigt; aber auch der Trunkene bekränzt ſich gern, und da die Großen von Ephraim immer trunken ſind, ſo miſcht ſich von Anfang bis Ende beides durcheinander. Der Kranz auf dem Haupt des Trunkenen ſchwankt, und die Blumen Ephraims welken; beiderlei Kranz kann alſo leicht abgeriſſen werden, und der es thun wird iſt ſchon bereit, ein Hagelſturm der die Kränze zerſtört, der König der Aſſyrer, der Samarien verſchlingen wird wie eine Frühfeige. Aber der Tag des Verderbens iſt der Anbruch des Heils, Gott wird ſelbſt der Schmuck und Siegeskranz für den Reſt ſeines Volks. Die Stelle lautet: „O ſtolze Krone der Trunkenen Ephraims und welke Blume ſeines hehren Schmucks, du auf dem Haupte des fetten Thals, der

Weinbetäubten: sieh einen Starken und Gewaltigen hat der Herr, einen zerschmetternden Sturm wie Hagelwetter, wie eine Flut überschwemmender Wasser, der sie zur Erde wirft mit der Faust! Mit Füßen wird sie zertreten werden die stolze Krone der Trunkenen Ephraims, und die welkende Blume seines hehren Schmucks ward wie eine Frühfeige vor der Ernte, die wer sie sieht, verschlingt. An jenem Tage wird Jahve der Heere zur schmückenden Krone und zum hehren Kranz für den Rest seines Volks, und zum Geist des Rechts dem der da sitzt zu Gericht, und zur Kraft denen die einen Krieg zurücktreiben zum Thore hin."

Auch die musikalische Form der Poesie, der Vers, trägt den Charakter vorwiegender Geistigkeit; der Rhythmus des Gedankens beherrscht und bildet ihn, der Tonfall der Worte ist untergeordnet; der auf den Gedanken gerichtete Sinn des Dichters gliedert ihn und stellt Satz und Gegensatz, Grund und Folge einander entsprechend hin; aber dieser Parallelismus der Sätze wird nicht in ähnlicher Weise auch mit der regelmäßigen Wiederkehr eines Versmaßes verbunden, nicht durch den Gleichklang der Worte in der Alliteration und im Echo des Reims dem Ohre vernehmlich gemacht. Es kommen die letztern vor, aber sie stellen wie zufällig sich ein, der Drang der Natur nach ihnen wird vom künstlerischen Bewußtsein nicht aufgenommen, sie werden nicht eine Aufgabe für die formende Kraft des Dichters. Die Bewegung des Lebens vollzieht sich im Geist wie in der Natur durch einen Wechsel von Spannung und Lösung, von Heben und Senken, von Ein- und Ausathmen; der Rhythmus läßt die Beziehung, das Ineinanderwirken, das Sichentsprechen der aufstrebenden und abwärts gehenden Welle deutlich werden und macht das Gesetz in Wechsel kund. Der hebräische Vers hat den Auf- und Abschwung des Gedankens in der ersten und zweiten Hälfte und wird durch den Einklang dieser Doppelbewegung gebildet; aber die Sprache hat den Reichthum der Vocalbetonung verloren, der rechte Unterschied der Längen und Kürzen mangelt ihr, sie ist für ein Silbenmetrum ungeschickt, und darum werden in der Regel nur durch die Energie der Aussprache in jeder Vershälfte zwei Worte accentuirt und damit als wesentlich hervorgehoben. Auch hier überragt also das Innere das Aeußere, das Geistige die Lautform, während in der griechischen Poesie die Leiblichkeit der Sprache kunstvoll gestaltet ist und das schöne Aeußere das Innere und Geistige überdeckt. Der Sinn aber, der sich im

ersten Vers ergossen hat, sammelt sich von neuem zu einem zweiten, um dem Bilde ein Gegenbild zu geben, um in einer frischen Wendung das Gesagte mehrmals zu betrachten und es zu erschöpfen, oder die im Hörer erweckte Stimmung durch Verstärkung und Erweiterung des Gesagten zu befestigen:

Höre, mein Sohn, deines Vaters Weisung,
Stoße der Mutter Lehre nicht zurück.

Oder ein reicherer Gedanke wird durch zwei Verse entfaltet, und zwei andere geben ihm den Widerhall:

In der Drangsal ruf' ich Jahve,
Klage laut zu meinem Gott;
Er in seinem Palast hört mich rufen,
Meine Klage dringt in sein Ohr.

Oder zwei Vorstellungen eines ersten Verses finden in zwei sich anschließenden Versen ihre Ausführung:

Vom Blut der Erschlagenen, vom Fett der Helden
Hat Jonathan's Bogen sich nicht zurückgewandt
Und kehrte Saul's Schwert nicht heim umsonst.

Ewald unterscheidet noch den gnomischen oder Spruchrhythmus, der schlechthin gleichmäßig und ruhig zwei Glieder als Hebung und Senkung nebeneinander stellt, von dem lyrischen Rhythmus, der in stürmischer Bewegung und leidenschaftlicher Stimmung einen unregelmäßigen Gliederbau hervorbringt; beide Arten greifen in einem und demselben Liede nach Maßgabe des Inhalts ineinander ein. Immer aber wird durch den Parallelismus der Inhalt sogleich als ein bedeutungsvoller und beziehungsreicher angekündigt, der sich in wiederholtem Ausdruck dem Gemüth einprägen soll, und Rosenkranz bringt den feierlichen Ton der hebräischen Poesie damit in Verbindung: die Himmel sollen der Rede horchen und die Erde dem Worte lauschen.

Wie aber der Inhalt eines Gedichts in mehrere Gedankenmassen sich gliedert, so fügen sich auch Gruppen zusammen, deren jede eine neue Wendung des Gedankens, eine Strophe bezeichnet. Der strophische Bau herrscht in der hebräischen Lyrik namentlich im Liede. Wie die Griechen Satz, Gegensatz und abschließende Vermittelung in Strophe, Gegenstrophe und Epode zur Anschauung brachten, so findet sich bald eine derartige Gliederung, bald eine andere Abtheilung nach Maßgabe des zu entfaltenden

Sinnes; aber es gilt hier kein feſtes Geſetz, und eine Wiederkehr der gleichen Verſe und des Tonfalls iſt nicht vorhanden, nur eine ungefähre Aehnlichkeit der einander entſprechenden Theile wird angeſtrebt. Mitunter ſtellt dann ein und derſelbe Grundgedanke als das Ziel des Gedichts ſich refrainartig am Schluß mehrerer Strophen ein. Eine ſpätere Kunſtſpielerei ſind die alphabetiſchen Lieder; das Erlöſchen der dichteriſchen Kraft greift auch hier nach dem äußerlichen Reiz einer mühſamen Form, als ob man in ihrem Zwang einen Halt für die verfallende Poeſie finden könne: man läßt 22 Verſe oder Versgruppen mit den nacheinander folgenden Buchſtaben des Alphabets anfangen. Urſprünglich waren dagegen die Lieder volksthümlich kurz, und der allgemeingültige Inhalt, der Herzensantheil an ihm führte zum Zuſammenſingen, zur Begleitung mit Reigentanz, wie jene alterthümlichen Sprüche vom Uebergang übers Rothe Meer oder von David's Kriegsthaten, in denen Ernſt Meier auch den Reimklang hervorhebt:

Singet dem Herrn, weil er hoch und her,
Roſſe und Wagen warf er ins Meer.

Saul erſchlug tauſend Mann,
David erſchlug zehntauſend ſodann.

Lyrik alſo, ſubjective Poeſie iſt der Grundton des Hebräerthums auf dem Gebiet der Kunſt; ſie begleitet es von ſeinen Urſprüngen an, und die Pſalmen geben uns nicht ſowol die Gefühlsergüſſe und Bekenntniſſe eines einzelnen königlichen Dichters, als die Herzens- und Geiſtesgeſchichte eines prieſterlichen Volks im Lauf vieler Jahrhunderte. Und im gewaltigen Ausdruck des Gottvertrauens wie des Sündenſchmerzes und der Sehnſucht nach Verſöhnung, in der Anerkennung des ewigen Grundes und Zieles von allem Zeitlichen ſind ſie ein Muſter religiöſer Poeſie, das in ſeiner claſſiſchen Größe für immer daſteht und durch die Jahrtauſende ſeine gemütherſchütternde wie ſeine troſtverleihende Kraft und Herrlichkeit bewährt hat und bewähren wird.

An der Spitze des Hebräerthums ſteht Abraham. Ihm ward durch innere Erfahrung, in der Stimme des Gewiſſens der geiſtige Gott offenbar, und in ſeinem Gehorſam ſchied er ſich von den andern Semiten, vom Natur- und Molochsdienſt, und ſo mochte er in der eigenen großen Seele vorempfinden daß in dieſem ſeinem Erkennen und Leben einſt alle Völker ſollten ge-

ſegnet werden. Der geiſtige Gott, das Sittengeſetz ſind allgemein anerkannt, und ſo konnte Chriſtus ſagen: „Abraham ſah meinen Tag und freute ſich in ihm.“ „Mit Abraham“, ſagt Bunſen, „fängt die neue Geſchichte an, die Geſchichte ſittlicher Perſönlichkeiten und ihrer Wirkungen. Sein gewiſſenhafter Glaube an die ſittliche Weltordnung und das aus ihm entwickelte Gottesbewußtſein hat die Welt umgeſchaffen.“ — Sein nächſter Fortſetzer war Moſes. Der rettete das Volk aus der ägyptiſchen Knechtſchaft, die es durch den Gegenſatz zum Selbſtbewußtſein, durch den Druck zum Kampf für den einen geiſtigen Gott brachte. Es war eine religiöſe Revolution in welcher Moſes, erwachſen in ägyptiſcher Bildung, aber ſeinem Volk und deſſen Ueberlieferung getreu, es hinausführte in die Wüſte um ihm das Geſetz des Geiſtes als das göttliche zu verkünden. Wie Abraham war er Prophet: er lebte in der Gewißheit Gottes und fühlte deſſen Walten in der eigenen Bruſt; in den Wahrheiten die ihm in der Tiefe ſeines Weſens durch die Hingabe ſeines felſenfeſten Willens an die Religion offenbar wurden, vernahm er die Stimme Gottes, und ſie redete durch ihn zum Volk. Mit unmittelbarer Gewalt leuchtete der Gedanke in ihm auf: „vor dem ägyptiſchen Bilderdienſt kein Heil als in der Verehrung des einen geiſtigen Gottes, vor der Knechtſchaft keine Rettung als im Gehorſam des himmliſchen Herrn.“ Und wie dieſer Gedanke das Volk entzündet hat, und wie es nun aufbricht die alte Heimat wieder zu ſuchen, und ein unerwartetes Naturereigniß die Verfolger unter den Fluten des Rothen Meeres begräbt, müſſen ſie darin nicht die helfende Hand Gottes erkennen und von der froheſten Zuverſicht auf ſein Walten und Führen ergriffen werden, und dürfen nicht auch wir in dem Zuſammentreffen der Naturordnung mit dem Gang der Geſchichte eine beides verbindende Vorſehung erkennen? Mit Recht ſagt Ewald daß das Ereigniß dadurch bedeutend ward weil im Volksgemüth die edelſten und fruchtbarſten idealen Keime gelegt waren und durch jenes zur Entfaltung kommen konnten. „Das gerade iſt die jetzt ſchnell erreichte Höhe dieſer Geſchichte daß das ganze Volk nun auch wie mit äußerer Gewalt und ſichtbaren Beweiſen den wahren geiſtigen Gott als den rechten Herrn und Erlöſer erkennt, und ſo ein ungemeſſener freudiger Muth ſich bildet ihn weiter nach ſeinen Wahrheiten und Geſetzen kennen zu lernen, ferner von ihm allein ſich führen zu laſſen und auch das Schwerſte unter ſolcher Leitung zu wagen.

Sonnenblicke dieſer Art ſind ſelten in der Geſchichte der Erde, noch ſeltener in der einzelner Völker, und bei jenem uralten Ereigniſſe verläßt uns die vollſtändigere Erinnerung nur zu ſehr: doch ſelbſt der Tag bei Marathon und der bei Salamis kann nicht ſo herrlich der Erde erglänzt und kein ſolches Licht auf ihr angezündet haben als dieſer, den man den rechten Tauftag der wahren Gemeinde nennen könnte."

Nicht darin liegt der Monotheismus, bemerken wir hier mit Steinthal, daß die Vorſtellung der Zahl Eins mit der Idee Gottes aſſociirt werde, ſondern der eine Gott iſt nur der geiſtige Gott, der heilige und barmherzige, dem wir durch unſern Willen ähnlich werden ſollen. Nicht das iſt Monotheismus daß Jehovah zugleich Indra und Vritra iſt, daß er allein thut was die Götter unter ſich vertheilen, ſondern daß er etwas ganz anderes thut als dieſe, daß er im Unwetter nicht einen Drachen bekämpft, ſondern aus Donner und Blitz der Menſchheit jene zehn Worte verkündet welche die ewigen Grundſäulen aller ſittlich menſchlichen Gemeinſchaft ſind. Zu dieſem Monotheismus führte kein Inſtinct, kein Spiel der Einbildungkraft, ihn vermochte nur der in ſich geſammelte Geiſt und Wille zu erfaſſen, und eine Reihe großer prophetiſcher Perſönlichkeiten hat ihn im Lauf der Jahrhunderte ausgebildet.

Daß Gott, das wahre Sein, der Lebendige, das ewige Ich, den Menſchen, nach ſeinem Bilde geſchaffen, ſtrafend und liebend leite, daß der Menſch in dem Dienſte Gottes, in der Erfüllung des Sittengeſetzes Heil finde, dies ward von Moſes als ein Bund Jahve's mit ſeinem Volke dargeſtellt, und damit durch ihn eine allgemeingültige Wahrheit in die Weltgeſchichte eingeführt, und zugleich zur innerſten Seele, zur treibenden Geiſteskraft eines Volks gemacht. Das war eine Kriegserklärung gegen den Symbolismus, der über der Anbetung des Zeichens und Bildes den Sinn vergißt, und daß kein Rückfall geſchehe ward verboten von Jahve ein Bildniß zu machen; was die Kunſt durch dieſe nothwendige Erhebung über das Sinnliche auch momentan auf dem Gebiet der Plaſtik oder Malerei verlor, das gewann ſie doppelt wieder in der Poeſie und in der Geſchichtsbetrachtung, und durch die Einſicht daß nicht Roß noch Wagen, ſondern allein Jahve retten könne und retten werde. Im Gegenſatz zu den weltlichen Reichen war er der König Iſraels, und Moſes ſein Werkzeug durch die Größe der eigenen Natur und durch die Zuſtimmung

des Volks. Auch in der Stiftung des Sabbats, des Tages der Ruhe von irdiſcher Arbeit oder Sorge und der Erbauung des Gemüths in dem Gedanken an das Ewige, wirkt Moſes für alle Zeiten fort. Und wie er den Kampf mit den Rückfälligen ebenſo gewaltig als milde führt, wie er auf der Wanderung durch die Wüſte das Volk erzieht und ihm den Stempel ſeines Geiſtes aufdrückt, wie er nicht blos das Antlitz Gottes in der ſittlichen Weltordnung ſchaut und dem Pfade des Herrn in der Geſchichte nachſinnt, ſondern was ihm offenbar geworden auch durch die That zu verwirklichen weiß, ein Bürger unter Bürgern und zugleich ein Kriegsheld, Prophet und Geſetzgeber, das macht ihn zu einer der erhabenſten Geſtalten die je auf Erden gewandelt, und die in der Phantaſie des Volks nicht ſowol eine Verherrlichung als den poetiſchen Ausdruck für ihre Bedeutung durch die an ſie geknüpften Wundererzählungen gefunden hat.

Durch Joſua gelangte dann die Gemeinde zu einem Vaterland, und während die höhern religiöſen Gedanken ſich in einem geſicherten Volksthum entwickelten, hatte ſich die Kraft der Iſraeliten im Kampf mit den Kananitern und Philiſtern ſittlich wie phyſiſch zu bewähren. Die Volkslieder dieſer Zeit gehen gleich den ſpätern arabiſchen aus der Begebenheit ſelber hervor, werden von den Thatſachen getragen und ſchildern in einfachem Realismus die Stimmung der Handelnden oder den Eindruck der Ereigniſſe. Aus der dichteriſchen Sprache ging dann manches in die proſaiſche Erzählung über, z. B. daß die Mauern fallen wenn Joſua Sturm blaſen läßt; oder er ruft in der Schlacht da der Tag ſich zu neigen beginnt:

O Sonne ſtehe ſtill zu Gibeon
Und du Mond im Thale Ajalon!

Und die Sonne ging nicht unter, der Mond nicht auf bevor Iſrael ſich an ſeinen Feinden gerächt hatte, — der Kampf wurde noch vor Einbruch der Nacht entſchieden, ohne eine Unterbrechung des Naturverlaufs, durch Heldenmuth und Glaubensbegeiſterung. Volkslieder der Jagd, der Ernte, des Weins, der Liebe werden in ſpätern Schriften erwähnt oder klingen in ihnen nach; der Adel der weiblichen Seele, die Keuſchheit und Treue wird neben der Wohlgeſtalt des Leibes und der Anmuth früh geprieſen.

Zugleich erheben ſich einzelne Dichter und Dichterinnen zu küh-

nerm Schwung, zu kunstvollerer Gestaltung. So um 1300 v. Chr. Deborah in ihrem Siegeslied. Das Volk zieht muthig und willig in die Schlacht, und Jahve kommt im Gewitter ihm zu Hülfe. Es hatte schlimm gestanden im Lande, da hatte das Volk neue Richter erwählt, und ist ausgezogen zum Kampf. Die Schlacht wird lebendig berichtet und daran Sisera's Tod durch die Hand eines Weibes in anschaulicher Schilderung geknüpft, und seiner Mutter gedacht wie sie des Ausbleibenden harrt, wie die Fürstinnen sie trösten daß er Beute vertheile, während er selbst die Beute des Todes ist. Dazwischen schlingt sich bald die Aufforderung zum Preise Gottes, bald dieser Preis selbst, wodurch der Grundton des weltlichen Gesangs zugleich ein religiöser wird. Das Ganze ist ein mit aller Frische der Empfindung kunstvoll zur Siegesfeier ausgeführtes Gedicht, eins der ältesten Denkmale der Literatur und der Geschichte.

Die Thaten Simson's, die Sagen von der Stärke des gewaltigen und frohmüthigen Recken, sind von der Volksphantasie zu zwölf zusammenhängenden Abenteuern mit heiterm Humor ausgebildet und zu dem tragisch erschütternden Schluß geführt. Wenn sie an die Heraklessage anklingen, so mögen wir bedenken daß diese selbst ihre Wurzeln zu einem großen Theil bei den Phöniziern hat, also die alte Stammverwandtschaft der Hebräer mit ihnen hervorblickt, und die Erinnerung an ursprünglich gemeinsame Naturmythen vom Sonnengott wie bei dem deutschen Siegfried auf einen Helden übertragen und zum Schmuck desselben geworden sind. Die Lust an Räthselspielen begegnet uns auch hier; Fabeln und Sprüche gehören gleichfalls dieser Zeit schon an. Simson als Löwensieger bezwingt das Symbol der sommerlichen Sonnenglut, wie er sie erzeugt wenn er Füchse mit brennenden Schwänzen in die Getreidefelder sendet; er zieht sich nach dem Siege zurück wie der Sonnengott im Winter; seine Kraft liegt in seinen Haaren wie die der Sonne in ihren Strahlen. Nachdem man erkannt daß Jahve die Sonne geschaffen, die Bahn ihr angewiesen, wurden die mythischen Erzählungen der Vorzeit auch in Israel wie in Deutschland nach der Bekehrung zum Christenthum auf Volkshelden übertragen. Selbst in den wunderbaren Geschichten des Moses sucht Steinthal Nachklänge der Sonnenmythen aufzuzeigen.

Am Ende der Richterperiode steht Samuel's priesterlich prophetische Gestalt, und nachdem zwischen ihm und Saul der Kampf

der geiſtlichen und weltlichen Macht gekämpft worden, tritt David auf, der König der beide vereint und das Reich zu hoher Blüte bringt, groß als Held und Staatsmann, groß in ſeinen ſittlichen Gemüthskämpfen, ſeiner die Schuld ſühnenden Buße, ſeinem Gottvertrauen, ein Sohn des Volks, ein liederkundiger Hirtenknabe, der nun in der Poeſie für die Folgezeit den Ton angibt, ſodaß die Pſalmen zum großen Theil an ſeinen Namen geknüpft wurden. Auch darin vergleicht er ſich Karl dem Großen daß er die Ehrenlieder der Vorzeit zum Lob der Braven ſammeln ließ. In rührender Klage und doch mit heldiſcher Energie ſang David ſeinen Schmerz bei Saul's und Jonathan's Tod. Man ſoll es auswärts nicht verkündigen wie Iſraels Zierde erſchlagen liegt, daß ſich die Töchter der Feinde nicht erfreuen. Kein Thau noch Regen ſoll auf Gilboas Berge träufen, wohin der Schild des Heldenkönigs geworfen ward. Saul und Jonathan wie ſie ſich liebten ſolange ſie lebten, auch im Tode haben ſie ſich nicht getrennt. Mehr denn Adler waren ſie ſchnell, mehr denn Löwen waren ſie ſtark. Vor allem aber iſt dem Dichter weh um ſeinen Freund Jonathan, deſſen Liebe wunderbar zu ihm war, mehr denn Frauenliebe. — Ein anderes Lied, bei der Einführung der Bundeslade in Jeruſalem geſungen, heißt die Thore weit aufthun, daß der König der Ehren einziehe, der Herrſcher der Heerſcharen, der Herr, der Starke, der Held im Krieg. — Dann begegnen uns herrliche Naturſchilderungen, aber keinerlei müßige Beſchreibung, ſondern das überquellende Gefühl ergießt ſich in ihnen, und der Gedanke ſchwingt ſich an ihnen zu Gott empor. Es iſt Jahve's Stimme die im Gewitter erſchallt, wo ſie Feuerflammen ſprüht, und die Wüſte erzittert; vor ihr brechen die Cedern und die Berge hüpfen wie junge Büffel; ihr Hall iſt in Kraft und Pracht; ſie gibt Stärke dem Volk und ſegnet das Volk mit Heil. Wie ſchön iſt die Sonne in einem andern Pſalm perſonificirt, dem Helden, dem Bräutigam gleich:

Der Himmel verkündet die Herrlichkeit Gottes,
Seiner Hände Werk preiſt das Gewölbe,
Der Tag erzählt dem Tag die Kunde,
Die Nacht vertraut die Sage der Nacht.

Keine Sage iſt's und keine Kunde
Deren Schall man nicht vernähme, —
Durch die ganze Erde geht aus ihr Hall,

Am Ende der Welt tönt ihr Ruf,
Dort wo ihr Zelt die Sonne hat.

Und ſie tritt wie ein Bräutigam aus der Kammer,
Freut ſich wie ein Held zu laufen die Bahn,
Am Ende des Himmels iſt ihr Aufgang,
Sie zieht ihren Kreis zum andern Ende,
Und es birgt ſich nichts vor ihrer Glut.

Wenn der Dichter die Größe Gottes in den Wundern der Welt anſchaut, dann fragt er wol: Was iſt der Menſch daß ſeiner du gedenkſt, und des Menſchen Sohn daß ſeiner du dich annimmſt? Und er fühlt den Schmerz der Sünde tief in ſeinem Herzen, er klagt ſeine Unwürdigkeit vor Gott, und erkennt in ſeiner Noth, ſeiner Drangſal eine Strafe ſeiner Schuld. Von den Wogen des Todes umringt, von den Banden des Verderbens umſtrickt ruft er zu ſeinem Gott; heilig halten will er ſein Recht, ſo hofft er auf ſeine Hülfe, daß er ihm ſei Fels, Hort und Erretter.

Mit urſprünglicher Gewalt, mit aufquellender Begeiſterung, mit ſchöpferiſcher Fülle hat David den Ton angeſchlagen, der nun die Jahrhunderte fort erklingt. Allmählich kommt mehr Betrachtung an die Stelle der leidenſchaftlichen Erregung, und neben dem Gefühlserguß des einzelnen im Drange der Ereigniſſe tritt das für den Tempeldienſt der Gemeinde Gedichtete.

David war Held und Sänger, ſein Sohn Salomo war ein König des Friedens, prachtliebend, der Erbauer des Tempels. Die Juden waren ein mächtiges Volk geworden, ſie traten in den Verkehr der alten Welt ein, ihr Blick erweiterte ſich über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, und in der Ruhe des Friedens entfaltete ſich der Trieb nach Erkenntniß und Weisheit. Der Geiſt vertiefte ſich nicht mehr blos mit religiöſer Innigkeit in ſich ſelbſt, er begann auch über die Dinge in der Welt, über den Zuſammenhang der Geſchichte und die Geſchicke der Völker nachzudenken. So entſteht die Geſchichtſchreibung und die Philoſophie, dieſe letztere jedoch nicht in der wiſſenſchaftlichen Form des dialektiſchen Beweiſes, ſondern im unmittelbaren Ausſpruch der erkannten Wahrheit. Sie ergreift das Gemüth, ſie wird mit dem Zauber des Verſes bekleidet und wie zur Beſtätigung durch die äußere Wirklichkeit gern durch ein Bild veranſchaulicht. Hier ſteht wieder der König voran. Seine Weisheit zeigte ſich in ſinnigen Richterſprüchen, durch die er das verborgene Recht zu fin-

den wußte, wie in den Räthſelſpielen, in welchen die Königin von Saba ſich mit ihm verſuchte. Er war der erſte aller naturwiſſenſchaftlichen Schriftſteller, wenn er über die Bäume ſchrieb von der Ceder auf dem Libanon bis zum Yſop der an der Wand ſproßt. Er gab dem Volksſprichwort ſeine künſtleriſche Ausbildung, und die Spruchweisheit der Hebräer ward dadurch an ſeinen Namen geknüpft, auch das Spätere ihm in den Sammlungen zugewieſen. Zur religiöſen Wahrheit geſellte ſich jetzt der Reichthum von Lebenserfahrungen und der ſcharfe Blick für das Wirkliche, und der Geiſt des Judenthums ſchuf danach ſeine Gedankendichtung. Wie wir die Urpoeſie und Urphiloſophie der Menſchheit in der Prägung und Bildung der Worte zum Ausdruck des Gedankens erkannten, ſo verknüpft auch das Sprichwort Sinn und Bild unmittelbar: eine beſondere Thatſache wird ausgeſprochen als die Trägerin einer allgemeingültigen Wahrheit, die Idee bleibt an das Factum geknüpft das ſie im Geiſt geweckt hat. „Kein Baum fällt auf den erſten Hieb" ſagt man um auszudrücken daß jedes größere Unternehmen fortgeſetzte und angeſtrengte Thätigkeit erfordert. Dieſe Verſchmelzung des Realen und Idealen eignet der Spruchdichter ſich an, und reiht gern mehrere Sprüche wie Perlen an dem Faden des gemeinſamen zuſammenhaltenden Gedankens aneinander, ohne ſie gerade logiſch zu verketten oder zu entwickeln. Den Hebräern kommt dabei die Form ihres Parallelismus zu ſtatten, und gern heben ſie den Sinn des im erſten Vers aufgeſtellten Bildes im zweiten Vers durch die eigentliche Rede hervor, z. B.:

Eiſen an Eiſen macht man ſcharf,
Und einer ſchärft den Blick des andern.

Oder man gibt ein Gleichniß:

Eine laufende Dachtraufe am Regentage
Und ein zänkiſches Weib ſind ſich gleich.

Oder man fügt zum Satz einen Gegenſatz:

Des Gerechten Mund iſt ein Quell des Lebens,
Doch der Frevler Mund verbirgt Gewaltthat.

Tief Gewäſſer iſt der Rath im Herzen des Mannes,
Doch ein kluger Mann ſchöpft ihn heraus.

Die Väter aßen ſaure Trauben,
Und der Kinder Zähne wurden ſtumpf davon.

An Salomo's Namen knüpft sich ein anderes herrliches Werk, die duftigste Blüte weltlicher Lyrik aus Nordpalästina im 9. Jahrhundert v. Chr., das Hohelied. Es ist keine bloße Sammlung der ältesten und schönsten Volkslieder von Lieb und Treu, wie Herder wollte, als er das richtige Verständniß gegen die allegorisirenden Ausleger anbahnte und die eigenthümliche Schönheit orientalischer Poesie verständnißinnig erschloß; ebenso wenig ein Drama, wie Ewald behauptete, als er den leitenden Faden der Einheit und fortschreitenden Entwickelung richtig erfaßte; sondern ähnlich der Gitagowinda der Indier und so manchem Blütenstrauße neuerer Dichter die Darstellung einer Herzensgeschichte auf echt lyrische Weise in der Art daß die Stimmung der aufeinander folgenden Situationen bald im Einzel- und bald im Wechselgesang ausgesprochen wird. Alles ist in die Gegenwart gerückt, alles im Ton unmittelbarer Empfindung dargestellt, die Handlung dadurch sprungweise angedeutet, die Natur des Volksliedes künstlerisch durchgebildet, in der Composition ein reiches Ganzes hervorgebracht. Ein Sehnsuchtsruf Sulamit's nach ihrem Hirtengeliebten eröffnet die Dichtung. Der hatte sie aufgefordert bei der Ankunft des Frühlings zu lustwandeln, die Brüder aber hießen sie des Weinbergs hüten. Dort ergeht sie sich und begegnet dem König Salomo und seinem Reisegefolge; sie wird nach einem nahen Lustschloß mitgenommen um dem Harem eingereiht zu werden. Salomo wirbt nun um ihre Liebe, er preist ihre Schönheit und der Chor der Frauen singt von dem Glück das ihr bevorstehe; aber ihr Herz schlägt nur dem entfernten Geliebten, sie vergegenwärtigt sich die seligen Stunden in seiner Nähe und lehnt damit des Königs Anträge ab. Sie wird endlich freigegeben und ihr Geliebter kommt sie zu holen. Das Gedicht ist ein Triumphgesang reiner und treuer Liebe. Mag Salomo's Stimme wollüstig schmachtend girren:

Deine zwei Brüste sind wie ein Pärchen
Von Zwillingsgazellen unter Lilien weidend.
Bevor noch weht die Abendkühle und die Schatten verschwinden
Möchte ich gehen zum Myrrhenberge und zum Hügel des Weihrauchs;

wie Posaunenton erklingt das herrliche Wort:

Stark wie der Tod ist die Liebe,
Fest wie die Hölle hält heiße Minne.
Ihre Gluten sind Feuergluten,
Eine Gottesflamme.

Waſſerwogen löſchen die Liebe nicht,
Ströme fluten ſie nicht hinweg.
Böte einer all ſeine Habe um die Liebe,
Hohn und Verachtung würde ihm nur.

Die bald ſtolzen und geſuchten, bald üppigen Bilder die Salomo braucht um Sulamit's Schönheit zu feiern und ihre Gunſt zu gewinnen, ſtehen in charakteriſtiſchem Gegenſatz zu den holdſeligen Naturlauten, in welchen Sulamit ſelbſt oder in ihrer Erinnerung der Hirt von Weh und Wonne der Liebe ſingt. Dabei wird namentlich das Pflanzenleben mit ſeinen Blüten und Früchten hereingezogen um zu einer ſymboliſchen Sprache der Liebe zu dienen. E. Meier erinnert daran wie es der Liebe eigen ſei alles auf den geliebten Gegenſtand zu beziehen, ihn in allem zu finden. In Bezug auf die Compoſition iſt auch ihm manches minder deutlich oder allzu ſprunghaft, man empfindet den Mangel an Plaſtik und Anſchaulichkeit objectiver Darſtellung auch hier; aber dafür entſchädigt ein poetiſcher Duft, eine Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, worin unſer Lied von keinem andern Werk des Alterthums übertroffen wird. Tiefe Blicke in das Weſen der Liebe, der Sinn für die Schönheit der Natur und ein empfindungsvolles Mitleben mit ihr heimeln uns an. „Was es ſo einzig über alle verwandte Dichtungen des Alterthums erhebt iſt die wunderbare Harmonie der leidenſchaftlichen Sinnlichkeit und der reinſten Sittlichkeit, die den unſichtbaren Pulsſchlag des ganzen Liedes bildet. Der Seelenadel rein menſchlicher Liebe kann nicht beſſer dargeſtellt werden. So wenig religiöſe Elemente als ſolche ſich hier finden, das Ganze iſt doch von dem ſittlichen Geiſte des Hebräerthums durchdrungen, und zeigt wie dieſer auch die weltliche Sphäre der Kunſt verklärte und heiligte."

In Salomo's Zeit fand nun auch die hebräiſche Volksſage ihre ſchriftliche Niederſetzung, und zugleich erweiterte ſich der Blick über die Grenzen der Heimat nach den andern Völkern und ihren Schickſalen; eine Geſchichtſchreibung begann mit dem feſten Glauben an eine ſittliche Weltordnung und mit einer unnachahmlichen Sicherheit, Klarheit und Naivetät des Ausdrucks faſt ein halbes Jahrtauſend vor Herodot, aber nicht minder anziehend als ſeine Muſen, nicht ſo weltfreudig heiter wie ſie, aber in dem wechſelnden Wellenſchlag von Schuld und Strafe, Buße und Begnadigung tiefſinnig und Gottes voll. Zum Naturmythus gab der

geiſtige Gott keine Gelegenheit; auf erhabene Weiſe ward er als Schöpfer der Welt geſchildert, der alle Dinge hervorruft durch ſein allmächtiges Wort: Es werde! Den Menſchen formt er zu ſeinem Ebenbilde und haucht ihm den eigenen Geiſt als Lebensathem ein. Zur Sittlichkeit und Freiheit berufen muß der Menſch geprüft werden auf daß er ſich bewähre; aber er folgte der Lockung der Selbſtſucht; der Sündenfall und der Verluſt des Paradieſes iſt in ſchlichter Einfachheit der Erzählung der unübertreffliche geſchichtliche Ausdruck ethiſcher Wahrheit. Nachklänge ſemitiſcher Mythologie ſind hier und anderwärts vorhanden, werden aber geiſtig-ſittlich verwerthet. Sie bewahrt auch die Geſchichte Noah's und der großen Flut. Die altbabyloniſche Erinnerung erhält aber ein mehr ethiſches Gepräge: um der Sünde willen werden die Menſchen vertilgt, dem geretteten Gerechten aber ſtrahlt als Bundeszeichen der Regenbogen des Friedens. Dann wird das Volksleben Inhalt der Sage und der ideale Gehalt tritt deutlich in der religiöſen Färbung derſelben hervor. Der Ton iſt ſo einfach und beſtimmt daß wir überall die wirkliche Geſchichte zu vernehmen glauben, nur daß ſich das göttliche Walten in ſeiner Erhabenheit über die Natur nicht ſo ſehr mittels ihrer denn als übernatürliche Wundermacht offenbart. Zum Epos haben die Sagen ſich ſo wenig wie im alten Rom geſtaltet. Lyriſche Klänge begleiteten die Ereigniſſe, für eine objective treue poetiſche Darſtellung derſelben aber war die Phantaſie zu erregt und empfindungsvoll, und die Richtung auf das Religiöſe mochte die Wahrheit lieber im ſchmuckloſen Gewand der Proſa als im glänzenden Schleier der Dichtung ſehen. Auch iſt der Menſch zu wenig für ſich ſelbſt, Gott zu ſehr der allein Mächtige, der wahre Held, als daß Epos und Drama aufblühen könnten. Aber jene proſaiſche Erzählung iſt ſo fern von aller Nebelhaftigkeit, und doch ſind die Geſtalten ſo reizend vom Dufte der Urzeit umfloſſen, die Wirklichkeit iſt ſo gemüthvoll und zugleich ſo ideal mit allen weſenhaften Zügen gezeichnet, die Geſchichte ſo ſinnvoll zum Spiegel für der Menſchen ſittliches Verhalten wie für Gottes Weltregierung gemacht, das Kindliche, volksthümlich Verſtändliche iſt ſo ausdrucksvoll der Träger des idealen, allgemeingültigen Gehalts, die menſchlichen Angelegenheiten werden ſo friſch und muſtergültig, ſo naiv und bedeutungsvoll zugleich behandelt, das immer Wiederkehrende iſt ſo einfach und vorbildlich dargeſtellt, die Patriarchenluft weht uns ſo labend und erquicklich

an, daß dieſe hebräiſchen Urkunden gleich den Homeriſchen Geſängen zu den Grundbüchern der Menſchheit gehören und alle nachfolgenden Geſchlechter zu ihnen als zu einer der urſprünglichen Quellen echter Naturanſchauung und geſunden Lebens ſich hinwenden. Die Phantaſie iſt nicht ſo blühend, die geſtaltende Kraft nicht ſo freiſchaltend wie bei den Griechen, aber alles trägt hier wie dort den Charakter des Erlebten, nicht des Erfundenen, ſondern Erfahrenen, und die erhabene Weihe religiöſer Wahrheit iſt über das Ganze ausgegoſſen.

Die Erzväter ſind auch für die bildende Kunſt in der chriſtlichen Welt ſo wichtig geworden, weil ſie die Urbilder des Lebens, die Werkzeuge des göttlichen Segens für alle Zeit darſtellen; die bibliſche Geſchichte hat bereits das Zufällige und Vergängliche abgeſtreift und das immerdar Geltende ins rechte Licht geſetzt. Abraham iſt der Anfänger einer neuen Entwickelung, ſieghafter Held und frommer Diener des Herrn, ſelbſtändig an Geiſt und Macht. Iſaak vertritt das nachfolgende Geſchlecht, das ſanft und treu das Gegebene bewahrt und ſich ſeiner Segnungen erfreut; in ihm und Rebekka iſt das Familienleben in ſeiner Tüchtigkeit verherrlicht. Jakob der Liſtige und Iſrael der Gotteskämpfer in einer Perſon repräſentirt die Doppelſeitigkeit des Judenthums nach ſeinem ſchlauen und zähen Erwerbſinn und nach ſeiner Glaubenskraft. Die anmuthige Erzählung von Joſeph klingt ſchon wie das Vorſpiel ſpäterer orientaliſcher Märchen, und iſt doch die ewig wahre Geſchichte wie die böſen Anſchläge und verkehrten Pläne der Menſchen durch die Vorſehung zum Heil gewandt werden: die Brüder die ihn verkaufen um den Träumer los zu ſein, bahnen ihm den Weg zu den höchſten Ehren, die er durch Weisheit und Tugend erlangt, bis er endlich noch der Retter und Helfer der Seinen wird. „Ihr gedachtet es böſe zu machen, aber Gott hat es gut gemacht", dies herrliche, troſtreiche, für die Geſchicke der Menſchen ſo vielfach lichtſpendende Wort ſpricht die Erzählung ſelbſt als den Sinn des Ganzen aus. — In einigen Gegen- und Nebenhelden wie Ismael und Eſau ſind verwandte Stämme vertreten. Ismael iſt der Wüſtenaraber, unbändig wie der wilde Waldeſel, Eſau verliert das Erſtgeburtsrecht gleich den Edomitern, die nicht zu höherer Bildung fortſchreiten und von Iſrael überwunden werden.

Dieſe in dem erſten Buch Moſis enthaltenen Erzählungen und die daran ſich anreihende Geſchichte des Auszugs aus Aegyp-

ten und der Gesetzgebung sind aus mehreren Schriften zusammengestellt, deren erste und älteste, von Ewald das Buch der Ursprünge genannt, die Grundlage bildet, an die eine zweite sich ergänzend anschließt; der Verfasser von jener wird gewöhnlich der Elohist genannt, weil er in der vormosaischen Zeit für Gott den Namen Elohim braucht, der Verfasser der zweiten heißt Jehovist, weil er den fälschlich Jehovah ausgesprochenen Jahvenamen von Anfang an hat; jener schreibt poetischer und einfacher, dieser rein prosaisch und mehr betrachtend. An sie schließen sich jene Predigten über das Gesetz, die im fünften Buch Mosis dem Gesetzgeber in den Mund gelegt sind und in seinem Geist den Geist seiner Ordnungen darlegen, wie sich derselbe im Lauf der Jahrhunderte entwickelt hatte. Die Werke sind für die Literatur was für das ganze Volk das Wirken des Moses war, und verdienen es seinen Namen zu tragen. Das Buch Josua schließt sich dem Pentateuch unmittelbar an. Das Buch der Richter verhielt sich ursprünglich zu den Sagen und Volksliedern treu und alterthümlich wie die Lombardenchronik des Paulus Diakonus zu ähnlichen Quellen, ward aber in einem erbaulichen Ton überarbeitet.

In der Theilung des Reichs nach Salomo (975 v. Chr.), in der Bedrängung durch größere Nachbarstaaten, im Sturz der politischen Selbständigkeit kam den Juden mehr und mehr zum Bewußtsein daß ihre Mission keine blos weltliche, sondern eine geistige sei, die Hinleitung der Menschheit zur wahren Religion, die Abwendung vom Aeußern auf das Innere. Die Zeit der nationalen Noth ward zur Läuterung für die Geister. Die Geistigkeit Gottes war bei ihrer ersten Erkenntniß in ihrer Erhabenheit über die Welt von dieser zu sehr geschieden und losgerissen, und dadurch war das Verhältniß der Menschen zu Gott kein recht inniges und lebendiges, sondern ein contractliches geworden, ein Bund war geschlossen zwischen Jahve und dem Volk wie zwischen zwei Parteien, und die Menge meinte durch vorgeschriebene äußerliche Handlungen könne dem Willen Gottes genügt, die Befolgung des Gesetzes müsse durch weltlichen Lohn vergolten werden, die Darbringung von Opfern aus dem Segen des Feldes oder der Heerde könne die Hingabe der Persönlichkeit an Gott ersetzen. Da nun bildete sich allmählich im Anschluß an die Wahrheit des Judenthums die Ueberzeugung daß statt des Bundes der Gerechtigkeit ein Bund der Gnade noth thue, daß der Wille Gottes nicht ein äußeres Gesetz sei, vor dem der

Menſch in knechtiſcher Furcht ſich beuge, ſondern das in kindlicher Liebe ihm eigen gewordene Princip ſeines innern Lebens, daß Gott durch das Opfer des Herzens verſöhnt werde, daß in der Gemeinſchaft mit Gott das wahre Glück und der Lohn der Tugend beſtehe, daß aber dies neue Verhältniß der Gottinnigkeit durch eine Perſönlichkeit müſſe begründet werden, die in ſich die Einheit göttlicher und menſchlicher Natur darſtelle und denen mittheile welche ſich ihr anſchließen. Und die Erwartung dieſes Geſalbten Gottes, des Meſſias, in welchem die hebräiſche Phantaſie das Ideal ebenſo als ein zukünftiges geſtaltete, wie ſie es in Abraham als ein vorzeitliches anſchaute, läuterte ſich mehr und mehr von der Vorſtellung weltlichen Glanzes zu der Hoffnung daß er durch innere Kraft rein duldender Liebe die verſtockten Herzen bekehren, die Welt umbilden und mit Gott verſöhnen, das Reich Gottes auf Erden errichten werde.

Die Träger dieſer Fortbildung des Judenthums zum Chriſtenthum hin waren die Propheten. Sie deuteten das Leben der einzelnen wie die Geſchicke des Volks, indem ſie überall die Hand des Herrn erkennen lehrten und im Vertrauen auf die ſittliche Weltordnung aus der Gegenwart zu ihr die Zukunft nicht ſo ſehr in beſondern Ereigniſſen als im großen Gang der Dinge verkündigten. Die Geſetze der Natur, die ſittliche Weltordnung, die allgemeinern Wahrheiten welche das Leben beherrſchen, ſind die großen Gedanken Gottes, die der Menſch, im göttlichen Geiſte geboren, damit in der Tiefe ſeines Weſens trägt und ſich zum Bewußtſein bringen ſoll; dadurch kommt er zum Gefühl ſeiner Gemeinſchaft mit Gott. Das Offenbarwerden dieſer Wahrheiten in ſeiner Seele erleuchtet dieſelbe, und ſie erſcheinen anfänglich nicht in wiſſenſchaftlicher Vermittelung, ſondern in der Unmittelbarkeit der Anſchauung, als ein Geſicht das im Gemüth aufſteigt und im Bild einer beſondern Erſcheinung das Allgemeine erblicken läßt. Es iſt das göttliche Ich als das univerſale welches das in ihm geborene menſchliche Ich fortwährend durchdringt; wie das menſchliche ſich von ihm abſondert und ihm ſich entgegenſtellt im Irrthum und in der Sünde, ſo greift das göttliche überwältigend über das menſchliche, bezeugt ſich in ihm, offenbart ſich in ihm durch die Stimme des Gewiſſens oder in dem plötzlichen Klarwerden ewiger Wahrheit. Daß dieſe Eingebung von innen heraus wie alle geiſtige Mittheilung nicht eine fertige Ueberlieferung, ſondern die Erregung zu eigener ſelbſtthätiger Gedanken-

erzeugung ist, daß der Mensch die innere Regung menschlich gestalten muß, habe ich in der „Aesthetik“ (s. die Lehre von der Phantasie) ausführlich dargethan, und das Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Persönlichkeit als ein fortdauerndes auf allen Lebensgebieten erwiesen. In diesen Kreis gehört das Prophetenthum.

Das Poetische und Prophetische grenzen nahe aneinander. Das Unfreiwillige im Aufleuchten der Gedanken, der unwiderstehliche Trieb zur Ideengestaltung, das Hervorbrechen einer göttlichen Gewalt ist die Form die beide von allem Gewöhnlichen, von dem Wirken selbstbewußter Reflexion und willkürlicher Erfindung unterscheidet. Wo eine Wahrheit zuerst sich hervordrängt, sagen wir mit Ewald, da ergreift sie den einzelnen, in dessen Geist sie sich Bahn bricht, heftig und stark, sie kommt nicht abgeleitet, abgeschwächt und halb zu ihm, sondern ganz, unmittelbar, übermächtig; wo sie aber so kommt da kommt in und mit ihr Gott selbst, der von der Wahrheit nicht zu trennen ist. Daher die Gewißheit des Propheten von seinem Erfülltsein durch Gott, der ihn besitzt, dem er nicht widerstehen kann; die höhern Gedanken zucken wie Blitze, hallen wie Donnerschläge durch die gewöhnlichen Meinungen und Bestrebungen. Aber die Offenbarung ist nicht das Werk einer fremden Macht, unser innerstes Wesen ist ja Gott, der Lebensgrund aller Dinge, und so findet der Geist sich in der Wahrheit, ja kommt durch sie erst wirklich zu sich selbst, und weiß das in der Begeisterung des Augenblicks Geschaute festzuhalten, sich zu vermitteln, in der Welt anzuwenden.

Auf diese Weise sind Propheten die ersten Gründer aller Religion, und religiöse Reformatoren wie Zarathustra, wie Sokrates gehören in ihren Kreis, Abraham und Moses waren Propheten. Vornehmlich aber gilt der Name von den Männern die innerhalb des Judenthums die Religion des Geistes bewahrten und ausbildeten. Hier stehen sie wie die Glieder einer großen elektrischen Kette durch mehrere Jahrhunderte, und ihr Wirken hat durch eine eigenthümliche Literatur in prophetischen Büchern Gestalt gewonnen. Ueber jeden muß der Geist des Herrn einmal gekommen sein; „er muß einmal die göttliche Kraft der Wahrheit gegenüber der ganzen Welt, und sich als allein in ihr lebend und webend erkannt haben; einmal muß er ganz in die göttlichen Gedanken eingegangen und von ihnen gefesselt in dieser Fesselung Kraft und Freiheit gefunden haben“; — dadurch steht

er auf der hohen Warte, erkennt er das Geſetz der Dinge in der Vergangenheit und für die Zukunft; ſeine Verkündigung iſt eine poetiſche Philoſophie der Geſchichte. Er ſpricht nicht ſowol allgemeine Lehrſätze beweiſend aus, er ſieht das Allgemeine in einem beſondern Fall, und auf das Beſondere gerichtet macht er es zum Bild und Gleichniß des Allgemeinen und Ewigen, und lichtet damit das Dunkel, ſchlichtet die Verworrenheit der Verhältniſſe, indem er in ihnen die Idee begründet. Oft ſtellt der altteſtamentliche Prophet ein Bild allein hin und reizt das Volk zu ſelbſtändiger Deutung an, bis er dieſe dann auch folgen läßt. Oder er macht ſich ſelbſt zum Bild, legt ein Joch auf ſeine Schulter und geht barfuß zum Zeichen der Gefangenſchaft und des Unglücks das über das Volk kommen wird, oder zerſchmettert einen Topf in Scherben um darzuſtellen wie das Reich zertrümmert werde, oder legt Hörner an wie ein zermalmender Sieger im Vorgefühl des Glücks und der Erhebung, oder gibt den eigenen Kindern bedeutungsvolle Namen zum Zeichen daß dieſe Namen erfüllt ſein werden ſobald die Kinder ſie ausſprechen können.

Die Propheten waren Wächter des Geſetzes und Geiſtes gegenüber der Naturvergötterung und dem Baaldienſt wie gegen die Tyrannei weltlicher Herrſchaft; göttliche Demagogen hat Herder ſie genannt, Meier das laut werdende Gewiſſen des iſraelitiſchen Volks; ſie waren Volksredner und wollten daß Iſrael im Innern ſittlich frei und einig werde; ſie wirkten im Hinblick auf eine begeiſternde Zukunft, der ſie den Weg bahnen, deren entzückendes Bild einen Schimmer der Verſöhnung in die zornigen Strafworte gegen die Mitwelt wirft. Anfangs ſind ſie nur Männer der That und des mündlichen Worts, nicht der Schrift; ſo Elias, der größte aus dieſem Kreis, der wie verzehrendes Feuer hervorbrach gegen die Abgefallenen und Ungläubigen, aber ſelbſt die innere Erfahrung machte daß der Herr nicht im Wetterſturm, ſondern im ſanften Wehen kommt; die kühne Bildlichkeit der Rede, in der er ſeine Anſchauungen ausſprach, der erhabene Eindruck ſeiner Perſönlichkeit iſt dann von der Volksſage in wunderbaren Geſchichten ausgeprägt, und dieſe ſind ſelbſt wieder mit prophetiſchem Geiſte dargeſtellt worden. Dann folgten die herrlichen Geſtalten eines Jeſaias und Jeremias, die zum Wort und zur Bewähr des Worts durch That und Leiden auch die Schrift, die künſtleriſch zuſammenfaſſende

Darstellung ihres Wirkens gesellten, bis endlich die Zeit kam in welcher das rein schriftstellerische Wirken statt des lebendigen Wortes eintrat, dabei aber einzelne Blüten von hoher Vollendung trieb. Die Sprache ist bei den ältern Propheten gedrungen und dichterisch, wenn auch in freierer Form als die lyrische Poesie, und mehr redneriſch gewaltig; sie liebt die volksthümliche Frische des Sprichworts und die Eindringlichkeit des Wortspiels, das im Klang der Rede eine Symbolik für den Gedanken findet: die Gebetstätte Betel wird zum Bettel, todt ist Anathot, die Lust Verlust; dem Apfel gleicht Israel zum Abfall reif; wer sich nicht bewährt wird nicht bewahrt; ich traue Gott und trauere nicht. Die spätern Propheten, die schriftstellerischen, stehen nicht so unter der Herrschaft der sie bewältigenden Gefühle, und ihre Werke sind deshalb mehr betrachtender Art, ruhig im Lehrton der Prosa entwickelnd oder die Gedanken allegorisch in Gesichte einkleidend; die Weihe der Wahrheit gießt ein mildes Licht der Verklärung über die vorzüglichen ihrer Werke.

Die Anschauungen die sich innerhalb des Prophetenthums entwickelten, hat Bunsen also formulirt: „Die Religion des Geistes ist die der Zukunft und soll allgemeines Gut der Menschheit werden. Darum muß das Aeußerliche das sich an ihre Stelle setzt, untergehen durch ein Gottesgericht. Die Errettung des Volks wird kommen von einem Herrscher, einem Sprossen David's, welcher ein Reich ewigen Heils und Friedens in der Welt aufrichten wird. Die bewußte fromme Hingabe des Lebens für Volk und Menschheit zur Ehre des Gottesreichs ist die Ueberwindung der Welt und die Versöhnung der Menschheit mit Gott. — Hinter dem dunkeln Gewölk der Gegenwart, das sich um Zion gelagert, erblickten sie das helle Licht einer von dort ausgehenden allgemeinen Erleuchtung und innern Heiligung, wie sie erfolgt ist."

Das älteste prophetische Buch ist das von Joel. Bei ihm herrscht der Dichter fast vor dem Seher, so anschaulich ist seine Schilderung, wie die Heuschreckenschwärme gleich einem Kriegsheer heranziehen, wie sie ein jeder in seinem Wege gehen und nicht abbeugen, gleich Helden die Mauern besteigen und durch Speerwürfe nicht im Lauf unterbrochen werden. Darum soll der Bräutigam aus der Kammer und die Braut aus dem Gemach gehen und Kinder und Greise zu einer heiligen Versammlung vor Gott zusammentreten, daß er sich erbarme. Aber nicht die Kleider,

ſondern die Herzen ſollen zerriſſen werden. Und aus dieſer Buße, zu der die Noth treibt, geht dann der Tag des Herrn hervor, der ſeinen Geiſt ausgießen wird über alles Volk, daß alle Greiſe weiſſagen und alle Jünglinge Geſichte ſchauen. Doch nur die Juden, meint Joel, ſollen des Heils theilhaftig werden, und Rachedurſt gegen die Feinde, Nationalhaß und irdiſche Hoffnungen trüben den reinen Strom ſeiner Begeiſterung, die ihn jene innige Lebensgemeinſchaft mit Gott als das Heil verkünden ließ, das er für die nächſte Zeit erwartete, das aber erſt Petrus am erſten Pfingſtfeſt für erfüllt erklärte.

Als damals die frohe Erwartung ſich nicht verwirklichte, als äußere Feinde, innere Zerrüttung und Gottvergeſſenheit in Iſrael eindrangen, und die Weiſſagung Joel's vielen zum Geſpötte ward, da vernahm Amos, der Hirt von Thekoa, den Ruf Gottes, und begann ſeine donnernde Strafpredigt.

Wenn der Löwe brüllt, wer ſollte ſich nicht fürchten,
Wenn Gott der Herr redet, wer ſollte nicht weiſſagen?

Von fremden Völkern anfangend und ihre Sünde als den Grund der göttlichen Gerichte darlegend zieht er den Kreis immer enger bis er bei Iſrael anlangt, und das Volk erinnert daß man die ſittliche Weltordnung ſo wenig wie die Geſetze der Natur ungeſtraft antaſten könne.

Wie? Laufen Roſſe auf Felſen oder pflügt man das Meer mit Stieren,
Daß ihr verkehrt in Gift das Recht und in Wermut die Frucht der Gerechtigkeit?

Er der Sohn der Natur malt in erſchreckenden oder lieblichen Naturerſcheinungen den Tag des Gerichts, wo die Sonne am Mittag untergeht, die Erde erzittert, alle verwelken die auf ihr wohnen, und die Ungerechten auch im Abgrund des Meers die Macht Gottes fühlen, — und dem Tag des Friedens und Segens, wo ſich der Pflüger an den Schnitter, der Traubenkelterer an den Samenſtreuer reiht und die Berge vom Moſte träufen. Die Aſſyrer erkennt Amos als Zuchtruthe in der Hand des Herrn. Auch die Heiden ſollen nicht vertilgt, ſondern zum alleinwahren Gott hingeführt werden, und mit dem im Feuer der Buße geläuterten Iſrael in ſein Reich eingehen. Die Heilsbeſchaffung aber, ſo erkennt Amos als der erſte, verlangt einen Heiland, eine menſchliche Perſönlichkeit, in welcher Gott die Fülle ſeiner Kraft und Herrlichkeit offenbart.

Wie aus dem Schmerz der Liebe in Hosea's eigenem Gemüthe der Zorn hervorbricht, so hat er vor allen andern Propheten die Liebe Gottes aufs tiefste erfaßt. Zunächst ist es der Vater der seine Kinder mit Wohlthaten überhäuft, sie aber zum Dank dafür von ihm abfallen sieht, und nun sie straft damit er sie heile; denn er will sie nicht verstoßen, sondern erlösen und vom Tode befreien, und sie sollen Söhne des lebendigen Gottes heißen. Dann aber zieht sich noch bedeutsamer durch das ganze Buch das Bild der Gattenliebe für das Verhältniß Gottes und der Menschheit. In paraboliſcher Rede hebt der Prophet an wie er eine Buhlerin zur Ehe genommen, und wie er die Ehebrecherin eingesperrt damit sie sich bessere. Als Hurerei wird der Abfall Israels und der Götzendienst geschildert; die Strafe soll zum neuen Bunde führen. Jahve spricht:

So verlobe ich dich mir auf ewig,
Verlobe dich mir durch Recht und Gericht, durch Liebe und Erbarmen.
Ich verlobe dich mir durch Treue,
Und du wirst den Herrn erkennen . . .
Liebe habe ich gern und nicht Opfer,
Gotteserkenntniß lieber als Brandopfer.

Und dieses Ehebundes von Gott und Menschheit soll auch die Natur froh werden, die Vögel des Himmels und das Wild des Waldes sollen seinen Segen genießen, Bogen und Schwerter sollen ausgerottet werden. — Hosea ist durchaus Lyriker, die Empfindungen wogen auf und ab und die Rede ist „ein leidenschaftlich Stammeln".

Die kühnen Bilder bleiben unvermittelt oder sind durch Sprünge der Einbildungskraft verknüpft; das Ganze ist ahnungsvoll andeutend, nicht klar auslegend, die Sprache voll sinnlicher Farbe und Frische, aber abgerissen und naturwüchsig rauh. Meier sagt: „Die rein menschliche Liebe der Geschlechter, die in ihrer alles überwindenden Kraft zugleich die größte Treue und die reinste Sittlichkeit in sich schließt, ist im Hohenlied auf die würdigste Weise verherrlicht worden. Was dies Lied im Gebiete der weltlichen Volksdichtung, das ist Hosea's Schrift unter den prophetischen Büchern, wobei die Liebe ebenfalls den innersten alles bewegenden und belebenden Pulsschlag bildet. Beide Stücke stellen zwar große Gegensätze dar, aber sie gehören zusammen und bezeichnen den ewigen Parallelismus zwischen Himmel und Erde. Für Nordpalästina aber ist es unstreitig charakteristisch

daß gerade hier zuerſt das Evangelium rein menſchlicher und göttlicher Liebe verkündigt worden iſt.“

Unter dem Namen Sacharja's ſind die Ausſprüche zweier vielleicht gleichnamiger Männer aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenem Stil der Darſtellung verbunden, da Ereigniſſe berührt werden die ſowol vor 700 als um 600 v. Chr. ſtattfanden. Die Rückkehr der in die Gefangenſchaft Geführten wird verheißen, das Unglück wird das Volk geläutert haben für das meſſianiſche Reich, an dem auch die Heiden Antheil nehmen ſollen. Es wird nicht durch Gewalt errichtet werden, vielmehr ſpricht der Herr:

Frohlocke mächtig, Tochter Zion, jubele, Tochter Jeruſalem!
Siehe der König kommt zu dir, gerecht und ſiegreich kommt er,
Demüthig reitend auf dem Eſel, auf dem jungen Füllen der Eſelin.
Da will ich ausrotten die Wagen aus Ephraim und die Roſſe aus Jeruſalem;
Zerbrochen wird der Kriegsbogen und Friede den Völkern verkündiget,
Herrſchend von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis an der Erde Grenzen.

An das Bild von der Ankunft des Friedensfürſten ſchloß Chriſtus bei dem Einzug in Jeruſalem ſich an um ſich dem Volk als den verheißenen Meſſias zu bezeichnen.

„Was ſelten in demſelben Geiſte vereinigt iſt, die tiefſte poetiſche Anregung und reinſte Empfindung, die ſich ſtets gleiche unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit mitten in allen Wirren und Wechſeln des Lebens, und die echtdichteriſche Leichtigkeit und Schönheit der Darſtellung, dieſen Dreibund finden wir wie bei Jeſaja (um 700 v. Chr.) in keinem andern Propheten verwirklicht, und müſſen aus den ſichtbaren Spuren des ſteten Zuſammenwirkens dieſer drei Kräfte auf das Maß der urſprünglichen Größe ſeines Geiſtes zurückſchließen. In ihm treffen alle Mächte und alle Schönheit prophetiſcher Rede zuſammen um ſich gegenſeitig auszugleichen; es iſt weniger etwas Einzelnes was ihn auszeichnet als das Ebenmaß und die Vollendung des Ganzen.“ So Ewald. Es iſt eben in Jeſaias die Herrſchaft des Geiſtes, welche die Kräfte des Gemüths und der ſinnlichen Anſchauung durchwaltet und lenkt, welche ihn damit auch zum Gebieter über die Form macht; er wird nicht fortgeriſſen von der leidenſchaftlichen Bewegung des Herzens und dem Strudel der Ereigniſſe, er meiſtert ſie vielmehr und iſt aller Töne des Ausdrucks mächtig, am größten aber in einer wunderbaren Verflechtung der Bilder, in

welcher eine Anschauung aus der andern hervorquillt und in ihrem Wogen und Wallen doch der eine Grundgedanke leuchtend aufgeht, gleichwie er dem Inhalte nach Drohung, Gebet und Hoffnung ineinander verwebt. Nach einer sittlichen Läuterung nachdem ein Engel ihm mit glühender Kohle die Lippe gereinigt, trat er als Volksredner auf. Er griff die eingerissene Ueppigkeit und Pracht an, er stürzte die Reste des Bilderdienstes, die sich hier und da immer noch erhalten, zu dem das Volk im Verkehr mit den Nachbarn so oft herabgesunken; er schilderte die Zeitverhältnisse mit großem Scharfblick für die Eigenthümlichkeit der Völker und ihre Machtstellung, und warnte davor daß man bei den Ausländern, bei den Assyrern Schutz suche statt bei Gott. Aber das nördliche Reich fiel durch Salmanassar, und bald lagerte ein assyrisches Heer vor Jerusalem. Da raffte eine Pest die Belagerer hin, und so kam die Rettung die der Prophet in der Gewißheit des Gottvertrauens verheißen hatte; der Eindruck war ein gewaltiger, und im eigenen Erlebniß fand das Volk den Beweis daß der Herr es wol züchtigt zur Strafe, aber es nicht verderben will, und sobald es zur Buße sich wendet, sein Helfer und Retter wird. Um so eifriger sucht nun Jesaias das ganze Volk zu heiligen, die sittliche Freiheit zu verwirklichen. Die Ohmacht der Assyrer galt ihm für eine Reinigungszeit; die verstockten Herzen werden vertilgt, der Rest aber wird bekehrt und zu Gnaden angenommen. Nicht äußere Opfer fordert Gott, sondern Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Demuth. Von der Werkheiligkeit wird der Mensch auf die Gesinnung hingewiesen, durch das Gefühl der Krankheit, der Sündhaftigkeit werden die Herzen der Genesung, dem Heil bereitet, das nicht als Verdienst, sondern als Gnade erlangt wird. Gottes Geist will unter seinem Volke wohnen. Von Einem aus, der die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in sich darstellt, wird sich dieselbe über alle verbreiten; aus David's Geschlecht wird der Messias kommen, ein Held, ein Friedefürst, reich an Rath, ein Hort des Gesetzes, der die Dulder aufrichtet und die Gewalthaber mit dem Stab seines Mundes niederschlägt; das Recht wird der Gürtel seiner Hüften sein und Treue die Gurt seiner Lenden. Auch die Heiden wird er zur Erkenntniß führen und sein Friedensreich über die Erde ausbreiten. Auch die Natur wird an der Versöhnung Antheil haben: der Wolf wird bei dem Lamme weiden und der Pardel bei dem Böcklein lagern, ein Knabe wird den Löwen

leiten und ein Säugling das Auge des Basilisken streicheln. So hob Jesaias das Bild des Messias über das blos Menschliche in das Göttliche wunderbar empor, und das Neue Testament sah seine Hoffnung in Christus erfüllt.

An Jesaias schloß Micha nach Form und Inhalt sich an. Er fragt: Hat Jahve Gefallen am Blut der Widder und an Strömen Oels? Er verlangt daß man recht thue, Huld übe, demüthig sei; dann wirft er die Sünden in die Tiefe des Meers. Und die Völker ziehen heran zur Burg seines Hauses, daß er sie seine Wege lehre und sie seine Pfade wandeln. Denn von Zion wird Gottes Wort und Lehre ausgehen, und es wird Friede herrschen auf Erden, die Schwerter werden Karste und die Speere Winzermesser.

Das israelitische Volk konnte nur dann seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine nationale Selbständigkeit behaupten, wenn es seinen Beruf in der religiösen Idee und deren Weiterbildung erkannte, sonst war es ein verschwindendes Anhängsel der benachbarten Staatenkolosse. Bei der Zerrüttung die schon vor der babylonischen Gefangenschaft im Reiche Juda unter assyrischen und ägyptischen Einflüssen um sich griff, verschwinden die sinnlichen Elemente, die Erwartungen äußern Glanzes in der Messiashoffnung, und man sieht das Heil mehr in dem neuen Geistesbunde mit Gott.

Das Buch Nahum's knüpft an die Belagerung Ninive's durch die Meder; dem Gewaltreich der Assyrer naht nun die gerechte Vergeltung. In Sturm und Wetter ist der Weg des Herrn, und Gewölk der Staub seiner Füße. Der Prophet sieht im Geist und schildert feurig und klar wie die Stadt fällt unter dem Jubel der unterdrückten Völker. Schwächer ist Zephanja, der von den siegreichen Medern erst noch ein Strafgericht über Israel, dann aber die bessere Zukunft erwartet. Er wiederholt bereits fast wörtlich aus ältern Propheten. Großartig ist bei der Ahnung von Jerusalems Untergang der freie Blick über die geistigen Geschicke der ganzen Erde. — Ein herrlicher Dichter ist wieder Habakuk, gleich groß im Gedanken und im Wort, voll ordnenden Kunstsinns, voll schlagender Kraft der Rede. Der Götzendienst ist gestürzt, und doch häufen sich von außen die Bedrängnisse des Volks. Da sieht der Prophet in ihnen weniger ein Strafgericht als eine Prüfung; der Gerechte wird durch seine Treue leben. Mit bitterer Klage ringt er nach der Lösung der

Räthſel ſeiner Zeit. Er tritt auf ſeine Warte und ſpäht von der Zinne, und erfährt daß der Ungerechte nicht lange beſteht, der Gerechte aber, wenn er leidet, um ſo ſicherer auf das künftige Heil bauen könne. Und ſo betet er mit der Gemeinde daß der Herr im Gewitter herauziehe.

Den Himmel bedeckt dann ſein Herrſcherglanz und ſeine Macht füllt die Erde,
Und ein Licht gleich der Sonne kommt hervor, Strahlen zur Seite ihm, ſeiner Herrlichkeit Hülle;
Vor ihm geht Todesſtachel, Todesflamme zieht nach ſeiner Spur.

Der bedeutendſte Prophet dieſer Zeit iſt Jeremias. Weichen Gemüths ergießt er ſich am liebſten in Trauertönen über den Untergang Judas, über die Gefangenſchaft des Volks; ſeine Seele weint unabläſſig im ſtillen, weil die Heerde des Herrn von dannen geführt wird; durch die Wunden ſeines Volks iſt er verwundet und ruft:

O würde mein Haupt zu Waſſer und mein Auge ein Thränenquell,
Daß ich weinen könnte bei Tag und Nacht über die Erſchlagenen meines Volks!

Und nicht blos daß Aegypter, Scythen, Chaldäer das Reich bedrängten und Nebukadnezar Jeruſalem eroberte, die eigenen Könige lohnten dem Propheten ſeinen thatkräftigen Freimuth mit Verfolgung, Gefängniß, Todesdrohen. Aber auch in der Schlammgrube war der Herr bei ihm wie ein gewaltiger Held, und der Errettete ward der Tröſter ſeines Volks. Solch vierzigjährigem Wirken und Dulden um der Wahrheit willen entſtrömten ſeine Geſänge, die ſein Jünger Baruch aufzeichnete. Vom Untergang ſeines Volks erhebt er das Auge auf das Ganze der Menſchheit, und aus der Zerſtörung ſieht er das Reich Gottes aufblühen; er weiſſagt dem Volk die Rückkehr und Herſtellung und der Menſchheit einen neuen Bund mit Gott; denn alſo ſpricht der Herr aus ſeinem Munde:

Ich gebe mein Geſetz in ihr Inneres, ich ſchreibe es in ihr Herz, nicht auf ſteinerne Tafeln;
Ich werde ihr Gott ſein und ſie werden mein Volk ſein;
Dann werden ſie nicht einer den andern, Bruder den Bruder belehren und ſprechen: Erkennet den Heern,—
Sondern ſie alle werden mich erkennen vom Kleinſten bis zum Größten,
Da ich ihre Schuld verzeihen und ihrer Sünde nicht ferner gedenken werde.

In den prophetiſchen Reden des Jeremias vollzieht ſich der Uebergang von dichteriſcher Darſtellung zu erbaulicher Betrachtung und Lehre. Die Klagelieder, die ſeinen Namen tragen, ſind in der Form viel ſorgſamer, ja ſchon gekünſtelt, und es iſt ſeltſam wie das von Schmerz über die Greuel der Zerſtörung erſchütterte Gemüth ſeine Seufzer in je 22 Strophen ergießen mochte die nacheinander mit den 22 Buchſtaben des Alphabets beginnen.

Obadja hielt eine Drohrede gegen die Edomiter, die den Chaldäern im Kampf gegen Juda geholfen; dafür ſollen ſie unterworfen werden, wenn die Herſtellung von David's Reich erfolgt.

Unter den in die babyloniſche Gefangenſchaft fortgeführten Juden war auch Ezechiel, der am Fluſſe Kobar ſeinen leichtſinnigen Volksgenoſſen ſtrafpredigend entgegentrat; allein er iſt ohne neuſchöpferiſche Kraft, und der Schriftſteller überwiegt den Propheten, was gleich anfangs hervortritt, wenn ihm der Herr nicht ſowol ſeinen Geiſt einhaucht, als vielmehr ihm eine Rolle geſchriebener Klagelieder zu verſchlucken gibt um ſie dann den Kindern Iſrael wieder mitzutheilen. In gelehrter Weiſe hält er ſich an die Bücher Moſis und an Jeremias. Auch er verwendet ſymboliſche Handlungen zur Darſtellung von Gedanken, aber nicht in der Wirklichkeit, nur im Buch, und kommt geſchmacklos auf widerliche Dinge. Den Mangel an phantaſievoller Erregung ſucht er dadurch zu erſetzen daß er ſeine Ideen allegoriſch einkleidet und ſie als Viſionen darſtellt; ſymboliſche Erſcheinungen, die dann gedeutet werden, enthüllen den Kern der Dinge in der Gegenwart und die Ahnung der Zukunft. Das bedeutendſte Geſicht und von echt dichteriſchem Werth iſt jenes wo ihn der Herr zum Thal der Gebeine führt und ihm gebeut ſie ins Leben zu rufen, und die Gebeine ſich mit Sehnen bekleiden, mit Fleiſch umgeben, mit Haut überziehen, und der Geiſt über ſie kommt und ſie von neuem beſeelt: ſo ſoll auch Iſrael auferſtehen und vom Herrn begeiſtert wieder zur Heimat kommen.

Am Ende des Exils, die Befreiung durch Kyros erwartend, lebte der große Unbekannte, deſſen Weiſſagungen den Schriften des Jeſaias angehängt ſind als 40. bis 66. Kapitel; daher er den Namen Pſeudojeſaias erhalten hat; vielleicht daß auch er Jeſajas hieß. An ihm erkennen wir wie wirklich die Zeit der Leiden eine Läuterung war, wie Iſrael, von der Welt zurückgedrängt, ſich in ſich ſelber ſammelt und vertieft; die Religion erhält ſich ohne äußere Stützen, und der Volksgeiſt erkennt ſeine

Mission in ihr. Daß Israel kämpfe und dulde für ein rein geistiges Ziel, daß der Weg zum wahren Sieg durch Leid und Prüfung gehe, wird hier mit aller Wärme und aller Klarheit ausgesprochen; die Darstellung ist beredt, die Sprache blühend. Daß die Erkenntniß von Gottes unwandelbarer Liebe die Herzen rühren müsse, damit sie reuig sich ihm wieder zu eigen geben, das war ein Gedanke, den schon frühere Propheten angedeutet, der gegenwärtig seine Ausbildung findet. Und nun sah der Seher gottergebene Männer, die mit Treue und Glauben auch in der Noth am Herrn hingen, und dafür noch von den äußerlich Gesinnten verhöhnt wurden; die aufs Irdische gerichteten Gottlosen hatten den Fall des Reichs herbeigeführt und spotteten nun der Frommen, als ob sie verdientes Unglück erduldeten oder als ob ihre Frömmigkeit doch kein Heil bringe. Aber im Gefühl ihrer Unschuld und im Vertrauen auf Gott tragen die Edeln Schmerz und Schmach geduldig, und dieser milde Geist, diese Liebe im Leid wird endlich auch die Verstockten rühren und ergreifen, und die frommen Dulder, die schuldlos gelitten, werden dann die Führer des Volks, dessen Wiedergeburt sie veranlaßt haben, und der Herr wird sie verherrlichen. Aus diesen Ideen schafft nun der Prophet ein neues Ideal, das Bild vom Knecht Gottes, der den rechten Gottesdienst übt; verachtet und verabsäumt von den Menschen lädt er dennoch ihre Schmerzen sich auf; durch seine Wunden sollen sie heil werden. Gequält wird er, obwol er sich demüthigt und seinen Mund nicht aufthut wie ein Lamm das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Mutterschaf das vor seinen Scherern verstummt. Man macht bei Frevlern sein Grab, obwol er keinerlei Unrecht vollbrachte. Wie die höhern Geister, die edelsten Gemüther so oft ein Opfer ihrer Erkenntniß, ihrer Liebe werden, aber wie gerade ihr Leiden und Sterben ihr Werk am meisten fördert, indem es die todüberwindende Macht der Idee bezeugt, dieser Gedanke ist dem Seher aufgegangen. Das ideale Israel, der Genius des Volks selber, der ein Martyrium für die Wahrheit und für die Menschheit auf sich nimmt, ist in dem Knecht Gottes personificirt; ein Mann wie Jeremias und ein Geschick wie das seine mochte die geschichtliche Grundlage bilden; seine volle und freie Verwirklichung, seine menschheitliche Vollendung fand es in Christus; es war die geistigste Weissagung, sie erhielt die treueste Erfüllung. Sein Volk zu trösten ist der Prophet gesandt. Der Herr will das Sühnopfer annehmen, der

Becher seines Zornes soll nun den Feinden Israels credenzt werden; Babel sinkt in Staub. Was sind seine Bildgötter, von Menschenhänden gegossen oder geschnitzt, gegen ihn der da thront über den Kreisen der Erde und den Himmel wie sein Lichtgewand ausbreitet? Er verwandelt die Zwingherren in nichts; er haucht sie an und sie verdorren, der Sturm rafft sie wie Stoppeln dahin! Er ruft seinem Volke:

Mache dich auf! Werde Licht! Denn es kommt dein Licht,
Gottes Hoheit glänzt über dir auf.
Finsterniß bedeckt die Erde und Nebelgewölk die Völker,
Aber die Völker gehen nach deinem Licht und Könige nach deinem Glanz.
Und es wird nicht sinken die Sonne, noch abnehmen der Mond,
Sondern der Herr ist dein ewiges Licht, und deine Trauertage sind zu Ende.

Israel soll das Priestervolk Gottes sein, der Tempel Jahve's ein Bethaus für alle. Der Himmel ist sein Thron und die Erde seiner Füße Schemel, was könnte man ihm für ein Haus bauen, der selber alles gemacht hat? Die zerknirschten Herzen sieht er gnädig an, den Gefangenen gibt er Freiheit, einen Kranz statt des Kreuzes. Wie der Regen, der vom Himmel kommt, erst wieder dahin zurückkehrt wenn er das Land getränkt und befruchtet hat, so auch das Wort Gottes erst wenn vollbracht ist was es gewollt.

Kyros entließ die Juden aus der Gefangenschaft, aber das Volk brachte es nicht weiter als zu einer schwachen Nachahmung der zerstörten Verhältnisse, und dem entsprechend wiederholten auch die prophetischen Schriften frühere Verkündigungen um sie auf die Gegenwart anzuwenden. Die Gelehrsamkeit war größer als die Begeisterung; die Darstellungen der Vorgänger wurden zusammengefaßt und je weniger eine Erhebung des Volks aus den damaligen Zuständen durch blos menschliche Kraft möglich schien, desto mehr ward das Bild des Messias ins Uebermenschliche gesteigert. Haggai, Zephanja, Maleachi sind dichterisch nicht von Bedeutung. Der Messias heißt der Engel des Bundes; nach einem Strafgericht wird er das rechte Verhältniß zwischen Gott und Volk herstellen.

Nach einer ziemlich ruhigen Periode unter persischer Oberhoheit ward Judäa, als Alexander der Große gestorben war, der Zankapfel und Wahlplatz der Kriege zwischen den syrischen Seleuciden und ägyptischen Ptolemäern. Die Drangsale stiegen aufs höchste als Antiochus Epiphanes Jerusalem eroberte und

den Dienst der griechischen Götter forderte. Da trat der Verfasser des Buchs Daniel auf, und schrieb die ausgeschmückten Sagen vom alten Propheten Daniel seinen Zeitgenossen zu Trost und Erbauung nieder. Die visionäre Darstellungsweise bemächtigt sich des ganzen Inhalts; die Gesichte und Bilder werden bis ins einzelnste ausgeführt, die Geschichte wird in der Form von Weissagungen der Zukunft geschildert, wie es allerdings nach dem Erfolg möglich war. Die allgemeine Noth dünkt dem Verfasser nothwendig als Vorbereitung auf die messianische Zeit; den Messias stellt er sich in menschlicher Gestalt vor, aber vom Throne Gottes auf Wolken des Himmels herabgekommen. Er braucht von ihm den Namen „des Menschen Sohn", den Christus sich dann selbst beilegte.

Blicken wir zurück auf die eigentliche Lyrik wie sie uns in den Psalmen vorliegt, so finden wir auch in ihr die Gedankenentwickelung und die Stimmungen des Volks im Lauf der Jahrhunderte abgespiegelt. Sie blüht besonders in Juda, wo ein Mittelpunkt des religiösen Lebens durch Salomo's Tempelbau gewonnen war. Zunächst in der Zeit der großen Propheten begegnet uns ihr Geist des Muthes, des freudigen Gottvertrauens, und der Gedanke dringt durch daß der Herr ein Gott des Wissens ist, der die Thaten wiegt, den Stolz zerbricht, die Schwachen mit Kraft gürtet. Und das macht diese Lieder so groß daß wie in jeder echten Volkspoesie der Dichter sich von der Nation getragen weiß und die melodische Stimme der Gemeinde ist, die darum auch wieder seinen Psalm gemeinsam singen kann. So klingt auch später beim Untergang des Reichs die Noth der Zeit aufs erschütterndste wieder, gerade die edelsten Seelen empfinden den Schmerz des Ganzen am tiefsten; aber über Zerrissenheit und Verzweiflung siegt meist doch ein felsenfestes Vertrauen, das sich gerade im furchtbaren Gemüthskampf bewährt.

Die bittere Frage wird aufgeworfen: warum doch dem Frevler alles gelinge? Der Sänger des 73. Psalms schildert dieser Welt gegenüber die Noth der Frommen, und sinnt nach bis er begreifend eindringt in die Geheimnisse Gottes und gewahrt wie die Bösen auf schlüpfrigen Boden gestellt und dem Sturz nahe sind. Gleich einem Traum nach dem Erwachen wird ihr Bild verworfen werden. Und so fragt der Dichter nichts nach Himmel und Erde, wenn er den Ewigen hat; ihm ist es wonnig Gott nahe zu sein und zu verkündigen alle seine Wunder.

Der 42. und 43. Pſalm bilden eine der ſchönſten Elegien. Wie der Hirſch nach friſchem Waſſer, ſo ſchmachtet die Seele nach dem Herrn; ihr Weinen wird ihr zur Speiſe Tag und Nacht, wenn man ſie fragt: Wo iſt denn dein Gott? Da blutet das Herz; aber der Dichter rafft ſich auf:

Was biſt du gebeugt, meine Seele, und jammerſt du ſo?
Hebe dich aufwärts und hoffe auf Gott,
Gewiß werd' ich ihn noch preiſen,
Meinen Retter, meinen Gott!

Und als ein großartiger Refrain klingen dieſe Verſe immer wieder durch, ob das Unglück der Verbannung noch ſo ſchwer auf dem Herzen laſten mag.

Das Heiligthum iſt zerſtört, das Reich iſt verwüſtet, das Volk ins Elend, in die Fremde geführt; im Verluſt des äußern Lebens geht es dem Geiſte immer klarer auf, daß der geiſtige Gott nicht in Tempeln wohnt die mit Händen gemacht ſind, denn ſein iſt die ganze Welt und was ſie erfüllt; daß er nicht das Fleiſch der Stiere ißt, noch das Blut der Böcke trinkt, ſondern daß er Gehorſam, Ergebung, Liebe verlangt. Das herrliche Klagelied in der Verbannung endigt im Zornesausbruch gegen die Edomiter, die bei der Zerſtörung Jeruſalems mitgeholfen.

An den Waſſern Babylons da ſitzen wir und weinen,
Wenn wir Zions gedenken;
An den Weiden im Lande hängen wir die Harfen auf.
Denn dort fordern von uns unſere Bezwinger Geſänge,
Unſere Dränger Freudenlieder:
Singt uns doch von Zions Geſängen!

Wir wollen nicht ſingen die Geſänge des Herrn im fremden Lande.
Vergeſſe ich dein, Jeruſalem,
So vergeſſe mich meine Rechte!
Es klebe die Zunge am Gaumen mir feſt,
Wenn ich dein nicht gedenke,
Wenn ich nicht halte Jeruſalem
Für meiner Freude Gipfel.

Gedenke, o Herr, den Söhnen Edoms jenen Tag Jeruſalems!
Sie die ſprachen: reißt nieder!
Reißt nieder bis auf den Grund!
Tochter Babel, Verwüſterin,
Heil dem der dir vergilt was du uns gethan!
Heil dem der deine Kinder ergreift
Und ſie zerſchmettert wider die Felswand!

Der Gedanke an die Nichtigkeit aller Dinge, an die Hinfälligkeit des menſchlichen Daſeins herrſcht nun im Gemüth. Der Menſch iſt wie eine ſchnell verwelkende Blume, wie Gras das am Morgen grünt doch am Abend verdorrt, Mühe und Vergänglichkeit iſt ſein Los, doch der Herr dauert und bleibt eine ſichere Zuflucht, er der ehe die Berge geboren und die Erde gegründet wurden von Ewigkeit zu Ewigkeit Gott iſt. Vor ſeiner Herrlichkeit und Heiligkeit fühlt ſich der Menſch, der endliche, ſündhafte ſchuldig des Gerichts, betet aber um Reinigung und Gnade; denn das rechte Opfer iſt ein zerknirſcht und zerſchlagen Herz, und das rechte Gebet iſt um einen reinen Sinn und einen feſten Geiſt. Als nun von Kyros die Erlöſung aus der Verbannung kommt, da heißt es gar rührend ſchön:

Wir waren wie Träumende
Als der Herr die Gefangenen Zions zurückgeführt;
Da füllte ſich mit Lachen unſer Mund
Und unſere Zunge mit Jubel.

Da ſprach man unter den Heiden:
Der Herr hat Großes an ihnen gethan.
Der Herr hat Großes an uns gethan,
Deß ſind wir fröhlich.

Herr, wende unſere Leiden
Wie du mit Quellen die Wüſte tränkſt.
Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten.
Wol geht dahin und weint wer den Samen ſtreut,
Doch kommt in Jubel heim wer ſeine Garben bringt.

Die Rückkehr aus dem Exil, der Wiederaufbau des Tempels war das Zeichen einer Wiederherſtellung des alten Judenthums eben als Reſtauration. Das Alte war das Heiliggewordene, Unantaſtbare, der Geiſt ward an den Buchſtaben gebunden; das Geſetz war in einem anerkannten Schriftwerk niedergelegt, und die Schriftgelehrten umgaben es mit einem Zaun um auch die kleinſte Uebertretung zu verhüten, ja eine Menge Dinge wurden geboten oder unterſagt damit die Möglichkeit oder Gefahr der Uebertretung ausgeſchloſſen war. Statt der lebendigen Offenbarung im Gewiſſen ward das Aeußere worin die Religion ſich bewegt, für heilig geachtet, das Sichtbare überwuchs das Unſichtbare, der Schein das Weſen, und Einrichtungen, Geräthe, Oerter wurden heilig genannt. Da blühte die Poeſie nicht mehr

in ihrer Naturfrische, aber doch in reiferer Kunstvollendung, und gerade in ihr zeigt sich der fortdauernde Herzschlag der wahren Religion; das durch innere und äußere Erfahrung gereifte Gottesbewußtsein gibt einzelnen Liedern ihre Tiefe und Klarheit, wenn ein edles Gemüth von den Aeußerlichkeiten sich wieder abwendet und sich nach dem innersten Wesen sehnt. Bereits liegt eine Fülle von Gedanken vor, und die Sänger beginnen über sie zu herrschen. Die Hülfe ist von Gott gekommen, es gilt ihm zu danken, ihn zu feiern. Da heißt es:

Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnt
Und im Schatten des Allmächtigen weilt,
Der spricht zum Herrn: Meine Zuflucht, meine Burg,
Mein Gott, dem ich vertraue.

Denn er entreißt dich der Schlinge des Jägers,
Mit seinen Schwingen deckt er dich,
Seine Flügel bieten dir Schutz,
Schild und Schirm ist seine Treue.

Da wird der Allgegenwärtige angerufen:

Wo soll ich hingehen vor deinem Geist,
Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?
Stiege ich gen Himmel, so bist du da,
Bettele ich mir in der Hölle, siehe so bist du auch da.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe,
Ließe mich nieder am Ende des Meers,
So würde auch dort deine Hand mich führen,
Auch dort deine Rechte mich fassen.

Spräch' ich dann Finsterniß soll mich bedecken,
Nacht das Licht sein rings um mich, —
Finsterniß wäre nicht finster vor dir,
Nacht wie Tag, das Dunkel hell.

Die ganze Welt wird aufgefordert zum Preis des Schöpfers, des Erhalters. In leuchtenden Zügen wird das Bild der Natur entrollt, das Treiben und Streben des Menschen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne lebendig geschildert; das Ganze wird zur Feier des Gottes der in allem waltet. Licht ist sein Kleid, den Himmel spannt er aus wie ein Zelt, Wolken sind seine Wagen, die Flügel des Windes tragen ihn; er macht Stürme zu seinen Boten und Feuerflammen zu seinen Dienern. Er hat die Erde fest gegründet, die Wasser beben zurück vor seiner

Donnerstimme. Er läßt Quellen aus den Bergen sprudeln und tränkt das Wild, und es sättigen sich und wachsen die Bäume, die Vögel singen in ihren Zweigen. Es sprießt das Korn zur Nahrung der Menschen, es gedeiht der Wein das Herz zu erfreuen. Gott schuf den Mond zum Maß der Zeit, und die Sonne kennt ihren Untergang. Da regen sich die Thiere des Waldes, da brüllen die jungen Löwen nach ihrem Raub. Geht aber die Sonne auf, so ziehen sie sich zurück in ihre Höhlen; doch der Mensch begibt sich an seine Arbeit bis zum Abend. Wie sind die Werke Gottes so groß und so viel, wie weislich geordnet! Das Meer wimmelt von Fischen, und er thut seine Hand auf sie zu sättigen. Verbirgt er aber sein Antlitz, so erschrecken sie, hält er den Athem ein, so vergehen sie. Er erneut das Antlitz der Erde. Ewig dauert seine Herrlichkeit, und er freut sich seiner Werke. So wollen wir ihm singen und spielen, und sein uns erfreuen solange wir leben. — Da erstaunt auch Alexander von Humboldt, in einer lyrischen Dichtung von so geringem Umfang wie dieser 104. Psalm ein Bild des ganzen Kosmos dargelegt, mit wenigen großen Zügen Himmel und Erde geschildert zu sehen. Das Leben der Natur und das Treiben der Menschen sind einander entgegengestellt, und der Hinblick auf die Gottesmacht, die unsichtbar über beiden waltet, begründet das erhabene Feierliche dieser Poesie.

Ein anderer Psalm besingt die Führung Gottes im Geschick der Menschen, wie er dem Moses seine Wege kund that und den Söhnen Israels seine Thaten, wie er barmherzig und gnädig ist, und mit seiner Güte die Guten umschließt wie der Himmel die Erde. Als ein Vater erbarmt er sich seiner Kinder; die Ungerechten züchtigt er, und schmückt die Unglücklichen mit Sieg. Und wie die Gemeinde sein Lob als einen Segensspruch sang, so hallt es noch heute in der christlichen Kirche wider:

Nun danket alle Gott, der überall Großes thut,
Der da beglückt unsere Tage vom Mutterschos an,
Und an uns thut nach seiner Barmherzigkeit.
Er gebe uns ein fröhlich Herz
Und daß Friede sei in Israel,
Daß er bewähre an uns seine Liebe
Und erlöse uns! Amen.

Auch andere Werke der nachexilischen Zeit zeigen eine erfreuliche Kunstblüte bei volksthümlicher Grundlage. So die an-

muthige Erzählung von der ährenleſenden Ruth, die einen anziehenden Blick in die Ehrenhaftigkeit des hebräiſchen Familienlebens gewährt und in einer ebenſo einfachen als gewählten Sprache geſchrieben iſt. Der Dichter von „Hermann und Dorothea" nennt das Büchlein das lieblichſte kleine Ganze das uns epiſch und idylliſch überliefert worden, und der Verfaſſer des „Kosmos" preiſt es als ein Naturgemälde von naivſter Einfachheit und unausſprechlichem Reiz. — Lehrhaftern Ton ſchlägt das Buch Jonas an, eine Prophetenſage, wahrſcheinlich angeknüpft an das alte Lied von der wunderbaren Rettung, wie das Meer ſelbſt als Ungeheuer den Dichter, den es ſchon verſchlungen hatte, wieder ausſpie; — das orientaliſche Gegenbild zum Arion der Hellenen. Daß bei Juden und Heiden die Trennung von Gott auf gleiche Weiſe Unglück bringt, aber die Fügung des Menſchen unter den ewigen Willen wieder zum Heile führt, geht als gemeinſamer Grundgedanke durch die Geſchichte von Jonas und von Ninive. Das Buch Eſther iſt ohne ſolch eine Weihe der religiöſen Grundidee; Zufall, Willkür, Laune, Leidenſchaft walten ſtatt des göttlichen Rathſchluſſes wie in einer Novelle gewöhnlicher Art; auch beruht die Erzählung nicht auf Thatſachen, ſondern der Verfaſſer will mit ſeiner Erfindung dem Purimfeſt, das die Juden nach der perſiſchen Frühlingsfeier annahmen, eine hiſtoriſche Grundlage geben. Ueberhaupt kommen zu den ſtehenden Bildern und Redensarten über das Göttliche jetzt manche Geſtalten und Züge aus der perſiſchen Mythologie in das jüdiſche Bewußtſein und in die Literatur. Steht doch die perſiſche Lichtlehre mit ihrem guten Gott und ihrer ſittlichen Richtung unter allen heidniſchen Religionen dem Judenthum am nächſten, ſodaß ſich die Berührungspunkte leicht ergaben und das Böſe als der Widerſacher und Satan, göttliche und teufliſche Kräfte als Engel und Dämonen perſonificirt wurden. Man entlehnte nicht, alles ward im hebräiſchen Geiſt wiedergeboren.

In der nachalexandriniſchen Zeit drang griechiſche Bildung auch in Jeruſalem ein, ſtieß aber bei den zähen Anhängern des Alten auf fanatiſchen Widerſtand. Dabei wurden immer neue Scharen der Juden in alle Welt zerſtreut, oder die Luſt an Handel und Verkehr veranlaßte ſie zu freiwilliger Auswanderung, und bald gab es eine ideale jüdiſche Coloniſation ähnlich wie eine griechiſche über die ganze bekannte Erde. Platon, die Stoiker berührten ſich jetzt mit der hebräiſchen Weisheit. Man liebte

die allegorische Darstellung und suchte die alten Geschichten allegorisch auszulegen um die neuen Ideen in ihnen zu finden. Statt mit Goethe zu sagen „Es winken sich die Weisen aller Zeiten", da die Wahrheit nur eine ist und sie also in ihr sich begegnen, meinten die Juden daß die Griechen ihnen das Entsprechende entlehnt hätten. In der jetzt abgeschlossenen Sammlung der Sprüche Salomo's wird die Weisheit Gottes, die schon oft in der biblischen Poesie bewundert und gepriesen worden, förmlich personificirt und als das erste Geschöpf Gottes, als die künstlerische Bildnerin der Welt geschildert, die vor Gott spielt, die Natur durchdringt, ihre Freude an den Menschen hat. Sie ist der Beitrag den die religiöse Phantasie der Juden lieferte um im Zusammenwirken mit der hellenischen Philosophie, mit Heraklit und Platon, die christliche Logoslehre zu begründen. Die Sammlung stellt das alte Erbgut der Weisheit auf der Gasse, vermehrt durch die Erfahrungen neuerer Zeit, in einigen großen Gruppen zusammen. Der Prediger Salomo's hat nicht die glückliche Regierungszeit des Königs, sondern vielmehr den Verfall des nationalen Lebens, einen melancholischen Weltüberdruß, den Zweifel an der Wahrheit und an der Möglichkeit der Erkenntniß zum Hintergrunde. Alles ist eitel! lautet das letzte Wort. Darum genieße den Augenblick, doch, — da alles fraglich und der religiöse Zug im Judenthum unvertilglich ist, — ohne gerade den Glauben an die sittliche Weltordnung aufzugeben. Es herrscht ein Kreislauf aller Dinge; ein mittleres Maß ist das vorzüglichste; ein lebendiger Hund ist besser als ein todter Löwe. — Die goldene Mittelstraße, ein in Gott vergnügter Lebensgenuß wird auch im Spruchbuch von Jesus Sirach gelehrt. Wie in den spätern Psalmen finden wir eine liebevolle Naturbetrachtung. Auch hier wird die Weisheit personificirt, und als die Verleiherin aller Tugend gepriesen. Zugespitzte Wendungen, gesuchte Redeblumen, schwülstige Bilder lassen allerdings einen reinen Genuß nicht recht aufkommen. Der Verfasser der Weisheit Salomo's hat am besten das Große des Hebräerthums mit der Platonischen Anschauung verbunden; er fordert die Machthaber auf, sie sollen in der wahren Religion die rechte Weisheit ergreifen; denn nichtig sind irdische Güter, nur durch das Leben in der Erkenntniß Gottes wird Herrschaft und Unsterblichkeit gewonnen. Die Weisheit ist das Licht der Könige, die Beschützerin der Frommen. Eine Gebetrede schildert die Gerechtigkeit Gottes in der Geschichte. Das

Körnige der Spruchrede, das Tiefe der Gedanken hat in Paulus und Johannes seine Fortbildung und Vollendung gefunden.

Von dem regen Geistesleben der am Euphrat und Tigris zurückgebliebenen Juden gibt uns das Buch Tobias Kunde. Es weht ein milder idyllischer Hauch durch das Ganze, die tiefsten Probleme, die dem Hiob zu Grunde liegen, werden auch hier berührt, aber ohne so tragisch gewaltige Conflicte friedlich gelöst. Das Novellistische, Märchenhafte durchdringt ein tiefreligiöser Zug, die Religion waltet hier vornehmlich im Heiligthum des Hauses und weiht die Innigkeit des hebräischen Familienlebens; das Lehrhafte der hebräischen Poesie ist passend in die Form von Ermahnungen der Aeltern an die scheidenden Kinder, das Lyrische in Gebete und Danklieder niedergelegt. Tobias ist der Gute, Wohlthätige, Barmherzige; er wird verfolgt weil er die Todten begräbt. Warmer Koth aus einem Schwalbennest fällt ihm in die Augen, daß er erblindet. Da spotten sie sein in der Noth und Armuth die über ihn gekommen: was er jetzt von seinem Almosengeben habe? Er aber bewahrt dem Herrn Treue, Verehrung, Ergebenheit. Seinem Sohne, der ausgeht eine Schuld beizutreiben, gesellt sich ein guter Engel, Rafael, zum Geleit, wie Pallas Athene in Mentor's Gestalt den jungen Telemachos begleitet. Aus der Leber des Fisches, den der junge Tobias fängt, bereitet der Engel die heilende Salbe für des Vaters Augen, aus dem Herzen ein Rauchwerk gegen den bösen Geist, der in der Brautnacht die Bräutigame der schönen Sarah erwürgt hatte, sodaß der junge Tobias sie ungefährdet heimführen kann. So wird der Glaube des Tobias gerechtfertigt, und erkannt daß gerade weil er Gott geliebt, die Prüfung über ihn gekommen damit er sich bewähre.

Und dies führt uns endlich zum herrlichsten Kunstwerk des hebräischen Geistes, zum Hiob; ich stehe nicht an mit Gustav Baur ihn Dante's „Göttlicher Komödie" an die Seite zu stellen, ihn das größte Gedicht von specifisch religiösem Inhalt aus vorchristlicher Zeit ebenso zu nennen wie die „Göttliche Komödie" das größte der christlichen Welt ist. Beide führen den Menschen durch Irrthum, Schuld und Leid zur Wahrheit und Seligkeit; beide ruhen auf dem Grunde einer unbefangenen religiösen Volksansicht, und beseitigen Zweifel und Verirrungen durch das tiefere, lebendigere Erfassen der ursprünglichen Wahrheit, durch persönliche Aneignung derselben. Hiob ist die erste Theodicee, die Recht-

fertigung Gottes und seiner Weltregierung gegenüber dem Unglück und dem Bösen in der Welt; das Unglück ist Strafe der Sünde, aber das Leiden ist auch bestimmt läuternd zu wirken, es kann zur Prüfung verhängt werden, und das Böse steht unter der Herrschaft der Vorsehung und muß ihr, muß dem Guten dienen. „Der Gang welchen die Lösung des Problems nimmt, führt aus der Hölle des Zweifels und der Verzweiflung durch das läuternde Feuer der Prüfung zur beseligenden Anschauung Gottes und seiner ewigen Wahrheit: auch das Buch Hiob ist eine göttliche Komödie in drei Acten."

Für die Frage nach dem Verhältniß von Schicksal und Freiheit, von der sittlichen That des Menschen und seinem Unglück gab das volksthümliche Bewußtsein der Juden im Glauben an die moralische Weltordnung und ihre Herrschaft auch über die Natur die Antwort daß es dem Menschen ergehe nach seinen Werken, daß der gerechte Gott das Böse mit Unglück strafe, das Gute mit Glück belohne. Wenn nun aber der fleischliche Sinn Glück und Unglück im Besitz oder Verlust äußerer irdischer Güter sah, so konnte andererseits die Erfahrung daß auch Unschuldige leiden den Leidenden selbst wie den denkenden Betrachter zum Hadern mit Gott, zum Zweifel an seiner Macht und Güte führen. Der Streit und die Lösung dieser Gegensätze, die ihre Berechtigung bewahren, ihre Mängel abstreifen, in einer richtigen Fassung der ursprünglichen Wahrheit ist der Inhalt der Dichtung. Dem hebräischen Geiste gemäß, der in ihr gipfelt, ist sie religiös, ist sie vorzugsweise gedankenvoll und zeigt sie ein Bestreben zu lehren, zu überzeugen. Der lyrische Grundton offenbart sich im Herzensantheil des Verfassers, der wie Goethe im „Faust" eine alte Volkssage ergreift um seine eigenen Seelenkämpfe, seine eigene Geistesgeschichte in ihr auszuprägen; er zeigt sich gleichfalls in der Art und Weise wie das innere Leben in seiner Erregung und Bewegung dargestellt wird. Aber die Form ist die epische, die erzählende, wir haben eine epische Gedankendichtung, die Mitunterredner sind Vertreter von Weltansichten, von Geistesrichtungen; ein Dramatiker hätte sie schärfer individualisiren müssen, ein Drama ist der Hiob so wenig wie Platon's „Gastmahl"; der Erzähler hält beständig den Faden in der Hand, und umspannt die Wechselreden mit dem Rahmen der Begebenheit. Aber das Wort ist echt dichterisch, keine abstracte Reflexion, sondern voll Unmittelbarkeit der Empfindung,

voll persönlichen Lebens; die Gedanken entwickeln sich aus den Situationen und gewinnen die Gewalt der Leidenschaft, und eine befriedigende Harmonie ist der Zweck des Ganzen. Echt episch ist endlich die weltumspannende Totalität, der Reichthum von Naturbildern, von Darstellungen aus dem Menschenleben in sachlicher Treue und Anschaulichkeit. Einige Schilderungen aus Aegypten und die angefügten Reden Elihu's haben sich als spätere Zusätze ergeben; sehen wir von ihnen ab, so entwickelt sich das Ganze in planvoller Geschlossenheit, und zeigt uns wie der gereifte bewußte Künstlergeist den volksthümlichen Stoff, die alte Sage zur Vollendung führt. Das Werk ruht auf der Einheit von Denken und Gesinnung, von Vernunft und Gewissen; das Ewige, das Göttliche, soll nicht blos nach dem Hörensagen, sondern nach eigener Erfahrung aufgefaßt werden; die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, das Böse meiden ist Verstand. — Der Verfasser hat nach den großen Propheten gelebt, er mag ein Zeitgenosse von Aeschylus dem Dichter des „Prometheus" gewesen sein.

Hiob ist durch Glück und Frömmigkeit ausgezeichnet und Gott freut sich seiner. Da tritt der Satan zu dem Herrn und spricht: „Recke deine Hand aus und taste an was er hat, dann wird er sich schon von dir wenden." Da gibt der Herr dem Satan Gewalt über alle Habe Hiob's, und seine Reichthümer, seine Kinder gehen zu Grunde. Er aber zerreißt sein Kleid und spricht: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt." Nun erbittet sich der Satan die Macht Hiob's Gebeine und Fleisch anzutasten, und schlägt ihn mit bösen Schwären von der Fußsohle bis zum Scheitel. Und der Dulder sitzt in der Asche und spricht: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, warum sollten wir das Böse nicht auch annehmen?" Satan vertritt das negative Princip; dasselbe ist nothwendig damit das positive sich als solches bewähre; ohne Gegensatz kein Sieg. Damit ist aber der Gegensatz aufgenommen in das harmonische Ganze; er ist, auf daß er überwunden werde und dadurch zur Verherrlichung des wahren Seins diene. Darum erscheint Satan unter den himmlischen Heerscharen, und, wie das auch Goethe im Anschluß an unsere Stelle in seinem Prolog zum „Faust" gethan, der verneinende Geist, als ein Mittel in der Hand der Vorsehung, erhält Macht sowol das der Vernichtung Werthe zu zerstören, als auch das Gute zu versuchen, damit es die Prüfung bestehe und so die Krone verdiene.

Drei Freunde kommen nun zum Unglücklichen, und ſitzen bei ihm in ſchweigender Trauer ſieben Tage lang. Wie er dann im Uebermaß des Schmerzes den Tag ſeiner Geburt verwünſcht, da verweiſen ſie ihn auf die göttliche Gerechtigkeit; er werde, meinen ſie, die Schuld ſeiner Leiden tragen, durch Sünde das Unglück verdient haben. Ihr Recht iſt die Anſicht daß That und Geſchick einander bedingen, daß eine ſittliche Weltordnung herrſcht; ihr Unrecht iſt die äußerliche Faſſung daß Gottergebenheit und irdiſches Glück nothwendig zuſammenhängen, irdiſches Unglück eine Folge von Ungerechtigkeit ſei. Hiob behauptet dagegen daß es Leiden auch ohne Verſchuldung gebe, daß wer ſo heimgeſucht werde wie er, die Befugniß erlange Gott zur Herſtellung des Rechts herauszufordern; er überſchreitet die Grenze, wenn er zum Zweifel an der Vorſehung und zum Hadern mit ihr fortgeht. Die Freunde erinnern daran daß keiner ganz ſchuldlos ſei, keiner deshalb die Ruthe Gottes verſchmähen dürfe; ſie ſchlägt und heilt. Aber wie Hiob im Zweifel ſich verdüſtert, da finden ſie eine Schuld in der Hartnäckigkeit mit welcher er Troſt und Ermahnung zurückweiſt, in der Vermeſſenheit ſeiner Reden. Sein ungeheueres Leiden erwägend wünſcht er wenigſtens nach dem Tode Anerkennung; aufweinend zu Gott findet er die Hoffnung der Erlöſung:

O würden meine Worte doch aufgeſchrieben, verzeichnet in ein Buch,
Eingegraben zum Zeugniß in den Fels mit Eiſengriffeln und Blei;
Denn ich weiß: mein Erlöſer lebt und wird als der letzte auf den Platz ſich ſtellen;
Aus meiner Haut heraus, die man zerſchlagen, in meinem Leibe werde ich Gott ſchauen,
Ich werde ihn ſchauen mir zugethan, mein Auge wird ihn ſehen und nicht als Feind.

Dann aber wendet er ſich mit einſchneidender Kraft gegen den Lauf der Welt, gegen das Wohlleben, die Macht, das Glück ſo vieler Ungerechten, deren Leuchte nicht erlöſche, die auch im Tode geehrt würden; gegen die Verfolgung der Unſchuldigen durch böſe Gewalthaber, gegen die ſchwere Noth der Zeit. Er erkennt die göttliche Weisheit und Gerechtigkeit an, aber ihre Wege ſind ihm geheimnißvoll und dunkel. Dadurch motivirt er die Offenbarung Gottes, der nun ſelber eintritt und Hiob die Hüfte zum Kampf gürten heißt. Es wird die Herrlichkeit Gottes in der

Natur und ſein Walten in dem Gewiſſen und Geſchick der Menſchen geprieſen; ihm ſollen wir unſere Sache vertrauensvoll anheimſtellen. Das Leid Hiob's war Prüfung und Läuterung, er erhält das Verlorene wieder und lebt mit den Seinen glücklich.

Die hebräiſche Lyrik ward mit muſikaliſcher Begleitung vorgetragen; der Tempeldienſt entwickelte die Muſik. Es wird des hellen, ſchmetternden, erſchütternden Charakters der Inſtrumente gedacht; Hörner und Harfen waren beſonders beliebt. Die Harmonie war noch unausgebildet, das Melodiſche, das Rhythmiſche namentlich wog vor. Daß bald einzelne Stimmen nacheinander, dann miteinander ſangen, mit Chören abwechſelten, Chöre einander antworteten und dann und wann ein allgemeiner Zuſammenklang eintrat, gab Farbe und Mannichfaltigkeit; dem Parallelismus der Gedanken geſellten ſich die Antiphonien des Geſangs.

„Wie ein Rubin im Golde leuchtet, ſo ziert Geſang das Mahl; wie ein Smaragd in ſchönem Golde zieren Lieder bei gutem Wein", ſpricht Sirach, und bezeugt uns damit wie der Geſang den Iſraeliten auch ein Ausdruck der Lebensfreude war. Er warnt zugleich: „Hüte dich vor der Sängerin, daß ſie dich nicht mit ihren Reizen fange." Und Jeſaias zürnt: „Harfen, Leiern, Pauken, Flöten und Wein ſind bei euern Gelagen, aber auf des Herrn Wink achtet ihr nicht und betrachtet die Werke ſeiner Hände nicht!"

Doch war die Muſik wie alle Kunſtübung der Hebräer weſentlich eine gottesdienſtliche, und ihre ſittlich reinigende Macht ward erkannt wenn der böſe Dämon, die Gemüthsverdüſterung Saul's vor dem Harfenſpiel David's wich. Und wie die Muſik den ſinnlichen Taumel, die Raſerei im Cultus heidniſcher Semiten begleitete, ſo war ſie den Juden ein Werkzeug prophetiſcher Begeiſterung. Ambros weiſt darauf hin daß die Prophetenſchüler dem Saul vom Hügel Gottes herab muſicirend entgegenkommen. Im Prophetenthum und ſeiner Begeiſterung konnte natürlich niemand unterrichtet werden, wol aber in der Kunde des Geſetzes und in den Formen welche den göttlichen Inhalt aufnahmen und ausſprachen, in den Formen der dichteriſchen Rede und der Muſik. Von David heißt es daß er zu gottesdienſtlichen Aemtern Propheten mit Harfen und Cymbeln erwählt. Vom Prophet Eliſa heißt es daß er ſich durch Muſik zur Weisſagung vor dem König Joſaphat anregen ließ; während der

Harfenspieler die Saiten schlug, kam die Hand des Herrn über den Propheten.

Daß auch abgesehen von der Anbetung des geistigen Gottes und vom Verbot des Bilderdienstes die Phantasie der Juden zu beweglich war um die Ruhe der in sich vollendeten plastischen Gestalt hervorzubringen, hat bereits Schnaase erörtert. Bei der Wahl und Folge der Bilder herrscht auch in der Poesie mehr die Rücksicht auf Zweck und Wirkung als auf die erscheinende Gestalt der Dinge. In Bezug auf den raschen Wechsel der Bilder analysirt Schnaase die Weissagung Ahia's aus dem ersten Buch der Könige: „Jahve wird Israel schlagen daß es wanke wie ein Rohr im Wasser, und wird Israel herausreißen aus diesem guten Lande, welches er ihren Vätern gegeben hat, und wird sie zerstreuen jenseit des Stroms." Also Jahve wird Israel schlagen; — da ist Israel personificirt, als ein für den Schlag empfindliches Wesen gedacht; die Wirkung des Schlages ist „daß es wanke". Die Personification bleibt noch, der einen starken Schlag erhält, wankt; allein das Wanken und Schwanken erinnert auch an die Pflanze welche vom Winde bewegt ist, am meisten, da im Gegensatz gegen Gott alles Irdische schwach ist, an das schwache Rohr. Es beginnt daher ein neues Bild. Der Schlag hat mit dem Rohr nichts zu schaffen, er ist vergessen, blos das Wanken wird noch beibehalten. Israel wankt also wie ein Rohr, und zwar im Wasser, denn das Rohr wächst im Wasser, der Zusatz bietet sich durch die Lebendigkeit der Vorstellung von selbst dar. So ist Israel nun mit einer Pflanze verglichen; das gibt ein neues Bild für die angedrohte Züchtigung: der Herr wird sie aus dem Boden reißen. Der Boden erinnert an das Land Palästina, welches der Herr den Juden gegeben; bei der Vorstellung der Strafe drängt sich die Erinnerung an die Wohlthat auf, an das fruchtbare liebliche Land. Mit dem Bilde der Pflanze hat dies wiederum nichts gemein, sie haftet in dem mütterlichen Boden, ihr wird kein Land gegeben. Aber so schnell schreitet die Phantasie fort daß sie diese Vertauschung wiederum nicht bemerkt, die Reihenfolge der Vorstellungen wird in eins zusammengezogen: der Herr wird Israel herausreißen aus dem guten Lande, das er den Vätern gegeben. Nunmehr aber sind wir ganz von dem ersten Bilde abgekommen; die Vorstellungen des Volks als einer Person die geschlagen wird, als einer wankenden

Pflanze sind verlassen; Palästina mit seinen Bewohnern, diese selbst stehen jetzt vor unserer Phantasie, und die Strafe wird sofort ganz anders bezeichnet: die Entfernung aus dem Lande wo sie sich so wohl fühlen, die Zerstreuung jenseit des Stroms. Wie ganz anders bleibt Homer im Bilde und zeichnet jedes Gleichniß als ein in sich geschlossenes und abgerundetes Stück der Welt mit voller und treuer Anschaulichkeit! Ihn kann der Plastiker nachbilden, dem hebräischen Dichter könnte höchstens ein Arabeskenmaler folgen; alles verschwebt ineinander.

Auch in Kanaan war es urzeitliche Sitte einen Ort wo man die Nähe der Gottheit empfunden, durch ein Steindenkmal zu weihen; man nahm gern Steine von auffallender Form oder Farbe und salbte sie mit Oel. Um einen solchen Stein zu Betel kämpften Hebräer und Kananäer wie später die Araber um die Kaaba. Die Bergeshöhe oder der Schattenraum unter altehrwürdigen Bäumen ward für heilig geachtet. Dem Hebräer war überall heiliger Boden wo sein Gott sich offenbarte. Die Erzväterzeit hatte kleine Hausgötter, Teraphim, Bilder von Holz oder Stein mit einem Ueberzug von edelm Metall. Den Schutzgott in Stiergestalt zu verehren trieb ein Hang gegen den noch die Propheten schwer ankämpften. Statt der Götterbilder gab Moses dem Volk die steinernen Gesetzestafeln, die Urkunde des Bundes mit Gott. Sie lagen in der Bundeslade. Diese war $2\frac{1}{2}$ Ellen lang, $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch, aus Akazienholz, innen und außen mit Goldblech bekleidet. Wie ein zweiter Deckel lag eine Goldplatte auf der Lade; auf ihr ruhten als Sinnbilder des Herabfahrens der Gottheit zwei Cherubsgestalten, das Antlitz einander zugewandt, das Heiligthum schirmend mit ausgebreiteten Flügeln, wie wir diese beschwingten menschenhäuptigen Stierlöwen in kolossalen Formen von Ninive her kennen.

Die Bundeslade stand in einem Zelt, der Stiftshütte; sie war das bewegliche Heiligthum der Nomaden; ihre Form behielt auch David noch bei. Sie war 30 Ellen lang, 10 Ellen breit und hoch, ein Gerüst von Bretern aus Akazienholz, durch Zapfen ineinander gefügt, durch Riegelhölzer gehalten, mit Goldblech überzogen; — an der Eingangsseite standen fünf Säulen mit ehernen Füßen und goldenen Knäufen, Teppiche zwischen ihnen statt der Thüren. Teppiche dienten statt des Daches und ein Vorhang theilte das Innere in das Heilige mit dem Opfertisch und in das Allerheiligste mit der Bundeslade. Hölzerne 5 Ellen

hohe Pfosten, durch Teppiche verbunden, begrenzten einen Vorhof von 100 Ellen Länge, 50 Ellen Breite.

Diese Stiftshütte war das Vorbild für den Salomonischen Tempel. David hatte die Zurüstungen begonnen; die Ausführung überließ er dem Sohne. Auch David hatte sich phönizischer Arbeiter für seinen Burgbau bedient; der König von Tyrus sandte an Salomo den Werkmeister Hiram Abif, einen Mann voll Weisheit, Verstand und Kunst, der zu arbeiten wußte in Gold, Silber, Erz, Eisen, Stein, Holz, in Purpur, Hyacinth und Byssus, und wußte jegliches Bildniß zu schneiden und alles kunstreich auszuführen was ihm nach dem Rath der Weisen aufgegeben ward. Der Tempel stand auf dem Berg Moria im Westen von Jerusalem; man hatte den Raum durch aufgeschüttetes Erdreich vergrößert und hohe Mauern hinter demselben aufgeführt. Der Tempel selbst war 70 Ellen lang, 20 Ellen breit, in drei Abtheilungen, einem Vorraum von 10 Ellen Tiefe, dem Heiligen, und dem Allerheiligsten, dessen Tiefe und Höhe der Länge gleich, 20 Ellen betrug, während das Heilige 10 Ellen höher war. Um die drei Außenseiten des Heiligen und Allerheiligsten zog sich ein Anbau in drei Stockwerken, jedes von 5 Fuß Höhe; über ihm ragte dann die Mauer der Mitte empor und war mit Fenstern versehen. Die Mauern waren aus sorgsam behauenen Steinquadern errichtet. Aber statt das Material und die Construction zu zeigen waren die Wände gleich dem Fußboden und der Decke mit Cedern- und Cypressenholz bekleidet, und dies im Innern wieder mit Schnitzwerk verziert, Cherubgestalten, aufbrechende Blumen, Palmen, Coloquinten, und diese Decorationen gleich den Wänden wieder mit Goldblech überzogen. Die Kostbarkeit des Stoffs war offenbar höher angeschlagen als die Schönheit der Form. Die Erinnerung an das Zelt, das Schiff, wie sie in Teppich, Holz und Metallverzierung sich erhielt, ließ bei den Phöniziern wie bei den Juden die architektonische Durchbildung des Steinbaues nicht aufkommen. Der Tempel war ein Innenbau, aber sein Inneres nicht so gegliedert daß man das Mannichfaltige in seiner Einheit und Ganzheit überschaute, sondern durch Bretterwände und Vorhänge getheilt. Im Allerheiligsten stand die Bundeslade zwischen zwei Cherubim, jeder 10 Ellen hoch; ihre Flügel waren ausgespannt also daß sie in der Mitte einander und an der rechten und linken Seite die Wand berührten; der Leib der Figuren scheint hier der menschliche gewesen zu sein, aber nach den vier

Himmelsgegenden ſchauend ſtanden auf dem Halſe vier Köpfe: des Löwen und Stiers, des Adlers und Menſchen. Die Cherubs waren aus wildem Oelbaumholz geſchnitzt und ebenfalls mit Goldblech bekleidet. Ein Räucheraltar, 10 Schaubrottiſche, 10 ſiebenarmige Leuchter ſtanden im Heiligen. Der Aubau um den Tempel wird wol anderes Geräth getragen haben. Das Aeußere wie die Behandlungsweiſe im Innern werden wir uns nach Maßgabe der andern ſemitiſchen Bauten in Phönizien und Ninive denken dürfen. Demgemäß werden wir die beiden Säulen, deren beſonders Erwähnung geſchieht, uns nicht als Träger des Gebälks der Vorhalle vorſtellen, ſondern ſie gleich ähnlichen Säulen des Tempels von Paphos, gleich den Obelisken der Aegypter freiſtehend annehmen. Sie ſtanden auf ſteinerner Baſis, und die verſchiedenen Angaben ihrer Höhe, 23 und 35 Ellen, ſcheinen daher zu rühren daß jene das eine mal mitgerechnet ward, das andere mal nicht. Der Durchmeſſer maß 4, der Schaft 18, das Capitäl 5 Ellen. Sie waren hohl, vier Finger dick aus Metall gegoſſen. Das Capitäl war ein keſſelförmiger Knauf mit Lilienblättern geſchmückt, mit Reihen von Granatäpfeln und kettenartigen Geflechten umwunden. Derartige hohe vielverzierte Capitäle ſind in Perſepolis erhalten. Die Namen der Säulen werden genannt: Jachin (er ſtellt feſt) und Boas (in ihm iſt Stärke).

Der Tempel war wie gleichfalls bei den Phöniziern von geweihten Räumen umgeben, von einem Vorhof der Prieſter und einem des Volks. Eine gemeinſame Mauer umſchloß beide, drei übereinander geſchichtete Steinreihen ſchieden einen vom andern. Im äußern Vorhof waren Wohnungen für die den Tempeldienſt verſehenden Leviten; im Innern ſtand der große Brandopferaltar, 20 Ellen lang und breit, 10 Ellen hoch, erzbekleidet; dann Opfergeräthe und ein großes Becken der Reinigung, das eherne Meer geheißen, in Geſtalt eines Bechers oder einer aufgeblühten Lilie, 5 Ellen hoch, 30 Ellen im Umfang, umkränzt von coloquintenartigen Buckeln, getragen von 12 ehernen Rindern, die alle vom Mittelpunkt nach außen gerichtet waren, je drei nach den vier Himmelsgegenden ſchauend. Altar und Geräthe waren mit Thier- und Pflanzengeſtalten verziert. Phöniziſche Werkmeiſter hatten die Herſtellung geleitet; die Ausgrabungen in Ninive und die Nachklänge der ſemitiſchen Formen in Etrurien mögen uns eine annähernde Vorſtellung vom Stil gewähren. Ein Gleiches gilt

von dem Palaſt Salomo's mit ſeinen Hallen, wenn wir das allerdings um 500 Jahre jüngere Perſepolis heranziehen.

Salomo's Tempel ſtand von 997—586 v. Chr. Nebukadnezar hat ihn zerſtört. Der Wiederaufbau, nach 70 Jahren des Exils, hielt ſich an die alten Formen ohne die Pracht und Koſtbarkeit des Stoffs. Der Umbau durch Herodes den Großen geſchah im Stil der griechiſch-römiſchen Architektur; ihn hat dann Titus zerſtört.

Auch was uns in den Büchern des Alten Teſtaments von Schilderung der Bildwerke erhalten iſt, beweiſt daß ſie den Juden fremd und neu waren; das Volk war nicht ein Volk der Bildnerkunſt, ſondern des Worts.

Die asiatischen Arier.

Die Arier in der gemeinsamen Urzeit.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat aus einer Reihe von Wurzeln die gleichmäßig in indischen, persischen, griechischen, lateinischen, celtischen, slawischen, germanischen Wörtern vorkommen, die ursprüngliche Gemeinsamkeit dieser Nationen dargethan. Solche Uebereinstimmung findet sich nämlich nicht sowol in Ausdrücken die ein Volk von dem andern entlehnt, indem es mit einem neuen Gegenstand auch die Bezeichnung überkommt, wie bei fenestra und Fenster oder bei Philosophie und Algebra, als vielmehr in den ersten und nothwendigsten Begriffen und Verhältnissen des Lebens, die sich dem erwachenden Bewußtsein überall darbieten und ausgesprochen sein wollen ohne daß ein Stamm auf den Vorgang des andern wartet. Aber auch die grammatischen Formen weisen auf eine gemeinsame Quelle und lassen die genannten Sprachen als mehr oder minder abweichende Mundarten einer ursprünglichen Grundsprache erscheinen, zu der sie sich ähnlich verhalten wie das Spanische, Italienische, Französische zum Lateinischen. Ich bin, du bist, er ist heißt z. B. im Sanskrit: asmi, asi, asti, im Zend: ahmi, ahi, asti, im Litauischen: esmi, essi, esti, im Griechischen des dorischen Dialekts: emmi, essi, esti, im Altslawischen: yesme, yesi, yesto, im Lateinischen: sum, es, est, im Gothischen: im, is, ist. Die in der Declination und Conjugation dem Stamm der Wörter angefügten Endungen waren aber ursprünglich selbständige Ausdrücke, die allmählich mit jenem verwuchsen, und das arische Urvolk mußte ein langes gemeinsames Leben geführt haben während dessen sich die Sprache zu einem entwickelten Organismus von blühendem

Formenreichthum und wunderbarem Gefüge vollendete, und dieſe Ausbildung weiſt ihrerſeits darauf hin daß auch eine großartige geiſtige Thätigkeit bereits den Grund gelegt für alles was in Staat und Sitte, Kunſt, Religion und Erkenntniß der Dinge fortſchreitend geleiſtet ward, nachdem ſich die einzelnen Völker von dem Mutterſtamm abgezweigt hatten und nun nach verſchiedenen Seiten hin ihre Eigenthümlichkeit entfalteten. Es iſt die Sprache die als eine ununterbrochene Kette von der Gegenwart bis in viel ältere Tage als irgend ein erhaltenes Denkmal reicht, und uns zu den Urſprüngen zurückleitet; durch ſie ergeben ſich für Religion und Leben, Denken und Dichten die Anknüpfungspunkte, und aus ähnlichen Erſcheinungen bei verſchiedenen Völkern ſcheiden wir das Ungleichartige aus um das gemeinſame Gleiche in aller Mannichfaltigkeit zu gewinnen, das Erbgut das die Völker aus der Heimat auf die Wanderſchaft mitnahmen, das ſie ein jedes nach ſeiner Weiſe anwandten und weiter formten.

Wir finden für Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Tochter in den meiſten indogermaniſchen Sprachen die gleichen Ausdrücke; wenn auch in einer oder der andern einmal ein altes Wort vergeſſen und ein neues friſch und ſelbſtändig gebildet iſt, ſo bleibt doch ſtets für die andern Nationen, die andern Wörter die gleiche Gemeinſamkeit. Die Wurzel pa in Vater deutet auf ſchützen und erhalten, ma in mater Mutter auf ſchaffen, ordnen, formen; man hätte auch aus anderer Wurzel den Vaternamen bilden können, aus gan, woher genitor, aus tak, woher τοκεύς, aus par, woher parens; daß aber pitar, patar, πατήρ, pater, fadar im Sanskrit und Zend, im Griechiſchen, Lateiniſchen und Gothiſchen gleichmäßig vorkommt, beweiſt nicht blos eine Wurzelgemeinſchaft, ſondern daß die Völker bereits vor der Scheidung aus den möglichen Bezeichnungen die eine gewählt hatten und als gemeinſamen Beſitz mit auf die Wanderung genommen haben. Die Begriffe, die in Vater liegen, ſtehen in einem Vers der Rigveda nebeneinander; ſtellen wir die lateiniſchen und griechiſchen Ausdrücke dazu, ſo ſehen wir wie die drei Sprachen nur mundartig verſchieden ſind. Der Vers, Gott mein Erhalter Erzeuger, lautet:

Dyaus me pitâ ganita
Deus mei pater genitor
Zeus emu pater geneter
(Ζεὺς ἐμοῦ πατὴρ γενετήρ).

Bruder (bhratar, φρατήρ, frater) bezeichnet einen der trägt oder hilft, svasar Schweſter eine die tröſtet und gefällt, svasti iſt Glück und Freude. So war auch das Verhältniß von Bruder und Schweſter durch ſchöne Namen gewürdigt ehe die Arier ſich trennten. Tochter weiſt wie θυγάτηρ auf duhitar hin, es iſt die Melkerin; der Name für das Kind des Hauſes ſtellt uns das Hirtenleben der Ahnen vor Augen. Wenn ferner noch die Römer pecunia Geld von pecus Vieh ableiten, wie viel mehr müſſen Ochſe und Kuh das hauptſächlichſte Eigenthum der Urzeit ausgemacht haben! Da wird aus go-pa Kuhhirt der Führer jeder Heerde, der König. Go-tra iſt das Gehege das die Kühe gegen Diebe ſchützt und ſie einſchließt daß ſie ſich nicht verlaufen; dann gilt es für die welche zuſammen hinter ſolchen Pfählen leben, Familie und Stammesgenoſſen. Aus dem der um Kühe kämpft wird jeder der etwas zu erlangen ſucht, ſei es durch eine Schlacht oder durch philoſophiſche Forſchung. So erkennen wir aus der Sprache das urſprünglich nomadiſche Hirtenleben.

Die Bande der Blutsverwandtſchaft, die Geſetze der Natur walten im Verhältniß von Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Bruder und Schweſter; eine entwickeltere menſchliche Geſellſchaft mit freierer Lebensbeziehung tritt uns entgegen, wenn auch die Namen für Verſchwägerung, für Schwiegerältern und Kinder, für Neffe und Enkel vorhanden ſind. Mit Herr und Herrin (potens, πόσις, πότνια, pati) werden die dem Hausweſen vorſtehenden Ehegatten bezeichnet. Damit ſteht die Frau als berechtigte Genoſſin, nicht als dienſtbar neben dem Manne; und wenn die heroiſchen Zeiten Indiens und Griechenlands durch ihre Frauenachtung ſich dem Germanenthum vergleichen, ſo erkennen wir darin das Urſprüngliche, von dem einzelne Völker ſpäter mehr abgewichen ſind. Vidaha, vidua, Witwe bezeichnet die Mannloſe; ſo lebten alſo die Frauen nach dem Tode des Mannes fort, da ein Ausdruck für ſie vorhanden war; daß einzelne in der heroiſchen Zeit in freier Liebesthat dem Manne nachſtarben, was in Hellas wie bei den Germanen vorkam, ward erſt in ſpäterer Zeit eine indiſche Satzung und als ſolche verwerflich. Bei den verſchiedenen ariſchen Nationen werden im Heroenalter Jungfrauen durch Kampfſpiele gewonnen, Brunhild wie Draupadi und Penelope, ja die Fürſtin von Ithaka ſtellt den Freiern dieſelbe Aufgabe des Bogenſpannens und des Schuſſes durch die Oehre der hintereinander aufgeſtellten Aexte, wodurch die indiſche Königs-

tochter gewonnen wird. Für die gemeinsame Urzeit nehmen wir die gemeinsame altherkömmliche Sitte der Homerischen Griechen wie der Taciteischen Germanen, der Römer wie der Indier in Anspruch, daß die Tochter des Hauses, die Melkerin, durch einen Ersatz von dem Bräutigam erworben wurde, daß er ein paar Rinder für sie bot, durch Geschenke um sie warb. Zu der gegenseitigen Erklärung und dem Kaufe traten die religiösen Hochzeitsgebräuche, ein Opfer, die Vereinigung der Hände, das Umwandeln des häuslichen Heerdes, das Ueberschreiten eines reinigenden Feuers; die Braut hing an ihrer Familie und gab ungern die Jungfräulichkeit hin; sie hielt sich am väterlichen Heerde, sie sträubte sich gegen den Bräutigam, die Heimführung glich einem Raube, und wurde noch in später Zeit wie ein solcher vollzogen.

Der Starke, der Schützer, welcher der Mann im Hause, ist der Vorsteher in der Gemeinde, der König im Stamm. Viç (vicus, οἶκος, gothisch veihs, die englische Endung wich) ist der Name für die Volksgenossen, viçpati für den König. Das Familienleben bildet die Grundlage des beginnenden Staats. Die Verfassung erscheint als eine freie, auf Selbstverwaltung gegründet: das Haus, die Genossenschaft, der Stamm sind die drei Stufen, deren jede ihren Vorstand hat, sodaß der Volksherr die gemeinsamen Angelegenheiten leitet, während die Fragen der Genossenschaften, der Familien durch deren Häupter entschieden werden. Die Organisation, das sehen wir noch in Iran wie in Deutschland, entwickelt sich von unten herauf, die freien Familien treten zur Gemeinde, die Gemeinden zum Gau zusammen, die Leitung des Ganzen ist keine despotische Herrschaft, sondern Hegemonie hervorragender Stämme und Persönlichkeiten. Rag in den Veden, das lateinische rex, das gothische reiks, das deutsche Reich erscheint als der gemeinsame Name für das Ganze und seine Führung; im Worte liegt der Begriff des Richtens im Sinne des Rechtsprechens und der Leitung auf den rechten Weg. Für König und Königin zeigt die Sprachvergleichung die gemeinsame Wurzel in Vater und Mutter: gan heißt erzeugen, ganaka ist in den Veden Vater und König, das ist das altdeutsche chunning, das englische king; Mutter heißt im Sanskrit gani, man findet die Wurzel wieder im griechischen γυνή, im gothischen qiuo, im englischen queen. So gehen die Ausdrücke aus dem Familien-

leben in das ſtaatliche Gebiet über, die Brüderlichkeit der Familie wird zur patriarchaliſchen Volksgemeinde.

Haus, Thor und Thür, zuſammengebaute Wohnungen, gemeinſame Heimat, gebahnte Wege und Stege hatten ſchon ihre Bezeichnungen; das deutet auf den Beginn der Seßhaftigkeit; daß aber Wagen und Haus noch denſelben Namen führen, erinnert an die Schäferhütte mit ihren zwei Rädern und zeigt die erſte Wohnung auf dem Wagen des Nomaden. Ja ſo weit waren die Arier davon entfernt wilde Jägerhorden zu ſein, daß die Ausdrücke für Krieg und Jagd erſt in den beſondern Sprachen eigenthümlich gebildet ſind, während die für die erſten friedlichen Beſchäftigungen gleiche Wurzeln haben. Weide, Wald, Wonne, die bei uns noch alliteriren, rücken in der alten Sprache noch zuſammen; nemus, νέμος, νόμος in ihrer Uebereinſtimmung beweiſen daß die Arier nicht auf kahlen Steppen weideten, ſondern auf den bewaldeten Bergen Hochaſiens, daß der Hain ihr Tempel war. Es wird gerade der erwachende Sinn für ein bewegteres Wanderleben mit Kampf und Sieg die einzelnen Stämme voneinander getrennt, auseinander getrieben haben; mit dem dann eintretenden Abenteuerer- und Heldenleben wurden auch die Worte dafür von jedem ſich bildenden Volk auf beſondere Art geprägt. So haben auch die Hausthiere in Indien und Europa gleiche Namen bei den Ariern, aber unter den Ausdrücken für wilde Thiere findet ſich nur für Schlange, Wolf und Bär die Spur der Uebereinſtimmung, während Hund und Schaf, Ochſe und Kuh, Pferd, Schwein, Ziege, Gans und Maus ſich als die Genoſſen der Menſchen darſtellen.

Der Stamm für Arbeit liegt in ar; ars und arare im Lateiniſchen, ἀροῦν im Griechiſchen, wie das gäliſche ar und das ruſſiſche orati weiſen auf Landbau, und der Pflug heißt aratrum, ἄροτρον, altnordiſch ardhr, ſlawiſch orado; ἄρουρα, arvum, die Worte für Saatfeld, entſpringen derſelben Wurzel, pada iſt der urſprüngliche Ausdruck für Feld. So zeigt ſich der Ackerbau in ſeinen Anfängen neben dem Hirtenleben, und yava im Sanskrit und Zend findet ſich im litauiſchen jaivas, im griechiſchen ζέα wieder, eine Getreideart wie Gerſte oder Spelt, dann der Name für Getreide, wie wir im Deutſchen den allgemeinen Ausdruck Korn für die gewöhnlichſte Feldfrucht, den Roggen, ſetzen. Svota heißt im Sanskrit weiß, und entſpricht dem gothiſchen hveit, altdeutſch wiz, Weizen; man vergleicht damit auch das griechiſche

σῖτος. Auch für Mühle läßt sich ein gemeinsamer Ausdruck nachweisen. Man unterschied zwischen rohem und gekochtem Fleisch, die Rohesser waren Barbaren. Man kannte das Salz. Man erfreute sich an einem berauschenden Getränk, einem Meth, den man aus Pflanzensäften herzustellen verstand, dessen begeisternde Kraft eine Gabe der Götter war und ihnen wieder als Opfertrank bereitet wurde. Auch Weben, Nähen und die dadurch verfertigte Gewandung war in der Urzeit bekannt, ebenso Erz und Eisen und daraus bereitete Geräthe wie Beil und Schwert, sowie gemeinsame Nachklänge in Bezeichnungen für Gold und Silber hervortönen. Das Meer war aber noch unbekannt, die Wörter für dasselbe werden in den verschiedenen Sprachen nach verschiedenen Wurzeln gebildet; aber der Nachen, die Wasserfahrt auf den Flüssen war geläufig. Auch die Zahlen von eins bis hundert in ihrer durchgehenden Gleichheit sind ein Beweis für ein längeres gemeinsames Leben und ein mitgenommenes Erbe aus der Urheimat; gleichfalls der Mond und seine Verwendung als Zeitmaß im Monat.

Noch war jedes Wort die verstandene dichterische Bezeichnung einer Sache, der Ausdruck einer hervorstechenden Eigenschaft, in der man das Wesen erkannte und danach das Ding benannte; man fühlte noch diesen lebendigen Sinn in den Ausdrücken. Wir können von Tochter kein männliches Wort bilden, der Sohn war nicht der Melker; ebenso hat das griechische δαήρ, Schwager, keine weibliche Endung für Schwägerin, weil das alte Wort den Spielgenossen bedeutete, den jüngern Bruder des Mannes, der bei der Frau zur Gesellschaft zu Hause blieb, während der ältere auswärts beschäftigt war; dieser Spielgenoß war nicht verheirathet! Jedes Wort war ein Wesen, und wenn auch jetzt Sommer und Winter, Tag und Nacht, die Zeit nur allgemeine Zustände bezeichnen, ursprünglich sind sie nicht Beschaffenheiten, Vorgänge an den Dingen, sondern selbständige handelnde und leidende Wesen. Der Tag bricht an, die Nacht kommt oder flieht, Sommer und Winter kämpfen miteinander, das sind Ausdrücke die wir noch gebrauchen, die Alten empfanden das Bild, die Personification war ihnen lebendig, wo sie Erscheinungen, Wirkungen sahen, da erblickten sie auch als Grund und Träger derselben ein thätiges Wesen. Ins Bild kleidet sich der Gedanke, durch Sinneseindrücke wird die Seele zu Vorstellungen und Ideen angeregt, und diese, Erzeugnisse ihrer innern Kraft und Wesenheit,

kann ſie nur durch die Bezeichnungen der Naturerſcheinungen äußern, die ſolche hervorgerufen haben, beide ſind dadurch von Haus aus miteinander verknüpft oder in eins geſetzt. Wir haben bei allen Ariern gemeinſame Ausdrücke für Auffaſſung des Geiſtigen und Sittlichen, für Wiſſen, Lieben, Haſſen, Leben und Tod, wir haben ein gemeinſames Wort für Gott.

Wir ſahen in der Gottesidee das Ideal der Vernunft: unſer Denken befriedigt ſich nur in der Erkenntniß eines erſten und höchſten Princips, dem einigen Grund aller Vielheit und aller Wirklichkeit; und der Menſch könnte ſich und die Dinge nicht als endlich und unvollkommen bezeichnen, wenn ihm nicht die Anſchauung des Unendlichen und Vollkommenen innerlich gegenwärtig wäre und er von ihr alles durch die äußere Erfahrung Gebotene unterſchiede. Wir fragten was denn nun jenes Ideal der Vernunft, das Göttliche als das Unendliche und zugleich als eine wohlthätige und wiſſende Macht im Gemüth der jugendlichen Menſchheit erwecken, an welchen ſichtbaren Gegenſtand dieſer Gedanke ſich als an ſeinen Träger heften konnte, und fanden: es iſt der Himmel, der allumfaſſende, der mit ſeinem Licht alles erleuchtet und allem Lebenswärme und Gedeihen verleiht. Forſchen wir nun was denn bei der großen indogermaniſchen Völkerfamilie das gemeinſame Wort für das Göttliche ſei, ſo führt uns dies gleichfalls auf den lichten Himmel hin. Die Wurzel div leuchten liegt dem indiſchen devas Gott zu Grunde; damit ſtimmt das perſiſche daeva, das griechiſche θεός und θεῖος, das lateiniſche deus und divus, das litauiſche diewas, das irländiſche dia; tivar heißen in der Edda Götter und Helden. Die urſprüngliche allgemeine Benennung Gottes hat ſich auf die höchſten Götter der Griechen und Römer auf den germaniſchen Schlachtgott übertragen, dieſer heißt nordiſch Tyr, altdeutſch Ziu; das t oder d wird in der Lautveränderung mit einem Hauch ausgeſprochen, asperirt zu Ds = Z, oder zu Dj; und ſo iſt Deus, im äoliſchen Dialekt noch genau daſſelbe Δεύς, zu Ζεύς geworden, und Jupiter iſt aus Dju pater entſtanden, der Genitiv Jovis deutet auf den umbriſchen Namen Diovis. Jupiter = Diespiter = Ζεὺς πατὴρ = Diupati, Divaspati der Indier, heißt der himmliſche Vater. Der Himmel bezeichnet Gott wie wir noch jetzt ſagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen; sub dio (unter Gott) heißt den Lateinern unter freiem Himmel.

Es ergibt ſich auf ſolche Art daß der Glaube an Einen

Gott das ursprünglich Gemeinsame war. Aber auch der mythologische Proceß und mit ihm das Hervortreten mannichfacher Göttergestalten hatte schon vor der Scheidung begonnen, wir sehen das aus übereinstimmenden Götternamen, aus besondern Sagen und Gebräuchen die sich bei den Völkern finden. Die Aehnlichkeit beruht so wenig auf Entlehnung, daß vielmehr manches das in der Fortgestaltung im Lauf der Geschichte den Hellenen oder Germanen selbst seinem anfänglichen Sinne nach dunkel wurde, jetzt nach den vedischen Studien sich uns wieder aufhellt, oder eine deutsche Bauernsitte uns eine Stelle in altindischen Hymnen verständlich macht. Und wenn wir noch in den Veden die mythologischen Bilder auftauchen, verschwinden oder fest werden sehen, wenn sie als kindlich tiefe Räthselspiele des dichtenden Geistes erscheinen, so müssen wir diese Flüssigkeit der phantasievollen Gestaltung, dies Durchsichtige, Schwebende noch in höherm Grade für die Urzeit annehmen. Es ist kein theologisches, verständig geordnetes oder in Satzung erstarrtes System vorhanden, sondern eine religiöse und zugleich dichterische Auffassung der Dinge; man veranschaulicht eine geahnte, geglaubte Gottesmacht wiederum durch die Erscheinungen in welchen der fromme Sinn ihr Walten wahrnahm. Es war der Gegensatz des Männlichen und Weiblichen, des Form- und Stoffgebenden, des Geistes und der Natur, der zuerst dazu trieb dem männlich gedachten Schöpfer und Herrn der Welt eine weibliche Göttin zur Seite zu stellen. Die alten Weisen haben Himmel und Erde geehrt, heißt es in einem Liede der Veda, gleichwie die Griechen Uranos und Gäa, Zeus und Dione als älteste Götter nennen, aus deren Umarmung alle Wesen hervorgehen. Es war der Gegensatz von Licht und Finsterniß, es waren einzelne Erscheinungen ihres Kampfes, einzelne Träger desselben, was zunächst die Gemüther ergriff, woran sich zugleich die sittlichen Gefühle, die idealen Ahnungen entwickelten. Die Sonne trat zuerst neben dem lichten Himmel als sein Sohn, als die hervorragende Offenbarung oder Gestaltung seiner allgemeinen Macht, als der Träger und Kern seines Lichts für sich hervor. Dem Sonnengott ging aber jeden Tag die Morgenröthe voran, bald seine Mutter, bald seine Tochter, bald seine Geliebte genannt, je nach der Beziehung die der eine oder andere gerade hervorhob. Sie breitet sich am Himmel aus um der Welt den Tag anzukündigen, aber sie verschwindet vor der Sonne, flieht vor ihr, stirbt in ihrem Kuß, in der Umarmung

des Geliebten, und der Sonnengott ſucht nach ihr bis ſie am Abendhimmel ſich wiederfinden. Helios bei den Griechen und Surjas bei den Indiern, Uſha bei den Indiern, Eos bei den Griechen, Aurora bei den Lateinern, Oſtera die deutſche Göttin des Oſtens, Aufgangs und Frühlings, deren Nachklang wir im Oſterfeſte haben, weiſen nicht blos ſprachlich auf die gemeinſame Herkunft, auch die Dichtungen von Apoll und Daphne, von Kephalos und Prokris, von Eos und Tithonos empfangen von hier aus ihr Verſtändniß, ſind Fortgeſtaltungen der urſprünglichen dichteriſchen Auffaſſung der Beziehungen von Sonne und Morgenröthe. Die Sonne erſcheint auch als das Auge des höchſten Gottes, der alles mit ihr überſchaut, und das Stirnauge Polyphem's, das eine Auge Wodan's finden hier ihre Deutung; ſie heißt den Griechen des Zeus allſehendes Auge, und in den Veden das Antlitz der Götter, das Weltauge. Asvinen und Aspinen bei Indiern und Parſen, Dioskuren bei Griechen und Römern, Alces bei den Germanen ſind die erſten hervorbrechenden Lichtſtrahlen, die nach der Nacht oder nach dem Sturm als freundliche rettende Genien, als glänzende Jünglinge erſcheinen. Vertritt die Sonne vornehmlich den Tag (als Mithra der Perſer und Indier), ſo ſtellt ſich ihr das überdeckende Element, das Himmelsgewölbe, der Sternenhimmel als Uranos oder Varuna zur Seite; die allumfaſſende, allerhaltende, allem ſein Maß gebende Gottesmacht wird in dieſem beſonders angeſchaut, während die wohlthätige, lebenerweckende geſtaltende Kraft des Höchſten in der Sonne waltet.

Der Höchſte aber, der Herr des Himmels, entfaltet ſeine Herrlichkeit und ſiegreiche Stärke beſonders im Gewitter. Er iſt der Blitzende, Donnernde, im Wetter die Welt Reinigende, im fruchtbaren erquickenden Regen Beglückende. Finſtere Mächte haben die Waſſer des Himmels geraubt und wollen ſie feſthalten, haben die Sonne mit ihrem goldenen Strahlenſchatz des Nachts in ihre Gewalt bekommen oder in Wolken verborgen; aber der Lichtgott erſcheint als der Retter, Helfer und Rächer, und das Gewitter iſt der Kampf in welchem er die Feinde beſiegt. Da ſind die Winde ſeine Genoſſen. In ihnen fühlt der Menſch ſich zugleich von den Geiſtern der Ahnen umweht, und er ſieht in jenen bald eine zerſtörende, bald eine wohlthätige Macht, wenn ſie jetzt verheerend einherbrauſen, jetzt den erſehnten Regen bringen und dann wieder das düſtere Gewölk verſcheuchen und die Klarheit des

Himmels zurückführen. Die Kämpfe des Zeus mit den Titanen, des Donar mit den Riesen, des Indra mit den Rakshasas haben hier ihre gemeinsame Grundlage; sie zeigen den Gott wie er die Naturordnung im Kampf mit widerstrebenden Gewalten begründet und aufrecht hält. Und der Gegensatz von Licht und Finsterniß ist das Bild des großen Widerstreits in welchen sich der Mensch hineingesetzt sieht, alles Wohlthätige, Geordnete, Gute, Wahre verknüpft er dem Licht, alles Feindselige, Wüste, Böse, Trügerische, Unheimliche der Finsterniß; die sich daran entwickelnden sittlichen Begriffe, wie sie besonders der Parsismus darstellt, haben hier ihren Ausgangspunkt.

Die Wolkenformen haben von je die Phantasie erregt. Den Hirten lag es nahe die regenspendenden Wolken als die milchgebenden Kühe des Himmels anzusehen, und wie der Volksmund noch jetzt den Cyrrhus, der an die weißflockige Lämmerheerde erinnert, Schäfchen nennt, so mochte ein vorüberstürmendes Gewölk als Roß oder Ziege aufgefaßt werden, und so ist die Gewitterwolke die Aegis oder Ziege des Zeus und Böcke ziehen den Donnerwagen Thor's. Aber auch als Wasserfrauen wurden die Wolken personificirt, die bald den machtvoll strömenden Regen aus Krügen gießen, bald die feinsprühenden Tropfen durch ihr Sieb fallen lassen. Die Vorstellung des Luftmeers ließ die Wolken als Wogen und Brunnen oder als Schiffe erscheinen, und dann standen sie wieder fest und thürmten sich auf wie hochragende Berge am Horizont. Solche Anschauungen, die sich durch die Sagenkreise und Dichtungen der verschiedenen Völker hinziehen, haben ihre gemeinsame Grundlage.

Es ist Indra bei den Indiern der als Regen- und Gewittergott mit seinem Donnerkeil die Tiefen der Berge öffnet daß sie die Quellen wieder hervorsprudeln lassen, oder den Dämon tödtet der die Wolken entführt, den verhüllenden Wolkendrachen, der den Regen der Erde vorenthalten wollte; die freibewegliche Phantasie nimmt bald das eine bald das andere Bild. In diesem Kampf steht ihm Trita als Genoß zur Seite, oder dieser ist es der die That vollbringt. Als der Wehende wird Trita angerufen daß er das Feuer anhauche; so ist er der Wind, der Sohn und Gebieter der Wasser die den Himmel als Dünste umwogen. Die farbigen Wolken ziehen auf der Himmelsau wie weidende Kühe dahin, bestimmt gleich diesen die Menschen zu nähren; ein feindlicher böser Dämon hat sie hinweggetrieben, oder haust in Berges-

kluft und hält die Quellen im Felsenschloß gefangen. Der Blitz spaltet die Felsen und zerreißt die dunkle Hülle die der nächtige Unhold am Himmel ausgebreitet, und die Erde ist wieder fruchtbar, der Himmel wieder heiter und blau. Von dem persischen Lichtgott Mithra und seinem Rinderraub erzählen spätere römische Erwähnungen ohne den Zusammenhang zu verstehen; das Ursprüngliche war gewiß die Wiedergewinnung der Wolken als himmlischen Heerden. Und was vedische Hymnen von Indra und Trita singen, das erzählt die Avesta von Thraêtôna, dem Feridun (Phreduna) Firdusi's: er erschlägt die verderbliche Schlange mit drei Rachen, drei Schwänzen, sechs Augen und 3000 Kräften. Thraêtôna's Vater Aptwja findet sich wieder in Trita's Vater Aptja; die Schlange heißt parsisch azhi, indisch ahi, und in den Veden wird gesungen:

Von Indra gesandt schritt Trita zum Kampf,
Den dreiköpfigen mit sieben Schwänzen schlug er
Und befreite aus Tvashtra's Gewalt die Rinder.

Das Ringen zwischen Licht und Dunkel, zwischen Fruchtbarkeit und Dürre, die wohlthätige Gottesmacht die der Mensch im Sieg über die finstern Gewalten sieht, welche ihm den Regen vorenthalten, ist die altarische Grundlage des Mythus. Trita ward in Indien von Indra überwachsen, den die Perser nicht kennen, diesen blieb die Sage vom Drachenkampf, und sie gaben ihm einen wesentlich ethischen Gehalt. Der Kampf steigt, mit Roth zu reden, vom Himmel auf die Erde, oder er steigt hinauf aus dem Reich der Naturerscheinungen in das sittliche Gebiet; der Streiter Thraêtôna wird ein menschlicher Held, seinem Vater geboren und den Menschen zum Heil gegeben für die fromme Uebung des Homcultus; der Drache den er schlägt ist eine Schöpfung des bösen Machthabers, ausgerüstet mit dämonischer Gewalt damit er die Reinheit der Welt zerstöre, der Held steht als ein Führer im fortwährenden Kampf des Guten und Bösen. In der persischen Heldensage endlich bei Firdusi ist Feridun ein König im Kampf gegen einen volkbedrückenden Tyrannen, das Gut das er demselben entreißt ist die Freiheit und Zufriedenheit des Volks. Wenn er aber den Zohak nicht tödtet, sondern in eine Felsenkluft einschließt, so ist das ein Nachhall des stets sich erneuernden Naturkampfes, wo der Drache nicht stirbt, sondern stets von frischem besiegt wird. Indra heißt der Tödter Vritra's,

des Verbergers; denselben Namen (Verethrajan = Vritrahan) führt auch Thraêtôna, das Wort bezeichnet im Altpersischen den Siegreichen. Und daß der Drache der Avesta die Wolkenschlange, erkennen wir wenn derselbe Wasser und Wind um Kraft bittet; daß der Tyrann Zohak der alte Drache, klingt bei Firdusi noch nach, wenn ihn der böse Geist auf die Schulter geküßt und da ihm sofort zwei schwarze Schlangen erwachsen, die ihm nicht Ruhe lassen bis er sie täglich mit Menschenhirn füttert.

Auch in Aegypten bekämpft der Lichtgott Ptah die Schlange der Nacht, und dies mag uns noch höher in die Urzeit hinaufweisen. Aber auch in Hellas, Italien, Deutschland sehen wir die Spuren des ursprünglichen Mythus durch mannichfaltige Formen und Umbildungen durchschimmern, und gewinnen in ihm den Schlüssel zu ihrer Deutung. Da ist der Sonnengott Apollon der den Python erlegt, der Sonnenheld Herakles, der die lernäische vielköpfige Hydra bezwingt, der die von Kakus geraubten Rinder wiedererobert und den Räuber erschlägt, ja im Hund Orthros, den er bändigt, will Max Müller sprachlich den Vritra erkennen. Da ist der Sonnenheld Bellerophontes, der die feuerschnaubende löwenmähnige Ziege, wieder eine Personification der Wetterwolke, überwältigt, und den sein Name „Tödter des Belleros" ganz direct hier anknüpft, wenn wir mit Pott darin die hellenische Form für Veretra erkennen dürfen. Da ist der Sonnenheld Perseus, der die Jungfrau Andromeda von dem Ungeheuer der Tiefe befreit, und die Drachenkämpfe des indischen Karna, des celtischen Tristan, des germanischen Siegfried haben hier die gemeinsame Quelle. In der nordischen Mythologie ist es der Licht- und Sonnengott Freyr, der die Dämonen, Drachen und Riesen schlägt, die das Tagesgestirn mit Wolken und Winternacht verhüllen, der göttliche Frauen aus der Haft der Unholde erlöst. Der Blitz ist als Waffe der Götter die funkelnde Lanze oder der hammergestaltige Donnerkeil. Der Blitz zuckt wie eine Schlange am Himmel dahin; es ist aber wieder auch die Wetterwolke die ihn hervorsprüht, ein feuerspeiender Drache. Und dieser Drache, die dunkle Wolke, hat die Sonne verborgen, hat den Schatz des Sonnengoldes geraubt, das der Held ihm wieder abgewinnt, oder der Held rettet die Wasserjungfrau aus der Gewalt des Ungeheuers, wie Perseus die Andromeda, Siegfried im kleinen Heldenbuch die Chriemhild, und noch bei Gottfried von Strasburg ist Isolde der Kampfpreis für den Drachen-

ſieger, und Triſtan gewinnt ihn. Der urſprüngliche Göttermythus iſt die gemeinſame Grundlage für die Heldenſage geworden, dieſe aber ward nach den Lebenserfahrungen im Heroenalter der verſchiedenen Nationen mannichfach ausgebildet.

Ich habe die Sonnenhelden genannt, die urſprünglich Götter waren, deren Lokalcultus aber dann einem gemeinſamen Sonnengotte wich, dem ſie als Heroen zur Seite traten, wie Herakles, Bellerophon, Perſeus dem Apollon; das Verwandte in ihren Geſchichten iſt altariſches Erbgut. Alle die Genannten ſind wie Karna, Siegfried, Triſtan einem andern und zwar einem Schwächern unterthan, aber gerade in ihrer Dienſtbarkeit entfaltet ſich ihre Herrlichkeit und erringen ſie um ſo höhern Ruhm: es iſt die Sonne die nach dem Willen des Weltordners am Himmel ihre Bahn geht Licht und Wärme ſpendend, die Ungeheuer der Nacht verſcheuchend oder vertilgend, den Menſchen, ſchwächern Weſen als ſie ſelbſt, zum Dienſt. Wie die Sonne vielfach als Sohn des Himmelsgottes dargeſtellt wird, ſo leiten dann auch die Sonnenhelden vom himmliſchen Licht ihren Urſprung ab: Siegfried in der Wilkinaſage, Karna im indiſchen Epos, Perſeus in der griechiſchen Mythe ſind die Söhne einer Erdenjungfrau und des Lichtgottes; das himmliſche Licht ergießt ſich als goldener Regen und dringt in die Tiefen des Dunkels, das die Danae in ihrem unterirdiſchen Verlies umfangen hält. Und wenn nun die neugeborenen Knaben alle drei in einem gläſernen Kaſten oder einem Binſenkorbe den Fluten eines Stroms oder des Meeres übergeben werden, ſo erinnert uns das einmal an Helios, den die Wogen des Okeanos von Weſten nach Oſten tragen während er in goldenem Becher ſchlummert, und iſt andererſeits das Naturbild der von den Wellen dahingewiegten, geſpiegelten Morgenſonne die gemeinſame Grundlage. Wie Perſeus von Schiffern auf Seriphos, ſo wird Karna vom Fuhrmann Adhirata, Siegfried vom Schmied Mimer aufgenommen und dann in das Abenteuer des Drachenkampfes ausgeſandt.

Wenn Baldur, Siegfried, Achilleus, Meleager, Kephalos und der perſiſche Sijawuſch als reine lichte Jünglingsgeſtalten in der Jugendblüte ſterben, ſo iſt das urſprünglich die Sonne die auch jeden Tag in voller Kraft dahinſinkt oder nach kurzem ſommerlichen Lauf vom Todesdorn des Winters getroffen wird. Die Sonne aber verläßt ihre Geliebte, die Morgenröthe, oder ſie hat im Frühling die Erde vom Winterſchlaf geweckt, ihr die

Liebeswonne der Sommerzeit geschenkt, aber in deren Mitte sich gewandt, und nun geht ihre Bahn selber abwärts, und die Nacht oder der Winter gewinnt Gewalt über sie. So verläßt Siegfried die Brunhild, die er ins Leben wach geküßt, deren Panzer er mit strahlendem Schwert gespaltet, und ist selber dem Verhängniß verfallen. Die Sonne neigt sich nach Westen, der Region des Untergangs, der Finsterniß; die Abendröthe glänzt ihr entgegen wie eine neue Geliebte und empfängt sie, aber Kuß und Umarmung sind tödlich, die neuen Genossen, ursprünglich Feinde, halten keinen Bund, ihre böse Natur bricht durch, die Sonne erliegt ihrem Verrath, ihrer Tücke. So hat Siegfried den Nibelungen, den Nebelheimern, den Söhnen des Dunkels sich zugeneigt um Chriemhild zu gewinnen, so Sijawusch eine Königstochter von Turan, Achilleus eine Tochter des feindlichen Toerkönigs gefreit: verrathen fallen sie alle drei sammt dem indischen Karna. Sie waren unverletzlich in ihrer Reinheit, nun trifft sie aber der Meuchelmord in die Ferse, in die Kniekehle, in den Rücken. In den Namen Hagen's und Ardschuna's birgt sich der Dorn, der Stachel des Todes; Firdusi's Isfendiar ist nur durch einen schicksalsvollen Zweig zu verletzen, den Rustem bricht, Baldur in der Edda nur durch eine Mistelstaude, die allein nicht zur Schonung des Götterlieblings vereidigt war; auch darin also klingt noch ein Ton der Urzeit nach. Wie aber bei den getrennten Völkern das Heldenalter eintrat, wie sie ihre geschichtlichen Erlebnisse hatten, da erinnerte die strahlende Kraft, das Geschick, der frühe Tod einzelner herrlichen Jünglingsgestalten an die alte Naturmythe, und indem beides ineinander verschmolz und im Menschlichen das Sittliche hervorgehoben wurde, haben wir im Epos der Indier, Perser, Griechen und Germanen dann das nach den verschiedenen Lebenserfahrungen und der verschiedenen Auffassungsweise mannichfach gestaltete, seiner Grundlage nach aber einheitliche poetische Gebilde eines jugendlich reinen Helden voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Beziehung zum Feindseligen, Niedern oder Unreinen eingeht, wie zur Sühne dafür von dessen Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüte der Jahre, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf der sich an seinen Tod knüpft.

Der Kampf zwischen Sommer und Winter, den noch unsere Volkssitte bewahrt, ist der weiter ausgesponnene Kampf zwischen Nacht und Tag. Sie sind Vater und Sohn, aber sie haben ge-

trennt voneinander gelebt, sie kennen einander nicht und bekämpfen nun einander auf Tod und Leben, bis einer von der Hand des andern fällt. Wie Shakspeare noch im Gemälde des Bürgerkriegs den Sohn mit der Leiche des Vaters, den Vater mit der Leiche des Sohnes vorführt, so boten die Abenteuer der Wanderzüge Gelegenheit zu solchen Erfahrungen; in Hildebrand und Hadubrand der deutschen, in Rustem und Sorab der persischen Heldensage hat man längst das Entsprechende gesehen, es gesellt sich ihnen bei den Griechen Odysseus, der nach Eugammon's Telegonie nach langer Abwesenheit aus Thesprotien wieder nach Ithaka kommt; sein Sohn Telegonos sucht den großen Vater, und erst als Odysseus tödlich verwundet ist, folgt die Erkennung. Die identische Grundlage wird auch hier eine ursprüngliche Naturmythe der Urzeit sein.

Die Sonne brachte das Leben, brachte den Tag und den Frühling; aber im siebenmonatlichen Winter kam sie in die Gewalt der Dämonen der Finsterniß und des Frostes, oder sie war entrückt und gebannt in den Wolkenberg, aus dem sie dann hervortrat um den Weltbaum wieder grünen zu machen; sie war hinabgegangen in die Unterwelt, nun kam sie wieder hervor um von neuem von ihrem Reiche Besitz zu nehmen. Da erscheint der Frühling zuerst unkenntlich, unansehnlich, verwildert, wie ein Bettler, bis er sich königlich enthüllt und seine Gattin, die Natur, von den bösen Freiern, den winterlichen Mächten befreit, die sich an seine Stelle gedrängt hatten; nun erliegen sie seinen Strahlenpfeilen. Bei den Völkern die in warme Länder zogen, am Ganges und in Jonien trat diese Dichtung in den Hintergrund, während sie von den nordwärts hausenden Germanen fortgebildet wurde. Indeß feierte man in Delos und Milet alljährlich im Herbst und Frühling die Abreise und Wiederkunft Apollon's, und die delphische Sage läßt ihn, als er den Drachen Python getödtet, zur Sühne des Mordes bei Admet dienstbar werden. Auch die indische Sage ist erhalten daß Indra, als er den Vritra getödtet, geflohen sei und sich zur Buße am äußersten Ende der Welt in einem Teich verborgen habe; da verdorrte und verschwand das Leben der Natur, während ein frecher und stolzer Freier Indra's Gemahlin zur Gattin begehrte; der zurückkehrende Gott tödtet den Thronräuber und Nebenbuhler und beglückt wieder die Welt mit seiner Herrschaft. Und wie Wodan's Bergentrückung und Schlummer im Felsensaal auf Karl den Großen

und Friedrich Rothbart überging, wie seine siebenmonatliche Winterabwesenheit und seine Wiederkehr um Gattin und Reich zu behaupten auf Heinrich den Löwen übertragen ward, so hat die alte mythologische Erinnerung bei den Hellenen einen Niederschlag in der Heldensage gefunden: es ist Odysseus der aus der Unterwelt, der aus der Grotte der Verborgenheit, der Kalypso, heimkehrt in Bettlergestalt um seine Penelope den Freiern wieder abzugewinnen. Der verdorrte Baum welcher wieder aufgrünt wenn der aus dem Berg hervorbrechende Kaiser an ihn seinen Schild hängt, ist der Weltbaum, der bei der Rückkehr des Frühlingsgottes sich neubelebt. Auch in ihm ist ein schönes Bild der arischen Urzeit erhalten. Wir kennen die Esche Ygdrasil der Edda, deren Wurzeln in der Tiefe gründen, deren Zweige in den Himmel reichen und die Sterne als goldene Früchte tragen, an deren Stamm die Nornen sitzen; wir finden auch in den Veden den unvergänglichen himmlischen Feigenbaum, dessen Wurzeln wieder aufwärts, dessen Zweige wieder abwärts gehen, in dem alle Welten beruhen, aus dem die Götter Himmel und Erde gezimmert, der alle Früchte trägt, von dessen Laub der Göttertrank niederträufelt. Ich lasse es dahingestellt ob anfänglich der Wetterbaum zu Grunde liegt, eigenthümlich gestaltete Wolken die in langen vielverzweigten Streifen dahinziehen, aber ich glaube die Anschauung der Natur als einer in der Tiefe wurzelnden, zum Himmel sich erhebenden, allernährenden Pflanze als eine altarische bezeichnen zu dürfen, und erinnere an den Lebensbaum der Semiten.

Die Griechen lassen sich menschlich gestaltete Götter in Thiere, Menschen in Pflanzen verwandeln; das ist vielfach eine Rückbildung in die Formen, welche man anfänglich den in den Naturerscheinungen waltenden Mächten gegeben; wo man Wirkungen sah, da ahnte man als Ursache ein selbständiges, beseeltes Princip, und wenn die Wahrnehmung der Erscheinungen einen Anklang an thierische Formen und Lebensäußerungen bot, so sah man ein thierartiges Wesen in ihnen. Wir gedenken der Wolkenkühe, der lichten Strahlenrosse die den Sonnenwagen ziehen. Die Griechen sagen daß Poseidon die Demeter verfolgt, die sich in eine Stute verwandelt, sodaß er als Roß sie bewältigt; in den Veden ist es die Sturmwolke, die Saranja, die wie ein wildes Roß am Himmel dahinbraust, und der lichte Himmelsgott gesellt sich ihr zu Jama's Erzeugung. Der patriarchalische Hirt hat den Hund

als Wächter des Hauses, als Diener auf der Weide; so senden in den Veden die Götter die Hündin Sarama aus, den Wind, das Versteck der himmlischen Kühe, der Wolken, aufzuspüren und sie heranzutreiben. Von Sarama stammt der rothbraune Hund Sarameyas, der angerufen wird die Menschen in Schlaf zu bringen, das Haus in der Nacht zu bewachen, die Räuber wegzubellen, Reichthum an Rossen und Rindern zu mehren. Ein anderer Sarameyas ist bei Jama dem Gott der Unterwelt und holt ihm die Seelen der Menschen hinab. Mit Sarameyas hat Kuhn den Hermeyas oder Hermes der Hellenen zusammengestellt, der die Kühe Apollon's, die lichten Wolken, vor sich hertreibt, und damit ein Luftwesen ist wie Sarameyas, und ebenso die Habe und das Haus der Menschen behütet, sie einschläfert und die Seelen in das Jenseits geleitet. Jama's Hunde kennen und bewachen den Todtenweg wie der griechische Kerberos, dessen Namen Weber durch das Beiwort karbura, çavala, dunkel, buntgefleckt, erklärt, das Sarameyas in den Veden hat. Der himmlische Weg, den Götter und Selige wandeln, die Brücke zum Himmel ist der Regenbogen. Die Auffassung der Seele als Lebenshauch, der im Winde wieder von dannen zieht durch die Wolken in den Himmel, der Schiffer der die Todten über das Wolkenmeer fährt, die Personification des im Wind waltenden Götterwillens als eines Götterhundes, der die Wolken jagt und die Menschen im Leben und Tod bewacht und geleitet, ist urarische Anschauung; wir erinnern in Bezug auf den letztern an den schakalköpfigen Anubis der Aegypter.

Der Blitz ist eine feurige Schlange; aber wir nennen ihn auch geflügelt; der Vogel der mit seinen Schwingen auf- und niedersteigt, wird das Bild für alles Schwebende, zwischen Himmel und Erde sich Bewegende. So kam ursprünglich der Blitz, der Regen als ein Vogel aus der Wolke, und dann ward es ein Vogel der sie heruntertrug. So ist auch die Sonne ein Vogel, ein Schwan oder Adler. Das klingt in den spätern Mythen vielfach nach; ein Adler trägt den Blitz des Zeus und führt den Spender des Göttertranks, den Ganymed, zu Zeus empor, oder Zeus hat ihn in Adlergestalt selbst geraubt; Indra als Falke, Odin als Adler holen den im Wolkenberg gefesselten Meth, den Begeisterungstrank der Unsterblichkeit. Die Seele, das Lebensprincip des Menschen, ward als ein himmlischer Funken aufgefaßt, ein geflügelter Blitz aus der Wolke; noch jetzt bringt im

Volksmund ein Storch die Kinder aus dem Wolkenbrunnen; als Vogel oder Schmetterling verließ im Volksglauben die Seele den Leib. Der Feuerbringer Prometheus iſt auch Menſchenbildner, und Jama, den wir ſogleich näher kennen lernen, iſt das Kind des Lichts und der Sturmwolke. Man verfährt noch heute in Deutſchland bei Anzündung eines Nothfeuers, über welches das Vieh bei einer Seuche zur Reinigung gehen muß, man verfährt noch heute ganz gewöhnlich in Indien wie im ariſchen Alterthum: auf einer in der Mitte vertieften Scheibe von weichem Holz wird ein Stab von härterm Holz aufgeſtellt und zwiſchen den Händen oder mittels eines Seiles in eine raſch drehende Bewegung geſetzt, oder es wird auf ſolche Art ein Pfahl in der Nabe eines Rades um ſich herum gedreht, bis ein Funke hervorſpringt, den man in Werch, Moos oder Heu auffängt. So dachte man ſich auch das Anzünden des himmliſchen Feuers im Sonnenrad oder in der Wetterwolke; aus der Sonne, dem Feuerrade, ward dann der Wagen des Sonnengottes. Durch quirlende Bewegung eines Stabes in einem ſchmalen Faß ward die Butter aus der Milch geſchieden; auf gleiche Weiſe nnd damit ganz ähnlich wie die Feuerentzündung dachte man ſich die Bereitung des Göttertranks, des allerquickenden himmliſchen Regens in der Wolke; erſchien doch Blitz und Regenguß zuſammen. Aber jene ſich einbohrende Reibung erinnert auch an die menſchliche Zeugung, und die Seele war der ſich entzündende Lebensfunken. Der Urſprung der Seele, des Feuers, des Regens ſtand ſo in enger Verbindung, und Kuhn hat in ſeinem Buch über die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks das Angedeutete als die Grundlage der mannichfach ausgebildeten Sagen der verſchiedenen ariſchen Völker nachgewieſen. Das Feuer iſt uns noch ſprachlich das Bild der Lebensflamme; es brannte auf dem Herd als der Mittelpunkt des Hauſes, als das Symbol des Familienlebens; die in das Haus eintretende Braut oder neuerworbene Hausthiere mußten es dreimal umwandeln, dadurch traten ſie in die Weihe der Gemeinſamkeit ein. Im griechiſchen Wort πῦρ wie im altnordiſchen fyr, dem altdeutſchen fiur erkennen wir noch daß das Feuer urſprünglich allgemein als das Element der Reinigung (purus) angeſehen ward, als das es bei Indern und Perſern, wie bei Griechen, Römern und Germanen deutlich genug hervortritt. Das indiſche agni = ignis, heißt Feuer, der Stamm iſt im griechiſchen ἁγνός, rein, zu erkennen. Aber auch die mit dem

Feuer verbundene Kunst der Metallarbeit hatte vor der Scheidung der Arier begonnen. Man sah in ihr ein Werk des Feuers, das vom Himmel herabgefallen war und auf Erden gelähmt, an den Herd gebannt einherhinkte, wie Hephästos, wie der Schmied Wieland, das aber auch im Flug des Vogels wie Wieland und Dädalos sich himmelwärts hob; bei diesen Sagen ist keine Entlehnung, sondern die gemeinsame Grundlage gleichfalls anzunehmen. Selbst die Anschauung vom Gewitter als einer himmlischen Schmiede, wo die einäugigen Sonnenriesen die Blitze auf hallendem Amboß zurecht hämmern, ist uralt und ein Beweis der frühen Bearbeitung des Erzes. Und daß die Götter im Gewitter das den Drehstab bewegende Seil an beiden Enden hin- und herziehen, das ist die Grundlage auf der die indische Phantasie das ungeheuere Bild des Mandaraberges gebaut, der als Quirlstock des Göttertranks im Weltmeer steht, und die Schlange Sesha ist als Strick um ihn herumgeschlungen; die Schlange schnaubt Feuer und Wind und der Berg brüllt wie dumpfer Donner, wenn die Götter ziehen. In der deutschen Sage wirft der wilde Jäger Wodan dem Bauersmann ein Seil zu daß sie versuchen wer den andern fortziehe; bei Homer aber haben wir das herrliche Bild in der Ilias, wenn Zeus am Anfang des achten Gesanges seine Obmacht den Göttern verkündet:

Lasset ein goldenes Seil vom Himmelsgewölb hinunter,
Hängt euch alle daran, ihr Göttinnen all' und ihr Götter,
Dennoch vermögt ihr nimmer hinab vom Himmel zur Erde
Zeus, den erhabensten Herrscher zu ziehn, wie sehr ihr euch abmüht.
Aber gefiel auch mir es in völligem Ernste zu ziehen,
Traun euch zög' ich empor mit der Erde zugleich und dem Meere,
Bände das Seil alsdann um das äußerste Haupt des Olympos
Fest, daß alles gesammt hoch schwebete oben im Luftraum.

Blicken wir indeß noch einmal zurück auf die Thierwelt, so bot sie nicht blos Bilder zur Auffassung und Gestaltung der Naturerscheinungen, sondern auch der menschlichen Verhältnisse. Der Jäger, der Hirt, der Ackerbauer verkehrt mit den Thieren, steht ihnen nah und sieht in Hund oder Stier oder Wolf den Genossen oder Feind, gewissermaßen seinesgleichen; er belauscht die Eigenheiten der Thiere, er hat an ihrer List und Kraft, an ihrer schönen Gestalt, ihren funkelnden Augen seine Freude; theils bekämpft er sie, theils zieht er zähmend sie zu sich heran, und was er so mit den Thieren erlebt und erfährt, dies Wirkliche

verwerthet die Phantasie in der Thiersage, wenn sie die Geschichten der Thiere erzählt und ihnen dabei menschliche Ueberlegung und Sprache leiht, oder wenn sie die Erfahrungen aus der Thierwelt zu einem Gleichniß menschlichen Lebens macht und kürzer im Sprichwort, ausführlicher in der Fabel ausprägt. Wir finden in indischen, griechischen, deutschen Erzählungen Thiergeschichten desselben Sinnes, deren jede aber ihre eigenen Züge hat, sodaß oft das Verständniß der einen Darstellung erst durch die Bekanntschaft mit der andern erschlossen wird. Wir haben auch hier einen ursprünglich gemeinsamen Grundstock und Sagenstoff, der im Lauf der Jahrtausende in der mündlichen Fortpflanzung seine Umbildungen erfuhr und später gemäß dem Charakter der Nationen seine besondern Züge, seine eigenthümliche Kunstform empfing.

Von der Betrachtung der Natur wenden wir uns zum Menschen. Daß Jama der Veden und Jima der Avesta identisch seien ist längst anerkannt; die persische Heldensage kennt ihn als Dschemschid (Jim, Dschem in der Verbindung mit schid Herrscher). Die vedische Erzählung lautet zunächst daß der Weltbildner seiner Tochter, der Stürmischen, der dunkeln Wolke, die über dem Raume schwebt, Hochzeit macht mit dem Leuchtenden, Vivasvat; Licht und Wolkendunkel erzeugen die Zwillinge, das besagt ihr Name Jama und Jami, das erste Menschenpaar. Jama ist der Erstgeborene der Sterblichen und so auch der erste der Gestorbenen: „er hat den Weg aufgeschlossen der aus der Tiefe zur Höhe führt, er zuerst den Ort gefunden wo unsere Väter hingegangen, die Heimat die man uns nicht nehmen kann.“ So ist er das Haupt aller derer geworden die ihm folgen, der Erstling der Todten ist ihr Fürst, Jama der König im Reich der Seligen.

Die Zendsage aber verlegt das Paradies in die Lebenszeit Jima's, des Urmenschen. Auch hier heißt sein Vater ganz ähnlich Vivanghvat. Ihm hat der Schöpfergeist Ahuramasda sich zuerst offenbart, aber er hat es abgelehnt Träger des heiligen Worts zu sein, weil er dazu nicht geschickt und gelehrt genug sei. Da verlieh ihm Gott die goldene Getreideschwinge und den goldenen Stachel, Sinnbilder des Ackerbaues und der Viehzucht, die den Friedensfürsten bekunden. Jima macht die Erde fruchtbar und sie füllt sich mit lebenden Wesen; sein Gebet erweitert die Erde, damit sie Raum haben sich nach Lust zu bewegen. Wenn die Erde, die Amme der Menschen, Rinder und Rosse,

ſich öffnet wie eine Gebärende, indem Jima's goldene Schwinge und goldener Stachel ſie trifft, und wenn ſie dann zur doppelten Größe ſich ausdehnt, ſo ſcheint mir das die dichteriſche Darſtellung davon daß durch geordnete Benutzung und Cultur ſie fähig wird viel mehr Geſchöpfe zu tragen und zu ernähren. Jima nun iſt der leuchtendſte glücklichſte aller Geborenen, der Sonne ähnlich unter den Sterblichen, unter ſeiner Herrſchaft gibt es nicht Kälte noch Hitze, nicht Alter noch Tod. So bezeichnet ſie das goldene Zeitalter auf Erden, und ſinnvoll genug iſt es daß jenes Kinderglück der Unſchuld das göttliche Wort, die ſelbſtbewußte Vernunft noch nicht kennt, ſondern nach ſittlichem Inſtinct lebt, noch nicht wiſſend was gut und böſe iſt, wie Adam im Paradies. Und wenn Jima weiter einen Garten in regelmäßigem Viereck anlegt und dahin die Erleſenſten der Geſchöpfe ſammelt, wenn dort weder Sünde noch leibliche Gebrechen gefunden werden, aber ein ewiges Licht mild erglänzt, ſo werden wir abermals an das bibliſche Eden erinnert und finden darin eine Urüberlieferung der Menſchheit aus der Zeit wo Semiten und Arier noch vereint lebten, eine Kunde die auch in Griechenland und Rom ſich als Mythus vom goldenen Zeitalter, bei den Germanen als das Goldalter der Götter erhalten hat. Die Welt, der Menſch iſt gut geſchaffen, aber gefallen, Streit iſt an die Stelle des Friedens, Verderbniß an die Stelle der Vollkommenheit getreten, der Untergang ſteht bevor, aber eine neue beſſere Welt wird ihm folgen: dies liegt als gemeinſame Idee der Lehre von den Weltaltern zu Grunde, die von den Griechen und Indiern dann unabhängig und verſchiedenartig, dort mehr mythiſch, hier mehr dogmatiſch ausgebildet wurde. Von einem noch fortdauernden irdiſchen Paradies weiß auch die mittelalterliche Alexanderſage zu berichten; der Held kommt auf ſeinen Wanderzügen an die Mauer des Paradieſes, das er wie ein weltliches Reich erobern möchte, allein es wird ihm die Kunde daß nur wer die eigene Gier bezwinge, das Paradies erlangen könne. Auch der Graal deutet auf ein irdiſches Paradies mitten im Leben und Treiben der Welt, und ſinnig bemerkt Weſtergard, Jima ſei überhaupt der Ausdruck für den glücklichen Zuſtand eines jeden Menſchen, und wenn der Tag in ſeinem Glanz alle Herrlichkeiten der Natur offenbart, wenn milde Jahreszeiten Segen hervorrufen, wenn der Menſch in ſeiner vollen Kraft, in Frieden mit ſich ſelbſt lebt und in Liebe mit ſeiner Umgebung,

da herrsche Jima noch auf Erden, — wie wir auch dann sagen wir seien im Paradies.

Tacitus nennt als den sagenhaften Ahnherrn der Deutschen am Ocean den Ingu, als Stammvater der Schweden wird Yngvi erwähnt; das Volk vertritt beidemal die Menschheit; Yngvi ist zugleich Beiname des Sonnengottes Freyr; Mannhard entwickelt in einer Combination der Sage daß er der erste Mensch und König auf Erden, der erste Verstorbene und Herrscher im Seelenreich der Alfen, der Lichtgeister sei; wir hätten also in ihm den Jima oder Jama wieder, den Sonnensohn, und es mag ursprünglich die Sonne selbst gewesen sein die im Westen niedergehend zuerst den Weg zum Jenseits fand und dort des Nachts den Seligen leuchtete und sie beherrschte.

Fragen wir ob die Hellenen eine ähnliche Tradition wie die von Jama's Reich haben, so hat schon Windischmann auf Rhadamanthys verwiesen. Zu ihm, dem König einer seligen Insel, werden noch Homer und Hesiod gottbegnadete Männer durch Entrückung versetzt, denn nicht sterben soll Menelaos, sondern eingehen in Elysium; F. A. Wolf hat, dem Original Fuß für Fuß folgend, die Stelle meisterhaft übersetzt:

Nicht ward dir es beschieden, o göttlicher Fürst Menelaos,
Tod und Verhängniß daheim in dem Roßland Argos zu leiden:
Nein zu Elysions Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einst hinführen, wo thront Goldhaar Rhadamanthys.
Dort lebt arbeitlos und behaglich der Mensch sein Leben,
Nie ist da Schnee, nie rauscht Platzregen da, nimmer auch Sturmwind,
Selbst Okeanos sendet des Wests hellwehende Hauche
Immer dahin, die Bewohner mit Frühlingsluft sanft kühlend.

Erinnert das mehr an die persische Ansicht, so klingt die indische bei Pindar wieder; ihm ist Rhadamanthys der Todtenrichter und der Fürst deren die ihr Herz von Frevel rein bewahrt und nach dem Tode den Weg des Zeus zu Kronos hoher Feste wandeln,

Wo lind athmend rings um der Seligen Gefild
Des Meeres Lüfte wehen, wo duftig Goldblumen hier am Strand
Leuchten von den Höhn glänzender Bäume,
Dort der Quelle Flut entsprießen,
Mit deren Kranzgewinde sie sich Arm umflechten und Haupt.

Damit vergleichen wir ein Gebet an Jama in den Veden:

In des Dreihimmels Gewölbe, wo man sich regt und lebt nach Lust,
Wo die lichtvollen Räume sind, o dort laß mich unsterblich sein!
Wo Wunsch und Sehnsucht verweilen, wo die strahlende Sonne steht,
Wo Seligkeit ist und Genüge, o dort laß mich unsterblich sein.
Wo Fröhlichkeit und Freude wohnt, wo Entzücken und Wonne herrscht,
Wo erfüllt alle Wünsche sind, o dort laß mich unsterblich sein!

Rhadamanthys ist der Sohn des Lichtgottes Zeus, der Bruder des Minos. In diesem hat man längst den Manus der Indier, den Mannus der Deutschen, die als Stammväter dieser Völker genannt werden, wiedererkannt. Der Name heißt der Denkende, davon abgeleitet ist Manusha, Mensch, das a ist in i übergegangen wie im deutschen Wort Minne, das auch Andenken, Erinnerung bedeutet. Minos, Manus, Mannus vertreten die erste Einrichtung des bürgerlichen Lebens, der volksthümlichen Gemeinschaft, sie sind Staatsordner, Gesetzgeber, Richter; wie Jama ward auch Minos zum Todtenrichter.

Ein Paradies also am Anfang der Geschichte und als Ziel der Menschheit im ewigen Leben der Seligen ergibt sich uns als der dichterische Glaube der arischen Urzeit, und dies war der Keim, der bei den verschiedenen Völkern so nahe verwandte poetische Blüten trieb daß die ursprüngliche Gemeinsamkeit der Idee wie des Ausdrucks klar durchschimmert. Firdusi berichtet noch von Dschemschid daß er in menschlicher Ueberhebung Gott gleich sein wollte, und daß dadurch das Paradies verloren ging, die Uebel ins Reich eindrangen und das Volk zu Zohak abfiel. Ein persisches Religionsbuch läßt das Glück von Jima fliehen als er Lügen in seine Gedanken bringt. Ist das nicht erst unter hebräischem Einfluß geschrieben, so wäre hier die Hindeutung auf den Sündenfall bei den Ariern.

Auch die Flutsage ist nicht blos den Ariern untereinander, sondern mit den Semiten gemeinsam. Bis auf einzelne Züge stimmt die babylonische Erzählung von Xisuthrus mit der hebräischen von Noah. Die indische Sage läßt Manu allein übrig bleiben; ihre älteste Fassung im Catapatha-Brahmana bewahrt die Erinnerung daß Manu von jenseit des Himalaja, des für die Indier nördlichen Gebirges, herstammt: durch eine Flut aus der ersten Heimat vertrieben kommen die Arier von Norden her nach Indien. Dem Manu kam beim Waschen ein Fisch unter die Hände, der ihn um Pflege und Schutz bat, dann werde er seinen Wohlthäter wieder retten, wenn die große Flut komme.

Manu zog den Fiſch auf und ſetzte ihn dann ins Meer, und zimmerte ein Schiff in dem Jahre das ihm der Fiſch angegeben. Als die Flut ſtieg, ſchwamm der Fiſch zu ihm, an des Fiſches Horn band Manu ſein Tau, der Fiſch ſetzte mit ihm über den nördlichen Berg und ließ ihn dann das Seil an einen Baum binden. Manu brachte nun gleich dem griechiſchen Deukalion, gleich Noah und Xiſuthrus ſein Opfer; aus geläuteter Butter, dicker Milch und Matte, die er in die Flut warf, ſtieg nach Jahresfriſt das Weib hervor, auf das die Götter Mitra und Varuna Anſpruch machten, das ſich aber für Manu's Tochter erklärte. Ihr Name Ida hat das cerebrale d, welches in r und l übergeht, ſie iſt das perſonificirte Lobgebet (Ila) und der daraus entſpringende Segen, den nun Iris, der Regenbogen, für die Griechen ſymboliſirt. Sonne und Himmelsgewölbe, Mitra und Varuna, machen Anſpruch auf den Regenbogen; da er hier wie bei Noah das Zeichen des göttlichen Bundes und Segens iſt, entſpringt aus ihm das neue Geſchlecht. Auch nach litauiſcher Sage ſendete Gott dem einzig übriggebliebenen Menſchenpaar als Tröſter den Regenbogen, der ihnen rieth über die Gebeine der Erde zu ſpringen; aus neun Sprüngen wurden neun Menſchenpaare. Vom Frauenberg bei Sondershauſen erzählt ſich das Volk daß er hohl ſei; in ihm befindet ſich ein großer See, auf dem rudert von Anfang der Welt ein Schwan, der hat einen Ring im Schnabel. Wenn aber der Schwan den Ring fallen läßt, dann geht die Welt unter. In dieſem ſchönen Bilde ſehen wir mit Schwartz den Wolkenſchwan, der den Regenbogen hält, welcher des Himmels Waſſer bannt, daß nicht die Welt durch ſie untergehe, wie auch Jahve im Alten Teſtament den Regenbogen zum Zeichen ſetzt daß keine neue Waſſerflut die Erde zerſtören ſolle.

Endlich noch ein Wort über den Gott in deſſen Name der Name der Arier zu liegen ſcheint. Man kennt die Irmenſäule die Karl der Große im Krieg gegen Wittekind zerſtörte. Es gab deren mehrere, ſie waren Nationalheiligthümer, ein Baumſtumpf unter freiem Himmel errichtet zu Ehren des ſtreitbaren Nationalgottes Irmin; alterthümlicher ſoll er Irimo oder Arimo geheißen haben, wovon Armin, Irmin erweiterte Formen ſind. Das gothiſche Wort airman wird in der Bedeutung von allgemein verwandt, Irminſul von einem alten ſächſiſchen Chroniſten auch als allgemeine oder Weltſäule erklärt, die alles aufrecht hält.

Irmin wäre danach der allgemeine Gott, der des ganzen Volks. Die Celten verehren ihren Stammgott Erimon, nach dem Erin, die Insel Irland, und das Volk der Iren den Namen führt. Iranier nennen sich die alten Perser nach dem ursprünglichen Arja, Arier, und Ariama ist ein Gott der in den Veden häufig neben Mitra und Varuna, Sonne und Himmel, angerufen wird. Aristoi, die am meisten Arischen, heißen die Edeln bei den Griechen. Als Airja, die Ehrwürdigen, bezeichnen sich die Indier.

Ueberblicken wir die Errungenschaft unserer Forschung, so stand das ganze Naturleben wie ein Werk geistiger Kraft und Thätigkeit vor der Phantasie der Arier. Im Aether walteten holde Lichtgenien und strahlten im Glanz der Sterne als Schmuck des Himmels, der Himmel war die Erscheinung des allumfassenden Gottes, der sie in sich erstehen ließ, hegte und bewegte; sie waren seine Wächter, die nie schlummern und untrüglich alles ausspähen und das Gute behüten; im Dunkel der Nacht, in der Kälte des Winters, in der Dürre des Sommers walteten finstere böse Dämonen, gefräßige Wölfe, Drachen und andere misgestaltete Ungeheuer, die das Licht der Sonne oder den erquickenden Regen raubten, den Menschen vorenthielten, die Menschen schreckten und schädigten, aber die hülfreiche Macht Gottes bewährte sich im Kampf und Sieg, wie das vor allem im Gewitter sich kund gab. Es waren die Geister der Winde die im Sturm einherfuhren und die Welt erregten; sie waren des Sturmgottes Heer, sein Brausen war ihr Gesang, ein Lied das auch Felsen und Bäume bewegt, wie in den Sagen von Orpheus und Horant noch nachklingt. In den Genien und Manen der Römer, den Dämonen der Griechen, den Alben der Deutschen und Elfen der Celten, den Ribhus und Maruts der Indier hat sich diese die Menschen in der Natur selbst umschwebende Geisterwelt im Volksgemüth erhalten. Der Unsterblichkeitsglaube knüpfte hier an. Aus der Höhe kam die Seele als der Blitz und Funke des Lebens herab wie ein Vogel, und schwang sich im Windeshauch wieder empor und trat nach ihren Gesinnungen und Thaten dort ein unter die Mächte des Lichts oder der Finsterniß. Die sittlichen Ideen entwickeln sich im Anschluß an die Natur mit Furcht und Hoffnung; der Gegensatz des Guten und Bösen geht dem Bewußtsein auf, ebenso der Gedanke eines ewigen Loses, das sich der Mensch selber bereitet, und einer

innigen Gemeinschaft aller Lebendigen, indem die Geister der Ahnen zugleich die Frucht ihres Erdendaseins ernten, zugleich fortwährend das gegenwärtige Geschlecht umschweben und auf dasselbe einwirken.

Und wie die neuere Naturwissenschaft im Aether den Mutterschos aller Dinge sieht, so ahnten schon die alten Arier im Licht den Quell alles Werdens, alles Gedeihens, aller Bewegung; sie erkannten eine wohlthätige Geistesmacht im Licht, dasselbe war ihnen das natürliche Symbol des Guten und des Wahren; ihre Religion war ein Cultus des Lichts, der die Keime der sittlichen Ideen zur Entfaltung brachte. Der Mensch soll den lichten Göttern ähnlich sein. Sie sind die alles sichtbar Machenden, die Allsehenden. Auf ihr Urtheil beruft man sich darum, wenn der Mensch das Verborgene nicht finden oder die Wahrheit nicht erweisen kann. Man ist überzeugt daß sie auch den Griff ins siedende Wasser, auch das Tragen des glühenden Erzes, auch den Gang durchs Feuer leicht und unschädlich machen, wenn der reine Mensch sie zu Zeugen seiner Unschuld anruft, daß aber wer schuldbewußt ihr Urtheil beschwört, es sich zum Verderben herausfordert. Denn die genannten Gottesurtheile dauern gleichmäßig unter den Völkern fort, und sind darum ein Erbe der ursprünglichen Lebensgemeinschaft.

Sah man aber in den Naturerscheinungen das Werk göttlicher geistiger Willenskraft, so konnte man hoffen durch Gebet und durch den eigenen Willen auf sie einzuwirken; so glaubte man an die Macht des Wortes im Fluch und Segenspruch. Man sah wie Gärung und Ansteckung sich verbreiten, und schrieb danach jedem Ding das Streben oder das Vermögen zu das andere, auf das es einwirkt, sich zu verähnlichen. Darin liegt der Grund der Magie, der Zaubermittel. Die römische Hirtin setzt das Wachs ans Feuer, gleich ihm soll das Herz des fernen Geliebten schmelzen und sich erweichen, der deutsche Schmied hämmert das Eisen und möchte daß auch so sein Landgraf hart gegen die Volksbedrücker werde; ähnliche Formeln zeigen uns die Veden. Die sprachlichen Ausdrücke für Arzneikunde bei den arischen Nationen weisen auf den Zusammenhang mit Besprechungen und magischen Mitteln hin. Die Wunde soll verbunden, die Krankheit soll gebunden oder der sie erregende Dämon soll ausgetrieben werden; die Heilkunde berührt sich mit sittlich religiöser Reinigung, das Wort verbindet sich mit Opfer und

Sühne. Unter den Krankheiten hat Adolf Pictet Geistesstörungen, fallende Sucht, Fieber, Hautausschläge und Husten durch die Sprachvergleichung der verwandten Ausdrücke der Urzeit zugewiesen.

Der Hausvater war Priester, das findet sich noch in den Veden und überhaupt in den Culturanfängen der selbständig gewordenen Stämme. Man nahte den Göttern mit Gebet und Opfern. Wie sie das Licht in der Höhe gewährten, zündete man ihnen Opferfeuer, ein Brandopfer an, wie sie das himmlische Naß des Regens niedergossen, spendete man ihnen den Opfertrank. Man hatte früh einen solchen aus gegorenem Pflanzensaft zu bereiten gelernt, in dessen stärkendem und berauschendem Genuß man selber Labung, Begeisterung und Thatkraft trank, man wollte den Göttern das Gleiche zu ihrer Freude gewähren. Die Götter wurden auf den Höhen der Berge oder in heiligen Hainen verehrt. So geschah es noch von den Persern, den alten Indiern, den Hellenen des pelasgischen Weltalters, wo Zeus seinen Eichenwald zu Dodona oder seine Altäre auf Bergesgipfel hatte; des Tacitus Ausspruch von den Germanen gilt von der ganzen Urzeit: „Die Götter in Tempelwände einzuschließen oder der Menschengestalt irgend ähnlich zu bilden das meinen sie sei unverträglich mit der Größe der Himmlischen; Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit dem Namen der Gottheit bezeichnen sie jenes Geheimniß das sie nur im Glauben schauen.“ Das philosophisch ausgebildete und das ursprüngliche Gottesbewußtsein grenzen nahe aneinander; jenem genügt keine endliche Form, kein Bild für das Ewige und Unendliche, diesem hat das Göttliche überhaupt noch keine bestimmte Gestalt gewonnen. Die Rückkehr zum Zeichen, wie Machiavelli die Wiederaufnahme des Anfänglichen auf einer höhern Entwickelungsstufe nennt, bewährt sich auch hier. Die Bilder wechseln bei den alten Ariern, durch welche sie die unsichtbare und doch in der Natur offenbare Macht sich vorzustellen und auszusprechen suchen, wie die Sonne bald ein Feuerrad, bald der Schwan des Luftmeers, der Adler des Aethers, bald das Auge des Lichtgottes, bald der auf feurigem Wagen mit weißglänzenden Rossen dahinfahrende menschlich gestaltete welterleuchtende Gott ist. Noch erstarrt das Symbolische nicht in der Art daß das Bild oder der äußere Gegenstand für das innere Wesen gölte, sondern die Idee schwebt über den Erscheinungen, in denen sie waltet, und wird bald durch die eine, bald

durch die andere ausgedrückt; das Bild bleibt durchsichtig, der Gestaltungsproceß flüssig. Die Religion trägt nicht die Form der Dogmatik, sondern der Poesie; dichterische Gemüther geben den religiösen Ahnungen und Gefühlen einen anschaulichen Ausdruck. Der Mythus wie die Sprachbildung ist die Urpoesie der Menschheit. Das griechische Wort für Lobgesang zur Ehre der Götter findet sich in den Veden wieder, hymnus = sumnas; Worte für Sänger und singen haben bei den arischen Völkern gleiche Wurzeln. Die anhebende Göttersage und die bildlichen Anschauungen des Göttlichen lebten im Gesang.

Indien.

Allgemeine Charakteristik.

Der Himalaja wie eine mit riesigen Eiszinnen bekrönte himmelhohe Mauer, der Indus und die Sindwüste nördlich und westlich, das umgürtende Weltmeer nach Süden und Osten hin umgrenzen die herrliche Halbinsel Vorderindiens und gestalten sie zu einer abgeschlossenen Welt, die in ihrem Innern mannichfaltig und reich ist wie kein anderes Land der Erde. Das Gatgebirge zieht von Norden nach Süden hin, und trägt durch das ganze Gebiet den Gegensatz und Wechsel der rauhen Bergnatur, der frischen Alpenthäler und der tropischen Küstenniederung, gleichwie im Norden der Himalaja sich aus grünen Palmenwäldern weißglänzend emporhebt. Das Kernland daneben bildet das Stromgebiet des Ganges, der mit seinen Nebenflüssen in weiter Ausdehnung die Fruchtbarkeit und Fülle des Pflanzenlebens mit seinem Wechsel und seiner Pracht wetteifern läßt und in seinem Lauf seit drei Jahrtausenden schon der volkreichen Städte so viele begrüßt. Mehr nach Süden hin wendet sich der Nerbudastrom, auch er von üppiger Natur und von den Trümmern einer alten Cultur umgeben. In diesen weitgedehnten Thalebenen ist der Mensch nicht genöthigt seinen Unterhalt mühsam dem Boden abzuringen: ein einziger wildwachsender Baum gibt ihm mit saftigen Früchten Speise und Trank, aus den Fasern seines Bastes den Stoff zur Gewandung, mit seinem Schattendach Schutz ge-

gen Sonne und Regen. Das Meer bietet seine Perlen, die Erde ihr Gold, die Bäume ihre Gewürze und köstlichen Früchte, und so wird Indien für andere Völker ein Land der Sehnsucht oder der Wunder, während es durch Berg und Meer für lange Zeit gesichert und sich selber genug ist. Die Wärme des Himmels und die Fülle des Pflanzenlebens auf der Erde rufen nicht sowol die Thatlust, die Arbeitskraft des Menschen auf, als sie die Liebe zur Ruhe, zur Beschaulichkeit nähren, und die Natur in ihrer Pracht, in ihrem übersprudelnden Formenreichthum erweckt die Phantasie zum Wetteifer, daß auch sie die Wirklichkeit mit ihren Träumen umspinne, wie die blütenschimmernden Ranken der Schlinggewächse den Stamm der Bäume verdecken und sich von Wipfel zu Wipfel ausbreiten.

Mannichfach und überwältigend wie die Natur liegt auch der indische Geist und sein Werk vor uns, der vollste Gegensatz gegen die verständige Nüchternheit Chinas, gegen die eintönig architektonische Festigkeit und starre Größe Aegyptens. Lachende üppige Weltlust und finstere selbstquälerische Weltentsagung, abenteuerliches Heldenthum und Ruheliebe, grausamer Despotismus und erbarmungsvolles hingebendes Mitleid für alle Wesen, grübelndes Sinnen und überwuchernde Phantastik, wie sie in den Schöpfungen indischer Kunst und Wissenschaft nebeneinander liegen und durcheinander wogen, sie mochten die indische Welt dem betrachtenden Geist als ein brütendes Chaos erscheinen lassen, in welchem die Formen und Gestalten auftauchen und versinken ohne rechten Halt und volle Klarheit zu gewinnen, und Maßlosigkeit durfte für das Wesen des Inderthums gelten. Denn die Indier selbst haben unter allen Ariern am wenigsten historischen Sinn: sie denken nicht daran daß sie auf einer neuen Entwickelungsstufe die überschrittene treu in der Erinnerung bewahren, vielmehr suchen sie im spätern Leben das Gegenwärtige auch als das Uranfängliche und Immergeltende darzustellen und danach die Denkmale der Vorzeit selbst umzuformen; wie die in die Erde gerammten Pfosten der menschlichen Wohnung wieder Wurzel schlagen und Zweige treiben, so überwältigt die Gegenwart mit ihrem Lebensrecht das Vergangene, dies gilt nur insoweit es Element des jetzigen Daseins ist, und von dem heutigen Standpunkt aus wird das Bild der Vergangenheit umgestaltet. Die Geschichte wird zur Sage, und von der Wahrheit aus daß in allen Personen und Ereignissen die Idee welche sie verwirklichen, das Wesenhafte und

Bleibende ist, das ihnen den Werth und die Weihe verleiht, halten sich die Indier nur an dies Idealistische und kleiden es mit freier Phantasie in die Formen welche ihnen die ausdrucksvollsten erscheinen; die Realität des Erdenlebens überhaupt gilt ihnen wenig, sie ist ein Geringes und Verschwindendes, ein Traumhaftes gegenüber dem Göttlichen und Ewigen, ein Spiel für den Geist, der sich lieber aus diesem bunten Schein und seiner Vielheit zurückzieht in die Ruhe und den Frieden des Einen, der wandellosen Seele des Alls. Nach und nach ist es der europäischen Kritik gelungen eine Sonderung und Scheidung der Elemente der indischen Cultur und ihrer Werke vorzunehmen und wenigstens im großen die Richt- und Haltpunkte zu bezeichnen. Die Meinung von orientalischer Stabilität ist durch die Erkenntniß einer gegensatzreichen Entwickelung berichtigt worden, die mit der Geschichte der europäischen Arier ihre ebenso lehrreichen Parallelen als Unterschiede bietet.

Der letzte Stamm welcher noch geblieben war als die übrigen Zweige, die Grundlage der Celten, Griechen und Italier, Slawen und Germanen, sich abgesondert und nach Westen gezogen, schied sich abermals in die baktrisch-persische und in die indische Nation, und auch diese letztere verließ die alten Wohnsitze und zog durch die Engpässe des Hindukusch oder Himalaja, und ließ sich durch die Flüsse Nordindiens zu neuer, glücklicher Heimat leiten; der Wille der Vorsehung, der im Volksinstinct waltet und die Massen über ihr Verstehen hinaus bewegt, führte die Wanderer nach dem Lande welches der Entfaltung ihrer Uranlage am förderlichsten entgegenkam. Nicht in Bauten und Bildwerken, die wir mühsam deuten, sondern im Worte selbst, in Liedern und Sprüchen der Weisheit, haben wir die Denkmale ihrer Entwickelung. Wir sehen zuerst im 2. Jahrtausend v. Chr. ein patriarchalisches Leben, der nomadische Hirt, der sich niederlassende Ackerbauer vergleichen sich den Genossen Abraham's, friedlich gesinnt und doch voll kriegerischer Kraft, voll Gottesfurcht und im ersten Nachdenken über die letzten Gründe der Dinge. In den Hymnen der Veden haben wir den dichterischen Ausdruck dieser Geistesstufe, und zwar in einem vollschwellenden Reichthum, der uns verständlicher und anschaulicher macht was uns trümmer- und räthselhaft in griechischer oder germanischer Bildung aus einer ähnlichen Vorwelt entgegenragt. Die Geschichte der Erzväter im ersten Buch Mosis bei den Semiten, und die Vedas

der Indier und Tacitus' „Germania" ergänzen einander zum Bild der patriarchalischen Menschheit.

Es folgt der Kampf der Geschichte, das Heldenalter der Wanderung, der Jugendmuth der sich austoben und seine Stelle im Leben erobern will. In der Zeit vom 14. bis 10. Jahrhundert v. Chr. bemächtigen sich die Indier der Gangeslande und dringen bis nach Ceylon südwärts. Die Kämpfe mit den Eingeborenen, die Kämpfe der arischen Stämme und Genossenschaften untereinander besingt das Volksepos. Wir meinen altvertraute Gestalten zu sehen, verwandte Klänge zu hören, wir erinnern uns der Achäer Homer's, der germanischen Krieger, der Völkerwanderung wie sie das Nibelungenlied und die Kudrun schildern; Gemüthsinnigkeit, Frauenliebe stehen der Tapferkeit und Ruhmbegierde mildernd zur Seite.

Es folgt eine Gliederung des Volks; Nähr-, Wehr- und Lehrstand sondern sich voneinander ab, und mit der Cultur entwickelt sich der Hang der Indier zur Betrachtung und die Liebe zur Ruhe. Das Geistige, der Gedanke waltet schon als etwas Eigenthümliches in der indischen Urzeit, ihre Sänger sind Weise und werden Priester; die Priester vertiefen sich in das Wesen des Geistes und erwerben sich zugleich die geistliche Herrschaft über das Volk. Die Gliederung der Stände wird als eine göttliche Ordnung hingestellt, ihr Kampf führt nicht zur Herstellung der allgemeinen Freiheit wie in Griechenland, Rom und dem nachmittelalterlichen Europa, sondern zur Befestigung des Brahmanenthums; die Reformation Buddha's selbst will die Leiden der Welt durch Weltentsagung aufheben, und beginnt mit der Scheidung der mönchischen Priester und der Laien. Die Thatkraft des Volks erlosch in der Sehnsucht nach Ruhe, die Innerlichkeit des Gemüths und die Freude am Gedanken führte zu einem gegenstandlosen Sinnen und Brüten, und unvermögend den geistlichen und weltlichen Despotismus zu brechen, flüchtet der Geist nach dem andern Ufer, nach dem Jenseits, zu Gott, und statt der freudlosen Wirklichkeit bevölkert er die Welt mit den Träumen seiner Phantasie. Ist ja doch die ganze Sinnenwelt nur Erscheinung des Geistes für den Geist, wie sollte er nicht mit ihr ein willkürliches Spiel treiben, nicht über sie hinausblicken und sich in das Ideale und Ewige vertiefen?

Der Grieche, der Römer schirmen die Heimat gegen feindlichen Andrang von außen und erringen die Bürgerfreiheit nach

innen; damit wird ihnen das Leben zur gotterfüllten Wirklichkeit, die Arbeit Genuß, und gern widmen sie jede Kraft dem Vaterlande, in dessen Ruhm und Größe sie ihr Glück und ihre Ehre finden. Dem Indier am Ganges bleibt gerade in der Zeit der Entwickelung zu staatlicher Reife der Kampf um das Vaterland erspart, und ebenso wenig ruft die Natur seine Kraft in die Schranken; er entbehrt der gesetzlichen Freiheit im Staat, er wendet seine Thätigkeit nach innen, die active Willensstärke verwandelt sich mehr und mehr in eine passive Hingabe, in eine Sehnsucht nach Ruhe, und die Stille der Seele füllt er mit Bildern einer träumerischen Phantasie, bis er in ein gegenstandloses Brüten versinkt und gerade dieses für das Höchste, für die Vereinigung mit dem allgemeinen Wesen aller Dinge, mit dem Göttlichen hält. Dies innerliche Seelenleben verschlingt die praktische Fähigkeit des Volks, der Wille, das selbstbewußte Handeln und Wirken tritt zurück vor dem Nachdenken das sich in sich selbst vertieft. Das gesunde Gleichmaß der Geisteskräfte wird allerdings dadurch gestört. Indem das Leben der Indier zur Sehnsucht nach der Ewigkeit ward, und sie durch Aufgeben des selbständigen Willens die Rückkehr zu Gott und die Ruhe in seiner Wesenheit suchten, ward ihnen die Wirklichkeit der Welt zum bloßen Schein, und damit kamen sie zu keiner gründlichen Forschung der Natur und ihrer Gesetze, der Geschichte und der in ihr waltenden sittlichen Weltordnung; vielmehr neben der Erkenntniß des einigen Lebensgrundes aller Dinge als der Weltseele, als Gottes, war ihnen alles andere wie ein Spiel der Einbildungskraft, mit dem also auch ihre Phantasie beliebig schalten und walten mochte. Das Große war das Verlangen der Sammlung des Geistes aus der Zerstreuung in die Vielheit der Dinge, der Erhebung über das Zeitliche und Irdische in das Ewige; die abgeschwächte und unterdrückte Kraft des eigenen Willens ließ aber auch im Princip, in der Weltseele, nur die Selbstbeschaulichkeit der Intelligenz, nur den stillen Frieden und die auf- und abgaukelnden Bilder der Phantasie suchen und finden; gegenüber dem bestimmten und getheilten Sein der Welt ward Gott das bestimmungslose Eine, nicht die sich selbst bestimmende, damit unterscheidende Energie des Geistes, der sein Wollen und Denken im Gesetz der Welt und in der lebendigen Keimkraft der Wesen offenbart, der daher auch vom Menschen nicht blos die duldende Hingabe, sondern das

Heldenthum, die Ritterschaft des Geistes fordert, der sein Reich auf Erden gründen und ausbauen soll. Und der mangelnde Sinn für das Reale in der Welt, für die gottgewirkte Ordnung und das Maß der Dinge ließ auch die Phantasie mehr und mehr im Bestimmungslosen verschweben und einer idealistischen Phantasterei verfallen, die ihren Ruhm nicht in der Verklärung der Wirklichkeit, sondern in märchenhaften Traumgestalten sucht, welche von Raum und Zeit entbunden oder ein willkürliches Spiel mit den Formen und Gesetzen der Natur treibend bei aller Sinnigkeit des Gehalts, bei aller Gedankentiefe oder lieblichen Gemüthlichkeit doch der plastisch klaren Anschaulichkeit und Lebensfähigkeit vielfach ermangeln. Die Phantasie ist im Inderthum vorwaltend — selbst die wissenschaftliche Einsicht verlangt nach der dichterischen Einkleidung und der Sittenspruch nach dem Gleichniß der Natur —, aber wie sie statt durch nüchterne Forschung die Wahrheit der Welt zu suchen sofort ihre Mythen schafft, so entbehrt sie des zügelnden Verstandes und der besonnenen Selbstbeherrschung.

Einer der gründlichsten Kenner des Inderthums, Max Müller, sagt in der Geschichte der alten Sanskritliteratur: „Ihre irdische Existenz war ihnen ein Gegenstand des Zweifels, ihr ewiges Leben eine Gewißheit. Gläubig wie sie waren an das göttliche und wahrhaft wirkliche Sein konnten sie nicht an die Wirklichkeit der vorübergehenden Welt glauben. Dichter entdeckten durch Nachdenken das Band welches das Nichtseiende an das Seiende knüpft, sagt schon ein Lied der Vedas. Das höchste Ziel ihrer Religion ist das Band herzustellen welches unser eigenes Selbst mit dem ewigen und allgemeinen Selbst zusammenschließt, die Einheit wieder zu erlangen, die umwölkt und verdunkelt worden durch den magischen Schein der Welt, die Maya der Schöpfung. Atman heißt Selbst; es bezeichnet das individuelle Ich und das universelle; der Indier der von sich selbst spricht, er spricht unbewußt damit auch von der Seele der Welt, vom Selbst des Weltalls; die Selbsterkenntniß ist die Erkenntniß des eigenen und des allgemeinen Geistes, die Erkenntniß seiner selbst im göttlichen Selbst. So werden die Indier ein Volk von Denkern, nicht von Männern des Handelns. Ihre Vergangenheit war das Problem der Schöpfung, ihre Zukunft das Geheimniß des ewigen Lebens; die Gegenwart, diese wirkliche und lebendige Lösung der Probleme der Vergangenheit und

Zukunft, ſcheint niemals ihr Denken und ihre Thatkraft angezogen zu haben. Ihre Ideen tragen nach den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft und den verſchiedenen Weltaltern die Geſtalt niedern Aberglaubens oder eines erhabenen Spiritualismus."

Nur möchte ich das „Niemals" ermäßigen. Das patriarchaliſche und das heroiſche Alterthum, wie es in den Veden und im Epos vorliegt, zeigt einen klaren Blick für die Wirklichkeit und die Luſt der That neben der der Betrachtung; aber von den Jahrtauſenden der brahmaniſchen Cultur gilt das Geſagte mit ſeinem Licht und mit ſeinem Schatten. In der politiſchen Weltgeſchichte hat Indien keine Stelle, wol aber in der geiſtigen. Kein Volk Aſiens iſt von gleicher Bedeutung für das philoſophiſche Denken, keines von gleicher Wichtigkeit für das Phantaſieleben.

Im Unterſchied und in der Erblichkeit der Kaſten ſind die Indier über das Familienprincip nicht hinausgekommen, haben ſich nicht zum freien Staatsbürgerthum hindurchgearbeitet; aber neben der Innerlichkeit und Selbſtvertiefung der Seele haben ſie das Familiengefühl in der Ehe, in der kindlichen Liebe rein und treu bewahrt und das Ideal deſſelben in vielen leuchtenden Geſtalten älterer und neuerer Zeit ausgeſprochen. Die Innigkeit und Schwärmerei der bräutlichen, die Beſeligung und Treue der ehelichen Liebe, das Glück und Heil der Aeltern in den Kindern hat erſt die chriſtlich-germaniſche Welt in gleicher Reinheit, Zartheit, Fülle wieder empfunden und dichteriſch dargeſtellt. Ich ſchließe dieſe vorläufige Charakteriſtik mit der Rede die Sakuntala im Epos hält, als ſie mit ihrem Sohn vor den König Duſchmanta tritt und ohne alle Zauberei einfach durch den Zauber der ſittlichen Wahrheit das Auge des Königs öffnet und ſein Herz überzeugt:

Hoher Fürſt, wohl kennſt du mich! Warum denn
Gibſt du ſcheulos vor mich nicht zu kennen?
O ſo frage doch dein eignes Herz nur,
Daß es dir was Wahrheit oder Falſchheit
Sei, verkünde. Gib dem Guten Zeugniß
Und erniedre dich nicht ſelbſt. Ein jeder
Der ſein Innres von dem Guten losreißt,
Welche Schuld begeht er nicht! Ein Räuber
Iſt er an dem eignen Ich. Wol wähnſt du
Ganz allein zu ſein, jedoch vergiſſeſt
Jenen weiſen uraltheil'gen Seher,

Der in deinem Herzen wohnend immer
Nah dir iſt und jeder Unthat zuſchaut
Die du übſt. Wer böſe handelt, täuſcht ſich
Mit dem Glauben wol: hier ſieht mich keiner, —
Doch die Götter ſchauen ihn, es ſchauet
Ihn das eigne innre Selbſt. Ja wiſſe,
Mond und Sonne, Erd und Meer und Himmel
Kennen unſer Thun; der Gott des Rechtes,
Unſer eignes Herz, jedwede Dämmrung,
Tag und Nacht, das Feuer und die Lüfte
Sehen es, und wer nicht alſo handelt
Daß der Richter in der Bruſt es billigt,
Dem ſind nimmerdar die Götter gnädig.
Des Hauſes Ehre
Iſt die Gattin, ſie des Mannes Odem,
Wurzel ſie des Rechts und des Geſchlechtes
Und die Quelle alles Heils. Gemeinſam
Mit dem Gatten opfert ſie den Göttern
Und das Haus gedeiht durch ihre Sorge.
Süßen Troſt verleiht ſie dir im Unglück,
Und geſellt ſich dir zu holder Zwieſprach
In der Einſamkeit; ſelbſt auf der Wandrung,
In der Wildniß bietet ſie dir Labung.
Wer ein Weib hat, der iſt ſeelenfreudig
Und voll Hoffnung; er beſitzt die Gattin
Ja in dieſer Welt und in der andern.
In dem Sohn erblicken wir das eigne
Selbſt von uns erzeugt, und himmelſelig
Sieht der Vater im Geſicht des Sprößlings
Wie in einem klaren Quell ſich ſelber
Rückgeſpiegelt. Und kein Schmuck, kein reines
Waſſer ſchafft dir durch Berührung ſolche
Freude wie des lieben Sohns Umhalſung.
Und gleichwie die Flamme die zum Opfer
Von dem Herd genommen wird, ein Theil des
Feuers iſt, ſo iſt von dir ein Theil er,
Iſt dein Selbſt in anderer Erſcheinung.

Hundert Brunnen wiegt ein See auf, hundert
Seen ein Götteropfer, hundert Opfer
Wiegt ein einz'ger Sohn auf; aber wiſſe
Mehr als hundert Söhne wiegt die Wahrheit,
Denn die Wahrheit iſt der Pflichten höchſte,
Wahrheit iſt der Dinge erſte Ordnung,
Wahrheit iſt die ew'ge Gottheit ſelber.

Die Veden.

Die erſte Niederlaſſung der Indier, die bis zuletzt im alten Stammlande verweilt hatten, und dann ſüdwärts gezogen waren, fand in Pendſchab ſtatt. Da lebten ſie wol ein halb Jahrtauſend lang und bewahrten die Cultur und das Erbe der ariſchen Gemeinſamkeit am treueſten, wenigſtens haben wir durch ſie die erſte und ausführlichſte Kunde und die älteſten Denkmale für jene Zeit nach der Trennung erhalten in den Liedern der Vedas. Hier haben wir Geſänge aus der vorepiſchen Zeit, wo uns die Griechen nur mythiſche Namen wie Orpheus und Muſäus nennen, hier nicht ſowol die Trümmer von Bauten und Bildwerken, als die lebendigen Worte ſelbſt, in welchen die alten Gedanken, Hoffnungen, Wünſche der jugendlichen Menſchheit mit wunderbarer Friſche, mit tiefſinniger Klarheit offenbart wurden; unſer eigenes Nachdenken wie unſer eigenes dichteriſches Gefühl wird angeregt den Sinn zu verſtehen, indem wir uns in die kindliche Anſchauungsweiſe verſetzen, der die Wunder der Welt ebenſo freudig und genußbietend wie räthſelhaft entgegentreten. Veda und Aveſta, die Religionsbücher der Indier und Perſer, ſind zwei Ströme die aus demſelben Quell ſich nach verſchiedenen Richtungen hin ergießen und andere Wellen bewegen oder in ſich aufnehmen, aber die Veden ſind urſprünglicher, dichteriſcher.

Veda heißt Wiſſen. Der Name ſtammt erſt aus der prieſterlichen Zeit, nachdem man den alten Liedern die theologiſchen Auslegungen, die liturgiſchen Erläuterungen geſellt und ſie zum brahmaniſchen Religionsbuch gemacht hatte. Die allgemeine und umfaſſende Sammlung heißt Rigveda; ſie enthält 1017 Geſänge in 10580 Verſen (Rig), eingetheilt in 10 Mandala (Kreiſe) und 35 Anuvaka (Abſchnitte) nach den Geſchlechtern der Sänger denen man ſie zuſchreibt. Von den beiden andern Veden enthält die Samaveda diejenigen Lieder welche beim Opfer geſungen werden, und die Yajurveda ſtellt die Sprüche zuſammen die beim Opfer geſprochen werden. Die viel jüngere Atharvaveda enthält Beſchwörungen, Beſprechungen gegen Krankheit, Zauberformeln, Verwünſchungen, Bitten um Schutz und Glück wie Sprüche bei verſchiedenen Vorkommniſſen des Lebens. Hier zeigt ſich aber ſchon eine Verkümmerung der Geiſtesfriſche unter einem ceremoniöſen Prieſterthum: an die Stelle der Naturfreude tritt eine kleinliche Angſt vor Zeichen und Wundern und das Beſtre-

ben den großartigen Erſcheinungen am Himmel und auf der Erde zum Vortheil des endlichen Menſchen zu begegnen. Die Rigveda alſo betrachten wir als die Sammlung, welche neben den für die Cultuszwecke geordneten Sama- und Yajurveden in einem mehr hiſtoriſchen Sinne das Denkmal jener Jahrhunderte iſt, und halten uns an ſie. Die Faſſung manches Liedes zeigt daß es im Volksmunde noch herumbewegt und eine und die andere Form noch abgeſchliffen wurde, während ſie in den liturgiſchen Sammlungen ſchon unveränderlich feſtſtand.

Schon fühlen die Indier ſich als ein Volk durch Sprache und Glauben, ſchon beginnt ein heroiſcher Sinn zu erwachen im Kampf gegen die Umwohnenden wie in der Befehdung der einzelnen Genoſſenſchaften und Stämme untereinander. Sie ſind ſeßhaft, das patriarchaliſche Hirtenleben verbindet ſich mit der Freude am häuslichen Herd. Der Hausvater iſt Prieſter. Das Opfer aber ſoll nicht ohne den Schmuck des Liedes ſein, das Gebet in wohlgefälliger Rede ertönen. Männer daher die geſangeskundig und geſangesmächtig ſind, werden von den Stammeshäuptern berufen bei feierlichem Opfer zu wirken, Berather in Krieg und Frieden zu ſein, und ſo bilden ſich früh bevorzugte prieſterliche Sängerfamilien. Auch Dichterinnen werden unter dieſen genannt. Unter den Liedern ſelbſt weiſen jüngere auf ältere hin, und tragen manche bereits das Gepräge der Betrachtung, wie es der Zeit der Zuſammenſtellung angehört, wo der Dichter ſchon Vorhandenes vor Augen hat, das er nachbildet, das er zu deuten ſucht. Die alten Sänger ſelbſt werden ſchon verehrt, ihre Namen in den ſpätern Hymnen ſchon von Legenden umſpielt. Damals die geiſtigen Führer ihrer Stämme galten ſie bald als die heiligen Riſhi, auf welche die ſpätere Sage den Glauben und die erſte Ordnung der Geſellſchaft zurückführt. Was bei einem Opfer für ein bevorſtehendes Ereigniß die Begeiſterung des Augenblicks oder die Lage der Dinge in Worten oder heiligen Handlungen reflexionslos hervorgerufen, das hielt man in der Erinnerung feſt, wenn der Ausgang und Erfolg ein glücklicher war, und wiederholte es in der Hoffnung gleich günſtiger Wirkung. So bildeten ſich die Ceremonien eines Cultus, der in Indien auch dann verblieb, als in der Verehrung Brahma's, Viſhnu's, Siva's neue religiöſe Ideen herrſchend wurden, und das träumeriſch ruheliebende Volk wiederholte Sang und Brauch ſeiner muthigen Jugendtage.

Die älteſten Lieder kennen ſchon mehrere Götter, aber jeder ruft den Gott an von welchem er ſich gerade ergriffen fühlt, und in dieſem iſt ihm die ganze Gottheit als ſolche gegenwärtig; auf einer zweiten Stufe der geiſtigen Entwickelung ſucht der Dichter die vielen Götter dadurch wieder zur Einheit zuſammenzubringen daß er mit einem beſondern Gott auch Weſen und Namen der andern verbindet; ja es beginnt ein Sinnen über das Göttliche ſelbſt, und an den religiöſen Aufſchwung des Gemüths reihen ſich Stimmungen des Nachdenkens, denen die erſten Keime einer Gedankendichtung, einer poetiſchen Philoſophie entſprießen. Auch in den älteſten Hymnen ſind Namen und Eigenſchaften Gottes ſchon beſondere Götter geworden; aber zugleich ſehen wir wie das noch vor ſich geht, wir ſehen wie ein Dichter neue Worte zur Bezeichnung göttlicher Eigenſchaften, neue Thatſachen zur Anerkennung des göttlichen Waltens, neue Bilder zur Verſinnlichung der Ideen bringt; ſie tauchen auf und tauchen wieder unter, aber ein oder das andere Wort haftet im Gemüth der Hörer, es erſcheint beſonders treffend, es hat klar gemacht was alle ahnten und empfanden, es wird von andern wiederholt und wird beibehalten und zu einer Grundlage genommen auf der man weiter baut. Der eine begrüßt die Sonne als himmliſchen Schwan, im folgenden Vers erſcheint ſie als ein weißes ſtrahlenmähniges Roß, das der Himmelsgott ausſendet, ein zweiter Dichter beſingt die Sonne als dies Roß Daſikra, der dritte aber ſchirrt es an den Wagen des nun in menſchlicher Geſtalt vorgeſtellten Sonnengottes. Ein Dichter perſonificirt einmal die Wirkung der abgeſchoſſenen Pfeile in der Schlacht, und ſingt:

Pfeilgöttin, durch Gebet geſchärft,
Flieg' abgeſchoſſen uns vorbei,
Erreich' die Feinde, bohr dich in ſie,
Auch nicht einer entgehe dir!

Sonſt iſt aber auch nicht weiter die Rede von dieſer Göttin, die nur ein Werk des Dichters war. Noch beſteht kein Lehrſyſtem; wer Glaubwürdiges von den Göttern zu ſingen und ſagen weiß iſt willkommen. Die Beziehung der Götter aufeinander, ihre Verbindung untereinander iſt noch frei. Das eine Lied nennt die Schweſter, wo das andere die Mutter, das dritte die Gattin oder Tochter erkennt; ſo im Verhältniß der Sonne und Morgenröthe. Die Nacht iſt Tochter des Tages, der Tag Sohn der Nacht.

Der Ton der alten Lieder ist ein einfacher Erguß des Herzens. Die Sänger wollen sich selbst klar werden, sie streben nicht andern zu gefallen, sondern im Gedanken wahr zu sein, die Wirklichkeit treu im Geiste zu spiegeln und das rechte Wort für den Eindruck der Dinge auf die Seele zu finden. Die Worte leben noch, das Wurzelbewußtsein ist noch nicht erloschen, man empfindet noch die tiefen Begriffe, die kühnen Bilder die in den ererbten Ausdrücken liegen, und eifert ihnen nach in der Prägung neuer Bezeichnungen für neue Gedanken. Die Worte sind noch mehr Symbol als bloßes Zeichen für den Begriff, das Bild wird noch unmittelbar angeschaut, ist noch nicht verblaßt, der Sinn wird noch frisch empfunden. Der Gedanke ist einfach, der Ausdruck schlicht und innig. Dann treten die Bilder als Gleichnisse neben das was sie veranschaulichen sollen. Wie Rosse und Kühe den Reichthum des Volks ausmachen, so weiß die Poesie dieselben überall zu verwerthen. Wie ein Stier eilt Indra zum Somatrank, wie Kälber nach den Kühen eilen die Bäche zum Meer. Die Winde ziehen sorglos am Himmel hin wie Kühe ohne Hirten, da sammelt sie Indra's Ruf, und nun tummeln sie ihre buntfarbigen Gespanne, die Wolken, um dem Gott zu Hülfe zu eilen. Am liebsten werden die regenspendenden Wolken als milchgebende Kühe bezeichnet, aber auch die Sonnenstrahlen. Entlegenere Bilder sind ebenfalls nicht selten. Wie ein überwallender Kessel den Schaum auswirft, soll der Gott die Feinde ausspeien; die Pferdeköpfe sollen sie besiegt ihm auf der Walstatt als Weihegabe zurücklassen. Das Gewebe des Gebets soll nicht reißen, und die Nadel nicht brechen mit welcher die Götter das Gewand der Ehre für den Beter nähen. Wie die Gestalt der Götter noch im Bewußtsein schwankt, noch keine plastische Festigkeit und Bestimmtheit erlangt hat, so verschweben und verschwimmen auch die Umrisse der Bilder. Mehrere getrennt voneinander von verschiedenen gefundene Bilder stellt ein dritter zusammen: „Das Auge Mitra's glänzt, die große Fahne Surja's ist erhoben, die Sonne ist aufgegangen", — beginnt ein Lied und drückt mit diesen drei Sätzen denselben Gedanken aus. Die Phantasie ist nicht so plastisch wie die hellenische, und erinnert in ihrer Beweglichkeit an die Semiten des Orients, namentlich an die Hebräer. Nicht nach ihrer Erscheinung fürs Auge, sondern nach ihrer Wirkung werden Wolken und Sonnenstrahlen zu Kühen, während dieselben Wolken jetzt als Wasserfrauen die Erde aus

ihren Brüſten tränken, jetzt als Berge ſich aufthürmen, jetzt als verhüllende Ungeheuer die Sonnenſtrahlen rauben, als feuerſpeiende Drachen mit dem Lichtgott kämpfen. Die Gebete, ſeine Geliebten oder Frauen, ſind zugleich die Geſchoſſe mit denen Indra ſeine Feinde ſchlägt. Die Morgenröthe kommt, eine himmliſche Kuh, ſchirrt ihre Roſſe an, und wie die Zweige eines Baumes ergießen ſich die Strahlen ihres Lichts. Agni lebt in jedem angezündeten Feuer, die Flammen weben ſeine Geſtalt, und ſind der Arm, die Zunge womit er das Opfer ergreift, und daneben iſt er zugleich der menſchlich geſtaltete Gott. So folgt ein Bild dem andern in lyriſcher Bewegung nach dem Fluge der Vorſtellung, und wird keins in epiſcher Ruhe der Betrachtung ausgemalt; es iſt als ob ſtets in jedem Beſondern das Ganze mitergriffen und das wechſelnde Leben mit ſeinen mannichfachen Beziehungen dargeſtellt werden ſollte; Sinnliches und Geiſtiges, Bild und Sache gehen raſtlos ineinander über. Der Begriff alldurchherrſchender Geſetze, einer unveränderlichen Ordnung der Dinge iſt überhaupt noch nicht gefunden, und alle Erſcheinungen gelten als freie Thaten perſönlicher Willenskräfte, die nach ihrem Belieben wol auch anders handeln könnten. Jetzt berechnen wir die Brechung der Lichtſtrahlen in der Luft, und meſſen die mögliche Dauer der Morgenröthe in jeder Zone; der Aufgang der Sonne erweckt uns kein Erſtaunen, wir wiſſen er erfolgt mit mathematiſcher Nothwendigkeit. Aber wenn für uns die Sonne noch ein Weſen wäre gleich uns ſelbſt, wenn in der Morgenröthe noch eine Seele lebte voll Mitgefühl, wenn dieſe Mächte uns noch perſönlich, anbetungswürdig, ſelbſtändig frei erſchienen, würden dann unſere Empfindungen beim Anbruch des Tages nicht ganz andere ſein? Darum warnte Max Müller davor daß man es kindiſch finde, wenn es in den Veden heißt: „Wird die Sonne kommen und aufgehen? Unſere Freundin, die Morgenröthe, wird ſie wiederkehren? Die Unholde der Nacht werden ſie beſiegt werden auch heute vom Gott des Lichts?“ Man muß ſich vielmehr in die kindliche Stimmung der Vorzeit verſetzen, um ihr freudiges Erſtaunen und ihre herzliche Dankbarkeit für das Walten der Götter zu verſtehen, deren Gnade immer wieder den Menſchen das Heil des Tages gewährt.

Aus ſolch einer freudigen und harmoniſchen Stimmung der Seele entſpringt die Harmonie des Verſes. Wenn das Grundgefühl, wenn der Hauptgedanke ſich wiederholt aufdrängt, ſo

führt das wie von selbst den Dichter dazu daß er den Satz in welchem das Lied gipfelt, am Ende jeder Strophe immer wieder ausspricht, und so erhalten wir häufig den Refrain. Einigemal finden wir schon die lyrische Wechselrede die zugleich einen Fortgang der Handlung bildet und Begebenheitliches darstellt, den Keim des Dramas im balladenartigen Volksgesang. Der erste Zauber des Maßes wird im Vers empfunden, sodaß man später glauben kann die Welt sei nach diesen Versmaßen und kraft derselben geordnet und man könne mittels derselben magische Wirkungen ausüben. Zunächst werden die Silben gezählt und für jede Verszeile oder für alle einander entsprechenden bei strophischer Gliederung wird die gleiche Silbenzahl gefordert; längere Verse zerfallen in zwei Hälften und es gilt für jede derselben was für das Ganze: nur der zweite Theil hat seine bestimmte Regelmäßigkeit im Wechsel der Längen und Kürzen, gewöhnlich bilden ihn zwei Jamben, auch Trochäen; der erste Theil aber gibt für Längen oder Kürzen, für auf- oder absteigenden Tonfall völlige Freiheit. Also aus dem nur der Zahl nach Bestimmten, sonst aber noch Unregelmäßigen erhebt sich eine gesetzmäßige Ordnung in regelmäßiger Wiederkehr; Freiheit und Ordnung, die aller Schönheit Elemente bilden und im vollendeten Vers einander durchdringen, sind noch nebeneinander vorhanden, aber Ordnung und Harmonie herrschen dadurch daß sie das Ziel des Mannichfaltigen und Willkürlichen sind, das in ihnen seine Ruhe findet. Wie ein Falke, heißt es in den Veden, trägt der Vers durch die Lüfte das Gebet und Opfer zu Gott empor. Propheten des Heils, wie der Vogel welcher Regen und fernen Sturm ansagt, willkommen wie die Ströme die aus den Wolken niederrauschen, so loben die Sänger den Gott.

Welcher Gott gerade angerufen wird, sagte ich, dessen Macht wird von keinem andern beschränkt, der ist der König der Welt. Werden mehrere nebeneinander genannt, Indra und Agni, Varuna und Mitra, so erscheinen sie als die mannichfaltigen Personificationen der göttlichen Wirksamkeit, als das himmlische und irdische Feuer, als der sternige Nachthimmel und der freundliche Tag. Mit dem Glauben an Gott verknüpft sich der Gedanke daß er gut ist, das Gute liebt und lohnt, das Böse haßt und straft. Mit kindlichem Sinn meint daher der Mensch in seinem Wohlergehen die Bürgschaft des göttlichen Wohlgefallens zu haben, und sucht im Unglück die Götter zu versöhnen durch Opfer

und Gebet um ſie ſich wieder geneigt zu machen. Da klingt es freilich ſehr naiv, wenn wir in einem Liede an Indra leſen: „Wär' ich Herr wie du, Reichthumſpender, ich würde den Sänger nicht hülflos darben laſſen", — oder wenn der Gott Spende um Spende geben ſoll, auf daß auch der Menſch bis an die Knie im Ueberfluß waten könne; oder wenn man dem Gott gelobt daß wenn er Roſſe und Rinder, langes Leben und Geſundheit verleihe, ihm auch ſeine Opfer nicht mangeln ſollen, während es der Macht der Himmliſchen nicht zur Ehre gereiche, wenn ſie die Gaben der Menſchen hinnehmen, die Bitten aber unerfüllt bleiben. Es gibt eben auch unter den Sängern Altindiens oberflächlichere und tiefere Gemüther, und ſo wird dann auch hervorgehoben wie Indra den Ruchloſen wegſtößt gleich einem Pilz den der Fuß zertritt, und wir vermeinen den Ton der Pſalmen zu vernehmen, wenn das Gebet an Varuna anhebt:

Ja weiſ' und groß ſind deine Schöpferthaten,
Der Erd' und Himmel auseinander ſtützte,
Er ſtieß hinauf den hellen weiten Lichtraum,
Und theilt und breitet Land und Sternenhimmel.

Sprech ich denn dies zu meinem eignen Leibe?
Wie kann zu Varuna hinein ich bringen?
Wird ohne Zorn er meine Gab' empfangen?
Wie ſchau ich reinen Geiſt's den Gnadenreichen?

Nach meiner Sünde forſch' ich ernſt und eifrig,
O Varuna, die Weiſen geh' ich fragen,
Daſſelbe nur verkünden mir die Seher:
Der Allumfaſſer iſt es der dir zürnet.

O Varuna, ſag welche Sünde war es,
Daß du den alten frommen Freund verfolgeſt?
Du Unbeſiegter, Mächtiger, verkünd' es,
Dann will entſündigt ich mit Preis dir nahen.

Erlaß uns du die väterlichen Fehler
Und die wir ſelbſt mit eigner Hand begangen;
Entlaß, o König, dieſen Sänger freundlich
Wie einen Dieb, ja wie ein Kalb vom Strange.

Nicht war es eignes Thun, nein Haß nur war es,
Ein Trunk, ein Zorn, ein Würfel, ein Vergeſſen —
Ein Aeltrer naht den Jungen zu verführen —
Ja ſelbſt der Schlaf wird uns des Uebels Bringer.

Laßt wie ein Sklave mich dem Gotte dienen
Sündlos dem reichen Geber, dem Erhalter, —
Der hehre Gott erleuchtete die Thoren,
Der Weise bringt zum Heil die frommen Dichter.

Einen zweiten innigen Ruf der Seele geben wir gleichfalls (mit kleinen Aenderungen) in Max Müller's Ueberſetzung, und bemerken dabei daß der nachgeborene Mond der 13., der Schaltmonat iſt, daß unter den höher Hauſenden die Götter zu verſtehen ſind.

Ob wir auch oft, o Varuna,
Verletzen dein Gebot, o Gott,
Wir Menſchenkinder Tag auf Tag:

O gib uns nicht dem Tode preis,
Nicht preis dem Schlag des Raſenden,
Und nicht des Wüthrichs wildem Zorn!

Dich zu beſänft'gen feſſeln wir
Wie Krieger ihr geſchirrtes Roß
Mit Liedern dir den Sinn, o Gott.

Nach Schätzen dürſtend fliehn ſie all,
Die Zorngemuthen, weg von mir,
Wie Vögel in die Neſter ziehn.

Wann werden wir beſänft'gen ihn,
Den Helden, Weitumblickenden,
Den Heerbeglücker Varuna?

Dies Opfer nehmen freudig an
Die beiden, Mitra, Varuna,
Dem treuen Geber treugeſinnt.

Er der den Pfad der Vögel kennt,
Die durch die hellen Lüfte ziehn,
Der auf dem Meer die Schiffe kennt;

Er der die zwölf der Monden kennt
Mit ihrer Frucht, der Satzung Herr,
Und auch den nachgeborenen Mond.

Er der des Windes Fährte kennt,
Des weiten, prächtig mächtigen,
Und auch die höher Hauſenden.

Im Kreis der Seinen ſitzet er
Der Satzung Hüter, Varuna,
Zur Herrſchaft ſetzt der Weiſe ſich.

Von dannen ſchaut er forſchend hin
Auf all der Weſen Wunderwerk,
Was ſchon geſchah und noch geſchieht.

Mög' er, der Sohn der Ewigkeit,
Tagtäglich ſegnen unſern Lauf,
Und mehren unſrer Tage Zahl.

Mit goldnem Panzer angethan
Hüllt ſich der Gott im Mantel ein,
Die Späher ſitzen rings im Kreis.

Zu ihm, dem kein Verwegner wagt
Zu nahn, kein liſt'ger Hinterhalt,
Kein Zaubrer aus der Männer Schar, —

Zu ihm der ſeinen Ruhm bewährt
Ob allen Menſchen weit und breit,
Selbſt hier in unſerm eignen Leib, —

Zu ihm, dem Weithinblickenden,
Ziehn meine Lieder wunſcherfüllt,
Wie Kühe auf die Weide ziehn.

Laßt miteinander uns aufs neu
Jetzt reden, — Honig bracht ich dir,
Du iſſeſt was dir lieb als Gaſt.

Den Allſichtbaren ſah ich jetzt,
Hoch droben ſah den Wagen ich, —
Fürwahr er hat mein Lied erhört.

So höre jetzt, o Varuna,
Hör' meinen Ruf und ſegne mich,
Schutzflehend ruf ich dich herbei.

Du Weiſer biſt der Herr des Alls,
Des Himmels und der Erde Herr,
Auf deinem Wege höre mich.

Auf daß wir leben löſe uns
Den Strick vom Hals, nimm weg den Strick
Von unſerm Leib, von unſerm Fuß!

Gott hat das Sittengeſetz aufgeſtellt, doch darf ſich der Sünder an ſeine Gnade wenden, wie es in einem andern Liede heißt:

Laß mich noch nicht, o Varuna,
Eingehen in des Staubes Haus,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ich ging, du ſtarker lichter Gott,
Aus Schwachheit auf dem falſchen Weg,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Ob ich in Waſſers Mitte ſtand,
Kam über mich des Durſtes Noth,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

Wann dein Geſetz wir brechen je
Gedankenlos in Schuld verſtrickt,
Gib Gnade, Allmächtiger, Gnade!

So beten allerdings die alten Indier um Schutz für ihre Heerden, um Geſundheit und Reichthum, um Sieg über ihre Feinde, aber auch um Weisheit und ein reines Herz, um Beiſtand gegen die Verſuchung zum Böſen. Wol werden die Götter angerufen daß ſie kommen mit dem Flug des wilden Vogels, den der Hunger nach unſern Wohnungen zieht; wol ſagt ein Sänger zu Indra:

Vritraſieger, du und ich ſind durch Gaben verbunden,
Blitztragender Held, wer dir nichts gibt der kennt dich nicht.

Ebenſo ſehr aber wird um Vergebung der Sünden gebetet, um Errettung vom Unheil, wie man einen Wagen vom Abgrund zurückreißt. Die Götter mögen dem Opfernden verleihen was ſie ſelber für das Beſte halten. Sie ſind freigebiger in ihrer Huld als ein Geliebter oder als ein Bruder der Braut; ſo mögen ſie die Stimme der Menſchen gern hören wie Jünglinge der Mädchen Stimme. Auch ein Gott des Würfelſpiels wird um Gewinn angerufen, aber zugleich kommt in dieſem Gedicht die Stelle vor:

Rühre, o Menſch, die Würfel nicht an!
Bebaue lieber die Erde,
Und genieße das Glück das die Frucht der Weisheit iſt.
Ich bleibe ruhig bei meinem Weib und meiner Heerde,
Da hab ich den Schatz den der Sonnengott mir ſichert.

Wer die Ewigen ehrt der ſieht ſein Glück wachſen, der fährt reich und berühmt gabenſpendend auf ſeinem Wagen dahin, — es iſt das natürliche Gefühl welches das Gute und das Glück verkettet, wie auch bei den Juden; dem Gerechten ergeht es wohl, dieſe Wahrheit wird erkannt, das Wohlergehen aber allerdings auch in das äußere Gedeihen geſetzt. „Du plünderſt das reiche Haus des

Gottlosen und gibst das Gut dem Frommen", so äußert sich auf naive Weise der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit. Und verlangte nicht auch Immanuel Kant mit Recht die Einheit von Tugend und Glückseligkeit? Die Götter sind mit dem Rechtschaffenen, sie kennen den Menschen in seinem Herzen. Der Reichthum des Wohlthätigen wird nicht enden, der Böse aber besitzt einen unfruchtbaren Ueberfluß ihm selbst zum Tode. Wie wir auch gefehlt haben, betet ein Lied zu Indra, laß nicht die lange Finsterniß über uns kommen, gib uns das weite sichere Licht des Tages. Wer mag den angreifen der reich in dir ist? Durch den Glauben an dich gewinnt der Starke die Beute am Tage der Schlacht. Wir haben keinen andern Freund, kein anderes Glück als dich, den Ordner des Beweglichen und Unbeweglichen. — Der Sänger ruft Gott an wie ein Kind seinen Vater, er setzt sein Vertrauen auf ihn wie den Fuß auf einen Wagen, der ihn sicher ans Ziel trägt, oder die göttliche Gnade ist ihm das Schiff auf dem er durch die Wogen der Zeit dahinsteuert, auf dem die Seele dereinst über den Strom gelangen wird welcher Himmel und Erde scheidet. Ein kurzes Gebet lautet:

Heilsames, Götter, laßt uns mit den Ohren hören,
Heilsames mit den Augen sehn, ihr Ew'gen;
Mit festen Gliedern, Leibern euch lobpreisend
Laßt leben uns das gottverlieh'ne Leben.

So sind die Götter allerdings Naturmächte, aber die Verehrung derselben steigt gerade über das nur Sinnliche empor, und erhebt sich zu dem Geistigen, von dem sie ausgegangen. Der Geist waltet im Element, es ist sein Organ oder seine Verkörperung, ja die göttliche Persönlichkeit steht auch neben und über demselben, wie Savitri auf der Sonne thront und durch sie Klarheit und Leben in alle Welt verbreitet. Die bereits mitgetheilten Stellen beweisen hinlänglich daß allerdings auch die sittlichen Ideen, ohne welche ja die Mythologie gar nicht Religion wäre, im Bewußtsein erwachen und mit dem Glauben an die Götter verbunden sind.

Der eine Gott des ursprünglichen Arierthums, Diaus (Himmel, Licht) ist als Divaspati, Diupati (Jupiter, Himmelvater) in der Erinnerung erhalten, aber schon Beiname für einen neuen Gott, für Indra, geworden, der bei dem allmählich sich vordrängenden heroischen Geist im Bewußtsein des Volks hoch em-

porwuchs. Alterthümlicher und ſtets mit den tiefſten Ideen verknüpft iſt die Verehrung Varuna's, des Umfaſſers, wie ſein Name beſagt, den wir im griechiſchen Uranos wiederfinden; er weiſt auf das umſpannende lichte Himmelsgewölbe hin, und ſtellt ſich dadurch als den urſprünglichen Träger des Gottesgefühls dar. Dians der Leuchtende und Varuna der Umfaſſer waren die erſten Bezeichnungen eines und deſſelben Weſens, Gottes. Varuna erſcheint in den Veden am wenigſten in menſchlicher Perſonification, er wird am meiſten mit ehrfurchtsvoller Scheu vor ſeiner Majeſtät in ſeinem geheimnißvollen Walten, in ſeiner Offenbarung durch das Ganze des Himmels verehrt, wie wenn Vaſiſhta ſingt:

Wenn in ſeinen Anblick ich mich verſenke,
So däucht ſein Anſehn mir wie Feuersgluten,
Wo am Himmel der Herr des Lichtes und Dunkels
Seinen ſchönen Leib zum Schauen mir bietet.

Tag und Nacht ſind wie ein Gewand mit einer hellen und einer dunkeln Seite, je nachdem der Allkönig es wechſelt, verbreitet ſich Finſterniß oder Licht über die Welten. Varuna gleicht dem unermeßlichen Meer, das alle Ströme mit ihren Wellen nicht erfüllen; ſeine Strahlen fließen von oben herab, ihr Quell bleibt in der Höhe. Jener Schauer des Unendlichen gepaart mit dem Aufblick zur göttlichen Huld ergreift den Menſchen am meiſten unter dem Sternenhimmel, und ſo wird dieſer vorzugsweiſe Varuna's Gebiet, und neben ihm ſteht dann Mitra, der die Menſchen zu den Freuden und Mühen des Daſeins leitet, das ſonnige Tageslicht. Mitra ſitzt mit Varuna auf goldenem Wagen und beide ſchauen von dort Vergängliches und Unvergängliches. Der Wind heißt Varuna's Hauch, die Sonne ſein Auge, und wie die mitgetheilten Hymnen lehren wird er beſonders als Herr der Naturordnung angerufen, als der Schöpfer der Welt, der jedem Weſen ſeine Kraft und Art verleiht, ſeine Bahn anweiſt, ſein Ziel ſetzt; die alten Sänger preiſen die Unerſchütterlichkeit ſeiner Satzungen, wie überhaupt die Menſchheit den Gedanken eines Weltgeſetzes zunächſt an den Sternenhimmel knüpft. Varuna hat Feſſeln und Stricke die Uebertreter zu binden und jegliches innerhalb ſeiner Grenze zu halten, er iſt der Herr über Leben und Tod. Und das führt zur ſittlichen Weltordnung; er hat ſie aufgerichtet und hält ſie aufrecht; er ſtraft das Unrecht und belohnt das Recht, der Menſch bekennt vor ihm

seine Sünde und wendet sich an sein Erbarmen. Die ganze Welt ist in Varuna; er durchdringt alles und kennt jede That und jeden Gedanken. Wer selbst über den Himmel hinausflöhe, er entränne ihm nicht. Sein weites Haus hat tausend Thore, er ist der Wächter der Unsterblichkeit. Ohne ihn fühlen wir uns nicht eines Augenblickes Herr. Er ist in aller Bekümmerniß Trost und Heil.

Um Varuna sind die Lichtgenien versammelt, die Aditjas, die Ewigen, den Amschaspands der Parsen verwandt, Mitra, der Freund, Arjaman der Ehrwürdige, der Wohlthäter, Bhaga, der Segner, Daschka, der Einsichtige und andere; sie sind ganz hell und rein, sie sind die im Licht, dem Quell des Lebens, offenbare geistige Wesenheit, die persönlichen Principien aller sittlichen Begriffe und Verhältnisse für den einzelnen und für die Gemeinschaft der Menschen. So heißen sie nicht blos die Ewigen, sondern auch die Geistigen, Asuren. Und wenn bei Homer die Götter als Uranionen angerufen werden, bei den Germanen als die Thvar und Vanen, die Lichten und Glänzenden, wenn die Perser einem idealen Lichtcultus huldigen, so werden wir in dieser Uebereinstimmung auf ein Urgemeinsames hingewiesen, und dürfen in Varuna und den um ihn versammelten Welthütern als Ausstrahlungen seiner Macht und Herrlichkeit die älteste Gottesanschauung der Veden erkennen.

Wie wir in materiellere Gebiete kommen, wie das Göttliche in den näher liegenden irdischen Erscheinungen wahrgenommen wird, findet sich auch im Mythus ein mehr sinnliches Element und eine mehr menschenähnliche Gestaltung der Götter. Das Licht hat in der Sonne einen Mittelpunkt und Kern, sie strahlt es aus und weckt damit das Leben der Erde, und darum wird sie angerufen als der Erzeuger, Savitar, als der Bildner, Tvaschtar, der allen Dingen Kraft und Form verleiht, als der Leuchtende, Surya-Helios, der seine Goldhand früh am Morgen aus dem Dunkel hervorstreckt und die Nachtgespenster verscheucht, der mit strahlendem Haupthaar auf feurigem Wagen durch die Räume des Himmels fährt, alles schauend, alles wissend. Ein Sänger, der gerade ihn feiert, begrüßt ihn als den Vorsitzenden der Götter durch Majestät, herrlich im unverletzlichen Licht. Er wird als Reiniger, Schützer, als König des Weltalls angerufen; sein Kleid ist ein goldener Panzer. Wie den Wagen die Achse, so trägt und hält die Sonne alles Unsterbliche. Dann aber

heißt ſie wieder die Fackel der Götter, ein weißes Roß, ein weißer Hirſch, und der lenkende Gott waltet über ihr. Wenn die Sonne auch unterſinkt und die Nacht ihren Schleier webt, ſo weiß der Weiſe doch daß die Macht des Gottes nicht erloſchen iſt, daß er am Morgen wiederkehrt.

Die Verkündiger dieſer Wiederkehr ſind die erſten Strahlen die aus der Morgendämmerung oder aus Sturmwolken hervorbrechen, in denen man alſo rettende Genien aus Nacht und Noth erblickte, die Aſvinen; hülfreiche Jünglinge auf weißen Roſſen ſehen die Dichter in ihnen, oder ſie kommen auf goldenem von Falken gezogenen Wagen, das eine Rad rührt die Bergesgipfel, das andere rollt am Firmament; ſie kommen ſchnell wie Gedanken, wie zwei Fackeln, wie zwei lichte Wolken, wie zwei Flügel eines Vogels, zwei Roſſe an einem Wagen. Zu ihnen ruft der Bedrängte, und die Hymnen erzählen von der Hülfe und Rettung die ſie in Gefahren gebracht. Wenn die Krieger ſich ſammeln auf dem Felde der Schlacht, ſieht man den Wagen der Aſvinen niederfahren zu dem Führer den ſie begünſtigen. Sie ſind eins mit den Dioskuren, mit Kaſtor und Pollux bei Griechen und Römern, und erklären deren Weſen. Sie bringen das Licht, des Himmels Preis, und das von Anfang an ethiſche Element im Lichtcultus der Arier tritt auch bei ihnen hervor, wenn ſie als die Wahrhaftigen, als die Herren der Reinheit angerufen werden, wenn ſie die Gebete eindringlicher machen ſollen wie man die Axt am Steine ſchärft, wenn man Geſundheit, Glück und Sündenvergebung von ihnen hofft, und eins der Lieder ſingt: Bleibet bei uns, macht fruchtbar unſer Wort und unſere Gedanken!

Den Aſvinen folgt die Morgenröthe. Sie heißt die Schweſter der Nacht. Beide der Sonne verbunden wie Tochter und Mutter, beide unſterblich folgen ſie einander, Geſchwiſter von gleichem Sinn und von ungleichen Farben, mit ſanftem Thau bedeckt, ſtets denſelben Weg zurücklegend ohne je einander zu ſtoßen oder zu hemmen. Die Morgenröthe wird als eine leuchtende Jungfrau gedacht, Uſha iſt ihr Name; die roſigen Wolken vor ihr erſcheinen als rothe Kühe oder Roſſe, die ihren Wagen ziehen, angeſchirrt durch die Strahlen der Sonne oder durch die Gebete der Menſchen. Alle Götter lieben ſie, aber im Wettlauf ſie zu gewinnen haben die Aſvinen geſiegt, die ſie nach anderer Auffaſſung aus dem Rachen des Wolfs der Finſterniß befreien. Sie hemmt den Flug der Nachtgeſpenſter, und Feindin der Träg-

heit weckt sie die Armen wie die Reichen zur Arbeit und die Vögel zum Morgenlied; wie sie aufglänzt immer neugeboren wird sie der Lebensathem der Welt. Sie lächelt, und wie eine Braut, wie eine Tänzerin entschleiert sie alle Formen und entfaltet sie ihre Reize. Sie verleiht alle Gaben deren der Mensch beim Anbruch des Tages in der Sichtbarkeit wieder theilhaftig wird.

Strahlend kommt sie gleich dem jungen Weibe,
Weckt zum Tagewerke die Lebend'gen;
Feuer zünden wir auf dem Altare,
Und ihr Licht verscheucht die Finsternisse.
Wie sie wächst in Schönheit, glanzgekleidet,
Sie die Glückliche! Sie bringt des Gottes
Auge, bringt das Roß, das sonnenhelle,
Ihre Schätze spendend allerwegen.
Tagespforten hat sie aufgeschlossen,
Lehrt uns wieder des Gebetes Worte.

Seit wann kommst du doch uns zu besuchen?
Die du heute scheinst, du ahmest jene
Nach, die uns zuvor gelenchtet haben,
Und dir folgen die zum Heil uns leuchten werden.
Menschen die die frühern Morgenröthen
Glänzen sahn sie sind gestorben, sterben
Werden die die heut'gen sehn, die Morgenröthen
Selbst sind ewig! Kennt die Göttin doch kein Alter,
Kommt in frischer Jugend immer wieder,
Trägt der Sonne goldne Strahlenfahne.
Bring herbei das Schöne, Menschenfreundin,
Du der Götter Mutter, Auge der Erde,
Opferbotin, aller Wesen Wonne,
Gib uns Heil, und segnet uns ihr Ew'gen.

Die drei Welten sind den alten Indiern die Regionen des Lichts, des Luftmeers und der Erde. Die Luft ist ursprünglich Indra's Gebiet; der Name heißt entweder der Blaue oder der Regnende; ich ziehe die letzte Ableitung vor, denn Indra ist die im Gewitter sich offenbarende Gottesmacht; als solche wuchs er zum Götterfürsten empor. Wie die Römer Jupiter pluvius sagen, konnten die alten Indier Indra als Beiwort des Himmelsgottes gebrauchen (Diupati Indra); aus dem Namen des Regners entstand der selbständige Regen- und Gewittergott. Auf Indra werden nun jene arischen Ursagen übertragen vom Kampf mit den Dämonen, welche die Kühe des Himmels oder die Wolken-

frauen geraubt, die er ihnen wieder abjagt, oder vom Kampf mit Ahi, dem Wolkendrachen den er erschlägt, daß das Naß des Regens, das derselbe zurückhalten wollte, wieder erquickend herniederströmt. Diese Kämpfe werden nicht als eine Sache der Vergangenheit dargestellt, sondern stets von neuem wird Indra angerufen daß er sie siegreich bestehe. Die Schwüle, die Dürre drückt das Land, der Regengott gibt der erschöpften Natur das Leben wieder. Wenn er auftritt in seinem Glanz, erbeben die Wogen des Himmels und fragen sich: Was ist dies Wunder? Und sie rauschen hervor aus dem Berge der sie umschlossen hielt. Der siegreiche Gewittergott wird dann, als das Volk sich zu Krieg und Abenteuer wendet, der Gott der Schlachten, den die Männer im Streit anrufen. In sich selbst findet er seine Kraft, der ruhmreiche Herr, der der Hort seines Volks ist. Mit tausend Tugenden gerüstet steht er fest wie ein Felsenberg in der Wellenbrandung. Das eherne Geschoß in seiner Hand ist der Blitz, so oft er ihn schwingt und schleudert, er kehrt in seine Hand zurück. Er ist der Herr der Kraft, und wann er den goldrothen Bart (die Blitzflamme) schüttelt, so erbebt die Erde mit ihren Bergen. Wann er die Wolkenthore gesprengt hat, dann gewinnt er den Schatz des Sonnengoldes wieder, und so ist er der Reiche, der Reichthumspender, der im Regen und Sonnenschein allen Segen verleiht. Wie die Gestirne wieder sichtbar werden, wenn Indra das Gewölk zertheilt, so lassen die Lieder ihn Sonne und Morgenröthe erzeugen und die Sterne am Himmel befestigen.

Indra wird häufig als Stier angerufen:

Wahrhaftig, ja du bist der Stier,
Du bist der stierstürmische Hort!

Der Stier ist das Sinnbild der Stärke, der befruchtenden Lebenskraft. Ja einmal sagt ein Sänger: Ich rufe den Indra heute an unter der Gestalt der fruchtbaren Kuh, der himmlischen, die uns die nährende Milch spendet und den Schmuck der Natur bereitet. Gewöhnlich aber ist er der in menschlicher Gestalt vorgestellte Kämpfer und Siegerheld. Er ist der Allherrscher, der die Berge befestigt und den Himmel stützt, der Allumfasser, der alle Dinge in sich trägt wie die Speichen eines Rades, und es heißt:

Wenn Indra hundert Himmel dir wären und hundert Erden auch,
Nicht tausend Sonnen, o Blitzschleuderer, fassen dich,
Nicht das Geschaffene, Welten nicht.

Seine Hand umspannt Himmel und Erde; seine Macht breitet sich gleich dem Himmel über uns zu unserm Schirm, und er macht die Erde zum Bild seiner Größe. Er allein hat alles geschaffen was ist. Wunderbar und zahllos sind seine Werke, alle Götter könnten sie nicht zerstören. Alle Kräfte sind in ihm vereint, er ist der Quell deß Segenerguß niemand hemmen kann. Wie aus unversiegtem Brunnen quellen aus allen Gliedern seines Leibes heilsame Werke und Wohlthaten für uns. Sonne und Mond erscheinen wechselsweise, damit wir Indra schauen und ihm vertrauen. Wie eine Fahne entrollt er auf Erden das Feuer und am Himmel den Sonnenschein. Der Rosse Mehrer, der Rinder Segner ist die Zuflucht der Dürftigen. Voll Muth erschreckt er die Feinde und blinzelt nicht. Er gibt Liebe um Liebe, und zerbricht nicht die Schalen unserer Hoffnung. Er trifft den Bösen, der dem Esel gleich eine verhaßte Stimme zu erheben wagt, aber für seine rechten Sänger erobert er ewigen Ruhm. Er ist der Wahrheit Sohn, des Guten Herr. Seine Wohlthaten sind so wenig zu zählen wie die vergangenen Morgenröthen früherer Tage. „Den Löwengleichen hat er durch den Schwachen geschlagen, mit einer Nadel hat Indra Speere zerbrochen. Wie gewaltig auch die Wasser wachsen, er macht gangbare Furten für seine Freunde" heißt es in einem Kriegslied.

Dein, Indra, sind wir, dein, du Vielgepries'ner!
Den Menschenhort, den reichen, zu besingenden,
Den Indra singen hohe Lieder an,
Den vielgeruf'nen, der durch reinen Sang erstarkt,
Den Menschenfreund, deß Himmel nicht vergehn,
Zur Freude preist den Weisen, den Freigebigsten.
Zu Indra singen himmelstrebend auf
Vereinigt liebend die Gedanken allesammt,
Umkosen ihn wie Frauen den Gemahl,
Wie einen Bräutigam, den Reinen, Mächtigen.

Aber wenn Indra auch stark wird durch Lobgesänge, so ist doch er es der sie den Dichtern eingibt und mit lebendigen Farben schmückt. Was wäre die Welt ohne Indra? In ihm ruhen alle Kräfte, zu ihm kommen alle Opfer. Die ganze Schöpfung ist Indra's Gestalt.

Der Gott der erſtgeborene,
Der durch ſein Werk die andern Götter ſchmückt,
Vor deſſen Kraft erbeben Erd' und Himmel,
O Völker, iſt Indra.

Der feſt die Erde gründete,
Deß Blitz den finſtern Wolkendrachen ſchlug,
Der ausgeſpannt die Luft, des Himmels Feſte,
O Völker, iſt Indra.

Der Helden Sieg im Kampf verleiht,
Der alles formt und ſchafft nach ſeinem Bild,
Der Leben und Bewegung gibt den Weſen,
O Völker, iſt Indra.

In der Luft wehen die Winde, die Genoſſen Indra's im Kampf, die Maruts, die Söhne des Rudra, des glänzenden Himmelsebers, des Flechtentragenden nach dem Knäuel dunkler Wolken die er durcheinander wirrt; auch er ſchleudert den Speer des Blitzes oder ſchwingt ihn wie eine Geiſel auf die regentriefenden Wolkenroſſe und ruft ſie mit der Donnerſtimme; auch er heißt der Weiſe, Wohlthätige, Starke und wird als der Lebensgeiſt und bewegende Herr der Welt aufgefaßt. Die Maruts ſind in der Luft waltende und verkörperte geiſtige Mächte, geſchickt verſchiedene Formen anzunehmen. Sie erzeugen und vervielfältigen ſich ſelbſt wie Wogen im Luftmeer; niemand weiß woher ſie kommen, wohin ſie gehen. Bald ſchütteln ſie thautriefend den Regen von ihren Schwingen, bald melken ſie die Wolkenkühe, bald rütteln ſie die Wolkenbäume, bald ſchießen ſie die Regenpfeile von ihren Bogen, bald iſt der Regen ein Schatz den ſie aus den Wolkenbergen hervorholen und herabſchütten. Sie ſind brüllende Löwen im Zorn, Elefanten welche die Wälder brechen. Sie ermuthigen ſich mit Geſang, wenn der Kampf beginnt. Ihre Arme ſind goldgeſchmückt, in ſchimmernden Harniſchen mit Pfeil und Bogen auf rollenden Wagen fahren ſie einher, die Bäume neigen ſich und beugen ſich, die Berge beben vor ihnen, ſie bewegen Himmel und Erde. Sie ſind von furchtbarer Gewalt, aber zugleich wohlthätig und ſegenſpendend, indem ſie ſowol das düſtere lichtraubende Gewölk verſcheuchen als den erſehnten Regen bringen. Das Brauſen des Sturmes iſt ihr Geſang, ihr Loblied das ſie Indra dem Sieger anſtimmen.

Milderer Natur als die ſtürmiſchen Maruts, die Winde, ſind die Ribhus, gleich ihnen Elementargeiſter oder in der Natur fort-

waltende Seelen der Ahnen. Sie erinnern an Elfen und Zwerge, ſind mehr ätheriſcher feuriger Art, kunſtreiche Bildner, die den Göttern Wagen und Waffen verfertigen, liebliche Sänger und Freunde der Muſik. Die Brighus, die Angiraſen ſind ebenfalls Genoſſen der Wolkenfrauen und der Winde; man will in ihnen die Blitzesgenien erkennen. Die Apſaraſen, die als Heldenbräute oder Schwanjungfrauen im Luftmeer ſchwimmen, ſind ſelber lichte Wolken.

Wie die ſeligen Todten in Jama's Reich eingehen, wo alles Verlangen geſtillt und jeder Wunſch befriedigt iſt, ſo gelangen die Böſen nach Nirukti; wie jene den guten Geiſtern der Natur, ſo geſellen ſich dieſe den Dämonen der Finſterniß. Die Geſtalt derſelben bleibt nächtlich, düſter, nebelhaft unbeſtimmt. Sie heißen Rakſhaſas, und werden häufig als unheimliches Nachtgevögel oder als gierige Hunde und Wölfe vorgeſtellt. Dann wachſen ſie zu rieſigen Ungethümen empor — Vritra erfüllt die Luft wie ein weites Gebirge —; ſie ſind gefräßige Unholde, die einem Gewölk ähnlich mit ſcharfen Zähnen Menſchenfleiſch witternd einherſchweifen, ſuchend wen ſie verſchlingen. Sie vermögen ihre Geſtalt zu wandeln, wie eben vor dem Auge des Phantaſievollen ſolche Wolkenformen oder nächtlich unbeſtimmte Eindrücke wechſeln; ihre Kraft wächſt im Dunkel.

Die Erde ſelbſt ward anfänglich als die dem Himmelsgott vereinte Gattin, als die Mutter der Weſen angeſehen. In unſern Liedern heißt es daß alte Sänger ſie geehrt haben, und wenn andere beſtimmte göttliche Mächte mehr hervorgetreten ſind, ſo bleibt die Erinnerung daß Himmel und Erde als Vater und Mutter, als die erſten Gründe der Dinge angebetet wurden, wie Zeus und Dione oder Uranos und Gäa in Griechenland. Zugleich vereint und getrennt, fern und nah bewahren ſie die ihnen anvertraute Stelle. Wie ſie in ihrer Jugend ſich vermählten, da brachten ſie die Götter hervor, da regten ſich die Thiere des Feldes und die Vögel der Luft, ſagt ein Sänger, und fügt hinzu: Ich ſinge dieſe alte immerwährende Schöpfung. Eine andere Hymne hebt an:

Wer iſt der Aeltre, wer iſt der Jüngre?
Wie ſind ſie geboren? Ihr Sänger, wer weiß es?
Sie ſind gemacht, die Weſen all zu tragen,
So lange Tag und Nacht wie Räder rollen.

Sie ruhen beide, ſind unbeweglich,
Was ſich bewegt und reget, ſie tragen's.
Wie liebe Aeltern treu ihr Kind bewahren,
Bewahrt vor Uebel uns, o Erd' und Himmel.

Auf Erden iſt das Feuer Hauptgegenſtand der Verehrung. Sein Name iſt Agni (ignis). Gemäß der verſchiedenen Feuererzeugung wird Agni in unſern Häuſern geboren und iſt zugleich der Buſen des Himmels ſeine Wiege. Mitten in der Wolke entſtanden hat er nicht Hand noch Fuß und birgt ſeine Glieder in dunkelm Dunſt, bis er aus dem Waſſerbett hervorſpringt als der leuchtende Blitz. Er ſchläft verſteckt im Doppelholz, er iſt der Sohn zweier Mütter, der Hölzer, aus denen ihn die Reibung erweckt, und die Prieſter heißen darum ſeine Väter, und er wiederum der Sohn oder Enkel der Kraft, welche die Hölzer aneinander reibt. Brauſende Flammen erneuern und erhalten ſeine Jugend. Ein leuchtender unantaſtbarer Rieſe glänzt er wie die Sonne unter den Wolken oder wie ein goldener Wagen in der Schlacht. Bald iſt der Rauch ſein Harniſch, bald erhebt er den Rauch als ſeine Fahne. Er verzehrt die Speiſe mit goldenem Zahn, mit feuriger Zunge, und läßt die ſchwarze Spur ſeiner Wanderung hinter ſich zurück. Die Flammen ſind ſein Lorberkranz, er wirft ſie wie eine ſtürmiſche Welle um ſich herum. Agni, der goldbärtige, ſchießt die Strahlen als Pfeile von ſeinem Bogen, und die Sonne ſcheint dazu; wenn er aufſteigt, entflieht der Feind, das nächtliche Dunkel, aber der Gott ſendet ihm ſeinen funkelnden Pfeil nach, und ſein Licht fliegt wie eine Lanze bis empor zu ſeiner Tochter, der Morgenröthe. Als die in der irdiſchen Natur waltende Kraft des Lichts und der Wärme heißt Agni das Haupt des Himmels und der Nabel der Erde; das Weltall erkennt in ihm den Herrn der es erhält. Wie die Strahlen in der Sonne ſo liegen in ihm alle Schätze die ſich in den Bergen und Pflanzen, in den Waſſern und bei den Menſchen finden. Aus der Wolke macht er den Strom der die Luft befeuchtet, und bedeckt die Erde mit träufelndem Waſſer; in ſeiner Bruſt trägt er alle Keime des Ueberfluſſes und geht in neue Pflanzen ein. Agni iſt der Urheber der Werke die mit Hülfe des Feuers bereitet werden, er hält in ſeiner Hand alle Güter der Menſchen. Seine Kinder, die Feuerſtrahlen, ſind die Hirten der Völker und leiten Menſch und Thier. Er führt die Verirrten auf den rechten Weg. Er iſt ein ewig junger Freudenquell für

die Menſchen, er iſt der Stamm der alle Güter als Zweige trägt.

Agni iſt als Herdflamme der weitſchauende Hausherr, der Verſammler der Familie, der Freund der Menſchen, der Gaſt der ſich in unſerm Hauſe wohlgefällt, der ſpeiſeverleihende Genoß, ein ſchöner Jüngling von großer Stärke. Er wird angerufen daß er das Haus ſchirme vor Dieben und vor böſen Geiſtern, daß er Reichthum verleihe. Das Feuer iſt das reine und reinigende, helle und erleuchtende Element, daran reiht ſich das Sittliche, es wird Symbol der Reinheit, Mittel der Reinigung. Agni wird angerufen daß er die Seele durch Erkenntniß erhelle, daß er ſie vor Sünden bewahre oder entſündige, daß er Kraft zum Handeln gebe, und den Feinden mit ſeiner zuckenden Flamme furchtbar ſei. Er wird als der Herr der Reinheit geprieſen; glückſeliges Gemüth und Stärke und Vernunft ſoll er den Menſchen zufächeln.

Zu dem menſchenholden, wahrhaftigen,
Dem Gebieter des wahren Lichts,
Zum ewigen Feuer flehen wir.
In geliebten Wohnungen ſtrahlt
Des Gewordenen und Werdenden Liebe
Agni als einziger Herr.

Das Feuer kommt im Blitz oder Sonnenſtrahl vom Himmel herab auf die Erde, und ſo iſt Agni ein Bote den die Götter zu den Menſchen ſenden; das auf Erden angezündete Feuer flammt wieder himmelwärts, und darum brennt es auf den Altären daß Agni ein Bote von den Menſchen an die Götter ſei, Opfer und Gebete zum Himmel emportrage. So wird Agni der rechte Prieſter, der Mittler zwiſchen Göttern und Menſchen. Er iſt der Opferherold; reine Butter wird in die Flamme geworfen, und wenn ſie aufpraſſelt, trägt Agni die Gabe des Frommen zum Himmel hinan. Agni heißt der Becher mit welchem die Götter das Opfer genießen.

Wie dem Brandopfer ſich das Trankopfer geſellt, ſo gelangt neben Agni auch Soma zur göttlichen Verehrung. Die Somapflanze wird zwiſchen Steinen gerieben — mit Steinen bedrängen die Prieſter ihn, — dann von goldberingten zehn Schweſtern — den Fingern — durch ein Sieb getrieben; über einen Widderſchweif träufelt er in eine Schale mit Milch, — einem Stier gleich ſtürzt er zu den Kühen. Der goldgelbe Tropfen ſchwimmt

in der Milch wie der Mond am Abendhimmel. Sein klingendes Herabfallen in die metallene Schale ist das Wiehern des Rosses, das Brüllen des Stiers, es ist ein Lobgesang der sich dem Hymnus der Sänger gesellt. Die naive Anschauung meint aber nun mit dem Opfer den Göttern nicht blos einen sichtbaren Dank, ein Zeichen der Ergebung zu bringen, sondern das Opfer ist auch die Nahrung der Götter, deren sie sich erfreuen, durch die sie wachsen und Kraft gewinnen. Indra namentlich soll sich im Soma berauschen, damit er begeisterungstrunken in den Kampf mit Vritra stürme oder den Männern in der Schlacht beistehe und den Sieg erringe. Der Soma, der die Götter labt und stärkt, wird dadurch selber eine göttliche Kraft und Wesenheit, es wird ihm zugeschrieben was der von ihm Erquickte thut. Viele Lieder werden ihm gesungen. Da heißt es: Besieger der Feinde, Vritratödter, in dir paart sich Stärke mit Süßigkeit; du erhöhst unser Glück, bist die Kraft der Helden, der Tod der Feinde; komme in unsere Wohnungen, wachse für den Trank der Unsterblichkeit, werde im Himmel für uns der köstlichste Nahrungsquell. Soma's Thau ist reinigend, in ihm ist Freude, Ruhm und Herrlichkeit. Er beflügelt den Geist daß er jedes Hinderniß überschreitet, er bekleidet die Nackten, er heilt die Kranken, der Blinde sieht, der Lahme geht durch ihn. Der Rausch einer erhöhten Seelenstimmung ist Soma, ist sein Werk. Er soll in unserer Brust glücklich sein wie das Rind auf der Weide, wie der Hausvater im Schos der Familie. Zu ihm rollen die Lobgesänge wie Wasserwogen voll Ehrfurcht, und stürzen sich liebend in den Liebenden.

Du bist der Priester, Weise du,
In deinem Meth trägst du das All;
In dir gesellen alle sich
Die Götter freudevoll zum Trank.
O Held, verleih uns Heldenkraft!

So wird die Vorstellung schon in den Veden angebahnt daß man durch das Opfer Einfluß und Macht auf die Götter gewinne, daß der Priester der es recht zu bereiten, das rechte Lied zu singen wisse, damit die Götter zum Dienst der Menschen bewege. Das Gebet, die heilige Handlung selbst erhält den Namen vom eifrigen Ringen, es ist die gewaltige Erregung, die innere Anstrengung des Menschen, der durch Aeußerung seines Willens Gott für sich bestimmen will. Roth hat dies durch die

Ableitung des Wortes brâma (das Heilige, das Gebet) von bri (ringen) dargethan; der Beweis liegt in den Veden klar vor, wenn der Herr des Gebets, Brahmanaspati, ebenso auch Brihaspati heißt. Der Gesang, das Gebet heißt die Kraft die Indra aufrüttelt zu großen Thaten. Der Gott Brahmanaspati, die personificirte Macht des Gebets, gehört der spätern Periode der Veden an, in welcher auch Freigebigkeit und Frömmigkeit vergöttert werden; es liegt ihm keine Naturanschauung zu Grunde, er ist ein Gebilde des schon sich entwickelnden Priesterthums, die Kraft und Würde der Andacht wird in ihm verehrt, und brâma gilt überhaupt für das Heilige. Brahmanaspati hilft den Göttern das vollbringen wofür sie angerufen werden. Das Gebet dringt durch zu dem Gegenstande den es sucht, und erobert ihn. Es ist Brahmanaspati der dem Beter, dem Brahmanen, in der Stimme des Donners antwortet, wenn Indra zum Kampf gegen die Dämonen angerufen wird. Brahmanaspati ist die Seele des Opfers, dessen Herr und Schmuck; Lobgesang, Gebet, die heiligen Versmaße sind für ihn was die Strahlen für die Sonne. Wer den Herrn des Heiligen als seinen Freund erkennt, der besitzt eine unbezwingliche Kraft, der triumphirt. Ja endlich heißt es von Brahmanaspati daß er die Morgenröthe gefunden und den Himmelsglanz, daß er in Sonne und Mond wechselsweise aufgehe, und von der Andacht der Väter wird gesungen sie habe den Himmel mit Sternen geschmückt wie mit Zierath ein dunkelfarbiges Roß, in die Nacht haben sie Finsterniß, Licht in den Tag gesetzt.

Das Gebet das vom Herzen kommt erhebt sich durch die Phantasie verschönt zu Indra und ruft: Vernimm, o Gott, was von dir eingegeben ist! Das Gebet wird vom Himmel mit der Morgenröthe erzeugt; es nimmt sein silbernes Gewand, und schirrt den Göttern die Rosse an den Wagen, oder ist der Wagen selbst der die Götter zum Opfer heranfährt. Wie eine Kuh die den Hirten verloren hat, wendet es sich zu Gott, und läßt den Verirrten im Walde die Quelle finden.

Dazwischen schlagen einige Lieder einen Ton ironischen Humors an. Wie Fliegen um den Honigtopf sitzen die Priester um das Opfer. Wann die Wasser vom Himmel in den trockenen Teich gefallen, dann erheben die Frösche ihr Gequak wie Kühe von der Stimme der Kälber begleitet. Ein Frosch kommt zum andern und der gelbe unterhält sich mit dem grünen. Wenn der

eine dem andern geantwortet hat wie der Schüler dem Lehrer, dann erhebt ſich ein großes Geſchrei, und alle reden auf einmal. Der eine brüllt wie die Kuh, der andere ſchreit wie der Hirſch, der eine iſt gelb, der andere grün. Verſchiedener Geſtalt führen ſie alle denſelben Namen. Von allen Orten ausgehend bilden ihre Stimmen einen ununterbrochenen Zuſammenklang. Die Prieſterſöhne die den Soma ausgießen und um den Teich, die Opferſchale, ihre Gebete murmeln, ſind euch gleich, ihr Fröſche, mögen ſie gelb oder grün, mit der Stimme des Hirſches oder der Kuh, uns fruchtbare Weiden und langes Leben erflehen.

Doch hindert das nicht, das heilige Wort (vac), in welchem der Geiſt offenbar wird, mit gedankenvollem Ernſt zu feiern. Er iſt ſchon ein Vorklang der johanneiſchen Lehre vom Wort als der ſich ausſprechenden Vernunft Gottes, wenn es heißt: das Wort ſei allem vorangeſetzt, ſein Name der heilvollſte. Wie der Weizen ſich reinigt im Sieb, ſo bildet es ſich in der Seele des Weiſen. Es hat Geſtalt gewonnen in den Sängern der Vorzeit, und die Prieſter ſind ſeine Träger geworden. Oder das Wort ſelber ſpricht: Ich gehe mit den Geiſtern des Lichts und der Winde, ich trage den Nachthimmel und die Sonne; ich bin Königin, ich bin Herrin des Reichthums; wen ich liebe den mache ich weiſe, fromm und groß. Ich reiche zum Himmel und über den Himmel, und bin in allen Welten; ich athme in allem Lebendigen, ich durchdringe die Weſen alle.

Die Macht des Worts tritt in ſinnlicher Auffaſſung durch die Beſprechungen und Zauberformeln hervor; ſie ſind dem begreiflich der mit den Indiern eine innere geiſtige Macht als das Weſen der Dinge erkennt, die alſo das Wort hört und dadurch beeinflußt werden kann; zugleich wirkt der Glaube mit daß die Dinge das Vermögen beſitzen einander ähnlich zu machen, das Aehnliche an ſich zu ziehen, die eigene Art auf andere zu übertragen. Bei der Weihung des Königs ſagt man: der Himmel iſt feſt, die Erde feſt, die Berge feſt, ſei der König auch feſt. Gegen die Gelbſucht hat die Atharvaveda den Spruch:

Nach der Sonne heben ſich von dir der gelbe Glanz, die gelbe Farb',
Mit der Farbe der rothen Kuh dafür bedecken wir dich ganz.
Mit rother Farbe decken wir dich rings, damit du lang noch lebſt.
Wir geben deine gelbe Farb' den Papagaien, den Sittichen,
Und in die Gelbwurz legen wir nieder die gelbe Farbe dein.

Der Jüngling der ein Mädchen durch Liebeszauber gewinnen

will, wendet ſich zuerſt an die Pflanze, einen Zuckerrohrſtengel, den er ausgräbt, dann an die Geliebte.

Dies Kraut hier iſt honiggezeugt, mit Honig graben wir nach dir.
Von Honig her biſt du gezeugt, mache du uns nun honigſüß.
Auf meiner Zungenſpitze fließt, auf der Zungenwurzel Honigſeim,
Damit du mir zu Willen ſeiſt, meinem Geiſte du an dich ſchmiegſt.
Mein Eintritt ſei dir honigſüß, honigſüß meine Nähe dir,
Honigſüß ſei dir mein Wort, daß mich allein du lieben magſt.
Mit ſich umſchmiegendem Zuckerrohr umgeb' ich dich zum Liebeszwang,
Damit du mich nur lieben magſt, damit du nimmer von mir gehſt.

Sinnvoller, geiſtiger, dichteriſcher tritt aber der Glaube an die Macht des Geſanges und der Phantaſie vielfältig in der Rigveda auf. Das Bewußtſein erwacht daß es der Menſch iſt welcher der Idee des Göttlichen durch die Phantaſie die beſtimmte Geſtaltung gibt. Der Stoff iſt da, die objective Wahrheit, von der es heißt daß ſie die Erde gründete, der Dichter aber formt ihn wie das Beil das Holz zum Wagen behaut. Wir wollen, ſagt ein ſpäterer Sänger, wie unſere großen Väter arbeiten am Werk des Opfers. Sie gingen das Licht in ſeiner Quelle ſuchen; kraft ihrer Hymnen haben ſie Himmel und Erde geſchieden und die Pforte der Morgenſtrahlen aufgethan. Fleißige Werkmeiſter in ihrem Verlangen die Götter zu ehren haben ſie deren Formen gebildet wie man das Erz geſtaltet, dem Agni den Klarheitsglanz, dem Indra die Stärke verliehen. — Mit des Geiſtes Auge ſieht der Sänger die Götter zum Opfer kommen, und ſein Mund ſchildert ſie dem Volk, ſein Lied iſt der Götter Schmuck. Himmel und Erde, Fluten und Berge vermehren Indra's Kraft indem ſie ihn lieben; er erſtarkt durch reine Worte, der Lobgeſang ſchärft ihm den Donnerkeil. Lobgeſänge ſind eine Nahrung der Götter, geben ihnen Kraft und Luſt und dehnen der Unſterblichen Herrſchaft aus. In einer Hymne an Agni heißt es:

Gleichwie die Waſſer von des Berges Rücken
Entſprangen dir durch Sang, o Agni, Götter;
Und dich beſtürmen lobreiche Lieder,
Wie eine Schlacht gewinnen dich ſangtragende Roſſe.

Wenn wir auf dieſe Weiſe als das Hauptſächlichſte in den Veden den mythenbildenden Geiſt erkannt haben und ihn dann ein Bewußtſein über ſich ſelbſt erlangen ſahen, ſo bleibt uns noch dreierlei zu betrachten, der beginnende Heldengeſang, die Todtenfeier und das Erwachen der Philoſophie.

Häufige Anrufungen Indra's vor dem Beginn der Kämpfe gedenken der mit des Gottes Hülfe errungenen Siege, und zeigen die ariſchen Stämme ſelber untereinander oder mit anwohnenden Völkern im Streit um Heerden und Weiden; tapfere und kriegskundige Männer ſcharen ſich dabei um die Häupter der Stämme und gewinnen Anſehen und Einfluß; ebenſo, wie ſchon erwähnt, die Sänger und Opferprieſter. Der kriegeriſche Sinn, die Luſt an Abenteuern treiben die anwachſende Bevölkerung weiter nach Oſten, nach dem Jamunafluß hin; die Verdrängung und Unterwerfung der Einwohner führt dazu daß die Indier ſich in größere Maſſen zuſammenſcharen und daß die Macht der Fürſten in den Eroberungskriegen bedeutender wird. Aus der Zeit der anhebenden Wanderung nun ſind uns einige Kriegs- und Siegesgeſänge in der Rigveda erhalten, die uns zugleich mit den Namen zweier prieſterlichen Dichter bekannt machen; ſie waren von politiſchem Einfluß, und die berühmte Büßerlegende hat ſich ſpäter an ſie angeknüpft; auch hier ſtehen ſie ſchon gegenſätzlich zueinander, und in ihren Familien werden ſie ſchon durch die Sage verherrlicht: Viſvamitra geleitet die zehn Stämme, unter denen die Bharata hervorragen, welche ſich zum Kampf gegen den König Sudas vereinen, der über die Tritſu herrſcht, und das Prieſtergeſchlecht der Vaſiſthas ſich verbündet hat. Viſvamitra erſcheint nun an zwei Flüſſen welche zum Angriff auf die Tritſu überſchritten werden müſſen. Das Lied hebt erzählend an:

Vipaça und Satadru mit ihren Wellen
Eilen begierig hervor aus den Bergabhängen;
Wie Roſſe losgelaſſen im Weltlauf,
Wie hellfarbige Mutterkühe zu den Jungen.

Nun redet Viſvamitra die Flüſſe an:

Von Indra getrieben, Ausgang fordernd
Rollt ihr zum Meer wie Krieger im Streitwagen;
In vereintem Lauf mit ſchwellenden Wogen
Fließt ihr ineinander, ihr klaren.

Die Flüſſe erwidern:

Mit dieſen vollen Wellen wallen wir
Zum Ziel das der Gott uns geſteckt hat;
Nicht wendet ſich der uns angeborene Lauf;
Was begehrt der Weiſe von den Flüſſen?

Der Weise:

Horcht der lieblichen Rede freudig,
Haltet an, einen Augenblick haltet an
Euere Schritte nach dem Meer; ich, Kucika's Sohn,
Mit kräftiger Andacht bitt' ich darum.

Die Flüsse:

Indra, der Träger des Blitzes, hat Bahn uns gemacht,
Ahi erschlug er, den Umlagerer der Flüsse;
Savitri bildete uns, der schönhandige Gott,
Nach seinem Gebot wallen wir in breitem Strom.

Der Weise:

Zu preisen immerdar ist die Heldenthat,
Indra's Werk, daß er Ahi zerriß;
Da sein Wetterstrahl den Umlagernden schlug,
Flossen die Wasser, die zu fließen verlangenden.

Die Flüsse:

Dies Wort, o Sänger, vergiß es nicht,
Was künftige Zeit auch künden dir mag;
In Liedern, o Sänger, sei uns hold,
Schmäh' uns nicht, und Ehre sei unter den Menschen dir.

Der Weise:

Und ihr, Verschwisterte, horcht auf den Sänger,
Gekommen ist er mit Roß und Wagen,
Neigt euch nieder, werdet fahrbar, ihr Ströme,
Nicht an die Achsen mögen euere Wellen reichen.

Die Flüsse:

Wir horchen deines Wortes, o Sänger,
Gekommen bist du von fern mit Roß und Wagen;
Nieder neig' ich mich dir wie das Weib dem Kinde
die Brust reicht,
Wie das Mädchen den Mann will ich dich umarmen.

Der Weise:

Wann erst die Bharata dich überschritten,
Der reisige Hause voll Hast, indragestachelt,
Dann ströme wieder euer angeborener Lauf.
Eure, der Opferwürdigen Gunst, erwähl' ich.

So entwickelt ſich das Lied in lebendiger Wechſelrede, indem es die Geſchichte dramatiſch in die Gegenwart rückt. Aber die Bharatas wurden geſchlagen, und Vaſiſhta hob das Siegeslied an:

Zweihundert Kühe, zwei Wagen mit Weibern,
Dem König Sudas als Beute ertheilt,
Umwandle ich preiſend wie der Prieſter die Opferſtätte.
Dem Sudas gab Indra das Geſchlecht ſeiner Feinde dahin,
Die eiteln Schwätzer unter den Menſchen.
Mit Kleinem hat Indra das Große gethan,
Den Löwengleichen ſchlug er durch den Schwachen,
Speere zerbrach er mit einer Nadel;
Jegliche Güter hat er dem Sudas geſchenkt.
Zehn Könige dünkten ſich unbeſiegbar,
Doch hielten nicht Stand wider Sudas, Indra und Varuna;
Wirkſam war unſer, der Opfernden, Loblied.
Wo die Männer zuſammentreffen mit erhobenem Banner,
Wo das Verderben herrſcht, wo das Leben erbebt,
In der Feldſchlacht habt ihr Muth geſprochen
Ueber uns, die wir auf euch ſchauten, Indra und Varuna.
Sechzig hundert der rieſigen Anu und Dhruju entſchliefen,
Sechzig Helden und ſechs fielen vor dem frommen Sudas.
Indra brach die Burgen der Feinde
Und vertheilte die Habe der Anu im Kampf den Tritſu.
Vier Roſſe des Sudas, preisgeſchmückte, bodenſtampfende
Werden Geſchlecht gegen Geſchlecht zum Ruhme führen.
Ihr ſtarken Winde, ſeid ihm gnädig,
Nie alternde Herrſchaft gebet dem Frommen!

Ein anderes Lied erzählt wie die zehn Könige den Sudas und die Seinen umzingelt hielten; aber da habe Indra den Lobgeſang Vaſiſhta's gehört, und herangerufen durch den Somatrank und des Gebetes Kraft habe er die Bharata zerbrochen wie Stäbe des Ochſentreibers; ſo ward den Tritſu Raum geſchafft, daß ihre Stämme ſich ausbreiteten.

Hier waltet noch nicht die Ruhe des Gemüths mit welcher der Epiker auf die vollbrachten Thaten zurückblickt und ſie in verherrlichender Erzählung der Ordnung gemäß wieder vorführt, hier glüht und wogt die erregte Seele in der unmittelbaren Empfindung der Kampfesluſt und Siegesfreude, und folgt das Wort dem Flug und Schwung der Gefühle in einer Lyrik, die man bei den Ahnen der traumſeligen Indier kaum erwartet hätte, die gleichmäßig an die Araber der Wüſte oder die nordiſchen Germanen erinnert.

Ein viel milderer Ton, aber ein gleich mannhaft edler Sinn zeigt sich auch in den Liedern die sich auf Tod und ewiges Leben beziehen. Der Körper wird den Elementen wiedergegeben, die Erde empfängt die Asche, aber bei der Verbrennung bildet sich ein ätherischer Leib, ein Wagen für die Seele der sie zum Himmel trägt. Das Auge möge zur Sonne, der Athem zum Winde gehen, dem Wasser und den Pflanzen gegeben werden was vom Körper ihnen gehört; die Mutter Erde möge den Staub umhüllen wie den Sohn die Mutter in ihr Gewand hüllt, dem Frommen wie eine wollig weiche Jungfrau sein; der Geist aber, mit Flammen angethan, in den Harnisch Agni's gekleidet, möge emporsteigen zu Jama, zu Varuna; die Sonne, die weltdurchwandernde, die alle Himmelspfade kennt, der Mond, der Hirt, der seine ganze Heerde unverletzt bewahrt, sie sollen die Seele geleiten. Den Weg bewachen Jama's Hunde, dem Bösen furchtbar, den Gerechten aber zu Jama führend. Dort genießt er gleich den Germanen in Walhalla, gleich den Hellenen auf den Inseln der Seligen ewige Wonne und der Wünsche Befriedigung.

Auf den Scheiterhaufen ward die Witwe zum Gatten gesetzt, aber vor der Verbrennung herabgehoben mit den Worten:

Steh auf, o Weib, komm zu der Welt des Lebens!
Du schläfst bei einem Todten: komm hernieder!
Du bist genug jetzt Gattin ihm gewesen,
Ihm der dich wählte und zur Mutter machte.

Auch der Bogen ward herabgeholt:

Den Bogen nehm' ich aus der Hand des Todten,
Für uns zum Ruhm, zum Schutze wie zum Trutze;
Du bleibe dort, wir bleiben hier als Helden,
In allen Kämpfen schlagen wir die Feinde.

Nach der Bestattung heißt der Leiter des Opfers die Lebenden des Lebens eingedenk sein. Die Leidtragenden, die Hausgenossen aber sitzen auch am andern Tage noch einmal um ein Feuer bis in die stille Nacht, von den Thaten der Alten singend. Der Vorstand heißt dann die Verwandten des Verstorbenen rein und fromm sein, daß längeres Leben und Wohlergehen ihnen zu Theil werde. Er gießt Spenden über einen Stein, und spricht:

So wie die Tage aufeinander folgen,
Mit Jahreszeiten Jahreszeiten wechseln,
So gib, o Schöpfer, diesen hier zu leben,
Daß Jüngere nicht den Aeltern einsam lassen.

Die nichtverwitweten Frauen, auf edle Männer ſtolz, erheben ſich zuerſt; dann fordert der Leiter auch die Männer auf:

Der Wildbach fließt dahin, nun rührt euch alle,
Steht auf und ſchreitet weiter, ihr Genoſſen.
Dort laſſen wir die trauernden Geſellen,
Wir ſelber gehn zu neuem Kampfe freudig.

Die Todtenopfer ſtellen in der Verehrung der Väter eine ſich fortſetzende Lebensgemeinſchaft der Familie dar; und ganz im allgemeinen bemerkt Max Müller: „Das Opfer wird als eine ununterbrochene Kette von Handlungen angeſehen welche die jetzigen Menſchen mit ihren Vorfahren verbindet und das Band der Menſchen mit Gott aufrecht hält.“ Ein Vers in der Rigveda lautet: Ich glaube mit des Geiſtes Auge die zu ſehen welche früher dies Opfer gebracht.

Indem ich mich zur Darſtellung der philoſophiſchen Anfänge in den Veden wende, glaube ich aus Max Müller's engliſch erſchienener Geſchichte der Sanskritliteratur zuerſt einiges auszugsweiſe mittheilen zu ſollen. Man hat verſchiedene Hymnen der zehnten Mandala für ſpätern Urſprungs gehalten, weil nicht blos einzelne Sprüche derſelben in die Upaniſchaden übergegangen, ſondern an den Ton derſelben erinnern; allein die Upaniſchaden ſelbſt, von denen wir ſpäter reden, ſind allmählich erwachſen und haben eben ihre erſten Keime in den Veden. Weil wir in dieſen Ideen oder Ausdrücke finden, die wir, wenn ſie uns bei Griechen, Römern, Juden begegnen, für neuern Urſprungs halten, ſo haben wir noch kein Recht ihnen das Alter in der Geſchichte des indiſchen Geiſtes abzuſprechen. Die Vedas eröffnen uns ein Gemach im Labyrinth des menſchlichen Geiſtes durch welches die andern ariſchen Nationen längſt hindurchgegangen waren ehe ſie uns im Licht der Geſchichte ſichtbar hervortreten. Und wäre die Sammlung der altindiſchen Lieder erſt vor funfzig Jahren geſchrieben in irgendeinem Theile der Welt den der Strom der Civiliſation nicht berührt, ſo wäre ſie doch alterthümlicher als die Homeriſchen Geſänge, weil ſie eine frühere Phaſe des menſchlichen Fühlens und Denkens repräſentirt; denn hier iſt noch flüſſig und organiſch lebendig was bei Homer ſchon erſtarrt, unverſtändlich, trümmerhaft vorliegt in der Sprache wie in der Mythologie. Den Glauben an den einen Gott pflegen wir als eine der letzten Stufen anzuſehen, zu denen die Griechen aus den Tiefen der

Vielgötterei emporſtiegen; der eine unbekannte Gott war das Reſultat zu denen die Jünger des Platon und Ariſtoteles gekommen waren, als ſie in Athen den Apoſtel Paulus predigen hörten. Wie können wir denſelben Gedankengang in Indien vorausſetzen? Mit welchem Recht Lieder für modern erklären in welchen die Idee des einen Gottes durch die Wolken einer polytheiſtiſchen Redeweiſe bricht? Laßt einen Dichter nur einmal inne werden daß er zum Göttlichen ſich durch dieſelben Gefühle wie zu ſeinem Vater hingezogen fühlt, laßt ihn in ſeinem Gebet dann nur einmal das Wort „mein Vater“ ausſprechen, und über die trockene Wüſte durch welche das philoſophiſche Nachdenken Schritt vor Schritt hindurchwandelt, iſt er mit einem Sprung hinausgekommen. Wenn die Juden oft in die Vielgötterei, ſo ſcheinen die Arier vielmehr in den Monotheismus zurückzufallen; beides nicht in einem ſtufenförmigen regelmäßigen Gang, ſondern nach perſönlichen Antrieben und Regungen. Denn der Monotheismus iſt dem Polytheismus in den Veden vorangegangen, und bei den Anrufungen ihrer vielen Götter bricht durch die Nebel der Mythologie die Erinnerung an den einen und unendlichen Gott hindurch wie der blaue Himmel durch vorüberziehende Wolken.

Das Nachdenken über die Geheimniſſe der Schöpfung betrachtet man gewöhnlich als einen Ueberfluß, welchen die Geſellſchaft erſt dann geſtatte wenn reichlich für alle niedern Forderungen der menſchlichen Natur geſorgt ſei. Allein dieſe Bedürfniſſe waren in den Ebenen Indiens leicht befriedigt, und das einfache Leben der alten Zeit nahm die Kräfte der höher Begabten nicht in Anſpruch, und weder der Staat noch die Kunſt eröffnete dem Genius ein Feld zur Uebung ſeiner Fähigkeit, oder thaten dem Ehrgeiz ein Genüge. Und gibt es denn wirklich eine höhere Angelegenheit, oder iſt etwas geeigneter die Kraft des Geiſtes aufzurufen, als die Frage unſers Daſeins, die rechte Lebensfrage nach unſerm Anfang und Ende, nach unſerer Abhängigkeit von einer Macht über uns, nach unſerer Sehnſucht eines beſſern Zuſtandes? Mit uns ſind dieſe Schlüſſelnoten der Gedanken untergetaucht in das Geräuſch irdiſcher Geſchäftigkeit, künſtliche Intereſſen überwuchern das natürliche Verlangen des Gemüths, oder übereinkömmliche Löſungen wie religiöſe Wahrheiten werden ſchon den Kindern überliefert. In Indien war es anders. Lange vor andern wiſſenſchaftlichen Forſchungen waren

die Gedanken auf das eine immer wiederkehrende Räthsel gerichtet: Was bin ich? Was ist der Sinn der Welt um mich herum? Gibt es eine Ursache, einen Schöpfer, einen Gott, oder ist alles Täuschung, Zufall, Schicksal? Wieder und wieder ringt die Seele der Rishis um diese eine Erkenntniß. Ich bin weit entfernt die Meinung zu vertheidigen daß die tiefste und reinste Weisheit in den religiösen Mysterien und mythologischen Ueberlieferungen des Ostens enthalten sei, daß eine Schule von Priestern und Philosophen bis in das graueste Alterthum reiche; aber man geht zu weit wenn man dagegen behauptet daß jeder Gedanke der die philosophischen Probleme berührt, ein modernes untergeschobenes Erzeugniß sei, daß jedes Wort das an Moses, Platon oder die Apostel erinnert, auch aus jüdischen, griechischen oder christlichen Quellen entlehnt sein müsse. Das Suchen nach Wahrheit, jene immerdauernde Philosophie von der Leibniz spricht, ist nicht in Schulen eingeschlossen. Ihre Sprache ist nicht so scharf bestimmt wie die des Aristoteles, ihre Begriffe sind schwankend, und ihr Licht mehr ein abendliches Wetterleuchten als ein wolkenloser Sonnenaufgang. Und doch kann der Philosoph wie der Historiker hier vieles lernen, — zunächst wie ein für das stille Sinnen nach dem Ewigen begabtes Volk dieser seiner Eigenthümlichkeit schon in früher Jugend zu genügen sucht.

Ich habe von Anfang an darauf aufmerksam gemacht wie in jedem besondern Gott doch das allgemeine Göttliche verehrt werde; man gewinnt allmählich ein Bewußtsein davon und schreibt einem Gott die Werke aller zu, nennt ihn auch mit ihren Namen. So heißt es von Indra er sei Agni, er kleide sich in verschiedene Formen, die ganze Natur sei seine Gestalt, was wir sehen sei Er. Alle Opfer kommen zu Indra, kommen zu Agni. Das Schwebende, minder Plastische, minder Formenbestimmte der indischen Göttergestalten machte ein Ineinanderfließen leicht. Dann wird Agni als der Vritratödter angerufen, und hinzugefügt: Geboren bist du Varuna, entzündet bist du Mitra; Sohn der Kraft, alle Götter sind in dir. Licht ist Agni, Licht ist Indra, Licht ist Soma. — Ich sage bei mir selbst: Alles ist in Varuna begriffen, äußert ein Sänger, und eine große Hymne die den Namen Dirghatamas trägt und im einzelnen an manche mythologisch gelehrte Ausführungen gemahnt wie deren in der Edda vorkommen, spricht es deutlich aus: der Gottesgeist der den

Himmel durchdringt, heißt Indra, Mitra, Varuna, Agni; es ist ein Wesen, das die Weisen mit verschiedenen Namen nennen. Ein anderes Lied nennt den Höchsten und Einen Visvacarma (der alle Thaten in sich hat), und beginnt bereits im Ton des untersuchenden Nachdenkens:

Wie ward erbaut dies herrliche Gebäude?
Wann ward sein Grund gelegt?
Als Visvacarma schuf die Erde, breitet'
Er auch des Himmels Wölbung aus.

Des Gottes Häupter, Augen, Arme, Füße
Ihr seht sie allerwärts.
Der Eine machte mit dem Arm den Himmel,
Die Erde mit dem Fuß.

Aus welchem Wald nahm er das Holz zum Werke,
Zum Erd- und Himmelsbau?
Ihr Weisen sagt, mit euerm Wissen sagt es:
Wer steht den Welten vor?

Der Herr des heil'gen Wortes, Visvacarma,
Schnell wie Gedankenflug!
Er möge huldreich dies Gebet vernehmen,
Verleihn uns Schutz und Glück.

Und wiederum lesen wir von Visvacarma daß er sich mit Glanz erhebt und allen Dingen Schönheit und Kraft gibt. Die sieben Rishis, die großen Weisen und Sänger der Vorzeit, bilden in ihm ein Wesen. Er ist der Schöpfer der alles in sich enthält und alles kennt, der die Götter hervorbringt, den alles als Herrn verehrt. Auf des Ungeschaffenen Nabel ruhte das worin alle Welten waren (das Weltei). Ihr kennt ihn der alles geschaffen hat, es ist derselbe der auch in euch ist. Aber für unsere Augen ist alles bedeckt wie mit einem Wolkenschleier, unser Urtheil ist Dunkel und die Menschen gehen dahin und singen ihre Lieder.

Diese Weise mehr der philosophischen Betrachtung als der Dichtung findet sich in mannichfaltigen Aussprüchen wie in den folgenden: das war in der That ein großer Künstler, der herrliche Werkmeister, der Himmel und Erde bereitet hat weit und schön, glänzend und tief, und der in seiner Weisheit ihnen die gemeinsame Bewegung gab. — Wer kennt hienieden und kann sagen die Wege der Götter? Die untern Stufen ihres Wirkens

ſehen wir wol, aber ihre Thaten ſetzen ſich fort in die obern geheimnißvollen Regionen. — In der früher erwähnten Hymne des Dirghatamas erklingen die vereinzelten Orakelſprüche: das Unſterbliche liegt in der Wiege des Sterblichen. Der Menſch handelt und ohne es zu wiſſen thut er nichts als durch Gott; ohne ihn zu ſehen ſieht er nur durch ihn. Der Himmel iſt mein Vater, er hat mich gezeugt, das himmliſche Heer iſt meine Familie. Ich weiß nicht wem ich gleiche; einwärts gekehrt wandele ich, gefeſſelt in meinem Gemüth. Wann der Erſtgeborene der Zeit mir nahe kommt, dann empfange ich meinen Theil am Wort. Wer Augen hat ſieht es, der Blinde verſteht es nicht. Der Dichter, ein Kind, hat es gefaßt; wer es begreift wird der Vater ſeines Vaters.

Den Geiſt des Gebets, das Heilige, das Brahma, faßt ſchon eine Stelle des Samaveda als den Urgrund der Welt:

Das Brahma ward gezeugt vor allem von der Urzeit her,
Vom Brahma aus entfaltete des ſchönen Glanzes Anmuth ſich.
Sein ſind die höchſten Stellen, ſein die tiefſten auch,
Enthüllt wird Seins und Nichtſeins Grund durch Brahma nur.

Ein rührender und erhabener Geſang aus dem 10. Buch des Rigveda wird von Max Müller in der anmuthigen Uebertragung, die Bunſen's Buch „Gott in der Geſchichte" mittheilt, „dem unbekannten Gott" gewidmet; hier erregt die Tiefe des Gedankens und die dichteriſche Weihe der Sprache gleiche Bewunderung; die Brahmanen haben aus dem Refrain einen Gott Wer oder Welcher herausgeleſen!

Im Anfang trat hervor der goldne Lichtkeim:
Er war allein der Welt geborner Herrſcher:
Er hielt die Erde, hielt den Himmel droben:
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der Leben gibt und Kraft, er deſſen Segen
Sie alle, ſie die Götter ſelber anflehn;
Unſterblichkeit und Tod ſind ſeine Schatten —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er der allein der Welt allmächt'ger König,
Der athmenden, erwachenden geworden;
Er der des Menſchen, der des Thieres waltet —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er deſſen Macht die ſchneebedeckten Berge
Und mit dem fernen Fluß das Meer verkünden,

Er deſſen Arme wie die Himmelsweiten —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Durch den der Luftraum hell, die Erde ſicher,
Der Himmel feſt, ja ſelbſt der höchſte Himmel,
Der in der Wolkenſchicht das Licht gemeſſen —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Auf den mit bangem Geiſte Erd' und Himmel,
Sie die ſein Wille feſtmacht, zitternd blicken,
Ob deſſen Haupt die Morgenſonne leuchtet —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Wohin ins All die mächt'gen Waſſer eilten,
Träger des Keims, des Lichts Gebärerinnen,
Von dorther kam der Götter Lebensodem —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Der mächtig über jene Waſſer blickte,
Träger der Kraft, des Heils Gebärerinnen,
Der ob den Göttern einzig Gott geweſen —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Er ſchlag' uns nicht, er der die Erd' erſchaffen,
Der auch den Himmel ſchuf, der Wahrheit Hüter,
Der auch die Waſſer ſchuf, die mächt'gen hellen —
Wer iſt der Gott dem wir das Opfer bringen?

Am weiteſten aber geht das eigentlich Philoſophiſche in einem Gedicht deſſen Anfang ſogleich an die eleatiſchen Philoſophen in Griechenland, an die deutſchen Myſtiker des Mittelalters, ja an Hegel erinnert, ein Gedicht das mit erſtaunlicher Kühnheit alles beſtimmte und gegebene Sein aufhebt um zum Grunde aller Weſen zu gelangen; es nennt ihn das Eine, lebendig, aber nur in ſich, athmend, aber nicht eine Luft außer ihm, wie wir thun; der Ocean in dunkler Nacht iſt ſein Bild. Doch von Liebe bewegt wird das Eine der Quell alles Lebens und Lichts; die Liebe wird zum Band des Geſchaffenen und Ungeſchaffenen, und die Schöpfungsthat vergleicht ſich dem Scheinen des Lichts in die Finſterniß. Und nun ahnt der weiſe Sänger plötzlich daß das Eine, der Grund der geordneten Welt, ein allſehendes, überſchauendes, ſelbſtbewußtes Weſen, daß es Geiſt ſein müſſe, alles wiſſend. Und wie deuten wir die räthſelhafte Frage am Schluß? Ich denke als eine Frage der Herausforderung: wie, oder ſollte auch er es nicht wiſſen? Das wäre unmöglich!

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Luftmeer,
Nicht das gewohnte Himmelszelt da droben —
Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgne?
War's wol die Wasserflut, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine;
Anders als dies ist fürder nichts gewesen.

Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer;
So lag dies All im Anfang tief verborgen;
Das Eine nur, gehüllt in dürrer Hülse,
Wuchs und erstand kraft seiner eignen Wärme.

Und Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfungssame.
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
Das alte Band das Sein an Nichtsein bindet.

Der Strahl den weit und breit die Seher sahen
War er im Abgrund, war er in der Höhe?
Man streute Samen, es entstanden Mächte —
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wol von wannen sie gekommen?

Nur er aus dem sie kam die weite Schöpfung,
Sei's daß er selbst sie schuf, sei's daß er's nicht that,
Er der vom hohen Himmel her herabschaut —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?

Heldenthum und Volksepos.

Im Fünfstromland war der kriegerische Sinn der Indier erwacht, und es begannen für sie die Tage die wir mit der Völkerwanderung der Germanen vergleichen; sie drangen südöstlich vor und eroberten die Gangeslande, sie bemächtigten sich des Dekan und Ceylons. Der Streit nach außen wechselte mit heimischen Fehden der Heerfürsten untereinander und mit dem Kampf der geistlichen und weltlichen Macht. War anfänglich jeder freie Mann zugleich Arbeiter als Hirt oder Ackerbauer, zugleich Krieger und Priester im eigenen Hause gewesen, so entwickelte sich

jetzt die Unterscheidung der Stände. Zunächst erschien der Gegensatz der unterworfenen oder zurückgedrängten Urbewohner mit den arischen Siegern, jene wurden die Dienenden, diese die Herrschenden, die Farbe selbst schied sie voneinander, und von ihr ward der indische Name Varna für Kaste entlehnt. Die Unterworfenen sind die Sudras. Ihnen standen die Volksgenossen gegenüber, die Vaiçja, aber der Name blieb nur für die Gemeinfreien, für das Ackerbau und Gewerbe treibende Volk, während die kriegerischen Edeln sich als Kshatrija, die Priester als Brahmanen über dasselbe erhoben. Die Kriegszüge mußten die Herrschaft in die Hände der Heerkönige legen, und als die Arier im neugewonnenen Lande seßhaft wurden, überließ die Mehrzahl in der Sorge für den Herd und die Geschäfte des Friedens allmählich und gern die Führung der Waffen denen die der kriegerische Geist dazu trieb und die so großen Besitz erlangt hatten daß sie nicht selbst für sich zu arbeiten brauchten. Auch die Familien der Weisen und Sänger, die im Alterthum als Berather und Opferpriester den Stammeshäuptern zur Seite gestanden, schlossen sich eng zusammen, und sie bemächtigten sich um so mehr der Geister als sie die weltliche Herrschaft den von ihnen geleiteten Königen überließen. Die Volkszustände sind solche die an das germanische Mittelalter erinnern.

Der Spiegel der Heldenzeit sind die volksthümlichen Heldenlieder, aus welchen das Epos der Indier erwachsen ist. Wol fand es frühe einen künstlerischen Abschluß ähnlich wie die griechische Heldensage durch Homer; aber während dessen Gesänge treu bewahrt, rein überliefert und ein Vorbild des nachfolgenden Lebens und seiner Bildung wurden, haben die spätern Indier bis in die Zeit nach Christus ihr Epos nicht blos durch fremdartige Einschiebungen erweitert, sondern auch mannichfach überarbeitet um es den neuen religiösen Anschauungen, den neuen Zuständen gemäß zu machen, indem das Bestreben herrschte diese als das Alturſprüngliche, Immergeltende erscheinen zu lassen. Indeß läßt sich das alterthümlich Echte in ganzen Erzählungen leicht herauserkennen, während andere sich durchweg als spätere Anfügung ergeben. Rama z. B. bleibt im Ramayana im zweiten Gesange Mensch, während der erste, ein späterer Zusatz, ihn zum Gott macht, und das Göttliche und das Menschliche liegen auch in der Folge leicht scheidbar nebeneinander. Es ist ein Verdienst Holtzmann's daß er in seinen indischen Sagen das Ursprüngliche aus

der Ueberwucherung des Spätern herauszuschälen und herzustellen versucht hat.

Der lyrische Ton der Schlacht- und Siegesgesänge, die den Thaten unmittelbar folgten, ging allmählich in die epische Erzählungsweise über; nur das Größte und Bedeutendste blieb in der Erinnerung haften, und solche Helden und Ereignisse wurden dann der Kern an welchen die reiche Liederfülle sich anschloß, die Phantasie erhielt wie von selbst die Aufgabe, solche Thaten und Männer zum Typus und Idealbild der ganzen Zeit, des ganzen Volks zu gestalten. Die Gesänge lebten in mündlicher Ueberlieferung: noch die viel spätere Sage, die den Valmiki zu Rama's Zeitgenossen macht, läßt ihn das Ramayana nicht aufschreiben, sondern vom göttlichen Geist angehaucht das Werk in schweigendem Sinnen hervorbringen und es dann den Zwillingssöhnen Rama's lehren, die es zuerst in einer Waldeinsiedelei, dann am Königshofe vortragen, und nach dem Namen der beiden Jünglinge Cusa und Lava sollen die Sänger Cusilava genannt worden sein. Auch bei feierlichen Opfern, in der Zwischenzeit der heiligen Handlung, hörte das Volk die Lieder von den Thaten der Götter und den Helden der Vorzeit, und bei den Todtenfesten sollte die Erzählung von den Ahnen nicht fehlen. Der Sänger ist weniger Erfinder als Hüter des Sagenschatzes, er steht innerhalb des Volksgeistes, die Stimmung des Volks beherrscht ihn, nur dasjenige was ihr gemäß ist, wird behalten, er bildet die im Volksgemüth wurzelnden Keime weiter aus. Er ist der Vjasa, der Ordner und Sammler, oder der Samasa, der schon mit freierm Blick die Sagen überschaut und sie künstlerisch ausführt. Es ist uns in einzelnen Theilen der großen epischen Sammelwerke beides erhalten, die einfache, volksthümliche, kürzere Erzählung und die reichere und feinere Durchbildung der Sage, in welcher bereits eine dichterische Kunst ihrer Kraft und Aufgabe sich bewußt wird und durch die Gliederung des Ganzen wie durch den Schmuck der Rede im Einzelnen nach dem Eindruck der Schönheit strebt.

Vieles gemahnt uns an die Homerischen Gesänge. Zunächst die Götter. Sie haben die menschliche Gestalt gewonnen und erhalten in ihrer Theilnahme an den menschlichen Begebenheiten selbst ihre Geschichte. Die menschliche Gestalt ist noch nicht mit den vielen Köpfen und Armen oder den Elefantenrüsseln und symbolischen Attributen der spätern Zeit überladen, sondern voll He-

heit und Anmuth, im Glanz einer ewigen Jugend, die auch die Kränze auf dem Haupt der Götter nicht welken läßt, während die lichte Natur derselben es verhütet daß der Körper einen Schatten wirft; die Augen blinzeln nicht, sondern blicken in stetiger Offenheit klar in die Welt, und die Füße haften nicht am Boden, weil die Götter in freier Beweglichkeit dem Gesetz der Schwere nicht unterthan gedankenschnell dahinschweben. Sie gesellen sich den Menschen, sie verkehren mit ihnen, Helden sind ihre Söhne und steigen zu ihrem Himmel empor. Vorzugsweise werden die vier Welthüter genannt, Indra der Herr des Himmels, der im Feuer auf der Erde waltende Agni, dann Varuna, der aber von dem umschließenden Himmelsgewölbe zum erdumgürtenden Meer als dessen Herrscher herabgestiegen, und Jama, der König der Unterwelt und der Todten. Neben ihnen tritt besonders der Sonnengott hervor, und der heilige Strom, die Ganga, wird als Jungfrau personificirt und die Mutter eines sie umwohnenden Geschlechts. Indra's Genossen und Diener sind die Gandharven und Apsarasen, sie helfen ihm im Kampf und sind seine Sänger und Musiker; die Winde und lichten Wolken der Veda bilden die Naturgrundlage auf der sie sich erhoben haben.

Aber auch die Menschenwelt erinnert an das Homerische Heroenthum. Eine jugendliche Frische der Empfindung, die Wahrheit des allgemein Menschlichen, der Herzschlag einer gesunden Natur dringt durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch und findet trotz so manches Fremdartigen einen Widerhall auch heute noch in jeder rein und dichterisch gestimmten Seele. Die Selbstkraft der Persönlichkeit ist das Entscheidende; sie macht im Kampf sich geltend, sie freut sich der Ehre und des Ruhms, die Leidenschaften sind gewaltig, und wo der Wille sie nicht bändigt, da bringen sie die sittliche Weltordnung durch das Verderben zum Bewußtsein das ihnen folgt. Ein frommer Sinn erkennt daß die Himmlischen den wieder lieben und ehren der sie liebt und ehrt. Die Frau ist des Mannes hochgeachtete Genossin, die hingebende Milde und Reinheit des Herzens wird gepriesen. Des Mannes Leben ist der Ruhm, und wer ihm muthig im Kriege entgegengeht, der vereint sich im Tode mit dem Gott der Schlachten. Wenn Helden die durch Kraft und Kunst in der Führung der Waffen hervorragen, miteinander kämpfen, dann schauen die andern zu und man läßt sie allein ihren Gang machen; es ist das Gesetz der Ehre daß kein Fechtender von hinten durch einen

dritten angefallen werde, daß man den Wehrlosen nicht morde, daß man mit der Keule nicht tiefer als der Nabel schlage; doch will der Freund dem Freunde in der Gefahr helfen, ein Krieger der vom Feinde niedergeworfen war, will den nicht leben lassen der ihn schwach gesehen, und wenn es die letzte Entscheidung gilt, werden auch die Beine zerschmettert. Wie in der Ilias und auf den Bildwerken Aegyptens und Assyriens ziehen die Fürsten auf Streitwagen in die Schlacht, wann die Muschelhörner und Trommeln das Zeichen zum Angriff geben. Sie schießen zunächst mit Pfeilen und sind so gute Schützen daß sie eine gegen sie geschleuderte Lanze im Flug zu treffen und so zu zerstücken vermögen. Sie springen dann von den Wagen und zücken die Schwerter, und wenn die Schilde zerhauen sind, rennen sie zum Ring- und Faustkampf gegeneinander an oder schwingen die erzbeschlagenen Streitkolben. An der geistigen oder körperlichen Ueberlegenheit eines Krishna, Bhisma, Karna wie an der eines Odysseus, Ajax, Achilleus hängt der Enderfolg des Kriegs.

Als geschichtliche Grundlage des Mahabharata darf wol Folgendes angenommen werden. An der Jamuna und am obern Ganges hat Bharata ein größeres Reich gegründet. Seinen Thron besteigt in der Folge ein neues Herrschergeschlecht mit Kuru; dessen Nachkommen bietet das Geschlecht Pandu's den Kampf um die Herrschaft, der mit wechselndem Erfolg gestritten wird bis die Kuruinge gefallen sind. In das geschichtliche Ereigniß sind aber schon ältere Erinnerungen verflochten, und es scheint ein ähnliches Verhältniß zu bestehen, wie zwischen dem niederdeutschen Dietrek und Theoderich, oder wie in der Verbindung dieses Gothenkönigs mit Attila. Es ist in Indien ein Bürgerkrieg, damit ein Bruderkampf. Das Epos sagt daher daß Santanu zwei Söhne gehabt, Dritarashtra und Pandu. Der ältere war blind, darum ward dem jüngern das Reich. Dritarashtra aber erhält einen Sohn Durjodhana, der nach dem Tode des Oheims Pandu die Herrschaft ergreift, während dessen Sohn Judhishthira mit seinen Brüdern im Walde aufwächst, aber die Tochter des Fürsten von Pantschala, Draupadi, zur Gattin gewinnt, und nun Theil am Reich verlangt und erlangt. Durjodhana behauptet den Königssitz von Hastinapura am obern Ganges, die Panduſöhne gründen Indinaprastha an der Jamuna. Auf ein Würfelspiel aber folgt der Krieg um die Alleinherrschaft, und das Geschlecht Pandu's besteigt endlich den Thron von Hastinapura. Die älte-

ſten Stücke des Gedichts nehmen Partei für die Kuruiuge, andere aber, nachdem die Herrſchaft der Pauduinge begründet war, für dieſe. Vielleicht daß in der älteſten Form des Gedichts dadurch jene gleiche Liebe für das Große und Herrliche in beiden Heeren erreicht war, die wir bei Homer in Bezug auf Achäer und Troer bewundern.

Zum Epos ward die Geſchichte durch ihre Verknüpfung mit der Götterſage. Karna, die Achilleus- und Siegfriedsgeſtalt, iſt des Sonnengottes Sohn, in deſſen Geſchick der Sonnenmythus nachklingt. Ardſhuna war urſprünglich ein Beiname Indra's; Dämonenkämpfe, die das Epos von dem Helden berichtet, erzählt ein Brahmane als Thaten des Gottes. Zum Großvater der miteinander kämpfenden Könige aber wird Bhiſhma, ein menſchgewordener Gott, der für den Santanu um die ſchöne Satjavati wirbt, und da nach deſſen Tode auch die beiden Kinder ſterben, den jungen Frauen derſelben Kinder erweckt. Die Sage von Bhiſhma's Geburt erzählt daß zu dem betenden Fürſten Pratip eine reizende Jungfrau aus des Ganges Flut geſtiegen, der ſie zur Gemahlin ſeines Sohnes Santanu erwählt; ſie wird die Seine unter der Bedingung daß er nie nach ihrem Namen frage und keine That ihr wehre. Sie leben in Himmelswonne, nur eins erfüllt den Gemahl mit Entſetzen, ſo oft die Herrliche ein Kind geboren, trägt ſie es zum Waſſer, ſpricht: „Ich liebe dich", und wirft es in den Strom. Als der achte Sohn das Licht der Welt erblickt, da ruft der König: „Den tödte nicht! Wer biſt du daß du die eigenen Kinder morden kannſt?" Da erwidert die Frau: „Das Kind wirſt du nun behalten, aber mich verlieren. Ich bin die Göttin Ganga." Die Vaſu — Genien des Lichts — ſollten nach einem Zauberwort Vaſiſhta's, des Sohnes von Varuna, als Menſchen geboren werden; deshalb hat die Flußgöttin ſich in menſchliche Geſtalt gekleidet und dem König Santanu ſich vermählt; jedes der Kinder war ein Vaſu, ſie warf ſie in den Strom, damit ſie nicht für lange Zeit aus der Götterwelt verbannt blieben; der achte aber, dem jeder der andern einen Theil ſeines Weſens überließ, war der Erhaltene, war Bhiſhma, die Verkörperung des Dju, den wir als den lichten Himmelsgott der Urzeit (gleich dem Zin der Deutſchen, gleich Zeus und Jupiter) kennen gelernt. Er wollte unvermählt bleiben, aber die Söhne die er dennoch erzeugte, banden ihn an die Erdenwelt, bis endlich ſein Geſchlecht mit ihm im Kampf den Untergang findet;

und der Tod ist damit für ihn und sie die endliche Heimkehr, die Erlösung des göttlichen Geistes aus den irdischen Schranken. Auf diesem mythologischen Hintergrunde, der eine tiefsinnige Idee, die das Indierthum kennzeichnet, zum ersten mal großartig darstellt, ruht das Gedicht: Das Göttliche, der Geist, ist hienieden in die Fessel des Leibes, der Endlichkeit gebannt, dem Kampf und Leid unterworfen; der Tod ist die Befreiung, der Eingang in das wahre Leben. Auch Ardshuna, Judhishthira, Bhima sind Söhne Indra's, Dharma's, des Gottes der Gerechtigkeit, Vajus, des Gottes der Winde genannt. Krishna, der Hirtensohn, repräsentirte die List und Verschlagenheit wie Jakob bei den Israeliten, ihm gilt es mehr um Vortheil und Sieg als um Ehre und Recht; doch je mehr die Folgezeit die geistige Kraft über die körperliche stellen lernte, desto höher stieg sein Ansehen, bis ihn die Ueberarbeitung zur Verkörperung Vishnu's machte und er zum Volkshelden der spätern Zeit emporwuchs.

Judhishthira, so beginnt das Gedicht, wird mit seinen Brüdern Ardshuna und Bhima von Durjodhana festlich bewirthet; sie beginnen zu würfeln, und in der Leidenschaft des Spiels verliert Judhishthira den ihm gewährten Antheil des Reichs, seine Brüder, sich selbst, und trotz aller Abmahnungen setzt er seine und seiner Brüder gemeinsame Gattin Draupadi aufs Spiel, um auch sie zur Sklavin zu machen. Durjodhana's Bruder Duchsasana kündet dies Los ihr an, und wie sie zweifelt, ergreift er sie an ihren schwarzen wogenden Locken und zerrt sie in den Saal. Darob ruft Bishma Wehe, und meint nicht ferne sei des Hauses Untergang, seit frevelhaft ein Kuruing ein Weib an ihren Haaren schleift. Den Panduingen aber that der Blick der Weinenden weher als des Reiches und der eigenen Freiheit Verlust. Draupadi fragt Bhishma, den ehrwürdigen Aeltesten des Stammes, der Recht und Unrecht scheiden kann, der nie eine Lüge sagt, ob Judhishthira, schon Knecht eines andern geworden, noch etwas Eigenes besitzen, noch sie auf das Spiel rechtlich setzen gekonnt; der Gefragte verneint dies, erklärt aber daß die Gattin dem Gatten folgen müsse. Indeß gibt sie der König Durjodhana frei, und gewährt ihr eine Bitte, die sie für die Freiheit der Panduingen thut. Der König willigt ein, nur daß Judhishthira, der ihm nach dem Reich getrachtet, 13 Jahre lang mit den Brüdern in Waldeinsamkeit lebe. So wird das Werk mit dramatischer Lebendigkeit gleich der Ilias eingeleitet.

Zu den Verbannten sie zum Kampfe zu reizen gesellen sich benachbarte Fürsten, unter ihnen als ihr Sprecher Krishna. Aber Judhishthira hat geschworen vor 13 Jahren nicht heimzukehren, und Lüge nennen die Veden der Sünden größte. Der Sophist indeß erwähnt eines andern Spruchs der heiligen Bücher: „Ein Tag in Noth und Kummer verlebt gilt einem ganzen Jahre gleich", — damit sei die Zeit längst erfüllt. Auch hätte Durjodhana immer in jenem Spiel gewonnen, müsse also falsch gewürfelt haben. Und Pflicht sei es für Judhishthira die ihm gebührende Herrschaft zu ergreifen, da auch sein Vater Pandu König gewesen. So wird Krishna abgeordnet den Kuruingen Fehde anzukündigen. Dort mahnt Bhishma, für alle seine Enkel gleich besorgt, zum Frieden, damit ein für alle verderblicher Bruderkrieg vermieden werde; aber der muthige Karna sieht eine Schwäche des Alters in dem Rathe, der die Herausforderung mit Nachgiebigkeit zu besänftigen heiße. Karna und Bhishma, in heftigem Wortwechsel wie Achilleus und Agamemnon, rühmen sich ihrer Thaten gegeneinander; der Aeltere findet es unedel, des Fuhrmannssohnes werth, daß der Jüngere mit den Thaten prahle die er erst thun wolle, und Karna antwortet daß er fortan nie mit Bhishma zusammen am Kampf theilnehme, damit die Völker erkennen was ein jeder vermöge.

In meinem Zelte werde ich sitzen in Ruhe, während euch der Feind
Im Felde bedrängt, bis Hülfe zu suchen zu mir, dem Fuhrmannssohne, der Sohn
Der Könige kommt, Durjodhana selbst, im Königsschmuck der Kuruing!

Der Kampf hebt an und wogt zehn Tage lang unentschieden hin und her. Noch ist von den streitenden Fürsten keiner gefallen, so große Thaten sie auch gethan, so sehr sie auch von Wunden triefen wie Rosenstöcke von Rosen bedeckt zur Sommerszeit. Die Schlachtschilderungen sind lebendig und zeigen die Freude der Dichter am Spiel der Waffen. Eigenthümlicher Art ist die Theilnahme der Elefanten, die bald die feindlichen Männerscharen niedertreten, bald wuthentbrannt einander anfallen. Einzelne Episoden sind ergreifend; so der Tod des herrlichen Jünglings Asimanju, Ardschuna's Sohn, der die Schlachtordnung der Kuruinge durchbrochen hatte, aber als die Scharen sich wieder schlossen, nun abgeschnitten war, und er allein in der Mitte des feindlichen Heeres dem Andrang der Menge erlag, von Freund

und Feind beklagt. In der Nacht des 10. Tages verzweifelt Judhiſhthira an der Möglichkeit des Sieges dem gewaltigen Bhiſhma gegenüber. Da räth Kriſhna zu einer Liſt. Bhiſhma meide den Kampf mit Sichandin, den er für ein Weib halte. Er habe nämlich früher für ſeine jüngern Brüder die Königstöchter von Kaſi entführt, die älteſte, Amba, aber, die dem Fürſten von Salwa verlobt war, wieder freigeben. Doch der Bräutigam verſchmähte ſie, und vergebens focht Rama für ſie Tage lang mit Bhiſhma; da verbrannte ſie ſich ſelbſt und ward als Tochter des Königs Drupad wiedergeboren, der ſich gar ſehr einen Sohn wünſchte, ſodaß Mutter und Amme das Kind für einen Knaben ausgaben und Sichandin nannten. Um den vermeintlichen Jüngling warb der König Hiranjavarma für ſeine Tochter; aber nach der Hochzeit erkannte die Braut daß ſie einem Weibe vermählt war, und um das zu rächen zog Hiranjavarma mit Heeresmacht gegen Sichandin's Vater. Sie aber wollte ſich das Leben nehmen, als ſie mit einem Diener von Kuvera, dem Gott des Reichthums, zuſammentraf, der auf einige Zeit das Geſchlecht mit ihr tauſchte, aber von ſeinem Gott verurtheilt ward ſo lange Weib zu bleiben bis Sichandin in der Schlacht falle. Darum aber mag Bhiſhma nicht mit Sichandin fechten. Und darum räth Kriſhna daß Ardſchuna das Banner und die Waffen Sichandin's nehme und mit ſeinen furchtbaren Pfeilen den Greis treffe, der die Geſchoſſe des Sichandin nicht fürchten und als unſchädlich erwarten werde.

Im Heer der Kuruinge aber iſt Durjodhana zu Karna gegangen, und hat ihn zur Theilnahme am Kampf gebeten, weil doch Bhiſhma die feindlichen Fürſten, auch ſeine Enkel, nicht angreife. Karna erklärt ſich bereit. Aber der alte Held will nicht zu Hauſe bleiben; er ſitzt lange ſchweigend, dann ſagt er:

Geh hin, o König und ſchlafe beruhigt, denn morgen ſchlag' ich eine Schlacht
Von der die Menſchen ſingen und ſagen ſolang die Erde ſtehen wird;
Und keinen werd' ich morgen verſchonen der mir begegnet im Gefecht,
Nur den Sichandin, wenn ich ihn im Kampfe treffe, ſchlag' ich nicht.

Aber die Nacht durch ſinnt der Held über die ſchwere Pflicht, daß er die eigenen Enkel tödten ſoll, daß er, der Göttliche, kämpfen und morden müſſe ohne einen ihm gewachſenen Gegner zu finden; daß er die Väter und die Söhne beſiegt, und nun dieſes Lebens müde ſei und ſich nach Erlöſung ſehne.

Wie er aber am Morgen das goldgeschmückte Heerhorn blies, da krächzten die Raben und bellten freudevoll die Wölfe, ein großes Leichenmahl witternd. Der Alte rief mit donnernder Stimme:

Heut ist euch Tapfern wieder die Pforte des Himmels aufgethan; den Weg
Den früher eure Väter und Ahnen gewandelt sind, den geht auch ihr
In Indra's Welt der Wonne und laßt auf Erden ewigen Ruhm zurück.
Wollt ihr auf eurem Schragen zu Haus in Krankheit ärmlich euern Lauf
Beschließen? Nur im Felde sterben ist eines echten Kriegers Art.

Und das Heer der Feinde wogte vor ihm hin und her wie die Wellen des Meeres vor dem Sturm. Aber auf dem andern Flügel kämpfen die Panduinge siegreich, namentlich durch Bhima's Kraft, durch die Pfeile Ardschuna's, der heute Sichandin's Fahne und Waffen führt. Judhishthira flieht vor Bhishma, aber Sichandin auf Ardschuna's Wagen hält ihm stand und wird mitten ins Herz getroffen. Mit Entsetzen sehen die Panduinge den fallen den sie für ihren Fürsten hielten. Der Heldengreis sah niemand mehr in seiner Nähe als den vermeintlichen Sichandin; dem rief er lächelnd zu: Magst du mich treffen wie du willst, mit einem als Weib Geborenen fechte ich nicht. Und so legte er Bogen und Pfeil aus der Hand. Aber Ardschuna begann zu schießen.

Da schaute der unbesiegliche Greis verwundrungsvoll empor und rief:
„Wie eine Reihe schwärmender Bienen ununterbrochen folgen sich
Die zischenden Pfeile Schuß auf Schuß, das sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra rasch zur Erde fährt,
So fliegen diese Geschosse daher, es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie Donnerkeile alles zerreißend durch meinen Panzer, meinen Schild
Bis in die Glieder dringen sie ein, es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Wie zornigzüngelnde giftige Schlangen so beißen diese Pfeile mich
Und trinken meines Herzens Blut, es sind Sichandin's Pfeile nicht.
Von Jama mir gesendete Boten sie bringen den ersehnten Tod,
Sichandin's Pfeile sind es nicht, es sind die Pfeile des Ardschuna."

Und wie der unnahbare Held vom hohen Wagen herabsank, da fielen die Waffen aus den Händen der Kuruinge, und gedachte niemand mehr des Kampfes in beiden Heeren, vor Schreck die einen, vor Freude die andern. An der Leiche des Großvaters aber kamen sie zusammen die Söhne seiner Söhne, des Dritarashtra und des Pandu, und er schlug noch einmal die

Augen auf, hieß ſie willkommen und freute ſich ſie alle noch einmal zu ſehen. Er ſprach ſein letztes Wort:

Schließt Friede, laßt euch meinen Tod genügen, bevor die Freunde ihr,
Bevor ihr Brüder und Söhne verliert, ſchließt Friede, laſſet nicht den Stamm
Des Kuru, das ganze erhabne Geſchlecht durch euern Hader untergehn.

Schweigend ſahen die Enkel auf den Todten. Durjodhana bot dem Judhiſhthira die Hälfte des Reichs; der wies ſie mit Hohnlachen zurück, da ihm ja nun das Ganze in die Hände falle, nachdem der Nebenbuhler Schirm und Hort nicht mehr für ſie ſtreite. Und mit gefaltenen Händen umwandelt Durjodhana den großen Todten dreimal rechtshin, und ruft ihn zum Zeugen an daß das hohe Geſchlecht nicht durch die Schuld von Dritaraſhtra's Söhnen zu Grunde gehe.

Nun tritt Karna in den Vordergrund. Zu ihm kommt Kuntu, die Mutter der Panduſöhne und bittet daß er am andern Tage dieſer ſchonen möge. Er verſpricht es, nur den Ardſchuna nimmt er aus. Denn als bei der Gattenwahl Draupadi's Karna auf den Bogen Zerſhtadjumna's die Sehne aufgezogen und eben den Schuß thun wollte, und die Heldenbraut ſchon gewonnen erachtete, da rief ſie ihm zu daß ſie keinen Fuhrmannsſohn erwähle, und ſetzte dem Ardſchuna den Kranz aufs Haupt; und da erbat ſich Karna vom Sonnengott daß er einſt dem Nebenbuhler im Kampf gegenüber zu ſtehen komme. Da erklärte ihm Kuntu daß er Ardſchuna's Bruder, daß er ihr Sohn ſei, daß einſt der Sonnengott ſie die Jungfrau liebend umfangen, daß ihr ein Kind mit deſſen Ringen und goldenem Panzer geboren worden, das ſie aber in einem mit Wachs überzogenen Binſenkorb ausgeſetzt im Asvafluß, der es in den Ganges trug, wo der Fuhrmann Azirath es aufnahm. Das Kind iſt Karna. Der hält die Rede für ein Märchen. Die Mutter darauf:

Gerecht ſind doch die waltenden Götter und jeden trifft was ihm gebührt.
Wie ich das Kindlein ohn' Erbarmen und ohne mütterlich Gefühl
Hinaus in Noth und Schrecken verſtieß wie einen Fremdling von mir weg,
So ſtößt nun mich auch ohn' Erbarmen und ohne kindliches Gefühl
Der Sohn hinaus in Schrecken und Noth wie eine Fremde von ſich weg.
Ich habe meinem Sohne das Leben verbittert, daß als Fuhrmannsſohn
Er nie das Glück, die Ehr' erlangt die ſeiner Tapferkeit gebührt,
Er aber nun verbittert auch mir das Leben daß ich ſehen muß
Wie meine liebſten Söhne ſich morden gleich Feinden in der heißen Schlacht.

Dem Karna aber erſchien im Traume darauf der Sonnengott und mahnte ihn den Harniſch und Ohrringe, durch die er unverwundbar ſei, nicht wegzugeben, auch wenn Indra ihn darum bitten ſollte. Karna erwidert daß er dem Gott eine Bitte nie abſchlagen werde, und ſollte er darob dem Tode entgegengehen, ſo werde ihm das zum Ruhme gereichen. Den Ruhm erwähle er vor dem Leben. Stets habe er mit den Waffen die Feinde beſiegt und der Bittenden geſchont, mit den Waffen wolle er fechten, auch wenn er fallen müſſe. Der Sonnengott heißt ihn an Weib und Kind denken, und wie der Ruhm dem lebenden Manne ſüß ſei, dem Todten aber nur wie Blumen und Kränze womit man eine Leiche ſchmückt. Wolle er aber doch dem Indra den Strahlenpanzer und die Ringe geben, ſolle er wenigſtens deſſen immertreffende Lanze verlangen. So geſchieht's. Indra bemerkt dabei daß ſeine Lanze, der Blitz, ſtets in ſeine Hand zurückkehre, Karna ſie alſo nur einmal ſchleudern könne.

Karna dringt ſo ſiegreich vor daß Judhiſhthira wieder hoffnungslos klagt, bis Bhima ſich zum Zweikampf aufmacht. Wie ein Adler auf die Schlange ſtürzt er auf Karna's Wagen, aber ruhig blickt dieſer ihm entgegen, faßt ihn beim Halſe, zerbricht ihm das Schwert, ſchlägt ihm mit dem Bogen ins Angeſicht: „Stier ohne Horn, beim Schmaus ein Held, geh heim, was willſt du in der Männerſchlacht?“ Des Verſprechens eingedenk das er der Mutter gegeben, läßt Karna mit dieſer Hohnrede den Bhima lebend los. Jetzt verlangt Ardſchuna daß Kriſhna, ſein Wagenlenker, die Roſſe gegen Karna treibe. Aber Kriſhna will das nicht eher bis Karna den Speer Indra's geworfen habe, und ſendet den Rieſen Gatotkatſch gegen ihn, als ſchon die Nacht einbricht, die Zeit wo dem Rieſen die Kräfte wachſen. Wie der Sturm die Bäume entwurzelt, wie ein Elefant die Saaten zerſtampft, ſo wüthet der Gewaltige gegen die Kuruinge, und will eben Karna's Freund Aſvatthaman zermalmen, als dieſer den Speer Indra's gegen ihn ſchleudert. Der Speer, hell leuchtend wie ein Meteor, durchſauſt die Luft, wie ein vom Donner getroffener Fels bricht der Rieſe zuſammen, aber in Indra's Hand kehrte der Blitz zurück. Kriſhna jubelt. Karna, der nun am andern Tage mit gleichen Waffen dem Ardſchuna zu begegnen hofft, bittet um einen dem Kriſhna ebenbürtigen Wagenlenker. Der König Durjodhana wendet ſich darum an Salia, den Fürſten von Madra, der anfangs durch die Zumuthung beleidigt, doch

darauf eingeht, wenn er nach Belieben zu Karna reden dürfe. Die Schlacht hebt an. Aber die Menschen und die Götter scheiden sich und stellen sich zur Rechten und zur Linken, als Krishna den Ardschuna, Salia den Karna heranführt. Mein Sohn Ardschuna besiege den Karna, sprach Indra; nein, mein Sohn Karna sei Sieger, rief der Sonnengott. Aber der übermüthige Salia reizte Karna mit höhnischen Worten, bis auch dieser endlich erwiderte, und der Wagenlenker rachgierig das eine Rad in den Sumpf fuhr, wo es tief einsank gerade als Ardschuna herankam. Krishna hatte die Noth des Gegners erspäht. Heiße Thränen entpreßte dem Karna der Zorn, daß sein Wagen unbeweglich blieb bei dem langersehnten Begegnen. Er sprang zu Boden, und halt ein zu schießen, rief er, bis ich das Rad vom Schlamme frei gemacht! Aber Ardschuna schoß dennoch. Da griff auch Karna nach dem Bogen, und am Arm getroffen sank Ardschuna besinnungslos zurück. Den wehrlos Betäubten mochte Karna nicht erschlagen, sondern bis der sich erholte, wollte er den Wagen frei machen. Aber Krishna zog den Pfeil aus Ardschuna's Arm, besprach die Wunde, und gegen den waffenlosen Karna, der eben mit beiden Armen das Rad seines Wagens emporschob, entsandte Ardschuna auf Krishna's Rath den Pfeil, der wie eine Schlange jenem in den Rücken drang, daß der Held leblos mit dem Angesicht auf den Wagen sank. Den Durjodhana entrückte ein Gott in einen kühlen Teich, während all der Rest seiner Tapfern bis auf drei Führer erlag. Die Panduinge erhoben den Löwenschrei und Siegesgesang. Judhishthira aber wollte die Huldigung nicht annehmen, bis Durjodhana gefunden sei. Und wie sie ihn im Teich erblickten, erhoben sie ein Hohngelächter. Aber der König sprang aus dem Schlummer empor, die Eisenkeule schwingend, zu fechten bereit, wenngleich die Herrschaft keinen Werth mehr für ihn hatte, seit alle seine Freunde und Brüder erschlagen waren. Er rief gegen den Nebenbuhler:

Das Reich der Erde wonach du stets gelechzet hast, ich schenk es dir,
Doch nun zum Kampfe fordr' ich euch um meiner Ehre, meiner Pflicht
Getreu zu sein. Ich stehe allein, des Wagens und des Rosses bar,
Euch allen gegenüber, die ihr mit allen wohlgerüstet seid.
So kommt denn, wie die Wochen heran zum Jahre ziehn und doch das Jahr
Sie alle verschlingt, wie die Sterne der Nacht dem Tagesstern entgegenziehn
Und alle erbleichen, wenn sie erscheint die Sonne mit des Morgens Licht.

Ihr aber, herrliche Helden, die ihr für mich zum Tode gegangen seid,
Ihr Freunde und Verwandte gesammt, ihr treuen Krieger ohne Zahl,
Euch will ich rächen; der Panduinge Schar soll fallen jetzt von meiner Hand.

Judhishthira aber erwidert: der Kampf sei gleich. Dir, dem Einen, stelle sich auch einer zum Keulenkampf. Das Reich sei des Siegers. Und aus den Panduingen erhob sich Bhima um mit der Keule zu fechten. Wie Stiere mit der Hörner Wucht stürzen die Helden aufeinander los, die Erde erdröhnt von den Streichen, Funken sprühen in der Luft. Sie springen rechts und links um dem Streich auszuweichen oder des Gegners Blöße zu erspähen, selbst einander bewundernd als ob sie nur im Spiel des Fechtens Meisterschaft erproben wollten. Endlich trifft Durjodhana's Keule, aber Bhima wankt nicht; doch wie er zu neuem Streich ausfällt, springt der König zur Seite, und die Keule fährt dumpfdröhnend zur Erde. Ehe Bhima neue Kraft sammelt, stößt ihn Durjodhana mit Macht auf die Brust; einen Augenblick schwinden ihm die Sinne, aber in doppeltem Grimm, wie ein Löwe auf den Elefanten, stürzt er sogleich wieder auf den Gegner. Ein sausender Wind entstand wie er die Keule im Wirbel schwang; behend wich abermals der König aus und traf abermals Bhima's Brust, daß dieser blutend auf die Knie sank. Da gab ihm Arbschuna einen Wink, indem er an die Schenkel schlug, und Bhima zerschmetterte mit ungeheuerm Keulenschlag die Knochen beider Schenkel dem Kuruing, daß der Männertiger wie eine Eiche zu Boden stürzte. Freudefunkelnden Blicks setzte Bhima den Fuß auf das Haupt des Löwen. Nun möge Judhishthira die Erde mit Glück beherrschen, das Reich sei sein! rief der Sieger, aber Durjodhana warf den Gegnern mit brechender Stimme vor, wie sie unehrlich gekämpft und mit schlechter List oder gegen Heldensitte den Bhishma, den Karna und nun ihn überwunden. Er aber sterbe wie ein Held es wünsche im Dienst der Pflicht, und steige von der Schar der Freunde begleitet zu den Göttern empor. Ein leuchtender Glanz, ein Donner vom Himmel gab das Zeichen der Götter zur Bestätigung seiner Rede. Nur Krishna rühmte sich seiner schlauen Anschläge. Und wie die andern ins Lager eindrangen und all die Schätze sahen, da lobten sie gleichfalls den Listigen.

Doch die Rache war nahe. Die drei noch übrigen Helden aus Durjodhana's Heer, Kritavarman, Kripa, Asvatthaman, fanden den König noch lebend. Er freute sich als er die Freunde

noch wohlbehalten ſah, er wies ſie auf die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, wie jetzt auch er ſtatt der huldigenden Diener von hungerigen Wölfen mit funkelnden Augen umringt ſei. Aber doch ſollten ſie nicht um ihn klagen, er habe muthig und ehrlich gekämpft und werde im Himmel ſelig ſein. Er weihte den Asvatthaman zum Führer, und die Helden umarmten am Boden den Durjodhana und bargen ſich im Walde. Der rachedürſtende Asvatthaman konnte nicht ſchlafen und ſah wie ein Uhu leiſe auf eine ſchlummernde Krähenheerde herabſchwebte und eine nach der andern tödtete. Die Nachteule wies ihm den Weg. Er weckte die Genoſſen und ſie drangen heimlich ins Lager und erſchlugen die ſchlafenden Feinde oder beſtanden ſiegreich die Erwachenden bis alle gefallen waren und es am Morgen im Lager wieder ſo ſtill war wie am Abend. Durjodhana athmete noch als er die Kunde vernahm, und rief den Tapfern Heil zu und die Hoffnung des Wiederſehens.

So endet gleich der Nibelungen Noth das indiſche Lied vom Völkerkampf als eins vom Völkeruntergang. Und gleich der deutſchen Kudrun finden wir einen herrlichen Geſang der Liebestreue von einer Innigkeit und Zartheit des Gefühls, von einer Feinheit und Klarheit der Seelenmalerei in der Ruhe und Bewegung des Gemüths, von einem ſittlichen Edelſinn, daß das Werk zu den Perlen aller Dichtung gehört, — Nal und Damajanti. Glücklicherweiſe hat die Ueberarbeitung nicht tief gegriffen, die alten Götter ſind geblieben und einige rationaliſtiſche, phantaſtiſche oder geiſtliche Zuſätze ſind leicht auszumerzen. Goldgeflügelte Gänſe, gleich den Schwänen und Schwanjungfrauen unſerer Sagen, ſingen der Königstochter im Vidarferland, Damajanti, vom König Nal, der ſchön ſei wie einer des Asvinen: die Einzige mit dem Einzigen ſollte zu ihrem Heil verbunden ſein. Da erfaßte ein Sehnen der Jungfrau Herz, und ihr Vater berief die Fürſten von nah und fern, daß die Tochter ſich den Gatten wähle. Da machten auch die Welthüter, die vier großen Götter, ſich auf, und treffen Nal auf dem Wege, und verwundert über den Glanz ſeiner Herrlichkeit rufen ſie ihn an, daß er, der treu und wahrhaft ſei, ihnen eine Botſchaft beſtelle, — daß er Damajanti ankündige Indra, Agni, Varuna, Jama werben um ſie, ihrer einen möge ſie wählen. Er hat verſprochen ihnen zu Gefallen zu ſein, ſie halten ihn beim Wort, er beſteht den Conflict und verrichtet den Auftrag: die Liebliche, Zartgliederige möge nun thun was

sie wolle. Sie erklärt sich für Nal. Und als die Götter in Nala's Gestalt im Saal stehen, betet sie zu ihnen daß ihre Augen aufgethan werden und sie den Geliebten erkenne. Die Götter geben Brautgeschenke, und Nal gelobt der holden Gemahlin stets ihres Wortes achtsam zu sein und nie von ihr zu lassen. Aber Kali, der Dämon des Neides stellt den Glücklichen nach. Dem alten Liede genügt die Gefahr des Glücks um es zu erklären daß eine Leidenschaft dämonische Gewalt über den Menschen gewinne, das spätere Brahmanenthum schob das absurde Motiv nach äußerlichen Reinheitsceremonien unter, daß Kali Macht gewonnen als Nal einmal in urinnassen Boden getreten. Nal ergibt sich der Spielsucht, vergebens warnen die Freunde, die Räthe des Reichs, der Wagenlenker; da mahnt ihn Damajanti an sein Gelübde daß er auf ihr Wort achten wolle. Er spielt fort. Sie sendet die Kinder zu ihren Aeltern. Als Nal sein Reich verloren hat, will er doch Damajanti nicht aufs Spiel setzen, sondern legt den Königsschmuck ab und verläßt das Schloß. Schweigend folgt ihm Damajanti in die Wildniß, und theilt ihr Gewand mit dem Gatten, sodaß sie unter einem Mantel weiter ziehen. Er weist ihr die Wege nach dem Schloß ihrer Aeltern, aber sie erwidert mit zitterndem Herzen, mit thränenerstickter Stimme:

Mein König, wenn du müde bist, mein Gatte, wenn dich Hunger quält,
Und wenn du an verlornes Glück im Walde hier mit Kummer denkst,
Dann laß zu deiner Pflege mich, zu deinem Troste bei dir sein.
Der Aerzte beste Arzenei ist für den Mann doch nicht so gut
In jedem Leid, in jeder Noth als ein geliebtes treues Weib.

Als aber Damajanti einmal im Walde schlummert, fürchtet Nal sie möge zu Grunde gehen wenn sie bei ihm bleibe, wenn sie sich aber allein finde, dann hofft er werde sie zu ihren Aeltern heimkehren; er läßt sie mit der Hälfte des Kleides zurück. Mit tiefster Rührung hören wir die Klage der erwachenden Verlassenen, nicht um sich selber, sondern um den Gemahl, der doch gelobt nie von ihr zu scheiden. Eine Schlange umwindet sie, der Jäger, der das Unthier erlegt, entbrennt von Leidenschaft zu ihr, fällt aber wie vom Blitz getroffen durch das Wort der Reinen zu Boden. Sie fragt beim Tiger und bei dem weitschauenden Berg nach Nal, und schließt sich an eine Karavane an. Da aber des Nachts eine wilde Elefantenheerde in dieselbe verwüstend eingebrochen, wird Damajanti wie eine Sünderin, solcher Noth Urheberin verstoßen. Einsiedler weissagen ihr Erneuerung des ver-

ſchwundenen Glücks, und der Aſokabaum — der Name bedeutet kummerfrei — fängt zu blühen an als ſie ihn anfaßt und um ein Zeichen bittet, daß er ſie kummerfrei mache. Sie verdingt ſich als Magd bei der Königin von Dſhedi, an Nal ſtill denkend, vertraueneinflößend, auch im ſchlechten Gewande leuchtend wie hinter Wolken der Vollmond.

Nala indeſſen ſinnbethört fortirrend kommt an einen Flammenwall, aus deſſen Mitte er ſeinen Namen rufen hört. Furchtlos dringt er durch und rettet den Schlangenfürſten Karkotaka, deſſen Biß dem Dämon in Nal zur Qual wird, und Nal's Geſtalt häßlich und unkenntlich macht. Nal, ſagt er, ſoll ſich bei König Rituparn als Wagenlenker verdingen, der werde ihm die Zahlenkunſt verleihen und damit werde er Reich und Weib wiedergewinnen. Ich ſehe im Gang durchs Feuer ein Symbol innerer Reinigung, Nal's ganze Wanderung mit ihren Schmerzen iſt ein ſolcher; er verliert äußerlich ſeine Schönheit weil er ſie innerlich eingebüßt; weil er ſich nicht ſelbſt beherrſchte, muß er andern gehorchen; durch Selbſterniedrigung und freiwillige Dienſtbarkeit erlangt er die Selbſterhöhung. Als Fuhrmann Vahuka denkt er der treuen Gemahlin, und wenn alles ſtill worden des Nachts ſingt er den Vers:

Wo weilt die Tugendreiche jetzt in Hunger, Durſt und Müdigkeit?
Und denkt ſie dieſes Thoren noch, oder iſt ſie einem andern hold?

Indeß ſendet Damajanti's Vater Boten aus nach ihr und Nal. Einer ſieht ſie bleich und abgemagert im Gefolge der Königin von Dſhedi, und überlegt ob ſie es ſei:

So wie ich einſt die Holde ſah mit rundem Vollmondsangeſicht,
In Schönheitsfülle alles erleuchtend, wie Sri, des Glückes Göttin, ſelbſt,
So iſt ſie's nicht, ſie leuchtet nur wie wenn des Neumonds ſchmaler Streif
Verhüllt erſcheint von ſchwarzen Wolken, wie eine Lilie zart und fein,
Die aus dem klaren Teich geriſſen vom Sonnenſtrahl getroffen wird.

So kam Damajanti zu den Aeltern. Und Nal's gedenkend ſchickte ſie Boten aus das Lied vom Spieler zu ſingen der die Gattin mit halbem Gewand allein gelaſſen, der ſich der Weinenden erbarmen ſolle. Da am Hofe Rituparn's ſagt der Wagenlenker ſeufzend dem Träger der Botſchaft:

Es hüten edle Frauen fürwahr, wenn auch ein herb Geſchick ſie trifft,
Die guten, die den Himmel verdienen, ſich ſelber durch ſich ſelbſt allein.

Wenn auch der Gatte sie verläßt, sie grollen doch und zürnen nicht.
Der Tugend lichter Harnisch schirmt ihr Leben gegen jede Noth.
Und diese die ein Glückverlaßner, ein Thor im Walde schlafend ließ,
Ob Gutes oder Schlimmes sie von ihm erfuhr, sie mög' ihm doch
Nicht zürnen, ihrem Gatten, der des Reichs beraubt im Elend lebt.

Das vernahm Damajanti mit Thränen, und griff nun zu der List daß sie dem König Rituparn melden ließ, da Nal verschollen sei, wolle Damajanti des andern Tages wieder einen Gatten wählen. Nal verspricht in einem Tage hinzufahren. Warshneja wird noch mitgenommen, Nal's früherer Wagenlenker, der den Herrn an seinem Fahren erkennt. Und wie die Rosse windschnell dahinbrausen, verwundert sich König Rituparn, und verspricht dem Nal für die Wagenkunde die Zahlenkunde die er selbst besitzt, kraft der er sofort angibt wie viel Früchte an einem Baume hängen. Wie Nal die Zahlenkunst besitzt, fährt zitternd der böse Geist aus seinem Leibe: die Macht des Maßes treibt die Leidenschaft aus oder bändigt sie. Kali sagt noch daß er alles gelitten was Damajanti erduldet, daß ihr Fluch ihn hart bestraft — wie der Böse alles sich selber zum Schaden thut was er andern Uebles zufügt.

Und am Abend wieherten die Rosse Nal's, die einst Warshneja mit den Kindern zu Damajanti's Aeltern gebracht, und Damajanti selber hörte das Räderrollen, das Wagendröhnen, und ihr Herz schlug lauter vor Freude: er ist's der Männerkönig Nal! Sie weiß von keinem erlittenen Unrecht, er hat sie nie beleidigt, er war immer edel und gut! Als Rituparn aber angelangt, schaut sie sorgenvoll vom Dach herab, denn sie sieht den Gatten nicht. Sollte ein anderer fahren wie er? Sollte er der misgestaltete Wagenlenker sein? Sie läßt von Nal jenes Botenwort wiederholen, da wiederholt auch er weinend seine Erwiderung. Nun heißt Damajanti auf alles merken was er thut. Enge und niedere Pforten werden vor ihm weit und hoch, er sieht die Töpfe an und sie füllen sich mit Wasser, er wirft Stroh auf das Holz und die Flamme schlägt lichterloh empor. Das waren die Hochzeitsgaben der Welthüter an Nal. Und das Fleisch das er gebraten, kostet die Gattin und erkennt ihn auch daran. Sie ließ die Kinder zu ihm bringen. Er umarmte sie lautschluchzend. Nun ließ ihn Damajanti holen und stand in dem halben Mantel vor ihm wie er sie verlassen. Da konnte er sich nicht halten, bekannte seine sinnverwirrende Leidenschaft,

ſeine Schuld, fühlte ſich aber entſühnt und frei, alles Leides los, und eilte in Sehnſucht zur Gattin. In ihren Armen hatte ſeine Geſtalt wieder ihre frühere Herrlichkeit und voll Entzücken drückte er Damajanti ans Herz. Der Zahlenkunſt mächtig gewann er dann ſein Reich wieder, und beide, in Leid bewährt, lebten ſelig wie die Götter.

Gern bekennen wir mit A. W. Schlegel daß dies Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenſchaft wie an Hoheit und Zartheit der Geſinnungen unübertrefflich ſei. Hier iſt echte Naturpoeſie und zugleich künſtleriſche Durchbildung im Ganzen und Einzelnen. Hier empfinden wir jene reine edle Rührung die nur das vollendet Schöne weckt, in welchem alle Gegenſätze ſich löſen und die Liebe als der Grund und das Band aller Dinge, der Sieg der Harmonie im Sieg des ſittlichen Geiſtes ſich offenbart. Im märchenhaft Naiven liegt ein hoher Sinn, das phantaſtiſch Wunderbare deutet ſich leicht als das poetiſche Gebilde tiefer Gedanken, und ohne daß der Dichter hervortritt hat er das Ganze mit der Innigkeit ſeiner Empfindung durchdrungen, ſodaß ein ſeelenvoller Zauber ihm alle Herzen gewinnt.

Ein liebliches Bild von der Liebe Macht gibt auch die kleine Erzählung von Riſhiaſringa. Er iſt der fromme Knabe eines Büßers; wenn es gelingt ihn aus der Waldeinſiedelei in die Stadt zu locken, dann wird dem Lande der erſehnte Regen wieder kommen. Aber kein Mädchen will das wagen, bis auf des Königs eigenes Töchterlein. Dem holden Kinde wird ein Schiff mit Blumen und Bäumen gerüſtet und ſo ging die Fahrt zum Büßerhain. Riſhiaſringa huldigte mit ſeinem Gruß dem Mädchen, und wollte es wie einen himmliſchen Gaſt anbeten; aber Santa faßte den blöden Knaben am Halſe, ſchlang den Arm um ihn und küßte ihn herzlich. Dann floh ſie auf das Schiff zurück. Der Knabe beichtete dem heimkehrenden Vater:

Ein Schüler mit geflochtenen Haaren war hier, ganz weiß von Angeſicht,
Mit ſchwarzen Augen, lächelndem Munde, mit ſchmalem Leib und hoher Bruſt;
Wie wenn im Mai der Kokila ſingt, ſo lieblich klang es wenn er ſprach,
Und um ihn ſchwebte köſtlicher Duft, wie wenn der Wind im Lenze weht;
Von unſern Früchten aß er nicht und trank aus unſerm Brunnen nicht;
Er gab mir andre Früchte, die ſchmeckten ſo herrlich, und von ſeinem Trank
Wie ich ihn koſtete ward mir ſo wohl, der Boden fing zu wanken an.

Dann faßte mich der Knabe am Haar und zog mein Haupt zu ſich hinab,
Und ſetzte ſeinen lieblichen Mund auf meinen Mund, und machte da
Ein klein Geräuſch; das machte daß mir ein Schauder durch die Glieder fuhr.
Nach dieſem Schüller ſehn' ich mich, wo er iſt möcht ich immer ſein;
Mir iſt in meinem Herzen ſo weh, ſeit ich ihn nicht mehr ſehen kann.
Die Buße die der Knabe gelernt die möcht ich lernen, die gefällt
Mir beſſer als die Buße die du, mein Vater, mich gelehret haſt.

Der Vater warnt den Sohn vor böſen Geiſtern in gleiſender Hülle, und eilt zornig ſie zu ſuchen. Da kam die Königstochter wieder, Riſhiaſringa folgte ihr auf das Schiff, fuhr mit ihr weg, und wie er ausſtieg, ſtrömte der erwünſchte Regen, und der König vermählte ihm die Tochter. Aber ergrimmt eilte der Einſiedler einher. Doch wie er fröhliche Hirten und glückliche Bauern fand, die den Segen dem Riſhiaſringa dankten, da klang es ihm ſchon wohl in den Ohren, und kühlte ſein Zorn ſich ab, und wie er endlich den Sohn und die liebliche Maid ſo glücklich ſah, da konnte er nicht fluchen, da erhob er die Hände zum Segnen.

Statt der Kämpfe der Indier untereinander hat das Ramayana ihre Ausbreitung unter den Urbewohnern des Landes nach Süden hin und ihren Streit mit denſelben zum Inhalt; die Thaten Rama's werden in die Zeit vor dem großen Bürgerkriege geſetzt, aber die Darſtellung trägt ein ſpäteres Gepräge als die urſprüngliche Dichtung im Mahabharata. Der Gegenſtand liegt ſchon ferner, die Phantaſie hat aus den nicht ariſchen Stämmen ſchon Affen und Rieſen gemacht, die Thaten werden ſchon mit wunderbaren Waffen vollzogen, die Abenteuerluſt, die Kampfesfreude waltet nicht mehr um ihrer ſelbſt willen, ſondern ſtellt ſich in den Dienſt religiöſer Pflicht, und Ergebung, Gehorſam, Opfer gelten mehr als der Trotz auf ſelbſtändige Heldenkraft. Der milde Sinn, der betrachtende Geiſt des Indierthums iſt ſchon erwacht, von einer friedlichen Seelenſtimmung aus werden die alten Geſchichten dargeſtellt, und es iſt ein Unterſchied der beiden Epen etwa wie des Parcival und der Gralſage vom Nibelungenlied. Ja A. Weber ſieht in Sita die göttlich verehrte Ackerfurche, in Rama den Pflugträger, und damit in beiden die Perſonification von Begebenheiten und Zuſtänden, vom Vordringen des indiſchen Ackerbaues und ſeiner Vertheidigung gegen wilde Urbewohner.

Das Ramayana iſt von einem kunſtverſtändigen Dichter,

Valmiki, entworfen und planmäßig ausgeführt, die spätern Anlagerungen sind leicht zu erkennen; so gleich der ganze erste Gesang, der den Rama zur Verkörperung Vishnu's macht. Das alte Lied beginnt damit daß er von seinem Vater Dasaratha zum Thronfolger in Ajodhja (Oude) geweiht werden soll. Der König hatte drei Frauen, Kausalja, Sumitra, Keikeja, und von jeder einen Sohn, Rama, Lakshmana, Bharata. Einst hatte ihn die Keikeja aus dem Schlachtgetümmel gerettet und seine Wunden geheilt, und da gelobte er ihr die Gewährung zweier Bitten. Eine buckelige Sklavin reizt nun die Keikeja daß sie von dieser Zusage jetzt Gebrauch macht und die Krönung ihres Sohnes, die Verbannung Rama's fordert. Schon hier ist der anfängliche Widerstand, die Ueberredung und dann der veränderte Sinn der Königin in wohlgelungener Seelenmalerei geschildert. Noch lebendiger wird die Darstellung wenn dann der König die Keikeja ohne Schmuck auf bloßer Erde wie einen ausgerauften Blumenstock liegen sieht, nach ihrem Kummer fragt, ihr von neuem der Wünsche Erfüllung gelobt beim Haupte Rama's, ohne den er nicht einen Tag leben könne, und nun die verhängnißvolle Bitte erfährt. Wie ein gefällter Baum, wie eine verzauberte Schlange liegt der König am Boden und fleht zum Weibe um Mitleid. Was habe ihr Rama gethan, der Reine, der ebenso Milde als Tapfere, der Gehorsame, Fromme? Wol möge die Welt eher ohne Sonne und der Reis ohne Wasser gedeihen, als er ohne Rama leben könne; und dessen Einsetzung sei schon verkündigt. Kalt erinnert sie ihn daran daß er sein Wort halten müsse.

Am andern Morgen ist alles zur Feier bereit, nur der König fehlt. Sein Wagenlenker tritt an das Lager des noch Regungslosen.

Sowie der Ocean sich freut, wenn sich das Tagsgestirn erhebt,
So laß, o König, selbst erfreut uns deines Anblicks frohe sein.
Wie strahlenhell der Sonnengott die hehre Wesenträgerin,
Die Erde wach am Morgen ruft, erweck' ich nun, o König, dich.

Da hört er das Geschehene und beruft den Rama ins Gemach. Dem streut das Volk Blumen und beglückwünscht sich ob der Tugend des neuen Herrschers, als er zur Burg des Vaters geht. Wie er diesen in schweigender Trauer erblickt, und Keikeja ihn fragt ob er erfüllen wolle was Dasaratha ihr verheißen, erklärt er sich bereit für den Vater ins Feuer zu gehen,

und als er erfährt, daß er ſtatt den Thron zu beſteigen ſich verbannen ſoll, kennt er nichts Heiligeres als Gehorſam gegen die Aeltern; den alten Weiſen ſtrebt er nach und jagt nicht nach irdiſchem Gewinn. Er tröſtet die eigene Mutter, die in freudeſtrahlender Hoffnung ihn als König begrüßen wollte. Aber der Bruder Lakſhmana mag von einer Ergebung in das Schickſal nichts hören. Das ſei kein Götterwille daß der Schlechtere herrſche und der Beſſere in den Wald gehe, ſondern ein ſchlau erſonnener Verrath, dem man widerſtehen müſſe.

Wer furchtſam iſt und ohne Kraft, der füge ſich in ſein Geſchick,
Wer tüchtig iſt mit eigner Kraft das Schickſal zu bewältigen,
Der iſt ein Mann, den nie ein hart Verhängniß ſeines Glücks beraubt.
Die Welt ſoll heut von meiner Kraft des Schickſals Macht bewältigt ſehn.

Er will Rama krönen, den Vater und die Mutter ſtatt ſeiner verbannen. Aber dem Ausbruch des Heldentrotzes erwidert Rama, er kenne des Bruders Muth und Treue; doch hier gelte das Gebot der Pflicht.

Es ſollte freilich ſtets die Pflicht mit Glück und Luſt vereinigt ſein
Wie eine treue Gattin, die umgeben von den Kindern iſt.
Wenn ſie geſchieden aber ſind, ſo handle wie die Pflicht gebeut.
Wie kann der Götter Huld ein Menſch erwerben, die ihm ferne ſind,
Wenn er nicht achtet auf das Wort des Vaters, der ihm nahe iſt?

Er will nicht Ruhm und Seligkeit verlieren, indem er irdiſche Macht für die kurze Lebensfriſt erwähle. Segnend entläßt ihn die Mutter. Er geht zu Sita, der geliebten Gattin. Als er ſie ſieht, entfärbt ſich ſein Angeſicht und der Schmerz prägt ſich in ſeinen Zügen aus. Erſchrocken fragt ſie warum ſeine Stirn nicht mit Milch und Honig genetzt ſei, kein Herold und kein Sänger ihm voranziehe, kein Volk ihm nachfolge, ſein Ausſehen ſo traurig ſei. Er erwidert daß er komme um ſich von ihr zu verabſchieden. Sie möge züchtig und gottesfürchtig am Hofe leben, bis er nach 14 Jahren wiederkehren dürfe. Doch Sita will Glück und Leid mit dem Gemahl theilen.

Nur dem Gemahle ſoll das Weib im Leben folgen und im Tod.
Wenn heute du, o Rama wirſt hinaus zum wilden Walde gehn,
So brech' ich vor dir her das Gras, daß nicht ein ſcharfer Halm dich ſticht.
Jahrhunderte verſchwinden mir, wenn ich bei dir bin, wie ein Tag,
Und ohne dich kenn' ich kein Glück und keinen Himmel ohne dich.

Er gedenkt der Noth und Entbehrungen im Walde, der wilden Thiere, der Flüſſe und Sümpfe, der Nattern und des Gewürms; ſie erwidert mit Stolz und Liebe:

Ermüden werd' ich nicht! Mit dir geh ich als wär's auf Teppichen.
Die Dornen ſcheinen Seide mir und Stacheln rühr' ich an wie Sammt,
Wenn ich dir folge, und den Staub, der mich im Sturm umwirbeln wird,
Acht' ich dem beſten Sandel gleich. O welche Wonne auszuruhn
Auf weichem Mooſeshügel und auf grünem Raſen ausgeſtreckt.
Die Wurzeln und die Früchte die du ſelber brichſt und ſelbſt mir reichſt,
Sei's wenig oder viel, es wird mir ſchmecken wie Ambroſia.

Da will auch Rama ſein Glück nicht verhindern, das ihm ihre Nähe gewährt. Auch ſein Bruder Lakſhmana will nicht von ihm laſſen. Die beiden Gatten vertheilen ihre Habe an die Armen und die Prieſter und verabſchieden ſich vom alten König. Der will ihnen ein großes Gefolge mitgeben; aber Rama wünſcht nicht Glück und Macht, ſondern daß er ſchuldlos bleibe und das gegebene Wort des Vaters gehalten werde. Er hat der Welt entſagt, was ſoll ihm das Gefolge? Was hat der Zaum für Reiz, wenn man das edle Roß verſchenkt hat, oder wer grämt ſich um die Sattelgurt, wenn er den Elefanten hingibt? Nur Schwert und Bogen will er mitnehmen. Nachdem ſie einander Lebewohl geſagt, rufen Kinder und Greiſe aus dem Volk nach Rama wie Dürſtende nach dem Quell. Langſam möge der Wagenlenker fahren, daß ſie die geliebten Züge ſeines Angeſichts noch einmal ſehen. Aber Rama hieß ihn die Roſſe antreiben. Der alte König ſank zur Erde als er die Geſtalt des Sohnes in der fernen Staubwolke nicht mehr erkannte. Kauſalja pflegte ſein.

Wenn Rama auch es einen Augenblick beklagt daß er nicht fürderhin an der Saraju Ufern jagen könne, er getröſtet ſich der Hoffnung einer Wiederkehr, die ihn den Aeltern vereine ohne daß jemand Schuld auf ſich geladen. In der Wildniß fragt ihn Sita nach Bäumen und Blumen, und ſie freuen ſich der Herrlichkeit des einſamen Urwaldes im Blütenſchmuck des Frühlings mit dem Geſang der Vögel, den würzigen duftigen Hauchen des Windes, den rauſchenden Waſſern; ſie bauen ſich eine Hütte und verlangen aus dieſer wonnigen Natur nicht in die Stadt zurück.

Der König Daſaratha ſtarb bald vor Gram, denn er ſehnte ſich nach dem Sohn; die Wunde von Feindeshand iſt zu tragen,

aber nicht das selbstverschuldete Herzeleid. Und er fand daß er eine Sünde der Jugend zu büßen habe, da er auf der Jagd unvorsichtigerweise den einzigen Sohn eines Blinden erschossen, und nun den Schmerz der Verlassenheit selber fühlen müsse. Kausalja bestieg den Scheiterhaufen mit der Leiche des Königs, ihres Gatten. Bharata ward berufen vom Reich Besitz zu nehmen. Er verweilte bei den Schwiegereltern im Norden, und unkundig des Geschehenen verwunderte er sich wie es so still und öde zu Ajodhja sei; keine Laute erklang, keine bunten Kränze schmückten Tempel und Märkte. Als er die Verbannung Rama's hörte, nannte er seine eigene Mutter, die arglistige Keikeja, eine Mörderin, die sich einen Strick um den Hals binden möge, da nirgends mehr ein Heil für sie sei. Nicht er, Rama, der Aeltere, Vortrefflichere, soll König werden. Er will den Edlen zur Stadt zurückbringen wie das Opferfeuer auf den Herd, und Verzeihung für Keikeja von ihm erbitten.

Im Walde aber wo die drei Verbannten ihr Mahl verzehrten, vernahm man ein Getöse, daß die Vögel aufflatterten, die Hirsche flohen, die Büffel sich umsahen und die Löwen aus der Höhle kamen. Lakshmana bestieg einen Baum, und rief von oben Sita solle in die Hütte gehen, Rama das Feuer auslöschen und Pfeil und Bogen ergreifen, ein Heer nahe, der Feind sei da, wie freudig wollten sie die schlagen die sie ins Elend hinausgestoßen! Aber Rama beschwichtigt den Bruder. Gewiß komme Bharata nicht in böser Absicht; auch den Himmelsthron aber möge er durch kein Unrecht erlangen. Und Bharata bückte sich bis zu Rama's Fuß, Rama aber nahm ihn bei der Hand und küßte ihn und fragte nach dem Vater. Weinend meldet Bharata dessen Tod. Rama tröstet die andern mit der Erinnerung an des Vaters wohlvollbrachtes Leben und mit den Gedanken die seitdem in Indien so geläufig geworden.

Wie jede Frucht, indem sie reift, dem sichern Fall entgegengeht,
So kommt der Mensch von der Geburt dem Tode näher jeden Tag,
Und wie ein festgestütztes Haus doch endlich morsch zusammenbricht,
So schwindet auch der Mensch dahin, dem Tod und Alter unterthan.
Die Nacht, die abgelaufene, sie kehret nimmermehr zurück,
Sie fließt vorüber wie der Strom der in den Ocean verrinnt.
Es schwinden unsre Tage hin, und aller Wesen Leben ist
Dem Dunste gleich zur Sommerzeit, den aufwärts zieht der Sonnenstrahl.
Was klagest du um andere? Dich selbst beklage, dessen Zeit
Und dessen Leben wo du stehst und wo du gehest, stets vergeht.

Denn dich begleitet überall der Tod; er setzt sich mit dir hin,
Und wenn du noch so ferne ziehst, der Tod kehrt wieder mit dir heim.
Der Sonne Aufgang wird begrüßt, man danket wenn sie untergeht,
Und man bedenkt nicht daß zugleich das eigne Leben kürzer wird.
Man freuet sich so oft der Lenz mit neuem Glanze wiederkehrt —
Der Jahreszeiten Wechsel führt die Lebenden dem Tode zu.
Wie dort am Lotosblatte sich ein Tropfen Thaues zitternd hält,
So ist dem steten Falle nah' des Menschen zitternd Erdenglück.
Im weiten Meere treffen sich zwei Splitter Holz, — wie kurze Zeit
Sind sie zusammen, bis die Flut sie wieder auseinander treibt!
So Gattinen und Gatten auch, und Kind und Aeltern, Hab' und Gut;
Sie kommen heut zusammen wol, und morgen sind sie schon getrennt.

Darum heißt Rama das ewige Heil suchen und Gutes thun. Und Bharata bewundert diese Gesinnung die Schmerz und Elend überwindet.

Wer ist den ich mit dir, o Held, in dieser Welt vergleichen kann,
Den nie ein Unglück niederschlägt und keine Freude trunken macht?
Dich Jüngling ehren Greise hoch und hören gerne was du sagst;
Du lebst als wärest du schon todt und Sein und Nichtsein ist dir gleich.

Rama nimmt des Bruders Vorschlag nicht an; er müsse vor allem das Wort wahr machen das er dem Vater gegeben habe.

Nur Treue und Mildthätigkeit ist Fürstensitte immerdar.
Auf Treue ruht das Königthum auf Treue steht die ganze Welt.
Nur Treue ist der Herr der Welt und jeder Segen ruht auf ihr.
Land, Ruhm und Glück und Ehre ist wonach das Menschenherz verlangt,
Sie folgen stets der Treue nach, drum trachte immer treu zu sein.

— — — — — — — — — — — — — — —

Du wohne glücklich in der Stadt, ich lebe froh im grünen Wald;
Dir kühle die erhitzte Stirn des gelben Schirmes Schattenwurf,
Mir fächelt kühlern Schatten noch der Eichen dichtbelaubtes Dach.
Der Mond sei ohne Lieblichkeit und ohne Eis der Himavat,
Es trete aus der Ocean, ich halte treu an meinem Wort.

So zeigt sich uns in Rama das Ideal des gottergebenen, milden Sinnes, der Unrecht lieber leidet als thut, neben dem Ideal der männlichen und jugendlichen Heldenkraft in Bhishma und Karna. Nach dem Rathschluß der Götter besteht er die Kämpfe mit den Riesen, indem er dazu Indra's Bogen und Schwert empfängt. Seine Wanderungen im Walde führen ihn zu verschiedenen Büßereinsiedeleien, und da gibt das Gedicht Gelegenheit zu spätern Einschiebungen der Legenden, welche die Macht der Weltentsagung und Selbstpeinigung feiern. Davon

ist bei Rama selbst noch keine Rede, er freut sich ja der Schönheit des Waldes und lebt glücklich mit Sita in ihr. Einen Mittelpunkt gewinnen seine Kämpfe dadurch daß ihm der Riesenkönig Ravana von Lanka (Ceylon) die Gattin raubt. Er verbindet sich mit dem Affenkönig Hanuman, dessen Volk bei Rameswara eine Brücke übers Meer nach der Insel schlägt, und nach siebentägigem Kampf mit Rama fällt der Riese. Sita beweist ihre Reinheit und Treue durch die Feuerprobe, und nach Verlauf der 14 Jahre kehrt Rama heim um den Thron seiner Väter zu besteigen.

So lang die Berge hoch ragen und Flüsse rauschen durch das Thal,
So lang wird von dem Ruhm Rama's Valmikis Lied nicht untergehn.

Mit diesem Wort verheißt der Sänger sich selbst die Unsterblichkeit. Die Sage macht ihn auch zum Erfinder des epischen Verses, der Sloka. Er habe einen Reiher durch einen Pfeilschuß fallen sehen und das Weibchen jammern hören, und dabei seine Verwünschung gegen den Jäger in diesem Maße ausgesprochen, indem aus dem Schmerz (Soka) die Bindung (Sloka), aus dem Leid das Lied entsprang. Das Metrum folgt dem schon in den Veden vorhandenem Grundsatze daß der Vers aus zwei Hälften besteht, deren jede in einem ersten Theil volle Freiheit der Längen und Kürzen gewährt und die Silben nur zählt, im zweiten aber eine bestimmte Folge des Rhythmus bewahrt. Die Sloka, ein sechzehnsilbiger Vers, hat dies Schema:

⏑⏑⏑⏑ ⏑—⏑. ⏑⏑⏑⏑ ⏑—⏑—

Also nach willkürlichen Anfängen einmal ein antispastischer, das andere mal ein iambischer Ausgang, am Schluß der ersten Hälfte ein ungelöster Gegensatz, der am Ende der zweiten sein Ziel in gleichem Gange erreicht. Freiheit und Ordnung wirken nicht ineinander, wie beim Hexameter, sondern liegen nebeneinander, und das Disharmonische, Schwere, Harte tritt immer wieder auf um in Harmonie überwunden zu werden.

Der Vers ist für uns nicht wohllautend; das obige Distichon und spätere Mittheilungen von Sprüchen geben Proben davon; für längere Stellen hat Holtzmann passend den Grundton des Jambus beibehalten und ihm vor der Censur etwas raschere Bewegung durch einen anapästischen oder daktylischen Gang gegeben.

Das indische Epos ist wortreicher als das deutsche oder

griechiſche, es gefällt ſich in der Häufung der Bilder, und die Sprache wetteifert in kühnen Zuſammenſetzungen mehrerer Wörter zu einem Ganzen mit den Pflanzen die ſich üppig wuchernd ineinander ſchlingen. Wohlklingende Beiwörter geben den Gegenſtänden mehr ihren Preis als daß ſie beſtimmt zeichneten wie bei Homer; ſelbſt da fehlt die maßvolle Klarheit der Hellenen, wenn wir auch in Bezug auf Weitſchweifigkeit und Wiederholung manches auf Rechnung der Ueberarbeiter ſetzen, oder es damit entſchuldigen daß dem Hörer, dem beim Vortrag manches entgeht, die wiederkehrende Schilderung nicht ſo ermüdend iſt als dem Leſer, der das Werk vor Augen behält. Die Schilderung, mehr noch die Betrachtung macht ſich neben der Handlung geltend, und gibt allerdings zugleich dem indiſchen Gedicht den eigenthümlichen Vorzug des Tiefſinns, des Gedankenreichthums. In den mitgetheilten Stellen ſuchte ich dieſe charakteriſtiſchen Züge zugleich hervorzuheben, indem ich die indiſche Phantaſie für ſich ſelber reden ließ.

Das Brahmanenthum.

Die Eroberung der Gangeslande hatte die Ausbildung eines Kriegerſtandes und der Königsmacht zur Folge; das eigentliche Volk entwöhnte ſich der Waffen und beſchäftigte ſich mit den Künſten des Friedens, indem es ſeßhaft wurde. Es erfuhr die Einflüſſe der Natur, die nun eine geiſtige Uranlage der Indier zu voller Entwickelung brachten, ich meine die Liebe zur Ruhe, zur Betrachtung, die ſich bald in ein gegenſtandloſes Hinbrüten verliert, bei welchem dem Denken alle beſtimmten Gedanken ausgehen und der Menſch wie ein Waſſertropfen im Meer des Unendlichen verſinkt. Die Glut der Sonne, die Schattenkühle der Wälder, ihr Reichthum an wildwachſenden Früchten luden zu einem Leben der Muße; die Ueppigkeit und Pracht des Pflanzenwuchſes, die Mannichfaltigkeit der Thierwelt, die Herrlichkeit der Landſchaft, der unabläſſige Wechſel des Keimens, Blühens und Welkens erregte die Phantaſie zum Wetteifer in einer überwuchernden Bilderfülle, erregte den Geiſt zum Nachdenken über den einigen Grund dieſer wunderbaren Vielheit, über das Bleibende in dieſem Rauſch des Entſtehens und Vergehens. Ein tiefes Naturgefühl aber war zu allen Zeiten Grundzug des indiſchen Weſens; und darum waren die Natureinflüſſe wol nirgends mächtiger als hier. Die Prieſter, deren Stand ſich

allmählich aus den vedischen Familien von Sängern, Weisen und Opferern gebildet und einig zusammengeschlossen hatte, wurden die Träger dieser neuen Cultur. Je mehr das ganze Volk dem Zuge derselben folgte, desto eher konnten sie zum höchsten Ansehen emporsteigen und das Uebergewicht über die kriegerischen Edeln gewinnen. Dies geschah nicht ohne manchen Kampf, und vollzog sich so daß die Brahmanen nicht nach weltlichem Glanz und äußerer Macht trachteten, sondern sich an der obersten Würde und der geistigen Führung genügen ließen, während Weltentsagung und Vereinigung mit dem Ewigen auf dem Wege des einsamen Denkens zu ihren Pflichten gehörte. Sie deuteten die Ansicht der Veden daß Gebet und Opfer, in rechter Weise dargebracht, dem Willen des Menschen Einfluß auf die Götter gewähren', in ihrem Sinne dahin aus daß es auf bestimmte Formen und Formeln ankomme, daß ihre Geschlechter im Besitz derselben seien, von ihnen also das Heil in allen Unternehmungen abhange. Die fromme Gemüthsrichtung des Volks, die Liebe zu ruhigem Sinnen und wieder die Phantasie die am Sinnlichen als dem Symbol des Geistigen festhielt, das alles kam ihren Bestrebungen von selbst entgegen; eine gemeinsame Regel verband sie über die einzelnen Stämme hinaus zu einem Ganzen, und während sie sich für sich immermehr abschlossen, stellten sie die allmählich erwachsenen Kastenunterschiede als durch göttliche Satzung von Anfang an geordnet dar, indem aus dem Haupte des Höchsten die Brahmanen, aus seinen Armen die Krieger, aus seinen Schenkeln die Gewerbtreibenden, aus seinem Fuß die Sudra entsprungen seien. In welcher Kaste aber der einzelne Mensch geboren werde, das sei Folge seiner Thaten in einem frühern Leben; dies Los müsse er ertragen und durch Ergebung in sein Schicksal, durch Frömmigkeit und Gehorsam sich bei einer neuen Wiedergeburt eine höhere Stufe erwerben. Denn der Mensch werde dasjenige dem er sich verähnliche, ein Thier, wenn er der Sinnlichkeit fröhne, ein Krieger, wenn er muthbeseelt seine Pflicht thue, ein Brahmane, wenn er der Weisheit und dem göttlichen Geiste sich ganz ergebe. An jener gottgeordneten Gliederung der Stände durfte fortan niemand rütteln, in seiner Sphäre sollte jeder still dahinleben, und jeder Stand erhielt seine besondere Pflicht, der Sudra sollte den obern Klassen dienen, der Vaiçja Ackerbau und Handel fleißig betreiben, der Kshatrija das Volk beschützen, der Brahmana opfern,

die Vedas ſtudiren, über das Göttliche nachdenken. Das Leben des Brahmanen ſelbſt ward mit Ceremonien von früh bis ſpät umgeben um ihn rein zu bewahren und dem Göttlichen nahe zu erhalten; er hatte keine andere Arbeit als geiſtige, dafür war es Pflicht der andern Stände ihn durch Geſchenke zu erhalten. Er ſollte im Geiſte lebend das Irdiſche und Sinnliche überwinden, die Welt abthun und ſich allein auf das Ewige richten. Deshalb ſollte er Herr ſeiner Begierden ſein, und wenn er alt wird und die Kinder der Kinder erblickt, ſein Haus verlaſſen und Waldeinſiedler werden, von Früchten lebend, den Leib kaſteiend, mit ſtillem Sinnen ſich in den allgemeinen Grund aller Dinge verſenkend.

Wir ſahen ſchon in den Veden wie Brahmanaspati, der Geiſt des Gebets, und Brahma, das Heilige, als das über die Götter Mächtige verehrt, als höchſtes göttliches Weſen angerufen wurde; wir fanden das Beſtreben aus der Vielheit der Götter zur Einheit zurückzukehren und den Urſprung des Mannichfaltigen im Einen zu ergründen. Dabei ließ der Wandel der Naturformen die Außenwelt als eine nur werdende und vergehende erſcheinen; die Dauer im Wechſel, das Geſetz im Spiel der Kräfte ſuchte man in der Innerlichkeit, in der Seele, in der man ja auch im Menſchen das Eine und Bleibende bei der Vielheit der Glieder und der raſtloſen Veränderung des Leibes hatte. In einer allgemeinen Weltſeele fand man den Grund aller Dinge, das Weſen, das ohne ſelbſt eine der beſondern Erſcheinungen zu ſein, ſie erſtehen ließ, beherrſchte, wieder zu ſich zurückführte. Man vereinte die Weltſeele mit dem Brahma, und faßte ſie als die ewige geiſtige Einheit, den geheimnißvollen Grund alles Lebens. Die alten Götter wurden zu den erſten Ausſtrahlungen Brahma's, zu den von ihm eingeſetzten Hütern der Welt, die Schöpfung war ein Ausſtrömen aus Brahma, das ſich, je mehr es ſich von ſeinem Quell entfernte, um ſo mehr vergröberte, verdichtete, materialiſirte; aber dieſelbe Stufenleiter von Steinen, Pflanzen, Thieren, Menſchen, Geiſtern ſollte wieder zum Einen zurückführen, das Leben ein ewiger Aus- und Eingang ſein. Wer der ſinnlichen Welt ſich ergibt, ſinkt tiefer und tiefer, bis er im Feuer der Hölle geläutert ſich wieder aufwärts wendet, wer dem Leibe abſtirbt, wer die Sinnlichkeit abtödtet, und all ſein Sinnen und Denken auf nichts anderes als das Eine und Göttliche richtet, der geht in daſſelbe ein.

Eine religiöse Literatur der Brahmanen schloß sich an die altheiligen Hymnen, die Veden, an. Es wurden die Gebräuche aufgezeichnet welche die Opferlieder begleiten sollten, und daran anderes Wissenswürdige angereiht, es wurde danach getrachtet die neugewonnene Gottes- und Weltanschauung in die Gedichte hinein oder aus ihnen heraus zu erklären. Es bildete sich nach und neben dem epischen Volksgesang eine wissenschaftliche Prosa in den Büchern zu den Veden, die man Brahmanas und Sutras nennt; Sutra heißt Schnur: in kurzgefaßten Auszügen wird das Skelet der Kenntnisse, werden prägnante Sprüche zusammengereiht. In den Brahmanas finden wir den aufgehäuften Gedankenschatz vieler Jahrhunderte über Gott und Welt, eine Menge von Legenden, zum Theil alterthümlicher Art, wie etwa die Erzählungen von der Flut oder von Sunasepha, der auch als das Liebste geopfert werden sollte, wie Isaak und Iphigenia, während den Menschen zum Bewußtsein kam daß Gott sich an der Hingabe des Willens genügen lasse, daß es auf diese, nicht auf Blutvergießen ankomme. Dann aber sind andere Geschichten ersonnen, weil die ursprüngliche Poesie der heiligen Lieder unverständlich ward. Wie Homer von den Rosenfingern der Morgenröthe, so redet für uns deutlich genug der vedische Sänger von dem Goldarm der Sonne; die Brahmanen lassen nun die Sonne eine Hand im Kampfe verlieren und dieselbe durch eine goldene ersetzt werden. Der wahre Begriff des Opfers wird durch das Gewicht fast erdrückt das man auf Nebendinge legt. Der für uns bedeutendste Zweig dieser Literatur führt den Namen Aranyaka, Waldbetrachtungen, von denen zu lesen die einsiedlerisch hausen. Ein Theil davon sind die Upanischaden. Das Wort bedeutet Niedersitzung des horchenden Schülers zu Füßen des lehrenden Meisters. Es sind Betrachtungen über die Natur Gottes, die Weltschöpfung, die Bestimmung des Menschen, nicht in der Form wissenschaftlicher Untersuchung, sondern im phantasievollen Ausdruck persönlicher Ueberzeugung und innerer Offenbarung. Hier liegen die Wurzeln der philosophischen Systeme; abgesehen davon daß neue Sekten neue Upanischaden schmiedeten, ist der Reichthum der alten echten an mannichfachen Gedanken so groß, daß jede Schule hier anknüpfen konnte.

In immer neuen Gleichnissen wird das All als die Entfaltung der Weltseele oder Brahma's dargestellt; die Welt geht aus ihm hervor wie der Strom aus der Quelle, der Baum aus

dem Keim, die Woge aus dem Meer, das Feuer aus der Kohle, der Faden aus dem Seidenwurm. Wie der eine Mond sich in vielen Wellen spiegelt, so Brahma in den Dingen der Welt. Wie der Duft in den Blumen ruht, das Gold im Gestein, das Oel im Sesam, so ruhen alle Dinge wie eine Perlenschnur in der Weltseele. Darum sind alle Dinge einander verwandt, denn es ist ein Wesen in ihnen, und darum kann man sie alle am Menschen vorüberführen und zu ihm sagen: das bist du. Die Weltseele ist der Lebenshauch aller Lebendigen. Das Das, das unbestimmte reine Wesen, war seiend, ward das Ei, das sich spaltete, dessen obere goldene Schale der Himmel, die untere silberne die Erde. Wie vielfarbige Kühe die gleiche weiße Milch geben, so kommt das verschiedene Wissen zu Einem. Die eine Wahrheit steckt in den Dingen wie die Butter in der Milch, man muß sie herausscheiden, das Nachdenken der Seele ist der Quirlstock dazu; die Erkenntniß ist die des Wesens, das aller Dinge Wohnung ist und in allen Dingen wohnt; und wer es begreift, der fühlt und sagt: Es ist auch mein Wesen, das Brahma bin ich. Dazu gehört aber die Abkehr von der Mannichfaltigkeit und die Versenkung in sich selbst. Ins Herz schließend den höchsten Herrn, den Geist ganz in sich sammelnd, auf die Nasenspitze schauend, den Athem einhaltend sage man Aum.

Wie Cymbelschall und Glockenklang verhallt zu sanfter Harmonie,
So dient das Aum zur Seelenruh jedem das All Erforschenden.
Und wann der heil'ge Laut verklingt, so löst er auf in Brahma sich;
Und wer das Brahma ewig denkt, erringt sich die Unsterblichkeit.

Das Meer der Erscheinungswelt mit Geburt und Grab verschwindet wie eine Phantasmagorie, wie ein Traum vor dem Auge des Geistes, der das Eine, das göttliche Wesen erkennt, der es in sich und sich in ihm findet, der es als das allein Seiende ergreift. Auf der höchsten Stufe gebe der Brahmane alles auf, auch den Topf, den Stock, den Gürtel, die sonst den bedürfnißlosen Einsiedler kennzeichnen: das Heilige, Brahma, ist sein einziger Besitz, sein einziger Ruheort, sein einziges Denken. Gott und die eigene Seele als eins schauend hebt er allen Unterschied auf, in diesem seligen Gefühl der Einheit mit dem Unendlichen ist er selbst Brahma. Wer dies nicht erlangt, wer nicht Wissen, Geduld, Ruhe übt, sondern blos als Bettler lebt, der handelt böse, sich selbst zum Leid. Die Seele soll ihrer hohen

Würde, ihrer Einheit mit dem Allgeiſt eingedenk ſein, und deshalb nur ihrer würdige Handlungen vollbringen. Weithin weht der Duft der reinen That wie der des blühenden Baumes; die Wahrheit iſt die Stütze des Alls und das Licht der Sonne. — Ein Weiſer befragt den Tod nach der Löſung des Zweifels ob der Menſch, wenn er geſtorben, noch ſei oder nicht. Lange ſträubt ſich der Tod und ſucht den Forſchenden abzubringen, dann offenbart er ihm das Geheimniß: Tod und Leben ſind nur zwei Phaſen der Entwickelung; der wahre Weiſe erkennt ſich in ſeiner Einheit mit dem Allgeiſt, und damit iſt er über den Wechſel der Dinge, über Tod und Leben erhaben.

Die Philoſophie, ſoweit ſie dieſe Gedanken ſowol zu beweiſen als in den Veden nachzuweiſen ſuchte, erhielt den Namen Vedanta, Ende der Veda. Sie erhob Widerſprüche und widerlegte dieſe durch Gegengründe. Man kam dabei bereits auf die Frage nach dem Erkennen ſelbſt, und bildete unter dem Namen Njaja ein Syſtem der Logik ſcharfſinnig und ſpitzfindig aus. Daneben ſuchte die Philoſophie aber ſelbſtändig das Weſen der Dinge zu erforſchen, und ſchlug dabei die zwei Wege ein, die wir auch in Griechenland bei den Eleaten und Atomiſten, oder in der Neuzeit bei Spinoza und Leibniz, bei Hegel und Herbart finden. Man ging entweder von der Idee und dem Allgemeinen aus, oder ſah die Principien im Individuellen und ſeiner Vielheit; woran ſich ſofort der Gegenſatz einer idealiſtiſchen und realiſtiſchen Richtung anſchließt. Die Anfänge für Indien ſind die älteſten in der Menſchheit, ſie liegen bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. zurück, während die Ausbildung bis ins Mittelalter geht; nach indiſchem Brauch haben aber auch hier die Nachfolger die Vorgänger aufgezehrt und das ſpäter Erreichte für das Urſprüngliche ausgegeben. Die freie Forſchung, Mimanſa, erkennt zunächſt in Brahma die Weltſeele und damit das reine und allein wirkliche Weſen; die Welt iſt mit ihrer Vielheit und ihrem Wechſel nur Erſcheinung, der Menſch ſoll ſich alſo vom Vergänglichen ab zum Wandelloſen wenden; wer ſich der Sinnlichkeit und den Begierden hingibt, verfällt ihrem Strudel, wer ſich über ſie erhebt und das Eine erkennt, vereinigt ſich mit ihm und befreit ſich zu ſeiner Wahrheit. Ward hier die Natur als eine Entfaltung, ein Ausfluß, eine Verdichtung des reinen geiſtigen Seins bezeichnet, und ihrer Mannichfaltigkeit die Realität abgeſprochen, da ſie in raſtloſer Auflöſung ja auch wieder in ihren

Grund zurückkehre und nicht bestehe, so blieb die Frage wie denn das Eine dazu komme daß es sich zur Vielheit und zur materiellen Welt entfalte; und man bezeichnete das als ein Spiel Brahma's:

Zahllose Weltentwick'lungen gibt's, Schöpfungen, Zerstörungen,
Spielend gleichsam wirket er dies, der höchste Schöpfer für und für.

Kühnere Geister gaben die Antwort damit daß sie die Wirklichkeit der Welt leugneten und für einen bloßen Schein, für ein Blendwerk der Einbildungskraft erklärten, für eine Täuschung, welche aufhöre indem sie erkannt werde. Das Verlangen der Weltseele sich zu offenbaren läßt wie ein Bild im Wasser den Widerschein der Welt vor ihr vorüberziehen; dieser Zauber der Maja verstrickt die Sinne, aber das Denken durchbricht ihn. Es ist nur ein Geist, Brahma, die Seelen sind keine Wesen für sich, sondern nur Funken seines Feuers, Strahlen seines Lichts, das Seiende in ihnen ist er; nur durch die Maja, die Täuschung der Phantasie, glaubt der Mensch außerhalb seiner zu sehen was in ihm ist, glaubt er einer äußern Welt mit Schmerzen und Freuden unterworfen zu sein, während er doch ungetrennt von Brahma lebt, der das eine Wesen in allem ist. Wer so sein Selbst als das allgemeine Selbst erfaßt, sich in Gott erkennt, für den hören alle Scheindinge auf, der ist erhaben über Geburt und Tod, und sieht nur das eine sich selbst gleiche unendliche Sein und Leben in allem. In ihm ruhend, ihm vereint, ist er befreit vom Leid der Erde und von den Banden des Körpers; er weiß daß in beiden nichts Ewiges und Wesenhaftes ist, und in das allein wahre Sein sich versenkend fühlt er dies und nur dies auch in sich, sagt er: Ich bin Brahm.

Wie wir auch die Kühnheit bewundern mit welcher diese indischen Weisen das Zeugniß des Gedankens, der nach Einheit und Ewigkeit im Sein trachtet, über die Meinung der Sinne stellten, und die Sinnenwelt, die Materialität, die in ihrer Handgreiflichkeit den Menschen für das Reale gilt, geradezu für Schein und nichtig erklärten, immerhin blieb unerklärt woher der Schein der Vielheit in dem ruhenden Einen, der Schein der Körperlichkeit in der Weltseele komme. Die Natur und ihre Mannichfaltigkeit drängte sich dem Bewußtsein immer wieder auf, und eine zweite philosophische Richtung, die Sankhja, an ihrer Spitze Kapila, fragte nach der Ursache der Erscheinungswelt, und fand sie in einer ursprünglichen Vielheit der für sich wirklichen Seelen,

und in einer urſprünglichen Natur. Alle materiellen Dinge gehen aus dieſer hervor, aber das Licht kann nicht aus der Finſterniß ſtammen, die Intelligenz bedarf eines eigenen Princips, und das ſind die Seelen. Die Einwirkung der Intelligenz auf die Natur iſt die Scheidung der Elemente, die Bildung der Dinge. Die Seele in ſich ewig, bekleidet ſich mit dem Stoffe des Körpers, aber ſoll nicht von ihm gefeſſelt, ſondern frei ſein; die Enthüllung und Befreiung des Menſchen iſt ſeine Löſung von den Banden der Sinnlichkeit, die Erhebung in ſeine geiſtige Weſenheit, mag auch die körperliche Natur noch beſtehen, wie der Umlauf des Rades vermittelſt des einmal gegebenen Anſtoßes fortdauert. So iſt auch hier die Selbſtheit des Menſchen durch ſeine Erhebung über die Materie gewonnen, und der Zweck iſt daß das Individuum ſich dem raſtloſen Umtriebe der Welt entziehe, in ſeiner Innerlichkeit von äußerm Glück und Leid ſich nicht anfechten laſſe, zu einem auf ſich ſelbſt beruhenden, ſich ſelbſt genügenden ewigen Sein gelange. Zeitliche Mittel, Opfer, Ceremonien können dazu nicht führen, ſondern allein die Macht über Begierden und Leidenſchaften, die Stille der Seele und der reine Gedanke.

In ihrem Ziel, in der Ueberwindung der Welt, in der Ruhe des Gemüths durch die Einkehr in die reine Geiſtigkeit ſind alſo beide Richtungen einig; aber wie ſie ſelbſt im Gegenſatz verharren, und die eine von der Einheit nicht zur Vielheit, die andere von der Vielheit nicht zur Einheit kommt, ſo bleiben ſie beide im Dualismus, indem die Sankhjalehre Natur und Seele nebeneinander ſtellt, die Mimanſa aber nicht dazu fortgeht den Schein der Welt vielmehr als Erſcheinung, als Selbſtentfaltung des Weſens zu begreifen.

Der Grund von beidem liegt im indiſchen Charakter, in ſeiner Sehnſucht nach Ruhe. Sie iſt ein Großes, die Sammlung, die Einkehr der Seele in ſich ſelbſt aus dem Treiben der Welt und aus der Verſtrickung des äußern Lebens iſt ein Heilſames und Nothwendiges, und es als ſolches erkannt zu haben gereicht den Indiern zur Ehre. Aber ſie machten es zum alleinigen Ideal, und ſo verbanden ſie den Begriff des Seins nicht mit dem der ſich ſelbſt beſtimmenden Thätigkeit, ſondern mit dem der beſtimmungsloſen Ruhe. Die Welt mit ihrem Unterſchied und ihrer Bewegung ſollte nicht ſein, — war ſie dennoch, ſo war das ein Unglück oder eine Täuſchung, und ſollte überwunden

werden. Alles wahre Sein ist Selbstsein, das fühlten sie wol, aber daß das Selbst Ich und Geist ist, und dies nur sein kann als sich selbst erfassende, sich selbst setzende Thätigkeit, daß die That des Geistes, das Denken, sofort ein Unterscheiden ist, alle Bestimmtheit aber, alle Thatsache, als Selbstbestimmung und That des ursprünglichen Seins ebenso sehr in ihm ist als von seinem allgemeinen Wesen auch unterschieden wird, diese weitere Folgerung zogen sie nicht; sie lösten die Welt auf in Gott, Gott war nicht der wirkende, sondern der ruhende beschauliche Geist, damit aber in sich thatlos, und streng genommen konnte die Verneinung des Willens, die stille friedselige Passivität das Ziel der indischen Weisen sein. Sie hatten in der Mimansa die Wahrheit des Pantheismus, das eine Wesen in allen Dingen, dies daß nur Gott durch sich selbst, alles andere in ihm und durch ihn ist; ihn in allem zu finden und nur ihn haben zu wollen, über die Welt sich zu erheben und sich in ihm zu versenken, in ihm Frieden zu gewinnen, dies in aller echten Mystik stets wiederkehrende Streben und Erlangen war ihnen eigen, war ihre weltgeschichtliche Größe, aber auch ihre Einseitigkeit. Sie gingen unter in Gott, statt in ihm wiedergeboren zu erstehen und sein Reich aufzubauen. Nicht schöpferisch in seinem Geiste zu wirken und in persönlicher Liebe sich mit ihm eins zu wissen erschien ihnen als das Höchste, sondern in seiner Ruhe zu ruhen, ja, wie sie sich ausdrückten, in ihm zu verlöschen. Statt eines weltüberwindenden Wirkens ward deshalb ein weltentsagendes Leiden das Grundgesetz ihrer Sittlichkeit.

Die Sinnlichkeit sollte nicht sein, man sollte sie als das Nichtige erkennen, man sollte sie an sich abtödten. Deshalb gingen die Brahmanen nicht blos in die Waldeinsamkeit um sich in stillem Sinnen in Gott zu vertiefen, sondern sie kasteiten auch ihren Leib durch Entsagung des Genusses und durch Selbstpeinigung. Es genügte ihnen nicht die Welt in Gedanken abzuthun und sich nur auf Gott zu richten, die Fesseln des Leibes sollten möglichst gebrochen, der Körper durch Hitze wie Regenguß, durch selbstbereitete Schmerzen allmählich abgetödtet werden. Statt ihn zu beherrschen und zum Organ des Geistes, zum Werkzeug idealen Wirkens zu machen, sollte der Leib zerbrochen werden als die Schranke welche die Seele von der Weltseele scheidet. Der ehemalige Heldensinn des Volks in freudiger Thatkraft war erschlafft, Ergebung und Entsagung ward gepredigt, aber daraus erwuchs

wieder ein Muth des Duldens, ein Heroismus des Schmerzertragens und der bis zur Vernichtung fortschreitenden Ascese. Und zwar kam eine eigenthümlich indische Betrachtung hinzu. In jeder Sünde sah man ein Leid das der Sündigende einem andern Wesen zufügte; das Gesetz der Gerechtigkeit forderte daß er zur Sühne gleiches Leid erdulde. Wer nun aber mehr Leid auf sich nähme als er andern angethan, der gewönne dadurch einen Ueberschuß an Tugend und Verdienst, und dies erhöhte seine geistige Macht, sein Ansehen bei Gott. Das Wahre was in dem Gedanken liegt ist die Erkenntniß von der Bedeutung des Leidens für das Wachsthum der Seele, von der erziehenden Heilsamkeit des Schmerzes; wenn der Dichter von unsern Thaten sagt daß sie so oft den Gang unsers Lebens hemmen, so ergibt sich wie von selbst die Kehrseite daß Leiden, wenn wir sie recht aufnehmen, uns fördern, indem sie die Kraft bald stählen bald mildern, und die Seele vom Vergänglichen zum Ewigen lenken. Wie die Indier aber schon in der Zeit der Veden überzeugt waren durch Gebet und Opfer einen Einfluß auf die Götter zu gewinnen, so bildeten sie die Ansicht von der Ascese phantastisch dazu fort daß durch das Verdienst der über Gebühr ertragenen Schmerzen und freiwillig bereiteten Leiden der Selbstpeiniger ein Recht gewinne nun wieder für sich anderes zu fordern, daß ihm Gott seinen Willen erfüllen müsse, daß der Büßer durch die Kraft der Buße über die Götter mächtig werde.

War die Welt selbst in rastlosem Auf- und Untergang nur ein Spiel Brahma's, ein Traum, ein Spiegelbild der Phantasie, so hatte an den Gesetzen der Wirklichkeit die Einbildungskraft keine Schranke mehr, sondern waltete und schaltete ungehemmt von Raum und Zeit und von der Naturordnung. Der klare Lebensblick, die Naturfreude, die Thatenlust der frühern Tage wich einer Weltentsagung, einer friedseligen Ergebung, einem träumerischen Idealismus auch in der Poesie. Schon in Rama sahen wir das Musterbild des Gehorsams, der nachgiebigen Tugend; jetzt treten die Büßer an die Stelle der Helden, und die Innerlichkeit des Gemüths oder die Tiefe und Sinnigkeit der Betrachtung wird jetzt das Werthvollste in der Dichtung. Wir geben aus dem Mahabharata einige Proben.

Als Indra nach der Tödtung Vritra's sich zurückgezogen und Nahusha sich des Thrones bemächtigt hat, da meint dieser sich durch nichts mehr als der mächtigste aller Bewerber um die

Götterkönigin zu erweiſen, als wenn er ſeinen Wagen von den Riſhis, den heiligen Weiſen der Vorzeit ziehen laſſe. Sein Uebermuth ſtürzt ihn, den in eine Schlange verwandelten, zu Boden, als er ſie frevelhaft mit dem Fuße ſtößt ihren Gang zu beſchleunigen.

Im Kampf der Götter und böſen Geiſter iſt Uſanas der Opferprieſter dieſer letztern, er weckt ſtets die Gefallenen wieder auf; die gleiche Kunſt zu lernen tritt Katſha nach dem Wunſch der Götter bei Uſanas als Schüler ein. Die Dämonen merken das, hacken ihn in Stücke und werfen ihn den Wölfen vor. Aber ſchon kann die Tochter Uſanas, Dewajani, nicht leben ohne ihn, und wie ihr Vater ihn ruft, kehrt er aus den Leibern der Wölfe unverletzt nach Hauſe. Sie werfen ihn ins Meer, es gibt ihn zurück. Sie brennen ihn zur Aſche und miſchen ſie in Uſanas Wein, und wie er in deſſen Leib iſt, empfängt er ſelbſt die Wiederbelebungskunſt; der Vater ſtirbt als er ihn ruft, aber der Schüler belebt ihn wieder. Später wird Dewajani in Scherz von der Königstochter beleidigt; dieſe muß ihr dafür als Magd dienſtbar werden, wiewol der Brahmane ſagt: Wer die Schmähungen anderer mit Geduld und Sanftmuth trägt der hat die ganze Welt beſiegt. Dewajani faßt den König Jajati als er ſie aus einem Brunnen zieht bei der Hand, daß er ihr Gemahl werde; aber nur vom Vater will der ſie empfangen, denn gefährlich iſt die giftige Schlange, gefährlicher des Feuers Wuth, aber das Gefährlichſte wäre der Zorn eines Brahmanen. Der Vater gibt ihm die Tochter zum Weibe, aber ihre Dienerin ſolle er nicht ehelichen. Als indeß dieſe von ihm dennoch drei Söhne, die Gattin aber nur zwei erhalten hat, da wünſcht ihm der Brahmane daß er ſofort ſeine Jugendkraft verliere. Er wendet ſich an die Söhne daß ſie ihm für 1000 Jahre das Alter abnehmen, dann wolle er ein Greis ſein und ſolle der Sohn wieder jung werden. Aber der eine haßt das Alter weil Trank und Speiſe nicht mehr munden, der andere weil es der Liebe Luſt vermißt, der dritte weil man nicht mehr reiten und fahren kann, der vierte weil es zu unverſtändlichem Reden führt; nur der Jüngſte opfert ſich für den Vater. Wie dieſer aber die 1000 Jahre in Sinnenfreude lebt, erkennt er daß die Begierde der Luſt keine Befriedigung im Genuß findet, vielmehr der Menſch als ihr Sklave ruhelos hin und her getrieben wird; er gibt dem Sohne die Jugend wieder, weiht ihn zum König, und widmet ſich dem einſamen Denken an Brahma. Er beſiegt ſeine Leiden-

ſchaften, lebt im Walde von Wurzeln, verſinkt in Schweigen, nährt ſich 30 Jahre von Waſſer und ein Jahr von Luft, ſteht ein Jahr zwiſchen fünf Feuern auf einem Bein; er verdient ſich ſo den Himmel und zieht zu den Göttern ein. Indra fragt den Jajati wem er an Frömmigkeit gleiche; der Büßer meint, er fände nicht einen der ihn erreiche. Indra verſetzt: Weil du in Hochmuth dich über die Gleichen und Beſſern erhebſt, haſt du dein Verdienſt im Himmel getilgt. Denn Buße und Tugend ſind die Wege zum Himmelsthor, aber es öffnet dem ſich nicht der ſie aus Ehrgeiz übt oder hochmuthsvoll auf ſie blickt. Und Jajati fällt zur Erde hinab. Zum Glück verrichten gerade vier ſeiner Enkel ein Opfer, und er ſchwebt ſanft auf dem Himmel und Erde verbindenden Strom des duftenden Rauches hernieder. Die Enkel fragen ihn ob ſie einen Platz im Himmel haben, er bejaht es: einer habe durch Freigebigkeit, der andere durch Frömmigkeit, der dritte durch Tapferkeit, der vierte durch Treue und Wahrhaftigkeit den Himmel verdient. Da ſchenkte jeder dem Ahnen ſeinen Platz im Himmel und Jajati ſtieg auf ihr Wort wieder empor; zugleich aber erſchienen vier feurige Wagen um die frommen Enkel gleichfalls zur ewigen Herrlichkeit einzuführen.

Wol die ſchönſte Dichtung dieſer Zeit, dem Lied von Nal und Damajanti aus dem Heldenalter vergleichbar, iſt die Sage von Savitri. Dem frommen König von Madra wird ſpät ein holdes Kind geboren. Wie die Tochter zur Jungfrau erblüht, ſchmal um den Leib, die Hüften breit, lotosäugig, flammend in Schönheitsglut, da wagt niemand ſie zur Gattin zu begehren, ſo blendend iſt der Glanz ihrer Herrlichkeit. Mit unausgeſprochenem Verlangen legt ſie eines Tages den Reſt der Opferblumen zu Füßen des Vaters und ſteht mit gefaltenen Händen neben ihm. Da heißt er ſie den Wagen beſteigen und von Ort zu Ort, von Hain zu Hain fahren bis ſie den Mann finde der ſie zum Gemahl wähle. Die Heimkehrende erzählt daß ſie im Walde den Satjavat gefunden, der dem erblindeten und des Throns beraubten Vater in die Einſamkeit gefolgt, den wünſche ſie zum Gatten. Der weiſe Narada preiſt die Tugend und Schönheit des Jünglings, aber beklagt es daß derſelbe in Jahresfriſt ſterben müſſe. Doch Savitri bemerkt, nachdem ihr Herz entſchieden, ihr Mund geſprochen habe, möge auch das Werk vollbracht werden. Der König geleitet ſie in den Wald, die Vermählung wird gefeiert und Savitri iſt nicht blos das Entzücken des Gemahls,

ſondern wird durch Tugend, Zucht und Freundlichkeit beliebt bei jedermann. Im Herzen gedenkt ſie aber an das ſchwere Wort des Heiligen und legt das Borkengewand der Büßer an. Als es noch vier Tage bis zu Satjavat's Tode ſind, ſagt die Herrliche daß ſie zufolge eines Gelübdes drei Tage und Nächte lang regungslos und faſtend ſtehen wolle. Als der vierte Morgen graut da opfert ſie mit Seufzen. Die Brahmanen grüßen ſie mit dem Wunſch daß ſie nie Witwe werden möge, ſie nimmt es kummervoll an. Satjavat will mit dem Beil nach Holz in den Wald gehen. Sie begleitet ihn. Er preiſt ihr die Reize des blütenvollen Hains, ſie ſieht nur ihn, den Gemahl, der furchtbaren Stunde gedenkend die nun kommen ſoll. Und Satjavat wird müde, fühlt einen Schmerz im Haupt und legt es in Savitri's Schos und entſchlummert. Da tritt ſchrecklich ſchön, einen Strick in der Hand, der Todtengott Jama zu ihr hin und zieht aus Satjavat's Leibe die Seele wie ein daumengroßes Männchen hervor, bindet ſie mit ſeinem Seile und geht von dannen. Stumm und gramvoll folgt ihm die gattentreue Savitri. Kehre um, ſagt er, du haſt den Gatten weit genug begleitet, halte die Todtenfeier. Sie verſetzt: Meine Pflicht iſt den Gatten überall hin zu begleiten. Man ſagt mit wem man fünf Schritte gegangen der ſei ſchon unſer Freund; drum höre freundlich was ich ſagen will:

Nicht unvorſichtig iſt im Walde wohnen
Mit Tugendübung; denn die Weiſen nennen
Die Tugend ihren Schutz und ihre Wohnung;
Bei Guten iſt die Tugend drum das Erſte.

Durch Eines Tugend nach der Guten Glauben
Sind alle wir zum Weg des Heils gekommen,
Und ſuchen keinen Zweiten, keinen Dritten.
Bei Guten iſt die Tugend drum das Erſte.

Der ſchöne Spruch entzückt Jama, ſie ſoll eine Gnade wählen, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünſcht daß ihr blinder Schwiegervater ſehend werde. Es ſei, du Fromme, ſagt der Gott. Aber jetzt kehre um, du ermüdeſt. — Wo mein Gatte iſt ermüde ich nimmer, erwiderte Savitri. Ich folge dir wo du ihn hinführſt. Höre weiter meinen Spruch:

Die Guten dürfen einmal nur ſich finden,
Dann werden ſie als Freunde ſich erkennen;
Der Guten Freundſchaft iſt von großem Segen;
Drum unter Guten wähle deine Wohnung.

Jama nennt ihr schönes Wort herzerquickend und verstanderleuchtend, und verheißt ihr eine neue Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht daß ihr Schwiegervater wieder in sein Reich eingesetzt werde. Dann fährt sie fort, als Jama sie umkehren heißt:

Wohlwollen, Geben, hülfreich sein wie mit dem Worte mit der That
Von Herzensgrund ohn' Unterlaß das ist des Guten stete Pflicht.
Das übet diese Welt wol auch aus Menschengunst und Menschenfurcht;
Die Guten aber lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind.

Dem Gott ist diese Rede süß wie Wasser dem Dürstenden, er gewährt ihr noch einen Wunsch, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie erbittet einen Sohn für ihren Vater. Es sei, sagt der Gott, doch kehre jetzt um, du bist schon weit gegangen. — Nicht weit ist wo mein Gatte ist, noch weitere Sehnsucht hat mein Herz, erwidert sie, und bittet vom Herrn des Rechts im Gehen um weiteres Gehör:

Nicht auf sich selbst vertrauet man wie auf die Guten man vertraut,
Deswegen muß den Guten auch ein jeder Mensch gewogen sein.
Vertrauen faßt man leicht zu dem der ohne Falsch und Misgunst ist,
Deswegen kann Vertrauen nur da walten wo es Gute gibt.

Jama verheißt ihr eine vierte Gnade, nur nicht das Leben Satjavat's. Sie wünscht Nachkommenschaft für Satjavat und sich. Der Gott gewährt es. Sie fährt fort:

Die Guten sind für andre immer thätig,
Nicht um sich Gegendienste zu verdienen;
Sie wirken immer, weil sie wol erkennen:
So wandeln ist der Wille des Verehrten.

Doch nicht vergeblich ist der Guten Wirken
Und ihres Handelns Frucht ist nicht vergänglich;
Der Gute führt durch Wahrheit selbst die Sonne,
Der Gute hält durch Frömmigkeit die Erde.

Da sagt der Gott:

Je länger du so sittlich wahr, gemüthlich, sinnreich, lieblich sprichst,
So mehr verehr' ich, Fromme dich; drum wünsche was du haben willst.

Savitri:

Diesmal ist deine Gnade nicht wie sonst der Seligkeit beraubt;
Gib mir das Leben Satjavat's, gib mir das Leben des Gemahls!

Gib mir mein Leben wieder, gib mir Himmel, Glück und Seligkeit.
Zum Ueberfluſſe wünſch' ich noch was du mir ſchon verwilligt haſt;
Denn da du mir und Satjavat Nachkommenſchaft verliehſt, da ſchon
Gabſt du mir den Gemahl zurück; drum gib das Leben Satjavat's!

Jama gab ihr mit Glück- und Segenswünſchen den Geiſt des Gemahls zurück, und ſie ging wieder dorthin wo der entſeelte Leib lag, und nahm das Haupt wieder auf den Schos. Satjavat erwachte wie aus tiefem Schlaf, und fragte warum ſie ihn nicht geweckt habe, da die Nacht ſchon hereingebrochen; die Aeltern würden in Sorge ſein. Er hieb einen dürren Aſt ab und zündete ihn zur Fackel an:

Zur Wehre führte Satjavat die Axt in ſeiner rechten Hand,
Und mit der Linken faßte er die linke Schulter Savitri's.
Sie aber mit der linken trug den Brand, und ſchlang den rechten Arm
Um Satjavat. So wanderten die beiden durch den finſtern Wald.

Der blinde Dumatjaſen ſaß aber unter den Brahmanen, die ſeine Angſt um die Kinder mit frommen Sprüchen und Erzählungen beſchwichtigten. Und auf einmal konnte er ſehen wie Satjavat und Savitri eintraten. Savitri erzählte den Verwunderten wie ihr Leid in Freude verwandelt worden, und wo man Frauentugend rühmt, wird ſie zuerſt genannt.

Erinnern wir uns daß Jama nach alt-ariſcher Mythe der erſtgeborene paradieſiſche Menſch war, der dann als Erſtling der Geſtorbenen im Jenſeits der König der Seligen, der Herr der Gerechtigkeit iſt, ſo wird offenbar daß mit dem einen Gerechten, der uns allen den Weg zum Heil gewieſen, er ſelber gemeint iſt. Und ſo ſagt auch Savitri ſie ſei dem Gott nachgegangen, ihn mit Wahrhaftigkeit preiſend, bis er ihr Gnade verliehen. Was die Feindesliebe angeht die ſie fordert, ſo ſtimmen mit dieſen Worten zwei andere indiſche Sprüche: man ſolle keinen verachten, denn der Mond beſcheine auch die niedrigſte Hütte, die des ausgeſtoßenen Tſhandala; man ſolle Böſes mit Gutem vergelten, wie der Sandelbaum noch die Axt welche ihn fällt, mit Wohlgeruch fülle.

Ich kenne in keiner Literatur ein Gedicht in welchem die thatkräftige und hingebende Liebe durch das Wort ſittlicher Wahrheit ſolchen Sieg erringt und ſo verherrlicht wird, wenn wir nicht Goethe's Iphigenie bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit doch in dieſer Hinſicht heranziehen wollen.

Das Buddhiſtenthum.

„Es war eine wunderbare Welt welche die Phantaſie der Brahmanen geſchaffen hatte. Die Erde war mit wandernden Seelen bevölkert, die Ueberwindung und Abtödtung des Fleiſches befreite von den Schranken des individuellen Lebens, die Thaten der Heiligen griffen über die Grenzen der Erde hinaus, ihre Zaubereien ſchalteten mit den Geſetzen der Schwere, mit den Bedingungen der natürlichen Exiſtenz nach Wohlgefallen. Die bunten Bilder welche die Natur des Landes zuerſt in dem Geiſt der Indier geweckt und erregt hatte, ſpiegelten ſich allmählich immer krauſer und ſonderbarer in den Legenden von den Wunderthaten der großen Heiligen und Büßer. Ueber dieſen Märchen, über den Wundern welche auf Erden und im Himmel geſchahen, vergaß das Volk den gedrückten Zuſtand in welchem es lebte. Je länger die Indier in dieſer Zauberwelt der Götter und Heiligen verweilten, um ſo gleichgültiger wurden ſie auch gegen den wirklichen und proſaiſchen Zuſammenhang der Dinge, um ſo ſtumpfer wurde der Sinn für das was in der realen Welt vorging. Da die Götter und Geiſter nach den Legenden der Brahmanen beſtändig in das Leben der Menſchen eingriffen, die Heiligen ohne Unterlaß den Himmel erſchütterten, verſchwammen allmählich die Grenzmarken beider Welten, Himmel und Erde wurden zu einem formloſen Chaos durcheinander gewirrt. Das Bedürfniß des Wunderbaren wuchs mit ſeiner Befriedigung. Um das zu überbieten was man bereits beſaß mußten immer ſtärkere Farben aufgetragen werden, die Phantaſie mußte immer ſtärker angeſpannt werden um den überreizten ermüdeten Sinn von Neuem reizen zu können. So kam es daß die Indier am Ganges endlich von der Welt der Götter mehr wußten als von den Dingen auf der Erde, daß ſie dem wirklichen und thatkräftigen Leben wie kein anderes Volk entfremdet wurden, daß das Reich der Phantaſie ihr Vaterland und der Himmel ihre Heimat wurde.“

Dieſen treffenden Worten Max Duncker's, die den Fortgang der indiſchen Geſchichte unter dem einmal entwickelten Brahmanenthum bezeichnen, fügen wir hinzu daß eine Unmaſſe von Gebräuchen und Ritualvorſchriften an die Stelle des lebendigen Glaubens, der innerlichen Gottesverehrung trat, daß die Hierarchie jede Verletzung ihrer Gebote mit einem Syſtem gegenwärtiger Peinigungen ahndete

und mit zukünftigen Qualen bedrohte, daß im bürgerlichen Leben die Standesunterschiede durch priesterliche Satzung als eine göttliche Ordnung befestigt und den untern Kasten ihr Los als eine Strafe für das frühere Leben dargestellt, Ergebung in den Druck von oben gepredigt wurde, daß das Volk die selbstthätige Führung seiner Angelegenheiten verlor, und die Könige in den vielen nebeneinander bestehenden Reichen für den Schutz, den ihre Macht gewährte, die Frucht der Arbeit von Bauer und Bürger in Anspruch nahmen. Das Gesetzbuch des Manu stellte alle diese Satzungen als göttliche Ordnung und Offenbarung der Urzeit zusammen. So ward dem Volke in der That das Leben eine Strafe, eine Qual, so ward die Sehnsucht der Seele darauf gerichtet endlich einmal zur Ruhe zu kommen, dem Kerker des Leibes zu entfliehen ohne von neuem in ihn gebannt zu werden. Die Philosophie welche die Lösung von der Fessel der Natur, welche die Versenkung der Seele in das reine bewegungslose Sein der Weltseele lehrte, war eine Folge und ein Trost dieser Stimmung; wenn die ganze Wirklichkeit nur ein verworrenes Traumbild war, aus dem man in Brahma erwachen sollte, so galt auch die Kastenordnung und der äußere Cultus dem erleuchteten Sinne nichts im Vergleich mit der Vertiefung des Geistes in das Göttliche, mit seinem Aufgehen in ihm.

Bei einer solchen Weltlage war es daß um das Jahr 600 v. Chr. in den südlichen Abhängen des Himalaja in Kapilavastu ein Königssohn im Geschlecht der Sakja geboren wurde. Er ward ritterlich erzogen und führte früh ein genußvolles Leben, kam aber im 20. Jahr in ein Dorf, wo er das Elend des Volkes sah, und wie er auf einer Lustfahrt einem Kranken, einem Greise, einem Leichnam begegnete, da versank er in Nachdenken über die Uebel der Welt und kam zu dem hochherzigen Entschluß dem Thron zu entsagen, die Ursache über die Noth der Menschen zu erkennen und auf ihre Linderung zu sinnen. Er begab sich in eine brahmanische Einsiedelei, aber er fand hier weder die rechte Erklärung noch die Mittel zur Hülfe für die Leiden der Menschheit. Er nahm selbst jahrelange strenge Bußübungen auf sich, und fand in tiefstem Nachdenken, in welchem er in leidenschaftsloser Ruhe der Welt entrückt war, die Erleuchtung, den Frieden. Als Bettler durchzog er zwanzig Jahre lang das mittlere Indien. Nicht in Bergen oder Wäldern und unter heiligen Bäumen, predigte er, sei die Zuflucht zu finden welche vom Schmerz befreit,

ſondern in der Erkenntniß der vier Wahrheiten: des Uebels, ſeiner Entſtehung, ſeiner Vernichtung, und des Wegs welcher dahin führt.

Buddha, der Erweckte, wie nun der Einſiedler aus dem Geſchlecht der Sakja (Sakjamuni) genannt wird, betrachtet zunächſt die gegenwärtige Welt nicht als das wahre in ſich vollendete Sein, ſondern als ein raſtloſes Entſtehen und Vergehen, das niemals zur Ruhe kommt, vielmehr in immerwährendem Umſchwung herumgetrieben wird und in dieſem Wechſel ſeine Nichtigkeit beweiſt. Aber die Seele iſt in dieſen Naturlauf hineingeſtellt, und es iſt eine Qual für ſie wenn ſein Wirbel ſie fortreißt. Wir leiden in dieſem Triebwerk die Stöße ſeiner Räder, und ſelbſt wo es uns Freude bringt, lauert der Schmerz daneben, weil der Gegenſtand der Luſt uns alsbald entriſſen wird. So iſt für uns im Dieſſeits kein Heil, die Seligkeit winkt erſt am andern Ufer, im Jenſeits, nicht in der Welt des getheilten werdenden und wieder vergehenden, ſondern in der Sphäre des reinen und einen, ewigen in ſich beruhenden Seins. Darin aufzugehen, durch die Vernichtung des Eigenwillens, der Begierde, der Selbſtſucht Ruhe und Frieden zu finden iſt das höchſte Ziel. Der Weg dazu iſt daß man das Herz vom Irdiſchen losbindet, bedürfnißfrei dem Wechſel der Außenwelt nur zuſchaut, auch an den Urſachen des Vergnügens, die ja durch ihre Vergänglichkeit den Schmerz im Gefolge haben, nicht feſter hängt als der Regentropfen am Lotosblatt, daß man Herr ſeiner Sinne, Herr ſeiner ſelbſt wird, und durch die Befreiung von allem Begehren die Stille der Seele erlangt, die alles von ſich abthut was ſie nicht ſelber iſt, auch die wandelbaren Empfindungen und Vorſtellungen. Der Weg zum Heil iſt die Weltentſagung, Armuth und Keuſchheit. Das verlangt der Weiſe von ſeinen Jüngern, aber jede Selbſtpeinigung ſei eine die Schmerzen vermehrende Thorheit, das Böſe werde durch Bekenntniß und Reue überwunden. Durch Bezähmung der Sinne, durch Selbſtentäußerung ſollen wir der Vergänglichkeit entfliehen und im Ewigen und Wandelloſen Ruhe finden.

Dies Ziel des Geiſtes, die Nirvana, bezeichnet die bildliche Sprache als Verwehen, als Verlöſchen gleich einer Lampe. Man nimmt es fälſchlich als Vernichtung. Der Buddhismus lehrt ja gerade das völlige Ungenügen, die Nichtigkeit der Welt, die niemals wirklich iſt, ſondern immer vergeht; die Flucht aus ihr iſt

die Einkehr in das wahre Sein. Da herrſcht Einigung, hier Zwieſpalt und Trennung, da Frieden, Ruhe, Seligkeit, hier Kampf, Schmerz, Raſtloſigkeit. Buddha redet eine ganz ähnliche Sprache wie chriſtliche Myſtiker: wir müſſen uns ſelbſt abſterben, alle Selbſtſucht, aller Sonderwille muß aufhören; aber der Geiſt ſoll nicht ausgetilgt, vielmehr befreit werden, aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit eingehen. Auch Buddha hielt an der Seelenwanderung feſt: der Menſch muß durch die Schöpfung wandern, ſeine jetzige Stellung iſt bedingt durch ſein früheres Daſein, iſt eine Folge früherer Handlungen; der Tod als ſolcher iſt nicht der Weg zur Nirvana, zur ſeligen Ruhe, vielmehr wird der leiblich Sterbende wiedergeboren nach Maßgabe ſeines Lebens, und das Schickſal iſt kein blindwaltendes Verhängniß, ſondern das Werk der Geſchöpfe ſelbſt, die nothwendig fortwirkende Folge ihrer Thaten; die neue Geburt iſt die Frucht der im vorhergehenden Leben vollbrachten Werke. Vom Weltall und von der Naturordnung ſelbſt ſagt der Buddhismus nicht blos daß ſie um der Individuen willen vorhanden ſeien, nein, wie Köppen dargethan hat iſt ihm der Umſchwung der Dinge in Entſtehen und Vergehen eine Folge des Verdienſtes oder der Schuld der lebenden Weſen, und die Welt in ihrem Verlauf ein Reſultat der ſittlichen Zuſtände und der Handlungen der Seelen. Und dieſem ſchmerzvollen Umgetriebenwerden will der Geiſt entfliehen, von dieſem Wirbel will er frei werden. Buddha hat die Noth, die Unvollkommenheit, das Ungenügen des gegenwärtigen Lebens richtig und tiefſinnig erkannt; er ſtreift daran den letzten Grund im Abfall des Geiſtes, des Geſchöpfes von ſeinem Weſen, von Gott, im Trug der Selbſtſucht zu erfaſſen. Und wenn er als den Weg aus dem Leiden des Dieſſeits zur Ruhe des Jenſeits die Sinnenbändigung, die Selbſtentäußerung, die hingebende Liebe für alle Weſen bezeichnet, ſo iſt das kein Weg ins leere Nichts, denn das wäre der Selbſtmord, ſondern die Umkehr aus dem Schein und Stückwerk in das Sein und die Vollendung, die Gottſeligkeit. Buddha hat das wahre Weſen zu wenig poſitiv beſtimmt, er hat den Geiſt zu wenig als die Energie erfaßt die das Seinſollende verwirklicht, ihn zu ſehr als die Stille der Beſchaulichkeit und der Ruhe einſeitig angeſehen, und daher auch für den Menſchen ſtatt der Weltüberwindung und Weltvollendung, der Begründung des Gottesreichs, die Weltentſagung gelehrt. Wie die Indier überhaupt zu wenig den Willen, dieſe Achſe des Gei-

ſtes, verſtehen und ausbilden, ſondern einſeitig dem Grübeln und Brüten der Intelligenz und dem willkürlichen Spiele der Phantaſie ſich ergeben, hat auch für Buddha die Willenloſigkeit und Paſſivität ſich in den Vordergrund geſtellt; wie die Indier überhaupt hat er in der Welt nur den Schein, nicht die Erſcheinung des Weſens geſehen und darum das Walten Gottes in der Natur und in der Geſchichte, ſeine Offenbarung in der natürlichen und ſittlichen Weltordnung nicht gefunden. Darum iſt ihm auch das Jenſeits in ſeiner Lehre leer geblieben, und der Sieg über die Selbſtſucht ward von den Seinen in die Selbſtloſigkeit geſetzt. Aber das darf uns nicht hindern den Wahrheitskern in ſeinem Streben und Wirken hochzuachten.

Was die Seelenwanderung angeht, ſo hat Bunſen bemerkt daß die philoſophiſche Verfolgung dieſes Glaubens ſchon die alten Aegypter dahin führte als Ziel die wahre Seligkeit, das Aufhören dieſes Wechſels der Geſtalten und Formen des irdiſchen Daſeins anzuſehen. Das Ziel war die Vereinigung mit dem höchſten Gott, mit Oſiris, keineswegs ein Aufhören des Selbſtbewußtſeins. Aber die Trennung der Seele von Gott hört auf. Ihr beſonderheitliches, oder mit Tauler zu reden, creatürliches Leben hört auf, aber dies iſt nicht ihr eigentliches Leben, das iſt vielmehr hienieden verborgen, aber es nähert ſich ihm der Menſch welcher die Nichtigkeit der Dinge einſieht, als die ihr Weſen nicht in ſich ſelbſt haben ſondern in Gott. Da will er nichts mehr für ſich ſein, ſondern in ſeinem Weſen, in Gott leben. Bunſen weiſt daneben auf die alte Erzählung von Buddha's Ende hin, wo der Weiſe, aus tiefem Sinnen erwachend, ausruft: „Der Einſiedler hat verzichtet auf ein Sein welches verſchiedene Eigenſchaften hat, und auf die Elemente welche dieſes Leben bilden; feſthaltend am Geiſt, in ſich vertieft, hat er ſeine Muſchel zerbrochen, davon eilend wie der Vogel der aus dem Ei ſchlüpft. Ich war haſſend, leidenſchaftlich, irrend, unfrei, unterworfen der Geburt, der Sorge, dem Leid; nun hab' ich erlangt die höchſte Weisheit und bin ohne Selbſtſucht, ohne Begehren, ohne Feindſchaft. Mögen viele Tauſende als Heilige leben und wiedergeboren werden in der Theilhaftigkeit der Welten Brahma's und ſie in zahlloſen Scharen erfüllen." Da iſt offenbar im Ausdruck der Ruhe, des Friedens, der ſeligen Gemeinſchaft mit Gott die Perſönlichkeit erhalten, aber als eingegangen in das wahre und vollendete Sein. — Und ſo beginnt die Seligkeit für

den Erleuchteten schon hier; der reine Weg zum Himmel ist geöffnet, Buddha ist am andern Ufer, ist eingetreten in die Straße der Nirvana; er kann im Liede sagen:

Geburtenkreislauf zahllos stünde mir bevor, hätt' ich
Gefunden nicht des Baues Meister welchen ich gesucht;
Fürwahr, Geborenwerden ohne End' ist schmerzensvoll.
Du bist erschaut, des Baues Meister! Nun wirst du
Das Haus nicht wieder bau'n! Zerbrochen sind
Die Balken dir, des Hauses Giebel ist gestürzt:
Der Geist, der eingegangen in Nirvana ist,
Hat des Begehrens Durst mir gänzlich ausgelöscht.

Die Lehre Buddha's schließt sich theoretisch an die Philosophie Kapila's, und sein Aufgehen im reinen ewigen Sein ist nicht viel verschieden von dem Sinnen des Brahmanen, der in sich vertieft seine Einheit mit Brahma, der Weltseele, ausspricht. Aber von Haus aus war der Grundzug seiner Natur ein echt religiöser, das Mitgefühl mit den Leiden der Menschheit, und die Befreiung von denselben sollte nicht durch Selbstquälerei oder auf theoretischem Wege, sondern durch Reinigung von der Sünde, durch Selbstbeherrschung und Gemüthsruhe erlangt werden. Aber auch mit dieser Wendung hätte Buddha wol nur als ein Sektenstifter gewirkt, zumal seine Forderung der Ehelosigkeit und geschlechtlichen Enthaltsamkeit mit der menschlichen Natur nicht besteht, und diese entweder aufhören, oder jene sich auf einen engen Kreis beschränken muß. Dieser engere Kreis waren die Entsagenden und Geweihten, die Priester Buddha's, die ihm nachfolgten und nach seinem Tod in klösterlicher Weise lebend seine Lehre ausbreiteten und deren Priester sind. Aber der große Schritt den er that, bestand darin daß er sich an das ganze Volk, nicht an eine Kaste wandte, daß er sich gerade an die Armen und Unterdrückten mit seinem Troste richtete, daß er sein Gesetz ein Gesetz der Gnade für alle nannte. Auch wer hier nicht zur völligen Befreiung von der Welt gelangte, der sollte doch darauf vorbereitet, dessen Zustand sollte doch erträglich werden. Und so fordert er ein stilles friedsames Leben von allen. Jeder solle Ruhe in seine Sinne bringen. Die Menschen sollen sich als eine große Leidensgenossenschaft ansehen, die einander nicht noch Schmerz zufügen, sondern Mitleid miteinander haben und Liebe üben sollen. Nicht Opfer, nicht Ceremonien frommen und beseligen, sondern die Erfüllung dieser sittlichen Gesetze; und sie gelten für

alle; die Kaſte iſt gleichgültig; ſie iſt allerdings ein Werk des Geſchicks, das ſich der Menſch durch frühere Thaten bereitet hat, aber in jedem Stande, in jeder Lage kann er durch Bezähmung der Begierden, durch Buße und Liebe die höchſte Seligkeit erlangen. Damit war das Wort geſprochen das für ganz Indien das befreiende hätte werden können, wenn das Volk über dem Jenſeits nicht das Dieſſeits vergeſſen, ſondern die praktiſchen Ziele des gegenwärtigen Lebens ſich geſetzt hätte. So aber erhob ſich gegen ihn der Widerſtand der Brahmanen, denen nach vielhundertjährigem Kampfe auch der Sieg gelang, freilich um unter die Fremdherrſchaft der Mohammedaner, dann der Europäer zu kommen. Die Mohammedaner nahmen indiſche Culturelemente auf und pflanzten ſie fort, die Europäer gründeten das Studium des indiſchen Alterthums; aber noch warten wir darauf daß ihre Bildung im Bunde mit dem Chriſtenthum einen neuen freien Lebenstag für den Oſten heraufführe.

Wie Chriſtus zur Samariterin, ſo trat Buddha's Lieblingsjünger Ananda zum waſſerſchöpfenden Tſhandalamädchen und begehrte zu trinken; ſie entgegnete daß ſie ja eine der Ausgeſtoßenen ſei, deren Berührung verunreinige. Er verſetzte: Meine Schweſter, ich frage nicht nach deiner Kaſte, gib mir zu trinken. Und Buddha nahm das Mädchen unter die Geweihten auf. Wie Chriſtus durchbrach er die Schranken der Nationalität, ſein Geſetz ſollte allen Völkern verkündigt werden. Wie Chriſtus meinte er daß es ſchwerer für die Reichen und Glücklichen ſei zum Heil zu gelangen als für die Mühſeligen und Beladenen. Wie bei Chriſtus iſt die allgemeine Liebe der Mittelpunkt ſeiner Sittenlehre. Mildthätigkeit, Aufopferung für die Brüder iſt der Kern ſeiner Forderungen, ja nicht blos den Menſchen, auch den Thieren ſoll unſer Wohlwollen, unſer Erbarmen gelten. Iſt bei Buddha in ethiſcher Beziehung ein Mangel, ſo liegt er darin daß er mehr ein Dulden, Hingeben und Mitleiden, als ein Ringen und Wirken, ein poſitives Schaffen der Liebe lehrte, mehr zum Quietismus als zu großen Thaten führte. Aber gerade dadurch hat ſeine Religion unter den rohen Völkern, die ſie annahmen, ſittigend, ſänftigend ihren wohlthätigen Einfluß geübt.

Wir theilen noch einige der Sprüche aus ſeinem Geſetze mit.

Wenn tauſend Worte reihten ſich in deiner Sprüche leerem Schwall,
Viel beſſer iſt ein Spruch voll Sinn, der einem Menſchen Ruhe ſchafft.

Sich ſelber zu beſiegen iſt ein ſchön'rer Sieg als Schlachtenſieg,
Der Sieg deß der ſich ſelbſt bezähmt, ſich ſelber zu beherrſchen weiß.

Ob einer hundert Jahre lebt am Herzen matt, am Geiſte ſchwach,
Viel beſſer iſt ein einz'ger Tag der feſte Willenskraft bewährt.

Die beſte Andacht iſt Geduld, die milde, ſtets;
Wer abgethan das Böſe, heiße Brahmana.

Kein Kerker iſt dem Haſſe gleich, kein Feuer der Begierde,
Kein Netz iſt gleich der Leidenſchaft, kein Strom gleich dem Verlangen.

Wer in der Welt die Sinnenluſt beſiegt,
Dem mehren nur die Schmerzen ſich,
Doch wer Begier und Leidenſchaft bezwingt,
Deß Schmerzen fallen nieder wie vom Blatt die Tropfen.

Nie wird der Zorn durch Zorn geſtillt, er wird es durch Verſöhnlichkeit.
Trägheit iſt der Weg des Todes, Wachſamkeit des Lebens Weg.

Wer Leid und Freude hinter ſich in Ruhe lebt, des Elends los,
Wer überwunden dieſe Welt, die feindlich ihm entgegentritt,
Wer ſtörungsfrei, begehrungsfrei zum Ufer jenſeits hingelangt,
Wer nichts als eigen haben will, ja dieſen nenn ich Brahmana.

Buddha's eigenes Leben war ein vorbildliches für die Seinen, dem ſie nachfolgen ſollten in Selbſtbeherrſchung und hingebender Liebe. Gleich dem Leben anderer Religionsſtifter ward es bald mit Wundern ausgeſchmückt, je üppiger bereits die indiſche Phantaſie zu ſeiner Zeit ſich in Büßerlegenden ergangen hatte. Nun ſoll er, im Götterhimmel thronend, beſchließen zur Erlöſung der athmenden Weſen Menſch zu werden; als fünffarbiger Lichtſtrahl ſoll er von der jungfräulichen Mutter empfangen werden ohne männliches Zuthun; Sonne und Mond ſtehen ſtill bei ſeiner Geburt, aber die Blinden ſehen, die Tauben hören. Aus dem Kelch einer Lotosblume überſchaut das Kind die ganze Welt. Die Götter dienen ihm auf ſeinem Wege. Die Götter fliehen als der Verſucher, Mara, der Fürſt dieſer Welt des Verlangens, gegen ihn ſich aufmacht, aber die Naturgewalten mit denen er Buddha in Sturm und Feuerregen ſchrecken will, erkennt dieſer für Täuſchung. Ebenſo erliegt der Verſucher im Wortkampf, und vergebens verſucht er Buddha durch die Reize ſeiner Töchter zu verführen. Der ſo Bewährte ſiegt nun über die Brahmanen durch ſeine Weisheit wie durch ſeine Wunderthaten. Dieſe tragen indeß alle das Gepräge der erbarmenden Liebe, der rettenden Hülfeleiſtung.

„Es iſt menſchlich, es iſt religiös das Andenken der dahingegangenen Aeltern, Freunde, Wohlthäter, und in weiteren Kreiſen das der großen und verdienten Männer, der Lehrer und Hirten der Völker zu ehren und zu feiern, ihr Bild oder was Irdiſches von ihnen übrig iſt oder was ſonſt lebendig an ſie erinnert, hoch und theuer zu halten. Heilig ſind die Stätten wo ſie im Leben gewandelt, heilig ihre Ruheſtätten, heilig die Reliquien die uns als Pfänder des Andenkens geblieben ſind. Dieſe menſchliche Pietät iſt allen Zeitaltern und Völkern gemein, jeder gute und gemüthvolle Menſch bekennt ſich zu ihr; ſie iſt ein weſentliches Element aller Religionen. Ihrer Quelle nach rein und lauter wird aber auch ſie zum Aberglauben und Fetiſchismus, wenn einerſeits die Roheit und Dummheit wähnt ſie zur Befriedigung ihrer ſinnlichen und ſelbſtſüchtigen Zwecke benutzen zu können, und andererſeits die Lüge ſich ihrer bemächtigt um ſie zur Beherrſchung und Verthierung des großen Haufens auszubeuten. Wenn alſo der Prieſter lehrt und der Pöbel glaubt daß das Bild oder die Reliquie mehr ſei als ein Mittel der Erinnerung oder Vertiefung, daß vielmehr übernatürliche Kräfte denſelben einwohnen, außerordentliche Dinge durch dieſelben vollbracht werden können, ſo hat es mit der Religion ein Ende und der Fetiſchdienſt beginnt.“ Wir eignen dies Wort Karl Friedrich Köppen's uns an. Wir werden ſpäter ſehen wie das Bild Buddha's der Ausgangspunkt der bildenden Kunſt, die Errichtung von Bauten zur Aufbewahrung ſeiner Reliquien der Anfang der freien Architektur geworden iſt. Er, dem das Irdiſche eine Waſſerblaſe war, hat ſicherlich nicht daran gedacht, ſeine Zähne, ſeine Haare, ſeine Röcke zu Gegenſtänden des Cultus zu machen, aber die Prieſterſchaft hat ſolche Dinge benutzt um dem auf das Aeußere gewandten Sinn der Menge ein Zeichen zu geben, über dem wie ſo oft die Sache vergeſſen ward. Iſt man doch auch innerhalb des Buddhiſtenthums ſo weit gegangen aufgeſchriebene Gebete in ein Rad zu werfen und dieſe Gebetmaſchine ſtundenlang zu drehen; die Götter möchten ſelbſt die beſten Bitten herausnehmen! Allerdings iſt das bloße Herſagen mit den Lippen ebenſo mechaniſch, und ebenſo nutzlos und ohne den Zweck des Gebets, der Erhebung des Herzens zu Gott, der Ergebung des menſchlichen Willens in den göttlichen, zu erreichen.

So wenig wie die Verehrer Brahma's und der Weltſeele, ſo wenig wie Sokrates hatte ſich Buddha gegen die Götter des

Volksglaubens erklärt; nur die Ceremonien und Opfer hatte er ungenügend zur Heilsbeschaffung genannt, und als den wahren Weg die Bezähmung der selbstsüchtigen Begierde und die Liebe zu den Mitgeschöpfen bezeichnet. Die Buddhisten machten die Götter zu höhern Geistern, zu Bewohnern des Himmels, der wie eine Vorhalle der reinen Seligkeit und des wahren Seins stufenförmig sich zu demselben aufbauen sollte, bevölkert mit den Heiligen und Frommen, die sich dort von aller Trübung mehr und mehr befreien und dem reinen Lichte zuwenden. Dem Himmel in der Höhe sollte die Hölle in der Tiefe entsprechen, wo die Ruchlosen gestraft werden. Denn die Seele, meinte man, werde je nach ihrem Verdienst, wenn sie nicht in Nirvana einging, auf Erden, im Himmel oder in der Hölle wiedergeboren. Aber wie vom Himmel bei fortwährender sittlicher Lebensaufgabe ein Herabsinken auf die Erde möglich war, so ein Aufsteigen aus der Hölle zu besserm Sein. Auch die Hölle hat ihre Kreise, die gleich denen des Himmels die Zustände der Beseligung oder der Verdammniß symbolisiren. Dante's würdig ist die Schilderung wie die Mörder, die Zweifler und Verächter des Heiligen gestraft werden. Sie sind als Ungeheuer von scheußlicher Gestalt wiedergeboren im kalten Dunkel. Wie Fledermäuse suchen sie sich an den Wänden anzuklammern, aber von Haß und Neid beseelt beißen und zerreißen sie einander und stürzen in das ätzende Wasser tief unten, das die Leiber auflöst; aber aus der Zerstörung fliegen sie ruhelos wieder empor zu frischem Kampf und Sturz. Anders geht es bei den Gierigen: sie leiden Hunger und Durst und finden nur ekelhafte Nahrung, und dabei ist ihr Schlund eng wie ein Nadelöhr.

War Buddha wie ein Nüchterner unter Trunkenen mit seinen einfach edlen und klaren sittlichen Principien aufgetreten, so erfuhr seine Lehre doch sehr rasch in der angedeuteten Weise die Einflüsse der indischen Phantasie, während ihre Bekenner bald nach seinem Tode sein Grundgesetz in ursprünglicher Reinheit festzustellen und zu bewahren suchten. Er und seine Nachfolger verlangten und gewährten in religiösen Angelegenheiten Duldung in einer Weise die an unsere Zeit erinnert. Er war um 540 v. Chr. gestorben; bald nach seinem Tode geschah die erste schriftliche Abfassung seiner Satzungen. 120 Jahre später fand eine Versammlung von 700 angesehenen Männern statt um von neuem eine Feststellung des guten Gesetzes vorzunehmen, da Abweichungen

und Spaltungen eingeriſſen waren. Eine dritte große Verſammlung zu ähnlichem Zweck hielt 250 v. Chr. König Aſoka von Maghada, die Dogmen wurden hier unter dem Einfluß der Zeit in feſte Form gebracht wie auf den chriſtlichen Concilien, der König iſt paſſend mit Konſtantin verglichen worden. Die Ausbreitung des Buddhiſtenthums vollzog ſich geräuſchlos innerhalb der indiſchen Lebensordnung. In Maghada, ſeinem Hauptſitze, gewann er erſt durch Aſoka das Uebergewicht. Von dort aus gingen dann die Sendboten des neuen Glaubens nach Hinterindien, Ceylon und zu den nördlichen Völkern. Zur Zeit Chriſti wuchs die Macht des Brahmanenthums wieder ſo bedeutend daß es den Kampf gegen die Buddhiſten aufnahm und ſie allmählich aus den indiſchen Ländern dieſſeit des Ganges verdrängte. Dafür breitete ſich ihre Religion in China und Tibet aus; der große Mongolenfürſt Chubilai nahm ſie an. Sie zählt heute noch über 300 Millionen Bekenner.

Ein Grundmangel iſt daß der Dualismus des Dieſſeits und Jenſeits, des Geiſtes und der Natur, des unendlich Einen und der endlichen Vielheit ſich auch im Dualismus der Prieſter und Laien wiederholt. Buddha ſtiftete nicht zuerſt die Gemeinde, die dann aus ihr ſelbſt Prieſter und Vorſtände hervorgebracht hätte, ſondern er gründete ein Mönchsthum der ſtrengen Anhänger, die als Geweihte und Erwählte die Geiſtlichkeit darſtellten, welche ein Mittleramt für das Volk übernahmen, das die zur Vollendung geforderten Gelübde der Armuth und eheloſen Keuſchheit nicht ablegen mochte. Damit ward das Volk nicht geiſtig befreit, nicht zur Kindſchaft im Gottesreich berufen, ſondern durch die Hierarchie des Klerus bevormundet und geleitet. Der Buddhismus hofft auf einen neuen und wahren Erlöſer, den der Name Maitreja als den Liebevollen, Barmherzigen bezeichnet. Er ſoll die reine Lehre herſtellen und Gerechtigkeit auf Erden einführen. Damit weiſt der Buddhismus ſelbſt über das Negative, Quietiſtiſche, Paſſive ſeiner Moral hinaus: der Friedensfürſt der Zukunft ſoll das Recht zur Geltung bringen. Der Sieg des Rechts iſt aber der Sieg der Freiheit, die gewiſſenhafte Durchführung des für wahr Erkannten durch die Kraft des Willens. Damit hört das Dieſſeits auf ein gottverlaſſenes Gewirr, ein Jammerthal, ein Trug zu ſein, wenn es göttlicher Ordnung gemäß zum Wohle der Menſchen organiſirt wird; dann kann der Geiſt der Erde froh und doch im Himmel heimiſch ſein.

Im Großen und Ganzen der Weltgeschichte, sagen wir mit Bunsen, ist der Buddhismus gleichsam als ein Ausruhen der Menschheit vom Joche drückenden Brahmanenthums unter den Indiern oder wilder Naturfeiern unter den Mongolen anzusehen. Dies Ausruhen ist das eines müden Wanderers, den nichts so sehr vom Treiben des göttlichen Werkes auf dieser Erde abhält als die vollkommene Verzweiflung an Recht und Wahrheit in dem wirklichen Leben, besonders im Staat. Der Schlummer der buddhistischen Völker dauert lange, aber er ist doch ein sanfter; und wer weiß ob nicht bereits der Auferstehungsmorgen tagt? Zu Buddha's Zeit predigte Jeremias auf den Trümmern Jerusalems das neue Gottesreich innerer Gerechtigkeit, die Hoffnung auf den Erlöser der Menschheit; zu Buddha's Zeit gab Solon in Athen das menschliche Gesetz des freien Volksstaats und eröffnete die Reihe der Weisen, die in der Welt das Ewige und Göttliche zu erkennen, die göttliche Vernunft als das alldurchwaltende Princip des Universums darzustellen, die Einsicht des selbstbewußten Geistes zur Geltung und Herrschaft zu bringen strebten.*)

---

*) Selbst Burnouf in dem grundlegenden Werk über den Buddhismus, und Köppen in der lichtvollen Darstellung und Geschichte dieser Weltanschauung nehmen als das Ziel und den Gegensatz des gegenwärtigen Lebens das Nichts; Nirvana ist ihnen das völlige Vergehen, der Buddhismus das Evangelium der Vernichtung. Köppen und Max Duncker erwähnen daß kräftige Völker nach der Bewahrung des Lebens, nach persönlicher Unsterblichkeit streben, die ruheliebenden Indier aber durch den Druck der weltlichen und geistlichen Tyrannei und durch die Furcht einer fortwährenden Erneuerung solches qualvollen Lebens in der Seelenwanderung dahin gebracht worden seien das Heil im Vergehen, im Tode zu suchen. Köppen verweist auf Schopenhauer, der allerdings in seiner Weltbetrachtung so pessimistisch ist wie Buddha, und in der Verneinung des Willens zum Leben die wahre Erlösung sieht. Schopenhauer verweist auf die Ascese der Heiligen, und sieht nicht im Welteroberer, sondern im Weltüberwinder die echt menschliche Größe. Er sagt am Schluß seines mit Recht berühmt gewordenen Werkes: „Wenden wir den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, sich in allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur mit dem Leibe, den sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten, so zeigt sich uns statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Uebergangs von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener

Viſhnu und Siva. Abſchluß des Epos. Die Bhagavadgita und die Puranas.

Während die Brahmanen und Buddhiſten den Geiſt über die Natur erhoben und aus der Welt des Werdens und der Viel-

---

Friede der höher iſt als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresſtille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerſchütterliche Zuverſicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Rafael und Correggio dargeſtellt haben, ein ganzes und ſicheres Evangelium iſt: nur die Erkenntniß iſt geblieben, der Wille iſt verſchwunden. Wir aber blicken dann mit tiefer und ſchmerzlicher Sehnſucht auf dieſen Zuſtand, neben welchem das Jammervolle und Heilloſe unſers eigenen durch den Contraſt in vollem Lichte erſcheint... Was nach gänzlicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, iſt für alle die welche noch des Willens voll ſind, allerdings Nichts. Aber auch umgekehrt iſt allen denen in welchen der Wille ſich gewendet und verneint hat, dieſe unſere ſo ſehr reale Welt mit allen ihren Sonnen und Milchſtraßen — Nichts.“

Dieſe Schlußworte ſind mir ſchon vor Jahren ein Wink zum Verſtändniß des Buddhismus geweſen, das ich nun glaube deutlich eröffnet zu haben. Das Nichts iſt eben relativ. Wäre für Buddha die irdiſche Welt das wahre Sein, dann wäre das Jenſeits, ihr Gegenſatz, allerdings das reine Nichts. Aber die Welt iſt ihm vielmehr ein bloßes Werden, ein immerwährendes Verändern und Vergehen, die damit gerade ſelbſt ihre Nichtigkeit beweiſt; der Gegenſatz dieſer äußern Scheinexiſtenz iſt die in ſich ſeiende Ruhe des einen wahren Seins und ſein ewiges Beſtehen. Das Verlöſchen der Endlichkeit iſt der Eingang in die Unendlichkeit. Nirvana, ſagt auch Köppen, iſt die gänzliche Vernichtung des Schmerzes und der Attribute oder Aggregate der Exiſtenz, das heißt des gegenwärtigen Daſeins und alles deſſen was das Weſen der Seele nicht ausmacht, was ſie auch hier ſchon von ſich abthun kann und ſoll. Nirvana iſt das Jenſeits der Sanſara, des Wechſels von Geburt und Tod, der Herrſchaft der Zeitlichkeit, Nirvana wird als ſelige Ruhe, als höchſtes Gut geprieſen; mit Recht ſagt Obry daß das denkende Princip erhalten bleibe. Buddha's Worte bezeichnen ihn als einen der zum andern Ufer gelangt, da muß doch ſowol ſeine Perſönlichkeit als das Jenſeits ſein. Völlig entſcheidend aber iſt dies daß Buddha ſich zur Lehre Kapila's bekannte, welcher die Seelen in ihrer individuellen Vielheit als ewige Principien annahm, und den Eingang in das reine geiſtige Sein aus dem Treiben der Außenwelt für den Zweck des Lebens hielt. So kommt die Seele durch Nirvana wahrhaft zu ſich ſelbſt. Wenn Julius Mohl auch ohne Beweis die Nirvana für die Vereinigung mit Gott erklärt, ſo hat er das Rechte getroffen. Es iſt der andere Ausdruck für das Einswerden mit Brahma. Mit Mohl ſtimmt Bunſen überein, wenn er ſagt: Buddha's Lehre wurzelt in denſelben ethiſchen Grundſätzen welche die Gottesfreunde in Strasburg und Köln predigten, Eckard,

heit in die Ruhe des einen Weſens ſich verſenkten, übte die Natur fortwährend auf das Volksgemüth ihre Macht aus, ſodaß die

---

Tauler, Suſo: Entſelbſtung iſt die Bedingung alles göttlichen Lebens; wer ohne Begehr iſt, ſich ſelbſt abgeſtorben, der lebt im Wahren. — Ich führe einige Ausſprüche chriſtlicher Myſtiker an. Meiſter Eckard lehrt daß Gott das allein wahre Weſen ſei; daher die Sehnſucht aller Dinge in ihren Urſprung zurückzukehren, der Endlichkeit ſich zu entledigen und in die Ruhe der göttlichen Einheit einzugehen. Dazu bedarf es der Gelaſſenheit. Der fliegende Schatten, das Zeitliche, kann den Menſchen nicht tröſten im Schmerz der Entzweiung; er muß herausſtreben zur Einheit, indem er der Welt entſagt, die Begierde verläßt, ſein Ich aufgibt; wenn er ſich ſelbſt und alles was nicht Gott iſt in ſich vernichtet, dann bleibt und lebt das wahre Weſen Gottes in ihm, in welchem alles Getheilte geeinigt iſt. Damit habe ich ſchon in der „Philoſophiſchen Weltanſchauung der Reformationszeit" die indiſche Lehre des Verwehens der Seele in die Gottheit verglichen; hier füge ich einen ganz ähnlichen Ausſpruch Fichte's an: „Solange der Menſch noch etwas ſelbſt zu ſein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm; ſo bald er ſich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibet allein Gott übrig und iſt Alles in Allem." Das iſt es: Die Selbſtſucht, der Sonderwille oder Eigenwille muß überwunden werden, dann vereinigen wir uns mit dem allgemeinen Willen, mit Gott, und ſind ein Glied und Moment ſeines ſeligen Lebens. In Bezug auf die Gelaſſenheit ſagt auch Goethe einmal ſo ſchön: Wenn du ſtille biſt, wird dir geholfen. Ganz ähnlich wie Buddha erklärt ſich der Verfaſſer des herrlichen Büchleins von der deutſchen Theologie. Die Welt iſt ihm das Stückwerk, Gott das Vollkommene; wenn Endliches am Endlichen hanget, bleibt ihm das Vollkommene unerkannt; es muß ſich ſelbſt als ein eigenes Weſen aufheben um ſich in Gott zu finden. Der Menſch muß herausgehen aus ſeinem Hangen an der Creatürlichkeit und muß eingehen in Gott. Soll die Seele ſelig werden, ſo muß das Eine allein in der Seele ſein. Daß der Menſch eingehe in die Einigung, das heißt nichts anderes denn daß man lauterlich, einfältiglich in der Wahrheit ſei mit dem ewigen Willen Gottes, oder auch zumal ohne Willen ſei und der geſchaffene Wille gefloſſen ſei in den ewigen Willen und darin verſchmelzet ſei und zu nichts worden, alſo daß der ewige Wille allein daſelbſt wolle, thue und laſſe. Der Eigenwille, die Selbſtſucht wird geradezu die Hölle genannt. Wenn aber alle Willen Ein vollkommener Wille ſind, da erkennt und liebt ein Jeglicher Alles in Einem und Eines in Allem und iſt er vergottet, und das iſt die Seligkeit. So iſt zugleich das active Weſen, das wir Buddha gegenüber betonen mußten, in ſeiner Wahrheit bewahrt.

Endlich zu Ende dieſer Erläuterung und Rechtfertigung zwei Dichterworte. Der perſiſche Mohammedaner Dſchelaleddin Rumi ſagt:

Wol endet Tod des Lebens Noth,
Doch ſchauert Leben vor dem Tod.
Das Leben ſieht die dunkle Hand,

Idee des Göttlichen im Anschluß an die Poesie der Vedas sich in ihre Formen kleidete. Indra war allerdings mehr und mehr der Gott der Krieger geworden. Wir erinnern uns wie ihm Rudra, der Herr der Winde, zur Seite stand, wie auch Rudra den Blitz schwang, wie er als der Gewaltige und Furchtbare und zugleich als der Segenbringende angerufen wurde. Der Beiname der ihn als den Gnädigen, den Wachsthum verleihenden bezeichnet, ist Siva; der Beiname ward zum Hauptnamen. Um den Gewittersturm unschädlich zu machen und im Bewußtsein seiner wohlthätigen Wirkungen ward der Gott des Windes als der Gnädige (civa) statt des Heulenden (rudra) angerufen. Man muß die große Bedeutung der regelmäßigen tropischen Winde in Indien erwägen, wie sie die Regenzeit und das klare Wetter bringen, um zu erkennen wie die in ihnen waltende Gottesmacht zur allbeherrschenden gesteigert werden konnte; der Gott des Sturmes war der Beweger der Welt, und bei der nahen Verwandtschaft in welcher die Luft als Lebenshauch, als Athem mit dem Geiste stand, war er der Allgeist. So wird er in einer der Upanischaden geschildert.

Das Volk bedarf lebendiger anschaulicher Götter, und was auch die Denker von der Nichtigkeit der Natur sagen mochten, es empfand ihren Einfluß, und in den Thälern des Himalaja und an den Bergen des Dekan, wo die Fruchtbarkeit des Landes von den tropischen Regengüssen abhing, die aber mit einer niederschmetternden Wucht ihren Segen spendeten, nahm der Gott, der im Gewittersturm seine Macht verkündete und verheerend einherbrauste, aus der Zerstörung aber die Fülle neuen Le-

---

Den hellen Kelch nicht den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz
Als ob es sei vom Tod bedroht;
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der finstere Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth.

Und unser Goethe schließt sich an:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

bens hervorblühen ließ, folgerichtig die erste Stelle ein. Je erschreckender er mit Blitz und Donner hereinbrach, desto mehr galt es ihn durch Gebet und Opfer sich gnädig zu machen, desto mehr fühlten die Menschen mit Furcht und Zittern ihre Abhängigkeit von ihm. Er war seinen Verehrern der Gott vorzugsweise; er thronte auf den Gipfeln der Berge. Nach dem Naturbild das den Sturm mit einem heulenden Raubthier vergleicht und ihn als Tiger personificirt, ward dem in Menschengestalt vorgestellten Gott das Tigerfell zum Gewand gegeben. Die lebenschaffende befruchtende Kraft führte dazu ihn wie einst den Indra als Stier anzurufen, ihn dann auf dem Stier reitend darzustellen; aufgerichtete Steine, Phallussymbole, waren ihm geweiht.

Anders war es im Gangesthal. Da hatte das Volk weder mit den wilden Urbewohnern der Berge zu kämpfen, noch entband sich der Segen der Natur auf so gewaltsame Weise, vielmehr entfaltete er ganz milde seine üppige Pracht und Herrlichkeit. Der vedische Luft- und Lichtgeist Vishnu, der an der höchsten Stelle des Himmels thronen und von dort freundlich zur Erde niederschauen sollte, ward zum Gott des blauen Himmels, der sich im klaren Wasser spiegelt, und aus der Höhe wie aus der Tiefe durch den Segen der Feuchtigkeit und die Wärme des Lichts das blühende Leben hervorruft. Die blaue Lotosblume ist sein Symbol, er entschlummert zur Regenzeit auf dem Lotosblatt, das auf den Wassern schwimmt, so lange die Flut des Ganges steigt, so lang der heitere Himmel verhüllt ist; er wendet sich im Schlaf wenn das Wasser wieder sich zum Fallen neigt, und wie die Luft wieder heiter wird, erwacht der Gott mit der neu aufgrünenden Natur. Oder er reitet auf dem Wundervogel Garuda, gleich den Schwänen anderer Mythen eine Personification lichter Wolkenbildungen. Oder er lagert auf der Schlange ohn' Ende, Ananta, dem Symbol des in sich geschlossenen Kreislaufs der Natur, der sich alljährlich verjüngt wie die Schlange sich häutet. So war Vishnu die im Naturleben waltende Gottheskraft, und das friedsame sinnige Volk huldigte ihm als dem gemäßesten Bilde seines eigenen Charakters.

Diese Fortbildung des alten mythologischen Volksglaubens neben der priesterlichen Speculation des Brahmanenthums fand um die Zeit von Buddha's Auftreten statt oder war vielmehr bald nachher mächtig, und zwar so daß am Himalaja und im

Dekan der Sivacultus, am Ganges die Verehrung Vishnu's der Mittelpunkt der Religion ward. Der Ausbreitung des Buddhismus suchten nun die Brahmanen gerade dadurch zu begegnen daß sie beide wieder mehr realistische Göttergestalten in ihr eigenes idealistisches System hereinzogen. Sie erklärten sie nicht für falsch, sondern sie gesellten sie zu Brahma. War Brahma die ursprüngliche eine und reine Wesenheit, so wurde in ihm nun der geheimnißvolle und verborgene Grund aller Dinge, die weltschöpferische Macht, angebetet, und die Erhaltung und Fortgestaltung der Welt fiel Vishnu zu. Er herrschte im Leben der Natur und griff wohlthätig fördernd in dasselbe ein, er war besonders der milde hülfreiche Gott, und sein Wirken ging von der Natur auf die Geschichte über; wo Erschlaffung des Rechts und Erhebung des Unrechts eintrat, da rief man ihn als Rächer und Retter an, da sah man im Fortgang und im Gericht der Geschichte sein Werk. So ward er wesentlich der Träger der sittlichen Weltordnung, und das Walten Gottes in der Welt, das die Brahmanen und Buddha in ihrer Welteutsagung, in ihrer Sehnsucht nach der seligen Ruhe am andern Ufer im Schoße des Ewigen nicht erkannten, ward nun wieder gläubig angenommen, der Dualismus von Gott und Welt, von Geist und Natur ward hauptsächlich im Vishnucultus überwunden, dem Volk auch in der Gegenwart Trost und Hoffnung bereitet. Man blickte in die Vergangenheit, und wo aus derselben im Gedächtniß des Volks oder in den Liedern und Sagen noch große Thaten lebendig waren, die durch Weisheit oder sittliche Kraft die Menschheit gefördert hatten und gotteswürdig schienen, da war es Vishnu, der sie vollbracht hatte. So bildete sich in Indien die Idee einer Menschwerdung Gottes; denn nicht blos in seinem göttlichen Wesen, sondern in sichtbarer Gestalt sollte der Gott auf Erden erschienen sein und die Thaten vollbracht, der sittlichen Weltordnung zum Siege geholfen haben. Nach und nach nahmen die Brahmanen acht solcher Verkörperungen oder Avataren des Gottes an, und sahen unter anderm ihn auch in der Gestalt der königlichen Helden die dem Priesterthum treu ergeben dessen Herrschaft über die Krieger begründet hatten.

Das Leben ist der Wechsel des Entstehens und Vergehens; ward in Vishnu vorzugsweise die Gottheit verehrt insofern sie die fortschreitende Bewegung leitet, so hoben die Brahmanen in Siva die verheerende und zerstörende, das Endliche ins Gericht füh-

rende, aus dem Tode aber neues Leben erzeugende Macht hervor. Er verſchmolz mit Agni, das Feuer ward ſein Symbol als das im Auflodern verzehrende Element. Er heißt der Männerverderbende, ſeinen Hals ſchmückt eine Kette von Schädeln, er iſt mit der Aſche der Todten geſalbt. Hieß ſchon Rudra der flechtentragende Gott nach dem Gewölk das er in Knäuel zuſammenflocht, und trugen die brahmaniſchen Büßer Haarflechten, ſo ward nun Siva auch der Gott ihrer Selbſtpeinigung, und ſollte durch ſolche ſeine große Macht erlangt haben.

Brahma, Viſhnu, Siva erhielten als die ſchaffenden, erhaltenden, zerſtörenden und aus der Zerſtörung neuſchaffenden Götter auch weibliche Hälften zugeſellt, Sarasvati die Göttin der Weisheit, des Wohllauts und Ebenmaßes, Lakſhmi die Göttin der Liebe, der Fruchtbarkeit, und Bhavani oder Pervati, die Schöpferinnen der Thränen wie der Luſt. Söhne von Siva und Pervati ſind der Haus und Familie beſchirmende friedſame Ganeſas und der kriegeriſche Kartikeya. Auch Indra ward als der Gott des Himmels fortwährend angerufen. Der Liebesgott war Kama.

In dieſem Sinne nun wurde das Epos überarbeitet. Der ſchlaue Rathgeber der Panduſöhne im Mahabharata, Kriſhna, ward als eine Verkörperung Viſhnu's aufgefaßt, der Menſch geworden ſei um dem jüngern Geſchlecht zum Sieg zu verhelfen, und neben die alten Liſten, die keineswegs alle verwiſcht werden, tritt nun die göttliche Weisheit mit ihren Offenbarungen. Kriſhna bleibt mit Ardſhuna, mit Judhiſhthira am Leben, ſie nehmen Beſitz von der Herrſchaft, beklagen die Todten und ergehen ſich in langen Betrachtungen. Judhiſhthira wird zu einem Sohn des perſonificirten Geſetzes, des Dharma, Ardſhuna zu einem Sohn Indra's, deſſen Beiname er indeß auch urſprünglich war. Im Walde führen die im Würfelſpiel Beſiegten nun ein Büßerleben. Dadurch gewinnt Ardſhuna Indra's Waffen, und der Wagen des Gottes, nicht mehr von zwei, ſondern von 10000 Falben gezogen, holt ihn zum Himmel empor. Dort um Indra ſind die ſeligen Helden und Weiſen, die den Ankömmling huldigend begrüßen. Und die ſchönſte der Wolkenmädchen oder Apſaraſen Indra's wird für ihn beſtimmt. Sie ſchmückt in der Abendkühle ihr langwogendes Lockenhaar mit Blumen, und das Auge, der Mond ihres Angeſichts, fordert den Mond, das Auge des Himmels, zum Wettkampf des Glanzes. Die friſch entfalteten Blu-

men ihrer Brüste tragen Knospen von lieblichem Roth und bewegen sich schwellend bei ihrem Gang, ob des Busens Last beugt sie sich bei jedem Schritt. Unter dem bunten Gürtel erheben sich die Hüften, zwei Hügel in runder Fülle, des Liebesgottes Sitz, nur von leichter Hülle umspielt. So mischt sich das sinnlich Reizende in das Ascetische. Dadurch daß Ardshuna ihrem Zauber widersteht, erlangt er die Götterwaffen. Aber mit diesen soll er nun statt Indra's zuerst die bösen Geister der Finsterniß und der Dürre bezwingen. Sie überschütten ihn mit einem Hagel von Steinen und Geschossen und hüllen alles in Nacht, sie verwandeln sich in Berge und stürzen sich über ihn, aber er besiegt sie doch. Andere Dämonen kommen ihm auf 60000 Wagen entgegen und kämpfen mit Zaubereien, aber er besiegt sie doch, und soll damit Indra übertroffen haben. Das heißt die alten einfachen Natursagen werden jetzt ins Maßlose mit abenteuerlichen Ueberschwenglichkeiten gesteigert.

Auch Rama ward jetzt zum Gott, und deshalb dem Ramayana ein ganzer Gesang vorangeschoben. König Dasaratha, seit einigen tausend Jahren kinderlos, bringt jetzt eins der großen Roßopfer, die mit jahrelangen Vorbereitungen und sinnlosen Ceremonien sehr schwer richtig zu Ende zu führen waren, und ein Stolz des Brahmanenthums sind. Die Götter verheißen ihm Nachkommenschaft. Sie klagen dann bei Brahma über den Riesenkönig Ravana, dem Brahma bewilligt habe daß ihn kein Gott und kein Dämon tödten könne, und der darauf pochend die Welt verwüste und verwirre, daß wo er auftrete die Sonne nicht mehr scheine, der Wind nicht mehr wehen wolle. Brahma bemerkt daß der Unhold an die Menschen nicht gedacht, als er jene Bitte um Unverletzlichkeit gestellt, und die Götter bitten Vishnu er solle als Mensch sich gebären lassen um den Riesen zu bezwingen. Ein lichtes Wesen, bergeshoch, von Löwenmähnen umwallt, tritt mit dem Schritt des Tigers zu Dasaratha und reicht ihm eine Schale, daraus solle er seine Weiber trinken lassen. Er gibt der Kausalja die Hälfte, der Sumitra drei Viertel des Uebrigen, der Keikeja den Rest; dadurch empfangen sie Söhne, in jedem wohnt Vishnu, aber im Sohn der Kausalja, im Rama, am meisten. Visvamitra erlangt dann später Rama's Hülfe gegen den Riesen; das alte Heldenlied hatte den Kampf gegen denselben dadurch motivirt daß er die Gattin Rama's raubte, was gleichfalls blieb, wie denn überhaupt der ursprüngliche Mensch neben dem Gotte steht.

An die Stelle der Helden aber ſind die Büßer getreten und ihre Legenden werden jetzt in das Epos eingeſchoben und mit der Maßloſigkeit vorgetragen, die von da aus für den Grundzug des Indierthums genommen wurde. So die Sage von der Herabkunft Ganga's. Der heilige Fluß ſtrömte früher nur im Himmel. Als König Sagaras in Ajodhja hundert Jahre lang Bußübungen ſich hingegeben um Kinder zu bekommen, ward ihm geweiſſagt daß die eine ſeiner Frauen einen Sohn, die andere aber, des Vogelfürſten Garudas Schweſter, ſechs Myriaden zur Welt bringen werde. Die letztere gebar einen großen Kürbis, und wie ſie deſſen Schale aufbrachen, regten ſich ſtatt der Kerne darin 60000 kleine Geſtalten, die nun in Krügen voll geläuterter Butter aufgenährt wurden. Die andere Frau ward Mutter des wilden Anſamanja, den aber der Vater des Landes verwies, und deſſen Sohn Aſuman zum Thronfolger ernannt wurde. Der nun führte das Roß zu dem Opfer, das ſein Großvater Sagaras bringen wollte; aber eine Schlange kam und riß das Roß in den Abgrund, und das Opfer war unterbrochen. Sagaras entſandte die 60000 Söhne das Roß zu erſpähen, während er in der Stellung des Weihenden verharren wollte. Sie durchwühlten die Erde und kamen zu dem Elefanten, der ſie auf dem Rücken trägt und ſeinerſeits auf einer Schildkröte ſteht; wann der Elefant ſich einmal ſchüttelt, gibts ein Erdbeben. Sie gruben von da ſeitwärts, fanden das Roß bei Viſhnu, und rannten gegen ihn an; aber der Gott ſchnaubte mit der Naſe und die 60000 lagen in Aſche. Anſuman ward nun nach ihnen geſchickt. Er wollte ein Trankopfer ſpenden daß ihre Seelen in den Himmel kämen, hatte aber kein Waſſer in der Tiefe. Er wandte ſich an den Oheim Garudas, den Viſhnu reitet, und erfuhr daß kein irdiſches Waſſer, ſondern nur die Himmelsfürſtin Ganga zur Entſündigung dienen könnte. Anſuman brachte zunächſt das Roß dem Großvater, der nun das Opfer vollzog, aber auch während der 30000 Jahre ſeines fernern Lebens nicht wußte wie die Ganga herabkommen ſollte. Anſuman ward König, und wiewol er ſich 32000 Jahre gepeinigt hatte, und ſein Sohn Dvilipas das Gleiche als Nachfolger gethan, ſo ward doch erſt deſſen Erben Bhagirathas die Bitte nach dem himmliſchen Strom gewährt. Aber die Erde wäre zu ſchwach den Sturz zu beſtehen, darum ward Siva durch neue Büßungen gewonnen daß er ſich auf den Gipfel des Himalaja ſtellte und den göttlichen Strom herabfallen hieß. Zor-

nig gehorchte die Göttin. Aber ihre Wogen fielen auf Siva's Scheitel und verirrten sich Jahrtausende lang in seinen Haarflechten, bis endlich von dort sieben Flüsse niederrauschten, die sich später zum heiligen Strom des Ganges vereinigen. Die Götter selbst staunten ob dem Weltwunder, und wer eine Schuld auf sich hatte, reinigte sich in der Flut die von Siva niederbrauste. Bhagirathas fuhr voran, die Wogen folgten ihm. Zwar schluckte sie der Büßer Jahnus einmal, ließ sie aus seinem Ohr aber wieder herausquellen. So kamen sie zum Meer und in die Tiefen der Erde, wo die Asche der 60000 entsündigt wurde und die Seelen nun zum Himmel stiegen. Ganga aber blieb von den Menschen verehrt auf Erden als der heilige Strom.

Wie die Helden des Volksepos, so wurden die alten weisen Sänger der Vedas in diese Phantastereien hineingezogen. Visvamitra war ein die Bharatas im Krieg berathender Opferpriester, dessen Gesänge wir noch kennen; er ward jetzt zu einem König, der die Welt mit Heeresmacht durchzieht. Vasishta, der in den Veden ihm gleichfalls als Priester gegenübersteht, ward zu einem brahmanischen Einsiedler, der im blumenreichen Walde lebt, umringt von 60000 Weisen, entsprungen aus Brahma's Haaren und Nägeln, alle das heilige Wort Aum summend. Zu ihm kommt Visvamitra, und Vasishta bewirthet ihn trefflich mittels der Zauberkuh Sabala, die auf seinen Wunsch jede Speise hervorbringt. Visvamitra möchte die Kuh haben und bietet für sie Gold und Geschmeide, 800 Wagen, 14000 Elefanten, 11000 Rosse, eine Million Kühe. Vergebens. Da raubt sie der König. Aber sie wird wild, tödtet 1000 Krieger und legt sich dann zu Vasishta's Füßen. Ihr Brüllen erschafft ein Heer, und da die verzehrende Glut der Andacht Vasishta's noch mitwirkt, ist das ganze Gefolge Visvamitra's bald vertilgt, und verzweifelnd steht er einsam da wie ein Meer ohne Brandung, wie eine Schlange ohne Zahn, wie eine lichtberaubte Sonne, wie ein schwingenloser Vogel. Dann geht er an den Himalaja um durch Selbstqual Siva's Gunst zu erlangen. Auf den Spitzen seiner großen Zehen, mit aufgehobenen Händen, wie eine Schlange von Luft gefüttert steht er 100 Jahre; damit erlangt er die Bogenkunst, und nun verwüstet er Vasishta's Hain. Aber mögen die Götter vor seiner Waffe in Schrecken gerathen, der Heilige fürchtet sie nicht, sie wird vor dessen Stab zu Schanden. Da beschließt der König sich zum Brahmanen emporzubüßen. Nach 1000 Jahren wird er

für einen königlichen Weisen erklärt; betrübt hebt er von neuem an sich zu peinigen. Da fällt es mittlerweile dem Fürsten Trisanku ein lebendigen Leibes gen Himmel zu steigen und so in seinem körperlichen Zustand unter die Götter zu kommen. Er wendet sich deshalb an Vasishta, der solches Begehren verflucht; aber Visvamitra will ihm zur Ausführung seines Verlangens helfen, tritt zum Opfer, erhebt den heiligen Kochlöffel und heißt den Trisanku gen Himmel fahren. Der thut's auch, aber Indra wirft ihn aus dem Himmel wieder herab. Visvamitra sieht ihn fallen, hört ihn um Hülfe schreien, und ruft ihm halt zu. Da bleibt Trisanku zwischen Himmel und Erde schwebend. Visvamitra aber erschafft einen neuen Himmel mit neuen Göttern, und Götter und Weise flehen ihn an daß er doch die gute alte Ordnung nicht also stören möge. Sie verständigen sich darauf daß alles beim alten bleibe, Trisanku aber einen Platz im Himmel erhalte. Die fortgesetzte Kasteiung Visvamitra's unterbricht einmal die Nymphe Menaka, die durch ihn die Mutter der Sakuntala wird. Aber aus dem Sinnentraum erwachend fängt er ein neues Jahrtausend von Strengigkeiten an. Nichts reizt ihn mehr zur Liebe, nichts zum Zorn; mit angehaltenem Athem steht er stumm. Da wird es den Göttern bange, Schrecken ergreift die Welten, das Sonnenlicht scheint finster vor seinem Glanz, der Wind weht nicht mehr, die Berge wanken, Visvamitra ist durch seine Buße so mächtig daß das All in seiner Gewalt ist, daß er es zerstören könnte, wenn ihm sein Wunsch, die Brahmanenwürde, versagt werden sollte. Die Götter flehen darum zu Brahma, der sie ihm gewährt. Die Buße aber hat alles weltliche Verlangen, alles Rachegefühl in Visvamitra ausgetilgt, und so versöhnt er sich mit Vasishta, der ihn in den Vedas unterrichtet, und beide strahlen vereint im Glanze des Brahmanenthums.

Tugend, Gedächtniß, Ausharren, Weisheit, Milde, Geduld, Verstand,
Buße, Freiheit und Allkunde, Güte, Mäßigung, Dankbarkeit,
Gleichmuth — dieses versteht nämlich unter Brahma wer Brahma kennt.

Das auf solche Art überarbeitete, mit Episoden überfüllte, von ihnen überwucherte, sie endlich nur einrahmende Epos gleicht nun allerdings dem Asvattabaum, der seine Zweige wieder zur Erde senkt, wo sie Wurzeln treiben und neu aufsprießen, sodaß der Mutterstamm zum ganzen Wald wird, den die Schling-

pflanzen umranken und mit Blüten schmücken. Von den so im Lauf eines Jahrtausends angewachsenen Gedichten gilt dann was Fortlage sagt: Sie führen uns in unabsehbare Waldungen, bewohnt von frommen Einsiedlern, durchstreift von Halbgöttern, Riesen, Menschenfressern und sinnbezauberden Nymphen. Wir sind in eine warme treibhausartige Atmosphäre versetzt, wo der Geist eine magische Gewalt über die Körperwelt ausübt, und wo die scharfen Umrisse aller Dinge in einem reizenden Nebel verschwimmen. Hier büßen sich Menschen zu göttlicher Würde hinauf, Götter steigen in Menschen- und Thiergestalt auf die Erde herab, das Leblose erscheint bald als lebendig, bald das Lebendige als leblos; wir sind im Lande der Wunder, wo aus dem Kleinsten das Größte wird und aus dem Größten das Kleinste, wo der Geist alles kann und der Einsiedler kraft seiner Buße neue Firmamente schafft. Alle Gegenstände erscheinen weich wie Wachs, umformbar ineinander gleich den Organen der Pflanzen.

Aber auch in der Philosophie suchten die Brahmanen ihre Lehre von der Weltseele oder dem Brahma, dessen Theile die einzelnen Seelen sind und vor welchem die Natur nichtig und nur ein Traum ist, auszugleichen mit der Anschauung des Kapila, der an der Wirklichkeit der Einzelseelen und der Natur festhielt, und mit dem Buddhismus, der die Ueberwindung der Welt durch Leidenschaftslosigkeit und die Befreiung vom Kreislauf des Endlichen durch den Eingang ins Ewige anstrebte. Die Jogalehre, die Vertiefung des andächtigen Geistes, die Selbstinnigkeit der Seele im reinen Gedanken, spricht diese Verschmelzung aus; auch sie fand Eingang in das Epos, indem sie Krishna als Vishnu dem Ardshuna wie eine Offenbarung der Geheimnisse des Lebens vorträgt. Brahma, der ruhende Urgrund der Welt, erscheint hier aufgegangen in Vishnu, dem alldurchwaltenden Herrn des Lebens. Er ist in sich eins, die Seele der Welt, und zugleich in allen Dingen gegenwärtig, das was ihr eigentliches Wesen ausmacht, der Glanz im Metall, das Leuchten des Feuers, der Verstand des Verständigen, die Kraft des Starken. Die Natur, die Materie besteht als das immerdar Wechselnde, indem die Seelen aus dem Stoff sich immer neue Körper als so viel Formen oder Gewänder bereiten, bis sie sich wieder zur Weltseele, zum Unendlichen erheben, und in den Grund eingehen aus dem sie hervorgegangen. Gott in allem gegenwärtig, alles aus sich erzeugend, alles in sich hegend, über allem waltend, sich

in ſeiner Einheit ſelbſt erfaſſend, Gott als welteinwohnender und weltbeherrſchender Geiſt, dieſe höchſte Idee der Philoſophie iſt hier ausgeſprochen einige hundert Jahre vor Chriſtus und dem menſchgewordenen Gotte ſelbſt in den Mund gelegt. Kriſhna läßt den Ardſhuna ihn mit ſeinem Gottesauge anſchauen, und er ſieht wie Gott alle Weſen in ſich vereinigt, wie Brahma ſelbſt im Lotoskelche Viſhnu's ruht, deſſen Leib das ganze Univerſum iſt. Wir ſtellen einige Sprüche aus der Bhagavadgita (Lied von Bhagavad, einem Beinamen Viſhnu's) zuſammen; bekanntlich hat Schlegel dieſe Epiſode des Mahabharata mit lateiniſcher Ueberſetzung herausgegeben und Wilhelm von Humboldt eine treffliche Abhandlung darüber geſchrieben.

Ich bin der Welten Urheber, ihr Untergang geſchieht in mir,
Wie an die Perlenſchnur Perlen ſo iſt das All an mich gereiht.

Ich fließ in allen Meerfluten, ich leucht' in Sonn- und Mondenſchein,
Der Männer Geiſt, der Luft Schatten, der Erde ſüßer Duft bin ich.

Und keineswegs verlier' ich mich im Werke meiner Schöpfungskraft,
Darin ich wohn' und ſtill walte, unbewegt wie es wogen mag.

Sowie die Sonn' alleinſtrahlend dennoch die ganze Welt erhellt,
So wird von meinem Urlichte erleuchtet aller Menſchen Geiſt.

Der Anfang aller Weltweſen und Mitt' und Ende das bin ich,
Mein Auge nimm, das göttliche, dein menſchliches genüget nicht.

Was alles ſich mit Luft reget und was da unbeweglich bleibt,
Sollſt du in meinem Leib ſchauen, denn in mir iſt und lebt das All.

Mit mannichfachen Antlitzen, mit Himmelszierden ſiehſt du mich,
Mit Himmelskronen lichtſtrahlend, Gewändern himmelsduftumweht.

Aus tauſend Augen glanzvollen dringt überall mein Feuerblick,
Allwunderkräftig, ohn' Ende der Waffen führ' ich jegliche.

Du ſiehſt die Welt die vieltheil'ge in meinem Gottesleib vereint,
Alle Götter und Erdweſen ſie ſteigen auf und ab in mir.

Ich ſelbſt bin der Untheilbare und bin der Allgeſtaltete,
Ich bin der ſtete Rechtſchützer, bin immerdar der gute Geiſt.

Ich bin der Herr, ich bin alles, alles iſt meines Weſens voll,
In mir beſtehend, mir dienend freut ſeines Ruhmes ſich das All.

Die ſittlichen Lehren nähern ſich dem Buddhismus oder nehmen ihn in ſich auf. Der Menſch ſteht einmal innerhalb

des bedingten und getheilten Seins, ist einmal mit dem Körper behaftet, darum muß er dessen Bedürfnisse befriedigend und handelnd die Forderung des Tages erfüllen. Das ist seine Pflicht. Er soll aber über der Körperlichkeit stehen und innerhalb der Verkettung der Endlichkeit doch frei sein, darum soll er ruhigen Gemüths, ohne Leidenschaft handeln, ohne sein Herz von der Welt fesseln zu lassen, und soll ohne Rücksicht auf den Erfolg, auf Glück oder Unglück in reiner Gottergebenheit seine Pflicht erfüllen. Steine und Gold soll man gleichachten, aber wohlgesinnt sein für alle Geschöpfe und ihr Bestes suchen.

Wer mit treuem Glauben irgendeinen Gott verehrt, der ist ein wohlgefälliger Diener des Höchsten und Einen; dieser ist der Genießer aller Opfer, welcher Name auch dabei angerufen werde; Blüten und Früchte, wenn sie ein demüthiger Sinn darbringt, empfängt er gern. Der Gläubige ist wie das Wesen woran er glaubt, er gelangt nach dem Tode zu dem welchem er sich gewidmet hat, der Inhalt des Glaubens ist ein Abbild des Herzens (in seinen Göttern malt sich der Mensch). Die rechte Buße ist nicht Selbstpeinigung, sondern Selbstbeherrschung, Geduld und daß man fernerhin das Herz vor Schuld bewahrt. Höher als Opfer und äußerer Brauch steht die Innerlichkeit des Gemüths, das sich von Leidenschaften entstrickt, ruhig und still sich in sich und in das ewige Selbst vertieft; dadurch erhebt sich der Geist aus der Endlichkeit zu Gott, dem Ewigen und Einen. Einsam soll der sich der Vertiefung Widmende auf Opfergras sich niederlassen, unbewegt den Odem einziehen, nirgends umherblickend auf die Nasenspitze die Augen richten und den geheimnißvollen Namen der Gottheit Aum summen; — so machen sich doch brahmanische Aeußerlichkeiten wieder geltend. Doch erhebt sich darüber die Forderung der Seelenreinigung und Gemüthsruhe. Den Gliedern der Schildkröte gleich soll der Vertiefte die Sinne vor dem Stoff des Sinnenreizes zurückziehen, still halten vertieft in Selbstvertiefung, wie die Lampe die kein Wind bewegt, und seine Gedanken in das eine Wesen, in die Weltseele versenken. So geht er mit seinem Selbst ein in das göttliche Selbst.

Indem auch diese Gedankendichtung dem Mahabharata eingeflochten wurde, gestalteten die Indier dasselbe mit Absicht zu einem Sammelwerk alles Wissenswürdigen; das Gedicht nennt sich, wie Lassen hervorgehoben, selbst ein großes Lehrbuch des Nützlichen, ein Lehrbuch des Rechts, ein Lehrbuch des Angenehmen,

ausgesprochen durch Vjasa vom unermeßlichen Geist. Die didaktische Tendenz gesellte sich zur ursprünglichen Lust an der dichterisch freien Darstellung, während die Priester den alten Sagenstoff umprägten und ihre Anschauung in das Werk hineinarbeiteten. Damit hing zusammen daß man den Unterschied der Poesie und Prosa, den die vorbuddhistische Zeit in der Lyrik der Hymnen und dem Epos sowie in den Brahmanas und der Philosophie schon hervorgebildet hatte, wieder aufgab, und für die Literatur auch der Wissenschaft die metrisch gebundene Form nahm.

Das Brahmanenthum übte nach der Berührung mit den Griechen seine Einflüsse über Alexandrien, die orientalischen Ideen wirkten zur christlichen Gnosis mit.

Aber die christliche Idee der Menschwerdung Gottes und der Dreieinigkeit kam ihrerseits wieder zur Kenntniß der Brahmanen, und sie faßten nun auch die drei großen Götter Brahma, Vishnu, Siva zur Einheit, zu einer Dreigestalt, zusammen, zur Trimurti: es ist dasselbe göttliche Wesen das sich dreifach offenbart als Schöpfer, als Erhalter, als Zerstörer und Auflöser des Endlichen, sodaß aber der Tod sogleich die Wiege neuen Lebens wird. Wie indeß Siva in den Bergen, Vishnu am Ganges seine ersten und meisten Verehrer hatte und die Brahmanen an Brahma festhielten, so entstanden Sekten welche immer in einem dieser Götter den alleinwahren Gott sahen und die andern nur für besondere Namen seiner Thätigkeit oder seiner Eigenschaften erklärten. Ihre Lehren sind in den Puranas dichterisch ausgesprochen. Sie verhalten sich zum Mahabharata wie Hesiod zu Homer.

Die Puranas reden vom Ursprung der Welt, geben die Genealogie der Götter und alten Könige, und reihen daran neue Dichtungen über den Gott dem sie huldigen, oder wandeln die alten Mythen im Geist der Sekten um. Da erscheint vieles noch maßloser als in den spätern Theilen des Epos, und manches ist völlig absurd; dazwischen aber erklingen wieder Töne von einer seelenvollen Sinnigkeit, und große oder sittlich schöne Gedanken durchbrechen oder tragen die phantastische Wunderwelt. So kämpft Kasipu der Riesenkönig gegen Vishnu, unterjocht die Erde, baut sich als Welttyrann ein Schloß auf dem Himalaja, und zwingt selbst die Götter zu seinem Dienste; nur Brahma, Siva, Vishnu entziehen sich unsichtbar der Frone. Aber in Kasipu's Knaben Prahrada keimte die Verehrung für Vishnu, die Außendinge schienen ihm Schatten ohne Wirklichkeit, nur im Gefühl der

Vereinigung mit dem ewigen Geist fand er seine Freude. So bekannte er dem Vater daß er gelernt habe das Eine was zu wissen noth thut, zu verehren den Urgrund der in allem ist wie alles in ihm. Das Kind ward eingesperrt und gegeiselt daß es widerrufe, aber es fuhr fort zu bekennen daß in dieser Scheinwelt nur Vishnu die Wirklichkeit und Wahrheit sei. Kasipu ließ die Riesen mit schweren und schneidigen Waffen auf den Knaben schlagen; sie verwundeten ihn nicht; er ließ ihn vom Elefanten zerstampfen, aber er blieb unverletzt; er ließ ihn in eine Schlangenhöhle werfen, aber die Zähne der Nattern waren stumpf gegen ihn und ihr Gift wandelte sich in Balsam; die Flammen des Scheiterhaufens leuchteten wie kühle duftige Blumen um ihn. Den von der Klippe Gestürzten trugen die Lüfte sanft zu Boden. Laß von deinem blinden Wüthen, sagte er dem Vater, und erkenne die Macht des Allgegenwärtigen; Sonne, Mond und Sterne, Meer und Wälder sind Glieder seines Leibes; wer auf ihn baut den schirmt seine Huld, wer ihm trotzt der flattert in das Feuer seines Zorns wie Mücken ins Licht. Nun ward der fromme Knabe ins Meer versenkt; aber im Abgrund des Oceans rauschte sein Loblied Vishnu's durch die Wogen:

Sei gepriesen, Seele du des Weltalls,
Größer als das Größte und doch kleiner
Als das Kleinste, immerdar du selber
Und doch tausendfach verschieden bist du,
Wie das eine Licht in tausend Farben
Sich und Strahlen bricht. In allen Räumen
Waltest du und klopfst in allen Adern,
Denkst in allen Seelen, Herr und Meister.
Alle Opfer flammen dir und alle
Stimmen sind ein Chor zu deinem Lobe.
Als Gefäß von deinem Geiste bin ich
So wie du unsterblich, in dir lebend
Bin ich eins mit dir des Weltalls Seele.

Da sprangen seine Fesseln und die Flut hob ihn empor. Der Riese schalt die Schergen, aber der Sohn entschuldigte sie, nur der allgegenwärtige Gott habe ihn befreit. Der Riese versetzte höhnisch: Wenn denn Gott, von dem du fabelst, in allen Dingen ist, sag' mir, ist er nicht in dieser Säule? Und mit geballter Faust schlug er gegen eine Jaspissäule des Palastes. Sie spaltete sich und der Gott, halb als Löwe, halb als Mensch gebildet, stand in ihr, und trat hervor und erschlug den Riesen

mit gewaltiger Pranke. Neu athmete die befreite Welt, und der Gott erſchien wieder in ſeiner Milde mit der blauen Lotosblumenkrone, Ruhe kam in die Natur, roſiger Schimmer verklärte die Luft, als er den Prahrada zum König weihte.

Minder ſagt es uns zu wenn der betende Bharata, der ſchon durch Sinnentödtung die Welt überwunden, ſich einer vor dem Löwen ins Waſſer ſpringenden Antilope erbarmt, und durch die Sorge für das Thier der Frucht ſeines Strebens verluſtig geht, denn ſie zieht ſeine Gedanken in das Weltliche zurück, der Tod kommt über ihn, ſein brechendes Auge hängt an dem zärtlichen Thier, und er wird als Antilope wiedergeboren ſtatt in die Weltſeele einzuſtrömen. Oder wenn der Klausner Saupari einen Fiſch mit ſeiner Brut ſpielen ſieht und auch Kinder und Enkel möchte, und ſie auch in reicher Glücksfülle bekommt, denn ſeine Buße war ſo mächtig geweſen daß er allen Königstöchtern als der ſchönſte Jüngling erſchien, — und wenn er dann zu den Enkeln die Urenkel wünſcht und dabei inne wird daß für Hoffen und Wünſchen kein Ende ſei und ein böſer Zauber in jenem Fiſch ihn vom Weg der Ruhe und des Heils abgelockt habe. Der Dualismus wird ſo auch in der Viſhnuverehrung nicht völlig überwunden, Gott bleibt als der beſtimmungslos reine Eine der vielfältigen Welt mit ſeinem wahren Weſen und Selbſt doch ein Jenſeits, ſo ſehr er als allgegenwärtig und in allen Dingen lebendig geprieſen wird. Immer wieder ertönt mit religiöſer Weihe die Mahnung:

Alles Sinnliche, glaub' es,
Dran dein Herz du heftest, iſt ſo flüchtig
Und ſo leer wie ziehender Morgennebel,
Ja iſt nur die weſenloſe Schöpfung
Deines Geiſtes, ſchneller noch vergangen
Als entſtanden; drum dem Wahn entſagend
Daß die Welt der Sichtbarkeit, die Quelle
So von Schmerz wie Freude, dauern könne,
Richte feſt und unverrückt die Sehkraft
Deiner Seele auf das Eine Ew'ge
Wandelloſe! Zu dem großen Urgeiſt
Flüchte dich! In ihm nur iſt die Ruhe,
Nur in ihm der Frieden.

Das Mahabharata fand noch eine Fortſetzung oder Erweiterung in einem Epos das die Geſchichte Kriſhna's und ſeiner Familie behandelt und nach ſeinem Beinamen Hari den Titel

Harivanſam führt. Eine Epiſode erzählt die reizende Liebesgeſchichte von Pradyumna und Pradhabati, ſchwärmeriſch, duftig, märchenhaft. Und ſo nimmt denn überhaupt die ſpätere epiſche Dichtung dieſe Wendung daß die Liebe ihr Mittelpunkt wird, daß der Ton ans Lyriſche anklingt und daß die Dichter in künſtlichen Versmaßen und in der Ueberwindung von Formſchwierigkeiten ihre Virtuoſität zur Schau ſtellen. So ſchrieb Bhatti die Geſchichte Rama's ganz ausdrücklich zur Erläuterung der Grammatik und zur Darlegung ſchwieriger Reime und Versmaße. Ja man ging ſo weit Gedichte abzufaſſen die einen verſchiedenen Sinn gaben wenn man die Silben anders abtheilte und dadurch aus den gleichen Silben verſchiedene Worte bildete, und es gibt ein Werk von Kaviraga, das der Leſer auf dieſe Art entweder als Mahabharata oder als Ramayana herausklügeln kann, indem es den großen Bürgerkrieg oder die Thaten Rama's erzählt, je nachdem man ſich die Worte aus dem Silbenchaos abtheilt. Auch Indien zeigt in ſolchen Formſpielereien den Verfall der echten Kunſt, deren Form urſprünglich aus der Größe und Anmuth des Inhalts und aus der erhobenen harmoniſchen Seelenſtimmung des Künſtlers entſteht und der naturwüchſige Ausdruck der Idee iſt, dann aber der äußerlichen gehaltloſen Nachahmung anheimfällt, und in jenen Verſchnörkelungen zu Grunde geht, in welchen ein eitler Sinn mit der zweckloſen Beſiegung zweckloſer Schwierigkeiten prunkt. Als Heil- und Verjüngungsquell ſtrömt auch in Indien daneben das Volkslied, aber es harrt noch vergebens des Künſtlergeiſtes der ſich ihm anſchließt, wie nach der Zeit der Pegnitzſchäfer Goethe in Deutſchland, wie zum Trotz des höfiſchen Stils Shakſpeare in England gethan.

Lehrdichtung. Fabeln und Märchen.

Wie ſchon in der älteſten indiſchen Literatur der Gedanke in der Dichtung hervortritt und ſie auszeichnet, ſo nahm ſie, wie wir ſahen, allmählich eine lehrhafte Richtung an und die Erfindung der Phantaſie ward dem Zweck dienſtbar einen Spruch der Sittlichkeit oder Lebensklugheit einzuſchärfen. Auch im buddhiſtiſchen Kreiſe finden wir die Lehrweiſe Chriſti, eine Idee dem Volk durch die Einkleidung in eine Erzählung anſprechend vorzutragen und zugleich das Nachdenken zur Erfaſſung des zu

Grunde liegenden Sinnes anzuregen. Die religiösen Wahrheiten wurden in Parabeln und Legenden dargestellt. In der Thiersage haben wir ein Gemeingut der Urzeit; während Deutschland sie am reinsten hielt und am meisten episch ausbildete, bewahrte doch auch der reale Geist der Griechen in der Fabel die Natur der Thiere; bei den Indiern aber schlug theils der Zweck der Lehre so mächtig vor, theils ließ sie der Glaube an die Seelenwanderung in allen lebenden Wesen so sehr dieselben Seelen erblicken, daß die Thiere nur zur Maske der Menschen wurden, daß ihre eigenthümliche Art nur ganz äußerliche Berücksichtigung fand. Wenn auch von A. Weber nachgewiesen ist daß durch die Griechen nach Alexander eine Reihe von äsopischen Fabeln nach Indien kam, so steht doch denselben ein großer Reichthum originaler Erzeugnisse zur Seite. Daß auch der Kleine dem Mächtigen helfen kann, war einmal eine Erfahrung der Urzeit. In Indien füllen Mäuse die Grube in die der Elefant gestürzt ist; in Griechenland zernagt die Maus den Strick in welchem sich der Löwe gefangen hat; Elefanten und Löwen sind Thiere die in der Urzeit unbekannt waren, die aber nach der Scheidung der Völker sich die einen in Indien, die andern in Griechenland als die besonders gewaltigen darstellten; die Maus war aber im gemeinsamen Alterthum bekannt. Es sagt ihr besser zu daß sie den Strick zernagt; die spätere indische Fassung läßt sie das dann auch beim Elefanten thun. Durch mannichfaltige Fortbewegung im Munde des Volks gewinnen solche Geschichten gleich Rollsteinen endlich die runde präcise Form, den treffenden Ausdruck.

Was aber die Indier auch aus dem Occident empfingen, sie haben es reichlichst durch die novellenartigen Geschichten und die Märchen heimgezahlt. Die Quelle liegt hier wie im Epos theils in der Mythologie, theils in der Lebenserfahrung; der nachhaltige Reiz den die Offenbarung eines tiefen Sinnes in phantasiereich spielender Form gewährt, beruht auf der Verschmelzung beider Elemente. Für Indien war das Auftreten des Buddhismus und dann neben und nach ihm das Fortbestehen des Brahmanenthums maßgebend. Die Naturpoesie der Veden, die Göttersage war schon im Epos mit der menschlichen Geschichte verschmolzen; die mythologischen Ideen verschwanden dem Bewußtsein bei den religiösen Neuerungen, aber so viele dichterische Ausdrücke, so viele ihm lieb gewordene Züge hielt das Volk fest und knüpfte sie nun an neue Ereignisse und motivirte sie nun

auf neue Art nach Zeit und Sitte. Zu den Trümmern und Motiven der alten Sage gesellte sich der Kreis von Legenden, von Geschichten der Heiligen, durch welche die Phantasie der Buddhisten ihre Lehren veranschaulichte, um so mehr als auf das vorbildliche Leben des Religionsstifters so großes Gewicht gelegt war. Die Nichtbuddhisten ließen den Heiligen weg, behielten aber das Wunderbare und sinnvoll Gefällige der Erzählung bei, gaben ihr andere menschliche Träger oder verwandelten die Legende in eine Fabel mit Thiernamen. Wir finden in Indien bereits im 6. Jahrhundert eine Sammlung von derartigen Erzählungen mit vielen eingeflochtenen Sittensprüchen so berühmt daß der Perserkönig Khosru Anushirvan eine Uebersetzung anfertigen ließ; das Werk war als Fürstenspiegel abgefaßt in 12 Büchern und bildet die Grundlage für den unter dem Namen Hitopadesha, freundliche oder heilsame Unterweisung, angefertigten Auszug, wie für die spätere indische Bearbeitung welche Pantshatantra, fünf Bücher, heißt und hauptsächlich den fünf ersten Büchern der alten Sammlung folgt, Erzählungen der spätern aber einschachtelt. Denn wie in der Schlußredaction des Epos wird auch hier die Sitte herrschend eine Erzählung zum Rahmen zu nehmen und in ihren Verlauf andere einzufügen, in die wieder andere hineingeschoben sind wie beim Gewicht der Krämerwage. Bedeutsame Lehren sollen stets nicht durch eine, sondern durch mehrere Begebenheiten veranschaulicht, durch eine Sammlung von Sprüchen eingeprägt werden. Diese moralisirenden Erzählungen sagten den Indiern besonders zu. Die Phantasie ergeht sich in freiem Spiel mit Zeit und Raum, mit den Formen der Dinge, und versetzt die Bilder welche früher religiöse Ideen versinnlichten, als Wunder in die unmittelbare Wirklichkeit; alle Gegenstände werden belebt und beseelt; sie wechseln gelegentlich ihre Formen, streifen ihre Gestalt ab wie Schlangen ihre Häute und verwandeln sich in neue Erscheinungen; in ihrem Treiben, so seltsam es uns vorkommen mag, enthüllt sich doch eine höhere Lebenswahrheit, oder es springt aus ihm eine Klugheitsregel für den Hörer hervor. Das Märchen war geboren und übte fortan seinen Zauber auf das Kindergemüth. Es ging aus dem Volksmund über in das Buch, die Bücher wurden übersetzt, aber aus der Uebersetzung kamen die Geschichten wieder in den Mund der andern Völker, von Reisenden wurden sie einhergetragen wie Samenkörner von wandernden Vögeln; was unverständlich war,

was nicht zusagte ließ man fallen; man behielt den Sinn bei, gab aber der Erzählung das Gepräge heimischer Sitte oder ergänzte, ersetzte sie durch ähnliche Begebenheiten eigener Erfahrung; oder man gab das Ganze als solches auf, aber einzelne Züge, einzelne Motive prägten sich der Erinnerung ein und wurden bald der Keim selbständiger neuer Geschichten, bald wurden sie bestehenden Sagen zu deren Fortgestaltung eingepflanzt. Das alles geschieht allmählich, absichtslos; ist aber die rechte Gestalt gefunden, dann haftet sie nun im Volksgemüth oder wird wieder von der Literatur aufgenommen. Die indischen Märchen kamen durch den Buddhismus zu den Mongolen, die zwei Jahrhunderte in Osteuropa herrschten und dadurch ihre Kunde den Slawen überlieferten. Andererseits drangen islamitische Völker in Indien ein, und eigneten sich Juden und Araber nicht blos durch mündliche Erzählung, sondern durch Uebersetzung der Sammlungen die indischen Märchen an. Von beiden kamen sie durch den Verkehr im Osten seit den Kreuzzügen oder von Westen her durch die Mauren in Spanien zu den romanischen und germanischen Nationen. Meisterhafte Erzähler, ein Boccaccio im Dekameron, ein Don Manuel im Conde Lucanor, ein Straparola bemächtigten sich ihrer, und durch sie wurden sie so recht in Europa wiedergeboren und kamen von neuem in den Mund des Volks, in die Poesie eines Ariost und Shakspeare.

Theodor Benfey hat in der so gelehrten als geschmackvollen Einleitung zu seiner Verdeutschung des Pantschatantra den Nachweis geliefert wie die indischen Märchen durch ihre innere Vortrefflichkeit meistens das was bei den Europäern schon Aehnliches vorhanden war, in sich aufnahmen, sodaß in der Umwandelung vielfach nur ursprünglich getrennte Züge und Motive kaleidoskopisch vermischt wurden, wodurch die scheinbar so große Masse europäischer Märchen sich auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen reducirt, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glück und Geschick durch theils volkliche, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Denn das Märchen berührt viele Herzensſaiten, und die eine Bearbeitung hält diesen, die andere jenen Ton vorzüglich fest, alle aber verlangen nach dem gesunden sittlichen Volksbewußtsein den Sieg der sittlichen Weltordnung, der auch bei schnurrenhafter Laune der heitern Behandlung bewahrt bleiben soll. Jene Grundformen aber sind es welche den unversiegbaren, immer neu aufsprudelnden Born

bilden, an welchem das ganze Volk, hoch und niedrig, am meiſten aber dasjenige dem ſonſt wenig Quellen geiſtigen Genuſſes fließen, ſich immer von neuem erfriſcht.

Für das Phantaſieleben der Menſchheit haben dieſe Erzählungen daher eine Bedeutung die man nicht zu hoch anſchlagen kann, und deshalb ſcheint es am Orte das Geſagte durch einige Beiſpiele zu erläutern.

Das indiſche Epos hat folgende Erzählung: Zu König Uſinara flüchtet hülfeſuchend eine vom Habicht verfolgte Taube. Der Raubvogel behauptet ſein Recht auf Nahrung, der König gibt aber lieber ein Stück des eigenen Fleiſches ſo ſchwer wie die Taube, als daß er die ihm vertrauende, ſchutzflehende auslieferte. Da wiegt die Taube ſtets ſchwerer denn das ausgeſchnittene Fleiſch, bis daß Habicht und Taube ſich als die Götter Agni und Indra offenbaren, die des Fürſten Tugend prüfen gewollt, und ihn mit ſich in den Himmel nehmen, während ſein Ruhm auf Erden ewig währt. Die Grundlage bildet hier eine Legende des Buddhismus, der ſich bei ſeiner erbarmenden Liebe gegen alle lebenden Weſen, auch gegen die Thiere, in ſolchen Opfererzählungen gefiel, während den Nichtbuddhiſten das Ausſchneiden des Fleiſches, das Abwägen deſſelben gegenüber einem fordernden Gläubiger, dem man nicht genug thun konnte, etwas Abſchreckendes hatte, und der Blick ſich von dem hingebenden Dulder, der urſprünglich verherrlicht werden ſollte, auf den hartherzigen Dränger wandte, deſſen Unerbittlichkeit zuletzt ihren Lohn finden mußte. Und ſo begegnen wir denn in einem mongoliſchen Märchen, und nach ihm im ruſſiſchen Urtheil des Schemäka, einer Reihe von ſcharfſinnigen Entſcheidungen ſtreitiger Rechtsfälle, in denen der Beklagte gewöhnlich abſichtslos ſchuldig geworden und durch eine kluge Wendung freigeſprochen wird, und bei der mohammedaniſchen Faſſung dieſer Erzählung beginnt ſie mit dem Soldaten, der dem Juden für geborgtes Geld ein Pfund Fleiſch verſchreibt, und der Richter heißt den Juden das Fleiſch ausſchneiden, aber ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. In Hagen's Geſammtabenteuer kommt die Geſchichte in Bezug auf einen Kaufmannsſohn vor, und während der Jude ihm nach dem Hof des Kaiſers folgt, geht es ihm ganz ähnlich wie in der mongoliſchen und mohammedaniſchen Darſtellung, er überreitet ein Kind, fällt durch einen Sturz aus der Höhe einen alten Mann todt, und der Richter ſagt er ſoll der Frau wieder ein

Kind ſchaffen, den Sohn des Alten auf ſich herabſtürzen laſſen. Shakſpeare ließ die andern Dinge bei Seite, erfaßte aber die Idee von der Dialektik des Rechtsbegriffs, daß es einſeitig auf die Spitze getrieben ins Unrecht umſchlägt, daß der Buchſtabe tödtet und der Geiſt lebendig macht, daß nicht auf ſtrengem Recht, ſondern auf freier Sittlichkeit und Gnade das Leben beruht, daß die Geſinnung in allen Verhältniſſen die Hauptſache iſt, und fügte dem Mittelpunkt der Geſchichte vom Fleiſchausſchneiden die Wahl der Käſtchen und den Streit um die Ringe in erheiternder Weiſe zur Vervollſtändigung des Grundgedankens hinzu.

War hier das Motiv beibehalten, aber der Sieg nicht durch Selbſtaufopferung und Dulden, wie im Buddhiſtenthum, ſondern durch Geiſteskraft und Energie der Liebe errungen, ſo zeigt uns eine andere Parabel die fortſchreitende Ausbildung des anfänglichen Grundſtocks. Der Reiſende der im Walde auf einem Baum geſchlafen hat, ſieht unter ſich den Tiger lauern, über ſich die Schlange; er weiß vor Angſt nicht was er thun ſoll; wie aber von obern Zweigen etwas Honig herabträufelt, naſcht er davon und vergißt der Lebensgefahr. So die einfach indiſche Erzählung. Die mohammedaniſche Faſſung erweitert das zu einem Bilde wie leicht die Menſchen das Leben nehmen. Ein Mann flieht vor einem Elefanten und ſtürzt in einen Brunnen; er hält ſich an zwei ſchwachen Zweigen, ſeine Füße ſtehen auf Schlangenköpfen, auf dem Grund der Grube ſperrt ein Drache drohend den Rachen auf; der Mann ſieht zu ſeinem Schrecken wie eine ſchwarze und eine weiße Maus die ihn haltenden Zweige zernagen; aber er vergißt alles als er einen Bienenkorb in der Nähe gewahrt und ſtrebt dem Honig nach. Der Brunnen iſt die Welt, der drohende Elefant die Noth und Gefahr des Lebens, die Schlangen ſind die Säfte des menſchlichen Körpers, die ſich in Gift verwandeln, wenn man ihr Gleichmaß ſtört, die Mäuſe ſind Tag und Nacht, der Drache der Tod, der Honig der ſinnliche Genuß. Rückert in ſeiner anmuthigen Dichtung läßt die Schlangen weg und läßt an den beiden Zweigen ſelbſt Brombeeren reifen, nach denen der Mann greift, und ſo hat bei ihm die Parabel, nachdem ſie auch durch Dſchelaleddin Rumi's Hand gegangen, wol eine endgültige Form gefunden.

Wer dächte daß der Milchtopf, den Gellert's Marthe, gehörig aufgeſchürzt, nach der Stadt trägt, und der ſie Eier,

Hühner, ein Kalb u. ſ. w. in ſteigendem Gewinn hoffen läßt, ſchon als Reistopf über dem Bett des Brahmanen hing, der im Eifer des Projectenmachens ihn herabſtieß? Die Erzählung iſt durch Tauſendundeine Nacht, durch Conde Lucanor und Lafontaine's Fabeln allmählich unter die deutſchen Lehren der Weisheit und Tugend gewandert. Eine ähnliche indiſche Geſchichte kommt in immer neuer Weiſe vor: Ein Jäger will eine Honigſcheibe verkaufen, ein Tropfen fällt auf den Boden; des Kaufmanns Katze leckt ihn auf, des Jägers Hund beißt ſie todt, der Krämer erſchlägt den Hund, der Jäger und der Krämer rufen im Streit ihre Freunde zu Hülfe, ſie fechten bis ſie alle todt ſind — um einen Tropfen Honig!

Erzählungen vom Dank der Thiere und vom Undank der Menſchen weiſen auf den Buddhismus als ihre Quelle. Wenn aber die Legende ſagt daß Buddha in früherer Exiſtenz einmal Hirſch geweſen und dem König von Benares vorgeſtellt er ſolle das Jagen ſein laſſen, und täglich ein Stück Wild geliefert erhalten, ſo iſt es in ihrem Sinne wenn der Heilige ſich ſelbſt ſtatt einer trächtigen Hirſchkuh dahingibt, der König aber gerührt der Jagdluſt entſagt und den Wald den Hirſchen freiläßt. In einer verwandten Fabel will eine Kuh ihren Herrn retten und ſtatt deſſen ſich dem Tiger ausliefern, nur noch einmal bittet ſie ihr Kalb ſäugen zu dürfen, was denn auch den Tiger erbarmt. Die Nichtbuddhiſten aber machen jene Legende zur Fabel; dem Löwen gibt ſich täglich ein Stück Wild zum Fraße, damit er nicht mehr jagt; ein Häslein fürchtet den Tod, ſchleicht ſpät heran, behauptet von einem andern Löwen aufgehalten zu ſein, und führt den Löwen, um ihm den Nebenbuhler zu zeigen, an einen Brunnen, wo der dann ſein eigen Bild erblickt und kampfwüthig hinabſtürzt. Hier wird der Schwache durch Liſt befreit und der Tyrann ins Verderben gelockt, indem der Schluß durch die Aufnahme einer wahrſcheinlich uralten Geſchichte herbeigeführt wird, die uns im Aeſop wie im Reinecke Fuchs begegnet, das täuſchende Erblicken des eigenen Bildes im Waſſerſpiegel.

Die Heilung eines Halsgeſchwürs durch Lachen, die von Erasmus gelegentlich der Briefe der Dunkelmänner berichtet wird, ſtammt gleichfalls aus Indien. Dagegen ſcheint das Märchen vom Schlangenkönig und der Holzhauerstochter aus der Mythe von Eros und Pſyche entſprungen zu ſein oder mit ihr eine gemeinſame Grundlage zu haben. Wie Pſyche den Eros

verliert als ſie ihn beim Licht der Kerze betrachtet, dann aber durch Thaten der Buße ihn wiedergewinnt, dieſe Geſchichte der Seele, die durch Schuld des ihr geſchenkten Heils verluſtig geht, bis ſie es mit Gottes Hülfe durch Reue und Arbeit ſich verdient, — dies findet ein Gegenbild im indiſchen Märchen, wo ein altes Weib die Holzhauerstochter mistrauiſch macht, daß ſie den Namen des Gemahls erfrage, der ihr unter der Bedingung daß ſie es nicht thue, ein glückliches Leben in ſeinem Palaſt bereitet. Er ſagt den Namen und alle Pracht iſt verſchwunden. Nun dient ſie wie Pſyche der Mutter des Eros, der Mutter des Schlangenkönigs, ſammelt mit Hülfe der Bienen den Duft von tauſend Blumen in ein Gefäß, ſetzt mit Hülfe eines Eichhorns aus Samenkörnern einen Schmuck zuſammen, bis ſie endlich den Geliebten wiedererlangt. Auch in der Schwanenritterſage verliert die Gattin den Gemahl, wenn ſie nach ſeinem Namen fragt. Und die Morgenröthe darf den Geliebten, die Sonne, nicht nackt ſehen, ſonſt hat die Liebesnacht ein Ende und ſie wird vom Bräutigam verlaſſen, was ebenſo bei Eros und Pſyche wie in der Legende von Urvaſi aus der Urzeit nachklingt. — Der Urzeit gehörten auch Gottesurtheile an; es ſcheint aber ſchon aus Indien eingedrungen, wenn bei Gottfried von Strasburg Iſolde ſich von dem als Pilger verkleideten Triſtan aus dem Schiff heben und ſich mit ihm zu Boden fallen läßt, und nun darauf die Feuerprobe beſteht daß ſie in keines Mannes Arm außer dem ihres Gatten und jenes Pilgers gelegen habe; denn ganz ähnlich kommt die Sache mehrfach in indiſchen Erzählungen vor.

Die Indier wiſſen auch bei aller Frauenverehrung etwas von böſen Weibern zu erzählen. Einem wandernden Brahmanen will ein Dämon nichts zu Leide thun, da er ſchon zu ſehr von ſeiner Frau gequält werde, ſondern eine Gunſt erweiſen; der Dämon hat die Zänkiſche kennen gelernt, als er einen Baum neben dem Hauſe des Brahmanen bewohnte und vor ihr daraus flüchtete. Der Dämon will in eine Prinzeſſin fahren, der Brahmane ſoll ihn beſchwören, da will er ſie verlaſſen. Der Dämon weigert ſich indeß doch, nur als der Brahmane ihn mit der Frau droht, verläßt er die Prinzeſſin. Die Geſchichte iſt im Buch der Vierzig Veziere fortgebildet. Ein junger Holzhauer hat eine böſe Frau; er will ſich zu ſeiner Errettung einen Strick kaufen, ſie aber meint er wolle das Geld einer Geliebten bringen und folgt ihm in den Wald. Da denkt er ihrer los zu werden,

indem er von einem Brunnen ſpricht worin ein Schatz liege; ſie verlangt daß er ſie am Strick hinablaſſe, er thut's, zieht das Seil dann herauf und geht von dannen. Doch nach einigen Tagen fühlt er Reue und Mitleid, läßt den Strick wieder in den Brunnen hinab und ruft: Klammere dich daran. Was er aber herauszieht iſt ein Dämon, der ihm die Rettung vor dem böſen Weibe dankt, das ihm ſeit kurzem ſeine Wohnung verleide. Zum Lohn dafür fährt er in des Königs Tochter, daß ihn der Holzhauer dort banne; es geſchieht und der Beſchwörer wird des Königs Eidam. Der Dämon fährt in die Tochter eines andern Königs, dieſer hat von der Wundercur im Nachbarland gehört und bittet daß man ihm den ehemaligen Holzhauer ſende. Wie der hinkommt, ſchnaubt ihn der Dämon zornig an, ob das der Dank für eine Wohlthat ſei, daß er ihm nun ſeine Geliebte entreißen wolle. Der Gerufene erſchrickt, faßt ſich aber und ſagt, er komme nicht der Prinzeſſin wegen, ſondern ſei auf der Flucht vor dem böſen Weib, das wieder den Brunnen verlaſſen habe und ihn verfolge. Da geräth der Dämon in Angſt, fährt aus und flieht von dannen.

Ich übergehe andere Faſſungen in Europa, und erinnere an Machiavelli's Novelle „Belſagor". Als viele Seelen in der Hölle ſich beklagen ihr ganzes Unglück ſtamme daher daß ſie eine Frau genommen, ſoll der Teufel Belſagor in Menſchengeſtalt eine Probe machen ob es wirklich ſo ſchlimm mit böſen Weibern ſei. Er heirathet eine ſtolze herrſchſüchtige Florentinerin, die das Vermögen durchbringt und ihm das Leben ſo ſauer macht, daß es ihm ganz recht iſt als er vor den Gläubigern flüchtig gehen muß. Ein Bauer verſteckt ihn, und den will er zum Dank dadurch reich machen daß er in Weiber fahren und ſich nur durch ihn wieder austreiben laſſen wolle. Es geſchieht mehrmals und der Bauer erhält großen Lohn. Dann ſagt Belſagor jetzt ſei ſeine Verpflichtung erfüllt und der Bauer ſolle ſich hüten ihm wieder zu begegnen. Als Arzt wider Willen, (ein in andern indiſchen Märchen gleichfalls geläufiges Motiv) wird aber der Bauer gezwungen dennoch zur Tochter des franzöſiſchen Königs zu reiſen. Wie Belſagor ihn erblickt ſchnaubt er ihn an, aber der Bauer erwidert: Ich wollte dir ja nur ſagen daß deine Frau kommt. Darauf fuhr der Teufel entſetzt aus und lieber geradeswegs in die Hölle als in die Arme der Florentinerin.

Von einem böhmiſchen Volksmärchen endlich, das Frau

B. Nemec ganz trefflich in Wenzig's weſtſlawiſchen Märchen mittheilt, bemerkt Benfey mit Recht, es zeige was ein poetiſch reich begabtes Volk durch vollſtändige Aneignung aus einem überkommenen Stoff zu machen vermag. So viele neue Motive ſind hinzugetreten und das Ganze iſt ſo ſehr mit dem individuellen Leben des Volks, das es aufgenommen hat, verſchmolzen und davon geſättigt, daß wenn die überlieferten Ein- und Durchſchläge nicht zugleich im weſentlichen ſo rein bewahrt wären, kaum ſein hiſtoriſcher Zuſammenhang mit der indiſchen Quelle zu erkennen ſein würde. Gerade dadurch aber iſt es ſo belehrend für die Geſchichte der Märchenpoeſie.

Die böſe Käthe iſt eine alte Jungfer geworden, geht aber immer noch zum Tanz und findet immer noch keinen Tänzer. Da geht ſie wieder einmal nach der Schenke und ſagt bei ſich ſelbſt: Wenn denn kein Burſche kommt, ſo möcht' ich meinethalben mit dem Teufel tanzen. Und wie ſie allein am Ofen ſitzt, tritt ein ſchmucker fremder Jäger heran und bietet ihr zu trinken, führt ſie zum Reigen und tanzt mit ihr den ganzen Nachmittag und Abend. Wie er ſie nach Hauſe begleitet, ſagt ſie: „Könnt' ich doch ſo durchs Leben mit Euch tanzen wie heut'." „Das kann ja geſchehen", verſetzt er, „komm mit mir, häng dich an meinen Hals." Wie ſie das thut, verwandelt er ſich in den Teufel und fliegt mit ihr zur Hölle. Aber ſie hängt feſt an ihm wie eine Zange, die Teufel können ſie nicht losbringen, und ihr Oberſter ſagt zu dem Ankömmling: „Packe dich und ſieh wie du die Käthe los wirſt." Und der Teufel kehrt mit ihr zur Erde zurück und verſpricht ihr vergebens goldene Berge, wenn ſie ihn freigebe. Sie kommen zu einem Schäfer. Der Teufel, der wieder wie ein Jäger ausſieht, verſetzt auf die Frage des Schäfers, was er da trage, es ſei ein Weib das nicht von ihm laſſen wolle, er gedenke ſie ins nächſte Dorf zu bringen, — und verſtändigt ſich mit dem Hirten daß der ſie ein Stück Wegs trage. Der Schäfer hat einen großen Pelz an, Käthe klammert ſich an dieſen und bei einem Teich ſchlüpft der Schäfer aus dem Pelz heraus und läßt ihn ſammt dem böſen Weib ins Waſſer fallen. Deß freut ſich der Teufel, gibt ſich zu erkennen und ſagt dem Schäfer er werde es ihm einſt reichlich lohnen. Der Schäfer iſt anfänglich wie vom Schlag gerührt, dann aber denkt er: Sind alle ſo dumm wie der, ſo iſt's gut. — Das Land wo der Schäfer wohnt, beherrſcht ein junger Fürſt, der in Saus und Braus lebt und das

Volk zwei Günſtlingen zu regieren überläßt. Eines Tags fragt er den Sternſeher nach der Zukunft, und hört von dieſem das Schreckenswort: Bevor der Mond voll wird kommt der Teufel deine beiden Stellvertreter zu holen, und im Vollmond packt er auch dich. Da rührt ſich dem König das Gewiſſen, er wendet ſich auf den rechten Weg, lebt gottesfürchtig und verwaltet das Land ſelbſt gerecht und weiſe. Die Stellvertreter aber verrammeln ſich in ihren Schlöſſern, daß ihnen der Teufel nicht beikomme. Der begibt ſich mittlerweile zum Schäfer und ſagt daß er die Stellvertreter holen werde; der Schäfer ſolle aber, wenn er ihn auf dem Schloß des einen und dann des andern mit dem Schuldigen kommen ſehe, ihn entweichen heißen; das werde er thun; dafür ſolle der Schäfer von jedem zwei Säcke Goldes verlangen. Aber den König ſolle er nicht befreien wollen, ſonſt werde es ihm ſelber die Haut koſten. Der Schäfer geht zuerſt nach dem einen Schloß, dann nach dem andern, trifft jedesmal ein groß Geſchrei, ſieht den Teufel mit einem Stellvertreter kommen und heißt ihn verſchwinden, was auch geſchieht. Das hört der König und heißt den Schäfer kommen; und weil der Fürſt mittlerweile ſo gut regiert, willigt der Schäfer darein zu verſuchen ob er ihn retten könne, ſollte es ihm auch ſelbſt das Leben koſten. Der König erwartet ruhig und gefaßt unter dem Wehklagen des Volks die letzte Stunde, der Teufel kommt, der König folgt ihm hinab in den Hof, da drängt ſich der Schäfer ganz erhitzt durch die Menge auf den Teufel zu und ſchreit: „Lauf ſchnell, ſonſt wird dir's ſchlimm ergehen!“ „Wie wagſt du es mich aufzuhalten?“ fragt der Teufel, aber der Schäfer verſetzt: „Du Narr, hier handelt ſich's nicht um den Fürſten, ſondern um dich! Ich komme deinetwegen. Käthe lebt und ſucht dich!“ Da iſt der Teufel ſogleich wie weggeblaſen, und der König macht den Schäfer zu ſeinem Rathgeber, und der Schäfer gibt die Säcke Goldes den Armen wieder, von denen ſie die Stellvertreter erpreßt hatten, und lebt mit dem König glücklich weiter.

Eine buddhiſtiſche Legende, der ich zum Schluß noch gedenke, läßt Buddha gleich jenem Kind des heiligen Auguſtin das Weltmeer mit einer Muſchel ausſchöpfen wollen; die Götter lachen über das Bemühen, aber der Knabe verſetzt: „Wenn ein Menſch von ganzem Herzen eine Handlung vornimmt, ſo gibt es nichts was er nicht auszuführen vermöchte.“ Da helfen ihm die

Götter. In anderer Faſſung iſt Buddha in früherer Exiſtenz ein Eichhorn, dem der Sturm die Jungen vom Baum in den Fluß geſchleudert, der Fluß hat ſie ins Meer getragen, und das Eichhorn taucht ſein Schwänzchen in die Wellen und ſpritzt das Waſſer auf das Land, ſo hofft es den Ocean auszutrocknen. Indra lacht darüber, als er aber die ausharrende Kindesliebe ſieht, bewirkt er daß die Jungen wieder ans Land kommen. Unter der Hand der Brahmanen wird daraus die Fabel vom Vogel Strandläufer, der die lächerliche Figur macht ſeine Füßchen des Nachts während des Schlafs in die Höhe zu ſtrecken, weil er ſich einbildet der Himmel ſtürze ein, wenn er ihn nicht alſo ſtütze. Sein Weibchen trägt Bedenken die Eier nahe an das Meer zu legen, er aber ſagt: Was kann uns das Meer thun? Das Meer dachte bei ſich: Ich will doch ſehen was er macht, wenn ich die Eier fortſchwemme, — und die Flut nahm ſie mit. Da wollte der Strandläufer, während das Weibchen ihm bemerkte daß ihn ſein Hochmuth zu Fall gebracht, das Meer mit ſeinem Schnabel austrocknen. Denn dieſe welche die Kraft der Standhaftigkeit beſitzen, ob ſie auch klein ſind, beſiegen doch die Mächtigen. Auch kann man ja die andern Vögel zu Hülfe rufen, denn vieler Einigung bringt Stärke, ob ſie gleich einzeln ſchwach ſind; aus Gräſern wird das Seil geflochten, das ſelbſt den Elefanten hält. Und ſie wandten ſich an den Vogelkönig Garuda, den Viſhnu reitet, der wandte ſich an Viſhnu, und dieſer hieß das Meer die Eier herausgeben. So wird der feſte Wille des Schwachen doch ſieghaft.

Aus der Zeit des herrſchenden Buddhiſtenthums ſtammen dann auch die Spottgeſchichtchen von der Dummheit der Brahmanen, ähnlich wie in den Tagen der Reformation die Mönche lächerlich gemacht wurden. Daß die Brahmanen auch im Drama häufig eine komiſche Figur ſpielen, weiſt gleichfalls auf den buddhiſtiſchen Urſprung ſolcher Dichtungen hin; in jüngern Werken werden ſie wieder verherrlicht und dann haben buddhiſtiſche Mönche auf ihre Koſten für den Spaß zu ſorgen. Im Kampf und Wetteifer der Parteien hat ſich auch in Indien die Komik entwickelt und mitunter zu heiterm Humor erhoben.

Auch in den Volksmundarten entſtanden mancherlei novelliſtiſche Sammelwerke. Eine berühmte Sammlung indiſcher Märchen und Novellen, eingerahmt in eine romanhafte Geſchichte, und in Slokas abgefaßt, rührt von Somadeva her, der ſie zur

Ergötzung der Großmutter des Königs Hersha Deva von Kashmir im 11. Jahrhundert niederschrieb. Ein schlichter Ton der Erzählung verbindet sich mit epigrammatisch zugespitzten Gedanken. Das Buch führt den Titel Vrihat Katha, Meer der Erzählungsströme.

Spruchdichtung und Kunstlyrik.

Wenn schon in den Veden und im Epos das Element des Gedankens als solchen hervortrat und die sinnige Betrachtung sich dem Aufschwung des Gefühls oder dem Preise der That zur Seite stellte, so gefiel sich der philosophische Geist der Indier von früh an darin daß er die Frucht seines Sinnens in einzelne Sprüche zusammenfaßte, und die das ganze Wesen beherrschende Phantasie gab denselben am liebsten die Form des Bildes, sei es daß die besondere Erscheinung die allgemeine Idee unmittelbar und metaphorisch ausdrückt, sei es daß sie gleichnißweise und veranschaulichend neben denselben steht. Das Versmaß hilft dazu die Worte genau zu wählen, ihre bestimmte Stellung auch im Gedächtniß festzuhalten und den Spruch wie einen geschliffenen Edelstein in der Schatzkammer des Gemüths zu bewahren. Doch finden sich auch viele solche epigrammatische Sätze ohne dichterischen Schmuck, nur vom innern Gehalt getragen Die Beliebtheit dieser Spruchpoesie zeigen uns die Sammelwerke der erwähnten Erzählungen: denn diese sind entweder an jene geknüpft, oder bei jeder sich bietenden Gelegenheit ergießt sich der Erzähler oder eine der handelnden Personen in solchen Gedanken, oft unerschöpflich wie Sancho Pansa mit seinen Sprichwörtern, und schon vor der Grundschrift des Pantshatantra finden wir die Spruchsammlung Bhatrihari's, und die Wirkung auf die verwandte Dichtung der Orientalen war eine ähnliche wie die der Märchen. Mit Bhatrihari hat Herder bereits Deutschland in der Weisheit einiger Brahmanen bekannt gemacht. Ein Gedicht von Sankara Acharya, Mohamudgara, Thorheitshammer, stellt in 12 Strophen die Lehre von dem Leid und der Nichtigkeit der Welt, von der Einheit aller Seelen und der alleinigen wahren Wesenheit Gottes zusammen. Nur Tugend gewährt Frieden. Alles Irdische vergeht wie ein täuschendes Trugbild:

Gleichwie der zitternde Tropfen am Lotos
Schwindet das menschliche Leben dahin.

Einige Proben aus Bhatrihari werden uns den Höhepunkt ſittlicher Bildung bei den Indiern und zugleich die Vorzüglichkeit ihrer Spruchdichtung darthun.

Die Freundſchaft mit dem Böſen,
Gleichgültigen und Guten
Sei dir nicht einerlei.

Ein Tropfen Regenwaſſer
Fiel auf ein glühend Eiſen,
Man ſah die Spur nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume
Und blieb ein Tropfen Thaues
Und glänzte perlengleich.

Er ſank in eine Muſchel
Zur ſegensreichen Stunde
Und ward zur Perle ſelbſt.

Wie der Schatten früh am Morgen
Iſt die Freundſchaft mit den Böſen,
Stund' auf Stunde nimmt ſie ab;
Aber Freundſchaft mit den Guten
Wächſet wie der Abendſchatten,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Was uns die Natur zu ſein vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Menſch nicht werden;
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er was er iſt und wird nicht größer;
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur ſein Krüglein.

Ungebeten kommt die Sonne und erſchließt der Blumen Kelch,
Und der Mond erquickt am Abend ungebeten ſie mit Thau;
Ungebeten ſtrömt der Regen allerquickend auf das Land,
Alſo thut der Herzensgute ungebeten Gutes auch.

„Dies iſt einer von uns, dies iſt ein Fremder", ſo ſprechen
Niedre Seelen. Die Welt iſt nur ein einiges Haus.
Wer die Sache des Menſchengeſchlechts als ſeine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geſchick, nimmt am Verhängniſſe theil.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So vom Schicksal gebeugt strebet ein Edler empor.

Edler Menschen Sinn ist im Glücke lotosweich,
Aber wird beim Ungemach hart und stark, Felsen gleich.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du, Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank! Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und jetzt geh ich zur andern Welt euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

Früher, sagt der Weise, habe er in allen Dingen nur Frauengestalten erblickt, seit die Salbe der Erkenntniß sein Auge gestärkt, sehe er Gott in allem. Die Sammlung zerfällt in ein Buch der Liebe, der Pflichten, der Büßung. Und so zieht sich auch durch die Sprüche ein Entweder-Oder, ein Dualismus der sinnlichen Lust und der Weltentsagung; „entweder im Walde Buße thun, oder an Weibes Busen ruhn"; A. W. Schlegel hat eine doppelt reimende Sloka derart glücklich wiedergegeben:

Wohn' an der Ganga Stromfluten, sündentrückenden, quellenden,
Oder an zarter Brust Hügeln, sinnentzückenden, schwellenden.

Und so stellt sich der buddhistisch-mönchischen Enthaltsamkeit und Weltflucht eine genußsüchtige und nur sinnliche Liebeslyrik gegenüber. Wo man es verschmäht die Triebe zu ethisiren, zu durchgeistigen, mit dem Sittengesetz zu versöhnen, da brechen sie in thierischer Nacktheit aus der Unterdrückung wieder hervor. So stören ja auch Nymphen die Bußübungen der Selbstpeiniger. Kalidasa's Wolkenbote und der zerbrochene Krug von Ghatakarpura zeigen noch einige Sinnigkeit. Dort klagt der Liebende der vorüberziehenden Wolke sein Sehnen und gibt ihr Grüße an die Geliebte, hier bedauert die Frau daß sie bei der Regenzeit dem Manne fern sein muß; in beiden Gedichten wird die Natur bald zum Spiegel bald zum Contrast der Gemüthszustände. Aber auch hier schon herrscht mehr das Verlangen nach der leiblichen als nach der geistigen Gemeinschaft. Und so schildern auch Kalidasa's Jahreszeiten die Natur und den Wechsel von Blühen und Welken, von Sonnenschein und Regen um in allen Erscheinungen ein Motiv für sinnlichen Liebesgenuß aufzuspüren. Funfzig Stro-

phen eines andern Gedichts von einem jungen Brahmanen Tſhaura geben ſich den Anſchein als ſeien ſie auf dem Gang nach dem Richtplatz gedichtet, den der Sänger wandeln muß weil er heimliche Minne mit einer Königstochter gepflogen; jede Strophe hebt an: Auch jetzt noch, — denn noch immer denkt er der Geliebten, und trotz des bevorſtehenden Todes möchte er mit ihr koſen. Auch jetzt noch denkt er des Königsſchwans, der im lotosreichen See der Luſt des Nachts mit ihm verweilt und des Morgens wonnewachenbleich, matt von voller Luſterſchöpfung von dannen ging; auch jetzt noch denkt er wie ſie die Hände zuſammenflochten, die Lippen wund biſſen oder blutig küßten, wie denn auch die Nägelmale des Mannes auf der Bruſt des Weibes in dieſer brünſtigen Schwelgerei niemals fehlen. Den Gipfel dieſer Lyrik bildet Jajadeva's Gitagovinda, das Lied vom Kuhhirten Kriſhna, der bekanntlich als die Verkörperung Viſhnu's angeſehen ward, was dann auch hier zur myſtiſchen Deutung Veranlaſſung gab als werde die Liebe Gottes und der Natur in dieſem Sinnentaumel gefeiert, und demzufolge ſind dann religiöſe Hymnenklänge zwiſchen das mann- und weibstolle Girren und Schmachten oder das verzückte Stammeln und endliche Ermatten der brünſtigen Ueppigkeit eingeſchoben. Nur äußerlich vergleicht ſich das Gedicht dem Hohenliede. Der ſittliche Gehalt, die innige Liebestreue und der echte Naturlaut im Hebräiſchen erhebt ſich hoch über das nur Sinnliche und über das künſtliche Formenſpiel und Reimgeklingel des Indiſchen. Radha, die Hirtin, ſucht Kriſhna, der mit andern Mädchen ſpielt, und wünſcht ſich ſeine Umarmung; dann wirbt er ſchmachtend um ſie, bis endlich ihre Vereinigung in Verſen geſchildert wird, welche die europäiſchen Ueberſetzer auslaſſen oder mildern. Hören wir als Stilprobe in Rückert's genialer Nachbildung wie eine Hirtin der Schmollenden Kunde bringt:

Wo er zur Wohnung der Wonnebelohnung genaht iſt im Schmucke der Liebe,
Stattlich Gelendete, ſäume nicht, wende dich ſchnell zu dem Herrſcher der Triebe!
Unter dem Duftſtrauch an Jamuna's Lufthauch harret der Hainbekränzte.

Schwingt eine Taube ſich, regt es im Laube ſich, meinet er daß du gekommen,
Schmücket das Lager dir, blicket mit zager Begier dir entgegen beklommen;
Unter dem Duftſtrauch an Jamuna's Lufthauch harret der Hainbekränzte.

Oder Radha ſagt am Morgen nach der durchſchwärmten Nacht:

Holder Geſell, an die Augengazellenbewegungs-umhegenden Ohren bring
Hier den geſchickt ſich wie Mandana's Fangſtrick dehnenden ſehnenden Ohrenring.
Fang ins Geflechte die flatternden, lange wie Bienen in ſchwärmenden Flocken mein
Lilienlicht des Geſichtes umhangenden, fange die lockeren Locken ein.

In ſolchem Wortgeklingel, in ſolcher Formverkünſtelung bei ſteigender Gehaltloſigkeit hat ſich dann die indiſche Lyrik mehr und mehr verloren, während dem Volksgemüth allerdings da und dort bis in die neue Zeit hinein innig empfundene einfache Lieder entſprießen. Schon das Gedicht „der zerbrochene Krug" erhielt ſeinen Namen daher weil der Dichter ſeinen Namen Ghatakarpura durch ein Wortſpiel einflechtend am Ende gelobt, jedem der ihn an künſtlichen Rhythmen und Reimen beſiege, Waſſer in einem zerbrochenen Krug holen zu wollen. Von den Wechſelgeſängen der Gitagovinda ſagt auch Roſenkranz, der ſonſt von einer zarten verſchämt wollüſtigen Haltung der Indier redet: Alle Launen einer leidenſchaftlichen Liebe, ihr Verlangen und Bangen, ihr Schmollen und Grollen, ihr Tändeln und Koſen ſind mit einer orgiaſtiſchen Ueppigkeit beſchrieben, die ſich in dem wechſelnden überkünſtlichen Metrum, in der wollüſtigen Muſik der Verſe widerſpiegelt, und die lüſternſte Sinnlichkeit mit pantheiſtiſchen Entzückungen vermiſcht, wie ſie nur in Indien möglich waren. Und Fortlage findet in der indiſchen Lyrik eine Liebe welche nicht verglichen werden kann mit der erfriſchenden Roſe, nicht mit der edeln Lilie die zum Himmel weiſet, nicht mit dem erquickenden Veilchen, ſondern welche gleich dem Duft des Jasmin berauſcht und betäubt. Ich finde unſer Wort Liebe zu edel für dieſe Raffinerie der Wolluſt, die in ihrer überladenen bilderverſchnörkelnden Sprache nur die Ausartung des Volks und der Kunſt bezeichnet.

Das indiſche Drama.

Die Anfänge des Dramas auch der Indier liegen in der Wiege der Religion. Die Feſte der Götter wurden mit Muſik, Geſang und Tanz gefeiert, der Tanz entwickelte ſich zu einer pantomimiſchen Darſtellung, und indem dieſe dem Wort ſich ge-

fellte, war das Schauspiel vorhanden. Das Epos zeigt uns vielfach die Wechselrede, und schon in den Veden begegnet uns balladenartiger Wechselgesang wie in der spätern Lyrik. Das Drama aber und die dramatische Kunst scheint sich indeß doch erst nach dem Muster der Aufführung griechischer Werke entwickelt zu haben, wiewol die indischen Dichtungen durch bunten Scenenwechsel, durch Fülle der Begebenheiten und durch die Liebesgeschichten an die romantische Bühne Englands und Spaniens erinnern. Der Buddhismus mag das Seine beigetragen haben daß das Schauspiel den gottesdienstlichen Charakter verlor und ein weltliches Gepräge gewann. Bei festlichen Gelegenheiten, Krönungen, Hochzeiten, Geburt eines Prinzen fanden an den Königshöfen Aufführungen statt, eine stehende Bühne gab es nicht, große Säle oder Höfe wurden für das Theater eingerichtet. Die Decorationen mußten durch die Einbildungskraft ersetzt werden, und die Handlung selbst ward oft so dargestellt daß eine Person auf der Bühne den Vorgang erzählt, den sie zu sehen vorgibt, wie das ja auch bei uns in Bezug auf Schlachten üblich ist.

Indeß legte doch schon die sinnliche Gegenwart der Darstellung und die Anschauung der Wirklichkeit der Phantasie eine Fessel an und führte zu größerer Bestimmtheit und Lebenswahrheit, als der spätern indischen Epik eigen war. Das Drama ward zum Spiegel der menschlichen Verhältnisse, der Zeiten und Sitten. Es forderte Verständlichkeit, und neben der Schriftsprache, dem Sanskrit, das die Hauptheiden reden, drangen die lebendigen Mundarten ein, das weichere Prakrit, das sich in mehrere Volkssprachen zerlegt, die zugleich den Charakter oder Stand der auftretenden Personen hervorheben: der Dialekt von Surasena gehört den Frauen an, Dienern und Kaufleuten der von Arddha, Intriguanten der von Dekhin; die niedern Kasten wie die Dämonen haben ihr eigenes Kauderwelsch. Grenzten alle diese Dialekte nicht nahe aneinander, so wäre ein unverständliches Gemisch entstanden; es war die Aufgabe des Dichters sie für die Kunst zu gestalten und das Allgemeinverständliche mundartlich zu schattiren. Dabei wechselt Vers und Prosa je nach dem Stoff, und der Dialog ist bald die Rede des gewöhnlichen Lebens, bald ergießt sich das Gefühl in den schwierigsten Versmaßen.

Das indische Drama hat die Elemente des Epischen und Lyrischen nicht zur völligen Durchdringung gebracht. Es ist zu wenig Darstellung der That, das heißt der Selbstverwirklichung des

Willens und seiner überlegten Entschlüsse zur Erreichung seines Zweckes, zu sehr nur Schilderung von Begebenheiten die sich gerade zutragen und die Menschen in mannichfache Verhältnisse bringen. Diese Situationen werden dann verwandt um die durch sie veranlaßten Gefühle lyrisch auszudrücken, die in ihnen waltenden Seelenstimmungen zu äußern; statt der Selbstentwickelung der Handlung erhalten wir eine sinnvolle Betrachtung des Geschehenen. Der Geist schaut zu wenig in die Zukunft, und der Dialog stellt die Empfindungen und Gedanken der sich Unterredenden mehr nebeneinander hin, als daß er sie in Wechselwirkung zeigte und aus der Gegenseitigkeit des Einflusses, den sie aufeinander üben, den Fortschritt der Handlung hervorgehen ließe. Selten treten streitende Mächte einander energisch gegenüber, noch seltener aber ist der innere Conflict, dieser eigentliche Nerv des Dramatischen, der den Gegensatz der Principien und damit den Kampf in die Seele des Helden selber aufnimmt. Dadurch fehlt die Concentration und die Spannung, die wir mit Recht vom Drama fordern; statt ihrer gefällt sich die indische Phantasie im Reichthum und Reiz der Situationen und in der wohllautenden Entfaltung zarter Gefühle. Aber die mannichfachen und wechselnden Ereignisse sind zu sehr ein äußerliches Schicksal, das mit den Menschen spielt und spielend sie zum Ziele führt; sie werden zu wenig aus den Charakteren abgeleitet, und die Motivirung ist nirgends gründlich, wir müssen zufrieden sein wenn sie nur leicht angedeutet ist, wenn Zufall, Zauber und Wunder nicht allein herrschen, und von dem Belauschen und Belauschtwerden ein mäßiger Gebrauch gemacht wird. Auch die Charakterzeichnung ist nicht gründlich, sie gibt weder ideale Typen der Menschheit in plastisch durchgebildeter Vollendung, noch entwickelt sie die Persönlichkeit aus dem ursprünglichen Kern des originalen Wesens zum individuellen Leben in der Weise wie das eine von Sophokles und Schiller, das andere von Shakspeare und Goethe geschieht. Die Energie des selbstbewußten freien Willens ist nicht die Achse des indischen Dramas, da sie dem indischen Leben fehlt; aber was den Indiern eigen ist, tiefsinnige Betrachtung, Innigkeit der Empfindung, Phantasiefülle und das Wohlgefallen an der Schönheit sprachlicher Darstellung in Versen und Gleichnissen, das findet sich in vollem Maß auch in ihren hervorragenden Dramen wieder.

Die Indier selbst haben eine dramaturgische Literatur und ihre Poetik stellt die Regeln und Formen der Kunst wenn auch ziemlich äußerlich zusammen. Ein Vorspiel macht die Zuschauer mit dem Verfasser und Stoff des Stückes bekannt; der Leiter des Schauspiels, der die Bühne aufgeschlagen, unterredet sich darüber mit einem Mitglied der Gesellschaft, nachdem er mit Gebet und Segenswunsch die Götter angerufen. Das Stück selbst wird in viele Acte zerlegt, es kommen deren mehr als zehn vor. Den Actschluß bezeichnet nicht ein Zusammensein, sondern gerade der Abgang sämmtlicher Personen von der Bühne. Man unterscheidet die vorbereitenden Umstände oder die Exposition, dann einen Nebenumstand der die Handlung hemmt oder fördert, die Retardation die auf verdeckte Weise dennoch dem Ziele näher bringt, den Umschlag ins Entgegengesetzte und das erreichte Ziel; man unterscheidet den Samen als den eigentlichen Kern und Keim der Begebenheit, von dem Tropfen, einem zufälligen Nebenumstande, von der Fahne oder der episodischen Verzierung, und dem Zweck in welchem das Ganze seine Erfüllung findet.

Von dem niedern Lustspiel, das sich mit Gesang und Tanz dem Vaudeville gleich an die Massen wendet, und sie mit derben Späßen, Wundern und Zauberpossen ergötzen will, zählen die Indier wieder nach ganz äußerlichen Merkmalen 18 Spielarten auf. Sie unterscheiden es von dem höhern Schauspiel, welches stets Ernst und Scherz miteinander mischt, auch der Satire durch die moralische Tendenz einen ernsten Hintergrund gibt, auch die düstern Anfänge und bedenklichen Verwickelungen zu einem heitern Ausgang führt. Die komische Figur ist der Vertraute des Helden, in der Regel ein ebenso furchtsamer als eßlustiger Brahmane. Den Indiern fehlt die eigentliche Tragödie, sie haben statt ihrer das Versöhnungsdrama. In der Tragödie darf nur die sittliche Nothwendigkeit, nicht die Laune des Zufalls als Schicksal walten; der Untergang des Helden, den er sich nicht durch seinen Charakter und seine Thaten selbst bereitet, sondern der als ein blindes Verhängniß über ihn kommt, würde in der That unverträglich sein; wenn aber das Spiel des Schicksals am Ende zum Guten ausschlägt, mag man sich dessen erfreuen und die vorhergehende Verwirrung als eine Aufgabe oder Prüfung hinnehmen. In den meisten Stücken bildet eine Liebesgeschichte den Mittelpunkt, und der Conflict verliert schon dadurch von seiner Schärfe daß dem Mann der höhern Stände mehrere Frauen gestattet

ſind, und die Helden alſo nach der Form der Gandarvenehe mit einer neuen Geliebten ſofort das Brautlager beſteigen ohne daß dies in ihre frühern ehelichen Verhältniſſe ſtörend eingriffe; die Ehefrau des Brahmanen glaubt ſich in ihrem Recht nicht beeinträchtigt, wenn eine Hetäre ihn ſchwärmeriſch liebt und Erhörung findet.

Das höhere Schauſpiel hat bei den indiſchen Theoretikern wieder 10 Arten, die den vorhandenen Stücken angepaßt ſind. Sie unterſcheiden die Darſtellung von Begebenheiten aus dem Kreiſe der Götter, Helden, Könige, von dem bürgerlichen Drama, in welchem die höhern Stände auftreten; ſie unterſcheiden Intriguenſtücke von Schauſpielen des heroiſchen Pomps und Spectakels, oder von Schauerſtücken, einactige von vielactigen Werken, und nehmen auch die poſſenhafte Satire noch auf, wenn der Träger derſelben ein König oder Brahmane iſt.

Die Indier ſelbſt geben keine Entwickelungsgeſchichte ihres Dramas, ſie nehmen auch hier nachträglich das Fertige für das Urſprüngliche, und laſſen es durch einen alten Weiſen Bharata erfinden und vor den Göttern ſelbſt aufführen. Den Höhepunkt bezeichnet Kalidaſa. In Bezug auf ihn ſagt ein indiſcher Spruch: „Die Poeſie war eine fröhliche Tochter Valmiki's, ſie ward erzogen durch Vjaſa, und wählte den Kalidaſa zum Bräutigam, iſt aber nun alt und weiß nicht in weſſen Hütte ſie den Fuß ſetzen ſoll.“ Nach einem Vers der ihn mit acht andern als die neun Edelſteine am Hof Vikrama's nennt, nahm man dieſen für Vikramaditya, den man wieder ohne rechten Grund 56 v. Chr. ſetzte, weil ſeine noch jetzt gebräuchliche Aera dort beginnt. Es gab aber mehrere Könige jenes Namens, und die nahe Verwandtſchaft Kalidaſa's mit Bhavabhuti's Stücken, die dem 8. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung angehören, ward die Veranlaſſung auch jenen in dieſer Zeit herabzurücken und dieſelbe als die Blütenperiode des indiſchen Dramas anzunehmen. Kalidaſa's Sakuntala war das erſte indiſche Dichtwerk das vollſtändig nach Europa verpflanzt ward. William Jones überſetzte es ins Engliſche, danach Georg Forſter ins Deutſche. Die Wirkung war eine große. Goethe begrüßte das Drama mit den Verſen:

Willſt du die Blüte des frühen, die Früchte des ſpätereu Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dir und ſo iſt alles geſagt.

Herder ſchrieb die Einleitung zu einer neuen Ausgabe von Forſter's Ueberſetzung und bemerkte darin: „Mit Blumenketten ſind alle Scenen gebunden, jede entſpringt aus der Sache ſelbſt wie ein ſchönes Gewächs natürlich. Eine Menge erhabener ſowol als zarter Vorſtellungen finden ſich hier, die man bei einem Griechen vergebens ſuchen würde: denn der indiſche Welt- und Menſchengeiſt ſelbſt hat ſie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehaucht... Alles iſt in der indiſchen Natur belebt, hier ſprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung iſt die Erſcheinung eines Gottes, nah und fern wirken Geiſter auf Geiſter, die umgebenden, darſtellenden Formen ſind eine liebliche Täuſchung. In dieſer Vorſtellungsart, in der alles ſich ſo leiſe und ſo zart berührt, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechſelndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt, der innere Sinn, der es am tiefſten, innigſten genießt, iſt Ruhe der Seele, Götterfriede.“ Aehnlich äußerte ſich Friedrich Schlegel: „Die Sakuntala iſt dasjenige Werk, welches von der indiſchen Dichtkunſt den beſten Begriff gibt und ein ſprechendes Beiſpiel iſt von der dem indiſchen Geiſte in ſeinen Dichtungen eigenthümlichen Schönheit. Es iſt hier nicht die hohe Kunſtanordnung der Griechen, nicht der ernſte ſtrenge Stil wie in ihren Tragödien. Aber ein liebevolles tiefes Zartgefühl beſeelt alles, der Hauch der Anmuth und kunſtloſer Schönheit iſt über das Ganze verbreitet, und wenn der Hang zu einer müßigen Einſamkeit, die Freude an der Schönheit der Natur, beſonders der Pflanzenwelt, hie und da eine gewiſſe Bilderfülle, einen gewiſſen Blumenſchmuck herbeiführt, ſo iſt es doch nur der Schmuck der Unſchuld.“ Sehr bezeichnend meinte auch Schelling die Sakuntala ſei eines jener wenigen Werke von denen man ſagen könne die Seele habe ſie allein und ohne alles Zuthun des Menſchen vollendet; er findet den Grund ihres bezaubernden Eindrucks in dem Uebergewicht des Seelenhaften, der außerordentlichen Senſibilität einer ihre Hülle gleichſam durchbrechenden, ja ſie gleichſam unſichtbar machenden Seele, die ſich in der krankhaften Schwärmerei des Gedichts offenbart.

Ich ſtimme gern in alle dieſe Lobſprüche ein, aber mit dem Vorbehalt meiner allgemeinen Charakteriſtik des indiſchen Dramas, wonach daſſelbe doch nicht in eine Reihe mit den Meiſterwerken Griechenlands, Englands, Spaniens und Deutſchlands treten kann. Von lieblichem Reiz iſt der idylliſche Anfang, die Jagd des Königs,

der heilige Büßerhain, Sakuntala unter ihren Blumen, die Liebe des Duſhmanta zu der ſchönen Jungfrau; aber es ſind Stimmungsbilder, die nach und nach an uns vorübergeführt werden. Nach des Königs Weggang kommt das Verhängniß in Geſtalt eines Fluches, den ein Büßer ausſpricht, als ihn Sakuntala nicht bemerkt hatte; Duſhmanta weiß nichts von dem Zauber des Vergeſſens, der ſich darauf ohne ſeine Schuld über ſein Gemüth legt, auch Sakuntala kennt weder ihr Vergehen, noch ihre Strafe. Zufällig verliert ſie den Ring, zufällig wird er (wol nach der griechiſchen Sage von Polykrates) im Bauch eines Fiſches gefunden und dem König gebracht, der durch den Anblick deſſelben die Erinnerung an ſeine Liebe wiedererhält. Wenigſtens leiſe angedeutet iſt eine Verſchuldigung, wenn Sakuntala in Liebesglück und Trennungsſchmerz ihrer ſelbſt und der Welt vergißt, das Heilige nicht wahrnimmt, und dafür von Duſhmanta vergeſſen wird. Aber ganz märchenhaft iſt das Ineinanderſpielen der Götter- und Menſchenwelt, die Entrückung Sakuntala's unter die ihr verwandten himmliſchen Nymphen, die Ausfahrt Duſhmanta's auf Indra's Wagen gegen die Dämonen, und das Wiederfinden der geliebten Gattin und des Sohnes.

Gleichfalls an die alte Sage angelehnt, in der Ausführung noch muſikaliſcher, leidenſchaftlich bewegter und ſingſpielartiger iſt das andere Drama Kalidaſa's, Vikramorvaſi, oder der Held und die Nymphe, die Liebe des Paruravas zu Urvaſi, ein Nachklang vom Mythus der Sonne und der Morgenröthe. Die ſchöne Nymphe verliebt ſich in den Helden und wird zu ihm aus ihrem Himmel verbannt; die Königin iſt eiferſüchtig und wird beſchwichtigt; reizend ſind die Scenen, wo Urvaſi ſichtbar den König umſchwebt, ihre Liebe zu erkennen gibt und der Gegenliebe gewiß wird. Der Glanzpunkt iſt der vierte Act, der in der Einſamkeit des Merugebirges ſpielt. Die Liebenden haben ſich dorthin zurückgezogen, einen Augenblick hat der König auf eine badende Schöne geblickt, und die Nymphe hat, darüber erzürnt, den Fuß auf ein Gebiet geſetzt, das nach dem Zauberwort eines Büßers Frauen nicht betreten ſollen. Dadurch iſt ſie in eine Weinrebe verwandelt worden. Da vertauſcht Pururavas ſein Geſchmeide mit einem Kranz wilder Blumen, und irrt im Walde einher die Geliebte zu ſuchen. Er fragt bei Wolken, Bergen, Pflanzen und Thieren nach ihr. Aber vergebens. Er ſieht wie der Pfau nun übermüthig einherſtolzirt, und nicht mehr fürchtet

daß ſein Gefieder von Urvaſi's Haarflechten übertroffen werde; er ſieht wie der Schwan einem Diebe gleich flieht, der die ſchöne Haltung von Urvaſi geſtohlen. Er ſieht den Elefanten bei dem Weibe lagern, und will ihn nicht betrüben mit dem Gedanken an den Verluſt der Geliebten. Er ſpricht zum Lotos und zum Fluſſe:

Wie ſchön iſt nicht die Lotosblume! Sie zieht
Vom Weg mich ab und meinen Blick auf ſich.
Die Bienen murmeln zwiſchen ihren Kelchen.
Sie glühet wie die Lippen der Geliebten,
Wenn durch die meinigen zu hart gepreßt
Sie lang des brünſt'gen Kuſſes Spur behalten.
Ich will des Honigſammlers Freundſchaft werben.

Sag', Plünderer des Honigthaus, haſt du geſehn
Die Nymphe, deren groß und ſchmachtend Auge
In Wolluſt rollt als ob es ſchwömm' in Wein?
Doch dünket mich daß dieſe Nachfrag eitel,
Denn hätte ihren Odem je die Biene
Gekoſtet, würde ſie verſchmähn den Lotos.

Ich will am Rande dieſes Bergſtroms weilen,
Und Stärke ſammeln von dem Lüftchen, das
Aus dieſen friſchen Wellen Kühlung ſchöpft,
Indem den Fluß ich ſchaue, wie er neu
Geſchwellt dahinwogt. — Welche ſeltne Bilder
Bemächt'gen wonniglich ſich meiner Seele!
Die Woge krümmt ſich gleich den Augenbrauen,
Die Störche flattern wie die Zunge Liebchens,
Und dieſes Stromes Wellenlinie
Iſt ihre Haltung ganz! All dies erinnert
An die Erzürnte mich; ich muß ſie ſühnen.

Eine himmliſche Stimme heißt ihn einen Edelſtein vom Boden aufheben, und nun ſieht er die Rebe; keine Blüte ſchmückt ſie, die Knospen ſind verdorrt, und einſam trauernd ſcheint ſie ihm das Bild der Geliebten, die nun ihr grundloſes Zürnen bedauert. Er drückt das melancholiſche Gleichniß ans Herz, und fühlt wie in ſeinen Armen unter ſeinem Geſange die Ranke ſich erwärmt, belebt, wieder zu Urvaſi wird. Der Edelſtein wird einem Stirnband für Urvaſi eingeſetzt. Einſt raubt ihn ein Rabe, aber ein Knabe erſchießt den Vogel, und kommt mit ihm zu Hofe; er wird als Sohn der beiden Liebenden erkannt, den Urvaſi heimlich geboren und fern dem König hat erziehen laſſen, weil ſie wieder in

den Himmel zurückkehren ſoll, wenn Pururavas das Kind geſehen habe. Der König weiht den Sohn zum Nachfolger, und wird mit Urvaſi in den Himmel entrückt. Sie ſpricht die Schlußverſe, die wie gewöhnlich ein Segenswunſch ſind:

Das Glück, die Weisheit — mögen dieſe beiden
Sich niemals feindlich voneinander ſcheiden,
Nein, mögen ſie ſich treu verbünden
Der Menſchheit wahres Wohl zu gründen.

Das Drama Mrichchakati, das Thonwägelchen, wird einem König Sudraka im Prolog zugeſchrieben. Es ſpielt in der menſchlichen Gegenwart, in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft, und entrollt ein lebendiges Gemälde indiſcher Sitten. Die Hauptperſonen ſind ein Brahmane und eine vornehme Courtiſane, die ihre Gunſt nur nach Neigung verſchenkt. Der Name des Stücks kommt daher, daß das Kind des Brahmanen ſtatt ſeines Thonwägelchens eins von Gold haben möchte, wie der reiche Nachbarknabe, und daß die den Vater liebende Hetäre Sorge trägt ſolches anzuſchaffen. Zwiſchen die Liebesgeſchichte iſt mit vielem Geſchick eine politiſche eingeflochten, die Flucht eines Gefangenen, der den König ſtürzt und als gerechterer Fürſt den Thron beſteigt. Der Brahmane Tſharudatta iſt ſehr edel gehalten; er war reich und iſt durch Freigebigkeit arm geworden. Er ſagt:

Ich klage nicht um das verlorne Gut:
Doch tief betrübt mich, muß ich dir geſtehn,
Daß nicht der Gaſt mehr meine Wohnung ſucht,
Seitdem der Reichthum draus entflohen iſt.
Gleich undankbaren Bienen, die muthwillig
Des Elefanten breite Stirne fliehn,
Wenn eingetrocknet drauf der Thau verſchwunden,
So kommen ſie nicht mehr, nicht mehr zu mir.

Sein Vertrauter Maitreyas iſt ihm treu geblieben, bedauert aber daß er nicht mehr die duftenden Gerichte ſchmauſen könne bis er ſelber dufte, nicht mehr wie ein wiederkäuender Ochſe unter dem Thorbogen lagere. Gerade jetzt ſchenkt Veſantaſena dem Weiſen ihr Herz. Beide überbieten ſich durch Edelmuth. Vergebens wirbt des Rajas Schwager um ihre Gunſt, Sanſthanaka, ein eingebildeter blaſirter Lüſtling, der ſtets mit unpaſſenden Citaten aus den Epen ſich lächerlich macht. Ihr Beſuch bei Tſharudatta gibt nicht blos Gelegenheit zu prachtvoller Schil-

derung der tropiſchen Regenzeit, ſondern auch zu einer verhängnißvollen Verwechſelung, indem der eben entſprungene Staatsgefangene in den für ſie beſtimmten Wagen ſteigt und dadurch der Polizei entrinnt, ſie aber in einen Wagen Sanſthanaka's zu ſitzen kommt, nach ſeinem Landgut gebracht, von dem Verſchmähten erdroſſelt, aber durch einen Buddhapriester wieder gerettet wird. Der Mörder indeß beſchuldigt den Tſharudatta ſeiner Miſſethat, die Anzeichen ſprechen gegen ihn und er wird verurtheilt; ruhig geht er mit den Tſhandalas, die ihn ſchonend und ehrfurchtsvoll behandeln, zur Richtſtätte, während ſein Weib ſich den Scheiterhaufen ſchichtet. Da erſcheint Vesantaſena, und bringt die glückliche Löſung, während zugleich der frühere Gefangene ſiegreich einzieht; der eingebildete Schwager des frühern Raja ſinkt damit in ſein Nichts zurück, und erhält Verzeihung von den Liebenden, die ſich nun vereinigen. Eine Menge von Epiſoden und Nebenperſonen, Spieler, Diebe, Kutſcher, Thorwächter, ſind nicht müßig, ſondern gut gezeichnet für ſich helfen ſie den Knoten feſter ſchürzen und die Hauptgeſtalten zur Aeußerung ihres Charakters bringen. Das Stück erinnert an Shakſpeare's Zeitgenoſſen, an Green oder Heywood und Decker.

Der ſüdindiſche Brahmane Bavabhuti im 8. Jahrhundert n. Chr. dichtete zwei große Dramen die ſich an das Ramayana anſchließen; das eine folgt dem Epos und gibt die Hauptſcenen deſſelben, das andere gibt die ſpätere Geſchichte des Helden, der um eines Götterwortes und um des Volks willen die ſchwangere Sita verbannt, dann ſie unter vielen Abenteuern und Liebesklagen ſucht, endlich aber mit ihr und ſeinen Zwillingsſöhnen vereint wird: auf einem Theater im Theater nämlich wird vor ihm die Geburt der Knaben und die Huld der Götter für ſie dargeſtellt, die Spielenden ſind die wirklichen Perſonen ſelbſt, alles endet in Jubel und Seligkeit. Die Schilderung der Naturſchönheit iſt in dieſen Werken ebenſo ausgezeichnet als in dem ſentimentalen Liebesdrama, der heimlichen Heirath des Miniſterſohns Madhava mit einer Miniſtertochter Malati, die er beim Frühlingsfeſt im Hain des Liebesgottes erblickt, und ſofort mit dem Beiſtand einer Buddhapriesterin zum Weibe genommen, während der Vater ſie einem andern Manne verlobt hatte. Die Trennung der Liebenden, ihr Umirren in romantiſcher Bergwildniß führt das Mädchen in die Hände der Prieſter des ſivaähnlichen Gottes Chamunda,

wo sie zum Opfer gebracht werden soll. Da seufzt sie nach Madhava: möge sie nach dem Tode in seiner Erinnerung leben; denn die sterben nicht welche die Liebe mit ihrem Andenken einbalsamirt. Aber schon ist er nah um sie zu retten. Das Werk ist durch leidenschaftliche Gewalt der Empfindung und durch ergreifende Situationen höchst ausgezeichnet. Wie in Shakspeare's „Romeo und Julie" wird das Glück der heimlichen Liebe mit dem Blitz verglichen, und gegen das Ende hin, das die Liebenden glücklich vereint, heißt es einmal sehr bezeichnend für das Ganze:

Wie seltsam wechseln dieses Tags Geschichten!
In einem Regenschauer mischen sich
Mit scharfen Schwertern duft'ge Sandeltropfen;
Aus wolkenlosem Himmel kommt herab
Verzehrend Feu'r und wonnesüßer Nektar;
Im Trank des Lebens schläft ein bittres Gift,
Den Donnerkeil umspielen Mondlichtstrahlen.

Als Probe der Intriguenstücke hat Wilson ein Drama aus dem 10. oder 11. Jahrhundert übersetzt. Mudra Rakshasa oder das Siegel des Ministers von Visakadhattas. Vanda, König von Palibothra, ist durch den Brahmanen Chanakya gestürzt, und Chandragupta, den die Griechen Sandrakottos nennen, auf den Thron erhoben; Chanakya, der einflußreiche Leiter des neuen Regiments, sucht nun die Hauptstütze der Gegenpartei, den ehemaligen Minister Vanda's, den Rakshasa, für seinen Herrn zu gewinnen, indem er falsche Briefe mit dessen Siegel ausfertigt, ihn mit verrätherischen Freunden umgibt, mit den Fürsten entzweit die er gegen Chandragupta aufgeboten, und den Freund, der Rakshasa's Familie beherbergt, gefangen setzt und scheinbar zur Richtstätte führen läßt. Da stellt Rakshasa selber sich für diesen um ihn zu retten, erfährt daß alles nur geschehen sei um ihn zum Minister des neuen Herrn zu machen, erkennt die diplomatische Meisterschaft Chanakyas an, und tritt an dessen Stelle, — ungeachtet er vorher Giftmischer gegen Chandragupta gedungen hatte. Chanakya hat seinen Zweck erreicht, seinem Zögling den Thron und den Minister des Gegners zum ersten Staats-[illegible]nn gewonnen, und entsagt der Welt um der Betrachtung im Wa[illegible] zu leben. Das Stück setzt all die Ränke in Scene welche die in[illegible]he Staatskunst übt und lehrt, Lug und Trug, Verhaftung und Mord wird um der Staatszwecke willen, das heißt um die Herrsch[illegible] zu erlangen oder zu sichern, gewissenlos geübt als

ob es das Rechte wäre; daneben sind die politischen Intriguanten im Privatleben treue Freunde, hingebende Naturen und liebenswürdige Menschen.

Dagegen zeigt eine Reihe anderer Stücke daß bis in das späte Mittelalter hinein die Heldensage die beliebtesten Stoffe für das indische Drama und damit einen großen volksthümlichen Hintergrund bot. Auch aus dem Mahabharata wurden viele Begebenheiten dramatisirt, und eine siebenactige Darstellung der Geschichte Rama's von Murari ist zwar in Bezug auf Charakterzeichnung und Composition werthlos, aber wegen ihres correcten rhetorischen Stils in Indien sehr angesehen, während ein vierzehnactiges Stück den Affen Hanuman zum Haupthelden macht und behauptet dieser habe es selbst ursprünglich verfaßt und in Steintafeln eingehauen, Valmiki aber, der Dichter des Ramayana habe in Poeteneifersucht die Steine ins Meer geworfen, die man später wieder herausgefischt, und Damodara Misra habe das Drama aus den Trümmern hergestellt. Bis auf den heutigen Tag ergötzen sich die Südindier an burlesk possenhafter Darstellung von Vishnu's Verkörperungen.

Zum Schluß erwähne ich ein indisches Gedankendrama, das an die Allegorien der mittelalterlichen Moralitäten und an deren Vollendung die Autos sacramentales von Calderon, erinnert. Es ist von Krishna Misra um das Jahr 1100 verfaßt und hat die Versöhnung von Philosophie und Offenbarung, von Glauben und Wissen zum Stoff und Zweck; sein Titel ist Prabodha Chandrodaya, Mondaufgang der Erkenntniß. Der Verstand hat sich von seiner rechtmäßigen Gattin, der Offenbarung getrennt; der Irrthum ist dadurch als Kind der Selbstsucht entstanden und mächtig geworden und verbindet sich auf der einen Seite mit der Wollust, der Heuchelei, der Ketzerei, während auf der andern die bedrängte Religion von der Ruhe und dem Mitleid getröstet wird. Aber auch die Erkenntniß gesellt sich ihr, und nimmt den Kampf mit den Gegnern auf. Dabei werden nun neben den Personificationen der Begriffe, Tugenden, Laster, auch die Anhänger der verschiedenen religiösen und philosophischen Sekten auf die Bühne gebracht und oft mit einer überraschenden Komik behandelt. Am Ende versöhnen sich Verstand und Offenbarung, und der Urgeist erkennt sich in beiden, beide als Formen seines Lebens und Wirkens.

Die Musik.

Die Musik ward von den Indiern noch nicht als selbständige Kunst ausgeübt, sondern blieb in Verbindung mit Poesie, Mimik und Tanz, und auf diese Totalität haben wir die Wundersagen von ihrer Wirkung zu beziehen. Der Vortrag der Poesie war ein musikalisch declamatorischer, und der Gesang war ein freies und überschwengliches Ausströmen der Empfindung wie in unserm Recitativ. So sang der Opfernde die Vedahymne und der Wagenlenker der Helden war zugleich ihr Sänger. Das Musikalische machte sich nicht für sich geltend, es fehlte die taktliche Gliederung und die in sich geschlossene Melodie, wenigstens als bewußte Kunstübung. Das innere Gefühlsleben, das sich im Wort aussprach, folgte dem Rhythmus und Metrum der Sprache, und der aushaltende Gesangton belebte die Poesie, und versinnlichte das Auf- und Abwogen der Gefühle im Wechsel von Höhe und Tiefe, im schnellern oder langsamern Tempo. Man bediente sich dazu der mannichfaltigsten Töne vom dumpfen Gemurmel bis zum gellenden Schrei. Wie der musikalisch-architektonische Aufbau eines Tonwerks noch nicht erstrebt und darum der Takt nicht vermißt wurde, so fehlte auch der Sinn für Vielstimmigkeit und Harmonie; die Instrumente begleiten den Gesang in gleicher Tonhöhe, männliche und weibliche Stimmen haben die untere und obere Octave, aber keine Quinte oder Terz wird gleichzeitig vernommen, geschweige daß mehrere Stimmen eigene Wege gingen und doch gut zusammenklängen. Die Instrumente verstärken den Gesang, und indem sie wechselnd eintreten, schattiren und illuminiren sie denselben durch ihre besondere Klangfarbe. Es ist der Rhythmus dessen Zauber zuerst den ganzen Menschen ergreift und in Bewegung setzt; Schlaginstrumente die den Rhythmus leiten und hervorheben, veranlassen zugleich eine Bewegung der Arme und Hände, die selbst die innere Stimmung zu äußerer Anschauung bringen hilft, und sich auf die Beine, auf den übrigen Körper fortpflanzt; singend, ein Instrument schlagend, neigen und beugen sich die Bajaderen zugleich im Tanz. Das gesungene Wort hebt das Metrum, den Rhythmus der Poesie kräftig hervor, und folgt ohne festes Taktmaß mit größerer Freiheit der augenblicklichen Empfindung und ihrem Verlauf in einem melodischen Erguß, der bei aller Ueberschwenglichkeit und Er-

regtheit des Stimmungsausdrucks oftmals doch durch den Schönheitssinn zu symmetrischer Gliederung, ja in sich abgeschlossener Einheit kommt.

Das Brausen des Windes ist dem Arier sein Gesang; Geister der reinen Luft, Genossen des Himmelsgottes, die Gandharven, sind seine Musiker und Sänger. Zauberkräftige, magische Gewalt schrieb man der Musik auch über die Natur und die Götter zu, gleichwie sie die Bewegungen des menschlichen Gemüths nach der ihrer Töne stimmt und leitet. Zu den Schlag- und Blasinstrumenten, dumpfen Hörnern oder Posaunen und hellen Flöten, gesellt sich das eigenthümliche Saitenspiel der Vina. Ein Rohr von 4 Fuß Länge und 3 Zoll Weite bildet den Körper; zwei hohle, nach unten offene Kürbisse hängen als Resonanzböden daran; oberhalb des Rohrs sind über Sattel und Steg sieben Metallsaiten gespannt, und für die vier mittlern derselben sind noch bewegliche Stege vorhanden, wodurch ihre Länge von 30 Zoll auf 6 Zoll verkürzt werden kann. Der Ton ist voll und zart. Andere Saiteninstrumente Hinterindiens sind äußerlich von fratzenhaft abenteuerlicher Form.

Sieben Töne, in drei Octaven wiederholt, bilden die Grundlage der indischen Musik; die Ganztöne werden dann aber wieder in vier Vierteltöne eingetheilt. Die indische Phantasie verliert sich theoretisirend in tausendfache Toncombinationen ohne das Wesentliche und Naturgesetzliche zu erfassen; Gehör und Schönheitssinn aber lassen die Musikübung selbst dem neueuropäischen System und seinen Dur- und Molltonarten nicht allzu fern erscheinen. Das Wort Tonart, Raga, heißt zugleich Gemüthsbewegung, Leidenschaft. Das Phantastische wechselt in den Melodien mit der Einfachheit und wehmuthsvollen Innigkeit des echten Volksliedes. Ambros gibt in seiner Geschichte der Musik eine Sammlung von Melodien, und vergleicht sie mit den Malereien, auf denen sich vorzüglich in der Darstellung von Mädchengestalten derselbe knospenhaft unentwickelte Schönheitssinn und dieselbe graziöse Schüchternheit der Zeichnung in liebenswürdiger Weise findet. Er bemerkt wie der angeborene Tonsinn der Indier Rücksicht nimmt auf die natürlichen harmonischen Grundlagen, welche auf die Melodiebildung Einfluß haben, ohne daß sie sich des waltenden Gesetzes dabei bewußt sind. Von Harmonie haben sie keinen Begriff, auch kein Fuß dafür. Aber der Grundton, der den Ausgang der Melodie bildet, kehrt

häufig wieder, und wird als beſter Schluß empfunden, während einzelne Gänge ihr Ziel in der Quinte finden, und das Ganze der Melodie durch ſinnige Gliederung mehrerer Theile manchmal einen regelmäßigen Bau erhält. Doch fügt der lebhafte Sinn ſich ſchwer in taktliche Ordnung, ſondern die Empfindung dehnt und beſchleunigt die Töne und Tonfolgen nach ihrer eigenen Stimmung.

Die bildende Kunſt.

Das alte Indien kannte keine Tempel und Götterbilder; für den Cultus genügte der Opferaltar unter freiem Himmel, das Brahmanenthum förderte ſtatt gemeinſamer Gottesverehrung vielmehr das Einſiedlerleben im Walde, und wenn die Umriſſe der Göttergeſtalten in der Phantaſie der Vedaſänger verſchwebend ſind und einer feſten Beſtimmtheit ermangeln, ſo ſteht die reine Geiſtigkeit Brahma's den Formen der Erſcheinungswelt bildlos gegenüber. Doch ſcheint es urariſche Sitte geweſen zu ſein den geweihten Raum heilig gehaltener Opferſtätten durch Ringe von Steinen zu umgrenzen, die man pfeilerartig in geringer Entfernung voneinander aufrichtete, eine Sitte die von den Celten großartig ausgebildet ward, deren Spuren aber auch in Indien vorhanden ſind. Das Epos und die Berichte der Griechen reden von einem glänzenden Civilbau in den Städten der Könige; die volksbelebten geraden Straßen waren durch freie Plätze, durch ſchattige blumenreiche Gärten unterbrochen; das Waſſer ſtrömte in Kanäle, die ſich hier und da zu Teichen erweiterten, die Häuſer waren oft fünf und mehr Stockwerke hoch, mit Galerien und Veranden verſehen; zu den Paläſten ſtieg man auf prächtigen Terraſſen empor; die Mauern waren mit bunten Steinen geſchmückt.

Der Sinn für monumentale Kunſt erwachte mit dem Buddhismus, an deſſen ernſte Nüchternheit ſich überhaupt das Wenige des hiſtoriſchen Sinnes knüpft das wir in Indien finden. Der König Aſoka, der um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. ſich für den Buddhismus erklärte und die dogmatiſche Feſtſtellung der Lehre begünſtigte, gründete die erſten Denkmale der nun herrſchenden Religion. Sie waren primitiver Art, aber die Anfänge der Kunſt fielen in eine Zeit welche ſchon die Einflüſſe des Weſtens durch Alexander und ſeine Nachfolger erfuhr, und

dadurch auch Formen aufnahm die in Babylon, Persien und Griechenland geprägt waren. Wir finden Denksäulen und Grabmäler wie bei den Aegyptern die Obelisken und Pyramiden, aber statt der einfachen Strenge, statt der geraden scharfen Linien zeigt sich der weichere indische Sinn sogleich durch sein Wohlgefallen am Runden und Welligen und an zierlichem Schmuck. Asoka ließ am Ganges hinab Denksäulen als Siegeszeichen des neuen Glaubens errichten, deren Inschriften neben den Sittensprüchen, durch die sie den Namen Tugendsäulen sich verdienten, auch ihren Zweck und ihren Gründer nennen. Sie sind schlank, gegen 40 Fuß hoch, von einem untern Durchmesser von drei zu einem obern von zwei Fuß verjüngt, mit einem Capitäl von der Form einer Glocke oder eines abwärts gewandten Blätterkelches, wie sich dieselbe als Säulenbasis in Persepolis findet, und unter dem Capitäl mit einem Halse, den ein Perlenstab und ein Kranz von Palmetten und Lotosblumen schmückt, wie ihn die Assyrer zuerst gewunden und die Griechen ihn schön stylisirt haben. Oben auf der Säule sitzt ein Löwe; Sakjasinha, der Löwe vom Stamm Sakja, ward Buddha geheißen, er war dadurch symbolisirt.

Buddhas vorbildlicher Persönlichkeit ist die religiöse Verehrung seiner Anhänger geweiht; die Reliquien seines Leibes sollten der Sage nach in acht Grabhügeln beigesetzt worden sein; diese ließ Asoka öffnen; er vertheilte den Inhalt an die Gläubigen nah und fern, und man barg diese Reste nun in großen Bauten, welche die ursprüngliche Form des aufgeworfenen Erdhügels zur halbkugeligen Kuppel gestalteten, deren Untersatz ein Cylinder bildet, anfangs niedrig, später aber so hoch daß das Ganze thurmartig wirkt. Der Name Stupa oder in der Volksmundart Topa bezeichnet den Grabhügel, das gleichfalls übliche Dagop drückt den Zweck aus und bezeichnet den Bau als Körperbewahrer. Es ist eine durchaus compacte Masse; nur eine kleine Zelle, von sechs Steinplatten begrenzt, in der Achse der Kuppel unter der Zinne gelegen, ist hohl und enthält die Reliquien. Die Form der Halbkugel aber ist die der Wasserblase, mit welcher Buddha die vergängliche Welt verglich. Den Gipfel bekrönt ein Schirmdach, mehrere Sonnenschirme neben oder übereinander, das Zeichen der Königswürde; ein Ständer in der Mitte trägt das buntgeschmückte, häufig metallene Dach. Die Stupen erstrecken sich durch ganz Ostindien, an drei Punkten

finden sich größere Gruppen, die Kugler mit seinem vielgeübten Takt drei Perioden der Baugeschichte zuweist. Die älteste ist die Zeit Asoka's und seiner Nachfolger; ihr gehören die Dagops von Malva in Centralindien an; der größte ist über 50 Fuß hoch, der Durchmesser 120 Fuß; ein Steingeländer umgibt ihn von außen in einiger Entfernung und öffnet sich durch vier Portale, deren Bekrönung auf Elefanten ruht und durch drei geschweifte Architrave gebildet wird, die durch reichgeschmückte Untersätze voneinander getrennt sind. Eine zweite Gruppe gehört Ceylon an, wo der Buddhismus in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zur Herrschaft kam. Dort ist die cylinderförmige Basis etwas höher und mit mehrfachen Umgürtungen versehen, und die Kuppelwölbung wächst aus ihr schwungvoll hervor und trägt eine kegelförmige Spitze; um einige Dagops reihen sich auf viereckiger Basis schlanke achteckige Granitpfeiler mit ausladendem und dann sich zusammenziehendem und in einer Knospe ausgehendem Capitäl, — und zwar in einem oder in mehreren Kreisen, ein Nachklang der altarischen Weise einen geweihten Ort zu begrenzen. Die dritte Gruppe zieht sich ostwärts vom Indus durch Afghanistan; in einigen von ihnen hat man Münzen gefunden die sie der Zeit vom 2. bis 5. Jahrhundert n. Chr. einordnen; die Kuppel ist etwas gedrückter, der Unterbau dagegen thurmähnlich.

Die buddhistischen Priester waren Mönche; sie versammelten sich zur Regenzeit, sie gründeten Stätten gemeinsamer klösterlicher Ansiedelung, Viharas, und erbauten größere Säle für gemeinsame Religionsübung, die im Hintergrund ein kleines Dagopheiligthum einschlossen. Und wie der Buddhist sich aus der Oberflächlichkeit der Welt in sich zurückzieht und in sich vertieft, so erhielt diese Richtung ihren architektonischen Ausdruck dadurch daß man unterirdische Grotten statt freier Bauten herrichtete und somit in das geheimnißvolle Innere der Erde sich zurückzog. Und wie alles in rastlosem Umschwung kreist und das Rad das liebste Zeichen für den Wechsel des Lebens ist, so ward die Decke gewölbt, das Ende der Höhle halbkreisförmig abgeschlossen, und so der stetige Fluß der Bogenlinien auch hier angewandt. Ueber ein Jahrtausend lang haben die Buddhisten diesen Grottenbau geübt, und neben den kleinern Zellenhöhlen für die Priester die größern Tempel ausgehauen in den Hochlanden Centralindiens, am Westgathgebirge und an der Koromandelküste. Solche Höhlen-

tempel pflegt man als Chaitya-Grotten zu bezeichnen nach dem Schirmdach des Dagops der im Hintergrund vor der halbkreisförmigen Nische steht, die den Mittelraum abschließt; dieser ist um mehr als das Zweifache breiter und höher als die sich ihm anlehnenden Seitenräume und von ihnen durch eine Reihe von Pfeilern unterschieden, über denen ein Tonnengewölbe sich in der Form des Halbkreises oder Hufeisenbogens erhebt. Das Ganze erinnert an die christliche Basilika. In der Grotte von Karli bei Bombay, deren Gepräge alterthümlich einfach ist, und die noch der Zeit v. Chr. anzugehören scheint, sind die schweren Pfeilerschafte abgekantet und breit cannelirt; sie ruhen mit weitausgebauchter Rundbasis auf viereckigen Platten; das Capitäl ist noch der abwärts gewandte, aber mehr auseinander quellende Kelch, und trägt auf der Deckplatte einen Elefanten, der dann die Decke stützt wie die vier Weltelefanten die Erde tragen. Die Grotte ist länger als 100 Fuß. Ueber der Eingangsthür ist im Innern eine Tribüne, und über dieser das große Fenster welches allein das Ganze erleuchtet. In allem Einzelnen und Decorativen sind die Formen der Holzconstruction von ältern Freibauten entlehnt und auf den Fels übertragen, aus dem man ein Rippen- und Sparrwerk herausmeißelte ohne daß es hier constructiv erforderlich oder von ästhetischer Wirkung wäre. Indeß die Bogengurten von einem Pfeiler zum andern an der Deckenwölbung versinnlichen den Umschwung derselben lebhafter als die einfache Fläche thun würde, und Consolen über den Pfeilern als Vermittler derselben mit der Decke, die in den Viharas nicht gewölbt ist, erfüllen ihren Zweck auf harmonisch ansprechende Weise. Das Runde, Aufgebauschte, Vorschwellende begegnet sich hier und da mit Motiven aus dem spätgriechischen Stil; das Einfache mischt sich mit dem Barocken, das schon um dasselbe herumspielt. Auch in den Viharas sind die dort vorkommenden Pfeiler stämmigderb, viereckig, und die Mitte dadurch eingezogen daß die Ecken in wohlgefälliger Bogenlinie abgekantet werden. In Viharagrotten zu Ajunta und zu Baug, die der Zeit nach Christus angehören, finden sich runde Säulen, dort mit hohen viereckigen Piedestalen und Capitälen, sodaß der Schaft nur ein Drittel der Höhe ausmacht, hier mit niederer Basis und breiterm Consolencapitäl und mit spiralförmigen Windungen, die dem Schaft eingegraben sind.

Die reichste Blüte dieses Grottenbaues entfaltete sich im Mittelalter, vom 6. bis 11. Jahrhundert. Das Buddhistenthum

und das wieder aufstrebende Brahmanenthum stehen in feierlichem Wetteifer nebeneinander, das letztere nimmt die künstlerische Errungenschaft des erstern auf, bildet sie aber phantastischer um und wirkt dadurch auf jenes zurück, bis die Brahmanen sich endlich im 9. Jahrhundert mächtig genug fühlen ihre Genossen aus Indien zu verdrängen, ihre alte Herrschaft zu restauriren, und sich maßloser Ueberschwenglichkeit hinzugeben. Zwischen beiden Parteien stand die Jainasekte, die Ideen wie die künstlerischen Formen beider mehr vermischend als vermittelnd. Es sind die Felsenbauten auf der Insel Elefante bei Bombay und im Gebirge bei Ellora, staunenswürdige Wunder der menschlichen Arbeit, die hier vornehmlich in Betracht kommen. Zu Ellora ist der halbmondförmige Felsenkranz des Gebirges im Umfang einer Wegstunde zu etwa 30 Grotten benutzt und die Außenseite zu den Façaden bearbeitet, ja einzelne freistehende ganze Tempel sind aus dem Gebirge abgelöst. Eine buddhistische Chaithyagrotte, die jetzt Tempel des Visvakarma heißt, hat nach außen eine Säulenvorhalle, und die Pfeiler im Innern verbinden massige Kraft mit rundschwellender Weichheit in ihren Grundformen, während die Verzierungen reicher geworden sind. Die Brahmanen schlossen sich für ihre Tempel an die Viharagrotte an, indem sie die den weiten Mittelraum umgebenden Mönchszellen wegließen und dafür Nischen mit Götterbildern herstellten. Die Felssäule, wie wir sie mit Kugler nennen wollen, empfängt ihre ausdrucksvolle Bildung. Sie bleibt massig, der Untersatz, die Säule, der Aufsatz sind ziemlich von gleicher Höhe, auf steilem Würfel steht der kurze Schaft und schwillt wie eine Lotosblume empor, über ihm quillt das Capitäl wie ein bauschiger Pfühl hervor unter der Last eines Würfels, der sich wieder in der halben Höhe zu Consolen unter der Decke erweitert; was seither hier und da zerstreut war, wird zu einem Ganzen verbunden, das der Bestimmung die Last des Gebirges zu tragen, einen Ausdruck gibt welcher zugleich dem schwellenden und quellenden Formenprincip des Indiers zusagt. Indeß behält das Ganze doch etwas Barockes und es ist unangemessen daß der tragende Schaft nicht als die Hauptsache hervortritt. Das Prachtwerk des Brahmanenthums ist der Kailasa. Durch ein aus dem Felsen gemeißeltes Portal tritt man in einen Raum von 250 Fuß Tiefe, 150 Fuß Breite, der theils nach oben frei und offen ist, theils dem Eingang gegenüber sich unter das Gebirge fortsetzt; die umgebenden Felswände sind zu

Galerien ausgearbeitet, hinter denen sich größere und kleinere Grotten befinden. In der Mitte des freien Hofraums aber hat man eine gewaltige Felsklippe stehen lassen und sie ringsum zur Gestalt eines Tempels behauen; die Länge ist gegen 100 die Breite gegen 60, die Höhe 90 Fuß; im Innern ist eine Halle von 17 Fuß Höhe, sonst ist das Ganze massiv geblieben. Neben dem Tempel steht eine kleinere Kapelle, stehen riesige Felsenelefanten und obeliskenartige Pfeiler. In zwei Geschossen mit stark vorschwellenden Gesimsen steigt die Kapelle empor; Pfeiler mit tragenden Menschengestalten gliedern die Wände. Der Haupttempel ist einstöckig, seine Basis bildet eine Reihe von Elefanten, die ihn zu tragen scheinen. Die Massen gipfeln sich in mannichfaltiger Eintheilung und Gliederung übereinander. Die Wände sind mit Götter- und Thierbildern, die Pilaster, Gesimse und andere hervortretende Glieder mit bunter juwelierartiger Ornamentirung angefüllt, deren Feinheit mit den Massen und der Wildheit des Gebirges contrastirt. Das Ganze ist auf einen malerisch-phantastischen Effect berechnet. Eine jüngere Indragrotte in der Nähe, die dem Anfang des 2. Jahrtausends angehört, hat gleichfalls einen kleinen monolithen Freitempel, der zweistöckig aufsteigt; das Gesims des Untergeschosses wird von gräcisirenden Säulen getragen, das Obergeschoß verjüngt sich in schnörkelhaften Absätzen, das Ganze erinnert an späteres occidentalisches Rococo.

Kleine indische Tempelbauten aus dem 1. Jahrtausend n. Chr. die in Kaschmir erhalten sind, erscheinen einfacher, geradliniger, und verhalten sich zu jenen wie ein Werk von Palladio zu dem überladenen Prunk der Jesuitenkirchen. Auf einem steilansteigenden Unterbau erheben sich zwei Säulen, die ein Portal einrahmen, dessen spitzer Giebel die Grundlinie des Daches durchschneidet, während die Seitenlinien mit denen des Giebels parallellaufend in einem obern Aufsatz zusammentreffen.

Endlich an der Koromandelküste sind die Werke von Mahamalaipur spätbrahmanisch; pyramidalische Felsklippen im Meer sind zu Freitempeln behauen, ebenso die Felsküste zu Grotten ausgehöhlt und außen zu Façaden gestaltet in abenteuerlicher Mischung des Architektonischen und Plastischen ähnlich wie zu Ellora; wenn auch die Säulen freier und schlanker sind.

Die düstere in das Innere des Berges eingegrabene Grotte entspricht auch hier der Versenkung des Gemüths in das ge-

heimnißvolle Eine, in Brahma, während die Außenſeite die Welt wie einen Traum des Gottes in buntem Formenwechſel erſcheinen läßt; dort die Abſtraction, hier die Phantaſtik des Inderthums. Die Bearbeitung des feſtſtehenden Berges bindet an kein Geſetz, ſondern reizt zum Wetteifer mit den Naturformen, zur Ausprägung deſſen was die Einbildungskraft namentlich bei Mondſchein in den Felsgeſtalten zu ſehen meint. Darum wird auch der Eindruck dem eines verzauberten Steinbruchs verglichen, und Kunſt und Natur ſcheinen in einem brütenden Chaos gelegen zu haben, das plötzlich erſtarrte.

Nach dem 12. Jahrhundert finden wir den Pagodenbau. Bhaguvati heißt heiliges Haus. Die Pagode iſt ein weitgedehnter ummauerter Raum, den mehrere Höfe, Teiche, Säulengänge, Tempel und Pilgerherbergen füllen; das Eigenthümliche ſind die großen Hallen zur Aufnahme der Pilger, und die thurmähnlichen Pyramiden der Eingangsthore, die in vielen Geſchoſſen aufſteigen und dieſelbe Verwirrung und Verſchnörkelung der Formen in ſinnloſer Ueberladung zeigen, wie die Innenwände der Säle und die Tempel, deren üppig formloſe Formenfülle in Schmuck und Weichheit alles occidentaliſche Rococo weit überbietet. Wir nennen die Pagoden von Jagernaut und Ramiſſeram als berühmte Beiſpiele, und gedenken zum Schluß unter den Bauten auf Java, die durch indiſchen Einfluß entſtanden, und eine Miſchung buddhiſtiſcher und brahmaniſcher Elemente zeigen, des Haupttempels von Boro Budor, der ſich wie ein Berg in ſechs Terraſſen erhebt, deren Wände mit vielen Niſchen verſehen ſind in welchen Buddhabilder ſitzen; auf dem obern Plateau ſteht ein Doppelkreis von Dagopkuppeln, die innern höher als die äußern, und ein großer Dagop von 50 Fuß Durchmeſſer bildet den hochragenden Abſchluß des Ganzen. So kraus auch die Ornamentirung ſein mag, im ganzen herrſcht mehr Maß, mehr Wiederkehr des Gleichen und dadurch mehr Ruhe als in den ſpätindiſchen Werken.

Es war wiederum das Buddhiſtenthum welches auch die indiſche Plaſtik und Malerei ins Leben rief, und zwar dadurch daß die Sehnſucht erwachte das Bild des verehrten Meiſters zu beſitzen, deſſen Perſönlichkeit ja das Ideal des menſchlichen Lebens war. So ſuchte man in ihm den Menſchen in ſeiner leidenſchaftsloſen Ruhe, in ſeiner Milde und Seligkeit darzuſtellen, und die liebevolle Miene des ſiegreich Vollendeten möglichſt ſchön

zu halten. Die großen geradstehenden Augen sind in Beschauung gewöhnlich halbgeschlossen, die Stirn ist breit und gewölbt, Kinn und Wangen sind voll, die Nase hervortretend; die indogermanische Physiognomie wird in Indien kenntlich ausgeprägt, in China und Tibet freilich machen sich mongolische Züge geltend. Die Glieder des Leibes sind rund, fleischig, weich, damit in den weiblichen Typus hinüberspielend. Buddha sitzt mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen in Nachsinnen vertieft, oder er steht als Prediger und Lehrer mit erhobener Rechten, mit belebtem Antlitz, oder er liegt in seligem Schlummer, der Welt vergessend.

Dagops und Grotten der vorchristlichen Zeit sind mitunter mit Reliefs geschmückt, Scenen des kriegerischen oder friedlichen Lebens, in naiver nüchterner Weise, in kleinem Maßstab ausgeführt. Darauf folgen (leider sehr zerstörte) kolossale Bilder Buddha's an Felswänden. Dann die Sculpturen zu Ellora, wieder in kleinern Verhältnissen, ruhig, hin und wieder mit Gestalten der alten Mythologie vermischt, die Buddha huldigend umgeben. Der Reichthum der indischen Plastik gehört den brahmanischen Felstempeln an, und füllt die Außenwände wie das Innere der Grotten. Die Gegenstände sind dem Götterleben und der Heldensage entlehnt. — Die Gestalten sind größtentheils nackt, mehr mit Schmuck am Halse und an Arm- und Fußgelenken verziert als mit Gewändern bekleidet. Die Körper haben gute Verhältnisse und weiche volle Formen, die mehr weibliches als männliches Gepräge zeigen. In der Bildung wie in den Linien der Bewegung, sagt Kugler, drückt sich ein stillbefriedigtes Dasein aus. Der Grundzug der männlichen Figuren ist hierdurch der einer eigenen jugendlichen Milde, welche sich nicht selten bis zu einem fast schüchternen Ausdruck steigert. Die weiblichen Gestalten entfalten sich aus solcher Weise der künstlerischen Auffassung manchmal zu einer fast wundersamen Anmuth; voll in Brust und Hüften, elastisch in den Gelenken, weich geschmolzen in den Linien der Bewegung erscheinen sie als Bilder des süßesten Versunkenseins der natürlichen Existenz, zumal in Darstellungen wo sie mit untergeschlagenen Beinen in kosender Gruppe sitzen. Aber freilich gibt sich das alles eben nur wie die Verkörperung eines träumerischen, fast pflanzenhaften Daseins. Es fehlt der Mehrzahl dieser Gestalten nicht eben nur die Andeutung stärkerer Muskelkraft und die hierauf beruhende markvollere Bewegung, welche ein zum Handeln berufenes Geschlecht ankündigt; es fehlt

auch jener tiefere Impuls der den Körper als Organ eines geiſtigen Willens erkennen läßt, der die Form und Bewegung zum Ausdruck ſittlichen Daſeins oder der Conflicte eines ſolchen macht, und durch den das Weſen einer wahrhaft künſtleriſchen Idealität bedingt wird.

Unvermögend die geiſtigen Eigenſchaften der Götter durch die Formen der Geſtalt, namentlich des Angeſichts klar und voll auszuſprechen, greift die indiſche Phantaſie zu einer ſinnlichen Symbolik, und gibt dem ſtarken Rieſen viele Arme, dem weiſen Gott mehrere Köpfe. Brahma erhält als der nach allen Seiten Sehende vier Geſichter, und als Bezeichnung ſeiner Allmacht vier Hände; in der einen hält er Scepter oder Opferlöffel, in der andern einen Ring der Ewigkeit, in der dritten die Veda's, und die vierte iſt offen um ſeine fortwährende Bereitwilligkeit zur Hülfe anzudeuten. Oder man ſetzt Thierköpfe auf Menſchenleiber, und ſo muß Ganeſa zur Bezeichnung ſeiner Klugheit ſtatt einer feinen Naſe den Elefantenrüſſel vor ſich hertragen. Bei den vielgliederigen Geſtalten wird in der Mitte als Hauptſache der Menſchentypus bewahrt, und in der Vorderanſicht im Hochrelief ausgemeißelt, während ſich daran rechts und links Geſichter mit auswärts gerichtetem Profil anreihen oder Arme deren Anſatz am Rücken man nicht ſieht, neben den beiden wirklichen in ihrer Thätigkeit ſich hervorſtrecken. Man gibt ſich keine verſtändige Rechenſchaft, es ſind Traumbilder die der Meißel verkörpert. Solche Dinge traf Goethe's Bann. Er ſagte:

Nichts ſchrecklicher kann den Menſchen geſchehn
Als das Abſurde verkörpert zu ſehn.

In der Rede geht das Dumme vorüber, aber im Bilde bleibt es beſtehen, feſſelt die Sinne und knechtet den Geiſt. Mit der „verrückten Zierathbrauerei" der Höhlexcavationen, der Elefanten- und Fratzen-Tempel, „wo ſie treiben mit heiligen Grillen Spott, man fühlt weder Natur noch Gott", verwarf er die vielköpfigen Götter am Ganges gleich den hundsköpfigen am Nil. Auch Schnaaſe vermißt bei den Felſenreliefs die architektoniſch ſtrenge Haltung, die in Figuren von der dreifachen Höhe des Menſchen nothwendig wäre, während die koloſſalen Glieder in weichlicher Behandlung ohne deutliche Bezeichnung des Knochenbaues und der Muskeln bei ihren ſchlangenartigen Biegungen den Eindruck widerlicher Schlaffheit, machtloſer Sinnlichkeit oder eines

geſpenſtigen Weſens machen. Bei kleinern Maßen dagegen iſt der Ausdruck eines träumeriſchen Behagens in den Geſtalten oft anziehend, wenn ſie in nachläſſiger Haltung den Oberkörper nach der einen Seite neigen und das Hervortreten der entgegengeſetzten Hüfte das Ganze mit einer ſanftgebogenen Linie umſchreibt, während auch der Kopf ſich ſenkt wie eine volle ſchwere Blume auf ſchwankem dünnem Stängel.

Was aber in der Bildung kleinerer Gruppen vortheilhaft hervortritt mehr als in Aegypten und Babylon, das iſt ein maleriſcher Sinn für Compoſition, mag derſelbe auch für umfaſſendere Darſtellungen noch nicht ausreichen, und der ordnende Sinn, der künſtleriſche Verſtand noch mangeln; jedoch ein maleriſches Gefühl iſt vorhanden, ſetzt die Geſtalten in innige Wechſelbeziehung und gibt dadurch den Darſtellungen ruhiger Gemeinſamkeit einen ſeelenhaften Reiz.

Nicht blos daß wir an den Sculpturen Farbenreſte finden, der maleriſche Trieb hat gleichzeitig mit der Plaſtik ſchon die Bauten der Buddhiſten in vorchriſtlicher Zeit durch Wandgemälde geſchmückt, deren Spuren aber durch die Zeit bis zum Unkenntlichen verwiſcht ſind. In den Grotten von Ajunta und Baug aber ſind ſolche erhalten und werden ſehr geprieſen. Die Darſtellungen einer Proceſſion, einer Jagd, auch Schlachten, endlich die Figur Buddha's ſind den Schilderungen der Reiſenden nach kühn gezeichnet, mit freiem Pinſel ausgeführt, lebhaft in der Farbe, und werden allem weit vorgezogen was die indiſche Kunſt in der Gegenwart hervorbringt. Im Drama Rama Charitra wird die dem Stück vorausliegende Geſchichte dadurch dem Zuſchauer mitgetheilt daß Rama und Sita die Bilder betrachten die ein Maler nach den im Epos beſungenen Thaten und Scenen gemalt, und dabei ſich ihrer Erlebniſſe in liebevoller Wechſelrede erinnern. Die neuern Werke gehören der Kleinmalerei an, und ſind auf Papier oder Marienglas ausgeführt. Sie ſtellen neben ſteifen mythologiſchen Scenen und mancherlei phantaſtiſchen Kunſtſtücken beſonders den geſelligen Verkehr der Menſchen, das Büßerleben und die Wechſelbeziehung liebender Paare dar; beſonders das Leben der Mädchen, wie ſie ſich ſchmücken, im Bade belauſcht werden, mit Gazellen koſen, mit Blumen ſprechen, iſt mit ſinniger Anmuth abgebildet, und es weht der leiſe Hauch eines zarten Gefühls auch in den herkömmlichen Formen und in der leiſe ſchattirenden Farbenandeutung, welche die zarten Umrißlinien

hervorhebt. Andere Bilder wollen wieder durch bunten Farbenſchmuck ergötzen. Im ganzen zeigt ſich mehr Zierlichkeit als Seelenausdruck oder Naturwahrheit.

Aus der Poeſie lernen wir ein tiefes Naturgefühl der Indier kennen, und es ſcheint daß die landſchaftliche Schönheit wie ſie ein Widerklang des Gemüths und ſeiner Stimmungen iſt ihnen zuerſt aufging. Das Epos vergleicht die weibliche Schönheit und ihre Wirkung auf das Herz der Beſchauer gern mit himmliſchen Lichterſcheinungen; Damajanti iſt die Vollmondnachtgleichgefallende, und in der Trauer gleicht ſie dem jungen Streif des Neumonds, den ſchwarzes Gewölk umgibt; ähnlich heißt es im Nibelungenlied von Chriemhild:

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen ſchwebt,
Deß Schein ſo hell und lauter ſich aus den Wolken hebt,
So glänzte ſie in Wahrheit vor andern Frauen gut;
Das mochte wol erheben ſo manchem Helden ſeinen Muth.

Oder ein andermal:

Da kam die Minnigliche; ſo tritt das Morgenroth
Hervor aus lichten Wolken.

Im Drama wiegt die Vergleichung der Frauen mit Pflanzen vor. Die innige Verwandtſchaft beider hat kein Volk feiner empfunden und anmuthiger ausgeſprochen als die Indier. Sakuntala's Lippe glüht wie ein zartes Blumenblatt, ihre Füße ſind wie Waſſerlilien, ihre Arme hängen gleich biegſamen Stängeln ſorglos herab und die Hände ſchmücken ſie wie friſche Blüten. Die Madhavipflanze, ſpricht ſie, iſt meine Schweſter, kann ich anders als ihrer pflegen? Der Amrabaum wird von jungen Mädchen der Bräutigam genannt; er ſcheint der Sakuntala mit den Fingerſpitzen ſeiner Blätter zu winken um ihr ein ſüßes Geheimniß ins Ohr zu flüſtern. Duſhmanta vergleicht die jungfräuliche Geliebte einem jungen Blatte das noch keine Hand vom Stiel gelöſt, einer Blume deren Wohlgeruch ſich noch nicht ergoſſen hat; als ſie dem Gatten folgt, nimmt ſie rührenden Abſchied von der Waldeinſamkeit, und klagt: Von meines Vaters Bruſt geriſſen wie der junge Sandelbaum vom Malayagebirge wie werd' ich wachſen auf fremdem Boden? Homer dagegen vergleicht Penelope mit der klagenden Nachtigall, und ſeine Helden im Kampf am liebſten mit Löwen, ſowie auch das

indiſche Epos die Tapfern geradezu als Manntiger, als Stiere bezeichnet.

In den indiſchen Dramen nun werden Landſchaftsbilder erwähnt und beſchrieben, und wie dabei der Stimmungsausdruck noch in der Schilderung deutlich wird, ſo ſind es wiederum Frauen die ſie malen, die dieſes weiche empfindſame Naturgefühl zur Darſtellung bringen. Der König Duſhmanta verlangt zu einem Bilde Sakuntala's die Landſchaft: im Vordergrund ein Baum mit dunkellaubigen weitverzweigten Aeſten, daran einige Mäntel aus gewebter Rinde in der Sonne hängen und trocknen; ein paar ſchwarze Antilopen liegen in ſeinem Schatten, das Weibchen reibt ſich ſanft die Stirn am Horn des Männchens; nach dem Mittelgrunde ſchlängelt ſich der Maliniſtrom mit verliebten Flamingos am grünen Ufer; und Hügel mit Ziegenheerden leiten nach dem Hintergrund hin, den der ſchneebedeckte Himalaja abſchließt. In dem Drama „die heimliche Heirath" kommen poetiſche Landſchaftsbilder vor. Es heißt einmal:

Wie weit dehnt ſich die Ausſicht! Berg und Thäler
Und Städte, Dörfer, Wälder, helle Ströme!
Dort wo der Para ſich und Sindhu winden,
Erſcheinen Padnavatis Thürme, Tempel,
Hallen und Thore in der Flut verkehrt,
Gleich einer Stadt die aus dem Himmel ward
Herabgeworfen in die Silberwellen.

Wie der König Pururavas im vierten Act des Dramas Vikramorvaſi in allen Erſcheinungen ein Bild, einen Reflex ſeiner verlorenen Geliebten ſieht, ſo ſagt auch Madhava:

Der Liebſten Schönheit blüht in Blumenknospen,
Ihr Auge hat die Antilope, es wiegt
Mit ihrer Anmuth ſich der Schmetterling.
O ſie iſt mir getödtet, und vertheilt
Sind ihre Reize an die ganze Welt!

Solche glänzende Stellen indiſcher Lyrik zeigen zugleich jenes innige landſchaftliche Naturgefühl kraft deſſen allein der Maler vermag in Berg und Thal, in Fluß und Wald eine Gemüthsſtimmung auszudrücken. Es iſt der Bund der Menſchenſeele und der Weltſeele, der in Indien geſchloſſen ward, die Grundlage jeder künſtleriſchen Landſchaftsmalerei.

Die bildende Kunſt hat die Entwickelung des indiſchen Geiſtes

nicht begleitet und geleitet wie die Dichtung, sondern sich erst dann eingestellt als derselbe eine Reformation und Befreiung im Buddhistenthum versuchte und dagegen das Brahmanenthum seine Restauration in einer hin- und hertaumelnden, nicht fortschreitenden Bewegung feierte und wieder die Geister an seine Satzungen band. Darum hat die bildende Kunst kaum eine Geschichte. Die Künstler sind nicht dazu gelangt den Charakter der Götter oder Helden durch entsprechende Formen auszuprägen, sondern überließen sich einer phantastischen Symbolik; damit konnte kein Unterschied in der Auffassung, kein Streben und Ringen nach Vollendung stattfinden, die Originalität und Individualität der Meister sich nicht bethätigen; die Ueberlieferung und das Herkommen gaben den Ton an, der Schönheitssinn ging nicht über die allgemeinen Verhältnisse der Gestalten und den Ausdruck träumerischen Behagens hinaus. Die persönliche Freiheit war in der Scheidung der Kasten, unter dem geistlichen und weltlichen Druck im Volk erloschen, Bauen und Bilden aber war eine Arbeit, die nicht wie Sinnen und Dichten den herrschenden Brahmanen, sondern dem dienenden Volk zukam; in diesem führte der Geist ein Pflanzenleben, und wie einzelne Volkslieder, so gibt der Stimmungsausdruck einzelner Gemälde dies noch seelenvoll kund.

Iran.

Das Hochland von Iran wird östlich durch das Stromgebiet des Indus, westlich durch das des Euphrat und Tigris begrenzt; im Norden liegen die Steppen des Oxus und das Kaspische Meer, im Süden umströmt der Ocean das Gestade. Das Land ist reich an Gegensätzen. Winterliche Schneestürme wechseln mit wolkenlosen Sommern und ihren sonnigen Tagen, ihren sternhellen Nächten; während Mediens fruchtbare Hochebnen in immerwährendem Frühling zum Ackerbau einladen, erziehen die Berge ein rauheres Geschlecht von kräftigen Jägern und Hirten; die Thäler von Schiras im Süden wie die am Elburs im Norden prangen im Schmuck der Wälder, der blumigen Wiesen, und Reben oder Orangen- und Citronenbäume laden zum Genuß der köstlichen Früchte. Die Arbeit des Menschen wird aufgerufen von der Natur und zugleich belohnt. Der Boden ist da für ein thätiges Volk, daß

es des Lebens froh werde und mit Kraft und Einsicht eine eigenthümliche Cultur begründe. Da siedelte ein Theil der zuletzt noch im Stammland gebliebenen Arier sich an, als ein anderer den Indus und Ganges sich zur Wohnstätte erkor.

Der Dienst des lichten Himmelsgottes erhielt sich, der Gegensatz aber der Finsterniß, der Winterstürme trat energischer hervor, und die Grundstimmung des Volks zeigte sich als eine solche die weniger in ein phantasievolles Gedankenthum wie die Indier versenkt, und mehr auf das handelnde Leben und die sittlichen Ideen gerichtet war. Der Gegensatz des Guten und Bösen knüpfte sich an den des Lichts und der Finsterniß, des Wohlthätigen und Schädlichen; Wahrheit im Gemüth sollte der Klarheit in der Natur entsprechen, der Mensch den großen Weltkampf von Tag und Nacht, von schöner Ordnung und wüster Unordnung im verderblichen Treiben wilder Kräfte rüstig mitkämpfen. Sein Ideal war der Dienst des Lichts und der Wahrheit nicht in Grübeln und Träumen, sondern in männlicher Thatenlust; statt den Willen zu vernichten und untergehen zu lassen im Unendlichen galt es ihn zu behaupten und das Reich des guten Geistes durch Reinheit in Gedanke, Wort und Werk kräftig zu fördern.

Die Cultur beginnt in Ostiran durch die religiöse Reform und die Heldensage; sie entwickelt sich im Westen in Kampf und Sieg über die semitischen Nachbarn, in Berührung mit Aegyptern und Hellenen, und die Perser nehmen mit verständig klarem Sinn die ihnen zusagenden Formen bauender und bildender Kunst von den Nachbarn auf um im Anschluß an sie dem eigenen Wesen ein Denkmal aufzustellen. Wie das weltliche Wirken des Menschen selbst Gottesdienst, Priesterthum des guten Geistes sein sollte, so ist auch nicht so sehr das Religiöse, als das Weltliche wie es im Staat und Königthum gipfelt, Gegenstand der bildenden Kunst. Die Phantasie findet ihr Maß durch den Anschluß an die Wirklichkeit und durch die sittliche Idee.

Hat man in den phantasiereichen Indiern die asiatischen Griechen gesehen, so dürfen wir die Iranier mit den Germanen vergleichen; der Sinn ist nüchterner, minder auf die Erscheinungsform als auf die Innerlichkeit der Sache gerichtet, das sittliche Moment ist vorwiegend; die Entwickelung vollzieht sich nach volksthümlich selbständigen Anfängen gern und leicht in der Aneignung des Fremden, das aber im eigenen Geist wiedergeboren wird.

Zarathuſtra.

Wir haben geſehen wie aus der Idee Gottes, die ſich an den allumfaſſenden lichten Himmel knüpfte, ſchon in der gemeinſamen ariſchen Urzeit ſich die Mythologie zu entfalten begann, indem einzelne Seiten des göttlichen Weſens und Wirkens in den Naturerſcheinungen angeſchaut und mit ihnen verſchmolzen für ſich verſelbſtändigt wurden. Ein ſtreitbarer Lichtgott trat im Gewitterkampf neben den allumfaſſenden Himmelsgott, in der Sonne und in der Morgenröthe, im Feuer, im Sturm und in der regenſpendenden Wolke wurden perſönliche göttliche Mächte verehrt. Im Hintergrunde des Bewußtſeins blieb die Einſicht daß ſie nur mannichfaltige Offenbarungen des Einen ſeien, aber die einmal entfeſſelte Phantaſie fuhr fort die bereits beſtehenden Götter in neuer Weiſe zu feiern, neue Geſtalten ihnen zu geſellen. Dies war der Weg den die Indier gingen, und die Vedas haben uns die Zeugniſſe ihres Denkens und Schaffens gegeben. Hier lag die Gefahr nahe daß der Geiſt in der Vergötterung der Natur ſich an ſie verlor, daß ſie das Erſte, die ſittliche Idee das Untergeordnete wurde, daß im Sinnbild über dem Bild der Sinn in Vergeſſenheit kam. Ein anderer Weg war die Rückkehr zum urſprünglich Einen, die Erkenntniß ſeiner Geiſtigkeit und damit die Erhebung über die Natur, die Betonung des Sittlichen und damit des Kampfes zwiſchen gut und böſe, da das Gute ſich erſt in der Ueberwindung des Gegenſatzes vollendet. Dieſen Weg ſchlug Zarathuſtra ein, und ſeine Reformation begründete den Parſismus.

In den Veden, aber noch mehr in dem iraniſchen Religionsbuch, in der Aveſta (Offenbarung; Zend bedeutet Erklärung), zeigt ſich der religiöſe Gegenſatz; Indra, der dort an die Spitze der Götterwelt tritt, wird hier zu einem böſen und verdammten Dämon, und der urſprüngliche Name der Lichtgeiſter, der Daevas, den die Indier für ihre Götter bewahren, wird bei Zarathuſtra und ſeinen Jüngern das Wort welches die verführenden Lügengeiſter der Finſterniß bezeichnet, indem die phantaſiegeborenen Naturgötter für falſche Götter gegenüber dem einen Geiſt des Guten und Wahren erklärt werden. Die Arier die in Baktrien ſeßhaft wurden, bekannten ſich zu Zarathuſtra; er predigte den Ackerbau, und mit dieſem verband ſich ein geordneter, ſittlich nüchterner

Sinn, während die übermächtig einherſchweifende Phantaſie einen andern Theil des Volks noch nicht raſten ließ, ſondern ihn nomadenhaft weiter ziehen und ein neues Land ſuchen hieß, deſſen Natur der geiſtigen Eigenthümlichkeit zuſagte. Gemeinſam blieb die Anzündung des heiligen Feuers beim Opfer als das Symbol der Reinigung, der Erhebung von der Erde zum Himmel, gemeinſam das Soma- oder Homaopfer und die Verehrung der in dem heiligen Trank waltenden Kraft der Begeiſterung und Lebensſtärkung als eines göttlichen Weſens, gemeinſam die Umgürtung mit einem Strick zum Zeichen der Aufnahme in die Gemeinde. Aber die Phantaſie herrſchte bei den Indiern, die gute Geſinnung ward das Höchſte bei den Iraniern; daher ward die Weltauffaſſung dort mehr dichteriſch als moraliſch, hier mehr moraliſch als dichteriſch. Die Indier bildeten die mythologiſchen Anfänge immer reicher und blühender aus, die Iranier brachten ſie auf die einfachen Grundbegriffe zurück und läuterten ſie mit ſittlichem Geiſt.

Der urſprüngliche gemeinſame Ehrenname der prieſterlichen Sänger, Kavi, ward in Kava umgeändert, woraus Kai (Kai Kosru) geworden, Kavi aber heißen nun in der Aveſta die Prieſter der falſchen Götter, während auch die Veden Götterfeinde unter dem Namen der Kavari kennen. Sie nennen ſolche auch Maghava, und gerade ſo heißen Zarathuſtra's Freunde, woraus dann die Magier wurden. Er ſelbſt iſt von Haug als der vertriebene Dſharadaſchti in einem Liede des Rigveda erkannt worden. Der Gegenſatz des orgiaſtiſchen Indracultus, dem die kriegeriſchen Nomaden huldigen, und des Feuerdienſtes, den die Ackerbauer ausbilden, und hiermit im Zuſammenhang die letzte Scheidung der Arier in Indier und Iranier iſt durch die Religionsbücher ſelbſt bezeugt, und damit haben wir zugleich die Beſtätigung unſerer Anſicht daß urſprünglich die Völkerſcheidung mit dem Auftauchen neuer Ideen, mit der Bildung der Mythologien und beſondern Sprachen ſich vollzogen hat.

Zarathuſtra iſt alſo der Grenzſtein einer letzten Scheidung des ariſchen Stammes; in alten Liederbruchſtücken ſind die Nachklänge heftiger Kämpfe vorhanden, unter denen ſich die Abtrennung der Indraverehrer als Indier und ihre Auswanderung nach dem Indus, und die Entſtehung der für ſich ſelbſtändigen Iranier vollzog; Zarathuſtra gehört damit in die erſte Hälfte des 2. Jahrtauſends v. Chr.

In der Aveſta ſelbſt iſt die Rede von alten Weiſen, Saoskjanto, Feueranzünder genannt, welche die guten Geiſter durch Anzünden des heiligen Feuers verehrten; dieſe wurden Ahuras, die Lebendigen, oder Masdas, die Weiſen, Weisheitſpendenden, genannt. Es ward das Ideale, das Geiſtige und Sittliche, hervorgehoben in den Mächten des Lichts und der heitern Luft, welche nach dem Volksglauben das Leben der Erde behüteten und die Dämonen des Dunkels und der Dürre bekämpften. Der Gegenſatz der fruchtbaren Thäler mit dem rauhen Gebirge und den nebelreichen Steppen und Wüſten, des milden klaren Sommers mit dem wilden nächtigen Winter, der Gegenſatz einer beginnenden ackerbauend friedſamen Cultur mit rohen nomadiſchen Räuberhorden der Steppen und Berge, der Kampf und die Arbeit die von dem Menſchen jetzt für die Erhaltung und Förderung ſeiner Wohlfahrt gefordert wurden, ließen im Bewußtſein den Unterſchied des wahren und des unwahren Seins, des Guten und Böſen beſtimmter erkannt werden. Es war Zarathuſtra der die widerſtreitenden Mächte auf die Einheit der Principien zurückführte, indem er in echt ariſcher Weiſe Wiſſen und Gewiſſen nicht trennte, den Geiſt des Wahren als den des Guten erfaßte, und als den einigen Quell und Grund des Lebens, als den Schöpfer und Herrn der Weſen verkündete. Er nannte ihn Ahura Masda, den Lebendigen Weiſen. Dem Guten ſteht das Böſe, dem Wahren das Falſche gegenüber, aber keineswegs als gleichberechtigt, vielmehr wie dem wahrhaft Seienden das Nichtſeiende, nicht Seinſollende, das überwunden werden ſoll, damit durch den Kampf ſich das Rechte als ſolches bewähre. Unter dem Namen der ſchlechten Geſinnung, Akem mano, faßt Zarathuſtra die Mächte des Trugs (die Drukhs) und des Böſen gleichfalls zuſammen zur Einheit des Princips, das in die Welt des Reinen die Unreinheit, die Verwirrung und Verdunkelung bringt; als Angramainjus oder der Uebleſinnende tritt der Herrſcher der Finſterniß dem Ahuramasda in ſeiner Schöpfung entgegen, die Menſchen plagend und verführend. Ihnen iſt die Wahl gegeben zwiſchen beiden, ſie ſollen ſich für das Gute entſcheiden und durch Reinheit in Gedanke, Wort und That das Böſe bekämpfen, das Reich der Wahrheit fördern. So als Diener, Prieſter Helden des Lichts erlangen ſie die Unſterblichkeit und Vollendung in der Lebensgemeinſchaft Ahuramasda's, der ſie zu ſich aufnimmt in das ewige Leben.

Es ist das Auszeichnende der iranischen Phantasie daß sie Begriffe und Tugenden personificirt, daß sie die Principien der sittlichen Lebensverhältnisse und geistigen Güter verselbständigt und als die ersten Offenbarungen Ahuramasda's ihm zur Seite stellt; auch dies findet sich schon in den ältesten Liedern, auch hier erscheint Zarathustra's Genius tonangebend. So wird gepriesen Vohu mano, der gute Sinn, die edle Gesinnung, als die Grundlage alles Wirklichen, als der Weg zu Ahuramasda; daraus ward später Bahman; dann Armaiti, woraus Sapandomad, Ergebung und Frömmigkeit, die Hingebung des eigenen Willens an den göttlichen; daraus ward zugleich die Empfänglichkeit und Bildsamkeit der Natur, und wie die Erde, die Materie das göttliche Gesetz aufnimmt und willig vom Menschen sich bearbeiten läßt, sodaß der Iranier sie als die heilige Unterwürfige, die schöne Tochter des himmlischen Vaters anruft, so ward Armaiti verschmolzen mit der Erdseele, deren Orakelwort noch Zarathustra verkündigte; die Erde selbst führt den Namen der Kuh, in Kuh und Stier sind ursprünglich die Grundkräfte der Natur symbolisirt. Ein dritter Genius ist die Wahrheit, Aſcha, woraus später Ardibehescht wurde; ein vierter Kschatra, Macht und Reichthum; das irdische Glück wird an das Gute, an die Wahrheit geknüpft, es wird durch deren Dienst errungen; aus Kschatra ward Schahriver. Wer sich gottergeben, die Selbstsucht besiegend, dem Guten und Wahren weiht, der empfängt Macht und Besitz; wie ja ähnliche Gedanken auch durch das alte Testament gehen, und die Anschauung von der innersten Einheit der sittlichen und natürlichen Ordnung der Dinge und der Beseligung des Guten eine ewige Wahrheit ist; Bunsen erinnert an den Anfang der Bergpredigt: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen.

Das irdische Leben ist dem Iranier die Mischung von Sein und Nichtsein, der Streit des Guten und Bösen; das himmlische und ewige Leben ist der Sieg und die Vollendung; sein waltet Haurvatat und Ameretat, Ganzheit oder Wohlsein und Unsterblichkeit. Khordad und Amerded wurden daraus, und mit diesen spätern Namen sind dann die genannten Genien (Amaschaspenta) mit Ormuzd verbunden worden als die Amschaspands, die höchsten Lichtgeister, die zugleich die irdischen Dinge behüten, sodaß jeder einer bestimmten Sphäre der Welt vorsteht. Bei der Betrachtung der Veden haben wir in Varuna und den um ihn ver-

ſammelten Aſuren die älteſte dort niedergelegte Gottesanſchauung erkannt; Aſura und Ahura ergibt ſich nicht blos als ein und daſſelbe Wort, ſondern auch dort waren die Lichtgenien zugleich ſittliche Mächte; Zarathuſtra hielt reformatoriſch wiederherſtellend dies Urſprüngliche feſt, indem er die idealen Elemente beſtimmter hervorhob und ausbildete.

Auf ähnliche Art wie die reinen Geiſter dem guten werden dem todbringenden Princip des Böſen die Mächte der Finſterniß, der Unordnung, des Luges geſellt. Sie ſuchen in die Werke des guten Gottes den Samen des Unkrauts und Unheils auszuſtreuen, die Menſchen zu verführen und dadurch zu verderben.

Ahuramasda, der Heilige, Reine, Schöne, der Geber alles Guten, bedarf der Menſchen in dem großen Kampf des Lichts und der Finſterniß; Glaube und Gebet, Andacht und Frömmigkeit ſeiner Diener ſtehen ihm bei und helfen ihm die guten Beſitzthümer gegen die Angriffe der Feinde ſchützen; der ſtärkſte Helfer Ahuramasda's gegen die Räuber der Seligkeit, die Befehder des guten Sinnes iſt Sraoſcha, urſprünglich das Hören des reinen Worts der Wahrheit, dann der darauf gegründete Gottesdienſt. So gewinnen auch die indiſchen Götter Kraft durch die Opfer und Lobgeſänge ihrer Verehrer, und der Geiſt des Gebets wird in allem mächtig; aber die iraniſche Auffaſſung iſt klarer und tiefſinniger. Gott will das Gute, ſo will er es durch die Freiheit der Menſchen, ſo will er ihnen keine Gewalt anthun und wartet ihres Mitwirkens und bedarf deſſelben; die guten Menſchen fördern auf freie Weiſe das Gottesreich, und daſſelbe vollendet ſich nicht ohne ſie, ſondern durch die Gemeinſamkeit der ſittlichen Weltordnung und der individuellen Geiſter. So thront Ahuramasda ſelbſt in majeſtätiſcher Ruhe über der Bewegung des Lebens, und läßt den Kampf durch die Genien und die Menſchen kämpfen, die er beſeelt.

Die gute Geſinnung und die Wahrheit, dies Weſentliche in aller Wirklichkeit, wird in maßvoller Schönheit und Ordnung kund durch die Lieder, die rhythmiſchen Weisheitsſprüche; ſie drücken die welterhaltenden Geſetze aus; Ahuramasda iſt ihr Urheber und Offenbarer, ſein Himmel heißt die Liederwohnung (Garodemana, das ſpätere Gorotman) und die höchſten Genien werden als Sänger des Himmels geprieſen. Ahuramasda, heißt es, hat das Beſte, und offenbart als der Wiſſende das wirkliche Lied des Wohlſtandes, der Wahrheit und der Unſterblichkeit. Die

großen iranischen Weisen sind die Verkündiger dieser Liedersprüche der Wahrheit; die Saoskjantos, die den Weg des guten Sinnes eröffnen, daß durch Lieder und fromme Handlungen das Wohl der Welt gegründet und gesichert werde. Der hervorragendste und berühmteste unter ihnen ist Zarathustra. Die Perser nennen ihn Zerduschd, die Griechen Zoroaster. In den ältesten Bruchstücken der Aveſta tritt er als Prophet Ahuramasda's auf; als Symbol des Lichtgottes und der Heiligung der Menschen für ihn behält er das Feuer bei; als Grundlage eines sittlich geordneten Lebens fordert er den Ackerbau. Anfangs stand er allein, bedrängt, verfolgt. Da hören wir die Klage seines Gebets: „Nach welchem Lande soll ich mich wenden, wohin soll ich flüchten? Keiner des Volks verehrt mich, die Herrscher sind ungläubig. Wie soll ich, lebendiger Weiser, dich ferner verehren? Ich weiß es daß ich hülflos bin. Sieh auf mich, den treuen unter deinen Getreuen, sieh wie ich weinend dich um Hülfe flehe, Lebendiger, der du das Glück verleihst wie es ein Freund dem Freunde gibt, der du das Gute des guten Sinnes als eigen besitzest, du Wahrer!" Dann sehen wir in den ältesten Liedern daß der Stammesfürst Vistaspa, dann Fraschaostra und Dschamaspa ihm gläubig, treu und hülfreich zur Seite stehen; und in dieser Stellung gehen sie durch die ganze parsische Sage. Aber Zarathustra allein hat unter allen Feuerpriestern das Meiste gethan daß die Dinge in ihrer gottgewollten Eigenthümlichkeit trotz der Vernichtungsversuche der Widersacher erhalten bleiben, und zwar durch die Dreiheit der reinen Gedanken, der reinen Worte, der reinen Thaten. Spätere Verehrer nennen ihn den Hochheiligen; sie lassen den Angramainjus kommen ihn zu versuchen und ihm die Herrschaft der Erde anbieten, wenn er das Gesetz Ahuramasda's verfluche; er weigert sich deß, ob auch seine Gebeine und seine Seelenkräfte zerbrochen würden.

Unter den Gathas, den ältesten Liedern der Iranier in dem Yasna genannten Buch der Aveſta befindet sich eins das ganz das Siegel der Ursprünglichkeit und des großen Reformators trägt; es stellt ihn dar wie er vor den Feueraltar tritt und Männer wie Frauen aufruft zwischen dem rechten und dem falschen Glauben zu wählen. In Ahuramasda ist das Heil, in seinem Widersacher das Verderben; Armaiti, die Ergebenheit, wirkt die körperlichen Formen, aber der Geist, das erste in der Schöpfung, ist Gottes, und eines Wesens mit ihm. Durch das

Wahre und Gute wird das Böſe überwunden. Wenn ſelbſt in alterthümlichem Spruch von Zarathuſtra geſagt wird daß er zuerſt dem Verſtande die Zunge dienſtbar machte, daß ihm der Redekunſt Anmuth verliehen war zu verkündigen in Liedern die weiſen Sprüche und die Thaten der Wahrhaftigen und die Reinheit zu fördern durch ſein Lob, ſo gibt dieſer Geſang Zeugniß davon; wir theilen ihn in der metriſchen Faſſung mit, die ihm Bunſen nach Martin Haug's wörtlicher Ueberſetzung gegeben. Im Original ſind es Strophen von je drei Verſen, die in achtſilbige Hälften gegliedert ſind; außerdem finden wir achtſilbige Verſe in vierzeiligen Strophen.

Weiſe Sprüche des Allweiſen mach' ich kund den Nahenden,
Lobgeſänge des Lebend'gen, Gottesdienſt des guten Geiſts;
Hehrer Wahrheit Aufgang ſeh ich ſteigen aus der Flamme Wehn.

Horchet auf die Erdſeellaute, ſchauet auf des Feuers Loh;
Mann und Weib ſoll jeder einzeln nach dem Glauben ſondern ſich;
Auf, erwacht ihr alten Helden, zieht heran und ſtimmt uns bei.

Geiſter zwei, grundeignen Weſens, Zwillingspaar von Anbeginn,
Herrſchen ſie, das Gut' und Böſe in Gedanke, Wort und That.
Zwiſchen beiden müßt ihr wählen: gut denn ſeid und böſe nicht.

Alles wirken, ſich begegnend, jene beiden immerdar;
Sein und Nichtſein, Erſtes, Letztes, iſt das Schaffen dieſes Paars;
Lügnern wird das ſchlimmſte Daſein, den Wahrhaftigen das Heil.

Wählet! Aergſtes Los erküret wer den böſen Lügner wählt;
Wer erkürt Ahuramasda, der allheilig iſt und wahr,
Ehret gläubig ihn durch Wahrheit, ehrt durch heil'ge Thaten ihn.

Dienen könnt ihr nimmer beiden; Zweifelnde berückt der Feind.
„Schlechten Sinn wählt!" ſpricht der Deva; ſtürmend rennt die Geiſterſchar
Zur Bekämpfung jenes Lebens, das die Seher preb'gen laut.

Dieſes Leben ſchützt Armaiti, Mutter ſie der Körperwelt,
Mit der Macht und mit der Wahrheit und mit frommer Sinnesart;
Doch der Geiſt, der Schöpfung Erſtling, iſt, o Masda, bei dir ſelbſt.

Masda, wenn der Geiſt auf Erden kommt in Noth, ſo hilfſt du aus;
Frommem Sinne, Herr, verleiheſt du den irdiſchen Beſitz,
Straſeſt den der ohne Wahrheit, deß Verſprechen Lüge iſt.

Solches Leben zu erhalten laßt uns alle wirken treu:
Lebens wahre Förderer ſind die Weiſen, die Lebend'gen euch;
Dort allein wo Einſicht wohnet ſuche das Verſtändniß dir.

Einſicht nur ſchützt vor dem Böſen, ſtürzet des Verderbens Werk;
Das Vollkommne wohnt im ſchönen Hauſe nur des frommen Sinns,
In dem Sinn der Weiſen, Wahren, die als Gute ehrt der Ruhm.

Uebet denn die Lehren welche ausſprach Masda's eigner Mund,
Zum Verderben, zur Vernichtung allen Lügnern, Rettungshort
Dem der wahrhaft iſt; in jenen Lehren ruhet euch das Heil.

In einem andern Geſange kleidet der Prophet was er ſelbſt von dem in der Welt waltenden Gott in ſeinem Innern erkannt hat, in Form von Fragen an denſelben ein, der Antwort ſicher, denn der Geiſt iſt der Hort aller Wahrheit, — wie wir Aehnliches auch bei frommen Dichtern der Hebräer und Indier finden.

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer iſt aller Weſen Vater? wer ſchuf Sonn- und Sternenbahn?
Wer läßt wachſen Mond und ſchwinden? Das, Allweiſer, wüßt' ich gern.

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer hält Erd' und Wolken drüber? wer ſchuf Waſſer, Bäum' und Flur?
Wer gab Wind und Stürmen Flügel, waltet ſtets als guter Geiſt?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer ſchuf holdes Licht und Wärme, das Erwachen und den Schlaf?
Wer heißt Tag und Nacht den Weiſen mahnen ſtets an ſeine Pflicht?

Fragen will ich dich, Lebend'ger, thue mir die Wahrheit kund:
Wer erhebt den Sohn dem Vater, wann er ſcheidet, wenn nicht du,
Der du biſt die heil'ge Reinheit, Allgeiſt, der Lebend'gen Quell!

An einer andern auch uralterthümlichen Stelle ſpricht der heilige Geiſt alſo zum böſen: Nicht unſere Wünſche, nicht unſere Reden, nicht unſere Werke vereinigen ſich; — und zu den Menſchen: Wer nicht nach meinem Geſetz handeln wird ſowol dem Sinn als dem Worte nach, dem wird das Ende der Welt zum Falle gereichen. Dann heißt es weiter daß Unſterblichkeit der Wunſch der reinen Seele ſei, und die Gläubigen ſagen vom Lichtgott, zu ihm wollen wir beten; denn nun iſt es den Augen ſichtbar: wer in Werk und Wort des guten Geiſtes Reinheit kennt, der kennt Gott. Ihn wollen wir mit guter Geſinnung zufrieden ſtellen, der uns dienſtbar machte das Erfreuliche und Unerfreuliche. — Reinheit iſt dem Menſchen nach der Geburt das Beſte. Wer den Sinn beſſert und gute Thaten verrichtet, der handelt nach dem Geſetz, Reichthum vereinigt ſich mit ihm nach Willen und Wunſch. Wer aufrichtig die Wahrheit anruft der hat des guten Geiſtes Weſenheit; daher iſt er mit ſolchem

Sinn begabt daß er den Landbau zu fördern gedenkt. — Von Gott aber ſingt der Seher:

Der uranfänglich durch ſein eignes Licht
Der Himmelslichter Menge ausgeſonnen hat,
Durch ſeine eigne Einſicht ſchaffet er
Das Wahre, das der Grund des guten Sinnes iſt.
Dies läſſeſt du gedeihen, weiſer Geiſt,
Der du derſelbe bleibeſt, Unvergänglicher.

Dich den Allweiſen, den Urſprünglichen,
Dacht' als den Herrn des Geiſtes ich wie der Natur,
Mit Geiſtesblick hab ich dich ja erſchaut,
Und als des guten Sinnes Vater dich erkannt,
Als den der Weſenheit des Wahren iſt,
Als Lebensſchöpfer, als lebendig Wirkender.

Es ruht in dir die heil'ge Erde ſtets,
In dir, deß Weisheit ihren Leib ſo ſchön geformt.
Lebend'ger, Weiſer, auf den rechten Pfad,
Den du ihr uranfänglich angewieſen haſt,
Vom Landmann kommt zum Landmann ſegenſpendend ſie
Und gehet dem vorbei der ſie nicht baut.

Das heiligſte Gebet der Perſer, der uralte Honover, lautet:

Der beſchützt die beiden Leben, aller Wahrheit Quell und Herr,
Gibt den Weiſen Lebensthaten, Treugeſinnten gibt er Macht,
Er erſchuf des Lebens Kinder zum Verderb der Lügenbrut.

Nach M. Haug's neueſten Forſchungen ſoll Zarathuſtra die Bezeichnung der Prieſterwürde, und Spitama der Geſchlechtsname des Religionsſtifters geweſen ſein. In Ahuramasda habe derſelbe die Vereinigung zweier Grundkräfte wie zweier Pole ſeiner Perſönlichkeit gedacht, durch die er Tag und Nacht, Leben und Tod, gleich Flamme und Kohle oder Schlacke bewirkt. Der Tod ſprengt die Kette, ſodaß die Seele ſich zum ewigen Leben aufſchwingt.

Der Cultus Zarathuſtra's war vor allem die ſittliche That, die Reinheit des Lebens in Gedanke Wort und Werk; die Verehrung der Elemente behielt er als Symbole bei; aber ſeine Nachfolger, die ſich zum Prieſterſtand geſtalteten neben dem arbeitenden Volk und dem kriegeriſchen Adel, hielten ſich wieder mehr an das Aeußerliche und entwickelten allmählich eine förmliche Caſuiſtik in dem ausgeſponnenen Syſtem leiblicher Reinigungen; ihre Satzungen und Formeln wurden dann ebenſo misbräuchlich auf Zarathuſtra zurückgeführt und als eine Offenbarung Ahuramasda's dargeſtellt, wie die Hebräer ihr ſpäteres Ceremonialgeſetz für ein Gebot Gottes an Moſes ausgaben. Da rühmt

dann Zarathuſtra neben dem Gebet den Mörſer, die Schale und den Haoma, d. h. die Werkzeuge für das Haomaopfer und deſſen Darbringung als die beſten Waffen gegen die Dämonen, und der heilige Trank gilt als der Lebenstrank, der den Tod fern hält. Die altererbte Verehrung des Feuers läßt daſſelbe als das beſte Mittel zur Verſcheuchung der Nachtgeſpenſter erſcheinen; ſeine Flammen ſind die Geſchoſſe in der Hand des lebendigen Gottes, mit denen er die Frevler vernichtet. Später wird das Feuer als Ahuramasda's Sohn, als der ſchnellſte der Unſterblichen gefeiert; nichts Unreines oder Todtes ſollte ihm nahe kommen, auf dem Altar ſollte es immerdar lodern. Aber auch das Waſſer iſt rein und ein Reinigungsmittel. Die in ihm waltende Geiſtesmacht iſt Anahita, die Unbefleckte. Es nährt die Bäume, die mit freudiger Lebensfülle emporſprießen und das Holz, die Nahrung des Feuers, bereiten. Sie wurden hoch gehalten; Herodot erzählt den ſchönen Zug von Xerxes, daß als er auf der Heerfahrt gegen Hellas in Lydien eine Platane von bewunderungswürdiger Schönheit ſah, er den Baum mit Goldſchmuck verzierte und ihm einen Wächter zur Hut und Pflege beſtellte. Als Thiere Ahuramasda's werden die Wächter bei Tag und Nacht, Hund und Hahn, und die dem Menſchen nützlichen, wie Roß und Rind, geprieſen, dagegen das ſchädliche Gewürm und Ungeziefer dem Angramainjus zugewieſen, der ſelber in Schlangengeſtalt erſcheint.

Wenn ſich hier das urſprüngliche Naturgefühl noch ſinnig ausſpricht, ſo erſcheinen die Perſonificationen der Tugenden und Begriffe immer trockener, und die ſpätern Gebete zeigen weniger Gemüthserhebung und Seelenſchwung, als das Beſtreben durch möglichſte Vollſtändigkeit der Aufzählung, durch herkömmliche Lobſprüche all den Genien genug zu thun, die man aus Abſtractionen gebildet hatte. Die Schuld ſollte gebeichtet, die Befleckung ſollte abgewaſchen, die Uebertretung durch Schläge beſtraft werden. Die Strenge und Peinlichkeit der Ceremonien zeigt die Erſtarrung der Religion unter der Prieſterherrſchaft, die ſich beſonders in der Zeit ausbildete als die politiſche Selbſtändigkeit des Volks der Oberherrſchaft Aſſyriens erlegen war. Immer aber blieb die Grundanſchauung des Parſismus im Gegenſatz zu der indiſchen Selbſtqual und Weltflucht eine poſitive, lebensfreudige, heitere. Ahuramasda, der Lebendige, wollte das Leben; es zu fördern und zu pflegen, alle Verwirrung

und Unordnung, alles Schädliche und Verderbliche in der Natur wie im Geiſt zu tilgen, war Gottesdienſt. Wachet, betet, arbeitet, freuet euch des Lebens, das blieb die Loſung des Volks. Nicht Selbſtvernichtung, ſondern Selbſtbehauptung ward gepredigt. Der Schlaf, der die bewußte Thätigkeit hemmt und unterbricht, erſcheint als ein Uebel, Ahuramasda kennt ihn nicht; der Menſch ſoll ſich ihm nicht länger hingeben als nothwendig iſt. Heilig iſt das Leben, aber unrein der Tod; der vom Lebensgeiſt verlaſſene Leichnam fällt in der Verweſung den unreinen Dämonen anheim; nicht das Feuer, nicht das Waſſer, nicht die Erde ſoll durch ihn befleckt werden; man ſetzt ihn auf einem Steingerüſt wie ſchwebend auf trockenem Berge aus und überläßt ihn den Raubthieren und Vögeln zur Zerſtörung; ſeine Berührung verunreinigt und verlangt ſorgſame Reinigung. Die unſterbliche Seele empfängt an der Brücke Cinvat ihren Richterſpruch; gute und böſe Geiſter ſtreiten über ſie; ihre guten wie ihre böſen Thaten folgen ihr nach in Frauengeſtalt, um ſie entweder in den Himmel oder in die Hölle einzuführen. Aber auch in der Qual der Finſterniß ſollen die Seelen nicht zwecklos gepeinigt, ſondern gebeſſert werden; die eigene Reue wie die Gebete der Lebenden bereiten an den großen Todtenfeſten Erlöſung; wie bei den Indiern knüpft ein unſichtbares Band die Todten an die Lebendigen. Die Reinen treten vor den Thron des guten Geiſtes, er begrüßt ſie, die da zum Heil herangekommen aus der vergänglichen Welt in die unvergängliche.

Jenen oben genannten hohen Lichtgeiſtern wurden unter dem Namen der Izeds noch viele andere geſellt, perſonificirte Principien der geiſtigen Güter wie des natürlichen Gedeihens. Dazu kam die Vorſtellung der Fravaſchis oder Feruers. Sie ſind die reinen göttlichen Gedanken der Einzelſeelen, damit ſowol die lebenſpendende ſchöpferiſche Kraft, als das Ideal, das Urbild der Seele im Geiſte Gottes; der Fravaſchi iſt der Genius als die reine Energie des Geiſtes und zugleich als das Vorbild das durch die That des Lebens verwirklicht werden ſoll. Der Gedanke iſt tiefſinnig und wahr: der Seele iſt ein Ideal eingeboren, das ſie durch eigene Kraft im Leben geſtalten ſoll, indem ſie ihre Anlage, ihr inneres Weſen zu ihrer That macht; es iſt die Seele wie ſie im Licht der Ewigkeit vor dem Geiſte Gottes ſteht, die Seele wie ſie in der Vollendung ſein wird; um der Freiheit willen iſt ſie nicht fertig geſchaffen, ſondern es ſoll, wie Jakob

Böhme gesagt, der Mensch seiner selbst Macher sein. Auch an Kant's Lehre von dem intelligibeln Charakter, der allen empirischen Erscheinungen des Menschen zum ewigen Grunde dient, kann die Anschauung des Feuers erinnern.

Daneben blieb ein alt-arischer Gott in der Erinnerung und empfing seinen Cultus. Wir sahen wie der unendliche lichte Himmel als der ursprüngliche Träger der Gottesidee in den Veden bereits zu zwei befreundeten Wesen gesondert ist, zu Varuna, dem Allumfasser, und zu Mitra, dem freundlichen Licht; den Nachfolgern Zarathustra's wird Mithras als das geschaffene Licht und der in demselben waltende Geist der Sohn Ahuramasda's. Die ihm gewidmeten Gebete und Hymnen rufen ihn an als den wahrredenden, weisen, tausendohrigen, zehntausendäugigen, wohlgebildeten, hohen, auf breiter Warte stehenden, starken, schlaflosen, wachsamen; goldengestaltig geht er der Sonne voraus und verbreitet sich zuerst über die Gipfel der Berge. Windischmann hat die ihn betreffenden Opfergebete (Mihir Yascht) übersetzt und erläutert. Danach erscheint Mithra ursprünglich als das alldurchdringende, allbelebende Licht, wird aber bald auch mit der Sonne in eins gesetzt. Das Licht, das alles sichtbar macht, heißt selber das allsehende, so wird Mithra zur Personification der göttlichen Allgegenwart, Allwissenheit; er ist der Wachsame, der Zeuge aller Gedanken und Handlungen; er ist der Reine, der Wahrhafte, damit der Hort des Gesetzes, der Treue, des Verkehrs unter den Menschen; wer ihn verletzt der geht zu Grunde. Ein Krieger mit goldenem Helm und silbernem Panzer fährt er einher und schlägt die Schlachten des Lichts gegen die Finsterniß, leitet den Kampf der guten Geister und guten Menschen gegen die bösen Dämonen und ihren Einfluß in der Natur wie in der sittlichen Welt. Aber als ein geschaffenes Wesen arbeitet auch er sich zur Vollendung empor, und führt seine Verehrer mit sich hinan zur Unsterblichkeit. Die Seelen der Gerechten steigen durch die sichtbare Lichtregion, Mithra's Gebiet, zu Ahuramasda's Himmel, dem ewigen Urlicht; so wird Mithra den Todtenrichtern gesellt, so wird er der große Vermittler. Das geschaffene Licht ist nicht blos das Mittlere zwischen dem reinen Geist oder seinem Urlicht, und der dunkeln Körperwelt, sondern Mithra als der Genius der Wahrhaftigkeit, Treue, Gerechtigkeit, vermittelt auch den geordneten Verkehr der Menschen untereinander, und führt die Seelen, die mit ihm gehen, zu Ahuramasda empor.

Die Heldensage.

Als Zarathustra die Idee des einen Lichtgottes und seines Kampfes mit der Finsterniß reformatorisch fortbildete und auf das sittliche Gebiet, auf den Gegensatz des Guten und Bösen hinüberleitete, als in Ahuramasda der eine wahre Gott verehrt wurde, da stiegen die alten Naturmythen, die wir als ein Erbgut auch der Iranier kennen gelernt haben, vom Himmel auf die Erde; nach Menschenart gestaltet wie die Wesen und Vorgänge oder Ereignisse waren, verschmolzen sie mit Persönlichkeiten und Begebenheiten der Geschichte, die ihnen ähnlich erschienen, oder bildeten auch die Vorhalle der Heldensage, der epischen Ueberlieferung, die sich überall dadurch kennzeichnet daß Göttermythe und Menschenleben, Natur und Geschichte in dichterischer Auffassung sich verbinden. Die Erstgeburt des himmlischen Lichts, die Sonne die in ihrem Untergange zugleich die Pfade des Todes eröffnet, war den Indiern zum Erstling der Menschheit, zu Jama, geworden, der dann auch als der erste der Gestorbenen die dahingeschiedenen Seligen beherrschte; dies Reich der Seligen stellten aber die Iranier als ein irdisches Paradies an den Beginn des Erdenlebens, und Jima ist der Fürst eines goldenen Zeitalters. So schildern ihn die Religionsbücher. In der Heldensage heißt es daß zuerst Kajumors König auf Erden war; der wohnte in den Bergen und kleidete sich und sein Volk in Thierfelle. Sein Enkel Siamek entdeckte die Kunst Feuer aus dem Stein zu locken; er errichtete den ersten Feueraltar und lernte das Erz schmieden. Dessen Enkel wieder ist Dschem oder Dschemschid, der Jima der alten Sage, der 700 Jahre lang herrlich und glücklich über die Erde gebietet. Er führte prächtige Bauten auf und theilte die Menschen in die Stände der Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbtreibenden. So ist sein Reich nicht mehr der Friede des Naturzustandes, sondern die bürgerliche Ordnung und ihr Segen. Aber das Glück weckt den Uebermuth, und er verlangt von den Völkern göttliche Verehrung für sein Bildniß. Da wird dem Bösen Macht auf Erden.

Zu Sohak, einem Fürsten der Wüste war der böse Geist getreten ihn zu versuchen; sie schlossen einen Bund zusammen, Sohak ermordete seinen Vater und setzte sich die Krone aufs Haupt. Bist du zufrieden, sprach der böse Geist, so laß

mich einen Kuß auf deine Schultern drücken. Er that's und verschwand, aber an den Stellen die er geküßt, wuchsen zwei schwarze Schlangen hervor, und sproßten immer wieder auf, wie man sie auch abschneiden mochte. Der böse Geist aber in Gestalt eines Arztes rieth sie mit Menschenhirn zu füttern, dann würden sie den König nicht quälen. An diesen Sohak nun wenden sich die Iranier, misvergnügt über den gefallenen Dschemschid; dieser entflieht vor jenem, wird aber gefangen und mitten auseinander gesägt. Sein Enkel Feridun wird sein Rächer. Erzogen auf dem Berge Alburs erhebt sich der Jüngling gegen den Tyrannen. Ein Schmied, dessen Söhne den Schlangen geopfert worden, hat schon die Empörung begonnen und sein Schurzfell an einer Lanze befestigt; das ward das Wahrzeichen des Befreiungskampfs und sein Banner. Feridun schlägt den Sohak und schmiedet ihn in einer Bergeshöhle fest; dann herrscht er mit Weisheit und Gerechtigkeit. Aus dem lichten Gewittergott, der die finstere Wolkenschlange besiegt, ist der Held geworden der den Tyrannen bezwingt.

Feridun's Söhne sind Stammväter der Völker, Selm, Tur und Iredsch. Er vertheilt ihnen das Reich. Neiderfüllt tödten die beiden erstern den edlen Bruder, den Fürsten der Iranier; später beginnt dessen Bruder Minudscher den Rachekampf und damit hebt der Krieg zwischen Iran und Turan an, der sich nun durch die Geschichte hinzieht; der Kampf des Lichts und der Finsterniß ist zum Krieg der Iranier und Turanier, der ackerbautreibenden culturbegründenden reinen Diener des Lichts und der wilden untreuen Wüstenstämme geworden. Der große sittliche Gegensatz, sein Ernst, seine Tiefe bildet den Angel- und Mittelpunkt der historischen Sage. Wir treten mit Minudscher auf den Boden der altbaktrischen Geschichte. Die Herrscher die das Reich gründeten und ausbreiteten, Kava Kavad, Us, Husvara, Aurvataspa, Vistaspa sind auch durch die Religionsbücher beglaubigt; unter dem letztern lehrte und wirkte Zarathustra. Um den Stamm der Personen und Ereignisse aber schlingt die Volksphantasie ihr duftiges blühendes Gewinde der Dichtung. Die Thatsachen werden in der mündlichen Ueberlieferung abgeschliffen, das Bedeutsame wird verstärkt, das Auseinanderliegende verknüpft, Motive, innere Zusammenhänge erfunden; nur das Große, Echte, das der Geist des Volks ausgesprochen, zieht ihn auch fortwährend an, und was der Idee nicht gemäß ist, wird aus-

gelassen und dieselbe dafür in andern freien Zügen ausgeprägt. So wird im Munde der Sänger der ideale Gehalt der Wirklichkeit künstlerisch hervorgebildet. Der Sinn der Iranier ist klarer heller nüchterner als der träumerische grübelnde Geist der Indier; unter dem reinen Himmel von Iran erscheinen die Umrisse der Dinge schärfer, und alles bleibt maßvoller. Die iranische Sage ward nicht gleich der indischen von einer spätern Phantastik überwuchert, von einer veränderten Lebensansicht nach neuen religiösen Lehren umgestaltet, sondern sie erhielt sich gleich dem heiligen Feuer auf den Altären und mit seinem Dienste durch die Jahrhunderte hindurch, sie ward von dem ritterlichen Geist der Sassanidenzeit gepflegt und erweitert, mit neuen Motiven und Sitten ausgestattet, bis sie endlich in Firdusi ihren Homer fand, 1000 Jahre n. Chr., ein Beispiel von der Zähigkeit der Ueberlieferung, ein Beweis für die echt menschliche Trefflichkeit des Gehalts, die Gediegenheit der Form. „Den Bekennern des Feuercultus wurden die Thaten der alten Könige und Helden von Iran durch die zahlreichen Hinweisungen und Beziehungen ihrer heiligen Bücher auf dieselben stets in der Erinnerung erhalten; an den Namen die sie in ihren Gebeten täglich ausgesprochen hatten, entzündete sich ihre Phantasie um die schon an sie geknüpfte Tradition zu bereichern und zu ergänzen, und so reifte an den Strahlen des heiligen Lichtes, die das Antlitz der Betenden beschienen, die Sonnenblume des iranischen Epos." (Schack.) Wir werden den das Ganze abschließenden Genius später betrachten, die alturſprüngliche Grundlage von Firdusi's Werk gehört hierher; die ritterlich romantischen Züge gab ihr die Sassanidenzeit.

Ormuzd, der reine Lichtgott, ist der Träger der sittlichen Weltordnung, die sich in der Verknüpfung von Schuld und Strafe wie in der Förderung des Guten durch die Sagen zieht und sie innerlich zusammenhält; Ahriman greift selbst als der Verführer in die Ereignisse ein, mehr noch aber erscheint sein Reich, erscheinen die Devs, die in verschiedenen, mitunter thierischen Gestalten die Helden verlocken und schädigen oder von denselben überwunden werden. Zwei wunderbare Kleinode schimmern in zauberhaftem Glanz, der Becher des Dschemschid, und Kai Kosru's Weltenspiegel, die alle Geheimnisse der Welt enthalten, in denen alles Verborgene erspäht werden kann, Symbole göttlicher Allwissenheit. Der Götterberg Alburs ist die Stätte der reinen Geister. Dort wohnt auch der weise redebegabte Wundervogel

Simurg, der Freund der Helden. Die Helden tragen Löwen- oder Partherfelle um die Schultern, ihre Hauptwaffe neben Pfeil, Bogen und Schwert ist die Keule mit dem stierkopfähnlichen Knauf und der Fangstrick. Im Kampf waltet edle ritterliche Sitte; den Sieg erkämpft der reine Wille und der feste sittliche Muth. Wie der spanische Cid mit gleicher Tüchtigkeit als Jüngling, Mann und Greis unter verschiedenen Königen für Vaterland und Glauben streitet, so auch der iranische Rustem, der persönliche Mittelpunkt einer reichen Sagenwelt. Er ist der Stern des Heils, der den Iraniern aufgeht, als Tur's Enkel, der Turanier Afrasiab mächtig geworden ist und sein Banner auf Dschemschid's Thron pflanzen will. Einem Helden Minudscher's, Sam, ward ein Kind von untadeliger Schönheit aber mit weißen Haaren geboren, Sal, wie zum Zeichen daß er mit der Weisheit und der Lebenserfahrung des Greises als der Nestor der iranischen Fürsten einer Reihe von Geschlechtern zur Seite stehen sollte. Sam ließ das Kind aussetzen, der Vogel Simurg trug es seinen Jungen ins Nest, aber sie thaten ihm kein Leid, und als Sam den herangewachsenen Sohn wiedergefunden, gibt ihm Simurg eine ihrer Federn; die solle er ins Feuer werfen wenn ihm Hülfe noth sei, dann werde sie, der Wundervogel, ihm zu Hülfe kommen. Rudabe, die reizende Jungfrau, löst ihre Haarflechten auf der Zinne des Daches, daß sie niederwallen zum Fuß des Palastes, und Sal an ihnen zu ihr emporklimmt. Als Sal im Räthselrathen wie im Kampfspiel die Weisen und die Helden besiegt, willigt der König in den Liebesbund. Nach vier Monden schon ist das Kind unter Rudabe's Herzen so übermächtig, daß Sal es mit einem Dolch aus ihrem Leibe schneiden muß. Das ist denn Rustem. Riesenstark, ehernen Leibes heißt er der Männerwerfer, der Löwentödter, der Besieger der Drachen und der bösen Geister; zwei Meilen weit wird sein Ruf gehört, Bäume entwurzelt er um sie als Keule zu tragen; beim Becher wie in der Schlacht thut es ihm keiner zuvor; aber auch sein Sinn ist klug und sein Herz edel.

Wie Rustem herangewachsen ist, weiß er sogleich das Kriegsglück zu Gunsten der Iranier zu wenden; am Gürtel faßt er den Afrasiab in der Schlacht um ihn zu Kai Kobad zu tragen, und nur das Zerreißen des Gürtels rettet dem feindlichen König das Leben, aber wiederholt geschlagen muß derselbe Frieden halten. Auf Kai Kobad folgt Kai Kavus, in dessen Seele Ahriman vermessenen

Dünkel flößt, sodaß er durch verwegene Züge Gott versucht und endlich gen Himmel fahren will. Von vier Adlern läßt er seinen Thron emportragen, wird aber aus der Höhe herabgeschmettert. Der König lernt Weisheit im Leide. Da wendet sich der Böse gegen Rustem selbst. Dieser hat in der Fremde einen Sohn erzeugt, der sich aufmacht den herrlichen Vater zu suchen, aber unbekannt mit ihm in Streit geräth; stets wird das so nahe Erkennen verhindert, bis Sorab von Rustem's Hand gefallen ist, und die Aeltern nun von namenlosem Schmerz ergriffen werden.

Kai Kavus Sohn Sijawusch ist die Siegfriedsgestalt der iranischen Sage. Rein und schön wie der Lichtstrahl des Himmels, geht er aus den Ränken siegreich hervor, die ihm eine böse Stiefmutter spinnt; seine Reinheit bekundet ein Ritt durch die Flammen. Alle Herzen schlagen ihm entgegen, er trägt den Frieden in sich und bringt ihn mit sich wo er hinkommt. Den Frieden welchen er den Turaniern gewährt, will sein Vater nicht gutheißen; um das gegebene Wort zu halten und die Treue nicht zu brechen verläßt der Jüngling lieber das Vaterland. Die Turanier nehmen ihn freundlich auf, er erhält des Königs Tochter zur Gemahlin. Aber der Sohn des Lichts soll keinen Bund eingehen mit den Mächten der Finsterniß, denn sie lauern ihn zu verderben, und die kleine Schuld bringt großes Weh. Auch Sijawusch wird von den neidischen Verwandten heimtückisch ermordet. Aber wie auf Siegfried's Tod nun der Nibelungen Noth und Untergang und wie auf Achilleus' Tod der Brand Trojas, so folgt auch hier ein furchtbarer Rachekrieg. Siegreich besteigt des Sijawusch Sohn Kai Kosru den Thron von Iran. Er war in der Verborgenheit bei Hirten erzogen, und hatte der Kämpfe noch viele zu bestehen, die gewöhnlich Rustem zu glücklichem Ende führt. Diesen trägt einmal ein Dämon in Gestalt eines Waldesels hoch in die Luft und läßt ihn dann ins Meer fallen; aber der unerschrockene Held kämpft mit der schwertbewaffneten Rechten gegen das Ungethüm, während er mit der Linken schwimmend ans Land rudert. Auch in die Sage von Bischen und Menische wird er verflochten. Der jugendliche Bischen hat landverwüstende wilde Eber gejagt, sein Begleiter Gurgin, der an der gefahrvollen Jagd keinen Theil genommen, scheut nun mit Unehren heimzukommen und wird zum Verräther. Er weist Bischen auf das Frühlingsfest hin, das die turanische Königstochter Menische in einem nahen Hain feiere; die holde Menische erblickt den präch-

tigen Jüngling, beide entbrennen in Liebe; drei Tage lang freut er ſich mit ihr, dann ſinkt er wein- und liebeberauſcht in einen tiefen Schlaf, während deſſen Meniſche ihn mit ſich nach Hauſe nimmt. Dort, das Henkerbeil vor Augen, genießen ſie der heimlichen Minne. Aber die Sache wird entdeckt, Biſchen gefangen, gefeſſelt, in einer Höhle an den Felſen geſchmiedet und ein Stein vor den Eingang gewälzt. Meniſche aber gräbt mit ihren Händen ein Loch in den Rand der Höhle, durch das ſie mit dem Geliebten reden und ihm das Brot reichen kann, welches ſie täglich für ihn erbettelt. Gurgin indeſſen lügt in Iran daß ein dämoniſches Roß ſeinen Genoſſen entführt habe; aber in Dſchemſchid's Weltenbecher erblickt der König den Gefeſſelten. Ruſtem wird heranberufen und erklärt daß hier nur Liſt helfen werde. Er verkleidet ſich und ſeine tapferſten Mannen als Kaufleute und fährt nach der turaniſchen Königsburg, wo ſie ein Zelt aufſchlagen, ihre Schätze ausbreiten. Meniſche kommt um die Fremden zu bitten daß ſie Kunde von Biſchen's Los nach Iran bringen ſollen, aber Ruſtem will ſich auf nichts einlaſſen, gibt ihr indeß für den angeſchmiedeten Freund ein gebratenes Huhn, in das er ſeinen Ring legt. Laut erlacht Biſchen als er die Gabe und dies Zeichen empfängt, und ſendet die Geliebte wieder mit der Frage an Ruſtem, ob ſein Roß Rekſch heiße. Da mistraut der Held nicht länger und heißt ſie nachts ein Feuer anzünden, das ihn zur Höhle leite. Den Stein, den viele ſeiner Mannen zuſammen nicht lüften können, ſchleudert er allein hinweg, befreit den Jüngling, den er vorher verſprechen läßt dem Verräther zu verzeihen, und kehrt mit Biſchen und Meniſche heim, nachdem ſie dem Afraſiab höhnend noch einen Einfall in ſein Schloß gemacht und reichlich Hochzeitsgut für die Braut geraubt haben.

Kai Kosru hat Turan bezwungen und lebt in Ruhm und Frieden. Da erbangt ſein Herz vor der Gefahr des Glücks, daß es ihn übermüthig und böſe werden laſſe wie den Dſchemſchid, und er betet zum Gott des Lichts daß er ihn heimrufe in die ewigen Hallen. Er vertheilt ſeine Schätze, ernennt den Lohrasp zum Nachfolger, und zieht, von wenigen Getreuen begleitet, ins Gebirge. Dort verſchwindet er bei Sonnenaufgang im Brauſen des Sturms, und ſeine Begleiter werden von einem Schneegeſtöber begraben, ſodaß niemand weiß wo der König hingekommen. Die Sage erinnert an die Bergentrückung unſerer deutſchen Kaiſer Karl und Friedrich Rothbart, aber auch an Oedipus

und Elias. — Lohrâsp tritt bald seinem Sohne Gustasp (Vistaspa) den Thron ab. Unter diesem verkündet Zarathustra (Serdusch) die gereinigte Lichtreligion. Afrasiab's Enkel Ardschasp von Turan feindet die neue Lehre an, Gustasp stellt seinen Sohn Isfendiar jenem an der Spitze des Heeres gegenüber. Isfendiar wird von dem Propheten gegen alle Gefahren gefeit und am ganzen Leib durch Zauber gehärtet; nur in den Augen ist er verwundbar, aber auch nur mit dem Zweig einer einzigen Ulme; und wer ihn tödtet, dem soll kein Glück mehr auf Erden blühen und ihm selber alsbald der Tod verhängt sein. Der siegreiche Isfendiar wird beim Vater verleumdet er strebe nach der Krone, und gefangen gesetzt. Jetzt dringen die Turanier wieder vor, der König wird geschlagen, nur der befreite Sohn kann ihn retten. Aber immer noch argwöhnt der Vater und sendet den Sohn auf Abenteuer aus; er muß mit Drachen und Löwen, mit Zauberweibern und Wölfen streiten, durch reißende Ströme sich den Weg bahnen, bis er aus einem verzauberten Schloß die gefangenen Fürstinnen befreit. Wir meinen uns in die Artus- und Graalsage versetzt, während der Gott Baldur und Siegfried in Isfendiar ein Gegenbild finden.

Gustasp hat in der Freude des Sieges dem Sohn die Krone versprochen, bereut aber seine Zusage, und sendet den Mahnenden mit dem Auftrag nach einem von Rustem eroberten Grenzlande, wo dieser unabhängig schaltet; der greise Held versäume seine Lehnspflicht, darum soll Isfendiar ihn gebunden nach Iran bringen. Mit düsterer Ahnung erkennt Isfendiar die Absicht des Vaters, und sendet seinen Sohn Bahman mit der Botschaft an Rustem. Noch niemand, versetzt dieser, hat mich in Bande gelegt, und es soll auch niemand. Aber laß deinen Vater mit seinem Heer kommen, wir wollen zusammen trinken und jagen, ich will euch meine Waffenkunst lehren, ich will meine Schätze aufschließen und euch zum König begleiten, daß er versöhnt werde. Isfendiar läßt antworten daß er den Befehl des Vaters vollziehen müsse, daß er's mit schwerem Herzen thun werde, daß er, sobald er die Krone erlangt, den Rustem mit allen Ehren entlassen werde. Die beiden Helden kommen zusammen, sie erzählen einander beim Becher ihre Thaten. Dann aber schreiten sie zum Zweikampf mit Lanzen, Schwertern, Keulen, mit Pfeil und Bogen. Rustem von Pfeilen starrend, flüchtet des Nachts auf einen Berg, wo ihm der Wundervogel Simurg das Blut aus

den Wunden saugt und ihn vom Kampf abstehen heißt, weil sterben müsse wer den Isfendiar verletze. Mag mein Leib dem Tode anheimfallen, wenn nur der Ruf meiner Mannheit besteht, wenn nur mein Name bleibt, — erwidert der greise Held. Nun entführt ihn Simurg ans Meer zu dem verhängnißvollen Ulmbaum, und Rustem bricht den Zweig zum Pfeil. Am folgenden Tage versucht er vergebens den Isfendiar zum Aufgeben des Kampfes zu bewegen, dann schießt er ihm den Pfeil ins Auge. Der Sterbende reicht ihm die Hand und bittet ihn daß er sich des jungen Bahman annehme; weinend um den Gefallenen verheißt es Rustem.

Bei dem Fürsten von Kabul, der Rustem zinspflichtig geworden, lebt dessen böser Bruder Scheghad. Beide machen einen Anschlag gegen den Unbesiegbaren; sie graben Gruben im Walde, stecken aufgerichtete Lanzen und Schwerter hinein und bedecken sie oben mit Reisig; sie laden Rustem zur Jagd, und wie er den Wald durchbirscht und das ahnungsvolle Roß an der aufgelockerten Erde zurückscheut, da treibt er es voran, und es springt auf die Reiser und bricht mit dem Reiter hinab und stürzt mit ihm in die Lanzen und Schwerter. Doch vermag noch Rustem einen Rachepfeil auf den hinterlistigen Mörder zu entsenden.

Felsen mit Bildwerken, Brücken, Dämme tragen in Iran Rustem's Namen bis auf den heutigen Tag, ähnlich wie in Europa die Rolandsteine verbreitet sind. Wir schreiben auf sein Denkmal die Verse Homer's:

> Dies ist Götterbeschluß, und bestimmt ward sterblichen Menschen
> Unterzugehn, daß auch ein Gesang sei spätern Geschlechtern.

Westiran. Bildende Kunst.

Das Land der Perser und Meder stand unter assyrischer Oberherrschaft. Daher schreiben sich mancherlei semitische Einflüsse auf die Religion, zumal die Ausbildung der Priester in einem Stand oder Stamm der Magier, ähnlich dem Stamm der Leviten bei den Juden. Zarathustra's Reformation konnte in Westiran um so leichter Eingang finden als die Grundlagen des arischen Glaubens in ihr erhalten waren; der erbliche Priesterstand suchte sie dogmatisch festzusetzen und legte auf das Ceremonielle und Aeußerliche jenes Gewicht und verhängte gegen die

Uebertretung der Satzungen und Bräuche jene harten Strafen, jene Schläge mit den Stachelstöcken, von denen die heiligen Bücher so viel reden, und die dem freien arischen Geist ebenso widersprechen als sie einem Priesterregiment unter der Oberherrschaft eines fremdländischen Despotismus gemäß erscheinen. Die Magier vereinten in ihrer Hand zugleich auch die richterliche und die den Urtheilsspruch vollziehende Gewalt und verknüpften dadurch geistliche und weltliche Herrschaft im Rath der Priester. Wie die Natur des Landes es mit sich brachte, lebte der Städter neben dem Ackerbauer oder dem Hirten; die alten Geschlechtsverbände und Stammeshäupter blieben bestehen. Einem solchen Fürsten, Dejokes, gelang zur Zeit als Sanherib's Heer in Judäa zu Grunde ging, die Erhebung Mediens gegen Assyrien und der rasche Aufbau eines Staats; die Richtersprüche des Dejokes wurden gleich denen Salomo's im Morgenlande sprichwörtlich. Ekbatana ward zur befestigten Hauptstadt gemacht; auf der Höhe des Berges lag die Burg und das Schatzhaus, und sieben concentrische Mauerringe schirmten dieselben in der Art daß zwischen solchen die Bürger angesiedelt waren, die Mauern aber, den Berg hinansteigend, mit ihren Brüstungen eine über die andere hervorragten. Die Zinnen der äußersten Mauer waren weiß, die zweiten schwarz, die dritten purpurn, die vierten blau, die fünften hellroth, das alles durch glasirte Ziegel ausgeführt, während die sechsten mit silberner, die siebenten mit goldener Bekleidung glänzten. So umgab ein siebenfach farbiger Gurt den Sitz der Herrschaft. Doch stammten die edeln Metalle wahrscheinlich erst später aus der assyrischen Beute. Die Anlage der Mauern und der Stadt um den Berg erscheint in ähnlicher Art auf niniviti-schen Bildwerken, und wenn nach Polybios der Palast aus Cedern- und Cypressenholz erbaut, die Balken, die Wände im Innern aber mit Gold- und Silberblech belegt waren, so sehen wir auch da den semitischen Geschmack, den wir am Tempel Salomo's kennen lernten.

Dejokes' Nachfolger Phraortes (655—633) errang den Medern die Oberhoheit über die Stämme der Baktrer und Perser, die mit jenen das assyrische Joch abgeschüttelt. Im Bunde mit dem Statthalter Babylons Nabopalassar stürzte Kyaxares das vom Andrang der Scythen erschütterte Assyrien und eroberte Ninive (606). Aber schon sein Nachfolger Astyages verweichlichte in tyrannischer Ueppigkeit. Da erhob sich die noch ungebrochene gesunde Lebens-

kraft der Perſer. Das Geſchlecht der Achämeniden ſtand ſeit lange an ihrer Spitze. Auch die Meder überließen ihm die Leitung des Volks, nahmen aber Geiſeln aus ſeiner Mitte zur Sicherung. So kam Kyros (Kuru) der Sohn des Perſerfürſten Kambyſes, an den Hof des Aſtyages, und erregte von da aus den Aufſtand ſeines Stammlandes, trat dann an deſſen Spitze und führte die Seinen zum Siege (550).

Wenn auch Xenophon nicht erwähnte daß die Heldenlieder der Perſer von Kyros ſängen, Herodot auch nicht angäbe daß er ſeine Erzählung aus verſchiedenen Ueberlieferungen auswähle, das Gepräge ſeiner Darſtellung einerſeits und die Mannichfaltigkeit der uns erhaltenen Nachrichten andererſeits würden uns Zeugniß ſein wie die hiſtoriſche Sage, wie die epiſche Dichtung ſich des großen Mannes ſofort bemächtigt hat; ſchade daß dieſe weſtiraniſche Volkspoeſie nicht zu Firduſi hinübergedrungen iſt. Als Aſtyages einſt den Kyros, ſei es nach Perſien, ſei es mit einem Heer gegen die Kaduſier, entſandt, da erhebt ſich ein Sänger beim Königsmahl und beginnt: „Der Löwe hat den Eber auf die Weide entlaſſen; dort wird er ſtark und feiſt werden, am Ende wird der Schwächere den Stärkern beſiegen.“ Vergebens ſuchte Aſtyages den Kyros zurückzuholen, der Kampf begann, die Perſer wurden mehrfach geſchlagen und zurückgetrieben, ſchon flohen ſie den Berg hinan wo ihre Weiber und Kinder waren, da riefen die Mütter ihnen zu: wollt ihr in unſern Schos zurückflüchten? Da gewannen ſie den Sieg. Eine andere Sage läßt den Kyros aus niederſtem Stande zur höchſten Würde gelangen; den Sohn des Statthalters von Perſien macht ſie zu einem Hirtenknaben, der als Auskehrjunge in den Palaſt des Königs von Medien kommt, um ſeiner Schönheit und Anſtelligkeit willen bald der Mundſchenk des Aſtyages wird, und nun die Erhebung ſeiner Aeltern zum Unterkönigthum in Perſien veranlaßt. Ahuramasda hat das Kind früh in ſeine Obhut genommen; Hunde, ſeine heiligen Thiere, haben es geſäugt. Danach ließ dann eine andere Faſſung einen Hirten das ausgeſetzte Kind finden, dem eine Hündin die Bruſt reichte, während ſie ihm die Wölfe abwehrte. Es waren die Meder die den neuen Oberkönig aus perſiſchem Stamm ſich dennoch aneignen wollten, wie dies im Orient öfters ähnlich geſchieht. Da träumt Aſtyages daß aus dem Schos ſeiner Tochter ein Baum entſprießt der ganz Aſien überſchattet; die Magier deuten dies auf einen Sohn derſelben, der die Ober-

herrschaft gewinnen und an Astyages Statt gebieten werde. Das zu verhüten vermählt er die Tochter einem Perser, einem der Unterworfenen, und als ein Sohn geboren wird, soll Harpagos den tödten; aber er gibt ihn einem Hirten zum Aussetzen, und der Hirt sieht wie eine Hündin das Kind nährt und nimmt dasselbe nun in sein Haus. Der Knabe zeichnet sich unter den Genossen aus, wird ihr König im Spiel, hält strenges Gericht über einen vornehmen Jungen, wird darüber beim wirklichen König verklagt, aber als Enkel desselben erkannt. Wie ähnlich lautet doch die Romulussage! Welch ungeeignetes Mittel die Vermählung der Tochter an einen Perser war, wenn der Mederkönig verhüten wollte daß ihr Sohn Asien beherrsche, das fiel auch uns nicht auf, als wir in der Schulzeit die Geschichte hörten; die Idee, daß wer sein Schicksal wenden wolle, es gerade sich selbst bereite, überwiegt die etwas unverständige Darstellung, deren Zweck eben darin bestand den Kyros zum Erben des Astyages zu machen. Vor dem Kampf um die Oberherrschaft soll dann Kyros die Perser den einen Tag angetrieben haben ein Dornenfeld auszureuten, am zweiten aber sie glänzend bewirthet und aufgerufen haben ihm zu folgen, dann würden sie statt der gestrigen Knechtsarbeit immerdar den heutigen Lebensgenuß finden.

Kyros bezwang Babylon und Lydien; er setzte von Baktrien aus den alten Kampf gegen die angrenzenden turanischen Stämme fort. Er entließ die Juden aus der Gefangenschaft, und ward dafür in deren prophetischen Büchern gefeiert. Auch Aeschylos nennt ihn einen glückseligen Mann, dem die Gottheit nicht gezürnt, da er milde und wohlgesinnt geherrscht und allen den Frieden gegeben habe. Auch Platon sagt daß er den Beherrschten an der Freiheit Antheil gewährt, verständigen Rath gerne gehört habe und von seinem Volke geliebt worden sei. Xenophon macht ihn zum Träger des historischen Romans, in welchem er ein Musterbild der Fürsten aufstellt und zeigt wie man Reiche erwerbe und behaupte. Kein Wunder daß auch sein Tod — er fiel im Kampf an der Nordostgrenze des Reichs — von der heimischen Sage dichterisch ausgeschmückt wurde. Da wirbt er, der Iranier, um die Hand der turanischen Massagetenfürstin, der Tomyris, aber sie schlägt ihn aus, weil es nicht ihrer Person, sondern ihrem Reich gelte, das Kyros haben wolle. Nun unternimmt er den Heerzug. Auf demselben entläßt er den Troß des Heeres, und zieht auch mit dem Kern desselben aus dem Lager zurück, das er mit gebratenem

Fleiſch und Wein angefüllt. Die eindringenden Maſſageten erfreuen ſich des Mahls, werden aber von Wein und Schlaf betäubt überfallen, getödtet oder gefangen. Der Tomyris Sohn entleibte ſich ſelbſt, als man ihm die Feſſeln abnahm, vor Scham weil er im Rauſch überwältigt worden. Die Königin aber ſiegte im Rachekampf, und tauchte das abgeſchlagene Haupt des Kyros in einen Schlauch mit Blut, damit er ſich deſſen erſättige.

Daß aber des Kyros Leichnam nicht in die Hände der Feinde gefallen, bezeugt ſein Grab zu Paſargadä. Dort, wo er die Meder beſiegt am Fluſſe Kur und deſſen Sonne bedeutenden Namen angenommen, fand Alexander von Macedonien noch die Leiche umgeben von Waffen und Geräthen auf einem Ruhebett mit goldenen Füßen in einem oben offenen goldenen Sarg. So will es ja die iraniſche Sitte, daß die Leiche nicht verbrannt oder beſtattet und dadurch Feuer oder Erde verunreinigt, ſondern daß ſie offen ausgeſetzt werde den Vögeln des Himmels, dem Vertrocknen und der Verwitterung. Und noch heute ſteht in der trümmerreichen Ebene von Murgab ein pyramidenförmig anſteigender Unterbau von den heiligen ſieben Stufen aus großen Marmorblöcken, die durch Eiſenklammern feſt verbunden werden. Die Linien der rechteckigen Grundfläche ſind 38 und 39 Fuß groß; nach oben werden die Stufen immer niedriger, die unterſte mißt in der Höhe 5, die oberſte kaum 2 Fuß, die Höhe des Unterbaues beträgt 16 Fuß. Auf der Plateform ſteht ein kleines ſteinernes Giebelhaus von 16 und 19 Fuß in den Linien der Grundfläche. So gering die Maße, die Form der Stufenpyramide mit dem Heiligthum auf der Höhe erinnert an den Thurm des Belus, der ja auch ſein Grab heißt. In das Häuschen oben leitet eine offene Thür; im Innern ſtand der Sarg, Griechen erwähnen die Inſchrift: „O Menſch, ich bin Kyros, der den Perſern die Herrſchaft erwarb und Aſien regierte; misgönne mir mein Grabmal nicht.“ Felſengräber mit Giebeldächern finden wir in Phrygien und Lykien; die einfachen ſchlichten Formen weiſen auf die Berührung der Hellenen und Kleinaſiaten hin; Fuß- und Krönungsgeſims des Giebelhäuschens haben ein griechiſches Gepräge, beſonders im Profil der Welle welche die Hängeplatte trägt; das halten wir mit Kugler feſt, und finden ebenſo in der Baſis dortiger Säulentrümmer einen Anklang an ioniſche Formenbildung in alterthümlicher Weiſe: es iſt der auch in Samos gefundene ſchwellende Pfühl mit wagerechten Hohl-

streifen. Hatte doch Kyros mit dem Lyderreich auch griechische Städte Kleinasiens erobert, und lag es nahe daß man kunstverständige Werkmeister von dort nach der Hauptstadt übersiedelte. Damit wird der Zusammenhang der assyrischen Formen mit den ionischen nicht geleugnet. Das Grabdenkmal lag in einem Garten, die Säulen die es umgaben scheinen mir weniger zu einem Gebäude gehört, als unverbunden nach arischer Sitte einen Kranz oder Ring um den geweihten Ort gebildet zu haben.

Die assyrischen Züge trägt ganz deutlich das Relief, das auf einem der Steinpfeiler erhalten ist, welche die Thürpfosten eines nahe gelegenen Palastes waren. Da steht ein Mann im Profil, nach rechts gewandt, mit erhobenen Händen, in faltenlosem, aber ungesäumtem Gewand, mit vier großen Flügeln, die windmühlenartig schräg nach oben und nach unten gekehrt mehr einen Hintergrund der Gestalt bilden, als organisch aus ihr erwachsen. Die Behandlung des Gewandes und der Flügel ist ganz assyrisch, der seltsame Kopfputz dagegen erinnert an Aegypten: von einer steifen Haube gehen nach rechts und links zwei Widderhörner aus, die in ihrer Mitte drei flaschenförmige mit Kugeln gekrönte Zierathen tragen. Die Keilschrift besagt in drei Sprachen: Ich bin Kurusch der König, ein Achämenide. Die Flügel bekunden daß hier das Bild des Verklärten oder der Ferner dargestellt ist.

So zeigen diese ältesten Denkmäler wie die Perser, aus den einfachen Culturverhältnissen eines Bergvolks mit frischer Kraft an die Spitze der Asiaten tretend, die Heldenlieder fort erklingen ließen, und noch ohne eigene Uebung in bildender Kunst die Formen der benachbarten oder unterworfenen Völker soweit sie ihnen zusagten oder ihren Zwecken angemessen erschienen, aufnahmen um den eigenen Empfindungen, Sitten und Gedanken einen Ausdruck zu geben.

In religiöser Beziehung ist der Dienst Ahuramasda's durchaus herrschend; daneben wird in den Inschriften wol besonderer Clangötter, Stammesvorstände, gedacht; Miswachs und Lüge erscheinen personificirt, besonders vor letzterer wird gewarnt, und Darius bezeichnet die abgefallenen Fürsten und Empörer vornehmlich als Lügner, die Lüge habe die Länder abtrünnig gemacht. Die Könige aber herrschen durch Ahuramasda's Gnade, und was sie vollbringen das geschieht unter seinem Beistand, durch seine Huld. Daß Ahuramasda den Darius oder Xerxes

zum König gemacht, wird wiederholt in Perſepolis durch Worte eingeleitet die ihn ausdrücklich als Schöpfer bezeichnen: „Der große Gott iſt Ahuramasda, welcher die Erde ſchuf, welcher den Himmel ſchuf, welcher den Menſchen ſchuf und die Annehmlichkeit für den Menſchen.“ Sein Gebot heißt: „Denke nichts Uebles, verlaſſe nicht den rechten Weg, ſündige nicht.“

Kyros Sohn Kambyſes (Kambujiya) eroberte Aegypten; nach ſeinem Tode hatten ſich die von den Medern herübergekommenen Magier der Herrſchaft bemächtigt, aber der Achämenide Darius (Darayavus) eroberte den im Zerfallen begriffenen Staatenkoloß von neuem und ordnete ihn mittels einer Verfaſſung, welche perſiſche Unterkönige (Satrapen) an die Spitze der einzelnen Länder ſtellte, im übrigen aber die Eigenthümlichkeit der Völker ſchonte und die Tributpflichtigen ihre innern Angelegenheiten ſelbſt verwalten ließ. In der berühmten Inſchrift von Behiſtan rühmt auch Darius von ſich daß er die Gebräuche abgeſtellt die Gumata der Magier eingeführt, daß er die heiligen Geſänge und den Gottesdienſt wiederhergeſtellt und den Geſchlechtern wieder übertragen, denen ſie die Magier entriſſen hatten; er habe ausgeharrt im Dienſte Ahuramasda's, und deſſen Hülfe ſei ihm geworden. Zum Schutz des Reichs gegen die ſcythiſch-turaniſchen Wanderhorden war er nach Europa gezogen und dann mit den Griechen in einen Kampf gekommen, der für ihn wie für ſeinen Sohn Xerxes unglücklich ausging. Wie in Medien, ſo trat nun in Perſien durch Glanz und Reichthum, Ueppigkeit und Schwelgerei am Hofe an die Stelle der urſprünglichen Thatkraft; die unterworfenen Völker mußten für die Sieger arbeiten, die den Luxus der von ihnen geſtürzten Mächte annahmen, bis das in ſich vermorſchte Reich unter Alexander's Arm zuſammenbrach und der griechiſche Geiſt, die griechiſche Bildung im Orient ein neues, die verſchiedenen nationalen Culturelemente verſchmelzendes Leben anregte.

Von Darius und Xerxes ſind Trümmer der Reichspaläſte und die Königsgräber erhalten; ſie geben uns in ihren Reſten einen Begriff von der perſiſchen Kunſt. Sie zeigen daß hauptſächlich die babyloniſche Weiſe herübergenommen wurde, daß nicht minder aber auch ägyptiſche und griechiſche Einzelheiten eine Stelle fanden. Ueberwundene Völker wurden zum Theil an neue Wohnſtätten verpflanzt, die Werkmeiſter der eroberten Länder wurden in den Dienſt der Herrſcher des Geſammtſtaats gezogen, was ſie

Eigenthümliches brachten ward den Aufgaben und Zwecken der Perser angepaßt oder mit verständiger Auswahl dafür verwerthet, und so bildete sich in Persien eine Mischung und Durchdringung der Stilformen die wir bei den umwohnenden Nationen finden. Eine Inschrift von Persepolis nennt Ardasta den Baumeister des Darius. Es ist ein eklektischer Abschluß der orientalischen Kunstentwickelung was uns hier entgegentritt.

Betrachten wir zunächst das Architektonische, so ist zwar die persische Königsstadt Ekbatana so gut wie Susa für uns untergegangen, wenn wir auch hoffen dürfen daß künftige Nachgrabungen noch manches Bedeutsame zu Tage fördern. Aber während die Könige mit dem Sitz der Regierung wechselten und den Winter in Babylon, den Frühling in Susa, den Sommer im kühlern Ekbatana residirten, so bestand doch der alte Stammsitz als ein Nationalheiligthum fort, wo die Könige gekrönt wurden, wo Darius die Nationalversammlungen hielt und die Tribute empfing, und demgemäß gründete Darius und erweiterte Xerxes die herrliche Anlage eines Reichspalastes 10 Meilen nördlich von Pasargadä auf einem Vorsprung des Gebirges, dessen Hintergrund in der steilen Felswand die Gräber der Herrscher enthalten sollte. Als Perserstadt, Persepolis, ward die Burg von den Hellenen bezeichnet; Thron des Dschemschid nannte sie das Volk, indem es das spätere Werk mit den Sagen der Urzeit zusammenbrachte, sowie es in den Grabfaçaden Rustembilder sah. Die Vorliebe der Perser für terrassenförmige Gartenanlagen am heimischen Gebirge bot den Ausgangspunkt daß man einen Vorsprung wählte, der sich mit leichtgeschwungenem Bogen an die Felswand gegen Osten anlehnte, und in einer Breite von etwa 1400 Fuß mehr als halb so weit in das Thal erstreckt. Die Höhe, gegen 50 Fuß, ward senkrecht abgeschnitten und mit viereckigen Marmorblöcken umbaut; der obere Raum, nach Norden hin am niedrigsten, ward in der Art zur Plattform geebnet daß sich nach der Mitte hin und südlich noch zwei Terrassen übereinander in einer Höhe von 8 und von 10 Fuß erhoben, welche den reichsten Bauten Raum boten, während noch mehrere Erhöhungen nach dem Berge hin minder umfassende architektonische Werke trugen.

Zur ersten großen Plattform gelangt man aus dem Thal auf einer kolossalen Doppeltreppe; so allmählich steigt sie an daß 10 Reiter nebeneinander hinaufreiten können; die breiten niedern Stufen sind aus Marmorblöcken gearbeitet. Zunächst gelangt man an

ein Thor, vor dem noch vier Pilaſter mit koloſſalen Thiergeſtalten ſtehen; zwiſchen den Pfeilern ſtanden Säulen. Durch das Thor gelangt man nach Süden hin zu einer neuen Doppeltreppe, mittels dieſer zur Hauptterraſſe. Hier ſtand, wie die Inſchriften beſagen, das von Darius erbaute Verſammlungshaus, eine lichte ſäulenreiche Halle. Ihren Kern bildet ein Quadrat; ſechs Reihen von ſechs Säulen trugen die Decke; daran lehnten ſich eine Vor- und eine Seitenhalle, jede von zweimal ſechs Säulen gebildet. Viele dieſer Säulen ſtehen noch und danach wird im Volksmund Perſepolis auch Tſchil minar, 40 Säulen, geheißen. Weiter ſüdlich führten mehrere Doppeltreppen zur zweiten Hauptterraſſe, auf der die Trümmer der Wohngebäude des Königs vorhanden ſind. Mehr nach dem Berge hin liegen die Bruchſtücke eines rieſenhaften hundertſäuligen quadratiſchen Baus in deſſen Inneres acht Thüren hineingeleiten, ein Feſt- und Audienzſaal des Darius, ſowie die Reſte kleinerer Anlagen auf einzelnen Erhöhungen des Bodens. Von den Hallen und Gebäuden die zur Wohnung des Königs dienten, oder ihr ſich anſchloſſen, hat auch Xerxes einige errichtet; die Inſchrift beſagt daß was er und ſein Vater gethan, durch Ahuramasda's Gnade vollbracht ſei. Auch Artaxerxes Mnemon erbaute ſich ein eigenes Wohnhaus.

Blicken wir nun auf das Beſondere, ſo erinnern uns zunächſt die Thore an Aſſyrien und Aegypten, an Aſſyrien durch die an ihnen hervorragenden Thiergeſtalten, an Aegypten durch den dreifach eingeſtuften Rahmen der Thür und das Kranzgeſims, die ſtraff angezogene Hohlkehle mit dem Schmuck aufrecht ſtehender und vorgebeugter Blätter ſammt der darauf ruhenden Deckplatte. Solche Thür- und Fenſterrahmen aus einem Stein ſind erhalten und zeigen durch ihre Stärke die Dicke der Füllung, die nach babyloniſcher Art aus ſonnentrocknen Ziegeln beſtand und allmählich verwittert und weggeſchwemmt iſt. Die Säulen weiſen uns nach Kleinaſien. Das Gemeinſame iſt ein hoher Schaft, deſſen Schlankheit alle ſonſt üblichen Verhältniſſe weit übertrifft; im Verſammlungshauſe beträgt der untere Durchmeſſer 5, der obere etwas über 4 Fuß, die Höhe des aus nur drei oder vier Stücken zuſammengefügten Schaftes 44, die Geſammthöhe der Säule 64 Fuß; die Entfernung von einer Säule zur andern beträgt 26 Fuß. Die Baſis hat manchmal einen Pfühl auf einer viereckigen Doppelplatte, meiſt aber ruht der Pfühl auf einem breiten umgeſtürzten Kelche, der mit herabhangenden Blät-

tern geziert in schwungvollem Profil nach unten weiter ausladet und von einer runden Platte getragen wird. Diese Basis hat einen eigenthümlichen Reiz, und es ist ein feines Stilgefühl in ihr nicht zu verkennen. Der Schaft ist nach ionischer Art geriefelt, es ziehen sich 48 oder 52 schmale Furchen an ihm empor. Die Capitäle sind mannichfaltiger Art. Im Versammlungshause sind sie unverhältnißmäßig hoch und bunt zusammengesetzt: ein knospenartiger Knauf ist von einer perlengeschmückten Gurt zusammengehalten, daraus quillt in elastischem Gegenschwung ein zweiter Theil mit überfallendem Blätterkranz hervor; darauf folgt nach einem Ring mit eiförmigen Zierathen ein viereckiger Aufsatz, in der Mitte nach aufwärts durch hervortretende Stäbe gegliedert, an den vier Seiten mit je vier Voluten verziert, die aber so angebracht sind daß am untern Ende des Aufsatzes zwei nach oben, am obern zwei nach unten gerichtet sind. Hier erkennt man deutlich wie die constructive und ästhetische Bedeutung dieses Gliedes ganz unbeachtet bleibt, dasselbe nur als äußerlicher Schmuck herübergenommen, zwecklos vervielfältigt und sinnlos auf den Kopf gestellt ist. Andere Säulen zeigen sogleich über dem Schaft ein consolenartiges Capitäl, zwei Vordertheile von Thieren, Pferden, Stieren, Panthern oder Einhörnern, ragen mit Hals und Haupt rechts und links hervor, und auf der Sattelniederung des gemeinsamen Rückens liegt nun der Balken, der als Architrav von Säule zu Säule geht, während der ihn kreuzende Balken der Decke auf den Häuptern der Thiere ruhte. Es scheint daß das ganze Verbindungsglied zwischen Säule und Gebälk auch noch auf jenen geschilderten Capitälen über den aufsteigenden und umgestürzten Blätterkelchen angebracht war. Man hat eine Andeutung dieses consolenartigen Aufsatzes auf einem Relief in Bavian gefunden, die Perser haben ihn aber mit Vorliebe behandelt, er entspricht ihrer ganzen Bauweise und wir sehen in ihm seine Leistung kraftvoll bildnerisch ausgesprochen, wenn auch phantastischer als der reinen Strenge der Architektur gemäß ist. Dürfen wir nach den Reliefs der Felsengräber einen Schluß auf das Dach machen, so war es flach, über dem ionischen dreifachen Architrav und bildergeschmückten oder mit Metallblech überzogenen Fries. Die Decke war von Holz durch Palmen- und Cederbalken gebildet. Auf dem Dach ein säulengetragener Aufbau mit dem Feueraltar, vor dem der König sein Morgenopfer angesichts des Volks brachte.

Suchen wir ein Gesammtbild von Persepolis zu gewinnen, so zeigt der schlanke Höhenbau am Vorsprung des Berges einen erfreulichen Gegensatz zu den indischen Höhlentempeln, der Ausdruck der Lebensbehauptung und klaren Selbstentfaltung macht sich geltend gegenüber der Vertiefung in eine dumpfe Innerlichkeit und der von der Last des Daseins gedrückten Weltflucht. Statt der wulstigen, bauchig überquellenden Formen sehen wir schlanke, leichtgeschwungene. Der heitere Terrassenbau zeigt in seiner Anlehnung an die Bergwand einen entwickelten Sinn für die Verbindung der Bauwerke mit einer schönen Natur. Demgemäß waren die Bauten selbst für eine freie malerische Wirkung vertheilt und zusammengeordnet. Denken wir uns die Marmorsäulen, in dem Versammlungshause herabhängende Teppiche als Raumverschluß, die farbeschimmernden, metallgeschmückten Dächer zwischen grünlaubigen Bäumen, umblüht von den Rosen von Schiras und andern prangenden Blumenarten, aus denen die Strahlen der Springquellen, für welche die Anlagen noch erhalten sind, brausend hervorsprudelten, und wir werden einen freundlich lachenden Eindruck gewinnen, der an den phantastischen Zauber der Alhambra gemahnt, wenn immer wir auch hier wie dort die organische Entwickelung und die in sich geschlossene Folgerichtigkeit eines harmonischen Stils vermissen, und dafür eine Mischung anderwärts gefundener Formen gewahren, die neben sinniger Auswahl und Verwerthung auch einen leeren Prunk und eine doch barbarische Verschnörkelung zeigen.

Persepolis lehnt an den Berg Rachmed an; die Felswand steigt fast gegen 1000 Fuß beinahe senkrecht empor; in einer Höhe von 300 Fuß finden wir die vier Gräber der Achämeniden; tiefer unten zwei jüngere aus der Sassanidenzeit. Jene obern sind voneinander nicht wesentlich verschieden; sie ragen aus der geglätteten Marmorwand reliefartig hervor, 130 Fuß hoch, 70 Fuß breit, die untere Abtheilung mit architektonischem, die obere mit mehr plastischem Charakter; die untere ein Nachbild der königlichen Halle, die obere des über ihr sich erhebenden Altarbaues, das Ganze somit eine Darstellung des königlichen öffentlichen Opfers. Das Innere des Grabes ist ein Gemach von 40 Fuß Breite, 20 Fuß Tiefe, mit drei angereihten Zellen; dort ward der Leichnam ausgesetzt, hier das Gebein gesammelt. An der Façade des Unterbaues treten vier Halbsäulen aus dem Fels hervor, die eine Scheinthür in der Mitte haben, diese nach

ägyptischer Weise eingerahmt und bekrönt, während die Säulen über einem Halsring das Einhorncapitäl tragen; auf dem Rücken der Thiere lagert der Architrav, der nach innen gerichtet hier auf ähnliche Art seinen Kopf zeigt wie im dorischen Fries die Triglyphen als das Ende der Deckbalken vortreten. Ueber diesen Architravköpfen zieht sich von rechts nach links hin ein in ionischer Weise dreistreifiger Fries, oben mit hervorspringenden Klötzchen unter einem Kranzleisten. Der gekrümmte Nacken, das vorragende Horn der knienden Thiere, heben rechts und links sich consolenartig zum Fries hinan. Kugler bemerkt an dieser allerdings mehr bildnerisch decorativen als constructiv zweckvollen Krönung der Säule bei der Entfaltung entschiedener Kraftfülle an der baulich wichtigsten Stelle besonders noch die Beobachtung eines rhythmischen Verhältnisses, insofern die weite Stellung der Säulen und die stark ausladende Masse ihres Capitälschmuckes einander bedingen. Der Fries weist unverkennbar darauf hin daß er aus dem Holzbau stammt; man glaubte nur durch Uebereinanderlegen mehrerer Stämme dem Tragbalken der Decke die nöthige Stärke geben zu können, und die über ihnen vortretenden Klötzchen sind die Enden der Querhölzer einer leichten Dachrüstung. Zwischen dem Ober- und Unterbau läuft noch ein Streifen mit Bildwerk, Hunde, die Wächter des Grabes, darstellend.

Der Oberbau ist etwas mehr vertieft, die eingeschnittenen Seitenwände des ihn umrahmenden Felsen zeigen bewaffnete oder verehrende Männergestalten, je drei übereinander. Das Innere zeigt ein Gerüst, das den König und den Feueraltar trägt. Es steht auf mehreren Stufen, seine beiden Seiten sind so gebildet, daß oben aus den Pfosten Vorderfuß, Brust, Kopf eines auswärtsgekehrten einhörnigen Stiers hervorragen; darunter ein Stück Säule, aber gebildet aus vorspringenden Rundstäben und eingezogenen Kehlen; darunter wird wieder Fuß und Klaue des Thiers sichtbar, und zwar eines pantherartigen mit starker Klaue; der Untersatz, auf dem er steht, ist ein Knauf zwischen Pfühlen. Wir werden an die assyrischen Thronpfosten erinnert, finden aber ein reicheres Formenspiel im Wechsel von Schatten und Licht. Zwischen diesen Pfosten stehen zwei Männerreihen übereinander, die Träger von Balken, die auf ihren emporgehobenen Armen ruhen. Der Altar ist einfach, der König steht ihm entblößten Hauptes mit erhobener Rechten, den Bogen in der gesenkten Linken, gegenüber; in der Höhe zwischen Altar und König schwebt

eine geflügelte Gestalt nach dem Schema des Kreuzes gebildet, indem der menschliche Oberkörper, von einem Kreis umgeben, aus dem abwärts gerichteten Federschweif hervorragt, nach vorn und hinten aber in der Mitte wagerechte Flügel sich erstrecken; die eine Hand ist segnend erhoben, die andere hält einen Ring der Sonne oder der Ewigkeit. Ich verstehe nicht warum man diese Figur den Feruer des Königs nennt. Sie ist uns in unverkennbarer Aehnlichkeit schon in Assyrien begegnet, wo sie als Schutzgeist über den Königsbildern erschien; so finden wir sie auch in Persepolis wieder. Von einem assyrischen Feruer wissen wir so wenig wie davon daß die Perser ihren eigenen Genius angebetet hätten. Vielmehr wie das Bild in Assyrien den höchsten Gott, den Bel als Herrn des Himmels bezeichnete, so werden es die Perser als Symbol Ahuramasda's herübergenommen haben.

Dies führt uns denn zur bildenden Kunst. Auch hier ist Assyrien der Ausgangspunkt, aber die vollschwellende Muskulatur wird zu größerer Einfachheit ermäßigt, ohne jedoch in die architektonische Strenge Aegyptens einzugehen; es ist auch hier ein Mittleres, aber nicht wie in Hellas als Lebenskeim einer neuen Entwickelung, sondern als abschließende Vermittelung der im Orient gegensätzlich hervorgetretenen Darstellungsweisen. Der persische Sinn für Naturwahrheit spricht aus der Treue mit welcher die Rassen- und Stammeseigenthümlichkeit der Menschen und die Tracht erfaßt und wieder gegeben wird. Ein entschieden Neues ist die Beobachtung der Gewandfalten, die nun von der Plastik ergriffen und in ihren Hauptzügen mit Verständniß und Schönheitssinn bezeichnet werden. Doch wird man auch hier in einer trockenen, sorgsam glatten Eleganz das Gepräge eines endenden, nicht eines aufgehenden Kunstlebens gewahren.

Außer der erwähnten symbolischen Figur sind die Gegenstände rein weltlicher Art, der Verherrlichung des Königthums gewidmet. Wandern wir durch die Trümmer von Persepolis, so begegnet uns zuvörderst an der Treppenwand das gehörnte Pferd, ein Thier Ahuramasda's, Schnelligkeit und Stoßkraft von Roß und Stier vereinigend, von hinten angefallen von einem Löwen, gegen den es sich kampfzornig wendet; ein Symbol der Befestigung der Burg, deren Stärke Persien gegen die Feinde vertheidigen wird. Dann sehen wir an den Portalen jene gewaltigen Thiere als Thorwächter, wie wir sie in Ninive kennen

lernten. Es ſind ſtierartige Thiere, aber der Kopf pferdemäßig gebildet mit dem einen Stirnhorn; die Glieder von gewaltiger Gedrungenheit und Kraft, an Bruſt, Bauch, Rücken und Schweif ſchneckenhausartig geringelte Mähnenlöckchen. An andern Thorpfeilern erhebt ſich über der Schulter des rieſigen Stiers ein ſchwungvoll emporgerichteter Adlerflügel; die thieriſche Bruſt geht in die menſchliche über und trägt ein bärtiges Menſchenantlitz mit hoher Mütze. Auch hier iſt die Arbeit vortrefflich, und der Ausdruck in ſich geſammelter muthiger Stärke übertrifft die aſſyriſchen Darſtellungen; die körperliche Energie kommt in dieſen Wunderthieren zu bewundernswerther Erſcheinung. Sodann finden wir Menſchengeſtalten an obern Treppenwänden; bewaffnete Männer als Wächter des Verſammlungshauſes, oder vor dem Wohnhauſe des Darius Figuren mit Weinſchläuchen, Schüſſeln und Schalen. Wiederum wird die Beſtimmung der Verſammlungshalle kund durch die Reliefs welche Xerxes an der Mauer ihrer Plattform in Relief aushauen ließ. Die ſpeertragenden Leibwächter, die Hofleute kommen auf der einen Seite, in perſiſchen oder mediſchen Gewändern mit den Ehrenketten um den Hals; einige unterreden ſich oder faſſen einander bei der Hand; einige tragen Dolche oder Bogen, Kelche oder Stäbe. Gegenüber ſind in 20 Abtheilungen die 20 Satrapien des Reichs dargeſtellt. Jeder Gruppe ſchreitet ein reichgekleideter Stabträger voran ſie einzuführen; er hat ſtets den nächſten Mann bei der Hand, und die fünf andern bringen huldigend ihren Tribut; ſie führen Widder, Stiere, Kameele, Roſſe und Wagen heran, ſie tragen Gewänder, Waffen, Gefäße mannichfacher Art. Geſtalt, Geſichtszüge und Tracht kennzeichnen die verſchiedenen Stämme und Nationen.

Im Audienzſaal des Darius ſehen wir an der ſüdlichen Pforte den König ſelbſt „wie Ahuramasda im Himmel" auf hohem Thron über einem großen Gerüſt; ein Scepter hält er in der Rechten, ein blumenförmiges Trink- und Opfergefäß in der Linken; die Füße ſtehen auf goldenem Schemel. Der Fliegenwedler ſteht hinter ihm, die Kapuze vor dem Mund, wie jeder mit dem Herrſcher Sprechende den Mund verhüllen mußte, daß kein unedler Athem die Majeſtät berührte. Auch hier wird das Throngerüſt von zweimal ſieben Männergeſtalten emporgehoben, auch hier ſind die Thronpfoſten eine Verbindung des Thierfußes mit einer architektoniſchen Gliederung, die im Wechſel vorſchwellender

und eingezogener Linien gedrechſelt erſcheinen und ein reiches Spiel von Licht und Schatten geben, auch hier zeigt der Unterſatz die Verbindung von Kehle und Wulſt mit einem umgeſtürzten Blumenkelch, ähnlich wie an den Königsgräbern. Die tragenden Männer aber ſind nach den mannichfaltigen Trachten des Reichs unterſchieden, ein Neger auch an Wollhaar und der dicken Lippe kenntlich; wir ſehen den Herrſcher wie ſeine Macht auf der Kraft und Treue der Unterthanen ruht. Ueber dem Thron iſt ein Baldachin mit Stieren und Hunden, den heiligen Thieren, und einer geflügelten Sonnenſcheibe in der Mitte, — wie dieſe über ägyptiſchen Tempelpforten gewöhnlich iſt. Ueber dem Baldachin ſchwebt ſegnend die geflügelte Geſtalt, die wir als das Symbol Ahuramasda's nehmen.

Ein anderer Pfeiler zeigt den König Audienz ertheilend. Sein Gewand iſt das mediſche Prachtkleid. Die Perſer bedeckten ſich urſprünglich mit Thierfellen, in welche ſie die Beine hoſenartig einwickelten, und welche ſie mantelartig um die Schultern warfen. Daraus entwickelte ſich ein Lederanzug der den ganzen Körper umſchloß, Hoſen, Ueberrock mit Gürtel, Schuhe und Kappe. Wie ſie aber ſiegreich vordrangen, nahmen ſie auch in der Tracht die fremde aſſyriſche und mediſche Weiſe auf, jedoch ſo daß namentlich dieſe eine Standes- oder Ehrenauszeichnung blieb. Auch hier zeigt ſich der perſiſche Sinn in der Richtung das Ausländiſche ſich anzueignen und doch die Nationalität zu behaupten. Das mediſche Staatskleid iſt ein kaftanartiges weitärmeliges Gewand, ein Schleppkleid, das beim Gehen an der Seite unter dem Gürtel hochgezogen wurde; daher hier an der Seite die gerad abfallenden und dann die nach hinten und vorn ſchräg um die Beine laufenden Falten, die miteinander und mit denen des Aermels dem Künſtlerauge eine Fülle von Motiven boten und zur Darſtellung reizten. Purpurne Unterkleider und Mäntel, koſtbare Schuhe, eine aufrechtſtehende goldumreifte edelſteingeſchmückte Tiara, Hals- und Armgeſchmeide wurden zuſammen, wie ſie das Staatskleid des Artaxerxes bildeten, auf 12000 Talente, 15 Millionen Thaler, veranſchlagt!

Die Grabſchrift des Darius preiſt ihn als den beſten Reiter und Schützen, als den erſten im Jagdkampf. So hat ihn denn auch die bildende Kunſt verewigt. An vier mächtigen Marmorblöcken, welche Thorpfeiler am Wohnhauſe des Königs bildeten, iſt er im Kampf mit verſchiedenen Ungethümen dargeſtellt. Er

hebt einen Löwen empor, drückt ihn mit der Linken an sich und zückt mit der Rechten den Dolch; der assyrische Gott Sandon erschien in ähnlicher Haltung löwenwürgend. Die drei andern Pfeiler zeigen die Thiere aufgerichtet auf den Hinterfüßen; der König packt das eine, das den Kopf und die Flügel des Adlers mit dem Körper des Löwen paart, beim Schopf, er packt einen wilden einhornigen Esel, einen phantastischen Panther am Horn, und stößt ihnen leidenschaftslos ruhig, sicher wie ein Gott, das kurze Schwert in den Bauch. Zugleich veranschaulichen solche Darstellungen den Kampf gegen die Mächte der Finsterniß, die Ungeheuer Ahriman's, im Dienst des Lichtgottes; es sind die unreinen Schöpfungen, es sind die Verirrungen des Geistes und Willens, in deren Ueberwindung der König den Seinen vorangeht.

Außerdem ließ Darius zum Gedächtniß seiner Wiederherstellung des Reichs an der Felswand von Behistan am Choaspes über einer klaren Quelle ein Stück Gestein glätten und mit 1000 Keilschriftzeilen umgeben. Dieselben sind äußerst scharf und elegant gezeichnet und der wählende Verstand der Perser bekundet sich auch darin daß man die assyrischen Keile beibehielt, statt Silbenzeichen aber Buchstaben aus ihnen und ihrer Zusammenstellung machte. Darius zählt die Thaten auf die er gethan. Inmitten ist er selbst abgebildet, hoch die andern überragend, den Bogen in der Hand, den Fuß auf einen Unterworfenen setzend; es ist Gaumata, der Magier, der falsche Smerdes. Ein Strick von einem Hals zum andern bindet die neun Unterkönige zusammen, welche, die Hände auf dem Rücken, vor den richtenden Herrscher treten. Auf Goldmünzen erscheint Darius reitend, jagend, bogenschießend, einmal auch auf geflügeltem Seepferd einen Delphin bewältigend.

Auch die Felswand von Behistan zeigt uns nicht sowol die Siege, die Thaten des Darius, als sie den König als Sieger und Richter veranschaulicht. Doch möcht' ich noch den Schluß voreilig nennen daß die Perser überhaupt nicht mehr den frischen Sinn für eigentlich historische Kunst, für die Schilderung wirklicher Begebenheiten gehabt, wie solche uns an den Palastwänden Aegyptens und Assyriens entgegenglänzten. Denn die Wände sind in Persepolis zerstört und die Trümmerhaufen von Susa noch nicht durchforscht. Allerdings aber mögen wir über die erhaltenen Werke von Persepolis urtheilen daß sie das Gepräge der Repräsentations- und Ceremonienbilder tragen; es ist die

Idee des Königthums welche verherrlicht wird, der König als ſolcher erſcheint in der Ausübung wiederkehrender feierlicher Acte mit ſeinem Gefolge, es ſind die Stellvertreter der Provinzen die ſeinem Throne huldigend nahen. Daher nirgends lebhafte oder leidenſchaftliche Bewegung, ſondern eine würdevolle Gemeſſenheit, doch keine Steifheit, ſondern eine ſelbſtgeſetzte Ruhe der Geſtaltung, der Haltung. Dabei iſt die Profilſtellung klar, die Arbeit voll naturtreuer Sorgfalt auch im Kleinen, und ein glückliches Streben durch individuelle Motive das Gleichmäßige zu beleben und auch im Faltenwurf auf die Glieder und ihre Bewegung Rückſicht zu nehmen. Das rationale Element das wir in der iraniſchen Religion finden, zeigt ſich auch in der Kunſt; das einſeitig Uebertriebene wird ausgeſchieden, das Muſtergültige der verſchiedenen Nationen zu verbinden geſucht. Zunächſt wie die perſiſche Monarchie eine Fortſetzung der aſſyriſchen iſt, wird auch die Kunſtweiſe Ninives und Babylons fortgeſetzt; aber wie zu dem Mauerbau aus getrockneten Ziegeln die Marmorquadern aus dem nahen Gebirge als Pfeiler der Pforten hinzugefügt werden, kommen auch Formen herein die das Volk des Steinbaues, die Aegypter, gefunden. Die hölzernen Pfoſten als Stützen der Decke werden mit Steinſäulen vertauſcht, die aber ihrer weiten Stellung gemäß ein conſolenartiges Capitäl erhalten; ihre ganze Geſtaltung verſchmilzt aſſyriſche und kleinaſiatiſch helleniſche Elemente. Aehnlich in der Plaſtik. Weder die Strenge und architektoniſche Symmetrie der Aegypter, noch das verſchwellende Muskelſpiel der Babylonier, aber in der Bewegung ein feierliches Maß und in der Thätigkeit eine innere Ruhe; die Geſtalt, edler als in Aſſyrien und freier als in Aegypten, wird von naturtreuen Linien, die das Weſentliche hervorheben, umſchrieben, die Profilſtellung wird verſtändig durchgeführt, aber die ſtarke Modellirung abgeglättet und die Gewandung, wo es ihr gemäß iſt, durch einen zierlichen Faltenwurf rhythmiſch belebt. Doch es fehlt der Hauch urſprünglicher Friſche, und alles hält ſich zuletzt in einem Mittelmaß, das die Ueberſchreitungen meidet, aber ſich auch nicht zum Höchſten erhebt.

Dabei iſt das rein Weltliche ein entſcheidender Grundzug der perſiſchen Kunſt; das öffentliche Leben nach der Seite des Staats, die Verherrlichung deſſelben im Königthum bildet ihren Stoff und Zweck. Die Religion hatte den Geiſt des Guten und Wahren als den einen Schöpfer und Herrn dem Rauſch des

Dienstes der Naturmächte entgegengestellt; er wohnte nicht in Tempeln, man betete kein Bild statt seiner an, sondern entzündete das heilige Feuer als sein Symbol. Wollte man seine geistige Gegenwart dennoch veranschaulichen, so deutete man sie an durch das Sinnbild das die Assyrer schon für den Herrn des Himmels geschaffen hatten. Die Architektur ist Palastbau, die Sculptur Darstellung des Weltlichen auf dem Höhepunkt seiner Erscheinung. Sie hat auch dadurch ein ideales Gepräge, daß sie nicht das Einzelne nachahmend wiederholt, sondern das Allgemeine in seiner Wesenheit veranschaulicht, das Volk wie es huldigend dem Throne naht, den König wie er von Gottes Gnade beschirmt den ruhigen Mittelpunkt des Staates bildet, oder im Kampf gegen die Dämonen der Finsterniß der sieggewisse Vorkämpfer ist. Die feierliche Gemessenheit der Darstellung ist der Auffassung und dem Gegenstande gemäß. Die Kunst, die für sich selbst noch nicht durch die vollendete Schönheit in freier Herrlichkeit dasteht, dient hier nicht der Religion, sondern dem Staat; aber durchdrungen von ehrfurchtsvollem Gefühl von der Macht, der sie sich weiht, hebt sie sich an ihr zum Urbildlichen empor. Während das Rationale und Klare ihr zusagt, waltet die orientalische Phantastik in den Wunderthieren, die doch wieder den Anschein der Lebensfähigkeit haben und einem höhern Ganzen sich dienend einordnen.

Alexander der Große. Die Sassaniden.

Als Alexander den Oberkönig der Perser besiegt hatte, trat er selbst mit seinen Hellenen an dessen Stelle; aber er wollte nicht blos erobern, sondern behaupten und Cultur verbreiten; so gründete er griechische Colonien bis nach Indien hin, die nicht blos Verkehr und Handel belebten, sondern auch ihre Bildung und Gesittung ausbreiteten und einen Ideenaustausch des Orients und Occidents einleiteten. Wie nun auch nach Alexander's Tod das Weltreich zerfiel, die Cultur dauerte und entwickelte sich weiter; wer auch von seinen Nachfolgern die eine oder die andere iranische Provinz unter seiner Oberhoheit hatte, die Stämme selbst blieben unter ihren Häuptlingen selbständig für ihre innern Angelegenheiten, aber allerdings auf diese beschränkt.

Vor dem hellenischen Einfluß hatte sich entschieden ein semitischer geltend gemacht. Wie er am deutlichsten in der bildenden

Kunſt uns vor Augen ſteht, ſo werden ſeine Spuren auch in der Religion ſichtbar. So dringt der Geſtirndienſt ein wie er in Babylon ausgebildet war in dem aſtrologiſchen Sinn daß der Stand der Geſtirne die irdiſchen Dinge beherrſcht und das Geſchick derſelben daraus erforſcht werden könne. Und der Schickſalsgott ſelber, Bel der Alte, Belitan, verband ſich mit der Vorſtellung der unendlichen Zeit, Zrvana-akarana, von der es im Aveſta heißt daß mit ihrem Jubelruf Ahuramasda die Welt aus ſeinem eigenen Licht geſchaffen. Dann ſchaut ſie dem Kampf zu, den das Gute und das Böſe kämpft, und ſchlägt ſich am Ende ſchiedsrichterlich auf die Seite des Guten; ja ſie heißt die Herrſcherin in der langen Periode des Streits und theilt als Schickſalsmacht dem Menſchen ſeine Lebensſtellung zu. Das ſind zunächſt nur bildliche Ausdrücke, die wir heute noch ebenſo gebrauchen können ohne die Zeit als göttliche Perſönlichkeit anzunehmen. Erinnern wir uns aber der Phatnaſierichtung der Iranier auf die Verkörperung und Perſonification abſtracter Begriffe, ſo werden wir uns nicht wundern wenn nun auch Zrvana-akarana unter die göttlichen Weſen aufgenommen wurde. Nach urſprünglicher Anſicht iſt Ahuramasda der eine ewige Gott und Schöpfer aller Dinge; aber der Gegenſatz von Gut und Böſe, von Licht und Finſterniß wie ſie als Grundmächte im Leben der Welt vorhanden waren, er ſchien doch dem Nachdenken eines über ihm ſtehenden Einheitsgrundes bedürftig, und dazu bot ſich die unendliche Zeit, aus der alles hervorgeht, in der alles geſchieht, und ſo machte die Sekte der Zervaniten Zrvana-akarana zum ſchöpferiſchen Princip der Welt und der ſich bekämpfenden Götter. Aber dieſe Anſicht war keineswegs allgemein, und die unendliche Zeit ward nirgends in den Cultus aufgenommen. Wol aber hat Artaxerxes II. Tempel und Bildſäulen der Anahit, der Göttin der Fruchtbarkeit, errichtet und damit ein der iraniſchen religiöſen Anſchauung fremdes Element eingeführt.

Die Perſer haben eine Vermittlerrolle und bilden eine Brücke zwiſchen Orient und Occident, zwiſchen der Religion der Natur und des Geiſtes. Die Berührungspunkte mit den Juden ergaben ſich in Babylon, wo nach der Heimkehr aus der Gefangenſchaft noch lange ein Herd und Mittelpunkt iſraelitiſcher Bildung blieb. Perſiſcher Einfluß iſt in der jüdiſchen Lehre von Engeln und Teufeln unverkennbar. In Baktrien regierten griechiſche Könige, die allmählich mit der einheimiſchen Cultur und Sitte verwuchſen.

Neue nordiſche Stämme drangen ein, die turaniſchen oder ſcythiſchen Parther, die aber ihrerſeits die iraniſche Bildung annahmen und keine Fremden ſein wollten. Von Indien her breitete der Buddhismus ſich aus, er gewann im Oſten Irans große Bedeutung und bot im Weſten als Träger der indiſchen Cultur dem Hellenenthum die Hand. Aber bei alledem behielt Zarathuſtra ſeine treuen Anhänger, das Gebot der Wahrheit und Wahrhaftigkeit blieb das Höchſte, wie auch Reinigungsgebräuche im prieſterlichen Ritus das Innere veräußerlichten. Die Aveſta fand jetzt ihren ſchriftſtelleriſchen Abſchluß. Unter der Fremdherrſchaft hielten die Freunde des Althergebrachten um ſo treuer zuſammen. Sie ſeufzten und hofften auf Erlöſung. Und wie die Juden ihre meſſianiſchen Erwartungen ausbildeten und die Buddhiſten den Maitreya ſchon im Geiſt als welterneuernden Friedensfürſten begrüßten, ſo tröſtete auch die Perſer der Gedanke daß ein Siegesheld kommen werde, Soſioſch (Çaoshyanç), der das Gute auf Erden zur Herrſchaft bringen werde wie es im Himmel waltet. Gleichzeitig mit den erſten Chriſten und ſchwerlich ohne Ideenaustauſch mit ihnen redeten die Perſer von einer Zeit ſchwerer Drangſale und furchtbarer Noth, indem das Böſe alle ſeine Kräfte vor dem Erliegen im Entſcheidungskampf noch einmal ſammelt. Es wird eine Kriegszeit ſein daß das vergoſſene Blut Mühlen treibt, und der Thau rothgefärbt vom Himmel fällt, Seuchen werden die Lebendigen dahinraffen, alles was die Erde hervorbringt wird mit Unreinigkeit gemiſcht ſein. In der äußerſten Noth ſendet Ahuramasda einen Retter, der dem Verderben für Jahrhunderte Einhalt thut; dann aber kommt ein Winter der alle Geſchöpfe vertilgt. Aber es öffnen ſich die Thore von Dſchemſchid's Paradies, und ſeine Bewohner bevölkern die Erde aufs neue. Doch wiederum kommt böſe Zeit durch Unglauben, bis endlich Soſioſch erſcheint. Gegen ihn wird der böſe Dahak am Berge Demawand entfeſſelt, aber auch Kereſaspa kommt wieder zum Streit und zwingt ihn das Geſetz des guten Geiſtes anzunehmen, und aller Betrug ſchwindet von der Erde. — So werden die Geſtalten des Mythus, die am Anfang der Geſchichte ſtehen, auch am Ende wieder herangezogen.

An die ſelige Zeit unter der Herrſchaft des Soſioſch knüpfte man nun die Auferſtehungslehre an, die ſchon zur Zeit Alexander's bei den Perſern auftauchte. Nicht blos daß man die Un-

ſterblichkeit der Seele glaubte, auch die Beute des Leibes ſollte dem Tod wieder entriſſen werden. Die Körper werden neu belebt, ihre Geiſter kehren wieder in ſie ein, die unreinen Leiber aber werden drei Tage und drei Nächte lang in einer Feuersglut zugleich mit der Erde ſelbſt von aller Befleckung geläutert. Ja in dieſem Fluß geſchmolzenen Erzes wird auch Ahriman mit ſeinen Devs gereinigt, und alles Böſe ihnen ausgebrannt. Dann wird die Erde eben ſein, nichts Schädliches wird es mehr geben, und die verklärten Leiber werden dem Lichte gleich keinen Schatten mehr werfen und keiner Speiſe mehr bedürfen. Soſioſch gibt ihnen vom Safte des Lebensbaumes zu trinken, und ſie werden unverweslich ſein. Alle Menſchen zuſammen führen ein gemeinſames ſeliges Leben, und bringen dem Ahuramasda ein ewiges Loblied dar. Ahriman — der ja von Anfang an doch nichts anderes konnte als durch Widerſtand und Gegenſatz das Gute zur Energie und zum ſelbſtbewußten Sieg führen — wird ſelbſt ein Prieſter dieſes Gottesdienſtes ſein. Das iſt die Vollendung von Ahuramasda's Schöpfung und Reich.

Dieſe Fortbildung des iraniſchen Glaubens fand ihre Darſtellung hauptſächlich im Bundeheſch, einem Religionsbuch deſſen Sprache, das Huzvareſch, dem Inhalt entſpricht: es ſind die altiraniſchen Wörter aber die Beugungen ſind abgeſchliffen; dazu kommen viele ſemitiſche Ausdrücke, mit denen, nach Spiegel, der Geſchäftsſtil oder eine falſche Eleganz die Mutterſprache zu verzieren meinte; das Satzgefüge blieb ariſch.

Die Abfaſſung des Bundeheſch fällt in die erſte Zeit der Saſſaniden. Dieſe gaben dem nationalen Elemente das Uebergewicht über das Fremde wieder, ohne indeß dieſes verdrängen zu wollen; im Gegentheil ſie ließen indiſche Fabeln und Erzählungen überſetzen, ſie zogen griechiſche Philoſophen an ihren Hof, und förderten eine Bildung die ſpäter die erobernden mohammedaniſchen Araber in die Kenntniß des Rechts und der Weisheit einführte. Das Aveſta aber, dieſes Grundbuch des Iranierthums, ward im ganzen Reich eingeführt; ſeine Sprache ward jedoch nicht mehr verſtanden, es bedurfte einer Ueberſetzung und Auslegung, die es gleichfalls in der Huzvareſch- oder Pehlviſprache erhielt. Wenn dabei in der religiöſen Literatur der Begriff des Mittlers, des Vermittlers der Seelen mit Gott ausgebildet und an Mithra angeknüpft wird, wenn die Weisheit und das Wort Gottes perſonificirt werden, ſo findet ſich der Ausgangspunkt und Anlaß dazu aller-

dings ebenso sehr im Aveſta und im Geiſt des Parſismus, als die Aus- und Fortbildung unter dem Einfluß und der Wechſelwirkung jüdiſcher und chriſtlicher Ideen, wie wir ſie beſonders in Alexandrien finden, vor ſich ging. Ganz ähnlich wie „Jeſaias' Auffahrt" ſchildert ein Buch von Viraf wie dieſer entſchlafen ſei unter weiſen Geſprächen und dann von einem Genius geleitet in ſieben Tagen ſeine Seele durch die ſieben Himmel gewandert und die Schreckniſſe der Hölle geſehen habe. Der Islam übertrug das auf Mohammed.

Ein Verſuch aus iraniſchen Elementen mit Benutzung des Buddhismus und Chriſtenthums eine neue Religion zu ſtiften iſt von Mani gemacht worden. Anknüpfend an die Zarathuſtraſage wollte auch er mehrere Jahre in einer Höhle geweſen ſein, aus der er das Buch ſeiner Offenbarung mitbrachte; anknüpfend an die Verheißung Chriſti wollte er der heilige Geiſt, der Tröſter ſein, der in alle Wahrheit leiten ſolle. Von Ewigkeit her beſtand nach ihm der Gegenſatz des friedſeligen Lichtreichs und der aufruhrvollen Finſterniß. Die Bewohner des Nachtreichs aber erblickten eines Tages das Licht, und entflammt von Neid und Begierde beſchloſſen ſie es an ſich zu reißen. Aber ſein Reich zu ſchützen ſchafft der Lichtgott die Mutter des Lebens, und dieſe gebiert den Sohn Gottes, den Urmenſchen, Jeſus Chriſtus. Dieſer kämpft mit den Dämonen, aber ſie entreißen ihm einen Theil ſeiner glänzenden Rüſtung und bringen ihn ſelbſt in Gefahr, aus welcher der neuerſchaffene Geiſt des Lebens ihn rettet. Auf der Sonne thronend kämpft Chriſtus mit Strahlengeſchoſſen gegen die Mächte der Finſterniß, und ſucht die ihm entriſſenen Lichttheile wieder an ſich zu ziehen, welche die dunkle Materie durchleuchteten und geſtalteten, und zur Weltſeele geworden waren. So iſt die Welt entſtanden ein Mittelreich, aus Licht und Nacht gemiſcht. Das Licht aber ſtrebt aus der Materie immerfort zur Höhe empor, wo der Geiſt des Lebens es in den Sternbildern wie in Eimern ſammelt. Darob erzürnt nimmt der Fürſt der Finſterniß alle Lichttheile, die er oder ſeine Anhänger noch erreichen können, und bildet die Seele des Menſchen daraus, verbindet ihr aber, um ſie gefangen zu halten und herabzuziehen, die ſinnlichen Begierden. Er verbietet ihr vom Baum der Erkenntniß zu eſſen, aber in Schlangengeſtalt naht ihr der Sonnenkönig und treibt ſie zum Genuß dieſer Frucht. Da ſchaffen die böſen Geiſter das Weib um den Menſchen zur Sin-

nenluſt zu verlocken und die Seele durch Theilung immermehr zu zerſplittern, in immer neue Kerker des Leibes ſie einzuſchließen. Sie verführen das Menſchengeſchlecht zur Unwahrheit, aber der Sonnengeiſt, Chriſtus, geht erbarmungsvoll in einen Scheinleib ein um die Lichtnatur auf Erden zu erlöſen. Seine Kreuzigung iſt das Symbol der Schmerzen die er in jeder Seele, als eines Theiles von ihm, durch die Verbindung mit der Materie erduldet. Nun aber iſt der von ihm verheißene Paraklet erſchienen um die Weltſeele, der alten Heimat gedenkend, von der Materie ſich trennen zu laſſen. Wer ſich mit Mani von der Materie reinigt und befreit, der ſteigt mit ihm zum Himmel. Ein allgemeiner Weltbrand wird die Materie und Finſterniß verzehren, die Läuterung der Geiſter vollenden. — Mani ward hingerichtet und ſeine Anhänger, die Manichäer, wurden von den Ormuzdienern verfolgt, von den Chriſten als Ketzer verworfen; doch hat ſich die Sekte bis in die mohammedaniſche Zeit erhalten.

Ein anderer Cultus bildete ſich aus perſiſchen und chaldäiſchen Elementen, verbreitete ſich ſchon vor Chriſtus weſtwärts, und ward im römiſchen Reich einer der letzten Anker, an die ſich das untergehende Heidenthum halten wollte, ſodaß ſeine Myſterien und die ihm geweihten Bildwerke beſonders durch die Legionen bis an die äußerſten Grenzen des Reichs ſich verbreiteten. Wir kennen Mithras, den lichten und wahrhaftigen, den Mittler zwiſchen Ahuramasda und der Welt; er verſchmolz mit der Sonne, der unbeſiegbaren, die an jedem Morgen, in jedem Frühling wieder emporſtrebt und der Welt voranſtreitet im Kampf gegen die Nacht; er ward verehrt als Verleiher des Lebens, als Seelenführer durch die Unterwelt und zur Seligkeit des Himmels. An ſeine Weihen knüpft ſich die Hoffnung des ewigen Lebens und ſeines Heils. Sie wurden in einer Höhle vorgenommen, ſie führten vom Dunkel zur Klarheit, durch Prüfung und Kampf zum Sieg. Hunger und Durſt, Wanderungen in der Oede, Schwimmen durch brauſende Flut, Schreiten durch Feuer und Eis führten zum Genuß der geſegneten Brote und des Homaſaftes, wie ſolcher, dem chriſtlichen Abendmahl ähnlich, auch ſonſt im ſpätern Parſencultus vorkommt. Ohne vor dem gezückten Schwert zu zagen ſetzte ſich der Geweihte einen Kranz aufs Haupt, ſchob ihn aber ſogleich wieder zurück mit den Worten: Mithras iſt meine Krone. Wenn die Stufen der Weihe durch Namen wie Jungfrau, Löwe, Krebs bezeichnet werden, ſo klingt

die Wanderung der Sonne durch die Zeichen des Thierkreiſes vernehmlich als das Vorbildliche durch. Auf den Denkmalen erſcheint Mithras wie er in Jünglingsgeſtalt, orientaliſch gekleidet, das Opfer des Urſtiers vollzieht der die Keime alles Lebens in ſich trug, aus dem die beſondern Weſen hervorgingen; ſchon endet deſſen Schweif in Kornähren um anzudeuten wie das Pflanzenleben aus dem Untergang des Thieriſchen erwächſt; ahrimaniſche Geſchöpfe kriechen nach ſeinem Blut und Samen heran, aber auch der Wächter Ahuramasda's, der Hund, iſt gegenwärtig, wie bei ſterbenden Menſchen, ein Geleiter der Seele und Bürge der Unſterblichkeit. Genien mit geſenkter und gehobener Fackel deuten dabei auf den Unter- und Aufgang des Lebens, auf Tod und Wiedergeburt.

Es war der Emporkömmling Ardaſchir, der Sohn Saſſan's, der 218 n. Chr. die Dynaſtie der Saſſaniden gründete, welche bis zum Einbruch der Mohammedaner in Perſien herrſchte. Er umgab den Thron mit kriegeriſchen Edeln, die auf ihren Burgen wohnten, bis der Ruf des Königs ſie zum Dienſt entbot; von Jugend auf in den Waffen geübt und in adelicher Sitte erzogen bildeten ſie die den Römern ſo gefährliche Reiterei; gepanzert, mit befiederten Helmen, mit Lanze, Schwert und Schild zogen ſie auf prächtig geſchmückten Roſſen zum Turnier und in die Schlacht. Die lebendige Phantaſie gab der Wirklichkeit eine Freude an Abenteuern und übertrieb wieder die ſagenhafte Darſtellung derſelben in der Verſchmelzung mit den alterthümlich mythiſchen Ueberlieferungen. Unter Kosru Nuſchirvan, dem Gerechten, wurden die Sagen, die für Firduſi die Grundlage ſeines großen Epos lieferten, bereits als Annalen des Reichs geſammelt. Und wie in der chriſtlichen Ritterwelt entfaltete die Frauenliebe ihren Zauber, und bot das Leben ſelbſt den Stoff für die romantiſchen Geſchichten, die ſpäter gleichfalls ihre dichteriſche Darſtellung fanden.

Während die im römiſchen Reich vorgefundenen Mithrasbildwerke ſelbſtverſtändlich das Gepräge der ſpätern griechiſch-römiſchen Kunſt tragen, finden wir aus der Saſſanidenzeit in Perſien ſelbſt die Trümmer von Bauten ſowie Felsſculpturen, welche die Anknüpfung an die Ueberlieferung des nationalen Alterthums nicht verkennen laſſen, zugleich aber wie dieſes nicht ſowol eine ſelbſtändige Entwickelung zeigen, ſondern die griechiſch-römiſche Darſtellungsweiſe mit dem Heimiſchen verbinden und wahrſchein-

lich auch von griechisch-römischen Arbeitern herrühren. In den Trümmern von Schapur (der Stadt Sapor's I., 241—272 p. c.) finden wir das Capitäl der Doppelstiere wieder. Ruinen eines Palastes des Königs Firuz zu Firuz-Abad zeigen weite überwölbte Räume, Kuppeln und aufstrebende Bogen bald in der Form der Ellipse, bald so daß die Linien sich schneiden wie im Spitzbogen; aus den Wandpfeilern treten Halbsäulen hervor, die Nischen hinter ihnen sind in einem Halbkreis überwölbt, der bereits in der Art und Weise wie er ansetzt ein Vorspiel des maurischen Hufeisenbogens scheint. Während die Säulen hier einfach, ja capitällos sind, läßt ein Felsmonument von Kosru Parviz (591—628) die Decorationsweise gleichzeitiger byzantinischer Werke erkennen. Wie die Geschichte jener Zeit in Persien selbst an das Ritterthum des europäischen Mittelalters anklingt, so zeigt auch die Baukunst ein kühnes Aufstreben in schwellenden Formen, eine Mischung des Heimischen mit der Ueberlieferung Roms; doch liegt alles roh nebeneinander, zu einer organischen Entwickelung ist es nicht gekommen.

Die Felsreliefs schließen sich ganz entschieden der Achämenidenzeit an. So wird Ardaschir I., der Gründer der Sassanidenherrschaft dargestellt wie er hoch zu Roß aus der Hand eines ihm gegenüberhaltenden Reiters einen bändergeschmückten Reifen, das Diadem empfängt. Der König, mit wallenden Locken, in faltenreichem Mantel, hält selber ehrfurchtsvoll die Hand vor den Mund, denn es ist der König der Könige, Ahuramasda, der ihm den Ring der Weltherrschaft reicht, aber ganz menschlich gebildet, das Scepter in der Linken, eine Staffelkrone auf dem Haupt. Die Pferde sind derbkräftig, die Haltung des Ganzen zeigt das symbolisch Ruhige, Repräsentative wie die alte Zeit. An der Felswand der alten Königsgräber und anderwärts hat Sapor I. seinen Triumph über den römischen Kaiser Valerian abbilden lassen. Dieser kniet vor dem Sieger, der in leichtfaltigem Gewande hoch zu Roß stolz auf ihn niederblickt. Locken flattern um das Haupt des Persers und über der zinnenartigen Krone trägt er einen aufgebauschten Ballon, vielleicht die Himmelskugel. Hinter ihm hält seine Reiterei in Reih und Glied, indem stets Vorderfüße, Brust und Kopf der Pferde vorragen; hinter Valerian Männer mit mannichfachen Gaben, die den Frieden erkaufen sollen; in weitern Reihen oberhalb Krieger zu Pferd und zu Fuß, aber ohne individuell belebte Ordnung. Ein Genius mit dem Füllhorn, der

über dem Beſiegten ſchwebt, dem Sieger zugewandt, gleicht dem geflügelten Amorknaben. Die Arbeit überhaupt erinnert an das Spätrömiſche. Eins der wenigen Rundbilder die von perſiſcher Kunſt erhalten ſind, zeigt den Sapor in einer Koloſſalſtatue von 15 Fuß Höhe. Aus der Mauerkrone quillt das Haar in weit abſtehenden Locken reich hervor, das Geſicht voll ruhiger Würde, mit wohlgepflegtem Schnurrbart, mit gekräuſeltem Kinnbart. Auf der Bruſt kreuzen ſich Gehänge; das Schwert iſt vom Gürtelband gehalten, Wams und Hoſen erſcheinen weich wie von Muſſelin. Seltſame Bänder umflattern die Geſtalt. Sapor's Münzen haben auf der Rückſeite den Feueraltar.

In einer Felsniſche von Nakſch-i-Ruſtem ſehen wir ein Turnier; ein Ritter unter dem Flügelhelm hat den Gegner vom Pferde geſtochen. Den ritterlichen Schmuck der Waffen, befiederte oder beflügelte Helme, Ringelpanzer, Speere, Schwert und Schild, das Pferdegeſchirr mit Halbmonden, Ringen und Quaſten behängt zeigt ein Felsrelief zu Firuz-Abad, aus dem 5. Jahrhundert. Hier iſt die Darſtellung des wildbewegten Lebens in Angriff und Abwehr, in ausſchlagenden, vornüber ſtürzenden, anſprengenden Roſſen ebenſo überraſchend als wohlgelungen.

Von den Gärten und Jagden des Kosru Parviz berichtet die Geſchichte, und die Sage feiert ſeine ſchöne Gemahlin Schirin und erzählt wie der Bildhauer Ferhad in Liebe zu ihr entbrannte, aus Liebe zu ihr es unternommen habe eine Straße durch die Steinmaſſen des Gebirges zu brechen und ihr Bild umgeben von Kosru und ſeinem Gefolge in den Fels zu hauen. Mit dem Sehnſuchtsruf: Ach Schirin! habe er jeden Schlag begleitet, und als der Pfad durch die Höhen von Biſutun bald vollendet war und der König verzweifelte daß er dem Künſtler den verſprochenen Preis für das ſcheinbar Unmögliche, die herrliche Geliebte, geben müſſe, da habe eine trügeriſche Alte ihm den Tod Schirin's gemeldet; Ferhad ſchleuderte ſeine Haue in die Tiefe, wo ſie einwurzelte und zum Granatbaum erwuchs, und ſtürzte ſich ſelber hinab. Schirin aber ließ gleich der von der Nachtigall verlaſſenen Roſe ihr Haupt ſinken und welkte dahin. Noch viele Jahrhunderte haben davon geſungen, wie wir ſpäter bei der Betrachtung der mohammedaniſchen Kunſt ſehen werden.

Bei den erhaltenen großen Bildnißfiguren der Felsniſche von Tak-i-Boſtan miſcht ſich Perſiſches mit antiken und byzantiniſchen Formen. Zwiſchen zwei geriefelten Säulen mit hohen

unbelaubten Capitälen ſitzt Kosru zu Roß in voller kriegeriſcher Rüſtung; das Ringelpanzerhemd, das ihn einhüllt, läßt nur die Augen durchblicken; auch das Pferd iſt mit quaſtenvoller reichgeſtickter Panzerdecke behangen. Die Arbeit iſt ſo ſorgſam wie nur immer in Ninive oder Perſepolis, bei aller Derbheit im Großen iſt im Kleinen jede Maſche, jeder Nagel deutlich ausgeführt. Ueber einer quadratiſchen Fläche ſtehen von halbkreisförmigen Bogen eingeſchloſſen drei Geſtalten. Inmitten der König in prächtigem Friedensgewand, ein Mann zu ſeiner Linken reicht ihm den Ring der Herrſchaft, es iſt ſein Schwiegervater Kaiſer Mauritius, der ihn wieder in ſein Reich eingeſetzt. Schirin ſteht gleichfalls mit dem Ring der Herrſchaft zu ſeiner Rechten, und gießt aus einem Gefäß Wohlgerüche als Spende vor ſeine Füße. Die Compoſition iſt ſchlicht und klar, die Verhältniſſe gedrungen; man wird durch die Abbildungen an Elfenbeinſchnitzereien der karolingiſchen Zeit erinnert. Rechts und links über dem Bogen ſchweben ſtatt der typiſchen Geſtalt Ahuramasda's geflügelte Genien- oder Engelsgeſtalten. Die Arabesken zeigen das Schema des Lebensbaumes, aber aus der ſteifen Bänderverſchlingung in ein freies griechiſches Blättergebilde überſetzt. Naturalismus und ſtiliſtiſche Strenge liegen nebeneinander, ſtatt wie in der vollendeten Kunſt ineinander zu wirken und aufzugehen.

Daneben ſchildern uns umfangreiche Reliefs die Jagden des Königs. In fünf Reihen übereinander halten links ſeine Elefanten, und von da aus eilen oben und unten ganze Rudel von Ebern vorüber; in der Mitte hält der König auf einem Kahn im Teich und ſchießt von dort aus auf das fliehende Wild, während eine Odaliske zu ſeinen Füßen die Laute ſchlägt. Die Figuren ſind in Reihen übereinander ohne Perſpective gezeichnet und das Bild des Königs überragt ſie durch ſeine Größe, wie in der ägyptiſchen Kunſt. Auf einem andern Relief hält der König ruhig zu Pferde unter dem Sonnenſchirm, während ſeine Genoſſen den Hirſchen nachſprengen. Auf einer ſilbernen Schale iſt Kosru dargeſtellt wie er zu Pferde Büffel, Eber und Hirſche jagt; er ſpannt den Bogen zum Schuß, Bänder flattern um ſein ſchmuckes Gewand, der hohe Kopfputz knüpft ſeine Erſcheinung an jenes Bild des Kyros an, welches an der Pforte der bildenden Kunſt in Perſien ſteht.

Auch die Malerei ward geübt und hochgeſchätzt, und noch heute lieben die Perſer den farbigen Bilderſchmuck der Wände

wie der Bücher trotz des mohammedanischen Bilderhasses. Die Farben sind von leuchtendem Glanz, die Formen aber wunderlich und in der Composition fehlt ebenso sehr die Perspective, wie bei den einzelnen Figuren die Abschattung. Schnaase glaubt darin die ältern Typen erkennen zu dürfen und fügt hinzu: „Der Held Rustem bleibt sich in den Miniaturen immer gleich in Gestalt, Gesicht und Muskulatur, mit rothbraunem, blondem Bart und Haupthaar. Sein Gewand ist von Leder, er trägt einen Drahtpanzer, einen eisernen Helm mit Thierschmuck; der gekrümmte Dolch hängt an seiner Rechten, er führt eine Keule mit ungeheuerm Knoten.“ — Einen kostbaren Teppich von gewaltiger Größe mit einer Darstellung des Paradieses ließ der Khalif Omar bei der Eroberung Madains zerschneiden.

So bewahrt der iranische Geist bei aller Geneigtheit Fremdes sich anzueignen und eine Vermittlerrolle zwischen arischen und semitischen Elementen, zwischen Orient und Occident zu übernehmen, dennoch sein volksthümliches Gepräge und gewährt uns den Anblick einer reichen Entwickelung, die sich unter dem Einfluß Mohammed's noch zu schöner Blüte entfaltete.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Hellas und Rom

in

Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.

Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

Von

Moriz Carriere.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1866.

Vorwort.

Ich biete meinen Freunden den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, den ersten Versuch einer Entwickelung sämmtlicher Künste in ihrem Zusammenhang untereinander wie mit dem Leben, der Religion und der Wissenschaft innerhalb des classischen Alterthums. Gleich dem frühern Bande dieses Werks, der die Anfänge der Cultur und den Orient behandelt, hat auch dieser den doppelten Zweck, einmal die gesicherten Ergebnisse der Forschung für einen weitern Kreis allgemeiner Bildung klar und lebendig darzustellen, dann aber auch die Kenner der Einzelgebiete einen Blick auf das Ganze, auf den Zusammenklang des Mannichfaltigen und die Gesetze seines Werdens und Sichgestaltens werfen zu lassen, — zu erproben wie weit es gelinge das Bild eines geistigen Kosmos zu zeichnen. Das Ganze läßt sich wohl auch eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkte der Aesthetik nennen, sodaß vorzugsweise die Idee des Schönen, die Kunst betont, aber diese stets in organischer Verbindung mit Staat und Religion betrachtet wird, wodurch ihre mannichfaltigen Formen als der naturgemäße Ausdruck eigenthümlichen Gehalts und bestimmter Gedanken erscheinen.

Was ich schildere hab' ich mit wenigen Ausnahmen selbst gesehen oder selbst gelesen, das Meiste vor der Darstellung frisch ins Auge gefaßt um den Eindruck des Originals in ihr walten zu lassen; das eigene Urtheil habe ich zu läutern gesucht durch das Studium dessen was die bewährtesten Gelehrten ein jeder in seinem Fache zu Tage gefördert. Bei der Bezugnahme darauf hat man nähere Quellenangaben gewünscht; indeß wer ihrer

bedarf der findet ſie reichlich und hinlänglich in den vortrefflichen Handbüchern der Archäologie der Kunſt von Otfried Müller, der griechiſchen und römiſchen Literatur von Bernhardy. Mir mußte es genügen als Bauſtein in mein Werk aufzunehmen was mir bei reiflicher Prüfung das Beſte ſchien; hätte ich auch von den Gründen Rechenſchaft geben und das minder Zuſagende bekämpfen wollen, ſo wären die im Plane des Ganzen bedingten Grenzen weit überſchritten worden. Eine ſehr anziehende Aufgabe wäre allerdings eine kritiſche Geſchichte unſerer Auffaſſung der antiken Meiſterwerke, eine Darlegung vom Fortſchritte der Forſchung und der Beurtheilung, die uns zeigen würde wie im Laufe des Jahrhunderts die Griechen in den Vordergrund vor den Römern getreten ſind, wie einzelne Schriftſteller bald ins Licht und bald in Schatten geſtellt worden, und wie ſich über einzelne Dichter und Künſtler, über einzelne hervorragende Schöpfungen die Anſichten geändert, das Urtheil der Gegenwart allmählich ausgebildet hat. Eine ſolche Behandlung des claſſiſchen Alterthums würde aber für ſich allein mehr Raum beanſpruchen als ich dieſem Entwurf einer Weltgeſchichte der Kunſt beſtimmte, und daß ich eine ſolche im Sinne habe bitte ich bei der Würdigung des hier vorliegenden Abſchnittes nicht zu vergeſſen. Es folgt das größere oder kleinere Maß daraus, das ich dem Einzelnen je nach ſeiner allgemein menſchlichen Bedeutung im Umfange der Betrachtung gab. Was eine Entwickelungsſtufe des Geiſtes bezeichnet, ſollte darum auch ausführlicher erörtert werden.

Seit Voß und F. A. Wolf iſt viel Vorzügliches in der Verdeutſchung der alten Dichter und Proſaiker geleiſtet worden; ich erinnere nur an die beiden Ueberſetzungsbibliotheken in Stuttgart, an Namen wie Thudichum, Wiedaſch, Minckwitz, Donner, Droyſen, Hertzberg, Heyſe, Schöll, Teuffel. Wo ich Stellen mittheile habe ich mich gern an einen dieſer Meiſter angeſchloſſen, anderes aber für meinen Zweck ſelbſt wiederzugeben geſtrebt oder an der Arbeit der Vorgänger Aenderungen vorgenommen, die ich weder hervorheben noch ihnen zuſchieben mochte. Ich glaube überhaupt daß man bei Ueberſetzungen die eigene für ſich machen, dann

aber die frühern vergleichen und das ein für allemal Wohlgerathene beibehalten soll.

Stand der Geist im Orient noch vielfach unter der Herrschaft der Natur, so kommt er in Griechenland und Rom mit ihr ins Gleichgewicht; eine neue Epoche beginnt dann mit der Vertiefung des Geistes in sich selbst, mit seiner Erhebung über die Natur. Das Naturideal der Menschheit ist im classischen Alterthum verwirklicht worden; das Ideal des Gemüths ist mit Christus und dem Germanenthum in die Weltgeschichte eingetreten; und wenn wir von einem Reiche des Geistes reden, dem wir zustreben, so wollen wir diesen damit nicht als naturlos oder gemüthlos bezeichnen, so wenig als wir dem Alterthum das Gemüth, dem Mittelalter den Geist absprechen; aber es kommt bei solchen Bestimmungen darauf an daß man das Entscheidende erfasse, den Kern und die Akme, die Spitze und Blüte der Sache. So hat Griechenland politische, Rom dichterische oder architektonische Thaten von hohem Werth vollbracht, und dennoch werden wir sagen daß hier in Recht und Staat, dort in der Kunst die weltgeschichtliche Größe des Volks besteht oder das Höchste gefunden wird, dem alles andere sich unterordnet, von dem alles sein Gepräge empfängt; das Zweckmäßige, Nützliche wird doch in Rom in dieselbe Verbindung mit dem Guten gebracht wie in Hellas das Schöne, so mächtig auch der formale Sinn der Römer sich erwiesen hat, so richtig auch die Griechen die Güter des Lebens und der Freiheit nach ihrem Gehalte zu schätzen wissen.

Im Orient war von Aegypten an die Architektur, dieser erste Sieg des Geistes über die Masse, das Werk der Gemeinsamkeit und der Ausdruck des Volksganzen, die tonangebende Kunst; im classischen Alterthum ist es die Plastik. Ihre Eigenthümlichkeit durchdringt nicht nur die Architektur und Malerei, sondern auch die Poesie und Musik, und bezeugt sich in den Charakteren der großen Männer wie in der Ordnung des öffentlichen Lebens und in der Religion. Sodann liegt mir die historische Bedeutung des classischen Alterthums auch darin daß es mit seiner Cultur nicht von vornen anfängt, sondern zu dem Erbe aus der arischen

Urheimat auch die Errungenschaften Aegyptens, Babylons, Kleinasiens nach Inhalt und Form heranzieht, und somit der ganzen Bildung der vorchristlichen Zeit einen harmonischen und vollendenden Abschluß gibt. Dies geschah in Griechenland auf ideale Weise, und die Römer gaben dann der gewonnenen Cultur eine reale Grundlage in der Eroberung des Weltreichs. Das Nationalhellenische ward von den Römern aufgenommen soweit es weltgültig war, und hierdurch erhielten sie wieder die Vermittlerrolle zwischen Griechenland und der neuern Zeit. Es galt mir gerade das originale Wesen der Griechen, der Römer innerhalb des Stroms menschheitlicher Entwickelung und als ein Glied in dem werdenden Organismus der Geschichte zu zeichnen.

Inhaltsübersicht.

Seite

Vorwort . . . . . V—VIII

Hellas. S. 1—418.

Allgemeine Charakteristik.

Das Land und Volk. Die Naturgestalt des Geistes in ihrer Vollendung oder das Naturideal. Das Plastische und Exemplarische; Maß und Form. Jugendlich naturwüchsige Harmonie des Sinnlichen und Geistigen. Die Freiheit in der Stadtgemeinde und die Sklaverei. Uebergewicht des öffentlichen Lebens über das individuelle und gemüthliche. Die Kunstgeschichte gleicht der Entwickelung eines Naturorganismus . . . . . 1—13

Die vorhomerische Zeit.

Anknüpfung an die gemeinsame Urzeit der Arier. Das Pelasgerthum. Die griechische Sprache. Die Anfänge der Mythologie. Einwirkung des Orients. Stammsagen. Sängerpriester und alte Lieder nach Art der Veden. Jonismus und Dorismus. Bauten und Bilderwerke des Heroenalters . . . . . 14—36

Homer.

Der heroische Weltzustand und seine Sänger; Götter- und Heldensage. Der epische Stil. Lieder vom Kampf um Troia und von der Heimkehr. Homer der organisirende Genius. Das Preislied auf Achilleus erwächst zur Ilias. Die Odyssee. Ideale und geschichtliche Bedeutung des hellenischen Epos; sinnliche Schönheit sein Gepräge. Objectivität; Einklang von Natur und Kunst; dichterische Sprache; typische Charaktere; religiöser Gehalt und phantasievolle Gestaltung der Mythologie. Allgemein menschliche Bedeutung der homerischen Gesänge . . . . . 37—67

Kykliker und Homeriden.

Uebergang vom volksthümlichen Gesange zu schriftstellerischen Arbeiten. Darstellung des Sagenstoffs im Zusammenhang. Stasinos und Arktinos dichten von den Begebenheiten vor und nach

Seite

der Ilias. Ilions Zerstörung. Telegonie. Thebais und Homerische Hymnen . . . . . 68—73

Hesiod.

Das Epos der Betrachtung folgt dem der That. Die Poesie in bäuerlichen Kreisen auf das Praktische gerichtet: Tage und Werke. Priesterliche Fortbildung der Mythologie in der Theogonie . . . . . 73—87

Das Gemeinwesen der Edlen. Olympia und Delphi.

Vorherrschaft der Dorier; die aristokratischen Gemeinden. Lykurg. Die olympischen Spiele. Der Apollocultus, seine Sühnungen und Orakel . . . . . 87—98

Eleusis.

Emporkommen des Volks. Die Jonier und ihre Gottheiten des Feld- und Weinbaues. Die Orphiker. Leiden und Sterben der Gottheit. Das religiöse Schauspiel von Eleusis in seinem Zusammenhang mit dem Orient. Hoffnung der Unsterblichkeit. Vollendung des Heidenthums und Vorbereitung des Christenthums in den Mysterien . . . . . 98—108

Uebergang zur Lyrik. Chorgesang, Jambus, Elegie, Epigramm und Fabel. Archilochos und Solon.

Naturgemäßer Entwickelungsgang der Dichtkunst. Die Lyrik als Poesie der Subjectivität. Chöre der Dorier. Elegie der Jonier; Kallinos, Tyrtäos. Durchbruch der Subjectivität in Archilochos. Parodistische epische Dichtungen; Aesop. Mimnermos. Solon, seine Stellung in der Weltgeschichte und im griechischen Verfassungsleben, seine Gedichte. Theognis. Epigramme des Simonides . . . . . 108—125

Die Musik.

Die Musik bei noch mangelnder Harmonie mit Poesie und Tanz verbunden. Die Musik als Erziehungsmittel. Terpander von Lesbos. Tongeschlechter und Tonarten, Olympos. Die Melodie im Zusammenhang mit Rhythmus und Metrum . . . 125—130

Die melische Poesie.

Volks- und Kunstlyrik. Die Poesie als Stimme der Gemeinschaft und als Erguß persönlichen Gefühls; dorische und äolische Lyrik: Stesichoros und Arion, Alkaios und Sappho; Ibykos und Anakreon. Skolien. Vollendung der Lyrik durch dichterische Persönlichkeiten mit der Herrschaft über die Kunstmittel in Preisgesängen auf die Sieger der Kampfspiele. Simonides. Pindar; seine Stellung in der Geschichte des griechischen Geistes, seine Kunst; Einheit der Idee und Stimmung in seinen Hymnen; Verwerthung und ethische Ausbildung der Mythen. . 131—148

Seite

Anfänge der Philosophie; epische Gedankendichtung.

Kampf des Adels und Bürgerthums. Die Tyrannis. Die sieben Weisen. Verkehr der Jonier mit den alten Culturländern. Thales. Pythagoras. Die philosophischen Gedichte von Xenophanes und Parmenides. Die Atomistik. Heraklit. Empedokles. Kampf der Philosophie gegen die polytheistischen Mythen . . . . . 149—157

Die Architektur.

Die Originalität der Griechen und ihr Zusammenhang mit dem Orient. Allmähliches Wachsthum der griechischen Baukunst; Uebergang vom Holz und der Metallbekleidung zum Steinbau. Der hellenische Tempel. Dorische und ionische Architekturformen. Die Baukunst als Ausdruck des Volksgeistes, ihr plastisches Gepräge. Geräthbildung. Alte Ruinen . . 157—172

Die Anfänge und der Entwickelungsgang der Plastik und Malerei.

Das freie Bürgerthum und die bildende Kunst. Polychromie. Aegyptische und semitische Einflüsse auf Griechenland. Alte Götterbilder und Vasengemälde. Die Gymnastik und die Ehrenstatuen der Sieger in Olympia. Argeladas. Die Aegineten . . . . . 173—183

Die Perserkriege; das perikleische Athen und sein Sturz.

Die Ausbreitung der Hellenen durch ihre Colonien und ihre Einigung durch die Perserkriege. Athen, seine Siege und Staatsmänner. Perikles. Der peloponnesische Krieg . 183—192

Die Kunst der Prosa; Redner und Geschichtschreiber.

Verstandesbildung. Einwirkung der Kunst auf die Prosa. Rednerschulen. Die Sophisten. Lysias und Isokrates. Herodot; Thukydides; Xenophon . . . . . 192—204

Die Philosophie des Geistes.

Der Geist als Princip. Anaxagoras. Die Sophisten. Sokrates; seine Persönlichkeit, seine Lehre und sein Schicksal in ihrem innern Zusammenhange; seine weltgeschichtliche Stellung. Einigung des Guten und Wahren. Die Sokratiker. Platon Denker und Künstler; der dramatische Bau seiner Dialoge, der Liebesaufschwung des Gemüths zum Göttlichen, die Einigung der frühern philosophischen Richtungen in seiner Ideenlehre; die Materie und die Weltbildung; die Seele; die Sittlichkeit und der Staat. Platon, das Hellenische abschließend, weist prophetisch in die Zukunft . . . . . 204—226

Das Drama. Seite

A. Seine Entwickelung und sein Gepräge im Allgemeinen.

Ursprüngliche Totalität aller Künste, ihre Sonderung und ihr harmonisches Zusammenwirken. Organische Folge von Epos, Lyrik, Drama in Griechenland. Die Dionysosfeste. Thespis, Phrynichos, Pratinas. Aeschylos legt den Schwerpunkt in die That, Sophokles läßt die streitenden Kräfte in dialektischer Wechselwirkung sich entfalten. Das Drama religiöse und öffentliche Angelegenheit. Die Bühne. Der Chor. Die dichterische Sprache. Das plastisch ideale Gepräge des Dramas. Das tragische Schicksal und die Katharsis . . . . . 227—240

B. Die Tragödie.

α. Aeschylos.

Sein Charakter Erhabenheit und Tiefsinn. Der trilogische Plan seiner Werke. Die Danaiden. Die Perser. Die Sieben gegen Theben. Der Prometheus. Die Oresteia . . . . . 240—260

β. Sophokles.

Sein Charakter formale Schönheit und Harmonie. Das kunstvoll verflochtene Einzeldrama. Die Trilogie aus der thebanischen Sage: König Oedipus, Oedipus in Kolonos, Antigone. Elektra. Aias. Philoktet. Trachinierinnen . . . . . 260—276

γ. Euripides und die übrigen Tragiker.

Das Princip der Subjectivität nach seinen Licht- und Schattenseiten. Mythen und Aufklärung. Das Geistreiche und Sophistische; echte und falsche Rührung. Der Reiz des Mannichfaltigen und Besondern zum Schaden des einheitlichen Ganzen. Beginn der individuellen Charakterzeichnung. Leidenschaft und Seelenleben, die Frauen und die Liebe. Einzelne Werke. Dichterfamilien. Agathon. Lesedramen . . . . . 276—291

C. Die Komödie. Aristophanes.

Ursprung der Komödie in Attika und Sicilien. Kratinos. Aristophanes der Spiegel und Richter seiner Zeit. Sein Humor; der Ernst des weltgeschichtlichen Principienkampfes und der Uebermuth des Scherzes. Die Acharner, die Wolken, Vögel, Thesmophorienfeier und Frösche. Die mittlere Komödie . . 291—309

Die Bauten von den Perserkriegen bis Alexander.

Künstlerische Vollendung und freie Verwerthung der Baustile. Die Architekturwerke des perikleischen Athen. Dorische und ionische Tempel im übrigen Griechenland, in Kleinasien, Süditalien und Sicilien . . . . . 309—314

Die Blüte der Plastik.

Kalamis, Pythagoras, Myron stehen im Uebergang zur neuern Zeit; ihr Sohn und Meister ist Phidias. Sein Kunstcharakter

ist episch, ist großartige Schönheit, Idealschöpfung. Pallas und die Sculpturen des Parthenon. Der Zeus von Olympia; die Statue und der Schmuck des Throns als plastische Veranschaulichung der hellenischen Gottesidee. Alkamenes. Polyklet das Haupt der argivischen Schule; das Ideal der Here. Der Fries des Apollotempels von Bassä. Zweite Blütenperiode, vorwiegendes lyrisches und tragisches Element; Ideale der Gemüthszustände veranschaulicht von Skopas und Praxiteles in Apollon, Aphrodite, Eros, dem baechischen Kreis. Die Niobiden. Das choragische Denkmal des Lysikrates . . . . . 314—347

Die Malerei von den Perserkriegen bis Alexander.

Das Naturgefühl der Griechen. Plastischer Grundzug ihrer Malerei. Epische Größe in den Compositionen der Wandgemälde von Polygnot und Panänos. Der Ruhm des Pinsels in den Tafelbildern der Kleinasiaten Zeuxis und Parrhasios. Schule von Sikyon. Ausdruck der Empfindung bei Aristides von Theben, Naturalismus bei Euphranor. Die Vasenmalerei . 348—353

Philipp und Demosthenes.

Uebergang Griechenlands von der republikanischen Stadtgemeinde zur Monarchie. Makedonien. Demosthenes in seinem Kampf gegen König Philipp, seine und des Aeschines Redekunst . . 353—358

Alexander und Aristoteles.

Alexander durch Homer und Aristoteles gebildet; das Aesthetische seiner Erscheinung, die culturhistorische Größe seiner Thaten. Beginn einer Weltcultur. Aristoteles Philosoph und Naturforscher, sein Weltreich der Erkenntniß; Metaphysik, Naturlehre, Ethik . . . . . 358—374

Alexander und die bildende Kunst.

Ideale Porträtbildung, Heroen; Anfänge der Allegorie. Kunstcharakter des Lysippos. Apelles und Protogenes, Philoxenos und die pompeianische Alexanderschlacht . . . . . 374—381

Das Zeitalter des Hellenismus.

Das Weltbürgerthum, der Weltverkehr und die griechische Bildung; Verfall des nationalhellenischen Lebens und Glaubens; Göttermischung; Aufklärung und philosophischer Monotheismus. 382—389

Bauten und Bildwerke.

Städtegründungen. Das Kolossale, das Theatralische und das Genrehafte in der Kunst. Schule von Pergamos; die Keltenkämpfe. Rhodos; der Koloß, Laokoon. Die Maler; Timomachos. Das Tragische im Hellenenthum selbst . . . . . 389—401

Die neuere Komödie und das Idyll; die alexandrinische Literatur; die Philosophie.

Das Privatleben in der Dichtung gespiegelt; Menander, Theokrit. Kritik, Gelehrsamkeit, Reproduction in der Literatur; Kalli-

machos, Apollonios von Rhodos, Hermesianax. Das Lehrgedicht. Die Musik. Grundlegung der Philologie; Mathematik, Mechanik, Astronomie. Praktische Philosophie: gemeinsames Ziel der Stoiker und Epikureer in der Selbstgenugsamkeit und Glückseligkeit; das Ideal des Weisen. Zenon, Epikur, die neue Akademie . . . . . 402—418

Rom. S. 419—612.

Grundzüge des Römerthums.

Schwert und Wage statt der Lyra. Der Staat das Höchste, der plastisch-formale Sinn auf das Recht gewandt. Die lateinische Sprache; die Kunst der Prosa. Das Zweckmäßige an der Stelle des Schönen, auch in der Religion. Das Architektonische. Roms Vermittlerrolle zwischen dem Hellenenthum und der neuern Zeit. . . . . 419—429

Die alten Italier.

Land und Volk. Die Religion in ihrer Eigenthümlichkeit und in ihrer Beziehung zur griechischen und altdeutschen. Naturſinn und Symbole . . . . . 429—441

Die Etrusker.

Sie sind noch ein Räthsel der Weltgeschichte. Staat und Religion. Alte Bauten, Gräber und Tempel. Plastische Werke; Malereien; Metallspiegel . . . . . 441—448

Rom zur Zeit der Könige.

Gründung der Stadt, Organisation von Heer und Bürgerschaft, Formulirung von Recht und Religion; die Aufnahme des Apollocultus eröffnet die Verbindung mit dem Griechenthum. Alte Bauten, alte Lieder. Kein Volksepos, die Sage ein Erzeugniß verständiger Betrachtung, an Denkmale, Gebräuche, Zustände angeknüpft oder aus ihnen herausgesponnen . . . 448—456

Die Republik bis zum Beginn der Weltherrschaft.

Wachsthum des Staats im Innern und nach außen. Bauten und Bildwerke. Der Kampf mit Karthago. Beziehungen zu Griechenland und seiner Bildung. Rom knüpft an den organischen Abschluß der griechischen Dichtkunst nachahmend an. Die Lustspiele von Plautus und Terenz. Die Localposse und Stegreifkomödie. Ennius. Die Aeneassage. Vereinigung des Heimischen und Hellenischen in der Baukunst; die Wölbung; Römische Tempel und Hallen . . . . . 456—477

Der Kampf der Republik und Monarchie.

Die Stadtgemeinde und das Weltreich; Luxus und Noth; Bürgerkriege. Cäsar als Repräsentant des Römerthums, seine Helden- und Herrscherkraft, seine Aufnahme griechischer Bildung;

Seite

das Ideal des natürlichen Menschen. Aberglaube und Unglaube in der Religion; die Philosophie soll Ersatz bieten. Die Frauen in der Gesellschaft. Zusammenstoß der alten und neuen Gesittung; die Satire, Lucilius. Das Epos der Betrachtung, Lucretius. Kleindichterbünde. Catull. Die römische Tragödie. Classische Prosa. Cäsar. Sallustius. Cicero. Philosophischer Eklekticismus. Varro. Bauten. Kunstsinn der Römer; Bildwerke nach Rom geführt. Nachblüte der griechischen Kunst unter römischem Einfluß; Apollonios, Glykon; die mediceische Venus und der Apoll von Belvedere. Porträtbilder . . . . 478—515

Das goldene augusteische Zeitalter.

Charakter der Zeit und Kunst. Livius. Virgilius; seine Idyllen, sein Landbau; die Aeneide als Kunstepos, ihre Bedeutung für die Geschichte der Poesie. Horatius, seine Satiren, Lyrik, Briefe. Die Elegiker; Tibullus, Propertius, Ovidius; dessen Festkalender, Metamorphosen und Trauergesänge. — Bauten und Bildwerke. Römischer Reliefstil. Die Wandmalerei; Ludius; Pompeii . . . . . 516—549

Seit Augustus bis Hadrian.

Das Weltgericht der Weltgeschichte bei Tacitus. Silbernes Zeitalter. Seneca. Quinctilian. Verfall des Lebens im Spiegel der Satire; Persius; Juvenal; die Epigramme Martial's. Lucanus. Die Senecaischen Tragödien. Der komische Roman Satirikon von Petronius. — Glänzende Epoche der eigentlich römischen Baukunst unter Vespasian und Traian, das Colosseum, der Titusbogen, Traian's Forum. Historische Darstellungen durch die Plastik. — Nero der Sänger und die Musik . . . 549—571

Hadrian und die Antonine.

Mischung der Bildungselemente, Rückschlag des Hellenismus. Hadrian der allseitige Dilettant; seine Bauten, sein alterthümelnder Geschmack. Antinoos. Marc Aurel's Ehrensäule, Reiterbild und philosophisches Erbauungsbuch. Selbstauflösung des antiken Geistes in Lukian. Plutarch. Der afrikanische Stil; Apuleius . . . . . 571—584

Verfall des Reichs und der Kunst im dritten und vierten Jahrhundert.

Isis-, Sonnen- und Mithrasdienst. Palmyra. Die Bauten Diocletian's und Constantin's. Allegorien. Sarkophage. Literarische Künsteleien. Ausonius huldigt deutscher Schönheit. . 584—590

Verschmelzung von Orient und Occident in Alexandrien. Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum. Die Neuplatoniker.

Verschmelzung ägyptischer, indischer, jüdischer Elemente mit der griechisch-römischen Bildung. Orphische Hymnen; Nonnos;

Seite

sibyllinische Orakel. Epische Liebespoesie; Hero und Leander; der Roman: Achilleus Tatios, Longos, Heliodor. Neupythagoräer, Essener, Therapeuten. Philon. Apollonios von Tyana. Plotin. Porphyrios und Jamblichos. Julian. Die platonische Akademie in Athen die letzte Stätte des Hellenenthums. Abschluß der antiken Geistesbildung durch Proklos . . . . . 591—612

UNIV. OF CALIFORNIA

Hellas.

Allgemeine Charakteriſtik.

Im roßprangenden Lande gingſt nun zur ſchirmenden Ruhe du ein, o Gaſtfreund,
Im glanzreichen Kolonos,
Wo die melodiſche Nachtigall ihr ſüßjammerndes Lied hinausklagt ins grünende Hainthal,
Wo weindunkel der Epheu rankt über nimmer betretnes Laub,
Früchtebeladenes, welchem der Sonne Schein
Und jedes Windes Anhauch
Stets fern bleibt wo von holdem Wahnſinn' erfüllt Dionyſos laut einherzieht
Im Geleite der Götterammen.

Aufblüht unter des Himmels Thau hier ſchönſternig mit jedem Tag Narkiſſos,
Euch zu kränzen, ihr beiden
Großen Göttinnen; goldeshell ſtrahlt hier Krokos, und ewig gießt ſein ſchlafloſes Gewäſſer
Durch die Auen Kephiſſos' Quell, und vollſchwellend die Tage lang
Nahet den Auen der Lebenerweckende
Mit ſeinem reinen Regen
Im weitlachenden Lande, wo gern der Reigen der Muſen weilt und gerne
Aphrodite mit goldnen Zügeln.

Hier auch blüht ein Gewächs, wie im Gefild Aſias keines,
Keins auf doriſcher Flur dort in dem weiträumigen Eilande des Pelops,
Ein ungepflegt ſelber ſich erzeugend
Gewächs, der Feindeslanzen Schreck,
Das herrlich aufgrünt in dieſer Landſchaft,
Mein ſproßtreibender laubſchimmernder Oelbaum.
Kein Führer, ſei Jüngling ſei Greis er,
Wird mit feindlicher Hand je ihn zerſtören;
Sieht doch ewig der weihende Zeus ihn gnädigen Blickes an, feur'gen Auges Athene.

Ja noch anderen Ruhm, strahlenden Ruhm weiß ich der Heimat,
Wol ein Ehrengeschenk, das ihr der meerherrschende Gott liebend verliehn hat,
Den Preis des Reichthums, der Roß' und Seefahrt!
O Kronos' Sohn, wir sind von dir
So hoch verherrlichet, Fürst Poseidon,
Der dem muthigen Roß lenkende Zügel
Du angelegt hast auf diesen Straßen.
Und o Wunder zu schaun, dein in die Wogen
Kühn geschwungenes Ruder blinkt, und ihm tanzt Nereidenschar hundertfüßigen Reigen.

Wohl dürfen wir uns diesen Sophokleischen Chorgesang als einen freudigen Gruß zurufen, wenn wir auf unserer Wanderung nach den Denkmalen der Schönheit den hellenischen Boden betreten. Da empfängt uns kein weitausgedehntes gleichmäßiges Stromgebiet, das dem Volk zur Bedingung eines eintönigen gemeinsamen Lebens wird, sondern im Gegensatze des vielgliederigen Landes und des eindringenden umspülenden Meeres, der gebirgumgürteten Binnenräume und der allwärts offenen Küsten und Inseln zeigt sich eine Mannichfaltigkeit, die das Beharren des festen Erdkernes neben die Beweglichkeit der Welle, die rauhe Höhe neben das fruchtbare Thal und das milde Gestade in raschem Wechsel setzt, und die zugleich innerhalb einiger Breitegrade eine größere Verschiedenheit des Klimas bietet als irgendeine andere Gegend; der Norden hat Buchenwälder und winterliche Schneestürme, die Mitte schmückt sich mit immer grünen Bäumen, und im Süden wiegt sich die Palme in reinem Aether und duften die Orangen- und Citronenhaine; dort weidet der Hirt der Alpen, hier erntet der Landmann den Weizen, den Wein und das Oel der Oliven. Die Natur fordert und lohnt die Arbeit und den austauschenden Verkehr der Menschen. Halbinsel ragt neben Halbinsel an der Ostküste ins Meer, und von einem Eiland erblickt der Schiffer das andere, bis er den Saum Kleinasiens erreicht und dort wieder ähnliche Verhältnisse wie in der Heimat findet. Gleich den Inseln sind die Landschaften von Hellas in sich abgeschlossen und von eigenthümlichem Gepräge, und doch wieder zugänglich, der Natur folgend löst sich das Volk in Stämme, in Gaugenossenschaften auf, in denen für sich der Trieb nach selbständiger Lebensführung waltet; sie einigen sich zur Gemeinde, zur Stadt, und finden darin ihr Genüge, vertheidigen darin ihre Freiheit; und

dennoch herrscht wieder der gemeinsame Geist in der Fülle dieser Bildungen; die gemeinsame Sprache umschlingt sie alle als ein stets sich webendes Band, und die Vorzüge einzelner Mundarten kommen dem Ganzen zugute; was irgendein Ort nach seiner Eigenthümlichkeit vollendet hervorbringt, das wird als ein besonderer Ton in die Harmonie des Ganzen aufgenommen.

Aber nicht blos der Freiheitsliebe und dem Bürgersinne, auch dem ästhetischen Gefühl kommt die Natur freundlich entgegen. Formen und Farben bieten sich dem Auge in erstaunlicher Kraft und Fülle, und wecken und nähren die Freude des Anschauens, des anschaulichen Gestaltens. „Der Einfluß des Himmels muß den Samen beleben, aus welchem die Kunst soll getrieben werden, und zu diesem Samen war Griechenland der auserwählte Boden.“ So sagt schon Winckelmann, und die Reisebeschreibungen der neuern Zeit deuten dies dahin daß kein Land der Erde in solchem Grade die Schönheit aller Gegenden Europas verbunden zeigt. Der Wanderer der aus Thessaliens rossenährenden Ebenen den Peneios entlang in das Tempethal kommt, glaubt sich aus Norddeutschlands fruchtgesegneter Flur wie durch Zauberschlag in die glanzvolle Lieblichkeit Italiens versetzt, und eine Stunde weiter thaleinwärts umfängt ihn die großartige Felsenpracht einer Alpenlandschaft. Hier erscheint die Natur als plastische Künstlerin, die das Schroffe und Milde versöhnend nebeneinanderstellt, das kühnaufsteigende Gebirge mit ebenmäßig schwungvollen Linien umgrenzt und abrundet; und dann wird wieder das Auge hinausgelockt auf die weite Fläche des Meeres mit seinem unablässigen Wogenschlag, der am festen Gestade sich in immer andern fließenden Formen reizvoll bricht. Ueber der blauen Flut erhebt sich das Grün der Auen und Wälder, das schimmernde Grau der Berge in den hellblauen Himmel empor, und von der frischen Kühle des Morgens bis zur warmen Glut des Abends ruft das Sonnenlicht einen Farbenzauber hervor so strahlend und so duftig, so vieltönig und verschmelzend zugleich, daß das Auge trunken von Lust sich daran nicht zu sättigen vermag, und doch immer wieder auf der festen schönen Form ausruht, die er umfließt. Auch der Körper des Menschen ist voll Kraft und Geschmeidigkeit, ohne üppige Fülle, formenbestimmt, und doch die deutliche Gliederung einheitlich in sich gerundet. Erst in den Griechen sei die Plastik der Natur selbst auf ihrem Höhenpunkt angekommen, behauptet ein geistvoller Naturforscher unserer Tage,

Karl Snell. Im Kindesalter der Menschheit sehen wir ein Uebergewicht der Natur über den Geist, äußere Einflüsse und Bedingungen prägen sich im Volkscharakter beherrschend ab; eine spätere reife Bildung der Innerlichkeit, der Gedankenwelt zieht sich leicht auf sich selbst zurück und geht in gemachten Verhältnissen der Naturfrische verlustig; in Griechenland haben wir die ursprüngliche Harmonie des Sinnlichen und Geistigen und die Seele wird in der schönen Leiblichkeit offenbar. Der Grieche bearbeitet die Erde und ihre Erzeugnisse; er ist dadurch auf die Mitwirkung und auf den Verkehr der Gesellschaft hingewiesen, die ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse und seiner Genüsse gewährt. Er raubt sich nicht blos die Früchte welche der Boden trägt, sondern zieht und pflegt sich dieselben, und formt den Stoff nach seinem Sinn und seinem Zweck. Er gibt der Natur das Gepräge der Cultur, aber noch ohne jene weitschichtige Vermittelung der Neuzeit, die den einzelnen in der Stube der Fabrik nur Stücke, nicht ein Ganzes gestalten läßt; die Thätigkeit bewegt sich im Freien und die Persönlichkeit hat arbeitend das Ganze im Auge und freut sich ihres erfinderischen Geschicks in der Ausführung.

Die Hellenen sind die künstlerisch begabtesten Arier. Der grüblerische Tiefsinn, die schwärmerische Phantastik des Indiers entbehrte der Freude an der Gegenwart, des Sinnes für die Wirklichkeit, der nun maßvoll und klar aufgeht; aber die männliche Thatkraft wendet sich nicht so ausschließlich auf Recht, Staat und Herrscherthum wie in Rom, sondern sucht im Kriege die Muße des Friedens für die Werke der Kunst und Wissenschaft. Die persönliche Selbständigkeit, die Innigkeit des Gemüths ist größer im Germanenthum, aber die Entwickelung auch eine viel langsamere, und wie die ebenfalls vorzugsweise aufs Ethische gerichteten Perser ihren Bildungsgang unter assyrischen, griechischen, muhammedanischen Einflüssen vollziehen, so kommt auch unsere Eigenthümlichkeit erst in der Verschmelzung mit dem Christenthum, unter der Einwirkung des classischen Alterthums nach dem Vorgang der Griechen zur Blüte. Ihr reicher Geist verschließt sich der Fremde nicht, aber er entfaltet sich auf originale Weise und macht das Gegebene zum Stoff und Element seines eigenen Lebens, gibt ihm die Form seines eigenen Organismus.

Vom Begriff des Naturideals aus erschließt sich uns das Verständniß des Hellenenthums: es ist die Naturgestalt des Geistes in ihrer Vollendung. Der Grieche versinnlicht sich das Ideal, und

in der Naturgeſtalt ahnt und ſieht er das Geiſtige. Die Phantaſie reicht ihm den Ariadnefaden durch das Labyrinth des Lebens, die Vernunft in der Welt ahnt und verſteht er durch die Harmonie ihrer Formen und Ordnungen mit ſeinem eigenen Bildnergeiſte, im Mund der Dichter gewinnt die religiöſe Wahrheit Geſtalt, und wenn die chriſtlichen Dogmatiker ſich denkend abmühen zu begreifen wie in Gott Gerechtigkeit und Gnade ſich verſöhne, ſo löſt der Grieche Phidias bildneriſch das Räthſel, indem er durch das Antlitz des Zeus die unmittelbare Anſchauung davon überzeugt daß die höchſte Macht zugleich die höchſte Güte iſt. Gerade die Plaſtik, dieſe mittlere der bildenden Künſte, die in der ganzen vollen Körperlichkeit den in ſich geſammelten Geiſt zur Erſcheinung bringt, die Maſſe weder als Maſſe wirken läßt wie die Architektur, noch blos den Widerſchein der Dinge gibt wie die Malerei, ſondern die Materie ſelber beſeelt und das Ideale mit Realität ſättiget, ſie die nichts darſtellen kann was ſich nicht in feſten Formen kundgibt, aber auch nichts der Ahnung überläßt, ſondern dem ihr gemäßen Inhalte vollbeſtimmte Geſtalt verleiht, gerade ſie ward darum die dem Griechenthum entſprechende Kunſt, ſie kam hier zur höchſten Blüte, ſie ward tonangebend für die andern Künſte nicht nur, ſondern für das ganze Leben, für die Sittlichkeit des einzelnen wie für die Ordnung des Gemeinweſens, ja für die Wiſſenſchaft. In der griechiſchen Kunſt haben wir darum die idealiſirte plaſtiſche Religion und Geſchichte des Volks, und beide ſelbſt tragen das Gepräge ſinnlicher Schönheit. Der Menſch als der Naturorganismus des Geiſtes iſt vorzugsweiſe Gegenſtand für die Plaſtik, in der menſchlichen Geſtalt dachte, ſchaute der Grieche ſowol ſeine Götter wie den Quell der neben ihm aufſprudelte, den Baum der um ihn grünte, die Sonne die über ihm leuchtete; denn er ſah ein inneres Wirken und geſetzliches Walten auch in dieſen Dingen, und indem er ſie beſeelte, erſchienen ſie ihm menſchenähnlich. So ward die Natur der Aeußerlichkeit enthoben und in ihre Göttlichkeit eingeſetzt als die Offenbarung geiſtigen ewigen Weſens, und die Götter wurden lebendige Charaktere, nicht Masken für fertige Begriffe, ſondern Perſönlichkeiten, die mit dem Volksbewußtſein ſelber wachſen, ihre Ideen nicht durch äußerliche Merkmale, ſondern in der ganzen Geſtalt ſo kundgeben daß jene das lebendige Band aller Züge, aller Handlungen iſt. So ward ihm der Menſch das Maß aller Dinge, wie das ein alter Denker ſelbſt

zuſpitzte, und ein Philoſoph unſerer Zeit hat der Oedipusſage die berühmte Deutung gegeben: es ſei der Grieche der das Räthſel des Orients löſe, der zum Bewußtſein bringe und verwirkliche was dort dunkel geblieben, das Humane, das Menſchliche auf allen Lebensgebieten: die Auflöſung der Sphinxfrage ſei der Menſch.

Ein voller ganzer Menſch zu ſein im Gleichgewichte des Geiſtigen und Sinnlichen, ein Schöner alſo zu ſein war die Aufgabe eines jeden, dazu ſollte die Gymnaſtik den Körper ſtählen und die Muſik die Seele geſchmeidig machen, läutern, die Triebe zum Einklang bringen. Nicht gedungene Fechter ſind es die wie in Rom der ſchauluſtigen Menge ein blutiges Spiel aufführen, ſondern die wohlgebildetſten, kräftigſten, behendeſten Jünglinge und Männer ſelbſt kommen zum Wettkampf ihrer Städte und Gauen in Olympia um den Preis der Kraft, der Schnelligkeit, der Geiſtesgegenwart zu ringen, und im Sieger fühlt ſich ein freies Volk geehrt, ja Sängermund verleiht ihm Unſterblichkeit. Als Tritantachmes, Artabanos' Sohn, hörte der Preis in Olympia ſei nur ein Olivenzweig, keine Schätze — es war bei dem Kriegszug des Xerxes — da rief er, wie Herodot uns überliefert: „Wehe doch, gegen was für Männer haſt du uns geführt zu ſtreiten, die nicht um Schätze ihren Wettkampf halten, ſondern um Männertugend!“

Und plaſtiſche Naturen, ganze volle Menſchen ſind alle, dieſe Redner, dieſe Krieger, dieſe Weiſen, dieſe Dichter. Wie würdevoll iſt die Haltung, wie anmuthig der Faltenwurf des Mantels bei dieſem behelmten Perikles, wenn ſein Wort die Gemüther des Volkes lenkt, und wie verwundert erzählt man ſich daß der Löwe einmal gelächelt habe; — ſolch ein Ernſt war über ihn gekommen als er ſich den Staatsgeſchäften widmete. Jener Aeſchylos, der Vater der Tragödie, rühmt auf dem Spruch für ſeinen Grabſtein die Stärke ſeines Armes, den Perſer und Meder bei Marathon und Salamis gefühlt, und jener Sophokles kann von den Athenern zum Feldherrn ernannt werden, weil er in ſeinem Drama von der Antigone ſo edle Gedanken über Recht und Liebe kundgethan. Als aber beide um den erſten Preis ringen, der altbewährte Meiſter und der jugendliche Genius, da beruft man die zehn von einer glänzenden Waffenthat heimkehrenden Kriegsoberſten, daß ſie den Spruch der Entſcheidung thun. Sokrates bewahrt die beſonnene Geiſtesklarheit im Getümmel der Schlacht

wie beim Becher des Feſtmahls, vor der ſtürmiſchen Menge wie beim letzten Scheidegruß an die Freunde. Diogenes wirft auch den Becher weg, als er einen Knaben aus der hohlen Hand trinken geſehen, denn er hat die Unabhängigkeit des Geiſtes von den Außendingen erkannt, und dieſen Gedanken ſoll man auch an ihm ſelber bewährt ſehen; er erbittet ſich von dem ſiegreichen Heldenkönig nichts als daß der ihm aus der Sonne gehe, und Alexander möchte Diogenes ſein, wenn er nicht Alexander wäre, — ſich von der Welt entſagend befreien, wenn er nicht ſie zu unterwerfen und zu beherrſchen berufen wäre. Ariſtides, Themiſtokles, Kimon, Perikles, Alkibiades, wie verkörpern ſie die Sinnesweiſe und die Strebungen ihrer Zeit, des ganzen Athens, das jetzt in dieſem, jetzt in dem andern ſein eigenes Ideal anſchaut, und darum ſie nacheinander auf den Schild hebt und ſie zu den Führern ſeiner Freiheit erkürt!

Aus der Beſtimmung Griechenlands das Naturideal darzuſtellen ergibt ſich hierbei, daß das Leben wie die Kunſt weniger darauf gerichtet ſind die Perſönlichkeit in ihrer Originalität und Einzigkeit, als in ihrem allgemeinen Typus oder als Exemplar der Gattung zu verwirklichen. Dies Exemplariſche, Normale, nicht das eigenartig Abſonderliche ſagt dem helleniſchen Sinne zu. Der Charakter in ſeiner Ganzheit iſt nicht das Charakteriſtiſche in ſeiner Vereinzelung. Das gilt von den Götterbildern wie von den dichteriſchen Individualitäten im Epos und Drama. Es kommt hinzu, daß der Künſtler durch die verſchiedenen Weiſen beherrſcht wird die in den Stämmen ſich ausgeprägt haben, und von der Verfaſſung des Staats oder dem Tempelbau an bis zur Tonart des Flötenſpielers und dem mundartlichen Element der Sprache ſich gleichmäßig geltend machen. Dieſe Stammeseigenthümlichkeiten behandelte der griechiſche Geiſt als Stilarten, die einander ergänzten, und denen der einzelne ſich anſchloß um ihrer ſich nach Maßgabe des zu behandelnden Stoffes als der entſprechenden Form zu bedienen. Der ioniſche wie der doriſche Dialekt erhielt ſeine ſchriftmäßige Geſtaltung, und wie der Volksgeiſt dort ſich im Epos, hier in der Lyrik kundgethan, ſo gewann die poetiſche Form zugleich ihren eigenen mundartlichen Ausdruck, und damit ein allgemeines Stilgepräge, in deſſen Normen der einzelne ſich einſtimmte, welcher Stadt er auch angehören mochte. Der Dichtart war wiederum die Tonart herkömmlich gemäß, und die Tanzgeberde veranſchaulichte dem Auge die

Stimmung, welche in Worten und Klängen das Ohr sich offenbarte. So ward jedes Kunstwerk innerhalb gegebener Formen wie nach Naturgesetzen zum anschaulichen Organismus, einheitlich in der Mannichfaltigkeit seiner Erscheinung.

Dies plastische Schönheitsgefühl, diesen Formensinn bewundern wir bei den Griechen, durch ihn sind sie Lehrer und Vorbild auch für uns geworden. Nicht etwa wegen unsittlichen Inhalts, sondern wegen verkehrter Tonformen wollte der nüchterne Aristoteles einige Lieder zum Jugendunterrichte nicht zulassen; und als ihm bereits doch Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Sklaverei aufsteigen, da beschwichtigt er sie mit der Behauptung daß die Griechen soviel schöner, darum von Natur edler als die Barbaren seien; würden doch auch die Griechen gern dienen, wenn höhere Menschen unter ihnen aufträten, so groß, so herrlich anzusehen wie die Bilder der Götter. Dem vergleichen wir was Wilhelm von Humboldt an F. G. Welcker schrieb: „Was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, Mahabarata, der Nibelungen sage, so fehlt immer gerade das eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt, was man mit keinem Wort aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt, was machen würde daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastraphe des Lebens, ja im Momente des Todes einige Verse des Homer, und wenn sie aus dem Schiffskatalog wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trachtens ist) geben würden als irgendetwas von einem andern Volke."

Damals als er mit Humboldt seine ideenreichsten Tage verlebte und, auch hierin ein Repräsentant seines Volks, in der Schule der Griechen Maß und Formenschönheit für die eigene Naturkraft gewann, äußerte Schiller in Bezug auf sie: „Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen. Damals bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt miteinander feindselig abzutheilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt und die Speculation noch nicht sich durch Spitzfindigkeit geschändet; beide

konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauſchen, weil jedes nur auf ſeiner eigenen Weiſe die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch ſtieg, ſo zog ſie doch immer die Materie liebend nach, und ſo fein und ſcharf ſie auch trennte, ſo verſtümmelte ſie doch nie. Sie zerlegte zwar die menſchliche Natur und warf ſie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch daß ſie ſie in Stücke riß, ſondern dadurch daß ſie ſie verſchiedentlich miſchte; denn die ganze Menſchheit fehlt in keinem einzelnen Gott."

Solche Totalität des unzerſplitterlichen Geiſtes, ſolche Einheit in der Mannichfaltigkeit der Kräfte erkannten und rühmten die größten Denker des Alterthums als die Gabe der Hellenen. Das Streben nach Erwerb, die kluge Benutzung der irdiſchen Dinge, lehrt Platon in der Republik, ſei den Phönikiern zugefallen, Muth beſeele die Thrakier und Skythen, aber zur Beherrſchung der Außendinge und zur Tapferkeit hätten die Griechen auch noch die Luſt am Wiſſen, die ſelbſtbewußte Einſicht, und was ſie auch verrichteten das vollbrächten ſie mit ganzer Seele. Und Ariſtoteles ſagt in der Politik von den Völkern des Nordens, daß ſie muthvoll ſeien, aber der Einſicht und Kunſt ermangeln, ſodaß ſie zwar unabhängig und frei bleiben, aber der ſtaatlichen Ordnung entbehren; die Aſiaten haben Kenntniſſe und Künſte, ſeien aber minder tapfer, weshalb ſie in Knechtſchaft leben; das Geſchlecht der Hellenen wohne in der Mitte und habe an den Vorzügen beider theil, es ſei tapfer und verſtändig, und behaupte darum ſeine Freiheit und ordne ſein Gemeinweſen, und ſei fähig alle zu beherrſchen, wenn es ſich ſelbſt zur Einheit verbinde. Von Hellas in Hellas, ſeinem Athen, ſagt Perikles bei Thukydides: „Wir lieben das Schöne, aber ohne Prunk, ohne Verſchwendung, wir lieben die Weisheit, aber ohne uns zur Unthätigkeit verleiten zu laſſen; wir ſind kühn und keck, aber wir geben uns Rechenſchaft von dem was wir unternehmen, wir haben ein Bewußtſein darüber, wenn bei andern der Muth ſeinen Grund im Mangel an Bildung hat; wir wiſſen zu beurtheilen was das Schwere und das Angenehme ſei, deſſenungeachtet weichen wir nicht vor der Gefahr, ſondern beſtehen."

Dieſe naturwüchſige Harmonie des Geiſtigen und Sinnlichen, dieſe Kraft und Freudigkeit des Lebens gibt dem Hellenenthum das Gepräge ewiger Jugend, und wenn Hegel es die Jünglingsthat der Geſchichte nennt, die der poetiſche Jüngling Achilleus auf-

geschlossen, der wirkliche Jüngling Alexander zu Ende geführt, so dürfen wir hinzufügen daß Hellas wie Achilleus gewählt zwischen Phthia und der Unsterblichkeit, und dem langen that- und ruhmlosen Wohlleben eine kurze Blüte des Daseins, aber reich an Kampf, Ehre und ewiger Verherrlichung vorgezogen. Auch dieser Frühling der Menschheit ist rasch vorübergegangen, nachdem er Unvergängliches an Fülle und Schönheitsglanz hervorgebracht.

Wie die Griechen sich nicht unter der Botmäßigkeit der Natur, sondern in Frieden mit ihr unter ihrer Anregung entwickelten, aber auch zur reinen oder naturbeherrschenden Geistigkeit sich noch nicht erhoben, so war auch ihre Freiheit zwar Unabhängigkeit von außen, selbstkräftige Entfaltung der Volksthümlichkeit, aber Gehorsam des einzelnen gegen die vaterländischen Gesetze die der gemeinsame Wille gegeben, Anschluß an die Sitte der Väter, noch nicht jene Sittlichkeit die sich vor allem nach der eigenen Ueberzeugung selbstbewußt entscheiden, nur das eigene Gewissen als Richter anerkennen, aus der Innerlichkeit des Gemüths das Leben gestalten will. Aber die Sitte war edel und der Mensch erfuhr in ihr die Freiheit. „Wir sind das nach unsern Gesetzen nicht gewohnt", sagten die Griechen die vor Xerxes niederfallen sollten. Die beiden Männer Sperthias und Bulides kamen von Sparta und brachten sich selber dar für die persischen Herolde, die dort der Volkszorn getödtet hatte, da sie Unterwerfung forderten. Ein Satrap rieth ihnen sie sollten doch wie er Freunde des Königs und glücklich werden. „Ein jeder trachtet nach dem was er kennt", erwiderten sie; „du weißt nicht was Freiheit ist; hättest du das je erfahren, du würdest mit uns in Kampf und Tod für sie gehen wollen."

Der Staat war die Stadtgemeinde, der Bürger, zur Theilnahme an ihr berufen, galt als Glied des freien Ganzen, in dem er die Norm seines Daseins hatte; er sollte sich einfügen in die Wohlordnung des freien Gemeinwesens und darin seine Freiheit haben. Der Mensch ging im Bürger auf, oder wie Platon und Aristoteles lehren, er ist um des Staates willen da, nicht ihrer selbst sind die Bürger, sondern der Stadt. Dagegen ist nach christlicher Ansicht das Gesetz um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Gesetzes willen da, dagegen ist im Germanenthum der einzelne selbständig und frei für sich, und wird die Gemeinschaft geschlossen, damit Wohlstand und Bildung den Individualitäten möglich oder gesichert und die idealen Güter er-

worben werden, und damit die Persönlichkeiten ihr eigenthümliches Wesen entwickeln können. Der Staat soll den Frieden des Hauses, der Familie schirmen, aber dort suchen und finden wir ein Glück besonderer Art, jeder in seiner Weise; dem Hellenen dagegen war der Markt, das öffentliche Leben das Höchste, da hatte er seine Freude und Ehre. Hierfür wurden von ihm Opfer verlangt die uns unerschwinglich dünken, die wir dem freien Trieb der Begeisterung überlassen wollen, der Hellene gab sie gern, ließ willig solche sich auftragen. Bürgertugend, Bürgergröße ist die Stärke der antiken Welt; sie gewinnt dadurch ein männliches oder männisches Gepräge, und es ist vorzugsweise das äußere Leben das hier schön gestaltet wird. Man vertieft sich nicht in die Innigkeit des Gemüths, die milde Weichheit der Gefühle, das Ewigweibliche kommt nicht oder wenig zur Erscheinung die Frauen bleiben in der Stille des Hauses und bilden noch nicht die poetische Seite der Gesellschaft, Frauenliebe ist noch nicht ein Hauptreiz des Lebens und ein Grundton der Poesie. Die schwärmerische Freundschaft, namentlich reifer Männer für heranwachsende Jünglinge, hat ebenso für das Schöne erzogen und gemeinsamen Wetteifer für das Edle und Große entzündet, als zu widernatürlicher Lust verführt. Die Weltflucht, Selbstpeinigung und Entsinnlichung der Brahmanen und Buddhisten bleibt dem gesunden Wesen der Griechen fern, aber es erreicht auch noch nicht die Verklärung der Natur, die ethische Weihe des sinnlichen Triebs durch die Liebe. Erst der naturfrei gewordene Geist kann sich der Natur versöhnen, und die selbstgesetzte Harmonie ist das Ziel.

Wie der Staat dem Menschen das Höchste war, so gab der Volkscharakter dem Individuum sein Maß, in dem die Persönlichkeit in öffentlicher Erziehung für das Gemeinsame sich ausbildete oder vielmehr das Gemeinsame im einzelnen ausgebildet wurde. Der Sinn für das Typische im Unterschied vom Absonderlichen führte zum Vorwiegen allgemeiner Normen, idealer Formen vor dem Charakteristischen und Individuellen; Mäßigung war das Grundgesetz der griechischen Sittenlehre, Maß zu halten galt für das Beste im Leben wie in der Kunst. Die dunkle Tiefe oder die Nebel des Nordens, die maßlose phantastische Ueppigkeit Indiens oder die rastlos ineinander verfließende Bilderfülle des semitischen Orients bleibt ihnen fremd und fern, sie suchen und lieben überall das begrenzte Formenklare und Bestimmte, sie scheuen das Un-

geheuerliche und meiden das Uebertriebene, der ordnende Verstand weiß alles innerhalb der Schranken des Ebenmaßes zu halten. Aehnliches gilt von der sittlichen Gesinnung. Im Glück nicht übermüthig, im Unglück nicht kleinmüthig zu werden, sondern Scheu, Ehrfurcht und Ergebung in Bezug auf das Göttliche und seinen Rathschluß im Gemüth zu bewahren galt für echt hellenisch, für ein Unterscheidungsmerkmal von den Barbaren.

Denn auch die Hellenen hielten sich für das auserwählte, zur Freiheit berufene und damit geschichtlich allein berechtigte Volk; die Idee der Menschheit, der allgemeinen Menschenliebe ward nur von ahnendem Geistesblick großer und weiser Männer erschaut. Wollte der freie Grieche sich ganz den öffentlichen Angelegenheiten widmen, so mußte für den Erwerb und für die Bedürfnisse des täglichen Lebens auf andere Art gesorgt sein. In der That galt Handarbeit um Lohn und Verdienst für unwürdig des Edeln, für knechtisch und philisterhaft; die Sittlichkeit der Arbeit haben sie so wenig erkannt, als auf ihre Organisation selbst die Gliederung der Gemeinde zu begründen gewußt. Ihre Erziehung führte zu einer harmonischen Entfaltung der Körper- und Geisteskraft, zu einer edelfreien Haltung des ganzen Menschen, man möchte sagen um der Schönheit seiner Erscheinung willen, nicht aber um nur in einem besondern Lebensberufe in eigenthümlicher Arbeit das Seine zu thun; Muße zu haben für politisches Wirken und geistige Genüsse war der Wunsch der Griechen. Im Stammeshochmuth meinten sie daß es von Natur freie und knechtische Menschen gäbe, daß den Barbaren, die ja auch zu Hause ihrem Despoten gehorchten, nur ihr Recht geschähe, wenn der gebildete Hellene sie zu Sklaven machte, und ihnen an seiner Vernunft, an seinem Willen dadurch Antheil gäbe daß er sie zu Dienern desselben bestimmte. Dagegen sträubte sich der feinere hellenische Geist daß man kriegsgefangene Stammesgenossen zu Knechten mache, da hier nicht die rohe Gewalt des Stärkern, sondern das Wohlwollen walten soll; aber das Sklaventhum der Ausländer fand auch Aristoteles gerecht und fügt die merkwürdigen Worte hinzu: Für Arbeit und Erwerb zur Beschaffung der Lebensbedürfnisse sind Werkzeuge nöthig. Der Sklave ist nur ein belebtes Werkzeug und verdient als solches den Vorzug vor allen andern; denn jeder Gehülfe ist ein Werkzeug statt vieler. Wenn jedes Werkzeug auf Geheiß oder auch vorausahnend das ihm zukommende Werk verrichten könnte, wie des Dädalos Kunstwerke

ſich von ſelbſt bewegten und Hephäſtos' Dreifüße aus eigenem Antrieb an die heilige Arbeit gingen, wenn ſo die Weberſchiffe von ſelbſt webten, die Plektra die Leier ſchlügen, ſo bedürfte es weder für die Werkmeiſter der Gehülfen noch für die Herren der Sklaven. — Nun hat aber der Fortſchritt der Cultur ſich dadurch bezeugt daß die Wiſſenſchaft dem Menſchen die Natur durch die Erkenntniß ihrer Geſetze dienſtbar macht, indem er gemäß derſelben ihre Kräfte für ſeine Zwecke wirken läßt; wir haben die Dampfmaſchine, die hunderte von Spulen treibt, daß ſie wie von ſelber ſpinnen, die mechaniſchen Webſtühle die von ſelber weben, und damit iſt die harte Arbeit dem Menſchen abgenommen, und jeder zur freien Geiſteswürde berufen. Bei der Betrachtung Griechenlands aber dürfen wir den tiefen Schatten nicht vergeſſen, der ſeinem heitern Bilde zu Grunde liegt, ſo wie wir den Zwieſpalt nicht misachten dürfen, in den die reife Vernunft mit der phantaſiegeborenen Vielgötterei nothwendig kommen und einen Bruch in das religiöſe Leben bringen mußte. Doch Sokrates, dem Athen den Giftbecher reichte, war der Prophet eines neuen Weltalters.

Die Geſchichte der griechiſchen Kunſt ſelbſt erſcheint uns im Verlauf ihrer Entwickelung wie ein Naturorganismus; der plaſtiſche Sinn dringt überall auf das reine Maß, die feſte Form; Typen und Stilgeſetze gehen aus dem Geiſte des Ganzen mit inſtinctiver Macht hervor und die einzelnen Dichter und Künſtler ſchließen ſich an ſie an, das Individuelle entfaltet ſich innerhalb ihrer, wie es die Ordnungen und Gattungen der Natur nicht überſchreiten kann; Epos, Lyrik, Drama folgen einander, ſodaß jedes für ſich der Abdruck einer beſtimmten Bildung iſt, ſie folgen einander wie der Gang des äſthetiſchen Gedankens es verlangt. Ein neuer Meiſter bewahrt die Errungenſchaft der Vorgänger, und wo einmal das Vollendete gelungen iſt, da hält man es feſt und kann darum vor allem in der Plaſtik jahrhundertelang gediegene und fertige Werke hervorbringen. Das Naturideal, die Naturgeſtalt des Geiſtes in der Blüte der Schönheit bezeichnet die Weltſtellung des Hellenenthums und dadurch iſt es claſſiſch.

Die vorhomerische Zeit.

Das älteste Denkmal des griechischen Geistes, die homerische Poesie, ist zugleich eins der herrlichsten Werke der Menschheit; eine solche Vollendung setzt einen langen Bildungsgang voraus, wir versuchen es einige Hauptpunkte desselben darzustellen.

Wir erinnern uns daß die Arier zusammen in der gemeinsamen Urzeit vor ihrer Scheidung schon ein gesittetes Volk waren, schon den Grund der spätern Cultur legten. Das Familienleben, der Ackerbau, das Mahlen der Saatfrüchte, das Weben sind durch dieselben Worte bezeichnet, im lichten Himmel wird die Gottheit verehrt, und neben den Einen sind schon Sonne und Erde, Morgenröthe, Geister des Lichtes und Dämonen der Finsterniß getreten, Naturvorgänge werden bereits als Thaten und Geschicke persönlicher Wesen aufgefaßt und im Gesang als solche erzählt. Die Kelten, die Slaven und Germanen hatten sich bereits abgezweigt, als ein neuer Stamm die Wanderung westwärts antrat, und nur noch die Genossen zurückließ die dann als Iranier und Indier in Asien blieben. Kleinasien scheint die Stätte gewesen zu sein wo dieser Stamm sich jahrhundertelang ansiedelte, Wein und Oelbau kennen lernte und dann größtentheils nach Europa hinüberzog, und hier in den beiden Halbinseln, die das Adriatische Meer östlich und westlich begrenzt, als Griechen und Italiker sich schied, um später wieder zu dem engverbundenen Völkerpaar des classischen Alterthums geistig zusammenzuwachsen. Das häusliche Leben ward von diesem Stamme gemeinsam weiter ausgebildet und gewann seinen idealen Mittelpunkt in der Göttin des Herdfeuers Hestia oder Vesta, die dann auch das Centrum des Staats, ja des Weltalls bezeichnet und behütet. Der in der arischen Ursprache vorwaltende A-Laut spaltete sich in o, a, e, und bot somit größere Klangesfülle und feinere Bezeichnungsmittel für die Gedanken und Empfindungen wie für die Organisation der Sprache in der Beugung der Wörter. Neben der dichterischen Belebung der Dinge durch das männliche und weibliche Geschlecht machte bereits ein mehr nüchterner verständiger Blick auch das sächliche geltend. Ja die doppelte Rücksicht auf die Verständlichkeit der Bezüge welche in den Flexionsendungen der Wörter liegen, und auf die Leichtigkeit und den Wohllaut der Aussprache legte bereits den Accent auf eine der drei letzten Silben und nicht

weiter zurück, sodaß wir die Macht eines formalen Sinnes gewahren, der auch über das individuell Bedeutende hinaus alles einer gemeinsamen Ordnung unterwirft, und das Zweckmäßige, das Schöne durch ein äußeres Gesetz selbst über das innerlich Geltende herrschen läßt.

Den formalen Sinn nahmen beide Zweige bei ihrer Trennung mit, aber die einen, die Römer, wandten ihn mehr auf das Praktische, die andern, die Griechen auf das Aesthetische. Und ihre erste künstlerische That ist die Ausprägung ihrer Sprache. Denn als ein Kunstwerk sagen wir mit Ernst Curtius, dem wir auch in den nähern Bestimmungen folgen, als ein Kunstwerk muß vor allen Schwestersprachen die griechische betrachtet werden wegen des in ihr waltenden Sinnes für Ebenmaß und Vollkommenheit der Laute, für Klarheit der Form, für Gesetz und Organismus. Alles Stoffliche ist mit Geist durchdrungen, nirgends ist todte Masse übriggelassen, alles Schwülstige, Umständliche ist vermieden, mit wenig Mitteln wird durch feine Anwendung viel geleistet; die Sprache gleicht dem gymnastisch durchgebildeten Leibe, an dem jeder Muskel, jede Sehne ihren Dienst thut und alles Kraft und Leben ist. Mag sie an Reichthum der Formen so wenig den Vergleich mit dem Sanskrit aushalten wie die Vegetation des Eurotas mit der am Ganges: sie ist dafür klarer, einfacher und vermag durch Präpositionen und Partikeln die feinsten Schattirungen und Beziehungen der Gedanken wiederzugeben. Am bewunderungswürdigsten ist sie da wo Geist und Wirken durch die Sprache selber sich am meisten offenbart, im Zeitwort. Durch leichte Modificationen gibt sie die Zeitverhältnisse an; die bloße Dehnung des Vocals (ἔλιπον ἔλειπον) zeigt das Andauernde an im Unterschiede von der abgeschlossenen Vergangenheit, die Dehnung des Bindevocals zwischen Wurzel und Personalendung bezeichnet den Conjunctiv, und unterscheidet naturgemäß die zögernde bedingte Aussage von der unbedingten. Das Mögliche, Vorgestellte, Gewünschte ist ein anderes als das Wirkliche; die Griechen nehmen die Endungen der Nebenzeiten, schieben den J-Laut ein, und bilden so den Optativ; der Laut bezeichnet die Wurzel „gehen", die über die Gegenwart hinausgehende Bewegung der wünschenden Seele. Der Wunsch steht dem Gegenwärtigen, das Mögliche dem Wirklichen entgegen, daher nimmt der Optativ die Nebenzeiten an, die das nicht Gegenwärtige bezeichnen, während der Modus des Bedingten, der sich auf die Gegenwart des

Sprechenden bezieht, die Endungen der Hauptzeiten hat. Erkennen wir die philoſophiſche Anlage der Griechen in dieſen Bildungen, die wieder den Sprechenden zu ſinnigem Ausdruck, zu geſetzmäßigem Denken, zu entwickelten Vorſtellungen hinleitet, ſo zeigt ſich uns der poetiſche Trieb in der Leichtigkeit der Wortbildung und Wörterzuſammenſetzung, die eine rechte Mitte hält zwiſchen der Spärlichkeit im Lateiniſchen und der Häufung von Bildern und Begriffen in jenen indiſchen Wörterknäueln, von welchen die Griechen nur im Scherz und zu komiſcher Wirkung Gebrauch machen. Ein zartes muſikaliſches Gefühl zeigt ſich ferner in den Wortendungen. Unbekümmert ob der Auslaut des einen Wortes mit dem Anlaut des andern verträglich ſtimme und die Ausſprache leicht oder ſchwer ſei, ſtellt der Lateiner, der Deutſche jedes ſelbſtſtändig für ſich hin, und es bleibt ſpäter dem Dichter, dem Redner überlaſſen einige Rückſicht auf Wohllaut und Flüſſigkeit in der Wortfolge zu nehmen, im Sanskrit dagegen werden die vorhergehenden Buchſtaben nach den folgenden abgerundet, ſodaß der Einfluß der letztern die klare Formenbeſtimmtheit einer weichen Tonfülle zum Opfer bringt, und das Einzelne ſich der Harmonie des Ganzen unbedingt unterordnet oder in ſie eingeſchmolzen wird. Die Griechen geſtatten Aſſimilirungen leichtverſtändiger Art in der Zuſammenſetzung, dem einzelnen Worte wahren ſie aber ſeine Selbſtändigkeit, ſeine Endung, allein ſie geſtatten als Ausgangsbuchſtaben nur Vocale oder ſolche Conſonanten die für die Ausſprache des folgenden Wortes keine Schwierigkeit, keinen Misklang bereiten, wie n, r, s.

Der Gegenſatz des Jonismus und Dorismus wie ſeine Vermittelung bildet für das Leben wie für die Kunſt der Griechen ein Hauptmoment ihrer geſchichtlichen Entwickelung; die Sprache ſpiegelt dies wider oder ſpielt es vor. Sie iſt eine, das gemeinſame Band aller Hellenen, aber ſie iſt mundartlich gefärbt, und aus der urſprünglichen Einheit, die am meiſten im äoliſchen Dialekte erhalten blieb, erhob ſich der Unterſchied des Joniſchen und Doriſchen. Denn andere Laute herrſchen in den Bergen vor, andere in der Ebene und am Meer; Eigenthümlichkeiten die ſich hier raſch abſchleifen, werden dort bewahrt, die doriſche Mundart iſt im ganzen die rauhere, und von Haus aus den Hochländern eigen, die gewohnt ſind alles was ſie thun mit einer gewiſſen Kraftanſtrengung und Muskelſpannung zu thun. In ihren vollen und breiten Lauten vernimmt man die durch Bergluft und Berg-

leben gestählte Brust; Kürze in Form und Ausdruck ist ihr Charakter, wie es zu einem Stamm paßt welcher in einem arbeitsvollen, knapp gewöhnten Leben wenig Lust und Zeit hat Worte zu machen. Deutlicher bestimmt sich der Charakter des Dorismus aus dem Gegensatze der ionischen Sprachform, welche sich vorzugsweise in langgestreckten Gestadeländern einheimisch findet. Hier lebt sich's behaglicher bei leichterm Erwerb und bei größerer Mannichfaltigkeit äußerer Anregung. Die bequemere Natur zeigt sich in der Beschränkung der Hauchlaute, die namentlich beim Zusammenstoße vermindert werden; t wird in s verdünnt; die Laute werden weniger in der Tiefe des Mundes und in der Kehle gebildet, man macht sich's leicht. Die Sprache ist flüssiger, gedehnter durch Vocale, die man nebeneinander tönen oder in Diphthongen zusammenfließen läßt. Die Vocale selbst sind weicher, aber dünner, mehr e und u als a und o. Die Formen der Sprache wie des Ausdrucks neigen sich zu behaglicher Breite. Dem knappen und sehnigen Dorismus gegenüber, der am Unentbehrlichsten streng festhält, ist hier eine größere Fülle, ein gewisser Ueberfluß der Formen, in welchem sich die Sprache wohlgefällig ergeht. Es ist überall mehr Freiheit gestattet, es herrscht größere Beweglichkeit und Abwechselung der Laute.

Wir fügen hinzu daß durch einen wundersamen Reichthum von Partikeln es dem Sprechenden möglich war nicht blos die Beziehungen der Dinge aufs feinste zu bezeichnen, sondern auch seine eigene Stimmung in die Rede hineinklingen zu lassen und ihre leisen Schattirungen deutlich abzuspiegeln. Ein Werkzeug wie die griechische Sprache würde die Redefertigkeit und Redelust des Volks geweckt haben, wäre es nicht selbst ihr Erzeugniß. Die Redenden nennt Homer die Menschen, seine Helden verstehen es ihre Gefühle zu entfalten, sich durch Gründe zu verständigen, wo das nordische Epos die Stürme des Gemüths verschweigt und nur im Ausbruch der That oder einzelner Schlagworte der Leidenschaft ahnen läßt. Der Redner leitet die Volksversammlung, und im Leben des Sokrates, in den Schriften Platon's gewahren wir eine Kunst der Gesprächsführung wie nie wieder; sie konnte nur dort sich so einzig ausbilden wo die geistige Gymnastik in der Schlagfertigkeit und Geschmeidigkeit der Rede nicht minder um ihrer selbst willen gepflegt und hochgeachtet wurde als die leibliche.

Während des Wachsthums und der nationalen Blüte des Griechenthums finden wir keinen Unterschied zwischen der Sprache

des Lebens und der Schrift; die Dichter, die Weisen redeten wie das Volk; es gab ihnen seine Quellenfrische und gewann durch sie an Glanz und Vertiefung. Jede Mundart ward für solche Gattungen der Darstellung ausgebildet die dem Volksstamm besonders zusagte, das Jonische für Epos und Geschichte, das Dorische für Lyrik und Gedankenausdruck, und selbst Schriftsteller eines andern Stammes, wie Herodot, wie Pindar, bedienten sich der einmal füreinander geprägten Stil- und Mundarten. Und wenn bei Pindar schon eine selbstbewußte Freiheit und Verschmelzung waltete, so stellt Attika diese vollständig dar, indem man sich aller erworbenen Schätze mit auswählender Gewandtheit bemächtigte und die Sprache der allgemeinen Bildung in Vers und Prosa vollendete.

Für die Poesie aber bewährte der oben von mir erwähnte Sinn formaler Schönheit seine Macht auf eine höchst merkwürdige Weise. Mehr und mehr nämlich legte man den Hochton auf die Endungen, die man wegen der Fülle von Beziehungen die in ihnen liegen, nicht verschlucken durfte, sodaß sich der Accent von der Stammsilbe mehr und mehr entfernte; ἄγαθος sprachen die Aeolier nach dem Stamm, ἀγαθός betonten die andern Griechen. War so die Sprache des gewöhnlichen Lebens aus Rücksichten der Deutlichkeit und des Wohlklangs schon von der dem Sinn, der Innerlichkeit gemäßen Betonung abgegangen und äußerlich geworden, so konnte nun die Poesie diese äußerliche Weise streng durchführen und die Gliederung der Rede nach Längen und Kürzen gemäß der Zeit bestimmen, die man zur Aussprache des gedehnten oder einfachen Vocals oder der zusammentreffenden Consonanten nöthig hat. Wir Deutsche, der Innerlichkeit und Geistigkeit unsers Wesens gemäß, betonen die Stammsilben, in denen die Bedeutung des Gedankens Gestalt gewonnen hat, und sprechen die Endungen ohne Accent aus; wollten wir in der Poesie eine andere Betonungsweise einführen, so würde die Rede zerrüttet und unverständlich werden; wir messen deshalb die Silben weniger als daß wir sie wägen, sie sinngemäß betonen, unsere Metrik ist accentuirend, nicht quantitirend. Die griechische Poesie hat aber die Leiblichkeit der Sprache künstlerisch gestaltet, die Plastik ihrer Rhythmen ist bewundernswerth, kein Volk hat so das dunkle Wogen der Empfindung im Wechsel der Längen und Kürzen, im steigenden oder sinkenden, raschen oder langsamen, kämpfenden oder sich ausgleichenden Tonfall musikalisch offenbart. Ihr Schönheits-

sinn ist herrlich darin selbst auf Kosten des Gedankenthümlichen, des Geistigen. Worte die durch kurze Vocale gebildet werden, wie θεός, ἀγαθός, καλός, Gott, gut, schön, wenn nicht ein Consonant im folgenden Worte ihnen folgt, werden als Kürzen leicht und rasch ausgesprochen, mögen sie noch so sinnschwer ins Gewicht fallen, und nur der Ausdruck des Lesers mag sie beleuchten.

Hand in Hand mit der Ausbildung der griechischen Sprache ging die Grundlegung der Mythologie. Auch hier finden wir die Wurzeln in der arischen Urzeit, die bereits zum lichten Himmelsgott betet, welchen die Hellenen im Namen wie in der Wesenheit des Zeus als den höchsten und gemeinsamen Gott beibehalten. Ihm galt die Verehrung des Volks zu Dodona, dem ältesten Nationalheiligthum, auf das schon der homerische Achilleus als auf ein ehrwürdiges und hochheiliges hinblickt, dessen schon die Völkertafel der Genesis gedenkt. Es heißt pelasgisch, und dieser Name bezeichnet uns nichts dem Griechischen Fremdes, sondern die früheste Phase desselben, das Gemeinsame vor der Scheidung der Stämme, das also auch dem Italischen durchaus nahe stand. Dort vernahm man den Willen des Zeus im Rauschen der ihm geweihten Eiche, und noch nicht in Tempeln, sondern im Haine ward er verehrt. Die Leuchtende, Dione, oder Hera, die Herrin, die Himmelsgöttin der vornehmlich der Sternenhimmel der Nacht eignete wie dem Zeus der Tag, stand ihm als Weiblichkeit zur Seite, auch Demeter die Mutter Erde, denn der Himmel ist es der die Erde befruchtend umfängt. Darum wird dem Zeus auch auf Bergesgipfeln ein Altar errichtet.

Wir wissen daß bereits die Sonne und die Morgenröthe, die Strahlen des Lichts, die Winde und Wolken des Himmels als geistige Wesenheiten aufgefaßt und im Kampf mit den Mächten der Finsterniß angeschaut wurden, bevor Griechen und Indier sich trennten; aber wir finden in den Veden noch die religiöse Dichtung in ihrem Werden, es wechseln noch Namen, Bilder, Beziehungen der Götter, die Umrisse sind noch nicht zu fester Persönlichkeit gediehen; und was wir daher von der pelasgischen Zeit vermuthen würden, das bestätigt uns Herodot, wenn er sagt man habe damals zu Göttern ohne bestimmte Namen gebetet, sie nur die Ordner und Vertheiler aller Dinge und Gaben geheißen. Dies flüssige schwebende Element des Glaubens hat aber in der Zeit vor Homer seine feste Form gewonnen. Zeus ist der

Regnende, Wolkenverſammelnde, Blitzende, Donnernde; aber der Gewitterkampf tritt in den Hintergrund und wird, in die Vergangenheit gelegt, zur Erzählung wie der Gott die widerſtrebenden Titanen gebändigt, im Dunkel der Erde eingeſchloſſen und die Naturordnung aufgerichtet hat. Neben Zeus tritt, je klarer man ihn perſonificirt, das umſpannende Himmelsgewölbe als Uranos, ohne daß derſelbe indeß zu einer tiefern ſittlichern Entwickelung ſeiner Idee gekommen wäre, wie Varuna neben Indra bei den Indiern. Dagegen machte der blaue Himmel mit ſeiner ätheriſchen Friſche, ſeiner unbefleckten Reinheit den Griechen bald den Eindruck der Jungfräulichkeit, und Pallas, die Jungfrau, trat in ihrer keuſchen Schönheit zu Zeus; ſie ward als ſeine geliebte Tochter gedacht, und ideal gewandt die Göttin der Geiſtesklarheit, deren Weſenheit aber in der hellen Himmelsbläue ſichtbar wird. Auch ſie ſchwingt die Blitzlanze gegen das Dunkel der Gewitterwolke, beſiegt deren Schreckgeſtalt, die Gorgo, und wird dadurch die Vorkämpferin der Götter und der Menſchen. Der Thau des Himmels, der ja in klaren Nächten fällt, iſt die Spende ihrer Huld. Im Fortgang der Geſchichte wird ſie die Schirmerin der Städte, die Gründerin der Muſenwerke, die Verleiherin ſchlagfertiger Lebensweisheit. Neben ihr ward die Sonne als blühender Jüngling verehrt, der ſeine Strahlen wie Pfeile vom Bogen gegen die Ungeheuer der Nacht ſendet, ein Sohn des Himmels, der aus der Verborgenheit oder dem Dunkel hervorgegangen. Als Vernichter der Unholde Perſeus, Bellerophon, Apollo genannt behielt er allmählich dieſen letztern Namen, während die Träger der erſtern ihm, dem Sonnengott, als Sonnenhelden zur Seite traten, ſo wie er auch Phaethon als der Leuchtende hieß, der jeden Tag in das Meer hinabſinkt, oder Helios Hyperion, die über uns wandelnde Sonne, woraus dann wieder zwei Perſönlichkeiten neben ihm wurden, als ihm vorzugsweiſe das Geiſtige zufiel, die Erleuchtung und Verſöhnung der umdüſterten Gemüther, die Weiſſagung und der Geſang. Die alterthümliche Gebetsformel bei Homer nennt Zeus den Vater, Athene und Apollon zuſammen. Zeus iſt und bleibt der allen gemeinſame Nationalgott, aber in Apollo wurden namentlich die Dorier, in Pallas die ioniſchen Attiker ſich des Göttlichen bewußt, wie es nach ihrer Geiſtesart im Spiegel ihrer Seele ſich als deren eigenes wahres Weſen offenbart.

Die erſten Strahlen der Sonne, welche den Tag brachten

oder aus der Wolke nach dem Sturme hervorbrachen, waren schon der arischen Urzeit als rettende Genien erschienen, eine hülfreiche Gottesmacht war in ihnen offenbar geworden. Indier und Griechen nennen sie ein Zwillingspaar von Reitern, die auf weißen Rossen in weißen Gewändern oder auf goldenen Wagen als Uebelabwender im Unwetter auf dem Meer oder in der Gefahr der Schlacht und in andern Nöthen herankommen. Den Griechen sind sie Söhne des Zeus, des lichten Himmels, Dioskuren; Hilaria die Heitere, Phöbe die Strahlende werden ihnen als Gattinnen gesellt. Besonders in Lakedämon wurden sie verehrt, aber schon bei Homer sind sie in die Heldensage übergegangen und Söhne des ersten Sparterkönigs Tyndareos geworden; man sieht sie im Sternbild der Zwillinge, und wie Tag und Nacht wechseln, leben sie einen Tag um den andern im Licht und in der Unterwelt. Sie wurden Vorbilder ritterlicher Jugend und brüderlicher Waffengenossenschaft. Auch ihre Schwester, die Zeustochter Helena, kam vom Götterhimmel in die Heroengeschichte; sie ist Selene, die Mondgöttin, die weißarmige, das strahlende Auge der Nacht; ihr Tempel stand in Lakedämon neben dem des Sonnengottes; aus der anmuthvollen Göttin ward die schönste der Weiber. In Argos hieß die Mondgöttin Jo, die Wandelnde, die himmliche Kuh, an deren Hörner die Mondsichel erinnert; auch sie trat vom Himmel auf die Erde. Allgemeiner ward Artemis als die Schwester Apollon's gefeiert, das Licht und Auge der Nacht, die fackeltragende Jungfrau, die Schönste (Kallisto). Sie ist Schützerin des Wildes und Jägerin zugleich, und wenn der Mond abwechselnd verschwindet, dann dachte man daß sie sich in Waldesdunkel verberge, nach dem Glauben der Arkadier als schwarze Bärin.

Der Wind, der die Wolkenkühe des Himmels jagt und dadurch dem Felde den Regen bringt, der aber auch die Seele des Menschen in den Himmel führt, und die obern und untern Regionen als Bote der Götter vermittelt, erscheint bei den alten Indiern unter dem Bilde des Hundes; die Griechen, welche die Thiergestalt der Götter völlig abstreifen, und nur in der Sage von Verwandlungen deren Erinnerung bewahren, machen aus ihm, der die Wolkenkühe weidet, sowol einen fruchtbaren Regenbringer als den Vorstand der irdischen Heerden, den Hüter der Grenzen, den Boten der Götter, den Wächter und Führer der Seele im Leben und Tod. Ich nehme mit Duncker an daß

Pan, der Weidende, ein Beiname von ihm war und daraus sein Sohn ward, den die Hirten Arkadiens verehrten, während ihn als Typus derselben die spätere ritterlich städtische Cultur in das Komische und Bäuerische hinabzog. Agni, die im Feuer waltende Gottesmacht der Urzeit, erscheint uns bei den Griechen in drei Gestalten. Hephästos ist das Feuer das Zeus im Blitze vom Himmel auf die Erde wirft, das Feuer das in den Vulkanen glüht, die wie eine unterirdische Schmiede erscheinen; der Feuergott ist der kunstverständige, der alle die Werke schafft und bilden lehrt die mit dem Feuer dem Menschen zu Theil werden. Pramati ist in den Veden ein Beiname des Agni, Matha aber ist der bohrende Stab, durch dessen Reibung das Feuer im Holze erzeugt, dem Holze entrissen wird; aus dem Feuerreiber wird der Feuerräuber und wie das Wort des Ansichreißens (μανθάνω) bei den Griechen die Bedeutung des geistigen Aneignens, des Lernens gewann, so ward Prometheus der Vordenkende, Vorsichtige, der Menschenbildende nach der Analogie der Feuer- und Menschenerzeugung. Er ist Opferer, ist Culturbegründer, und wie tiefsinnig später sein Mythus gestaltet wurde, wir haben diese Grundlage festzuhalten. Endlich das Herdfeuer ward als der Mittelpunkt des Hauses und der Häuslichkeit unter dem Bilde reiner Weiblichkeit aufgefaßt, und Hestia ward die Schützerin des Herdes, der Familie, der Gemeinsamkeit im Staatsleben.

Die Arier der Urzeit kannten das Meer noch nicht; den Küsten- und Inselgriechen mußte es mit seiner ganzen Macht und Herrlichkeit vor die Seele treten. Es war kein Wunder daß das erwachende Nachdenken in ihm den Quell alles Lebens und den Ursprung auch der Götter fand. Wie Zeus vom Uranos sondert sich vom erdumströmenden Okeanos der Gebieter der Wasserwelt, Poseidon. Er hält die Laude empor und erschüttert sie wenn er heranstürmt: er gibt all den Segen den das Meer dem Menschen bringt, aber er offenbart auch seinen Zorn im Sturm. Die Wellen sind seine weißmähnigen Rosse, die Quellen läßt er aus der Erde aufsprudeln. Als seine Töchter werden sie zu Nymphen, während die Flüsse als Jünglinge, als bärtige Männer personificirt sind, aber auch das alterthümliche Bild des Stieres für sie noch vorkommt.

Die mütterliche Erde, die allnährende, wird als Demeter zur Göttin des Ackerbaues und der mit ihm verknüpften Gesittung und Lebensordnung; so ist sie Schützerin der Ehe, die in alten

attiſchen Formeln zur Ackerbeſtellung edler Kinder geſchloſſen ward. Obſt und Wein ſpendet Dionyſos, ein Gott des Naturſegens und der Naturverklärung, der die begeiſterte Luſt des Weines verleiht, ein Löſer der Sorgen und ein Befreier der Gemüther.

Neben ſolchen originalen Anfängen der Mythe auf ariſcher Grundlage finden ſich früh auch andere Elemente, die den Hellenen von ältern Culturvölkern zukamen. Man hat entdeckt daß die Hieroglyphe die in den Inſchriften der Ptolemäerzeit die Griechen bezeichnet, ſchon auf Denkmälern der 18. Dynaſtie vorkommt, und daraus erſehen daß bereits im 15. und 14. Jahrhundert v. Chr. nach der Vertreibung der ſemitiſchen Hykſos ioniſche Anſiedler ſich im Delta einfanden und mit Aegypten verkehrten. Und längſt iſt bekannt wie von dieſer Zeit an die Phönikier das Handels- und Seefahrervolk im Mittelmeere waren, die auch an der griechiſchen Küſte nach der Purpurſchnecke fiſchten, dort in den Buchten Niederlaſſungen gründeten, das Holz der Wälder und das Erz aus dem Schos der Berge gewannen, dafür ihre Waaren austauſchten und Maß und Gewicht ſowie die Buchſtabenſchrift den Griechen brachten. Nie zogen ſie aus ohne Götterbilder mit ſich zu führen, und in ihren Colonien verehrten die Sidonier die Göttin von Askalon, die Aſtarte, die Tyrier ihren Stadtgott Melkart. Aus der Aſtarte ward die Aphrodite der Griechen, der Dienſt ward auf zwei Phönikien nahe gelegenen Inſeln, auf Kypros und Paphos ausgebildet. Noch Pindar ſingt von Prieſterinnen in Korinth die zugleich Freudenmädchen waren. Die Göttin der Liebe ward die der Schönheit, weil Schönheit Liebe erweckt. Melkart aber geht als Melikertes in die griechiſche Mythe ein und verwächſt mit Herakles. Der kinderverſchlingende Kronos, der Minotauros ſind der Moloch der Phönikier. Theſeus bezwingt den Minotauros und befreit Athen vom Tribut zum Menſchenopfer, Theſeus beſiegt die Amazonen, die männlich gerüſteten Prieſterinnen der Aſtarte; er repräſentirt den ſiegreichen Kampf, den um das Jahr 1200 die Jonier gegen die eingedrungenen Phönikier führten. Die Griechen haben die Cultur des Alterthums weltgeſchichtlich vollendet, darum nahmen ſie überall das Beſte der andern Völker auf, aber wie ein animaliſcher Organismus, der die Blüte, die Frucht der Pflanzen verzehrt, und indem er ſich von ihnen nährt ſie zugleich umbildet. Die Griechen ſind ein Phantaſievolk wie die Indier, und kommen gleich ihnen erſt ſpät zur eigentlichen Geſchichte; die Dichtung bemächtigt

ſich des Ueberlieferten, und ihre Gebilde ſind darum kein leeres Spiel, ſondern die Einſchlagsfäden der Wirklichkeit durchlaufen kenntlich ihr buntes Gewebe. So bezeichnet uns Herakles die ſiegreich vordringende Cultur, den Kampf der Menſchen mit der Natur. Den Erinnerungen an einen Helden von Mykene geſellt ſich der Sonnenmythos der Arier in jenen Drachenkämpfen, der Sonnenmythos der Semiten im Löwenſieg; die Annahme der Frauenkleidung ſtammt aus der kleinaſiatiſchen Auffaſſung der Götter als mannweiblich einheitlicher Weſen, die Selbſtverbrennung gleichfalls aus ſemitiſcher Götterſage und Heldenſitte. Der Held wird von der fortbildenden Sage in die Unternehmungen der andern Heroen verflochten, er wird Argonaute und hilft dem Telamon Troja zerſtören, und wo ſich Tempel und Denkſäulen des Melkart fanden, bis an die Meerenge von Cadiz hin, ſollte er gezogen ſein und ſtädtegründend jene aufgerichtet haben. Den Tod beſiegend kehrt er aus der Unterwelt, aus Nacht und Winter wie die Sonne neu verjüngt zurück, und gewinnt den goldenen Apfel des Lebens. Er der unermüdliche Ringer, der Vielgeübte wird das Vorbild der helleniſchen Kämpfer, der Schützer ihrer Gymnaſtik, der Begründer ihrer Kampfſpiele. Er trägt die Noth der Erde, er duldet die Mühſale zum Wohl der Mitmenſchen, er iſt der gottgehorſame Held in freiwilliger Dienſtbarkeit, er weiß zu entſagen, zu büßen wo er in wilder Leidenſchaft geſündigt hat, und wird damit immer mehr ins Ethiſche gezogen, ein Vorbild des Menſchen, der kämpfend und duldend ſich die Unſterblichkeit, den Himmel verdient.

Argo, die ſchon zu Homer's Zeit allen am Herzen lag, wird die Trägerin der Erinnerungen und Sagen der Seefahrten, durch welche die Griechen den Weſten und Oſten früh verknüpft. Daß die Cultur aus Oſten kam bezeugt die Mythe des Kadmos. Er iſt der Bruder der auf dem Stier reitenden Göttin von Sidon, der Europa, der finſtern Aſtarte; er iſt Drachentödter und bringt die ehernen Waffen und die Buchſtaben nach Griechenland; auf der Kadmeia, der phönikiſchen Burg bei Theben, ward noch ſpäter die Aphrodite als die kriegeriſche verehrt, und die Harmonia, mit der ſich nach beſtandenem Streite Kadmos vermählte, das Symbol der Ordnung eines friedlichen Lebens, wird eine Tochter des Kriegsgottes und der Liebesgöttin genannt.

Auf eine ähnliche Verbindung weiſt die Sage in Kreta. Minos, der dort die erſte griechiſche Staatsordnung begründet,

heißt der Sohn des Zeus und der Europa, also der Vermählung des Helleniſchen und Phönikiſchen. Auf den Höhen betete man zum pelasgiſchen Zeus, und er ſollte es geweſen ſein der die in den Hafenſtädten verehrte auf dem Sonnenſtier ſitzende Göttin in Stiergeſtalt entführt habe. Die Sage von den erzarbeitenden Daktylen und Telchinen fußt auf der phönikiſchen Technik, aber auch die Hellenen ſetzen den Ahnherrn ihrer bildenden Kunſt, Dädalos den Bildner, nach Kreta. Hier ward dem Seeraub namentlich gegen Menſchen zuerſt geſteuert, hier ward, woran auch Thukydides feſthält als am Kern der Sage, ſtaatliche Ordnung und rechtliche Satzung eingerichtet, und der Heros, dem man dies zuſchrieb, ward dann als gerechter Richter über die Todten geſetzt. — Auf Kreta ſcheint es geſchehen zu ſein daß Zeus, der urſprünglich eine und ewige Gott, zu einem Sohn des Kronos gemacht wurde. Zeus Kronion iſt uralterthümlich, und Welcker hat im Sohn der Zeit den Sohn der Ewigkeit, den Ewigen erkannt. Erſt aus dieſem Worte heraus, meinte er, ſei eine Perſonification der Zeit als Kronos und ſeine Vaterſchaft für Zeus abgeleitet worden; dem Kronos gab man die kleinaſiatiſche Naturgöttin Rhea zur Gemahlin, und auf ſemitiſche Elemente deutet der ganze orgiaſtiſche Cultus. Für den Namen des Kronos bietet ſich indeß eine Ableitung die ihn als den Vollender, Zeitiger erklärt; er iſt der Gott der Ernte, der darum die Sichel führt, und da der Sonnenbrand die Ernte reift und zugleich von verſengender Glut iſt, ſo war er dem phönikiſchen Moloch nahe genug verwandt um die Griechen ihn in dieſem erkennen zu laſſen. Beſtand in Kreta der helleniſche Dienſt des Zeus neben dem phönikiſchen des Moloch, ſo lag auch die Anknüpfung nahe den einen zum Sohn des andern zu machen. Wie Oſiris, wie Melkart in den Tod geht und auferſteht, ſo ward auf Kreta auch ein Grab des Zeus gezeigt. Indeß iſt auch der Gedanke ein uriſcher daß der lichte Frühlingsgott im Winter entrückt iſt in Bergeskluft, in die Unterwelt, aus der er im neuen Lenz ſieghaft wieder hervorbricht.

Eine Miſchung ariſcher und ſemitiſcher Elemente zeigen uns auch die kleinaſiatiſchen Reiche; außer den Phönikiern drangen die Aſſyrier im 13. Jahrhundert dorthin vor, und Homer macht zwiſchen troiſcher und achäiſcher Cultur keinen Unterſchied; wenn daher kleinaſiatiſcher Einwanderer nach Hellas gedacht wird, ſo kommen ſie nicht als Fremde, ſondern als Verwandte, und es

konnten wiederum griechiſche Herrſcherhäuſer, wie die Pelopiden, an Tantalos angeknüpft werden. Es war ein reger Verkehr der kleinaſiatiſchen und europäiſchen Griechen, und beſonders der Jonier. Die auf dem Landweg eingewanderten Griechen hatten urſprünglich außer Dodona den Olympos als einen der erſten Sitze, wo ſie eine eigenthümliche Bildung entwickelten unter Führung des doriſchen Stammes. Darum heißt der vielgipfelige Olympos die Heimat der alten Sänger, die zuerſt den Göttern Loblieder angeſtimmt; ſeine Quellen ſollten den Trank der Begeiſterung ſpenden, und die Geiſter oder Jungfrauen derſelben, die Muſen, erweckten und beſeelten dann die Sänger oder wurden ſelbſt die Sängerinnen der Götter, und von dieſen älteſten Zeiten her war und blieb der Olymp der Götterberg. Mit der Cultur rückten dann die Wohnſitze der Muſen auch nach dem Helikon und dem Parnaß, indem dort gleichfalls prieſterliche Sänger fortwalteten, nachdem der Einbruch roherer Völker die Dorier aus Theſſalien ſüdwärts gedrängt. Am Fuße des Parnaß wurde die erſte Verbindung umwohnender Stämme oder Amphiktyonen gegründet, die ein gemeinſames Heiligthum zu gemeinſamer Ordnung zuſammenhielt. Beſonders der Dienſt des Lichtgottes Apollon war es der von ihnen geübt wurde, der vom Natürlichen mehr und mehr in das Ethiſche ſich erhob und ſchon früh in Delphi den Mittelpunkt fand, von wo aus ſpäter ſeine Prieſter ſo bedeutend in die Geſchicke der Hellenen eingriffen. Gemeinſame Feſte wurden den Göttern gefeiert, der Verkehr ward geſichert, und der Name der Hellenen ward hier angenommen. Und dieſe Anfänge der Staatenbildung und Geſittung wurden von den Doriern ſüdwärts getragen. Die Roheit anderer Stämme, vielleicht ganz anderer Urbewohner, führte zur Sage von halbthieriſchen Menſchen oder Kentauren, die aber im Kampfe überwunden wurden.

Unter phöniſiſchem Einfluß war Orchomenos zu Macht und Reichthum gekommen; der helleniſche Geiſt hat daſelbſt den Chariten das erſte Heiligthum gegründet; Göttinnen der feuchten und fruchtbaren Natur, die im Frühling ihre Huld offenbart, wurden ſie allmählich die Geberinnen alles Schönen und Anmuthigen, und darum den Muſen geſellt.

Auf einer Felsplatte in Attika war zum Schutz der Habe und Heerden früh eine Burg erbaut, Kekropia geheißen, man ſchrieb ſie dem Kekrops zu, dem Stammvater der Athener, die

Thauſchweſtern werden als ſeine Töchter genannt, urſprünglich Perſonificationen des Thaues und der klaren Luft, vielleicht Beinamen der Pallas ſelbſt; der Sohn der fruchtbaren Erde, Erechtheus, war ihnen von Pallas zur Erziehung übergeben; ſie die Gewittergöttin, die jungfräuliche Herrſcherin im Aether, ſpendete auch durch den Thau Gedeihen und Segen. Der Urſprung der Cultur ward im Ackerbau geſehen, aber die mangelnde geſchichtliche Ueberlieferung durch Dichtung erſetzt. Früh ſchon vollzog ſich die Einigung der Gemeinden von Athen und Eleuſis, bald ward ganz Attika ein verbundenes Gemeinweſen unter der Führung Athens, dem die andern Orte weder ſo loſe geſellt waren wie ſonſt in den griechiſchen Landſchaften der Hauptſtadt, noch durch Eroberung unterworfen wie in Lakonien, ſondern als lebendige Glieder zum Ganzen gefügt. Der Repräſentant eines Herrſchergeſchlechts, welches dies in Athen vollbrachte, iſt Theſeus, den die Sage zum Sohn des ioniſchen Meergottes macht. Das Aufkommen eines kriegeriſchen Geſchlechts bringt es mit ſich daß ſich ſtreitluſtige und vermögende Männer dem Häuptling anſchließen und die friedſamen Ackerbauern ihnen die Führung der Waffen und die Genoſſenſchaft des Führers in Rath und That überlaſſen, wodurch ſie an Ruhm und Ehren und durch Beute an Beſitz bereichert zum bevorzugten Adel werden; die Sage läßt den Theſeus das Volk in Edle und Gemeinfreie eintheilen. Daß er endlich die Krone niedergelegt und die Demokratie begründet, ward indeß erſt in der Blüte derſelben auf ihn übertragen. Dagegen ſind uns ſeine Amazonenkämpfe das dichteriſch ausgeſchmückte Bild von der Vertreibung phönikiſcher Macht und Religion durch die in kriegeriſchem Geiſt ſich erhebenden Athener, und ein Gleiches beſagt die Erzählung daß er den Stiermenſchen, den Minotauros bezwungen und ſein Vaterland vom Tribut der zum Opfer beſtimmten ſieben Knaben und Mädchen befreit habe; doch folgt daraus kein Zug der Athener nach Kreta, da er den Stier auch in Marathon überwältigt. Ueberhaupt ſtellte ihn die ioniſche Sage mehr und mehr dem Herakles zur Seite. Vom Schwert ſeines Vaters wälzt der Jüngling den Felſen und befreit damit das Land von Ungeheuern und wilden Räubern; er iſt ein Genoſſe der großen Unternehmungen der Heroenzeit, wie der Argonautenfahrt, der Kentaurenſchlacht. Da Delos früh ein Mittelpunkt des Verkehrs unter dem Frieden und Schutz des Apollocultus war, ſo machte man es nicht blos zur Geburtsſtätte des

Gottes, auch Theseus sollte dorthin gekommen sein und zur Feier seiner glücklichen Rückkehr von Kreta die Wettkämpfe eingerichtet haben, deren Sieger einen Palmzweig empfing.

Als erster Herrscher von Korinth wird Sisyphos genannt, der Sohn des Aeolos, des vielbewegten Windgottes, ein Bild der rastlos aufwallenden und wieder zurücksinkenden Meeresflut, deren erfolgloses Bemühen den Stein emporzuwälzen, der immer wieder herabsinkt, bei Homer die Strafe der Unterwelt für seine trügerischen Listen ist, zugleich das Symbol des irdischen Treibens dem ein ideales Ziel gebricht. Es ist das Meer dem Korinth seine Herrschaft verdankt. Des Sisyphos Sohn ist Glaukos, der Glänzende, gleichfalls ein Meergott, der Vater der Sonne, die aus seiner Tiefe hervorsteigt, das geflügelte Wolkenroß, den Pegasos, reitet, und den Dämon der Finsterniß tödtet, daher Bellerophontes, der Ueberwinder des Belleros, des Veretra oder Vritra der Perser und Indier auch nach dem Gesetz der Lautverschiebung. So sind es Götter die zu den Stammheroen geworden, wie in Argos die Danaiden ursprünglich die Nymphen der im Sommer versiegenden Quellen sind, daher sie das Wasser aus der Tiefe in Sieben schöpfen, dann aber zu Königstöchtern werden. Zu Danaos' Enkel wird Perseus, ursprünglich der Sohn des Himmelgottes, deß goldener Strahlenregen in die Tiefe dringt, wo Danae verborgen ist.

Bezeichnet uns Theseus den Uebergang aus dem patriarchalischen in das heroische Leben, und wissen wir daß dieses seine Spiegelung im Epos gefunden hat, so entsteht die Frage nach der Poesie der Urzeit, die ihm vorausgegangen. Denn blicken wir von dem glanzvollen Höhenpunkte in Homer und Hesiod, der vor unsern Augen steht, in die Zeit seines Werdens, auf die Bildungen die ihm nothwendig vorausgehen mußten, so ergibt sich sofort daß dem dichterischen Geist einmal oblag die Göttergestalten so in der Verschmelzung des Natürlichen und Sittlichen menschlich auszuprägen, daß das Epos sie verwerthen, sie zusammenordnen und zum Ganzen verbinden konnte, und andererseits muß bereits der Gesang das Leben des Volkes selber begleitet und ähnlich die Ereignisse aufgenommen und nachgeklungen haben wie wir dies in der ganzen griechischen Geschichte wiederfinden. Der Ausgangspunkt der Dichtung aber, das Treibende und Stimmende in ihr ist das Gemüth, das seine Bewegungen in Leid und Freud, seine Erhebung zum Göttlichen ausspricht;

aber die Sinnesart der Griechen läßt das Gemüth nicht auf sich beruhen und in seiner Innerlichkeit traumselig weben, sondern auf Anschauung und Anschaulichkeit gerichtet gibt es seine Empfindungen durch die Darstellung der Gegenstände kund die sie erregt haben.

Diese Betrachtung sehen wir durch die Ueberlieferung bestätigt, sobald wir nur im Auge behalten daß sie in der mythischen Sprache die allgemeinen Zustände und das Massenhafte in einzelnen Personen und Begebenheiten verkörpert. Auch für Aristoteles sind Priester und Sänger der Urzeit eins, die religiösen Ideen gewinnen Gestalt durch die Dichtung und diese dient zu Gebet und Preis der Götter; die Hüter der gemeinsamen Heiligthümer sind auch die Ordner des Cultus, und Nomos oder Gesetz ist ebenso die Weise des religiösen Gebrauchs wie des Liedes. So ist Orpheus der priesterliche Sänger, der selbst die wilden Thiere mit seiner Leier zähmt, und Poesie erscheint darin als die erste Sittigung und Bildung verbreitende Form des geistigen Lebens, aber er wird auch zum Genossen der Argonauten, denn der Gesang verkündet die Ereignisse und die Thaten des Volks. Und wenn Thrakien seine und des Thamyris' Heimat heißt, so haben wir an die Gegend um den Olympos zu denken, der niemals als der Götterberg und Musensitz im Glauben der Hellenen bestanden hätte, wenn nicht sein Fuß die Wiege der religiösen Poesie gewesen wäre. Die Eumolpiden, welche den Demeterdienst leiteten, heißen die Schönsingenden; das priesterliche Sängergeschlecht, dem in Attika die Pamphiden gegenüberstanden, führt sich auf Eumolpos zurück, dessen Name ebenso auf die bloße Personification hinweist wie der des Musäos, des Musischen. Der Sänger Olenos wird als der erste Prophet Apollon's gepriesen, und am Parnaß soll Philammon den Chor der Jungfrauen gebildet haben, der die Geburt dieses Gottes feierte. Wenn dann auch der Dämon Marsyas, der Erfinder des Flötenspieles, von Apollon, dem Lautenschläger, überwunden wird, so ist doch die frühe Einwirkung der rauschenden Musik der Phrygier dadurch angedeutet daß ein Olympos als Zögling des Marsyas genannt und ihm den phrygischen ähnliche Götterlieder zugeschrieben werden.

Dagegen sind Linos, Jalemos, Hymenäos Personificationen von Liederarten. Die Linosklage Kleinasiens, das Maneroslied der Aegypter (s. I, 212) trauert um die hinwelkende Blüte der

Natur im Bilde des ſterbenden Jünglings. Homer ſchildert die Weinleſe wie ſie auf dem Schilde des Achilleus dargeſtellt wird; da ſingt ein Knabe mit zarter Stimme den Linos, und entlockt dazu der Zither anmuthige Klänge; Jünglinge und Jungfrauen aber, welche die Trauben tragen, folgen ſeinem Lied mit taktmäßigem Schritt und hellem Ruf. Der Ruf lautete ai lenu, weh uns, was den Griechen als αἰ λῖνε klang, und ſie meinten demnach er gelte dem Linos. Die klagende Tonweiſe liebt aber das Volk auch im Süden; noch heute kann das einfache Ritornell, das der oliveuſammelnde Knabe im römiſchen Gebirge ſingt, mit ſeinen langgezogenen Tönen uns zu Thränen rühren. Auch der Jalemos iſt ein Trauerlied, Hymenäos dagegen der fröhliche Brautgeſang. Flöten und Kitharen erklingen, und die Jünglinge tanzen dazu, wenn er angeſtimmt und die Braut beim Fackelſcheine durch die Straßen heimgeführt wird, wie Homer dort gleichfalls erwähnt. Solch ein Umzug heißt Komos, und Heſiod ſchildert den Hymenäosgeſang beim Brautzug, ſodaß ſcherzende Chöre von Mädchen und Jünglingen, die einen von der Flöte, die andern von der Kithare geleitet, ihn tanzend begleiten. Choros heißt urſprünglich Tanzplatz, dann der daſelbſt aufgeführte Reigen; die Tanzenden ſingen nicht, aber ſie ſprechen die durch den Geſang erregte oder geſchilderte Stimmung durch ihre Bewegungen aus, ihre Geberden veranſchaulichen dieſelbe. Es iſt die Totalität oder das Zuſammenwirken der muſiſchen und plaſtiſchen Kunſt, wie wir es bei den Naturvölkern finden und wie es im Drama ſeine vollendete Ausbildung erlangt, hier als das Erſte, als der Keim, der ſich dann zum Beſondern entfaltet. Namentlich wird ſolch mimiſcher Darſtellung zum Geſang im Apollocultus gedacht.

Ferner erwähnt Homer der Päane. Es waren freudige Geſänge des Dankes, der Hoffnung, des Vertrauens. Man ſtimmte ſie in der Luſt des Frühlings an, oder nach glücklich vollführter That, nach vollbrachtem Opfer beim Becherklang zu Ehren der Götter. Sodann des Threnos, der Todtenklage, welche die Sänger anſtimmen, während das Aechzen und Jammern der Hinterbliebenen, beſonders der Frauen einfällt. Im Päan der Götter und in der Todtenklage der Männer ergibt ſich von ſelbſt der Preis ihrer Thaten, und ſo haben wir in dieſen Anfängen der Naturpoeſie die noch ungeſchiedene Einheit der epiſchen und lyriſchen Elemente, die dann für ſich frei und ausgebildet werden. Wir haben das beſtimmte Analogon für die griechiſche Urzeit in

den Vedas der Indier, die wol dasselbe Alter haben, wol vom 14. Jahrhundert an erhalten sind, und von mir (I, 375—410) ausführlich geschildert wurden, weil wir in ihnen nicht blos eine Stimme aus den vorepischen Tagen in Indien, sondern überhaupt das Zeugniß und den Ausdruck einer menschheitlichen Entwickelungsstufe, eines Weltalters haben. Auch an ihnen erscheint das Werden der Mythologie und der Anfang des Heldengesangs. Und wie aus vedischen Versen die Sloka, so wird sich der Hexameter, ein aus zwei Hälften von je drei Hebungen oder betonten Silben bestehender Vers, allmählich aus dem griechischen priesterlichen Gesang entwickelt und sein festes Maß gewonnen haben. Die Macht des Maßes und der Zauber der Schönheit übten früh ihre Gewalt auf die Seelen. Und so werden wir das Urtheil des Pausanias von der alten Hymnendichtung anführen, daß sie an Schmuck der Sprache den Homerischen nachgestanden, aber hinsichtlich der Tiefe des religiösen Gefühls sie übertroffen. Wenn sie indeß auch die ergreifende Ahnung des Unendlichen in wunderbare und mit dem Gedanken ringende Worte einkleidete, an Geheimlehren und Mysterien dürfen wir nicht denken; dem steht nicht nur das Schweigen Homer's, sondern namentlich auch der Umstand entgegen, daß von der innern geistigen Kraft der Sühne, von der Reinigung des Gewissens und den damit zusammenhängenden Weihungen erst die nachhesiodische Zeit etwas weiß, erst die Fortbildung des Apollon- und Dionysoscultus gerade darin besteht. Die uns erhaltenen orphischen Gesänge sind von den spätern Orphikern untergeschoben. Darum sagt auch Ulrici: „Halten wir fest an den ältesten Begriffen und Vorstellungen, so ergibt sich aus allem, daß jene ältesten Priester und Sänger, weit entfernt von den spätern Ausschweifungen philosophischer Grübelei und mit Geheimnissen spielender Dichtung, weit entfernt von den seltsamen Erzeugnissen einer wundersüchtigen Phantasie wie von den Ergüssen versteckter Sinnlichkeit und schwärmenden Gefühls, in den einfachsten aber kräftigsten und gewaltigsten Empfindungen der Lust und des Schmerzes, der freudigen Bewunderung und des furchtsamen Staunens, mächtig ergriffen von der geheimnißvollen Ahnung des Unendlichen und Unaussprechlichen, in der Erinnerung an Vorstellungen, Sagen und Traditionen der Väter die Götter preisend besangen, in hymnischen, lyrisch-epischen Dichtungen ihren Gefühlen und Vorstellungen Wort und Ausdruck durch Bild und Gleichniß gaben, und so die Religion zugleich und die Poesie der

Hellenen weiter entwickelten, jene zu einer mehr anthropomorphischen ethischen, wenn auch noch ganz sinnlichen Ausdrucksweise, diese zunächst zur fröhlichen Blüte epischer Kunst. Gerade in dieser Weiterentwickelung der Religion und Poesie zur anthropomorphischen epischen Bildung lag die Weisheit dieser alten Priestersänger, sofern sie eben damit dem Zuge der hellenischen Geistesentwickelung folgten, letztere aber auch in religiöser Hinsicht gegen den orientalischen Naturdienst um ebenso viel geistig höher steht als der Mensch und das menschliche Wesen, sofern es die concentrirte Spitze der Natur, ihrer Elemente und Gewalten ist, letztere an geistiger Bedeutung durch die unmittelbarste Beziehung zum Göttlichen überragt. Nicht ein Abfall vom Bessern und Richtigen, sondern ein Fortschritt zur Wahrheit, zum Höhern und Geistigen war die anthropomorphische Religionsbildung der Griechen trotz ihrer noch sehr sinnlichen Gestaltung und Auffassung; und nicht im orientalischen Naturdienste, nicht in der mystischen Weisheit indischer und ägyptischer Priester, sondern in der hellenischen Apotheose der Menschennatur lag der historische Uebergangspunkt vom Heidenthum zur christlichen Lehre, sofern letztere, weit entfernt von aller Naturverehrung, eine Kraft der menschlichen Seele, die Liebe, als Urprincip des Geistes zur dreieinigen und alleinigen Gottheit erhob." Ist doch der innerste Trieb der mythologischen Weltanschauung die Ahnung der Wahrheit, daß nur das Selbst, das sich fühlende und seiner bewußte Leben das ursprüngliche, wirkliche und werthvolle Sein ist, wie es die Seele in ihrem eigenen Innern ergreift; darum legt sie es auch den Erscheinungen der Natur zu Grunde, faßt solche als seine Offenbarung oder seine Thaten und Werke, und fällt nur insofern in einen holden Irrthum, als sie das eine ewige Wesen nach der Mannichfaltigkeit der Erscheinungswelt zu einer Reihe besonderer Persönlichkeiten gestaltet und sich darin gefällt und befriedigt deren freiem Walten Vorgänge und Veränderungen der Wirklichkeit zuzuschreiben, für welche die Wissenschaft die rechte Begründung in der Natur der Dinge und dem Gesetze des Weltlaufs sucht.

In dieser vorgeschichtlichen Zeit des Griechenthums, gegen Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. hat sich endlich schon der Unterschied der beiden Stämme hervorgebildet, auf dessen Wechselwirkung der organische Proceß der Geschichte beruht; die Homerische Poesie zeigt sogleich die voll entfaltete Blüte des Jonismus. Seine und des Dorismus Grundzüge bezeichnen aber die Principien der

Freiheit und der Ordnung, der selbständigen Individualität und der über sie herrschenden Macht des Gemeinwesens, der Freude an der Lebensäußerung und dem äußern Leben und der in sich gesammelten Innerlichkeit, Principien in deren Ausbildung und Durchdringung alles Menschliche sein Gepräge erhält, und die in Hellas auf die Art verwirklicht wurden daß das erstere bei den Doriern, das zweite bei den Doniern überwog, beides allerdings auf dem Grunde griechischer Naturanlage und innerhalb ihres Maßstabs. Die Dorier erküren sich das Binnenland und schließen sich gegen außen ab: die Jonier sind weltoffene Insel- und Küstenbewohner, ebenso rührig, beweglich, dem Neuen ergeben, als jene treu am Altbewährten hangen. Die Sitte der Väter wird dem Dorier zum Gesetz, er ordnet dem Staat die Persönlichkeit unter und macht aus dem Staat ein gediegenes Kunstwerk, das sich selber Zweck und Ziel ist; der Jonier sucht die Befriedigung seiner Eigenthümlichkeit im Genusse des Lebens, in der Uebung seiner Kraft, und läßt sich von der Gemeinsamkeit die Mittel dazu bieten; er will daß die öffentlichen Angelegenheiten durch den Willen aller Bürger nach eigener Einsicht geleitet werden, er liebt und vertraut der Macht der Rede, er begründet die Demokratie, während eine in sich geschlossene Aristokratie den Staat der Dorer bildet. Der Dorier bezieht mit ernstem Sinn alles auf das Sittliche und Praktische, der Jonier pflegt Kunst und Wissenschaft um der Schönheit und der Erkenntniß willen. Der Dorier liebt die sinnschwere Kürze, der Jonier die behaglich sich ergehende Fülle der Rede. Unbefangen und klaren Gemüths erfaßt der Jonier die Natur und das wirkliche Leben, und bringt daher in der Kunst sofort das Epos zur Blüte, während der Dorier sein ernstes religiöses Gemüth in der Lyrik ausspricht, aber in der Chorlyrik, welche die gemeinsame Empfindung des Volks verkündet. Die Architektur, ein Werk der Gesammtheit und Ausdruck des Nationalbewußtseins, wird die originale That des Dorierthums, die Plastik, die Gestaltung der Individualitäten erscheint dem ionischen Sinne gemäß. Selbstgefühl innerhalb der Gebundenheit an das Ganze, Willenstärke, aber auch Härte und am Ende Erstarrung — Selbstgefühl in freier Bewegung, Unternehmungslust, aber auch Ueppigkeit und Zügellosigkeit und dadurch Selbstauflösung, so finden wir den Charakter beider Stämme in der Geschichte; sie wachsen empor indem die gegenseitige Spannung die Kraft eines jeden erhöht, und einer stets die Anregung

und Ergänzung des andern in der Totalität des helleniſchen Lebens erfährt. Wie der beharrende Sinn der Aegypter und die bewegliche Phantaſie der Semiten im Orient einen Gegenſatz bilden, ſo kommt ein ähnlicher Unterſchied hier wiederum vor, aber innerhalb des einen Hellenenthums, das ſich durch ihn reich und harmoniſch entfaltet.

Um das Jahr 1300 haben die Phönikier Rhodos und Kreta coloniſirt; etwa 50 Jahre ſpäter ſetzen wir ihre Anſiedelungen in Hellas. Sie fanden dort bereits Ackerbau in der Ebene, und Kampf dieſer beginnenden Cultur gegen die räuberiſchen Hirten der Berge, und damit die Nöthigung auf Berggipfeln einen ſchwer zu erſteigenden Raum mit einem Mauerring zum Schutz der Habe wie der Heiligthümer einzuſchließen. Das ſind die Lariſſen oder Steinburgen der Pelasger mit ihren rohkyklopiſchen Mauern aus neben- und aufeinander gethürmten Felsblöcken, zwiſchen die man zur Füllung kleinere Steine ſchob. Während mehrerer Generationen drangen phönikiſche Elemente in die Religion der Griechen ein oder bildeten ſich Erinnerungen die ſpäter in die Heldenſagen verwebt wurden. Die Hellenen lernten von den Phönikiern allerhand Kunſtfertigkeiten; noch bei Homer ſtammen von dieſen die beſten Waffen und koſtbarſten Geräthe der Könige. So kam denn auch wol der regelmäßige Quaderbau, den wir bei andern Mauern finden, von ihnen nach Griechenland; gleichfalls weiſen die kolbenförmigen Löwenſchweife am Thor zu Mykenä und die Säulenornamente am Schatzhaus des Atreus auf den aſſyriſchen Stil hin. Solche Kunſtüberlieferungen konnte man bewahren auch als die Einigung und Erhebung Attikas zuerſt wol noch vor dem Jahr 1100 die Gewalt der Phönikier brach und um das Jahr 1000 die griechiſchen Seefahrer durch ihre Anſiedelungen ſich der Inſeln und des Verkehrs bemächtigten. Dieſe Kämpfe ſelbſt weckten den kriegeriſchen Sinn, und wir brauchen deshalb auch weder an Stammesfehden zu zweifeln die zweimal Heerzüge von Argos aus gegen Theben führten, noch mögen wir es für ungeſchichtlich halten daß von Mykenä aus ein gemeinſames Unternehmen peloponneſiſcher und theſſaliſcher Seefahrer gegen die kleinaſiatiſche Küſte ſiegreich ausgeführt und mittels des hölzernen Roſſes, d. h. der Roſſe des Meeres, der Schiffe, die Hauptſtadt der Troer erobert worden.

Zudem iſt die Macht eines achäiſchen Königthums in Mykenä vor der doriſchen Einwanderung durch die Ruinen bezeugt, auf

die als auf die älteſten Denkmale der Bau- und Bildnerkunſt wir noch einen nähern Blick werfen. Die Götter wurden in der Urzeit noch nicht im Tempel verehrt, und wie ein auf dem Grabhügel aufgerichteter Steinpfeiler an den Mann erinnerte, ſo konnte der ſäulenförmige Stein, deſſen Pauſanias in Orchomenos, in Pharä gedenkt, noch das Götterbild erſetzen; der erſte Schritt war daß man die Geſtaltung des Kopfes verſuchte, was dann die Griechen für die Hermen auch in der ſpätern Kunſtübung beibehielten.

Die Burgmauern von Tirynth, innerhalb deren die Wiege des Herakles geſtanden haben ſoll, waren von der einfachſten Art; gewaltige Felsblöcke, bis zu 12 Fuß Länge, ſind wie man ſie gebrochen, aufeinander geſchichtet. Das Thor wird ſo gebildet daß rechts und links die Steine nach innen hin von unten nach oben vortreten und dann durch einen Steinbalken verbunden werden, über dem wieder ein Dreieck zur Entlaſtung ausgeſpart und durch einen Block verſchloſſen wird. Die Mauer iſt 25 Fuß dick, aber in der Mitte befindet ſich an mehrern Stellen ein Gang, unten 5 Fuß breit, nach oben hin aber immer ſchmäler, bis zu oberſt die Felsblöcke des äußern und innern Ringes zuſammenſtoßen. Mit dem Namen des Kyklopiſchen bezeichnen die Griechen das Ungeheuere, das Rieſige; doch wollen neuere Etymologen vielmehr das Ringförmige, den Kyklosbau darin erkennen. Ein Fortſchritt geſchieht in Mykenä über den Quaderbau hinaus noch dadurch daß die Steine vieleckig behauen und mit ihren Kanten aneinander angepaßt werden, alſo daß ſie ſich gegenſeitig ſpannen und tragen und ein netzförmiges Linienſpiel das Auge ergötzt. Zum Hauptthor führt hier eine 50 Fuß lange Thorgaſſe, ein Sturz von 15 Fuß Länge verbindet die ſchräg gegeneinander geneigten Seitenpfoſten, und im Dreieckfeld über demſelben begrüßt heute noch den Wanderer die Bildnißplatte: in der Mitte auf einem Poſtament die Säule, das Symbol des Thor und Burg hütenden Apollon, oben ſtärker als unten, mit weichem wulſtigem Capitäl und zwei Deckplatten, deren untere durch ein Schildchen verziert iſt; rechts und links zwei Löwinnen mit den Vorderfüßen auf dem Poſtament der Säule, die Körper im Profil, die (jetzt zerſtörten) Köpfe aber nach außen frei hervortretend. Es iſt das älteſte Bildwerk in Europa, wappenmäßig ſtreng entworfen, ſicher und ausdrucksvoll ausgeführt. „Homer's Geſänge ſind es die dieſen ſtummen Mauern die Weihe des Ruhmes geben, und

dieſe Mauern wieder ſind die wahrhaftigen Zeugen Homer's; ſie beweiſen uns daß es einen Agamemnon gegeben hat und viele Tapfere vor ihm." (Ernſt Curtius.)

Hier in Mykenä wie in Orchomenos finden ſich unterirdiſche Rundbauten die man als Schatzhäuſer bezeichnet. Ueber der Kreisfläche des Grundriſſes ſteigen Steinringe an Steinringen empor alſo daß ſtets der obere etwas vorgekragt iſt, und das Ganze, bogenförmig abgeglättet, zur hohen Kuppel verbunden wird. Von außen ſind kleine Steine zwiſchen die zuſammengeſchobenen Blöcke eingekeilt, die darüber aufgeſchichtete Erde hält das Ganze. An den Steinen bemerkt man Nagellöcher, es haben ſich Reſte von Erzplatten gefunden, und es iſt um ſo weniger zu bezweifeln daß das Innere nach ſemitiſcher Sitte mit Erz verkleidet war, als auch Sophokles von dem ehernen Gemach redet in welches Danae verborgen ward, und Homer der ehernen Wandbekleidung in Alkinoos' Saal gedenkt. Vom Hauptraum, der 40 Fuß Durchmeſſer, 50 Fuß Höhe hat, führt ein ſchmaler Gang in eine aus dem Fels gehauene Seitenkammer. Das Eingangsthor iſt ähnlich wie bei den Mauern gebaut; daneben finden ſich Säulentrümmer, das Fußgeſtell mit ſchwellendem Pfühl, den Schaft mit Zickzacklinien nach Art der Gewänder aſſyriſcher Könige verziert. Der Eindruck des Stils iſt durchaus aſiatiſch, das Ganze war großartig und von wunderbarer Pracht, die Felſenkammer ſcheint für das Grab des Fürſten beſtimmt geweſen zu ſein, während in der Rotunde die Waffen und Kleinode aufbewahrt wurden. Vom Aufthürmen der Felsmaſſen ſehen wir alſo den Fortgang zum Quaderbau, den Euripides als nach phönikiſchem Maße gefügt bezeichnet, und wieder die helleniſche Weiſe des Polygonbaues, der das Urſprüngliche kunſtvoll geſtaltet; wir ſehen aſiatiſche Motive und Formen von den Hellenen für ihre Zwecke ähnlich wie von den Perſern in Perſepolis verwandt. Der griechiſche Geiſt beweiſt von Anfang an ſeine geſchichtliche Bedeutung und ſeine Genialität darin daß er die anderwärts gewonnene Bildung aufnimmt, aber fortgeſtaltet, mit eigenem Weſen durchdringt und ſo etwas in den Zuſammenhang der welthiſtoriſchen Entwickelung eingefügtes Orginales leiſtet.

Homer.

Die Kämpfe der Ackerbauer mit wilden Bergbewohnern, der Hellenen gegen die Phönikier, der einzelnen Gauen gegeneinander, endlich die kühnen Seefahrten hatten den kriegerischen Sinn erweckt, hatten den Führern Macht und Ansehen gegeben und die streitbaren Edeln um sie über das Volk erhoben. Es kam (um 1000 v. Chr.) ein Jahrhundert der Bewegung, das die Stammeseigenthümlichkeiten durchbildete und den Stämmen die festen Wohnsitze eroberte, bezeichnet durch die Einwanderung der Dorier in den Peloponnes und durch die Besitznahme der Inseln und der kleinasiatischen Küsten durch die aus Hellas verdrängten Achäer oder Jonier. Diese Bewegung hatte ein kleineres Gebiet als die Fehden der Indier, als die Völkerwanderung der Germanen, aber sie bildete hier wie dort das Heldenalter der Nation, ihren Eintritt in die Weltgeschichte, und fand ihren Ausdruck in der epischen Poesie. Es war nicht ein einzelner großer Krieg, es war die durch mehrere Geschlechter sich fortziehende Selbstthätigkeit einzelner Gaue und Heereshaufen, welche allmählich die Grundlegung des neuen Lebens vollzog; mit den Waffen ward der Boden errungen und behauptet, in gleicher Weise war Land und Meer Schauplatz der Thaten. Zum Schutz des Gemeinwesens dienten die ummauerten Burgen. Sklaven, kriegsgefangene Hellenen oder Fremde, und Nachkommen der aus ihrem Besitz verdrängten frühern Bevölkerung arbeiteten für die Herren, die als begüterte waffenfreudige Männer den Stand der Edeln bildeten. Der König war ihr Führer. Er hält Rath mit ihnen, er beruft das Volk zur Versammlung, um ihm seinen Willen mitzutheilen, der am Ende entscheidet, aber gern von der Zustimmung des Volkes sich getragen sieht. Der König ist der von Zeus eingesetzte Hirte der Völker, der im Innern den Frieden erhalten und mild wie ein guter Hausvater walten soll. Die Frau ist des Hauses geehrte Herrin, die Ehe wird heilig gehalten, Familiensinn und Freundschaft gründen die humane Sitte, der auch der Fremde als Gast willkommen ist, die auch den Bettler unter den Schutz der Götter stellt. Doch war Gewaltthat und Selbsthülfe häufig und der Familie lag die Blutrache ob, für welche indeß ein Wergeld bezahlt werden konnte, wenn der Mörder nicht landflüchtig ward. Das Gericht war öffentlich, der Spruch geschah

durch den König oder durch angesehene Männer nach Billigkeit und Herkommen. Der Edle soll versöhnlich sein. Der Krieg ist seine Lust als ein Wettkampf der Heldenkraft und mit der Beute ist der Ruhm des Sieges Preis. Schild und Lanze sind Hauptwaffe, mit Helm, Panzer und Beinschienen gerüstet zieht man in die Schlacht, die Führer auf Streitwagen. Aber nicht blos die Waffen, auch das Wort, die verständige und wohlgeordnete Rede ist die Ehre des Mannes. Der König soll auch ein Führer der Geister sein und über Freie herrschen.

Die Poesie verlor ihr priesterliches Amt nicht, aber sie erhielt neuen Stoff und neue Form, indem sie dies Heldenleben begleitete und nicht blos das Opfer der Götter, sondern auch das Freudenmahl der Helden mit ihren Liedern zu schmücken berufen ward. Da galt es die Waffenthaten der Gegenwart und die Erinnerung an die Ahnen zu singen, und je mehr das Lied vortrug was das Erlebniß aller war, je mehr es aussprach was allen im Gemüthe lag, desto sicherer war es ihrer Zustimmung, desto mehr Gewicht war aber auch auf die kunstvolle Darstellung, auf das verklärte Abbild der Wirklichkeit gelegt. An einer Begebenheit aus seinem eigenen Leben prüft Odysseus den Demodokos, ob er sie der Wahrheit getreu in rechter Ordnung erzähle, und Wonne erfüllt das Herz des Hörers, wenn das Lied den Wohllaut der Unsterblichen nachtönt. Der Sänger wird geehrt als ein von den Göttern Begnadeter, er singt wie Zeus oder die Muse ihm eingibt. Agamemnon überläßt scheidend die Gattin der Hut eines Sängers. Zur Fortpflanzung des Gesanges in der Familie gesellt sich die Schule, indem der begabte Jünger dem Meister sich anschließt; immer ist die Pflege der Poesie eine genossenschaftliche und der Dichter ist nicht Erfinder, sondern Bewahrer der Ueberlieferung. Diese aber ist noch nicht Geschichte, sondern Sage. Nur die Erscheinungen welche der jugendlichen Menschheit etwas bedeuten, behält sie in der Erinnerung und zwar nach ihrem Eindruck auf das Gemüth, den sofort die Einbildungskraft gestaltet. So wird das Wirkliche aufgefaßt nach dem was es dem Menschen sagt, nach der allgemein gültigen Wahrheit die es offenbart, ob nun ein Lebensgesetz oder eine Grundkraft der Seele sich darin ausprägt; Idee und Ereigniß werden in ihrer Untrennbarkeit angeschaut, aber dadurch wird ganz unwillkürlich das Aeußere dem Innern angebildet, indem das Unbedeutende weggelassen, das Hauptsächliche aber verstärkt und erweitert wird.

Und indem das religiöse Gefühl das Irdische an das Göttliche knüpft, wird in der so entstehenden nicht mit Reflexion gemachten, sondern naturwüchsigen Sage ein göttlicher Gedanke, eine Idee oder ein Werk des göttlichen Waltens dargestellt und dadurch gewinnt wieder das religiöse Bewußtsein selbst die anschaulichen Bilder für seine innern Erfahrungen. Und insofern die Schönheit auf der Ineinsbildung des Idealen und Realen beruht, ist sie und nicht die factische Richtigkeit das herrschende Princip oder der organisirende Zweck der Sage; sie kommt damit als ein Erzeugniß der Phantasie von selber der Kunst entgegen.

Nach den Inseln und der kleinasiatischen Küste kamen nun Ansiedler aus allen hellenischen Gauen und wie die Stämme selber sich berührten und mischten, so auch ihre Sagen. Ward aber nun hier auf dem Boden den man eben sich erkämpfte, von einem Eroberungszug griechischer Fürsten gegen die Burg der Troer und von den Abenteuern der Meerfahrt erzählt, so bot die Sage von selber sich zum Spiegel und Vorbild des gegenwärtigen Lebens und es war natürlich daß sie vorzugsweise Macht über die Gemüther gewann, daß sie der Mittelpunkt wurde, an dem jeder Stamm seinen Helden anknüpfte, daß die neuen Erlebnisse in sie eingingen, daß sie zu der Nationalthat gesteigert wurde, die dem Volke sein Nationalbewußtsein gab, zum mythischen Bilde des siegreichen Hellenenthums im Kampf mit dem Orient. Nachkommen des Atreus herrschten über die Aeolier, die jetzt in Mitylene und Kyme sich niederließen; ihre Sagen, deren geschichtliche Grundlage ihre Bauten bezeugen, traten in den Vordergrund und Agamemnon ward der Führer des Zuges gegen Troja. Ein alter Held von Argos, Diomedes, ward ihm gesellt, ebenso Nestor, den die Führer mehrerer ionischen Colonien als Stammheroen verehrten; ihm legten die Sänger dann besonders die erfahrene Weisheit des Alters, die Süßigkeit der Rede bei. Die Eurysakiden in Attika leiteten sich von Eurysakos, einem Sohne des Aias von Salamis ab; Eurysakos heißt Breitschild; darin mag der Anlaß gelegen sein dem Aias seinen Schild und damit die Widerstandskraft als das Auszeichnende zu geben, ihn zum unerschütterlichen Thurm in der Schlacht zu machen. Die thessalischen Einwanderer drangen dagegen am weitesten in Kleinasien vor, und ihr Held Achilleus ward danach der muthige Renner, der vorstürmende Lanzenschwinger. Wir werden bei ihm auf einen Naturmythus hingeführt. Er ist der Sohn des Peleus,

den wir am leichteſten als den Berggeiſt des Pelion deuten, dem ſich die Göttin der glänzenden, reizend bewegten Meereswogen, die ſilberfüßige Thetis vermählt; als der Sohn des Meeres und des Gebirges wie ſeinem Namen nach (Ache, aqua) erſcheint er, der Zögling des Bergkentauren, als ein Fluß, der freudig und windſchnell in das Thal hinunterrennt, ein friſcher junger Held, ſo ſchön und ſo kühn, bis er nach kurzem Laufe verſiegt, ein Liebling aller Nereiden, der Wellenjungfrauen, die ihn mit ſeiner Mutter ſchützend umſchweben und ein Klagelied bei ſeinem Tode ſingen, wie das Welcker, Forchhammer, Preller dargethan. „Dich haben die ſchroff aufſteigenden Felſen und das leuchtende Meer geboren", ſagt noch bei Homer Patroklos zu ihm; aber die Naturgrundlage tritt wie bei der Helena, der Mondgöttin oder Selene, wie bei dem Sonnengott Siegfried in den Hintergrund, und auf dem neuen Boden wird die Perſönlichkeit des Helden nach den neuen Erfahrungen ſeiner Verehrer dichteriſch ausgeprägt. Die Geiſtesgewandtheit, die Liſt, die Luſt am Abenteuer, wie das alles dem Seemann ziemt und auf dem Meer entwickelt wird, fand ihren Träger in Odyſſeus, dem Schützling der Athene, der bald als der Mann des beſonnenen Geiſtes dem jugendlichen Helden der Begeiſterung zur Seite trat; auf ihn wurden dann die Schiffersſagen gehäuft, ſeine Rückkehr ward dann mit der altmythologiſchen Dichtung vom Frühlingsgott ausgeſchmückt, der aus der Unterwelt nach dem langen Winter noch unkenntlich zurückkehrt, die Freier ſeiner Gemahlin erſchlägt und von ſeinem Reiche wieder Beſitz nimmt. Da die Fürſten der Teukrer, mit denen die Anſiedler zu ſtreiten hatten, ſich als Nachkommen von Hektor und Aeneas bezeichneten, ſo waren dieſe als troiſche Helden gegeben, und der zweite ſtand wol bereits im Zuſammenhange mit der Göttin, während der erſte ſich als Kämpfer für die Heimat dem Vaterlandsgefühl zur Verherrlichung bot.

Die Charaktere, die Thaten dieſer und vieler andern wurden durch mehrere Geſchlechter hin im Geſange feſtgeſtellt; Homer ſetzt ſie überall als bekannt voraus und läßt uns wie in einen Wald von Sagen hineinſchauen; er läßt den Achilleus ſelber ein Heldenlied ſingen und die Penelope wie den Odyſſeus bereits das Geſchick der Heimfahrenden durch die Sänger vernehmen; wie anders können Beide ſagen daß ihr Ruhm den Himmel erreiche, als aus der Anſchauung Homer's heraus, der dies fand?

Aehnlich iſt es mit den Göttern. Die religiöſen Erfahrungen

gründen ſich jetzt immer mehr auf das menſchliche Leben als auf die Natur, und damit ward das Anthropomorphiſtiſche vollends überwiegend, ſodaß am Ende Pindar ſagen konnte: „Eins iſt der Menſchen und der Götter Geſchlecht, von einer Mutter athmen beide; aber uns trennt die ganz geſchiedene Macht, unſer Theil iſt das Nichtige, doch ewig dauert der eherne Himmel, der unerſchütterliche Wohnſitz.“

Jetzt wurden die Götter als die Schirmer des Heldenthums gedacht und durch ihr Eingehen in ſeine Kämpfe nahmen ſie ſelber ſein Gepräge an und gewannen feſtere Umriſſe für ihre Geſtalten. Die Triebe welche die Menſchenbruſt bewegen, walten auch in ihnen und indem ſie die Geſchicke der Sterblichen lenken, der Familie, dem Staat vorſtehen, werden ſie weſentlich als ſittliche Mächte aufgefaßt, ohne daß die Naturgrundlage der Mythe aufgehoben würde; manchmal tritt ſie mit dem Geiſtigen in Widerſpruch, gewöhnlich verſchmilzt ſie mit ihm zur plaſtiſchen Schönheit. Zeus, Here, Athene, Apollon, dann der von den Joniern hochverehrte Poſeidon werden von den Achäern vornehmlich angerufen; die Troer ſchirmen Apollon und Aphrodite, der Sonnengott und die Geburts- und Liebesgöttin der Semiten, die in den Kreis der Olympier eingehen. Vieles, wie die heilige Hochzeit des Zeus und der Here, die ſich in jedem Frühling, oder ein Hadern und Poltern der Himmliſchen, das ſich in jedem Gewitter vollzieht, wird nun als einmalige Begebenheit erzählt, und der Kampf des Lichtgottes mit den Mächten des Dunkels rückt in die Vergangenheit und erſcheint als die längſt vollzogene Bändigung titaniſcher Gewalten unter die Ordnung der Natur. Das religiöſe Denken iſt erwacht, es verknüpft die vielen Götter zum Götterſtaat unter der Oberherrſchaft des Zeus, und wie die Menſchheit ſich zu einem neuen Weltalter erhebt, ſo ſieht man überall einen Hervorgang aus dem Dunkel zum Licht; das Waſſer, Okeanos, erſcheint als der Mutterſchos aller Dinge, auch als der Urſprung der Götter, und ihre alterthümlichen Geſtalten, Uranos und Gäa, Himmel und Erde, werden zu Ahnen der ſpäter im Bewußtſein ausgebildeten Perſönlichkeiten.

Auch hier ſind neben den Prieſtern die Sänger, die ſich von ihnen ablöſen, Träger der neuen Entwickelung; wie Künſtler und Aerzte ſind ſie überall willkommen wo ſie hinwandern, und Reigentanz und Geſang iſt die Zierde für das Feſtmahl der Könige. Wie ſie da die Thaten der Ahnen feierten, boten ſich wie von

ſelbſt die Erzeugniſſe der Gegenwart zum Einſchlagsfaden im Sagengewebe, wenn ihr herzerfreuendes Lied die Vorbilder des Lebens hinſtellt. Nennt doch Homer ſchon das neueſte Lied das willkommenſte. Der Geſang ward durch das Saitenſpiel auf der Kithara eingeleitet, und war, wie die Odyſſee ausdrücklich bezeugt und wie es überall als die erſte Stufe der epiſchen Poeſie gefunden wird, ein einzelnes Abenteuer, ein Hauptereigniß, deſſen Begründung, Verlauf und Ziel leicht darzulegen iſt, zumal die weitern Zuſammenhänge ja den Hörern bekannt ſind und der Sänger nur der Mund iſt welcher das melodiſch ausſpricht was alle wiſſen. Die Lieder ſind von geringem Umfang, ſind die anſchauliche Darſtellung des Wirklichen, im Bewußtſein Lebenden, Erzählung von Handlungen die der Ausdruck einer Idee ſind. Die Charaktere ſchildert der Sänger durch ihre Thaten und durch ihre Worte, indem er ſie redend einführt, damit ſie ihren Sinn, ihre Empfindung, ihren Willen offenbaren. Die Lieder werden nicht fürs Leſen, ſondern für den mündlichen Vortrag des begeiſterten kunſtverſtändigen Sängers gedichtet; ſie werden nicht durch die Schrift befeſtigt, ſondern nur dem Gemüth anvertraut und aus der Erinnerung wieder erzeugt, womit für das Gelernte wie für das Selbſtherworgebrachte die fortbildende Thätigkeit des Sängers und die Flüſſigkeit des Inhalts wie der Form zuſammenhängt. Andererſeits aber iſt die Weltanſchauung eine gleiche und gemeinſame, aus welcher die Individuen noch nicht für ſich heraustreten, und von dem zuerſt etwas Vortragenden nehmen die andern nur auf was ihnen zuſagt, ſodaß das Perſönliche des Dichters, das Subjective, abgeſchliffen und nur die vollendete Objectivität der Darſtellung erhalten wird. Wie die Thaten in der Phantaſie bewahrt werden ſind ſie Geſang; den ſpricht der Sänger aus; das Lied lebt mit ihm wie die Sprache mit dem redenden Menſchen, es iſt indem es geſungen wird, die Reproduction iſt ſelbſt eine Neuſchöpfung aus der Tiefe des begeiſterten Gemüths; das Volk kennt die Lieder wie Kinder die Märchen und will ſie ebenfalls immer wiederholt haben. Der Sänger hat kein Verſtändniß davon wie Wort und Bild ihm zuſtrömt, die Muſe gibt es ihm ein, er iſt ihr Organ.

Wie aus Material, Bedürfniß und Gemüthsrichtung für die Architektur eines Jahrhunderts, ſo bildet ſich für den epiſchen Volksgeſang im Zuſammenwirken der Sänger ein Stil, der als Ausdruck der Gemeinſamkeit den einzelnen trägt und genoſſen-

ſchaftlich gepflegt wird. So knüpft ſich das Neue an das Ueberlieferte, indem ein Ton, ein Typus alles Beſondere ſich unterordnet. Daher auch die ſtehenden Beiwörter, Redewendungen, Schilderungen für dieſelben Helden und Dinge. Die Wortſtellung iſt einfach, die Sätze für ſich kurz und untereinander verbunden, die Sprache natürlich und gehoben zugleich. Die Einheit der Seelenſtimmung im Dichter, die Einheit der Idee, der Begebenheit im Stoff verlangt auch die Einheit des Verſes, der aber in ſich mannichfaltig genug iſt um im beſchleunigten oder verlangſamten, aufſtrebenden oder abſinkenden Gange der Bewegung der Seele wie der Sache folgen zu können. Die Griechen ſagten daß die Natur ſelbſt den Hexameter gelehrt habe. Er iſt weit genug um eine umfaſſende Anſchauung in ſich aufzunehmen, und zugleich durch Cäſuren gegliedert; er iſt leicht zu handhaben, er wurzelt im Genius der Sprache und erhebt ſich doch über das Gewöhnliche; er verbindet Freiheit und Ordnung nicht äußerlich miteinander in ſtreng geregelten und der Willkür überlaſſenen Theilen, ſondern er fügt ſie ineinander und läßt auf der Grundlage eines feſten Geſetzes der individuellen Triebkraft ihr Spiel; er läßt den Takten ihr Recht und verſchränkt ſie ineinander durch die Worte, die ſich von einem in den andern hinüberziehen, und hat in ſeiner Mitte den Kampf der Wortendung mit dem Ende des Versfußes, indem in den Spondäus oder Daktylus eingeſchnitten wird, und an ſeinem Schluſſe die Ausgleichung und Verſöhnung. Daher ſein ſich dem Inhalt anſchmiegender Tonreichthum, den A. W. Schlegel kunſtvoll beſungen hat. Ariſtoteles rühmt an dem heroiſchen Versmaß die größte Stetigkeit, die vollkommenſte Gleichmäßigkeit und den ſtärkſten Schwung.

Innerhalb dieſer Naturpoeſie nun, welche weit mehr wird und wächſt als gemacht wird, bildet ſich ein Fortſchritt zu künſtleriſcher Ausbildung dadurch daß einzelne Dichter es verſuchen verſchiedene Abenteuer eines Helden, verſchiedene Acte einer mehrern gemeinſamen That zuſammenzufügen. Ob nun der Rhapſode von dieſem Aneinanderfügen oder Ineinanderflechten ſeinen Namen hat, oder ob nur das Aneinanderreihen der Verſe, der ununterbrochene Strom des Epos durch ῥάπτειν ἀοιδήν bezeichnet werden ſollte, die Sache bleibt damit beſtehen, ſowie der Unterſchied deſſen der nun ſchon eine größere Dichtung vor dem verſammelten Volke ſchwungvoll declamirt, von dem Sänger der einzelnen kürzern Heldenlieder. Ueber dieſen und ſo daß ſie ſelbſt

verwerthet werden, finden wir hiermit in Griechenland wie in Indien und Deutschland als eine zweite Stufe der epischen Dichtung auch diese ausführliche Erzählung, die ein mannichfaltiges Ganzes darlegt. Das sind dann die Aristeiai, die Preisgesänge von den Thaten eines vorzüglichen Helden, und die Nostoi, die Gedichte welche die Begebenheiten eines der von Troja Heimkehrenden erzählen.

In solchen Werken konnte nun schon die besondere Kunst des Dichters sich zeigen, sie konnten nun schon Wettkämpfe der Sänger veranlassen, wie deren Homer gedenkt, und wie sie die spätern Schriftsteller an allen Orten griechischer Bildung bei öffentlichen Festen gefunden haben. Hat man es doch auf Homer selber gedeutet, wenn der Sänger des alterthümlichen Hymnus auf den delischen Apollon sich an die Jungfrauen mit der Aufforderung wendet, wenn man sie frage wer ihnen am besten gefallen, so möchten sie sagen: der blinde Mann von Chios. Blinde erscheinen auch anderwärts und mehrmals in Homer selbst als Träger des Volksgesanges. Daß die griechischen Sänger mit offenem klarem Auge die Welt betrachtet das lehren alle Werke, wo, mit Friedrich Schlegel zu reden, die Natur so frisch, keck und warm dargestellt ist, in den großen Zügen frei, in den kleinsten noch mit Liebe genau. Die Blindheit bezeichnet dann die Seele die in sich versinkt und abgeschieden von den Außendingen der innern Bilderwelt zuschaut.

So haben wir den Boden für Homer bereitet, in welchem wir mit den Griechen den organisirenden Genius erkennen, der mitten in der lebendigen Fülle des Volksgesanges, der Heldenlieder und Rhapsodien, mit erhabenem Künstlergeiste die beiden Gestalten erfaßt in welchem das Hellenenthum nach seiner gottfreudigen Jugendlichkeit wie nach seiner geistvollen Männlichkeit am herrlichsten und reichsten sich offenbarte, und der sie zu Mittelpunkten umfassender Dichtungen machte, in welche das Bedeutendste und Schönste aus der Vorzeit eingehen, an welchen das nachfolgende Geschlecht erweiternd fortarbeiten konnte. Er erfand den Stoff nicht, aber er bildete ihn künstlerisch durch, er begründete den Stil nicht, aber er brachte ihn zur Vollendung.

Als das ältere und ursprüngliche Werk erscheint die Ilias. Wie sie uns jetzt vorliegt hat Lachmann nach den genialen Untersuchungen Friedrich August Wolf's sie neuerdings in einzelne Lieder zerlegt und den Trumpf daraufgesetzt, wer die bedeutenden

Unterſchiede nicht gleich fühle, wer glauben könne daß ſolche Theile einem künſtlich conſtruirten Epos angehören, der werde wohlthun ſich weder mit kritiſchen Arbeiten, noch mit epiſcher Poeſie zu beläſtigen, weil er zu ſchwach ſei etwas davon zu verſtehen. Dagegen hat Ulrici in ſeiner Geſchichte der griechiſchen Poeſie behauptet daß wer irgend Sinn für kunſtgemäße Symmetrie habe, auch finden werde daß die Dichtung allen Erforderniſſen eines kunſtgemäßen Epos genüge; aber freilich könne Kindern nicht alles deutlich gemacht werden was der reife Mann mit einem Blick durchſchaue. Wie löſt ſich dieſer Widerſpruch? Lachmann hat denen gegenüber recht die den Homer ebenſo leſen wie den Virgil oder Taſſo; Homer ſteht mitten im Volksgeſang und viele vorhandene Lieder ſind in die Ilias eingegangen oder nachträglich ihr eingefügt, ſie iſt in der mündlichen Ueberlieferung bei aller Bewahrung urſprünglicher Grundlinien und des einmal eingeſchlagenen Tones mannichfach im einzelnen verändert worden, aber nur weil er auf der breiten Grundlage des Volksgeſanges ruhte, konnte dieſer Ton ſo einheitlich werden, und hier wie in der Plaſtik bei den Götteridealen ſehen wir wie die Griechen nicht originalitätsſüchtig waren, ſondern das einmal meiſterhaft Vollendete durch die Jahrhunderte treu bewahrten. Aber ein weit größeres Wunder als der Dichter der die Ilias nach Form und Inhalt erfunden, wäre doch das Ereigniß daß unabhängig voneinander entſtandene Lieder ſich zu einem organiſchen Ganzen von ſelbſt verbunden hätten oder durch einen bloßen Ordner zuſammengeſtellt worden wären, denn das organiſche Ganze verlangt die einheitliche von innen heraus geſtaltende Seele. Die vergleichende Literaturgeſchichte Indiens und Deutſchlands zeigt uns nun, daß neben und nach den kleinern Liedern größere, künſtleriſch abgewogene Dichtungen, wie Nal und Damajanti, der erſte Kern vom Kampf der Kuruinge und Panduinge, das urſprüngliche Ramayana, das Gedicht von Chriemhieldens Rache, von der Kudrun entſtehen, die aber dann ſich leicht als Mittelpunkte zu erkennen geben, welche Verwandtes an ſich ziehen, durch Epiſoden ſich erweitern laſſen und mannichfach umgebildet werden in einer Zeit welche die Poeſie noch nicht durch Schrift und Druck verbreitet, ja welche, wie Wolf bezeichnend ſagt, meinen würde der Dichtung den Lebenshauch und die Lebenskraft zu entziehen, wenn ſie dieſelbe vom Geſang und dem mündlichen Vortrag löſen und den ſtummen Lettern für bloßes Leſen übertragen wollte.

Das war nun der geniale Blick eines großen Dichtergeiſtes, in Achilleus, ſeinem Zorn und ſeiner Verherrlichung das Centrum des troiſchen Krieges zu erkennen. Er meidet den Kampf und die Troer ſind ſiegreich und ihre Helden treten leuchtend hervor; er nimmt wieder theil und die Achäer werden gerettet, und der Tod Hektor's, der vornehmlich Ilion ſchirmt, läßt uns über den bevorſtehenden Untergang der Stadt nicht zweifelhaft. Dies war die erſte Anlage einer Achilleis. Der Dichter aber der den Streit der Könige ſang, mußte doch auch den Fort- und Ausgang im Auge haben, und der den Zeus an die Mutter des Helden das Verſprechen geben ließ den Sohn zu verherrlichen, ihm mußte doch auch über das Wie kein Zweifel ſein, wenn ſchon in der Sage der Sieg des Achilleus über Hektor im Rachekampf wegen Patroklos feſtſtand. So erhalten wir eine größere epiſche Dichtung, als deren Hauptbeſtandtheile der erſte, dann der achte, der elfte bis zweiundzwanzigſte Geſang der Ilias wenigſtens ihren Grundlinien nach daſtehen. Eine vortreffliche nächſte Erweiterung und einen verſöhnenden Schluß gab die edle Sitte der Griechen, welche Ehre für die Todten verlangte, leicht an die Hand, die Leichenſpiele für Patroklos und die Rückgabe von Hektor's Leichnam an den Priamos, durch die Achilleus ſich menſchlich milde bewies. Der Ton dieſes letzten Geſanges hat viel Eigenthümliches. Wir könnten auf das Beiſpiel Goethe's hinweiſend daran erinnern daß ein- und derſelbe Dichter umfaſſende Werke, die ihn durch ſein Leben begleiten, im Greiſenalter in anderer Stimmung und anderm Stil abſchließt als er ſie in jungen Jahren begonnen. Indeß mag auch hier ſchon ein zweiter Dichter erweiternd eingegriffen haben. Weit ſicherer geſchah dies durch die Einführung einer Geſandtſchaft an Achilleus im neunten Geſang; ſo viel Vortreffliches er enthält, wird doch ſpäter nirgends Bezug auf ihn genommen, vielmehr heißt es ausdrücklich daß dem Achilleus keine Genugthuung geboten worden. Der zehnte Geſang, das nächtliche Zuſammentreffen des Odyſſeus und Diomedes mit Dolon, ſteht ebenfalls ohne allen Zuſammenhang da und iſt eines jener Abenteuer aus den Heldenliedern, das an dieſer Stelle erhalten ward. Vollends aber machte nach Grote's treffendem Ausdruck die Einfügung des zweiten bis ſiebenten Geſangs die Achilleis zur Ilias, zum Geſammtbild des trojaniſchen Krieges. Es lag nahe zu erkennen daß das Zurücktreten des Achilleus den andern Helden Raum bot ſich nun im Vordergrund und in ihrem Glanze

zu zeigen, und von dieſem Geſichtspunkt aus wurden nunmehr die Schilderungen von Agamemnon's Aufgebot und Neſtor's Ordnung der Scharen zur Schlacht, von dem Zweikampf des Menelaos und Paris, ſowie ganz abgeſehen von dem ſpätern Schiffskatalog, die Bezeichnung der griechiſchen Feldherren durch Helena in der Verſammlung der troiſchen Greiſe, Dinge, die weit beſſer im erſten als im neunten Jahre des Krieges erzählt wurden, hier herangezogen. Diomedes war in der heiligen Sage von Argos mit der Pallas Athene nahe verknüpft, ihr Schildträger, der Beſchützer des Palladiums: das Lied von ſeinen Thaten, beſonders wie die Göttin ihn antreibt ſelbſt mit Göttern zu kämpfen, ward als fünfter Geſang eingefügt, und wahrſcheinlich wirkte dies wieder auf die ſpätern Kämpfe des Achilleus und ließ den Antheil der Götter an ihnen ins Uebermenſchliche ſteigern, was zu Ueberladungen und zur Ermüdung führte. Zwei wunderſchöne Epiſoden bringt der ſechste Geſang, den Waffentauſch von Glaukos und Diomedes und Hektor's Abſchied. Der ſiebente bringt einen Zweikampf zwiſchen Aias und Hektor und die ſehr verſpätete Verſchanzung, mit welcher die Griechen anfänglich zu beginnen hatten. Dies Wachsthum der Achilleis zur Ilias aber war ein allmähliches, vollzog ſich indeß unter der leitenden Einwirkung des Homeriſchen Genius und ward in der Auffaſſung der Griechen zum Werk des einen, der ihnen wie ein Stammheros das ganze Sängergeſchlecht vertrat. Eine gründliche Darlegung verſchiedener Beſtandtheile und ſpäterer Einſchaltungen in das Homeriſche Epos hat nach dem Vorgange von Wolf und Hermann, von Lachmann und Köchly neuerdings Bernhardy in ſeiner griechiſchen Literaturgeſchichte (Bd. II, S. 129—144) gegeben.

Die Odyſſee iſt viel planvoller und einheitlicher als die Ilias, ſie folgt ihr und iſt auch in der Anklage ſchwerlich, ſicherlich nicht in der Ausführung das Werk deſſelben, wol aber eines nahe verwandten herrlichen Dichters; und warum ſollen nicht mehrere Männer, wie in Indien und Deutſchland, von ziemlich gleicher Größe, an dem nationalen Werk geſchaffen haben? Eigenthümlichkeiten der Sprache, ja der Mythologie, weiſen auf eine andere Generation, der Stoff gehört einem andern Kreiſe an und führt uns aus der Schlacht in das Haus, vom Land auf das Meer. Die Götter hüten das Recht, wirken einmüthiger zuſammen, geleiten in angenommener Menſchengeſtalt ihre Lieblinge, und auf der Erde iſt aus dem Kampf der Frieden hervorgegangen und

der Dichter lebt in der Anschauung des Behagens gesicherter Zustände, wie er sie in den Häusern der Könige schildert. Der Ton und dichterische Werth der Odyssee mit Ausnahme des hausbackenen vierundzwanzigsten Gesanges ist gleichmäßiger als in der Ilias, die sich an einzelnen Stellen zu größerer Erhabenheit und Herrlichkeit erhebt, an andern aber auch matter und minder vollendet erscheint. Schon der erste Entwurf der Odyssee wird nicht blos die zerstreuten Sagen vereint, sondern auch die vieljährige Handlung auf die Zeit einiger Wochen concentrirt haben, indem Odysseus nach seiner Abreise von Kalypso's Insel und nach seiner Ankunft bei den Phäaken daselbst seine frühern Abenteuer erzählte, dann in sein Vaterland zurückkehrt, mit dem Sohn und den treuen Knechten sich verbindet, als Bettler unbekannt in das eigene Haus kommt, erst das alterthümliche Kampfspiel der Brautwerbung durch den Bogenschuß besteht, das auch Indien kennt und das an Siegfried und Brunhilde erinnert, und dann die Freier erschlägt und seine Gemahlin wiederfindet. Schon alexandrinische Kritiker wollten mit dem 296. Vers des 23. Gesanges schließen und erklärten den Rest für spätern Zusatz; der Dichter desselben wollte auch den Friedensschluß mit dem Volk und den Verwandten der Freier noch ausdrücklich erwähnt, auch das Wiedersehen des alten Vaters berichtet wissen. Nachdem aus der Achilleis die Ilias geworden, lag es nahe in die Odyssee auch Nachrichten von der Heimfahrt anderer Helden einzuflechten. Hier war es nun wieder ein höchst glücklicher Griff uns zuerst in das Haus des abwesenden Odysseus einzuführen, dann seinen Sohn Telemachos auf Kundschaft nach dem Vater reisen zu lassen, und da sowol zu Nestor und Menelaos uns zu geleiten, als auch den Blick auf Odysseus stets gerichtet zu halten, ehe er selbst handelnd auftritt. So kehrt dann das Werk in seinen Ausgangspunkt nach Ithaka zurück, und der Tod der Freier ist sittlich motivirt, wenn wir ihr wüstes Treiben und namentlich ihren Mordanschlag auf Telemachos kennen gelernt. Wie mannichfach auch die Sage und der Volksgesang in den Abenteuern des Odysseus vorgearbeitet hatten — und daß es geschehen sagt der Dichter selbst, wenn es von seinen Helden, von der Penelope heißt daß ihr Ruhm den Himmel erreiche, wenn er den Demodokos von Odysseus' Streite mit Achilleus und von hölzernem Rosse singen läßt — alles ist doch viel mehr eingeschmolzen in den Plan und die Stimmung des Ganzen und weniger von Einschaltungen

durchwoben als selbst diejenigen Theile der Ilias die wir für die Grundlinien der Achilleis ansehen.

Die Ilias erscheint uns wie eine prophetische Mythe der griechischen Geschichte. Hellas kommt zum Selbstbewußtsein im Kampf mit dem Orient; es besteht in einer Reihe freier Gemeinwesen, die nur lose untereinander verbunden sind, wie hier die selbständigen Helden durch den gemeinsamen Zweck. Im Wettkampf der Einzelnen entfaltet sich die schöne Blüte des Ganzen, aber der Streit der bedeutendsten Staaten gegeneinander, wie hier der Hader des Achilleus und Agamemnon, wird im peloponnesischen Kriege dem Volke verderblich; dann aber folgt noch einmal das Zusammenfassen aller Kraft und der Sieg über Asien durch Alexander. So sehr ist die griechische Geschichte die organische Entfaltung eines Lebenskeims mit seinen eigenthümlichen Naturanlagen und dem damit zusammenhängenden Geschick, so rein und voll hat das Epos diesen Volkscharakter und seine Bestimmung abgespiegelt. Es ist die gottbegeisterte gottbegnadete Jugendkraft die in Achilleus verherrlicht wird; zugleich aber offenbart sich der tiefe maßhaltende Sinn der Hellenen darin daß das Uebermäßige tragisch wird, daß Achilleus selber durch den Verlust des Freundes büßt für das Leid das er durch seinen Zorn gegen Agamemnon so vielen Unschuldigen bereitet; es ist die Läuterung seines eigenen edeln Gemüths und die Erhebung des Geistes über das Irdische, der Entschluß das Leben zu opfern für die Pflicht und das Ideal, für Freundschaft und Ruhm, wodurch der Held selber verklärt wird, während die größte Sühne für das erlittene Unrecht ihm durch Götterwillen zu Theil geworden, als keiner der Hellenen mehr den Troern standzuhalten vermöchte, er aber auf die Mauer trat und blos durch sein Erscheinen und durch seinen Ruf den Feinden ein Schrecken, seinem Volk ein Retter war.

Auch in der Odyssee erscheint die göttliche Vorsehung und Führung in der Geschichte des Menschen, die sittliche Weltordnung in der Strafe des Frevels, und in der Seele des Helden bereits die besonnene Mäßigung und die Scheu vor Uebermuth. Zugleich haben wir hier das Vorbild des Culturvolks das mit Geisteskraft und besonnenem Muth sich durch alles Barbarische kämpfend und siegend durcharbeitet. Und so oft auch unser Leben mit einer Reise verglichen worden, tiefsinniger und in anmuthvollerer Erzählung hat diesen Gedanken niemand durchgeführt als der griechische Epiker, der uns im Bilde des von Troja her nach

seinem Vaterlande steuernden Helden das Streben der Seele nach ihrer wahren Heimat, ihre Kämpfe mit den Lockungen und der Noth der Welt schildert; und als der herrliche Dulder nun das Vatergefild erreicht, da legen sie ihn schlafend ans Land, denn die Rückkehr aus allen Irrfahrten des Daseins ist wie das Erwachen aus einem Traum, und sie werden, nachdem sie bestanden sind, in der Erinnerung zum Stoffe für die Phantasie, zur Ergötzung für uns selbst und für andere. Da ist die rohe Gewalt des Kyklopen, die mit Muth und Klugheit bewältigt wird; da ist das Behagen eines ruhigen Lebensgenusses bei den Lothophagen, das so manchen der höhern Bestimmung vergessen läßt; da ist die Sinnenlust, die den Menschen zum Thiere macht, bis das göttliche Theil in uns die Zaubergewalt der Kirke bezwingt; da sind Skylla und Charybdis, die Extreme, zwischen welchen hindurch es gilt das Schiff mit festem Sinn zu steuern; da ist der Gesang der Sirenen, die reizende Silberstimme der Ehre, für die freilich die gemeinen Ohren mit Wachs verklebt sind, die aber auch nur der Edle ungestraft vernimmt, wenn er am Mastbaum seiner Treue für die Idee, für das Vaterland und die Liebe festgebunden ist. Ja auch im Siege der Kikonen dürfen wir mit Deutinger die Gefahr erkennen die dem Menschen droht, wenn er sich durch das erste Gelingen in unthätige Sicherheit wiegt, und in der durch Erfahrung gereiften Ruhe und Klarheit des Gemüthes den günstigen Fahrwind, den nun der Gott gewährt, indem er die andern Stürme gefesselt dem Reisenden übergibt. Aber Habgier entfesselt sie und in ihnen die Leidenschaften, und immer wenigern gelingt die Rettung. Da kommt noch die sauerste Probe, daß uns auch die bitterste Noth des Lebens, der quälende Hunger selber nicht verleite gegen den Götterwillen zu sündigen, das Heilige, die Rinder der Sonne, dem irdischen Bedürfnisse zu opfern; aber die abgezogenen Häute fangen an zu brüllen und die Frevler erschlägt der rächende Blitz. Wer jedoch das Leben gewinnen will der muß es einsetzen und in der Unterwelt dem Tode selbst ins Auge schauen; durch ihr Dunkel führt der Weg zum Licht. Wenn dann auch der Sturm des Schicksals über uns kommt, so reicht uns doch die göttliche Gnade eine rettende Leukotheabinde. Ja das ist die Aufgabe des Menschen daß er verdiene was ihm der Himmel verliehen hat, daß er seine Natur durch eigene That verwirkliche, seinen Besitz sich selber erringe; und so muß auch Odysseus noch einmal kämpfen um sein Reich

und um seine Gattin, bis er sie und in ihnen Frieden und Seligkeit wiederfindet. Die Geschichte ist die Rückkehr zum Ursprünglichen, aber durch Vernunft und Freiheit.

Diese ideale Grundlage der homerischen Poesie ist aber ganz aufgegangen im Bilde der äußern Erscheinungen, in der Darstellung der gegebenen Welt. Schöne Sinnlichkeit oder sinnliche Schönheit ist ihr Gepräge. Auch die innere Tüchtigkeit der Menschen offenbart sich in ihrer gewaltigen oder anmuthigen Leiblichkeit, der erstürmende Muth des Achilleus in der Schnelligkeit seiner Füße und die moralische Widerstandskraft des Aias in seiner ausdauernden Körperstärke; der idealste Held ist auch der schönste. Der Dichter geht auf im äußern Leben, aber dieses ist jugendlich glanzvoll und von innerer Empfindung beseelt oder vom erwachenden Geiste gestaltet. Das Recht kommt zur Geltung, aber noch nicht in festen bürgerlichen Einrichtungen, sondern wie es im Gemüthe empfunden wird spricht der Richter es aus und vollzieht es der Held, der die Gerechtigkeit in seinen Willen aufgenommen hat und seine Ehre darin findet sie in der Welt zu begründen. Es ist eine einfach große reine Menschheit die uns der Anfang des dritten Gesanges in der Odyssee zeigt. Nestor der königliche Greis hat mit den Seinen am Strande des Meeres den Göttern ein Opfer gebracht, und während sie das Fleisch zum Mahle braten, kommt ein Schiff mit weißschimmerndem Segel durch die blauen Wogen, Telemachos steigt aus mit der Göttin der Weisheit, die ihn in Mentor's Gestalt begleitet, und einer der Söhne Nestor's führt gastlich die Unbekannten heran, breitet ihnen Vliese zum Sitz, gibt ihnen einen goldenen Becher zutrinkend mit Handschlag und spricht zur Göttin:

Bete du nun, o Fremdling, zu Poseidaon dem Herrscher;
Denn sein Festmahl ist es woran ihr eben uns findet.
Aber nachdem du gesprengt und gefleht hast wie es gebühret,
Gib auch diesem den Becher des süßaduftenden Weines
Hin zur Spende sodann; auch er wird hoff ich die Götter
Anfleh'n; denn es bedürfen die Sterblichen alle der Götter.
Jener indeß ist jünger und gleich mir selber an Jahren,
Drum sollst du zuerst mit dem goldenen Becher begrüßt sein.

Welch ein Bild! Und so ist das Leben überhaupt ein in sich geschlossenes Ganze. Die Dinge der Außenwelt stehen in innigster Beziehung zum Menschen, sind von seiner Seele durchdrungen, wenn Odysseus sein Schiff selbst zimmert, sein Ehebett

ſelber unverrückbar auf dem Stamm des abgehauenen Oelbaums gerüſtet und das Schlafgemach darum gebaut hat, ein Zeichen woran die Gattin wieder erkennt daß kein Fremder ſie täuſche; den Stab der Macht hat der König ſich ſelbſt geglättet, das Mahl ſelbſt bereitet; es ſind keine fremden und weitläufigen Vermittelungen zwiſchen den Perſonen und ihren Geräthſchaften, ſondern ein unmittelbares Ergreifen. Und daran hat dann Hegel ſeine beſondere Luſt gehabt, wenn er den Homer las, und er wird es nicht müde zu preiſen wie überall die erſte Freude über eine neue Entdeckung, die Friſche des Beſitzes, die Eroberung des Genuſſes hervorblickt, wie in allem der Menſch die Geſchicklichkeit ſeiner Hand, die Kraft ſeines Armes oder die Klugheit ſeines Kopfes gegenwärtig hat, wie er in allem ſich einheimiſch fühlt. Aber dies iſt kein Verdienſt einer mit beſonnener Wahl ſchöpferiſchen Phantaſie, ſondern die Dichtung iſt der Spiegel einer glanzreichen poetiſchen Wirklichkeit und der Geſang iſt die melodiſche Stimme der Zeit. Wir dürfen von den menſchlichen Verhältniſſen annehmen was von der Natur gilt; ihre Schilderung bei Homer erſcheint uns Nordländern überſtrahlt vom Schimmer der Einbildungskraft, und wenn wir im Geleite ſeiner Dichtung nach dem Süden kommen, ſo überraſcht uns die klare Treue mit welcher er das Ganze und Einzelne aufgefaßt und veranſchaulicht hat. Die Wahrhaftigkeit und aus ihr ſtammend der klare Lebensblick, der das innerſte Weſen der Dinge in ihrer Erſcheinung ſieht und mit naiver Empfindung ihren echten Werth in Genuß und Verluſt ausſpricht, dies iſt der Grund für die menſchliche Größe des Dichters und darauf beruht ſeine ſo natürliche Kunſt.

Die Einheit des Volksepos iſt nicht die in ſich geſchloſſene des animaliſchen, ſondern die fortwachſend ſich entfaltende des pflanzlichen Organismus, wo der Stamm Zweige und Blätter hervortreibt, die einander nicht gleich aber doch nach demſelben Typus gebildet wie eine Pflanze für ſich auf dem gemeinſamen Grunde ſtehen und durch die innere einheitliche Geſtaltungskraft ſich zur ſchönen Krone wölben. So erfreut uns bei Homer vornehmlich dieſe nie verſiegende Fülle des Beſondern in ſtets geſundem ſelbſtändigen Leben, jeder Held erſcheint in ſeiner Eigenthümlichkeit, und dieſer wird ihre Ehre. Wenn Peleus den ſcheidenden Sohn mahnt: „immer der erſte zu ſein und vorzuſtreben den andern“, ſo erkennt ſogleich Menötios für ſeinen Patroklos auch deſſen Vorzug: Achilleus iſt ſtärker, aber Patroklos voll

milder Besonnenheit, damit soll er liebreich dem Freund wie ein Bruder zur Seite stehen. Welche That auch berichtet, welcher Charakter auch geschildert wird, sie sind jetzt Hauptsache, der Dichter setzt seine ganze Kraft daran, und es bleibt ihnen ihre Ehre, wenn auch im Ueberblick über das Ganze sie von andern überragt erscheinen. Der Grund liegt eben darin daß der künstlerisch organisirende Genius so viele Einzelgesänge bereits als Stoff wie zugerichtete Steine für seinen Bau vorfand, daß ein ganzes mitarbeitendes und nachfolgendes Geschlecht sein Schönstes und Bestes in möglichst innigem Anschluß an den Meister seinem Werke einverleibte. Darum möchte ich nicht mit Ottfried Müller so vornehmlich die Kunst des Dichters preisen, kraft welcher er stets eine andere Erfindung in Bereitschaft habe um damit anmuthig zu überraschen, und während er retardirende Momente verwerthe, zugleich die Spannung erhöhe und Befriedigung gewähre, da der vielstimmige Volksgesang eine Fülle von Motiven, von besondern Fassungen des einzelnen bot, die nach und nach in das Epos eingingen. Mitunter entsteht dadurch Ueberladung. So war wol beim Tode des Patroklos die erste und einfache Darstellung daß er durch Hektor's Lanze fällt; dann mochte ein weissagendes Wort in Bezug auf Achilleus, daß er dem Gott und dem Manne erliegen werde, auch auf seinen Freund übertragen und von einem andern Sänger die Ueberwindung desselben durch Apollon und Euphorbos erzählt worden sein; zuletzt ward beides auf eine nicht glückliche Weise miteinander verbunden.

Die Objectivität die das Epos als die der bildenden Kunst entsprechende Dichtart verlangt, ergibt sich ebenfalls von selbst in jener Zeit deren organisches Erzeugniß die Homerischen Gesänge waren. Der kindliche Sinn, die weltoffene Jugendlichkeit hat sich noch nicht in die Innerlichkeit des Gemüthes, des subjectiven Geistes vertieft, sondern lebt in der Anschauung der Außenwelt und gibt sich darstellend durch die Auffassung derselben kund. Der Dichter weiß sich nicht verschieden von seinem Gegenstand, darum geht er in demselben auf, er hat nichts ersonnen, er singt was er erfahren hat, seine Weltanschauung ist der Widerschein oder die Offenbarung vom Gesammtbewußtsein des Volksgeistes in seiner Seele. Er ist Volksdichter, sein Werk ist das Resultat eines ganzen Zeitalters, aber durch den künstlerischen Genius harmonisch organisirt. Wie in der Geschichte der Wille des Zeus geschehen ist, so gibt dieser oder die Muse auch dem Sänger das

Lied ein. Der wiederholende Sänger erzeugt das Lied von neuem, es ist ihm selbst ein Wunder, wie es aus dem Schachte des Gedächtnisses frisch in das Licht des Bewußtseins allmählig emporsteigt, wie sowol die Erinnerung als die Begeisterung es hervorbringen. Wenn Homer's Theilnahme lebendig wird, so spricht er sein Gefühl nicht selber aus, sondern er legt seine Empfindung, seine Gedanken einer der Gestalten des Liedes in den Mund, und es sagt sie, wie wenn sie zur Geschichte gehörten, einer seinem Nachbar. Oder wenn Hektor in den Waffen Achill's triumphirt, dann wird die Betrachtnng seines nahen Todes von Zeus selber ausgesprochen, der das Haupt ernst bewegend der Stimmung des Dichters wie des Hörers, die das Bevorstehende kennen, einen rührenden Ausdruck gibt. Homer ist in der natürlichen ursprünglichen Harmonie mit der Sache, spätere Dichter vereinen ihr wieder kunstreich die freigewordene Innerlichkeit. Das Gesetz daß der Epiker hinter seinem Werke verschwinde und dies sich in seiner Objectivität selbständig vor uns entfalte, dies erfüllt Homer von Natur. Seine Subjectivität erkennen wir aus seinem Werk. Odysseus und Penelope offenbaren den Erfindungsreichthum seines Geistes, die Treue seines Herzens; wir ahnen den Muth seiner Brust in der Waffenfreude des Achilleus, und aus Andromache's lächelnder Thräne spricht die Innigkeit seines Gemüthes uns an, wie die Kindereinfalt seiner reinen Seele aus dem Zurückbeben des kleinen Astyanax vor dem Helmbusch des Vaters. Es ist das eigene Vaterlandsgefühl des Dichters das er seinen Helden einhaucht, daß Hektor sich über die Deutnng des Vogelflugs zu dem freien Geistesblick erheben kann: „Ein Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu erretten!" Es ist seine eigene Liebe zur Heimat, die den Odysseus sich sehnen läßt den Rauch des Vaterhauses wieder aufwirbeln zu sehen. Es ist seine Menschlichkeit, die auch im Sauhirten Eumäus das Göttliche der Menschennatur, die Treue und den Muth betont, sein tiefes Mitgefühl für alles Lebendige, das den Hund Argos mit brechendem Auge den heimkehrenden Herrn erkennen läßt der insgeheim die Thräne sich abwischt.

Das aber ist eben das Anziehende und ganz Einzige bei Homer, dieser vollendete Einklang von Natur und Kunst, diese Kunst, die noch ganz unmittelbar und reflexionslos das Schöne gleich einer organischen Entfaltung der Natur hervorbringt, diese Natur, die kraft des auf das Aesthetische gerichteten Volksgeistes

ſo echt künſtleriſch wirkt. Es iſt das Naturgeſetz der Dichtkunſt im Unterſchied von der Plaſtik oder Malerei, daß ſie, die das Schöne in nacheinander ertönenden Worten, im Fluſſe der Zeit darſtellt, nicht im Raum mittels nebeneinander ruhender ſichtbarer Formen, damit auch an die Darſtellung des bewegten Lebens gewieſen iſt; unbewußt hat es Homer erfüllt, die Heldenlieder waren Erzählung von Ereigniſſen, von Handlungen, und die Charaktere entfalteten ſich durch Worte und durch Thaten, das nahm er auf und führte es rein aus mit der Sicherheit des Vernunftinſtincts; und in ſeinen Werken hat Leſſing dieſes Naturgeſetz der Poeſie entdeckt. Homer gibt uns nirgends die ſucceſſive Schilderung des gleichzeitig Beſtehenden, wodurch daſſelbe doch nur verſtückelt vor die Seele tritt, nicht auf einen Blick im Zuſammenwirken ſeiner Theile wie in der Malerei, er gibt uns vielmehr ſtets die fortſchreitende Handlung und flicht in ſie die Züge von den Körpern die ihre Träger ſind. Er beſchreibt uns den Schild des Achilleus dadurch daß er uns in die Werkſtätte des kunſtverſtändigen Feuergottes führt, und dieſen vor unſern Augen alles der Reihe nach bilden läßt. Er beſchreibt ſeine Helden nicht wie ſie gerüſtet ſind, aber er führt uns in ihr Zelt, wenn ſie ſich waffnen, und nun ſehen wir ſie den Harniſch um die Bruſt und die Schienen um die Beine legen, die glänzenden Sohlen unter die Füße binden und den roßhaarumflatterten Helm aufs Haupt ſetzen. Er beſchreibt uns die Schiffe nicht, ſie heißen die ſchnellen, ſchwarzen, rothgeſchnäbelten; aber das Löſen der Anker, das Abfahren, das Aufziehen der Segel, das Anlanden ſchildert er in den einzelnen Momenten der Thätigkeit. Pandaros ſpannt den Bogen, holt den Pfeil aus dem Köcher, ſetzt ihn auf die Sehne, zieht ihn bis zur Bruſt heran, und als der Bogen kreisförmig gekrümmt iſt, da ſchwirrt das Horn, da tönt die Sehne und fliegt der Pfeil nach dem Ziel. Indem Zug für Zug in ſtetiger Entwickelung das Bogenſchießen erzählt wird, gewinnen wir zugleich des Bogens Bild. In der Odyſſee holt Penelope den Bogen des Odyſſeus. Sie ſteigt empor zum Gemach, nimmt den ehernen Schlüſſel mit elfenbeinernem Griffe und geht zur hinteren Kammer hinab, wo die Kleinode des Königs ruhen. Dort tritt ſie auf die eichene Schwelle, löſt den Riemen vom Ring der Pforte, ſteckt den Schlüſſel hinein und ſchiebt den Riegel zurück, krachend breiten die Thürflügel ſich auseinander, und ſie geht hin zur Wand, reckt ſich empor und nimmt vom Nagel den Bogen. In-

dem wir das Thun der Penelope begleiten, gewinnen wir das Bild ihrer Umgebung. Die Anſchaulichkeit, die Objectivität wird weſentlich dadurch erreicht daß der Dichter mit dieſer Stetigkeit erzählt, die nirgends Sprünge macht, ſondern Schritt für Schritt die Handlung darlegt und ſo mit ununterbrochenen Linien den Gegenſtand umſchreibt und ein vollſtändiges Bild entwirft. Die Breite des Epos beruht auf dieſer Treue für das einzelne, die wieder aus einer gleichmüthigen beſchaulichen Stimmung der Seele fließt, welche das Object rein in ihr walten läßt. Wir finden dieſe ſtetige Verkettung in den Schlachtgemälden, wo der Sturz des Freundes den Genoſſen in den Rachekampf zieht und ein Schlag den andern bedingt, wir finden ſie auch in der Kürze der Zeit welche Ilias und Odyſſee bei allem Umfang einnehmen, und wir geleiten in den wenigen Tagen, da ſie ihr Geſchick erfüllen, den Achilleus und Odyſſeus vom Frühroth bis zum Glanz der Sterne. — Und ſo ſehr ſinnliche Schönheit der ganzen Homeriſchen Dichtung eignet, nirgends läßt er ſich auf eine umſtändliche Schilderung des Achilleus, der Helena, der Aphrodite ein; denn weder iſt das Wort für das einzelne beſtimmt genug, noch kann es die Uebereinſtimmung der Theile zum Ganzen zeigen. Aber wenn Apoll und Hermes auch unter dem Gelächter der Götter und in zehnmal ſtärkern Banden wie Ares am Buſen der Liebesgöttin ruhen möchten, oder wenn beim Anblick Helena's auch die Greiſe es den Achäern und Troern nicht verargen können daß ſie um ſolch ein Weib zehn Jahre lang die Noth des Krieges tragen, dann erkennen wir die Schönheit aus ihrer Wirkung auf das Gemüth, und unſere Phantaſie wird erweckt ihr Bild innerlich zu zeichnen.

Wie das Denken ein Sprechen zur eigenen Seele iſt, ſo gibt die Innerlichkeit ſich durch Handlungen kund oder die Stimmung wird durch das Bild deſſen angedeutet das ſie erregt. In der Anrede des Odyſſeus tritt die Nauſikaa und der Eindruck den ſie auf ihn macht, dadurch lebendig vor uns daß er die Aeltern, den Bräutigam glücklich preiſt der ſie zum Reigen führt, daß er ſie der Palme in Delos vergleicht; die Erzählung ſeiner Noth motivirt ſeine Bitte um Schutz, und der Segenswunſch für ſie iſt ein Gemälde des häuslichen Glücks befriedigter Liebe. Andromache macht uns klar daß Hektor ihr Eins und Alles ſei, indem ſie des Vaters und der Brüder gedenkt, die dem Speer des Achilleus erlagen; und ihr künftiges Los wird vor dem

Auge des Gatten ſogleich zum Bilde: nichts jammert ihn ſo ſehr als daß ein Achäer die Weinende wegführen wird, den Tag der Freiheit ihn raubend, und ſie in Argos um den Webſtuhl eines andern Weibes gehen oder mühſam Waſſer herbeitragen muß.

Die Anſchaulichkeit der Rede wird noch erhöht durch die Fülle ſo maleriſcher als volltönender Beiwörter und durch die Gleichniſſe. Wie Zeus auf dem Ida hier das Kampfgetümmel der Achäer und Troer und dort das friedliche Leben der Thrakier und Hippomolgen überſchaut, ſo ſchwebt der freie Blick des Sängers über der ganzen Welt und ſein reger Geiſt zieht die verſchiedenen Sphären des Lebens heran um ſie durcheinander zu beleuchten. Da wehrt die Göttin das Geſchoß von dem geliebten Helden wie die Mutter die Fliege vom Kind; dort hält ſich der Kampf der Scharen gleich wie das Richtmaß in des Zimmerers Hand. Manchmal dient das Geiſtige zur Schilderung des Sinnlichen, wie wenn die Götter ſich bewegen ähnlich den Gedanken des vielgereiſten Mannes, der im Augenblick ſich dahin und dorthin verſetzt; in der Regel aber iſt es die Natur welche eine Spiegelung des menſchlichen Thuns und Treibens bietet, und der Dichter führt uns unter den Sternenhimmel und an das wogende Meer, in Sturm und Schneegeſtöber wie unter blühende Bäume; am häufigſten dient das Thierleben mit ſeinen Kämpfen zum Gleichniß für die Helden und ihre Lage. Und nicht blos kurz mit ſinniger Wahl eines einzelnen Zugs hebt der Dichter eine Aehnlichkeit hervor, und ſelten verflicht er Bild und Sache metaphoriſch ineinander (wie wenn der Verwundete auf der Lanze die ihn traf als auf einem Stab zum Hades geht, oder wenn es von Paris heißt daß ihm ein ſteinerner Rock, d. h. die Steinigung gebühre), ſondern er malt das Bild wie eine ſelbſtändige Handlung oder Erſcheinung für ſich befriedigend aus, und es ſteht als ein kleines Ganze in der Erzählung wie dieſe im Epos. So gilt bis ins Kleinſte das Wort Schiller's: die aus dem Innerſten hervorgeholte Wahrheit ſei des epiſchen Dichters Zweck; der liege ſchon in jedem Punkt ſeiner Bewegung; darum eilen wir nicht ungeduldig zu einem Ziel, ſondern verweilen mit Liebe bei jedem Schritt und erhalten die höchſte Freiheit des Gemüthes. Auch dazu wirken die Gleichniſſe wieder, wenn ſie in die Spannung der menſchlichen Dinge ein beruhigendes Bild der Natur hineinſtellen, indem ſie zugleich das Bedeutende hervorheben.

Auf ſolche Art geben die Homeriſchen Geſänge das volle

Weltbild; das Leben der Natur umgibt uns in ſeiner Friſche, und wir geleiten den Menſchen im Krieg und Frieden, im Haus und auf dem Markte, von ſeinem erſten Hauche, von der Bruſt der Mutter bis zum Holzſtoß, ja bis hinab in die Unterwelt, wo die Böſen ihre Strafe finden und die Schatten der Guten den Nachhall ihres irdiſchen Daſeins genießen; oder ſie gehen zu den Inſeln der Seligen ein, wie jene von Wolf claſſiſch nachgebildeten entzückenden Verſe verkündigen:

Nicht ward dir es beſchieden, o göttlicher Fürſt Menelaos,
Tod und Verhängniß daheim in dem Roßland Argos zu leiden;
Nein zu Elyſion's Flur und der Erd' Umgrenzungen werden
Götter dich einſt hinführen, wo thront Goldhaar Rhadamanthys; —
Dort lebt arbeitslos und behaglich der Menſch ſein Leben:
Nie iſt da Schnee, nie rauſcht Platzregen da, nimmer auch Sturmwind;
Selbſt Okeanos ſendet des Weſts hellwehende Hauche
Immer dahin, die Bewohner mit Frühlingsluft ſanft kühlend; —
Weil du ja Helena haſt und ein Eidam ihnen von Zeus biſt.

Wenn der Grieche vom Rücken der Berge beide Meere ſah, wenn unter dem lichten Himmel ſein Blick von Inſel zu Inſel reichte, ſo ward der Sinn für räumliche Ordnung geweckt, für Klarheit und Ueberſichtlichkeit geſchärft. Die homeriſchen Lieder bewegen ſich dabei in einer heimatlich vertrauten Welt. Kaum eine Stadt, die nicht durch eine ſtehende Bezeichnung ihrer Lage am Meer, im Flußthal, auf felſigem Vorgebirge ſich als wohlbekannte Oertlichkeit darſtellte. Lotze, der dies bemerkt, fügt hinzu: Die Welt lag anders vor den Griechen als vor unſern Vorvätern das waldbewachſene Binnenland; Rhein und Donau ziehen wie zwei einſame Silberfäden, in deren Nähe es tagt, durch das Nibelungenlied; entfernt von ihnen die Helden ein Kriegszug, ſo ſchlägt hinter ihnen die Unklarheit der geographiſchen Anſchauungen wie eine pfadloſe Nacht zuſammen.

Vor allem aber ſind die menſchlichen Charaktere die Typen in denen die Grundzüge unſers Lebens einfach und plaſtiſch voll erſcheinen. Selbſt die Frauen haben eine ſchöne freie Stellung, ihre Würde iſt anerkannt, und mit der ſtillen Gewalt edler Sitte walten ſie einflußreich im Hauſe, wie Arete des Alkinoos Gemahlin. Ihre Tochter Nauſikaa ſtrahlt in holdſeligem Zauber reiner und naiver Jungfräulichkeit. Selbſt mit Helena's Schuld verſöhnt ihre Reue, und ſie genießt allgemeiner Achtung. Als

Gattin und Mutter aber ist Andromache durch die Innigkeit ihrer Liebe und die Tiefe ihres Schmerzes, Penelope durch die duldende hoffende Treue und die kluge Sinnigkeit ihres Gemüths ein wunderbares Gegenbild weiblicher Natur für die männliche des herrlichen Vaterlandsvertheidigers Hektor, des erfindungsreichen Odysseus. Unter den Männern fehlt auch ein häßlicher und schmähsüchtiger Thersites in der Ilias so wenig als ein gemeiner und falscher Knecht in der Odyssee, oder die übermüthige Jugend der üppigen Freier. Manches Helden der Ilias haben wir schon gedacht, aber ein näheres Eingehen verdient es wie reich Achilleus ausgestattet ist, wie der hochherzige Jüngling in seinem gewaltigen Gefühl den aufloderuden Zorn über die gekränkte Ehre und den rührenden Schmerz um den Freund vereinigt, wie er in seiner Kampfwuth so schrecklich ist daß der Dichter selber tadelnd bemerkt er habe Entsetzliches ersonnen, doch im Innersten seiner Seele als das Erbtheil seiner Mutter die eingeborene Milde hegt, wie er denn auch auf seinem Schilde die Bilder des Friedens in den Streit hineinträgt. Er ragt vor allen an Schönheit wie an Kraft, aber hochherzig wählt er den ewigen Ruhm statt des langen irdischen Genusses, und angesichts des Todes reut die Wahl ihn nicht, sondern er opfert sich selber der Freundespflicht, und Lebensfreude und Todesmuth verschmelzen in ihm. Wie er sich vom Kampf zurückgezogen, da sehnt er sich am Strande des Meeres nach Feldgeschrei und Getümmel, und er greift zur Harfe und singt seinem Patroklos ein Heldenlied, das eigene Herz am Saitenspiel erlabend, und dem Agamemnon sagt er: Ein jeder dem gut und bieder das Herz ist, liebt sein Weib und pflegt sie mit Zärtlichkeit. So schwer gekränkt er ist, vor der Heimfahrt hält ihn sein Edelsinn zurück, er will das Volk nicht verlassen, er erbarmt sich der Noth desselben, er wünscht den Streit hinweg aus dem Kreise der Menschen und Götter, und den Zorn, der anfangs süßer ist denn sanft eingleitender Honig, dann aber in der Männerbrust wie ein verzehrendes Feuer aufwächst. Er der Gewaltige braucht von dem auf Kunde ausgesandten betrübt heimkommenden Genossen das zarte Gleichniß des kleinen Mädchens, das flehend der Mutter nachläuft, daß sie es auf den Arm nehme, das am Gewand sie faßt und mit Thränen zu ihr emporsieht. Der Liebling der Götter folgt auch ihrem Willen, selbst wenn es das eigene Herz zu bezwingen gilt, und so verdient er seine Verherrlichung. — Neben ihm, dem Gott-

begeisterten, den die Offenheit der Jugend ziert, dem wie der Tod jener verhaßt ist der anders redet als denkt, anders thut als er spricht, steht nicht minder reich ausgestattet Odysseus als das Muster des griechischen Mannes, den Klugheit und Besonnenheit neben dem Muth und der Kraft geschickt machen sich aus allen Gefahren herauszuringen, den der Erfindungsreichthum des überlegenden Geistes stets den Umständen gewachsen, ja überlegen macht. Wie Achilleus der schönste, so ist Odysseus der klügste aller Achäer, aber dabei auch ein Mann der Körperstärke und Gewandtheit, der den Bogen zu spannen, die Scheibe zu werfen, im Ringkampf und Wettlauf zu siegen weiß. Kopf und Brust sind vorzugsweise ausgebildet, darum erscheint er sitzend größer; und wenn Menelaos weniges Gewichtige frischweg redet, so senkt er zuerst sinnend den Blick und hält den Stab unverrückt, bis endlich die Stimme aus der Brust hervorbricht und nun die Worte wie stöbernde Schneeflocken aus dem Munde fliegen und die wohlbedachte Rede den Hörer dahinreißt. Er handelt stets nach der Lage der Dinge, aber sein Ziel verliert er nie aus dem Auge, und für seinen guten Zweck weiß er die dienlichsten Mittel zu finden. Der Wildheit, der Uebermacht setzt er die List entgegen, er ist ebenso besonnen und beharrlich als seine Lust an Abenteuern ihn in immer neue Abenteuer führt; er will die Städte der Menschen sehen, ihren Sinn und ihre Sitte erkennen; dieser hellenische Wissenstrieb lebt mit der Treue für das Weib der Jugend, mit der Liebe zum Vaterland in seiner Seele, und weder Kirke's Zauber, noch Kalypso, die ihm Unsterblichkeit geben würde in ewig blühender Jugend, macht ihn der Gattin und der Heimat abtrünnig. Nicht blos als er endlich seine Penelope, seinen Telemachos ans Herz drückt, bricht er in Thränen aus; auch als er die treuen Mägde im Hause wieder sieht, weint und schluchzt er laut; er erkannte noch alle. So ruht die unerschöpfliche Geisteskraft auf dem tiefen Gemüth, wie seine Schlauheit auch wieder die Redlichkeit, die Gottesfurcht zur Genossin hat, sodaß er sich wol des Sieges freuen mag, aber es für Sünde hält über den Leichen der Feinde zu jubeln. Diese Mäßigung, diese fromme Scheu bewahrt ihm die Gnade der Göttin der Weisheit die ihm hülfreich zur Seite steht, sie ist echt hellenisch.

Und echt hellenisch ist auch der Klang der Wehmuth, der Hauch der Klage, der sich durch die jugendfreudige Waffenlust der Ilias hinzieht, sich in der Ahnung ausspricht die Achill vom

eigenen Tode, Hektor von den Tagen hat wo das heilige Ilion hinſinkt, Priamos ſinkt und das Volk des lanzenkundigen Königs. Und Glaukos ſagt zu Diomedes:

Gleich wie Blätter im Wald, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibet
Wieder der grünende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So auch der Menſchen Geſchlecht: dies wächſt und jenes verſchwindet.

Ja es iſt Zeus ſelber der das Wort voll mitleidigen Ernſtes ſpricht:

Ach nichts anderes wol iſt jammervoller zu finden
Als der Menſch von allem was lebt und webet auf Erden!

Und das hallt auch in der Odyſſee wider. Die armen Sterblichen! Welchen Troſt gibt ihnen das Jenſeits, wenn Achilleus als Ackerknecht dem unbegüterten Manne lieber dienen denn das Volk der Todten beherrſchen möchte? Darum möge der Lebende ſich der Sonne freuen, ſolange ſie ihm leuchtet. Möge er die Stunde feſthalten, von der er mit Odyſſeus ſagen kann:

Wahrlich es iſt doch Wonne mit anzuhören den Sänger,
Wenn ein ſolcher, wie der, Wohllaut der Unſterblichen nachahmt!
Denn ich kenne gewiß kein mehr anmuthendes Trachten,
Als wenn freudiger Sinn im Volk ſich auf alle verbreitet,
Und im Palaſt beim Schmaus die Geladenen horchen dem Sänger
Sitzend in Reihn, da voll vor ihnen die prangenden Tafeln
Stehn mit Brot und Fleiſch, und funkelnden Wein aus dem Miſchkrug
Schöpfet der Schenk und trägt ihn umher und füllet die Becher.
So was dünket im Geiſt mir das Seligſte doch und das Schönſte!

Das iſt ein Abglanz vom Zuſtande der Götter, der leichthinlebenden. Wir haben geſehen wie ſie im Bewußtſein der Griechen Geſtalt gewannen, wie der epiſche Geſang ſie vorzugsweiſe in die menſchliche Geſchichte als deren Leiter verflocht, und wie damit das Ethiſche über das Phyſiſche in ihnen das Uebergewicht erhielt, ſie mehr Mächte des Gemüthes als der Natur wurden. Eine berühmte Stelle des Herodot ſagt nicht daß die Dichter Homer und Heſiod den Griechen ihre Götter, ſondern ihre Göttergeſchichte, die Theogonie, gemacht, die bezeichnenden Namen, die Ehren und Obliegenheiten der Götter vertheilt, ein Wort das an die Heſiodiſche Stelle ſelbſt anklingt, wo Zeus nach

Uebernahme der Herrschaft den Göttern Ehren und Würden wohl vertheilt. Der Stoff der Mythologie war vorhanden, aber die Poesie brachte ihn zur Entfaltung und gab dem einzelnen seinen Zusammenhang. Wie die Stammsagen der Helden, so kamen die Localmythen von den Göttern bei der Völkerwanderung der Hellenen in wechselseitige Berührung, und die Gottheiten traten zusammen als eine Götterversammlung, als ein Götterstaat, unter der Oberherrschaft des Zeus, der von Ursprung an der althellenische Gott gewesen, sodaß eine spätere Zeit sie als seine Offenbarung, als die Personificationen seiner besondern Kräfte und Eigenschaften ansehen konnte. Wie Homer die Heldenlieder einst, so macht er auch ein Ganzes aus den mythologischen Ueberlieferungen, und nur dasjenige geht von ihnen in das Gesammtbewußtsein der Griechen über, was seine Gesänge aufgenommen, da sie bald das Grundbuch der hellenischen Cultur, ihre Bibel werden, da in ihnen der Nationalgeist sich am vollendetsten ausgesprochen findet. Die Götter sind nicht die Geschöpfe der Dichter, aber die Phantasie gibt der religiösen Idee Gestalt, die Dichter sehen das Wirken der Götter in der Geschichte die sie erzählen, die Dichter erfinden den Mythus nicht, aber sie nehmen ihn als Stoff und Element und bilden ihn mit künstlerischer Freiheit aus. Sie sind durch kein Dogma gebunden, sie selbst sind die Ausleger der religiösen Stimmungen im Volksgemüthe, und zwar als Dichter, nicht durch Begriffe und Verstandesbeweise, sondern durch Bilder und durch die überzeugende Macht der Schönheit der Veranschaulichung. Auch von der Geschichte und dem Zusammenhang der Götter gibt der vielstimmige Gesang verschiedene Darstellungen, welche das religiöse Bewußtsein nicht stören, das sich vor allem an die Idee hält und den Mythus mit jenem poetischen Glauben auffaßt den er voraussetzt.

Sobald das Göttliche nicht so sehr als das die Natur Durchwaltende, in ihren Erscheinungen sich Offenbarende aufgefaßt, sondern auch von diesen gelöst und über ihnen als geistige selbstbewußte Macht und als Herr des menschlichen Lebens verehrt wird, kann es nicht mehr an den Himmel, die Sonne, das Meer geknüpft oder durch ihr Symbol dargestellt werden, sondern es erfordert die Gestalt des persönlichen Geistes, die menschliche, die aber um der Göttlichkeit willen über das Materielle und seine Bedürftigkeit erhöht und als das in sich vollendete Urbild angeschaut wird. In dem homerischen Gedichte selbst begegnen sich

noch die anfänglichen Verſuche, welche das Göttliche in der Menſchengeſtalt durch Steigerung in das körperlich Rieſige und Ungeheuere ausdrücken, mit der idealern Weiſe, die ſeine Macht in ihren Wirkungen verkündet, ſodaß die vorwallenden Locken und die bewegten Augenbrauen des Zeus, auch wenn er huldvoll Gewährung nickt, den Olympos erſchüttern. Zeus iſt der Donnergewaltige, der Wolkenſammler, aber er wiegt auch den Menſchen ihr Geſchick; er iſt der Allſehende, doch erkürt er ſich den Sitz auf weit umſchauender Bergeshöhe; er iſt vornehmlich der Erbarmungsvolle und Gnadenreiche, während ſeine Gemahlin Here das Weltgeſetz vertritt und deſſen Aufrechthaltung verlangt, und als die Göttin der Ehe den Ehebruch zu rächen, die Stadt die des Ehebrechers Sache vertheidigt von Grund aus zu zerſtören antreibt. Die von den Kleinaſiaten verehrten Götter der Sonne, der weiblichen Natur, werden von den Griechen als Apoll, als Aphrodite in ihren Götterkreis aufgenommen, aber ſie ſind Schirmherren der Troer, während die ioniſchen Stammgötter Athene und Poſeidon oder Here von Argos die Partei der Griechen halten. Indeß hört der Gegenſatz in der Odyſſee bereits auf, in der man überhaupt weniger Mythologie und mehr Religion finden will.

Der urſprünglich allwaltende Zeus hat jetzt einen Theil ſeines Weſens an zwei Brüder abgegeben, die Unterwelt an Aides, das Meer an Poſeidon; wenn aber jener der unterirdiſche Zeus heißt, ſo ſehen wir daraus, daß es das eine göttliche Weſen iſt das hier nach einer Seite ſeines Wirkens mit einem beſonderen Namen und darnach als beſondere Perſönlichkeit verehrt wird. Die Erde und der hohe Olympos iſt als Wirkungsſphären und Verſammlungsort allen gemein.

Die erwachte Geiſtigkeit des Hellenenthums gibt ſich vornehmlich in der Athene kund, die wie eine Perſonification der göttlichen Weisheit und Vorſehung die Menſchen geleitet; auch der Kampf wird von ihr, vom beſonnenen Geiſte, gelenkt, entſchieden; das wilde Getümmel iſt Sache des Ares.

Indem der dichteriſche Geiſt den Glauben an die religiöſe Idee und damit an die vom Volksgefühl erkannten göttlichen Mächte treu bewahrt, aber dieſelben nach den innern Erfahrungen und den äußern Erſcheinungen mit poetiſcher Freiheit ausbildet und als theilnehmende Weſen in ſeine Erzählung verflicht, kann Schelling ſagen daß hier der Polytheismus aufhöre Gegen-

ſtand der Superſtition zu ſein, und Gegenſtand einer poetiſchen und ſelbſt dichteriſch-abſichtlichen Auseinanderſetzung werde. „Der Ernſt und die Strenge der Zeit ſind aus dieſen Bildungen gewichen, nur die gemilderte Größe iſt geblieben. Die griechiſchen Götter ſind das was nach der höheren Betrachtungsweiſe eines wiſſenſchaftlich oder poetiſch verklärten Gemüths die Dinge der Sinnenwelt ſind; ſie ſind wirklich nur noch Erſcheinung, nur Weſen einer höhern Imagination, ſie machen keinen Anſpruch auf höhere Wahrheit als die wir auch dichteriſchen Geſtalten zuſprechen. Aber darum können ſie nicht als ſelbſt poetiſch erzeugte betrachtet werden; dieſe nur noch dichteriſche Bedeutung kann wol das Ende des Proceſſes ſein, aber nicht der Anfang. Dieſe Geſtalten entſtehen nicht durch Poeſie, ſondern ſie verklären ſich in Poeſie; die Poeſie ſelbſt erſteht erſt mit ihnen und in ihnen.“ So trefflich dies letztere iſt, ſo möchte ich doch in Bezug auf das Vorhergehende bemerken daß dieſe nur dichteriſche Wirklichkeit erſt am Ende des Alterthums eintritt, bei Virgil und Ovid, nicht aber ſchon bei Homer und Heſiod. Dieſen haben ihre Götter auch die religiöſe Realität, die Schelling ihnen abſpricht, das eigentliche Reale iſt nicht in die Tiefe geſunken, ſondern es iſt der innere Kern, die Weſenheit, die aber für den Menſchen jetzt ihre Erſcheinungsform durch die Poeſie erhält, und an dieſe Erſcheinungsformen iſt das griechiſche Gemüth nicht in engem dumpfen Köhlerglauben gebunden, ſondern es hat ein Gefühl davon daß es ihrer mächtig iſt und ſelbſt mit ihnen ein heiteres Spiel treiben kann.

Daß alle gute und alle vollkommene Gabe von oben kommt, eine göttliche Gnade iſt, daß Götterwille die Welt lenkt, die Natur ordnet, das Böſe ſtraft und dem Guten zum Siege verhilft, dieſe Ueberzeugung lebt in der Seele Homer's, er glaubt an die Einwirkung der Götter auf die Menſchenwelt, er glaubt daß alles Große und Schöne nur im Zuſammenwirken der Gottheit und der Menſchen vollendet wird. Darum ſingt der Sänger ſein Lied kraft der Begeiſterung durch Zeus oder kraft der Eingebung der Muſe, darum ſteht Pallas Athene dem Odyſſeus überall hülfreich zur Seite, und wenn Achilleus rathſchlagt ob er dem Zorn folgen oder die Leidenſchaft bändigen ſoll, ſo iſt ſie es die ihn — ihm allein ſichtbar, alſo innerlich — mahnend am blonden Haar erfaßt und ſein Herz beſchwichtigt. In dieſer Kraft der Selbſtbeherrſchung ahnt der Dichter ein Mächtigwerden

des allgemeinen Willens im individuellen. Der Dichter ist selbst der Seher, der die Pest im Lager der Griechen als die Strafe des zürnenden Gottes auffaßt dem sein Priester unbillig behandelt worden. Die Erfahrung aus der Erscheinungswelt knüpft er an die Idee, deutet jene durch diese und gewinnt so für die Idee, für die göttliche Wesenheit Apollon's eine neue sie offenbarende Geschichte. Der Dichter würde die Wirklichkeit nicht in ihrem tiefsten Grunde erfassen, wenn er sie nicht im Zusammenhang mit Gott, als eine Offenbarung des göttlichen Waltens darstellte. Wie er überall den Finger Gottes erkennt, so läßt er nun seine Götter nach Maßgabe ihrer Individualität in die menschlichen Dinge persönlich und sichtbar eingreifen, am liebsten aber so daß sie in menschlicher Gestalt als eine bestimmte menschliche Persönlichkeit erscheinen, und darin liegt ja die Wahrheit, daß wir selbst die Mittel und Werkzeuge sind durch welche sich der ewige Rathschluß vollzieht. Mit dieser Weltanschauung ist es dem Dichter heiliger Ernst, aber die Darstellung des besonderen Falles vollzieht er mit poetischer Freiheit. Auch darin hat er ein Naturgesetz des Epos gefunden daß er in der Menschengeschichte die göttliche Weltregierung veranschaulicht; das ist der Grund des Uebersinnlichen und Wunderbaren in seiner Poesie, und darum folgen wir noch heute dem Zauber seines Gesangs, wenn wir auch an die Realität seiner besondern Götter und ihrer Erscheinungen nicht mehr glauben. Das Geisteswunder des im Getriebe der menschlichen Dinge sich vollziehenden Götterwillens, das Uebersinnliche der sittlichen Weltordnung muß uns jedes echte Epos darstellen; Homer hat es auf die sinnlich anschaulichste Weise gethan.

Schelling nennt Homer die wundervollste Erscheinung des Alterthums, den Messias des Heidenthums, das sich in ihm vollende. „Nie", sagt er, „glänzt die Erde, nie der Himmel in schönerm Lichte als nach Sturm, Ungewitter und unendlichem Regen, wenn sie wie neu geschaffen aus einer zweiten Entwickelung hervortritt. So fühlen wir in Homeros im ganzen und in jedem Theil die frische gesunde Jugend der eben freigelassenen Menschheit; nachdem das Ungeheuere, Formlose verdrungen ist, breitet sich die schöne Welt reiner Gestalten aus; aber schal und leer ist jede Bewunderung des Homer, die nicht dunkel das Gefühl der in jenen Gestalten überwundenen Vergangenheit zum Grunde liegen hat; denn nur aus dieser kommt ihre Kraft und

jene Allgemeingültigkeit, die an den griechiſchen Göttern haftet, vermöge der ſie jeder gleich als allgemein bedeutende Weſen erkennen muß."

Der Cultus der Götter wie Homer ihn ſchildert iſt einfach; Tempel und Götterbilder werden erwähnt, gewöhnlich ſteht aber der Altar noch neben einem heiligen Hain. Der einzelne opfert für ſich, der Hausvater für die Familie, der König für das Volk. Ein Theil des Opferthieres wird den Göttern verbrannt, das meiſte den Menſchen zum Mahl bereitet, zu dem eben die Götter geladen ſind, daher man ihnen auch Wein ſprengt und ſpendet. Freudig dient der Menſch ſeinen Göttern, den verklärten Urbildern der eigenen Natur, die darum auch nicht Selbſtverleugnung, Weltentſagung, ſondern Selbſtbehauptung, Kraft und Maß von ihm verlangen. Ein geſundes ſittliches Gefühl läßt auch hier das Humane naiv und friſch ſich entfalten.

Man pflegt den trojaniſchen Krieg bis gegen 1200 v. Chr. hinaufzurücken. Die Einwanderung der Jonier in den Peloponnes beginnt um 1000, von 950 an vollzieht ſich die Coloniſirung der kleinaſiatiſchen Küſte durch die Jonier und Aeolier; der Heldengeſang begleitet ſie und hat eine Entwickelung durch drei Geſchlechter, wenn wir den Homer mit Herodot 400 Jahre vor deſſen Zeit, alſo um das Jahr 850 ſetzen. Die Angaben der Griechen ſelbſt ſchwanken um ein halbes Jahrtauſend; beſtimmte Nachrichten über ſeine Perſönlichkeit fehlen und werden durch Mythen erſetzt. Wenn ſich ſieben Städte um ſeine Geburt ſtritten, ſo haben mehr als ſieben Städte zu ſeinen Werken beigeſteuert; er ſcheint ein Jonier, ein Smyrnäer geweſen zu ſein, wenn auch die Schule der Homeriden auf Chios die treueſte Pflege und Ausbildung ſeiner Geſänge übernahm. Sie waren urſprünglich nicht aufgeſchrieben, das dürfen wir nun als ausgemacht anſehen, ſondern wurden dem Gedächtniß der Sängergeſchlechter anvertraut, die ſie bei feſtlichen Gelegenheiten dem Volke vortrugen, und wenn die Athener an einem Feſt neun Tragödien und drei Satyrdramen anhörten, ſo brauchen wir nicht zu zweifeln daß die hinreichende Spannkraft der Gemüther vorhanden war auch eine Ilias oder Odyſſee als Ganzes aufzunehmen und zu genießen. Um das Jahr 700 beginnt die ſchriftliche Aufzeichnung, aber auch eine Vereinzelung der Gedichte durch die Rhapſoden, bis Solon und die Piſiſtratiden dafür ſorgten daß ſie wieder als Ganzes in beſtimmter Ordnung an den Panathenäen vorgetragen und voll-

ständig wohlgeordnete Handschriften hergestellt wurden. Mochten die Werke auch noch Zusätze erfahren, diese bequemten sich dem Vorhandenen, und der Ton, der Geist, die Weltanschauung des Ganzen blieb wie die ersten großen Genien sie ausgesprochen. Zwischen den Beginn und den künstlerischen Abschluß fällt keine neue Religion, kein durchgreifender Umschwung der Sitte und Bildung, wie in Indien und Deutschland, der Organismus des Ganzen hat sich in ununterbrochenem Wachsthum gestaltet.

In der Homerischen Poesie ist das Hellenenthum seiner selbst bewußt und mündig geworden, es hat in ihr seine Stimme für alle Zeit erhalten. Sie ward kraft ihrer Wahrheit und Schönheit die Grundlage der ganzen spätern Cultur, der Dichtung nicht blos, auch der bildenden Kunst, auch der Geschichte, auch der volksthümlichen Religion und Lebensweisheit, und daß diese Grundlage auf so herrliche Weise Natur und Kunst in ursprünglicher Harmonie darstellt, das hat wieder die Griechen zu dem Kunstvolk gemacht als das wir sie bewundern. Homer, lehrt Platon, hat ganz Hellas gebildet. Vom Homer, sagten die Alten selbst, sind alle spätern großen Geister genährt, wie vom Okeanos alle Quellen und Ströme. Ein Epigramm der Anthologie bewahrt seine Geltung bis heute:

Zeiten hinab und Zeiten hinan tönt ewig Homeros
Einziges Lied, ihn krönt jeder olympische Kranz;
Lange sann und schuf die Natur und als sie geschaffen,
Ruhete sie und sprach: Einen Homeros der Welt.

Als die naturwüchsige und zugleich künstlerische Vollendung des Epos haben die Homerischen Gesänge eine allgemein menschliche Bedeutung, wie das erste Buch Mosis oder die Psalmen eine solche in ihrer Art gleichfalls besitzen. So sind sie nicht blos ein eigenthümliches Erzeugniß des Griechenthums für sich, sondern des Griechenthums als eines Gliedes der Menschheit, die in ihm eine bestimmte Entwickelungsstufe des Geistes in der entsprechenden Kunstform für alle Zeit und alle nachfolgenden Culturvölker als ein Besitzthum für immer vollendet dargestellt hat.

Kykliker und Homeriden.

Wir haben in den Homerischen Gesängen den im Verlauf zweier Jahrhunderte vollendeten Ausdruck des griechischen Volksgeistes, seiner religiösen Weltanschauung, seines kunstverständigen, die Wirklichkeit nicht überfliegenden aber idealisirenden Sinnes erkannt, und in die Mitte dieser Bildungsgeschichte den organisirenden Genius gestellt, dem wir seine Ehre und seinen Namen lassen. Mit freudiger Zustimmung nahm Hellas diese Schöpfungen auf, und an die großen Gesetzgeber Lykurg und Solon knüpft sich das Verdienst dieselben zur Grundlage der fortschreitenden Cultur gemacht zu haben. Aber selbstverständlich war weder mit dem Abschluß der Ilias und Odyssee das dichterische Vermögen in einen jahrhundertelangen Schlummer versenkt, noch waren alle Heldensagen in diese beiden großen Werke eingegangen. Vielmehr mußte bei den Hörern ebenso sehr das Verlangen entstehen daß auch der Ursprung des trojanischen Kriegs wie die Zerstörung der Stadt, daß auch die Rückkehr der andern Helden außer Odysseus und dessen Ende, sowie das des Achilleus, des Aias erzählt werde, als die Dichter den doppelten Anreiz hatten die mannichfachen Ueberlieferungen in Liedern und Lokalsagen zu sammeln und im Anschluß an Homer ihn ergänzende Epen hervorzubringen, oder auch solche Stoffe wie den Kampf um Theben, wie die Thaten des Theseus und Herakles zu besingen. Dies ist das Werk der kyklischen Dichter, die um den Anfang der Olympiaden (777 v. Chr.) beginnen, wie Planeten die Sonne Homer's umkreisen und den Uebergang des volksthümlichen Gesanges zur Literatur, zum persönlichen schriftstellerischen Wirken bezeichnen. Es läßt sich schwer bestimmen wie viel sie empfangen und was ihre freie Phantasie hinzugethan. Um die Herstellung ihrer Werke nach Bruchstücken und den Berichten der Alten, besonders des Proklos, hat sich vornehmlich Welcker verdient gemacht; wir werden schwerlich irregehen wenn wir das stoffliche Interesse vorwiegend vermuthen und mit den Andeutungen des Aristoteles annehmen daß sie die Fülle der Begebenheiten, sei es im trojanischen oder thebanischen Krieg, sei es im Leben eines Heroen, mehr durch die Einheit des Ereignisses oder der Person, weniger durch eine sittliche Idee künstlerisch verbanden. Wir haben auch im deutschen Mittelalter solche Versuche die Gralsage, das Volks-

epos nach der ſtofflichen Breite in kürzern Erzählungen vorzutragen. Ilias und Odyſſee ſtehen in der Mitte; vor, zwiſchen, hinter ihnen lagern ſich zunächſt die Werke von Staſinos, Arktinos, Lesches, Eugammon.

Staſinos wird durch die Sage zum Eidam Homer's gemacht, der die Anlage des Werks ſeiner Tochter zur Mitgift beſtimmt habe. Durch ſeine Reflexion erweiſt er ſich aber als wenigſtens um ein Jahrhundert jünger. Er war ein Kyprier, und der große Antheil den die Göttin von Kypros, die kriegeriſche Aphrodite, an der Sache hat, mag wol dem Gedicht den Namen der Kyprien erworben haben. Es beginnt mit der Bitte der Erde daß Zeus die Laſt des allzu gewaltigen Menſchengeſchlechtes ihr mindere; darauf bewältigt Zeus die Nemeſis, die Göttin des vergeltenden gleichmachenden Schickſals, und erzeugt mit ihr die Helena. Deren Schönheit ſoll den Heroen verderblich werden, darum wirft Eris, die Perſonification der Zwietracht, in die Hochzeitsfeier von Peleus und Thetis den Apfel mit der Inſchrift „Der Schönſten", und die Göttin von Kypros verſpricht dem Paris für den Apfel die Helena. Ihre Entführung, die Rüſtung der Griechen, die Opferung der Iphigenie, die erſte Zeit des Kampfes werden erzählt, Achilleus ſoll durch Mannskraft wie Helena durch Schönheit den Menſchen den Untergang bringen; beide kommen durch Thetis und Aphrodite auf wunderbare Weiſe zuſammen. Am Ende beſchließt Zeus den Streit des Achilleus und Agamemnon, der ſo viele verderben ſollte. So iſt das Gedicht die Vorhalle zur Ilias geweſen.

Der Mileſier Arktinos, der ein Schüler Homer's heißt und wie Staſinos am Anfange der Olympiaden blühte, hat wol ſchon vor dieſem die Ilias bis zum Abſchluſſe des troiſchen Krieges fortgeſetzt, und zwar in zwei Werken, deren Titel Aethiopis und Iliuperſis waren. Vornehmlich das erſtere bezeichnet ihn als einen auf das Erhabene gerichteten und erfindungsreichen Geiſt, und läßt es bedauern daß nur Auszüge erhalten ſind. Otfried Müller hat auf antike Bildwerke hingewieſen, in denen auf der einen Seite Andromache über Hektor's Aſchenkrug trauert, auf der andern Priamos die Amazonen begrüßt, die ihm zu Hülfe gekommen. Hiermit begann auch Arktinos, und die kriegeriſchen Jungfrauen bringen die Achäer ins Gedränge, bis Achilleus zum Kampf gegen die Königin Penthefilea heranſtürmt; er hat ſie tödlich getroffen, als er ihre große Schönheit erblickt und die in

seinem Arme Sterbende betrauert. Den Thersites, der darüber spottet, tödtet sein Faustschlag, weshalb der Held dem Apollon opfert und durch Odysseus von dem vergossenen Blute gereinigt wird; ein erst nachhomerischer religiöser Brauch. Hiernach erschien der strahlende Memnon, der Sohn der Morgenröthe, mit seinen Aethiopen. Achill meidet ihn im Kampfe weil er weiß daß er demselben nachsterben werde; als aber Nestor's Sohn Antilochos, der als Freund an Patroklos' Stelle getreten, mit seinem Leibe den alten Vater deckend von Memnon's Hand gefallen ist, schreitet Achilleus zum Rachekampf; das Motiv der Ilias wird wiederholt. Als der siegreiche Held auch gegen das skäische Thor heranstürmt, lenkt Apollon des Paris' Pfeil auf seine einzig verwundbare Ferse. In furchtbarer Schlacht retten die Achäer den Leichnam, den Aias von dannen trägt. Den geliebten Sohn bringt Thetis vom Scheiterhaufen hinweg nach der Insel Leuke. Um seine Waffen streiten Aias und Odysseus, und jener tödtet sich selbst als sie diesem zugesprochen werden.

Die Zerstörung Ilions ward außer von Arktinos auch von dem um zwei Generationen jüngern Lesches erzählt, beide hatten manche eigenthümliche Quellen, und ersetzen mangelnde Ueberlieferungen durch die Einbildungskraft; Virgil folgte vorzugsweise dem Arktinos. Des Lesches' Dichtung hieß die kleine Ilias, und erzählte namentlich auch die Geschichte Philoktet's. Die Fabel vom hölzernen Pferd, die schon Demodokos in der Odyssee um den bildlichen Ausdruck der Sage gesponnen, kam bei beiden vor. Es scheint daß die Grammatiker in Alexandrien aus beiden Werken eine Schilderung zusammensetzten, die nichts wiederholte und nichts Wesentliches ausließ. Von da zur Odyssee leiteten die Nostoi, die Heimfahrten, hauptsächlich die Schicksale der Atreussöhne nach Trojas Eroberung schildernd. Menelaos gelangt erst nach Hause, als Orest den ermordeten Vater gerächt hat. Die Irrfahrten der andern Helden, des Diomedes, Nestor, Kalchas, der Tod des Lokrischen Aias waren eingeflochten. Agias von Trözen verfaßte das Werk in fünf Gesängen. — Als Verfasser der Telegonie, welche die Odyssee und den ganzen Kyklos abschloß, wird Eugammon von Kyrene genannt, der nicht vor 570 dichtete. Er übertrug die arische Ursage vom Kampf des Vaters und Sohnes auf den Telegonos, den Sprößling des Odysseus und der Kirke, der den Vater zu suchen auszog; Odysseus aber kehrte gleichzeitig von Thesprotien zurück, wohin er gelangt war nach

dem Gebot des Teireſias, um ein Binnenland zu finden das vom Meere nichts wüßte. Beide ſtießen in Ithaka aufeinander, und die Erkennung erfolgte erſt als der Vater durch den Sohn tödlich verwundet war.

In der Ilias wird der Eroberung Thebens gedacht, welche bei einem zweiten Zug den Nachgeborenen, den Epigonen, gelang, nachdem die Väter auf dem erſten umgekommen; gehörten doch Diomedes und Sthenelos zu den erſtern. Die Thebais ward ſogar dem Homer ſelbſt zugeſchrieben. Der Stoff war glänzend und reich, die Behandlung in einem würdigen Stil, Pauſanias urtheilt daß dem Dichter die zweite Stelle, die nach Homer gebühre. Ein Gedicht von den Epigonen ſchloß ſich der Thebais als zweiter Theil an und ein Epos von Oedipus ging ihr wahrſcheinlich voraus. In den Charakteren und Thaten herrſcht noch mehr ungebändigte Wildheit und titaniſcher Trotz als bei Homer; aber alle Verwirrung und allen Kampf unter Göttern und Menſchen ſchlichtet der Rathſchluß des Zeus, und der durch ihn beſtimmte Untergang für alle Frevel und allen Uebermuth ſteht ſchon als Orakelverkündigung von Anfang an drohend im Hintergrunde. Auch hier ſcheint aus dem alten Werke, dem Kern der Mitte, das vorausgehende, Oedipus, und das Nachfolgende, die Epigonen hervorgewachſen oder ihm angebildet zu ſein. Nach Welcker beginnt die Thebais mit einem Feſtmahl im Hauſe des Königs Adraſt von Argos. Bei ihm waren in einer Nacht Tydeus im Eber- und Polyneikes im Löwenfell als hülfeſuchende Flüchtlinge erſchienen, und er hatte ſie aufgenommen, da ein Götterſpruch ihm geboten ſeine Töchter einem Eber und Löwen zu vermählen. Polyneikes aber iſt einer der Söhne des Oedipus, denen der Vater mit dämoniſcher Macht des Vaterfluches verheißen ſie ſollten das Erbe mit dem Schwerte theilen. Polyneikes drängt zum Kampfe gegen Theben, und dazu hat Adraſt die Genoſſen berufen, auch ſeinen Bruder Amphiaraos, den Seher, der vom Zug abmahnte, aber ſich früher bei jedem Zwieſpalt mit Adraſt an die Entſcheidung ſeiner Gattin Eriphyle gebunden, und dieſe, durch ein goldenes Halsband von Polyneikes gewonnen, beſtimmt ihn zur Theilnahme, obwol er gewahrt daß der Wille der Götter gegen das Unternehmen iſt. Aber voll Uebermuth ziehen die ſieben Helden von Argos in den Streit, und Zeus ſelbſt zerſchmettert den Kapaneus mit ſeinem Blitz, als derſelbe ſich vermeſſen auch trotz den Göttern des Kadmos Burg zu er-

ſteigen. Es wird ein Zweikampf der feindlichen Brüder zur Entſcheidung beſchloſſen, doch jeder der Söhne des Oedipus fällt durch die Hand des andern, und ſo erneuert ſich der Kampf, in welchem Tydeus das Gehirn eines erſchlagenen Feindes verſchlingt, und dadurch der ihm von Athene verſprochenen Unſterblichkeit verluſtig wird. Vor Amphiaraos aber öffnet Zeus die Erde und nimmt ihn bergend auf, daß er aus der Tiefe durch ſeine Orakelworte den ewigen Rathſchluß künde. Adraſt allein wird gerettet um ſpäter mit den Nachkommen der Gefallenen Theben einzunehmen.

Auch von Herakles und Theſeus gab es biographiſche Dichtungen. Jaſon's ward wol in den korinthiſchen Geſängen gedacht. Und ihnen allen wurden noch die Kämpfe der Götter mit Giganten, und Titanen, ſowie ein Gedicht von den Urſprüngen der Götter ſelbſt vorangeſtellt, und dadurch dieſer ioniſche Kreis von epiſchen Geſängen an den doriſchen des Heſiod angeſchloſſen, während andererſeits die Poeſie in die Thätigkeit der Logographen ausmündete, welche die Sagen der Vorzeit nicht mehr in Verſen ſondern in Proſa erzählten und damit die Geſchichtſchreibung einleiteten.

Den Werken Homer's werden auch Hymnen angereiht, die bei den Alten Proömien oder Eingänge hießen, weil ſie Anrufungen eines Gottes waren mit welchen die Rhapſoden ihren Vortrag begannen; die größern feierten dann die Gottheit an deren Feſte der Sängerwettkampf gehalten ward, und ſind durchaus im epiſchen Stil gehalten, Mythen erzählend. Mit den prieſterlichen Opfergeſängen und Gebeten ſtehen ſie in keinem Zuſammenhang. Auch gehören ſie nicht blos den Homeriden auf Chios an, und die Verſchiedenheit der Ideen und der Sprache beweiſt daß ſie in den Jahrhunderten zwiſchen Homer und den Perſerkriegen entſtanden. Im Hymnus auf Apollon ſind zwei aneinandergefügt, einer auf den deliſchen, einer auf der pythiſchen. Jener, beim Feſt in Delos geſungen vom blinden Mann aus Chios, den ſelbſt Thukydides für Homer nahm, ſchildert die Geburt des Gottes auf Delos, der andere die Erlegung des pythiſchen Drachen und die Gründung des delphiſchen Heiligthums. Einen minder alterthümlichen Ton hat der Hymnus auf Hermes, der die ariſche Urſage wie der Gott des Windes die Sonnenrinder, die himmliſchen Wolkenkühe, entführt, mit der Erfindung der Leier durch Aufziehen von ſieben Saiten über eine Schildkröte verbindet; da die ſiebenſaitige Lyra erſt nach der 30. Olympiade

in Lesbos von Therpander eingeführt war, kann das Gedicht wol nicht jünger ſein und iſt vielleicht in Lesbos entſtanden. Sein Ton iſt von jener ſpielenden Leichtigkeit und Treuherzigkeit, Schalkheit, den ſchon in der Odyſſee das Lied von Ares und Aphrodite angeſchlagen. Vom Hymnus auf Aphrodite vermuthet man daß er zu Ehren der Fürſten aus dem Hauſe des Aeneas vom Idagebirge geſungen worden; er erzählt wie Aphrodite dem Anchiſes ſich geſellt und ihm die Geburt eines Sohnes verheißt, der über die Troer herrſchen werde. „Reizend iſt das Bild wie die goldene Aphrodite, von Zeus mit Liebe erfüllt zum ſterblichen Manne, durch das Waldgebirg zum Gehöfte des Anchiſes eilt, umgeben von den reißenden Thieren des Waldes, die wedelnd und brünſtig ihr folgen; wie ſie dann in Geſtalt eines züchtigen Mädchens vor ihn tretend die Bruſt des Helden zu heißer Sehnſucht entflammt und lächelnd mit abgewandtem Haupt und geſenktem Blick zum bräutlichen Lager ihm folgt. Zart und ſinnig iſt die eingeflochtene Mythe, wie Eos dem geraubten Thitonos die Unſterblichkeit erfleht um beſtändig ſeiner Schönheit und Liebe zu genießen, aber vergißt ihm auch ewige Jugend zu erbitten, und nun als das traurige Alter die Locken ihm gebleicht und die Glieder gelöſt hat, ihn noch immer pflegt im Palaſt mit ambroſiſcher Koſt. In ſolchen von reinem Schimmer einer unverhüllten Natürlichkeit umfloſſenen Bildern, in Dichtungen von ſo einfachem und hochpoetiſchem Geiſt bekundet ſich der homeriſche Sänger.“ (Ulrici.) — Des Hymnus an Demeter, der die alte heilige Sage von Eleuſis darlegt, des Hymnus an Dionyſos werden wir ſpäter gedenken.

Heſiod.

Mit Heſiod ſteigt die Poeſie aus den ritterlichen in die bäuerlichen Kreiſe; nicht die Schlacht, die Meerfahrt, der heitere Genuß des Daſeins, ſondern die Arbeit, der Feldbau, die rechtliche Ordnung des Lebens und die Sitte im Zuſammenhang mit dem Naturgeſetz bildet jetzt den Stoff der Dichtung; die Phantaſie iſt nicht der verklärende Spiegel einer glanzvollen Wirklichkeit, vielmehr wird das Gemüth in ſich ſelber zurückgedrängt durch die

Noth und Ungerechtigkeit der Welt, über die es ſich aber dann durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Fleiß und Vertrauen auf das Walten eines heiligen Götterwillens erhebt. Die Poeſie nimmt damit eine Richtung auf das Praktiſche, ſie geht nicht mehr auf in der Luſt an der Darſtellung, ſie wendet ſich zur Betrachtung, ſie wird dürftiger, nüchterner, aber zugleich auch innerlicher, und erlangt eine religiöſe Würde', wodurch ſie gleich der homeriſchen ſich zur Volksbildung eignet. Die Subjectivität des Dichters tritt hervor; ſeine trüben Erlebniſſe treiben ihn zum Geſange. Heſiod erzählt in den Tagen und Werken, daß ſein Vater, der Armuth zu entfliehen Kyme die äoliſche Stadt in Kleinaſien verlaſſen, und nach Askra in Böotien gezogen, wo der Winter ſchlecht und der Sommer ſchlimm und nichts gut ſei. Heſiod war erfahren in der Kunſt des Geſanges, er hatte bei den Leichenſpielen des Königs Amphidamas auf Euböa mit ſeinem Hymnus einen Preis gewonnen und den Dreifuß den Muſen am Helikon geweiht. Da übervortheilte ihn ſein Bruder Perſes bei der Vertheilung, des Erbguts, und die Geſchenke freſſenden Könige beſtätigten den ungerechten Beſitz. Dies treibt ihn zum Geſang. Er richtet ſein Gemüth auf die göttliche Weltordnung, die Recht und Gerechtigkeit ſchirmt, und das feſte Geſetz der Natur gegeben hat, an das der Menſch ſich mit ſeiner Arbeit anſchließen ſoll; die Verkündigung dieſer doppelten ewigen Ordnung gibt ſeinem Geſang eine prieſterliche Weihe, und eine kernige Volksweisheit lebt in ſeinen Sittenſprüchen. Aber die Compoſition und organiſche Gliederung ſeines Gedichts, dieſes älteſten Epos des Gedankens oder der Betrachtung, iſt mangelhaft und ſchwach, und das macht wieder die Entſcheidung ſchwer wie weit es unzerrüttet überliefert worden, wie weit ſeine eigene und fremde Hände es durch Einſchaltung vergrößert haben.

In Böotien hatten einwandernde Arnäer das Land beſetzt; den Königen und dem Adel, die durch kriegsgefangene Knechte ihr Feld beſtellten, ſtand ein freier Bauernſtand zur Seite, allein jene leiteten ausſchließlich die öffentlichen Angelegenheiten. Heſiod lebte vor Begründung der Ariſtokratie (725) und nach Homer, wir werden ihn um das Jahr 800 oder an den Anfang der Olympiaden zu ſetzen haben. Dies ſchließt nicht aus daß uns Heſiod in Bezug auf Glauben und Sitten manches bringt von alterthümlicherm Gepräge als Homer; denn unter dem Bauernſtand in Hellas, deſſen Leben er ſchildert, hat ſich das Patriarchaliſche der

Urzeit mehr erhalten als bei den beweglichen Joniern in ihrer Heldenzeit auf dem neugewonnenen Boden.

Den Kern der Werke und Tage alſo bildet die doppelte Mahnung, einmal an die königlichen Richter, gerecht zu ſein, dann an den Bruder, zu arbeiten ſtatt zu hadern, und daran reiht ſich dann die Schilderung der Arbeit im Zuſammenhang mit den Jahreszeiten, Landbau, Wein, Schiffahrt; daran reiht ſich die Betrachtung glücklicher oder ſchlimmer Tage; eingewebt ſind ſprichwörtliche Regeln des Lebens und Vorſchriften religiöſer Bräuche; eingeſchoben ſind die Mythen von den Weltaltern und von Prometheus.

Es gibt eine doppelte Art von Kampf, ſo hebt der Dichter an, die tadelnswerthe Zwietracht, der Zank der Proceſſe und der heilſame Wettſtreit der Künſtler und Arbeiter. Meide den erſten, o Perſes, und halte dich an gerechte Thätigkeit! Daß dieſe nöthig ſei, wird durch die beiden Mythen motivirt. Daß den Göttern beim Opfer Fett und Knochen verbrannt werden, das Meiſte aber, zumal das Fleiſch den Menſchen verbleibt, hat den ſchönen Sinn daß das Opfer ein Symbol für die dankbare Hingabe des Willens iſt; es war ja auch die eigene Wahl des Zeus; aber es könnte auch ein Werk ſchlauer Selbſtſucht ſein, und ſo faßt es der Dichter als einen Trug des Prometheus, und läßt den Menſchen zur Strafe das Feuer entzogen, von Prometheus aber wieder geraubt werden. Darauf wird Pandora, das Weib, die Allbegabte, gebildet und den Menſchen als Geſchenk geſandt, und von Epimetheus (Nachbedacht), dem Bruder des Prometheus (Vorbedacht), angenommen; ſie hebt aber den Deckel vom Gefäße in welchem die Sorgen und Leiden der Menſchen enthalten waren, und nur die Hoffnung bleibt zurück. Etwas ausführlicher und nicht ohne Abweichungen iſt die Darſtellung in der Theogonie. Prometheus hat Fleiſch und Fett mit dem Magen des Stiers bedeckt, daneben Knochen und Fett gelegt, und den Zeus das Opfer wählen heißen; Zeus hat ihn für den Feuerraub an eine Säule geſchmiedet, und der Adler frißt ihm täglich die Leber, bis Herakles als Erlöſer kommt; den Menſchen aber wird Pandora, das Weib, gegeben, das reizende Unheil; denn die Weiber verzehren das Gut, ſchaffen nichts, und machen den Männern nur Noth und Sorge. Wieder in den Tagen und Werken werden von den ſchlimmen Weibern die verſtändigen unterſchieden und der größte Segen der Männer genannt.

In dem goldenen Zeitalter ſchildert nun Heſiod nach uralter Ueberlieferung den paradieſiſchen Zuſtand müheloſen Genuſſes und gottgefälligen Lebens, und ſagt daß die Menſchen deſſelben Dämonen geworden, freundliche Erdumwaller, der Sterblichen Behüter, Wächter über Recht und Unrecht, Segenſpender, die in bergende Luft gehüllt die Lande durchziehen. Es iſt der Geiſterglaube der ariſchen Urzeit, der hier fortlebt; die Menſchen ſind von den Seelen der Ahnen umſchwebt, die wie ſie urſprünglich dem Himmel entſtammten, wieder Geiſter des Lichtes und der Luft geworden ſind, aber die ſittliche Natur bewahren. So ſind ſie ein Mittleres und Vermittelndes zwiſchen Göttern und Menſchen, und man befeſtigte ſich in dem Glauben daß jede Seele etwas Dämoniſches, von göttlicher Art und Kraft ſei. Dämonen ſind der Grundbedeutung nach die Scheidenden, Unterſcheidenden, daher die Ordnenden und Wiſſenden; der Begriff des Geiſtes im Unterſchied von der Natur wird durch Dämon von den Griechen wie durch Numen von den Römern bezeichnet. Warum und wie das goldene Zeitalter geendet, ſagt Heſiod nicht, er läßt ihm das ſilberne folgen, deſſen Geſchlecht zwar noch ohne Mühe in ſinnlichem Behagen, aber weichlich, übermüthig, ohne die Götter zu ehren dahinlebte und bald von Zeus vertilgt ward. Der ſchuf dann ein drittes Geſchlecht aus hartem Eſchenholz, das eherne genannt, weil alle Geräthe von Erz und die Menſchen ſelber kriegeriſch und hart waren. Aber das Eiſen und den Ackerbau kannten ſie noch nicht. Sie gingen durch ihre eigenen Hände in Streit und Mord zu Grunde. Jetzt lebt das eiſerne Geſchlecht, welches das Eiſen kennt, und mittels deſſelben die ſchwere Arbeit vollbringen muß; Fauſtrecht waltet, Ungerechtigkeit, Treue und Scham entfliehen; — der Dichter möchte entweder früher oder ſpäter gelebt haben. Zwiſchen das eherne und das eiſerne Alter ſind die Heroen eingeſchoben, edle und gerechte Helden, aber vor Theben und Troja ſind ſie gefallen und nach den ſeligen Inſeln heimgegangen.

Die Prometheusſage erſcheint mir hier ein ſpäterer Zuſatz, die Betrachtung der vier Weltalter würde die Nothwendigkeit der Arbeit gut motiviren, wenn nur über dieſe ſofort geſprochen würde, aber es kommt jetzt ein Stück des Gedichtes das ſich an die richtenden Könige wendet, daß ſie nicht wie der Habicht gegenüber der Nachtigall, die er zerreißt, auf die Stärke pochen ſollten, das ſei thieriſche Art, unter den Menſchen gehe das Recht vor

der Gewalt; denn des Zeus allſehendes Auge wacht über der Welt, wer andern Böſes thun will thut es ſich ſelbſt, Unheil folgt der Ungerechtigkeit, dem Recht Gedeihen. Darum ſoll auch Perſes ſich an das Recht halten. Zum Böſen führt ein ruchlos kurzer Weg, aber vor die Tugend haben die Götter den Schweiß geſetzt, und der Pfad zu ihr iſt anfangs beſchwerlich, aber leichter wird er auf der Höhe. Trägheit iſt den Göttern verhaßt, Arbeit gefällt ihnen, und wird durch Wohlſtand belohnt. Den Göttern ſollen die Menſchen rein und keuſch opfern, gute Nachbarſchaft halten, einander helfen und beſuchen, und bedenken daß Ordnung ſtets beſſer als Unordnung ſei. Dadurch wird das Haus wohl beſtellt. Und der Fleiß fördert das Werk.

Nun folgt wie die Arbeit des Landmanns geſchehen ſoll im Anſchluß an die Ordnung der Natur, an den Wechſel der Jahreszeiten. Die Schilderungen ſind mäßig, wenig ſinnliche Züge malen ſie aus: Die Stimme des Kranichs aus der Wolke mahnt zum Säen, aber auch der erſte Kukukruf aus den Blättern der Eiche kann dem verſpätet Pflügenden noch Glück verkünden. Am ausführlichſten iſt der Winter beſchrieben, wobei wol ſpätere Zuſätze anzunehmen ſind. Die Morgenſtunde wird zur Arbeit empfohlen, wenn am Mittag die ſchwirrende Grille ihr Liedchen zirpt, mag man den ſchattigen Felſen aufſuchen und das Herz durch einen Becher Weines erquicken. Hierauf wird des Weinbaues und der Seefahrt zum Austauſch der Producte Erwähnung gethan. Dann folgen gute Rathſchläge für Verheirathung und Familienleben, und von da kommt der Dichter auf allerhand Bräuche, die uns daran erinnern wie auch in Indien die Sitten der patriarchaliſchen Zeit in prieſterlichen Satzungen bis ins Kleine und abergläubiſcherweiſe entwickelt und feſtgeſtellt wurden. Man ſoll am Morgen den Göttern nicht eher Wein ſpenden bis man die Hände gewaſchen; man ſoll beim Mahl nicht die Nägel ſchneiden, man ſoll Quellen nicht verunreinigen, zur Nachtzeit nicht harnen, und dergleichen. Daran ſchließt ſich die Aufzählung der Tage welche für verſchiedene Unternehmungen als glückliche gelten. Der Mann wird geprieſen der ſolche Bräuche beachtet und ſchuldlos bleibt vor dem Antlitz der Götter.

Dies Werk alſo ſpiegelt uns die bäuerliche Cultur im helleniſchen Binnenlande, und die Tugend iſt ihm nicht mehr die freudige Erfüllung der Naturtriebe, ſondern Arbeit und Kampf, aber auch der Sieg über die Noth des Lebens, das in der

Gerechtigkeit und Gottesfurcht seinen Halt findet. Diese Erhebung des gedrückten Gemüthes, diese Verkündigung der göttlichen Weltordnung wie sie in der Natur und in der Menschheit waltet, treibt den Dichter zum Gesang; und wenn ihm auch ein organisches Ganzes nicht gelungen ist, so ist doch das Persönliche und Besondere mit dem Allgemeinen gut verbunden und dieses durch jenes belebt und veranschaulicht. Homer war weltlich ritterlich, Hesiod ist bäuerlich priesterlich. So konnte die priesterliche Dichtung wie sie am Helikon im Dienste der Musen gepflegt ward, seinem Namen sich anfügen.

Mit den Geschlechtern der Edeln knüpften auch viele Priesterfamilien im alten Griechenland ihre Abkunft an die Götter und Heroen; sie bewahrten die religiösen Ueberlieferungen in ihren ursprünglich dichterischen Formen, sie feierten die Stammväter und suchten Ordnung und Zusammenhang in die vielfältigen Gestalten und Sagen von Göttern und Heroen zu bringen. Sie begannen nachzudenken über Entstehen und Vergehen, über die Urgründe des Seins und die Entwickelung des Lebens, aber sie dachten noch mythologisirend, noch in Bildern, noch nicht in Begriffen, oder wo diese auftreten, werden sie sogleich als reale Mächte angeschaut und personificirt. Eine Fülle von Localsagen und Localculten war entstanden; es galt das Allgemeingültige zu bestimmen, das Mannichfaltige in Zusammenhang zu setzen. Hatte man anfänglich das Göttliche vorzugsweise in den Naturerscheinungen erblickt, so erfaßte man seit der Wanderung der Dorier und seit dem Heldengesang sein Walten im Geschick der Menschen und des Volks, und gab ihm selbst das vollmenschliche Gepräge. Hier und da wie bei Zeus, bei Athene entwickelt sich der neue Inhalt und die neue Form organisch aus dem ursprünglichen, vielfach aber gewann auch die neue Idee unter neuen Namen eine selbständige Gestalt, die wol den Anklang an das alte Wesen bewahrte, dies selbst aber blieb außer ihr bestehen, trat ihr gegenüber in den Hintergrund. So ward Apollon der geistige Gott, der Wissende, Versöhnende, der Musenführer, der wol die Erinnerung an Licht und Frühling behielt, aber wenn er ursprünglich auch die Sonne oder der über uns Wandernde geheißen, so wurden jetzt Helios und Hyperion als besondere Persönlichkeit angenommen. Wie das Volk selbst im Kampfe sein neues eigentlich geschichtliches Leben begründete, wie man entdeckte daß eine geordnete Welt durch die Bändigung furchtbarer

Gewalten hergeſtellt iſt, die in Erdbeben und Stürmen immer wieder hervorzubrechen drohen, ſo wurde jetzt der alte Naturmythus vom Kampfe der Lichtgötter mit den Mächten der Finſterniß ein Streit in welchem die Götter der Gegenwart, die geiſtigen, menſchlichen ihre Herrſchaft durch die Ueberwindung der Titanen errungen haben, unter denen zum Theil jene Naturgötter der Vorzeit ſich befinden, die durch eine allmähliche Umwandlung im Volksgemüth, durch eine lange Geiſtesarbeit geſtürzt oder zurückgedrängt waren; der Sieg einer höhern Cultur ward im Mythus zum Sieg der Götter die ihr vorſtanden und ſelber durch ſie Geſtalt oder Ausbildung gewonnen hatten.

Dies iſt bereits vorhomeriſch. Doch nennt Homer Zeus den Vater der Götter und Menſchen, und wenn zu Dodona die Plejaden ſingen: Zeus war, Zeus iſt, Zeus wird ſein, ſo erklärten ſie ihn für den Ewigen, wie auch bei den Hebräern ſolches im Namen Javeh liegt, und im Todtenbuch der Aegypter der Name des höchſten Gottes durch nuk pu nuk umſchrieben wird: Ich bin der ich bin. Es iſt ein genialer Blick Welcker's dies auch im Namen Kronion erkannt zu haben, der uralterthümlich und gewöhnlich auch bei Homer mit Zeus verbunden oder ſtatt deſſen gebraucht wird. Kronos iſt Zeit, Kronion, Sohn der Zeit, faßt Welcker auf dieſelbe Art wie wir Söhne der Weisheit oder Tücke nicht anders als Weiſe oder Tückiſche verſtehen, wie beſonders der Orientale, aber die dichteriſch volksmäßige Sprache überhaupt ſehr oft eine Eigenſchaft durch Vater und Mutter, das Einwohnende Angeſtammte als ein Abgeſtammtes ausdrückt. Die Zeit in immerwährender Dauer iſt dem Hellenen von der Ewigkeit nicht verſchieden. „Der Name Kronion", ſagt Welcker, „iſt ſo alt als für uns im griechiſchen Alterthum irgendetwas, das Tiefſte aus der Vorzeit war in dieſem Namen enthalten, er klang wie der Kabbaliſten El Olam, der Alte der Tage (nach Daniel 7, 13 und 9, 22), der Unvordenkliche, der Gott von jeher, der geheimnißvolle Grund des Daſeins, wie Terpander ſang: Zeus aller Dinge Anfang, aller Haupt." — Auch in den Vedas wird der Himmelsgott der weiſe Sohn der Zeit genannt, und das als Bezeichnung ſeines immerdauernden Weſens ausgelegt. Sohn der Ewigkeit, Kronion, geſellt das Immerwährende dem Namen Zeus, dem lichten Himmel, dem Allumfaſſenden. In dieſer ſeiner Unendlichkeit wird er auch als Meerzeus und chthoniſcher Zeus verehrt, dies letztere als Herr der Unterwelt, der Erde die die

Todten in ſich aufnimmt, aber auch Reichthum und Leben bringt und aus ihrer Tiefe hervorſendet. Demgemäß ſtellte ein altes Götterbild auf der Burg in Argos den Zeus dreiäugig als den in allen drei Reichen Waltenden dar, Zeus Triopas. Aber als Poſeidon und Hades Selbſtändigkeit gewannen, da empfing aus Kronion auch Kronos ſeine Geſtalt als der Gott der Zeit. Er iſt der Zeitiger, der Gott der Ernte, der deshalb die Sichel führt, aber auch den Sonnenbrand bedeutet der das Getreide reift; ſo traf er in Kreta mit dem Moloch der Phönikier zuſammen, und Elemente von dieſem gingen in ſeinen Dienſt über. Aus der orientaliſchen Mythe wurde dort Geburt und Tod auch auf die Götter übertragen, und wenn man überhaupt die Geburtsfeſte der als Zeuskinder gedachten Götter wie des Apollon feierte, ſo ward für die Kreter auch Zeus geboren und ſtarb, aber um immer wieder geboren zu werden. Aber wir dürfen nicht annehmen daß die Griechen zuerſt den Uranos, dann eine Weile den Kronos, hierauf erſt den Zeus als höchſten Gott verehrt hätten; denn Zeus, der lichte Himmelsgott, iſt ja ſchon der gemeinſame Gott der ariſchen Urzeit, ſo auch der urſprüngliche der Hellenen, und jene haben erſt aus ihm ihr Weſen und erſt um ſeinetwillen als ſeine nachträglich angenommenen Ahnen ihre Dienſte gewonnen. Will man von ſucceſſivem Polytheismus reden, ſo thue man es in dem Sinne daß der Cultus beſonderer Götter allgemeinere Anerkennung oder vorzüglichere Pflege fand nach den ſubjectiven Lebensbeziehungen der Menſchen und Stämme. So hängt die doriſche Cultur vor den Perſerkriegen vornehmlich mit Apollon, Athens Bildung ſeit Solon mit Athene zuſammen, und Dionyſos findet in den Myſterien und im Drama ſeine Verherrlichung, während das Epos wenig von ihm weiß. Der Dienſt des Kronos war das Ernteſeſt, das man auch den Knechten zu einem guten Tag der Gleichheit mit den Herren machte; aus dieſem patriarchaliſchen Beſeliger konnte er leicht der Gott der paradieſiſchen Zeit des goldenen Alters werden. Ich halte mit Ariſtoteles feſt, daß bei den helleniſchen alten Dichtern als das Höchſte und Herrſchende nicht ſolche Urweſen wie die Nacht, der Uranos, das Chaos oder der Okeanos erſcheinen, ſondern Zeus; das erſte Erzeugende war ihnen auch das Höchſte und Beſte. Eine Schöpfung der Welt durch den Gedanken und Willen eines naturfreien Geiſtes kennen allerdings die Griechen nicht, das Geiſtige iſt ihnen zugleich in ſeiner Naturgrundlage offenbar und

wirkſam, aber es geht nicht erſt aus ihr hervor, und darum erſcheint mir die Kosmogonie des Pherekydes echt helleniſch, weil in ihr Zeus der Uranfängliche an der Spitze der Weltbildung bleibt; die Zeit und die Erdmaterie ſtehen ihm zur Seite; er ſcheidet das Feſte und Flüſſige, und verwandelt ſich in den Eros, die einigende Liebe, um den Göttern und der Welt Geſtalt zu geben.

Allerdings war es auch eine den Griechen ſich darbietende Betrachtung daß alle Geburt in der Endlichkeit eine aus dem Dunkel an das Licht; alle Entwickelung eine aus dem Unvollkommenen zum Vollkommenen iſt; mit der Welt aber waren ihnen die Götter eng verſchmolzen, und ſo ſah denn die prieſterliche Speculation auch in dieſen eine zur Vollendung aufſteigende Reihenfolge. Die Götter offenbarten ſich als weltbildende Mächte, das Kosmogoniſche und Theogoniſche ward nicht geſchieden: „gleichen Geſchlechts erwuchſen die Götter und ſterblichen Menſchen", ſagt Heſiodos. Uebrigens ſind es die Phönikier welche die Kosmogenien und Theogenien im Alterthum zuerſt durchgebildet, und wie einzelne göttliche Weſen des heidniſchen Semitenthums in die griechiſche Religion übergingen, ſo hat ſich auch die Göttergeſchichte bei Heſiod unter ſeinem Einfluſſe entwickelt. Ob indeß der Verfaſſer der Werke und Tage ſelbſt dies mythologiſche Gedicht entworfen, oder ob eine prieſterliche Sängerſchule am Helikon es an ſeinen Namen geknüpft, ob es aus anfänglich verſchiedenen Stücken zuſammengefügt oder nachträglich durch Zuſätze erweitert worden, darüber wird eine Entſcheidung immer ſchwer bleiben.

Die Einleitung beginnt mit dem Preiſe der Muſen, erzählt wie ſie vom Olymp zum Helikon gewandert, den Heſiod zum Dichter berufen, und feiert ſie auf mannichfaltige Weiſe; man ſieht deutlich daß wir hier eine Sammlung hymniſcher Poeſie, kein einzelnes Lied haben. Lieblichen Einklangs voll künden ſie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und der Saal des gewaltigen Donnerers lacht heiter die Klänge zurück, die lilienweich ſich entfalten. Unter den Menſchen aber wen von den Herrſchern ſie ehren, wen ſie bei der Geburt anblickten, dem laſſen ſie vom ſüßeſten Thau die Zunge trieſen, daß er die treffenden Worte findet und das Urtheil unbeugſam nach dem Rechte fällt. Durch der Muſen Gunſt wandern die Sänger auf Erden. Und wenn einer das Weh in verwundeter Seele nährt, und der Sänger

feiert die Thaten der Helden und der Götter auf dem Olympos, so wendet die Huld der Himmlischen das umdüsterte Herz, daß es dem Gram entsagt.

Zuerst, so beginnt das Gedicht, war Chaos, die gähnende Kluft, der Abgrund, der bestimmungslose Urgrund des Seins und Werdens; daraus entstand die breitbrüstige Erde, der feste Sitz für alles, und in ihren Tiefen das Bodenlose, der dunkle Tartaros, und zugleich der Trieb- und Geist der Liebe, Eros der schönste der Götter. Die Liebe als das Gestaltungsprincip war wol im Erosdienst zu Thespiä in Hymnen gefeiert. Aus dem Chaos ward das Dunkel in der Tiefe und die Nacht über der Erde, aus ihrer Vermählung entsprang der Aether und der Tag; das Licht bricht aus der Finsterniß hervor. Die Erde erzeugt sich den Himmel, daß er sie umhülle, die Gebirge und die Tiefe des Meers. Himmel und Erde, Uranos und Gäa, sind Götter der Urzeit, Zeus und Dione bei den Pelasgern; der indische Varuna ist eines Namens mit dem griechischen Uranos, es scheint also schon vor der Trennung der Indier und Hellenen der Himmel als „Allumfasser" sich von Zeus, dem Lichte, dem Gewittergott gelöst zu haben. Als Kinder von Himmel und Erde nennt nun Hesiod die Titanen, die Streber, ungeheuere, nach fester Gestaltung ringende Naturgewalten, die auftreten und wieder vom Schos der Erde verschlossen werden, bis endlich ein geordneter Kreislauf der Dinge eintritt, indem der jüngste der Titanen, Kronos, sich der Herrschaft bemächtigt. Unter den Titanen finden wir den Okeanos und die Thetys, die im süßen fruchtbaren Wasser waltenden Mächte, von denen der Regen aufsteigt und wieder die Quellen, die Flüsse speisend niederfällt und durch die Ströme zum Urquell zurückkehrt; oder die Lichter des Himmels, von denen Sonne, Mond und Morgenröthe stammen. Ferner werden als Kinder von Uranos und Gäa die hundertarmigen Riesen genannt, Personificationen des Meerschwalls, und die Kyklopen, deren Namen Blitz, Donner, Einschlager sie als Gewittermächte bezeichnen; ursprünglich waren sie wol einäugige Sonnenriesen, Riesen deren Auge die Sonne; die himmlische Gewitterschmiede ward später in die feuerspeienden Berge verlegt. Der übermäßige Zeugungsdrang der Urwelt muß ein Ende nehmen, wenn die geordneten Zustände eintreten sollen. Dieser Uebergang wird nach orientalischer Weise als eine Entmannung des Uranos geschildert. Gäa gibt dem Kronos die eherne Sichel in die Hand, und als

Uranos die Nacht herführend, Liebe verlangend über Gäa ſich lagert, da greift Kronos aus dem Verſteck hervor und mähet des Vaters Scham ab und ſchleudert ſie hinweg. „Eben darin daß die nichts ſchonende noch ſcheuende, doch ernſte Wildheit der Dichtung, die auch das Gräßlichſte nicht vermeidet, ſo voll gedacht und wie dem Tiefſten entquollen, ſo ganz und roh ausgeführt iſt, liegt eine gewiſſe Größe; und in der Heſiodiſchen Theogonie ſcheinen ſich die Rieſengeſtalten zuerſt zu regen, die ſich ſpäterhin zu der furchtbaren Schönheit des alten Stils der tragiſchen Kunſt ausbilden ſollten.“ (F. Schlegel.) Aus den Blutstropfen jener Unthat werden die Erinnyen, die Rachegeiſter, und das in das Meer geſchleuderte Glied des Uranos wird von weißem Schaum umwallt, und es entſteigt die Schaumbenetzte, Aphrodite, den Fluten, geleitet von Eros und Himeros, von Liebe und Sehnſucht. Auch bei Homer iſt ſie, die Göttin von Kypros, bereits der Götterfamilie eingefügt, aber als Tochter des Zeus und der Dione.

Jetzt, nachdem in den Erinnyen der perſonificirte Fluch in die Welt getreten, gebiert auch die Nacht aus ihrem finſtern Schoſe das Schickſalslos, den ſanften Tod, den Schlaf und die Träume, Hohn und Jammer, Alter, Trug und Zwietracht, ſowie die Schickſalsgöttinnen, die Mören oder Parzen, und die Nemeſis, die gleichaustheilende Macht des Maßes. Begriffe und Naturgewalten ſtehen perſonificirt nebeneinander, Götter des Cultus und bloße Perſonificationen prieſterlicher Betrachtung; ſo ſind auch Mnemoſyne, die Erinnerung, und Themis, die Rechtsſatzung, unter den Titanen. Hunger, Mühſal, Schmerz, Abfall, Mord, endlich der Eid werden wiederum als Kinder der Zwietracht, der Eris, aufgezählt. Daneben zeugt die Meerestiefe, Pontos, das Meer, den Nereus, und ſeine Töchter ſind die Wellenmädchen, die Nereiden, deren Namen hier wie bei Homer mit lieblich verklärenden Klängen das rauſchend bewegte, glanzreiche, geſtadumſpielende heitere Wellenleben ſchildern. Aber auch die Schrecken des Meeres finden ihre Perſonificationen, und daneben reiht ſich das Geſchlecht der Ungeheuer, das die Heroen, wie Herakles und Perſeus, bekämpfen. Styx, das im Innern der Berge niederträufelnde Waſſer, das immer nach dem Mittelpunkte ſtrebt, und Pallas der Schwinger ſind wie Schwere und Flugkraft verbunden, um die Stärke und Gewalt zu erzeugen, die bei Zeus weilen. — Die ausführliche Feier der Hekate iſt wol ein Ein-

ſchiebſel ſpäterer Orphiker; ſie iſt Mondgöttin, der Artemis verwandt, die Ferntreffende; dieſer Name geſellt ſie dem Sonnengott Phöbos. Sie heißt die einzige Tochter des Lichttitanen Perſes und der Sternennacht, Aſteria; ſie waltet am Himmel, auf dem Meer und der Erde, im Rath und Gericht wie in der Schlacht, ſie gewährt den Schiffern wie den Hirten Segen, und beſchirmt die Kinder; man ſieht wie ſie von ihren Verehrern zu einer allwaltenden Schickſalsgöttin erhöht wird.

Kronos nun vermählt ſich mit Rhea; die kleinaſiatiſche Naturgöttin wird ihm geſellt, und Heſtia, Demeter, Hera, Hades, Poſeidon, Zeus werden zu den Kindern beider. Aber Kronos verſchlang ſie wie ſie geboren waren, nur ſtatt des Zeus ward ihm ein Stein gegeben. Der kindergebärende kinderverſchlingende Kronos wird ſo zum Bilde des Naturkreislaufs und der Zeit. Ueber denſelben erhebt ſich der Geiſt, und der Herr des geiſtigen Lebens, ſeines Beſtandes wie ſeines Fortſchrittes iſt Zeus, dem ein Theil der alten Götter ſich zuwendet; die andern aber werden in einer furchtbaren Schlacht bekämpft, die mit dem Sieg der Olympier endigt; die Titanen werden bezwungen und in das Innere der Erde, in den dunkeln Tartaros gebannt, dort wo alle Dinge ihre Wurzeln und ihr Ende haben. In der Schlachtſchilderung ſelbſt zeigt Heſiod wenig von der Kunſt der Heldendichtung, es iſt ein wüſtes Durcheinanderkrachen von Blitz, Sturm, Erdbeben ohne klare große Geſtaltung. Anſchaulicher iſt die Darſtellung des Kampfes von Zeus und Typhöus, in welchem ein feuerſpeiender Berg perſonificirt iſt; hundert Drachenköpfe mit funkelnden Augen und leckenden Zungen ziſchen, brüllen, heulen rings um das Ungeheuer, das flammenſpeiend Erd' und Himmel in Brand geſteckt hätte, wenn nicht Zeus mit dem Blitz ihm das Haupt zerſchmetterte; wie geſchmolzenes Metall geht ein Glutſtrom noch vom Sterbenden aus.

Vor der Götterſchlacht wird noch des Titanen Japetos gedacht, deſſen Name deutlich genug an Japhet, den bibliſchen Stammvater der Arier, anklingt; mit einer Tochter des Okeanos erzeugt er die Brüderpaare Atlas und Menötios, den Dulder und den Trotzer, Prometheus und Epimetheus, den Vorbedenkenden und Nachbedenkenden. Sie ſymboliſiren deutlich genug die Gegenſätze der Menſchheit nach Willen und Vernunft.

Die ſiegreichen Götter bieten bei Heſiod dem Zeus das Königthum und die Herrſchaft und er vertheilt ihnen mit Weisheit

ihre Aemter und ihre Ehren. Sodann aber wird wieder eine ganze Reihe von Gottheiten als ſeine Töchter und Söhne ihm angeſchloſſen, durch deren Erzeugung er die eigene Idee auseinanderlegt und der Gründer der natürlichen wie namentlich auch der ſittlichen Weltordnung wird. Er vermählt ſich mit Metis, der Weisheit, die er dann in das eigene Innere aufnimmt, wo er durch ſie Gutes und Böſes unterſcheidet. Er vermählt ſich mit Themis, der Satzung des Rechtes, und ſie gebiert ihm die Horen, Eunomie (Wohlordnung), Dike (Gerechtigkeit), Eirene (Frieden); ſie ſind die Ordnung der Natur, ſie walten im Wechſel der Stunden und Jahreszeiten, aber ſie bringen auch alles Geiſtige zu Gedeihen und Reife. Themis gebiert ihm ferner die Mören oder Parzen, die allerdings früher ſchon als Töchter der Nacht erwähnt wurden; ſie wachen über die Lebensloſe der Menſchen und ſpinnen die Schickſalsfäden. Die dritte Vermählung des Zeus iſt die mit Eurynome, der Weithinwaltenden, des Meeres liebreicher Tochter, und aus dieſem Bunde des Gottesgeiſtes und der Naturfülle entſpringen die Chariten, die Grazien, die ſelbſt in freier Huld und Anmuth ſelig dieſe Gaben der Welt ſchenken; Glanz, Frohſinn, Lebensblüte (Aglaia, Euphroſyne, Thalia), in dieſen Namen ſpricht ſich ihr Weſen und Walten aus, das in Schall und Schimmer auf den Wellen der Luft und des Aethers ſich wiegt, das alle Lebenskeime zu freiem Wachsthum ſchön entfaltet. Demeter, die Mutter Erde, und Zeus erhalten zur Tochter Perſephone, welche die Gattin des Gottes der Unterwelt wird, aber im Blumenſchmucke des Frühlings alljährlich ihre Wiederkunft feiert. Dann tritt Zeus in die Ehe mit Mnemoſyne, dem Gedächtniſſe, oder der ſich ſelbſt erhaltenden Geiſteskraft der Erinnerung, auf welcher ja aller Zuſammenhang des Bewußtſeins, aller Fortſchritt der Bildung, alle Geſchichte beruht; und ſie wird die Mutter der Muſen, welche Kunſt, Wiſſenſchaft, geiſtigen Genuß ſchaffen und verwalten. Mit Leto der Verborgenen, der dunkeln Nacht, erzeugt dann Zeus den Apollon und die Artemis, die gleich Sonne und Mond geſchwiſterlich vereint Tag und Nacht erleuchten, die geiſtigen Lichtbringer einer neuen Zeit. Mit Here ſchließt Zeus den dauernden Ehebund. Dem Gott des Himmels ſteht ſie anfänglich ſchon zur Seite als die Göttin der Erde und ihrer Pracht, und ſo iſt er der ſchöpferiſche Geiſt der in die Natur eingeht, ihr einwohnt und zugleich über ihr ſelbſtändig waltet. Here iſt die Hüterin

der ehelichen Treue und aller Güter die uns dieſe gewährt; Hebe, die Göttin ewiger Jugend, Ares der Gott der Schlachten, ſind ihre Kinder. Aus dem Haupte des Zeus aber der die Metis verſchlungen, wird Pallas Athene geboren, die ſtreitbare Göttin der Weisheit und Erfindungskraft, der perſonificirte Gedanke ſelbſt. Sohn des Zeus und der Maja, deren Name an Magie, an den Zauber der Einbildungskraft erinnert, iſt Hermes, der für das individuelle Wohl der Menſchheit ſorgt, der den Himmel und die Erde vermittelnde Götterbote, der Hirt der Seele im Leben und Tod. Semele endlich gebar dem Zeus den Freudebringer Dionyſos, den Gott des Weins und der mit dieſem zuſammenhängenden Begeiſterung und Naturverklärung; und Alkmene gebar ihm den Herakles, ſein Abbild auf Erden, den Helden der in freiwilliger Dienſtbarkeit den Olympos ſich erringt, wo ihm die Göttin der Jugend vermählt wird und er ſelige Tage verlebt groß ſelbſt unter den Göttern.

Auf ſolche Art ſind viele der Götter die im Lauf der Jahrhunderte und an verſchiedenen Orten die Einbildungskraft der Griechen aus der Einheit der Gottesidee und aus der Fülle der natürlichen und ſittlichen Lebenserſcheinungen geſtaltet hatte, wieder mit dem urſprünglich Einen als ihrem Vater und König verbunden. Heſiod gedenkt auch noch der Göttinnen die ſterblichen Männern geſellt und Mütter von Heron wurden. Daneben ward ihm ein anderes Gedicht zugeſchrieben das die Frauen pries die von Göttern geliebt Heroen zu Söhnen hatten. Das Gedicht, ein Werk ſeiner Nachfolger, hieß die Eöen von dem Anfange der einzelnen Abſchnitte; der ſtets ἢ ὁίη (oder wie) lautete: etwa nach dem Vorſatz: Solche Frauen waren vor allen herrlich, wie Alkmene, oder wie Antiope, oder wie Koronis. Auch kleine epiſche Bilder, wie die Hochzeit des Peleus und der Thetis ſchrieb man dem Heſiod zu. Erhalten iſt ein ſolches vom Kampf des Kyknos und Herakles, berühmt durch die eingelegte Beſchreibung vom Schilde des letztern, offenbar eine Nachahmung jener ſchönen Stelle vom Schilde des Achilleus in der Ilias, jedoch mit dem Unterſchiede daß Homer eine freie Phantaſieſchöpfung gibt, der viel jüngere Dichter aber ſich an die Anſchauung der Wirklichkeit hält und ſolche Gegenſtände als Waffenſchmuck erwähnt wie ſie nachweislich von den griechiſchen Künſtlern in Vaſenbildern oder ehernen Reliefs dargeſtellt wurden.

Heſiod iſt überall nüchterner und lehrhafter als Homer, und

die Werke wie ſie vorliegen ſind von ſehr ungleichmäßiger Form, es iſt nicht ſo ſehr der poetiſche Genuß als die Tiefe und Fülle des Gehalts in Bezug auf Religion, Sitte und Lebensweisheit was ihn uns wichtig macht; die Griechen erfüllen durch ihn den Kreis der epiſchen Poeſie, indem ſie dem Epos der That auch das des Gedankens oder der Betrachtung hinzufügen.

Dem Homer wie dem Heſiod iſt der Glaube an eine ſittliche Weltordnung gemeinſam. Zeus iſt nicht an ein blindes Schickſal gebunden, das Geſetz der Welt hat er geſetzt und hält er aufrecht, Verhängniß iſt aber was er verhängt, ſein Rathſchluß und Wille wird in allem vollendet. Nemeſis iſt der helleniſche Name für die göttliche Ordnung, die Macht des Maßes, die jedem das Gebührende zutheilt. Sie ſpiegelt ſich im Gemüth als die heilige Scheu, die den Menſchen vor Ueberhebung bewahrt, aber im Unglück ihn Herſtellung hoffen und auf die gerechte Gottheit vertrauen läßt. Nur die Weihe einer ſittlichen Kraft, welche die Idee der Nemeſis als Mittelpunkt des innern Gottesbewußtſeins hat, und mit ihr im Gewiſſen den Grund der Religion erfaßt, konnte dem Hellenen Epos und Drama offenbaren und beide in ſeinen Händen zur Vollendung führen. Das hat auch Bunſen mit Recht betont. Denn ſie begeiſterte und befähigte ihn das Geheimniß des Schönen zu finden, welches nur durch das reinſte Gefühl des Maßes möglich iſt. Dies Maßhalten geſtattete dem Volk die bürgerliche Freiheit zu begründen und zu behaupten.

Das Gemeinweſen der Edeln. Olympia und Delphi.

Vielherrſchaft iſt nicht gut, einer ſei Herrſcher, ſo hatte Homer geſungen; die Kriegszüge, die Völkerwanderung welche erobernd den Stämmen neue Wohnſitze gewann, hatten die Macht der durch Einſicht, Muth und Beſitz hervorragenden Führer erhöht und befeſtigt; aber ſie blieben in lebendigem Zuſammenhang mit der Volksgemeinde, der Volksverſammlung, und ein Kreis gleichfalls durch Reichthum und Waffenthaten ausgezeichneter Edeln ſtand ihnen zur Seite. Ward ein neues Land mit der

Lanze gewonnen, so vertheilte der König das beste Gut an sein Gefolge, oder es ward die ganze alte Bevölkerung den Eroberern leibeigen oder zinsbar; die Unterworfenen mußten für ihre Herren arbeiten und diese gewannen dadurch Muße sich körperlich und geistig auszubilden und mit den allgemeinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Der König vermochte nichts ohne sie und da das Gemeinwesen nur ein kleines Gebiet einnahm, konnte er so wenig auf andere Provinzen sich stützen, als ein Priesterthum ihm zur Hülfe vorhanden war; ein Bund mit den Hörigen aber gegen die Edeln hätte alles in Frage gestellt. So kam es daß die Herrschaft von einem an die Gemeinschaft mehrerer gelangte, daß auf die Monarchie die Aristokratie folgte. Aristoteles sagt: „Nachdem die Zahl der Tüchtigen sich gemehrt hatte, und viele welche gleich an Tüchtigkeit waren, sich in den Städten befanden, ertrugen sie die Königsherrschaft nicht mehr, sondern suchten etwas Gemeinschaftliches und richteten ein freies Gemeinwesen auf." Pheidon von Argos, der seine Vaterstadt auf kurze Zeit an die Spitze des Peloponnes erhob, und Maß, Münze, Gewicht im Anschluß an die Phönikier für Griechenland ordnete (um 750), war der letzte große König gewesen.

Im Orient wie im heroischen Alter war der Staat Sache des Herrschers, jetzt ward er als Gemeinwesen die Sache einer Gemeinschaft von Edeln, die nicht individualistisch für sich sein, sondern in freier Genossenschaft leben wollen; noch waren ihrer wenige und der Staat ging nicht über Stadt und Gau hinaus, und die ihn bildeten kannten einander und wirkten persönlich zusammen; das Ganze war klein, aber es war das Werk seiner vereinten Glieder, und auf ihrer Thätigkeit ruhte sein Bestand und sein Fortschritt, die Sorge und Arbeit für das Vaterland war das Recht und die Pflicht der angesehenen Männer, die sich nicht dem Genuß ihres Besitzes ergaben, sondern in der Pflege des Gemeinwohls einen sittlichen Inhalt ihres Thuns hatten.

Die Weltanschauung der Hellenen war auch hier eine ästhetische, insofern sie den Adel der Gesinnung und der Geburt gar nicht unterschieden, und meinten daß die Abstammung von Edeln auch einen kräftigen Körper und dieser eine schöne Seele mit sich bringe; und der innenwaltende gute Geist führte dazu dies sogleich als eine ethische Aufgabe zu stellen: der Edelgeborene sollte seine Anlage verwirklichen, sich durch Leibesstärke und Muth wie durch Tugend und Hoheit des Sinnes über das andere Volk

erheben; frei von der Sorge für die Bedürfniſſe des täglichen Lebens ſollte er ſich dem Staate widmen, und über alles Niedere und Gemeine auch in ſeinem Gemüthe erhaben ſein. Die Edeln ſollten wirklich auch durch ihre Leiſtungen den Staat bilden. Wenn der Ackerbauer, der Handwerker und Kaufmann nicht Muße hatte um ſich dem Gemeinweſen zu widmen, wenn er ſeinen Söhnen die dazu nöthige Bildung nicht geben konnte, ſo ſollten die Edeln dieſe erwerben und ihre Freiheit der Pflege des Rechts und Gemeinwohls zuwenden. Inſofern blieb die Anſchauung auch hier noch eine äußerliche als man in der Arbeit um Beſitz oder für Lohn etwas Gemeines ſah, als man glaubte daß ſie die Seele gewinnſüchtig mache und ſie an das Niedere und Irdiſche banne. Der Edle aber ſollte zu den Göttern emporſchauen, er ſollte nicht blos die Waffen führen, ſondern in jeder Tüchtigkeit hervorragend durch Thaten ſeinen Adel bewähren, und in der Hingabe an das Ganze das Maß und die Beſtimmung ſeines Wollens finden. Darum ward er in Gottesfurcht erzogen. Aber die Götter waren kein Jenſeits, dem man durch Weltentſagung und Abtödtung der Sinnlichkeit nahte, ſondern ſie walteten in der Welt, und durch die volle Entfaltung ſeiner Natur zu einem Leben des Maßes und der Kraft ward der Menſch ihnen ähnlich. Durch Geſang und Muſik ſollte ſein Gemüth zur Ordnung und Harmonie geſtimmt werden; die Heroen der Vorzeit wurden zu den ſittlichern Vorbildern der Gegenwart. Und dann ſollte der Jüngling nicht blos waffentüchtig ſein, es ſollte ſein Körper überhaupt der entſprechende Ausdruck ſeiner Seele werden; darum ward er in den Gymnaſien zur Stärke, Schnelligkeit, Gewandtheit, zur allſeitigen Durchbildung des Leibes hingeführt, daß dieſer ſchlagfertig im Dienſte des Willens und zugleich für ſich ſelber herrlich ſei. Im ſchönen Leibe ſollte die edle Seele zur Erſcheinung kommen; der Menſch ſollte in der Fülle und Freude des geiſtigen und ſinnlichen Lebens ein Guter und Schöner ſein.

Vornehmlich in den doriſchen Staaten blühte dieſe Ariſtokratie der Geſinnung und der Körperkraft, und hier wieder zumeiſt und am längſten in Sparta, freilich auch mit der größten Härte gegen die Unterworfenen. Hier hatte Lykurgos die innern Kämpfe geſchlichtet mit Beibehaltung zweier königlichen Familien, in deren Doppelherrſchaft zugleich ein Streit von Parteien vertragen, zugleich die alleinige Obergewalt beſchränkt ward. Die

Könige führten das Heer und den Vorsitz im Rathe, den der Gesetzgeber aus dreißig Aeltesten, den Vorständen von ebenso vielen Geschlechtsgenossenschaften bildete, die wieder in drei Stammverbindungen organisirt waren. Der König war an das Gutachten des Senats gebunden, aber in allen wichtigen Angelegenheiten mußte auch dieser die Entscheidung der Volksversammlung einholen; denn dem Volke, d. h. hier der Gemeinschaft des Adels, soll Versammlung sein und Macht. Aus öffentlichen Aufsehern und Gesetzeswächtern erhoben sich allmählich die Ephoren zu eigentlichen Leitern des Staats; sie wurden aus der Gemeinde gewählt. Wie Lykurg überhaupt seine Gesetze nicht erfand, sondern die dorische Sitte und das geschichtlich Gewordene zu klarer Ordnung und bestimmter Satzung brachte, vertheilte er auch das Land weniger in gleiche Lose, als daß er die Stammgüter der Familien gleichmäßiger machte und so den minder Vermögenden gerecht wurde. Die dorischen Sieger konnten nicht zerstreut im Lande leben, sie mußten durch ihre Vereinigung und durch die Waffen die Unterworfenen beherrschen. Die Stadt behielt den Charakter des Lagers aus dem sie hervorgegangen; Zeltgenossenschaften bestanden auch im Frieden fort und besorgten ihre gemeinsamen Mahle. Von früh an wurden die Knaben abgehärtet und für den Krieg erzogen; von früh an sollten sie lernen alle für einen und einer für alle zu stehen. An die Stelle des heroischen Einzelkampfes auf dem Streitwagen trat die geschlossene Reihe der schildtragenden Lanzenmänner. Darum opferten auch die Sparter dem Eros und den Musen, wenn sie in die Schlacht zogen, damit der Gott der Liebe die verbrüderten Männer und Jünglinge treu zusammenstehen ließe, damit die Göttinnen des Gesangs ihnen die Sprüche der Dichter ins Gedächtniß riefen und dem Heere seine Ordnung und den Rhythmus seiner Bewegung erhielten. Und wie die Gymnasien die Schule für den Krieg waren, so erhielt dieser das Gepräge des Kampfspiels. Statt der ungefärbten Mäntel legten die Männer rothe Waffenröcke an, der große Schild ward blank geputzt, die Helme mit Kränzen geschmückt, Musik erklang, es ging, wie Alkman singt, das schöne Kitharspiel dem Eisen entgegen. Und wie leiblich, so waren sie auch geistig schlagfertig, ohne viel Worte, aber voll sinnschwerer und treffender Kürze in ihrer Rede.

Lykurgos knüpfte den Staat an Delphi und an Olympia, und beide Orte wurden nun Mittelpunkte des hellenischen Lebens,

von denen aus ein doppeltes Band idealer Einheit die getrennten Stämme und Städte umſchlang. Wettkämpfe der Sänger haben wir kennen gelernt, ebenſo der Männer im Laufe und Ringen, wie deren Ilias und Odyſſee bei feſtlichem Anlaß gedenken. Sie waren eine Luſt aller Hellenen, ſie wurden jetzt unter der Herrſchaft der Dorerthums zu feſter Sitte in beſtimmter Ordnung, indem auf die Uebung für ſie die Erziehung begründet und zugleich der ſtrenge Gehorſam gegen die Geſetze des Kampfes zur Pflicht gemacht wurde. Am Ufer des Alpheios im windſtillen von baumreichen Hügeln umkränzten Thal von Olympia ſtand ein Altar des Zeus, wo die Eleer ihre Opfer brachten und dabei Kampfſpiele feierten; im Jahre 776 ſchloſſen ſich die Spartaner, und raſch die andern Griechen ihnen an, ſodaß hier alle vier Jahre ein gemeinſames Feſt gefeiert wurde. Und nicht blos aus dem eigentlichen Griechenland ſtrömte das Volk zuſammen; hatten doch die Colonien nicht blos die Inſeln in Kleinaſien, ſondern auch Süditalien und Nordafrika, das Geſtade des Schwarzen Meers und Südfrankreichs mit griechiſchen Anſiedlern bepflanzt, und ſo einen weitgedehnten Küſtenſaum für griechiſches Leben gewonnen. Seit dem Beginn des 7. Jahrhunderts war das Opfer und das Kampfſpiel am Altar des gemeinſamen Nationalgottes die Sache aller Hellenen, von allen Orten kamen die gewandteſten ſchönſten ſtärkſten jungen Männer zuſammen, auf daß die Sieger in der Heimat hier als Vertreter ihrer Städte nun untereinander um den höchſten Preis rängen. Zum Schnell- und Dauerlauf geſellte ſich das Ringen, und dann auch das Wettrennen zu Roß und Wagen. Ein Olivenkranz lohnte dem Sieger; denn nicht um irdiſchen Gewinn, ſondern um Ehre ward gekämpft, aber „gottbeſchiedene Hymnen ſtrömten dem hernieder, welchem, des Herakles alte Satzung vollziehend, der wahrhaftige fehlloſe Hellenenrichter von obenher um das Haar den blauſchimmernden Schmuck des Oelzweiges legt, der Kämpfe Olympias ſchönſtes Denkmal“, wie Pindar ſingt. Die Landsleute fühlten ſich im Sieger beglückt und führten ihn zum Altar, das Lied anſtimmend das Archilochos auf den Herakles gedichtet: „Tenella, Tenella! Heil dir im Siegprangen, Herakles, Heil dir und Iolaos, bei den Kriegslanzen! Heil dir im Siegprangen, Tenella, Tenella!“ Der in die Vaterſtadt Heimkehrende ward durch feierlichen Zug begrüßt, und im Krieg und Frieden, während ſeine Bildſäule im Hain zu Olympia ſtand, hatte er hochgeehrt ein göttliches Leben,

ſodaß es ſelbſt einem Platon zum Bild irdiſcher Seligkeit diente.

Wenn auch nach Pindar's Wort Olympia's Spiele wie Gold unter den Metallen, wie die Sonne unter den Geſtirnen vor allen andern ſtrahlten, ſodaß die Griechen ihre Zeitrechnung nach ihnen einrichteten, ſo waren doch zugleich die pythiſchen, iſthmiſchen, nemeiſchen viel beſucht. Gottesfriede herrſchte zur Feſtzeit, und der Austauſch der Geſinnung, der Sitte war von dem der Waaren und Landeserzeugniſſe begleitet. Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft traten zwar mit ihren Schöpfungen nicht in den Wettſtreit, aber ſie ſuchten und fanden hier empfängliche Gemüther, die das Andenken und den Ruhm auch des geiſtigen Genuſſes in ihre Heimat trugen. Daß aber dem Sieg der körperlichen Tüchtigkeit ſo große Bedeutung gegeben, daß er mit ſolcher Begeiſterung erſtrebt und angeſchaut ward, zeigt uns wieder die helleniſche Weltanſchauung, welche das Innere im Aeußern erblickt, das Geiſtige und Sinnliche nicht trennt, und im geſunden Leibe auch die edle Seele vorausſetzt. Das Gute iſt eins mit dem Schönen, und das Gymnaſium erzog zugleich zu ſittlicher Tüchtigkeit. Wer ſich zum Wettkampf ſtellte, durfte keiner Uebelthat geziehen werden, mußte in gutem Rufe ſtehen. Er betete wenn er das Los zog das ſeine Stelle beſtimmte; er weihte den errungenen Preis dankbar dem gnädigen Gotte. Bürgertugend, Opfermuth für den Staat und Wehrhaftigkeit, Waffenfähigkeit waren dem Hellenen nicht zu ſcheiden; die Ringſchule bildete den Jüngling zum Kampf fürs Vaterland. Sein höchſter Lohn ſollte die Ehre ſein. Das legt auch Lucian dem alten Solon in den Mund. „Der Ruhm welcher ſich an den gymnaſtiſchen Sieg knüpft, iſt es welcher dem Sieger über alles geht. Sieht man erſt welche Menſchenmaſſe an ſolchen Feſten zuſammenkommt, um die Kämpfe zu ſehen, wie die Schauplätze mit Tauſenden gefüllt ſind und wie die Kämpfer geprieſen, die Sieger Göttern gleich geachtet werden, da erkennt man daß wir auf alle dieſe Uebungen keinen vergeblichen Fleiß verwenden. Welche hohe Luſt den Muth der jungen Männer zu ſchauen, die bewunderungswürdige Wohlgeſtalt und Schönheit ihrer nackten Leiber, die ungemeine Gewandtheit, die unüberwindliche Kraft und Kühnheit und Ehrliebe, die unbezwungene Geſinnung und den unermüdlicher Eifer für den Sieg! Da iſt kein Ende des Lobes, des Beifalls. Sehen nun die Jünglinge wie diejenigen welche ſich auszeichnen geehrt und ihre Namen verkündet

werden in Mitte ſämmtlicher Hellenen, ſo wird wieder ihr Eifer für die Uebungen um ſo größer. Nun aber kann man daraus abnehmen wie diejenigen im Kampf für Vaterland, Weib, Kinder und Heiligthümer und für alle wahren Güter des Lebens ſich erproben werden, die um einen Oelzweig nackt mit ſo feuriger Siegesfreude ringen."

Und dieſe Wettkämpfe um den Preis der Kraft und der Schönheit, zu denen ſich alle Stämme zuſammenfanden, ſie waren zugleich ein Gottesdienſt, in welchem die edelſten Männer dem Lenker der Welt die Frucht ihrer Arbeit darbrachten. Das Feſt war religiös, und der Cultus heiter; ein Opfermahl ward vom Volk genoſſen, denn die Götter verlangten kein trauriges Entſagen, ſondern die Vollentfaltung des Lebens, die Erhebung des Gemüths zu den himmliſchen Mächten als ſeinen perſonificirten Idealen, als den Gebern alles Guten. Und wie die Gemeinſamkeit der Männer den Staat bildete, ſo zogen jetzt Chöre zum Tempel und Altar, um gemeinſam die Götter im Liede zu preiſen. Es galt die ſtärker gewordenen ſittlichen Regungen der Seele auszuſprechen. Schon hatte der blinde Sänger von Chios das Feſt Apollon's auf Delos als einen gemeinſamen Feiertag der Jonier geprieſen und geſagt daß wer ſie dort verſammelt ſähe in ihrer Schönheit, der könnte glauben daß ſie frei wären von Alter und Tod, und freudig würde ſein Herz bewegt beim Anblick der Männer und wohlgegürteten Frauen, ihrer Schiffe und ihres Reichthums. Und Pindar läßt die Himmliſchen ſelber die Inſel den weitleuchtenden Stern der dunkeln Erde nennen. Auf den Vorgebirgen die im Morgenſonnenglanz aus der Tiefe der Meerflut leuchtend aufſteigen, ſah man den Lichtgott des Frühlings thronen. Ihm, dem Reinen, ſollte nichts Unreines, Unheiliges nahen. Als den rächenden Gott der Frevel kannte ihn ſchon das Epos; aber auch als den Verſöhnlichen; jetzt ward er vorzugsweiſe als der Verſöhnende angeſchaut. Beſonders wer durch Mord und Blut befleckt und damit ſelber den finſtern Mächten verfallen war, der bedürfte der Sühne, und für die Seele des Erſchlagenen wie zur Löſung der eigenen Seele mußte er ein Blutopfer bringen. Der allſehende Gott, der auch ins Verborgene ſchaut, verlangt Bekenntniß und Buße; die äußere Reinigung durch Waſſer und Schwefelräucherung iſt das Symbol der innern. Der Gott ſelbſt ſollte als er den Drachen von Pytho erſchlagen, das Vorbild gegeben und an ſich das Geſetz der Reinigung voll-

zogen haben. Die milde Klarheit ſeines Weſens beruhigte nun den Sturm des Gemüths, das ſich ihm zuwandte; der Klang ſeiner Leier goß ſeine Harmonie friedebringend in die erſchütterten Herzen. Die Muſik trat in der Erziehung ergänzend zur Gymnaſtik; ſie behütete das Gemüth vor Verwilderung, ſie ſänftigte die Kraft, und führte die Seele zum Einklang, zu Maß, Ordnung und Ruhe in der Bewegung. In dieſer ſittlichen Vertiefung ward der apolliniſche Cultus vorzugsweiſe von den Doriern gepflegt. Sie hielten an den heiligen Bräuchen feſt, mit welchen die Griechen gleich allen Ariern das ganze Leben dem Ewigen weihten und verknüpften. Und wenn aus den Sängerprieſtern der Urzeit die Dichter in Griechenland vor den Prieſtern hervorgetreten waren und kein beſonderer Stand ſich zwiſchen das Volk und die Götter einſchob, ſondern das Opfer von den Königen, von den Edeln, von der Gemeinde vollzogen, und die Mythe durch die Poeſie ausgebildet wurde, ſodaß keine geiſtliche Kaſte zur Herrſchaft kam, ſo entging man doch auch der Gefahr der Verweltlichung, der Gefahr die Religion in ein willkürliches Spiel der Einbildungskraft aufzulöſen, indem die Dichter dem Ernſte der frommen Gemüthsſtimmung ihr Wort liehen, und gerade dadurch ihre Macht über die Herzen des Volks bewahrten daß ſie die tiefſten Empfindungen und Gedanken begeiſtert ausſprachen; und wiederum erhielten ihre eigenen Erfindungen im Anſchluß an die überlieferte Mythe eine Glaubwürdigkeit die ſie gleich realen Weſen erſcheinen ließ. Die Religion war Gewiſſensſache jedes einzelnen, die Ausübung des Gottesdienſtes das Recht jedes freien Mannes. Aber unter den Edeln ſelber gab es Geſchlechter in welchen die heiligen Gebräuche, ihre Kenntniß und Uebung von den Ahnen überliefert waren und die ſie nun zur Weihe der öffentlichen Angelegenheiten vollzogen; ſie waren im Staate ſelber die Hüter der altväterlichen Sitte und Geſinnung, ſie ſorgten dafür daß den Göttern ihre Ehre wurde, aber ſie ſtellten keine Dogmen auf und waren ſelber kein beſonderer Stand im Staat.

Die ganze Welt iſt dem frommen Gemüth eine Offenbarung Gottes, alles Sichtbare eine Darſtellung des Unſichtbaren; das Himmliſche iſt dem Menſchen allwärts nahe, und die Natur ſteht in Zuſammenhang mit der ſittlichen Ordnung, alſo daß man aus Erſcheinungen der einen auf die andere ſchließen kann. Die Götter geben Zeichen ihres Willens, der Menſch ſoll auf ihre Winke achten und ſie ſich deuten; die Gegenwart trägt die Zukunft

im Schos wie ſie die Frucht der Vergangenheit iſt, wer die Gegenwart völlig und recht durchſchaut, der erfaßt auch das Zukünftige mit. In dieſem guten Glauben ſtanden die Griechen, und wie das Opfer ihre Lebensgemeinſchaft mit den himmliſchen Göttern unterhielt, ſo meinte der kindliche Sinn daß beſonders die Vorgänge am Himmel und die zwiſchen Himmel und Erde fliegenden Vögel oder das Rauſchen des Windes in heiligen Bäumen des Hains ein Zeichen des Rathſchluſſes der Ewigen, eine Andeutung des Schickſals gewährten. Aber es galt nun die Wahrheit und Weisheit danach zu ſagen, und die Griechen haben es mit Recht verſchmäht dieſe Kunſt in eine ſyſtematiſche Lehrform zu bringen, ſie überließen ſie vielmehr der lebendigen Ueberlieferung, ſie verehrten im Seher einen Gottbegeiſterten, dem die Augen durch die Gnade der Allſehenden zum tiefern Einblick in den geheimnißvollen Grund der Dinge aufgethan ſeien. Dadurch erhoben ſie ſich über die abergläubiſche Abhängigkeit von den äußern Zeichen, von den Naturerſcheinungen; eine höhere ſittliche Macht fühlte man im eigenen Innern, und nur diejenige Weisſagung erhielt ihren allerdings erſtaunlichen Einfluß, welche auf Gemüthszuſtände gründete, in denen der Menſch eine den endlichen Geiſt überwältigende, beſitzende und begeiſternde Macht des Unendlichen zu erkennen glaubte.

Es war Apollon, der geiſtige Lichtgott, der die ewigen Ordnungen des Zeus, den ſchickſalbildenden Götterwillen den Menſchen offenbarte, wie er die Sündigen wieder mit ihnen verſöhnte. Schon in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts beſtand im friedſamen Felſenthal am Parnaß zu Delphi ein apolliniſches Orakel. Aus dem Munde von Mädchen oder Frauen, die über einer Erdſpalte auf einem Dreifuße ſaßen, redete der Gott; aber was ſie in hellſehender Ekſtaſe verkündeten, deſſen waren ſie ſelber nicht mächtig, daraus hatten die Prieſter den Götterſpruch erſt zu bilden. Es waren fünf Männer die dieſes Heiligthums walteten, und die Pythia wie die Propheten, die Ausleger ihrer Sprüche erwählten. In einer Ueberlieferung durch die Jahrhunderte hin war die oben geſchilderte Vertiefung des apolliniſchen Cultus von hier aus verbreitet, und je mehr zu den pythiſchen Feſten oder in beſondern Angelegenheiten hier die Abgeſandten der Hellenen zuſammenkamen, deſto größere Einſicht gewannen die delphiſchen Prieſter in die Verhältniſſe der einzelnen Gaue, deſto inniger bildete ſich ein Centrum des geiſtigen Lebens. Hier erkannten

Spartaner und Athener, Korinther und Thebaner ſich als Glieder eines Volks; hier bildete ſich die Mythe ihrer gemeinſamen Abkunft von Deukalion, ſeinem Sohne Hellen und deſſen Söhnen und Enkeln; hier ſollte der Nabelſtein der Erde durch die Adler bezeichnet ſein, die Zeus vom Aufgang und vom Niedergang fliegen gelaſſen bis ſie einander begegneten.

Man misverſteht das delphiſche Orakel, wenn man meint es ſeien hier beſonders zukünftige Dinge vorausgeſagt worden; es handelte ſich vielmehr um ein Wort der Aufklärung und um einen entſcheidenden Rath in zweifelhaften Lagen, man wollte wiſſen was dem Willen der Götter gemäß zu thun ſei. Es iſt kein übernatürliches Wunder und kein pfäffiſcher Trug für die Blütezeit Delphis anzunehmen, ſondern einmal vertieften ſich die Prieſter in die Anſchauung ihres ſittlichen Gottesgeiſtes und holten aus ihrem Gewiſſen die Verkündigung des Guten und Rechten, und andererſeits ſtanden ſie mit allen Staaten in Verbindung, kannten die Verhältniſſe und hatten bei ſich ſelbſt einen Schatz von Erfahrungen, indem ſie ſich erinnern konnten welchen Erfolg in ähnlichen Fällen ein Gutachten gehabt; und in dieſer Verknüpfung einer klaren Betrachtung der Wirklichkeit mit den ſittlichen Forderungen der Religion hörten ſie nun zugleich auf die Stimme der Prieſterin und deuteten die Worte derſelben oder fügten ſie zum Spruch zuſammen, der ſelber in ſeiner Ausdrucksweiſe oft ein ſymboliſches paraboliſches Gepräge trug, das der Fragende durch ſein eigenes Sinnen ſich klar machen ſollte. Und wo vorwitzige Neugier wegen des Zukünftigen im Beſondern fragte, da gab man eine doppelſinnige Antwort. Wenn man nur das Eine erwägt daß die Geſetzgeber ihre beſten Einrichtungen in Delphi beſtätigen ließen, und daß die ſo weit ausgedehnte Coloniſation von hier aus eigentlich geleitet wurde, ſo verſteht man den ſegensreichen Einfluß den das Orakel brachte, indem es den Gemüthern Vertrauen und Muth für das Begonnene als für ein Gottgefälliges einflößte. Der am meiſten ethiſche Gottesdienſt der Hellenen, der apolliniſche, wirkte von hier aus veredelnd auf das Volk, maßgebend für die Dichter. Die äußere Religionsübung ward hier für werthlos erklärt, wenn nicht das Herz dabei ſei. Wol ſollte dem Guten ein Tropfen Weihwaſſer aus der kaſtaliſchen Quelle genügen, aber kein Meer wäſcht dem verſtockten Böſen die Sünde hinweg. Erkenne dich ſelbſt! Halte Maß! Das waren die goldenen Sprüche die in der Inſchrift des Apollotempels den

Eintretenden zur Selbstbeschauung, Selbstbeherrschung ermahnten. Sie enthielten die Summe der hellenischen Ethik, und die sieben Weisen, in denen das Alterthum edle gesetzgeberische Menschen verehrte, weil sie in gedankenvollen Kernsprüchen die Fülle ihrer Erfahrung und die Stimme ihres Gewissens zumal niederlegten, sie wirkten und lehrten im Geiste des delphischen Heiligthums. Denn um den Hellenen Recht und Gesetz zu kündigen läßt Alkäos den Apollon auf seinem Wagen von Schwänen nach Delphi gezogen werden, und Tyrtäos gedenkt des Orakels an die Spartaner: Nur Schönes sollen sie reden und nur Gutes thun, dann werden sie frei und glücklich sein! An die Stelle des Naturorakels war das geistige getreten, die Weissagung der Erdgöttin, der Gäa, war an Apollon übergegangen; an die Stelle der Zeichen traten Sprüche, Worte sittlicher Weisheit. Die Ahnung des Gemüths wie sie aus der Naturtiefe des Menschen aufsteigt, ward mit der Klarheit des Bewußtseins verbunden. So darf man das delphische Orakel mit dem hebräischen Prophetenthum vergleichen; denn auch von jenem kam eine Läuterung und Fortbildung der religiösen und sittlichen Ideen, auch von jenem wurde das Volk im Irdischen wohl berathen und auf das Ewige hingewiesen; Platon und Plutarch bezeugen es daß von dort aus die schönsten und besten religiösen Verordnungen, die Stiftung von Heiligthümern wie die Weihe der bürgerlichen Einrichtungen und neuer Staatengründungen ausgegangen, daß von dort aus so viele edle Güter den Hellenen zu Theil geworden, die man nicht dem Ungefähr, sondern nur der Vorsehung zuschreiben könne. Und wenn an großen Festtagen nicht blos die Thaten des Gottes in epischen Hymnen gefeiert wurden, sondern die Chöre auch die Gefühle des Volks aussprachen, ja ein Jüngling den Gott selber darstellte, der den Drachen erschlug und dann die sühnende Reinigung wegen des vergossenen Bluts an sich selber vollzog um durch eigene That der Menschen Vorbild zu sein, dann gewahren wir wie auch die Anfänge lyrischer und dramatischer Poesie in Delphi eine Stätte haben. Es ist für alle Zeit ein heiliger Ort, und gern stimmen auch wir in das Lied des Euripides ein, das sein Ion singt:

Sieh mit dem strahlenden Wagen des Vierspanns
Glänzt Helios über den Erdkreis schon,
Und die Sterne sie fliehn in die heilige Nacht
Vor der himmlischen Glut.

Unerſteigliche Höhn des Parnaſſos, begrüßt
Vom erwachenden Tag, glühn ſchwelgend im Licht,
Das wonnig den Sterblichen leuchtet.
Und der Myrte lieblicher Duft wallt auf
Zu dem Tempelgeſims;
Und die Delpherin thront auf heiligem Stuhl
Und ſingt helleniſchem Volke den Spruch,
Den ſtürmend Apollon ihr vorſang.
Ihr Delphier, Diener Apollon's, auf!
Wallt zu den ſilbernen Wirbeln Kaſtalia's.
Und wann ihr im Thau der kryſtallenen Flut
Euch badetet, tretet zum Tempel hinein,
Und zu Lauten des Heils nur weihend den Mund
Laßt Heilſames nur die Verlangenden, die
Rathfragen den Gott,
Von günſtigen Lippen vernehmen!

Eleuſis.

Die Gottheiten des Feld- und Weinbaues wurden von Anfang an als wohlthätige Naturmächte verehrt, deren Weſen im Naturleben ſich offenbarte; in das Bereich des Heldenthums und der Heldendichtung wurden ſie wenig hineingezogen und erhielten dadurch auch kein ſo ſcharfes Gepräge der Menſchenart. Als aber das Volk in Attika emporkam, hob ſich auch ihr Cultus, es knüpfte ſich eine Reihe neuer Ideen an ihn, und er nahm orientaliſche Einflüſſe von ſo bedeutendem Gewicht in ſich auf, daß er als die Vollendung des Heidenthums bezeichnet werden kann. Demeter, die Erdmutter, iſt die Saatgöttin, die Verleiherin und Schirmerin der Cultur welche mit dem Ackerbau verbunden iſt, der Ehe, des reinen Familienlebens; als ſolche wurde ſie in den Thesmophorien gefeiert. Die grünende Saat, der Blütenſchmuck des Jahres iſt die Tochter der Erde; und wenn das Grün und die Blüte verwelkt und vom Sturm hinweggerafft wird, dann liegt es nahe das Muttergefühl der Trauer mitzuempfinden, das aber in jedem neuen Frühlinge wieder in Troſt und Heiterkeit verwandelt wird. Der Mythus ſtellt dies alſo dar daß Kora, die Jungfrau, blumenpflückend vom Gott der Unterwelt geraubt

wird, und nun Demeter klagend die Tochter sucht; Zeus verheißt ihr endlich die Wiedervereinigung, aber Kora ist bereits durch den Genuß des Apfels, des Symbols der Verehelichung, die Gattin des Todtengottes, Persephone, geworden, und so wird sie nur im Frühling heraufgesandt um im Herbst wieder zu ihm zurückzukehren. Der Schos der Erde, der die Todten in sein Dunkel aufnimmt, ist zugleich der Grund der Fruchtbarkeit, er birgt die Schätze und spendet den Reichthum, und an das Wiederaufleben der Natur im Lenze knüpft sich leicht die Hoffnung der Auferstehung und Wiedergeburt auch für uns.

Die Arier der Urzeit reden von einem Verschwinden des Sonnen- und Frühlingsgottes, von seinem Hinabgang in die Unterwelt oder von seiner Entrückung in Bergeskluft wie von seiner siegreichen Auferstehung und Wiederkunft. Apollon weilt im Winter von Delphi fern und kehrt im Frühling wieder, und Pausanias redet davon wie die Götter alle dem Hades dienen und die Schrecken des Todes überwinden müssen:

> Auch Demeter ertrug's, es ertrug der starke Hephästos,
> Poseidon ertrug's, es ertrug Ferntreffer Apollon
> Fronen ein ewiges Jahr in dem Dienst des chthonischen Gottes,
> Ares selber ertrug's, der Trotzige, weil es gebot Zeus.

Das Sühn- und Reinigungsfest der Athenetempel läßt es erkennen wie auch diese Göttin als sterbend und am dritten Tage als auferstehend galt; das Symbol ihres Lebens, die Lampe verlosch, und ward dann von Neuem durch einen Brennspiegel oder durch einen Funken aus geriebenen Hölzern wieder angezündet.

Die kleinasiatischen Semiten sahen im Kreislaufe der Natur Geburt und Tod oder Schlaf ihrer Götter selbst; mit lauter Wehklage ward ihr Verschwinden, Leiden und Sterben, mit wildem Jubel ihr Wiedererscheinen gefeiert. (S. I, 280 fg.) Vortrefflich sagt hierüber auch Döllinger: „Ueber ganz Vorderasien war eine Religion verbreitet deren Hauptgestalten eine große Naturgöttin und Mutter alles Lebendigen und ein ihr als Gemahl, Liebling oder Sohn verbundener, dem Leiden und dem Tod verfallener Gott waren. Die Wahrnehmung wie im menschlichen Leben und in der ganzen Natur schon mit der Empfängniß und der Geburt der Schmerz verknüpft ist, wie die Wesen sich gegenseitig zerstören um eins durch das andere sein Dasein zu fristen, wie immer aus dem Tod neues Leben entsprießt, und gerade aus der Ver-

weſung die Pflanze ihre Nahrung zieht, ſodaß in der Auflöſung animaliſcher Körper die ſtärkſte Nahrungskraft für das vegetabiliſche Leben liegt, — dieſes allgebietende unerbittliche Geſetz des Todes aus dem Leben und des Lebens aus dem Tode war es was in ſeiner Wirkung auf die Phantaſie jene Göttergeſtalt und die entſprechende Mythe hervorgerufen hatte. Wie der Menſch ſich hineingeſtellt fühlte in eine ſtete Umwälzung von Leben und Tod, wie ihm das Univerſum als Tempel und Grab, als Altar und Sarg erſchien, ſo mußte auch ſein dem Naturgebiet angehörender Gott abwechſelnd leben und ſterben, und wenn ihm das Beſte und Koſtbarſte aus den lebendigen Weſen zum Opfer gebracht wurde, ſo mußte er ſelbſt auch als ein Opfer des großen Todesgeſetzes fallen", — aber, fügen wir hinzu, um es in ſich ſelbſt zu überwinden, um ſiegreich wieder zu erſtehen. Attes, Agdesdis, Adonis, Oſiris ſind im Grunde die Perſonification eines und deſſelben Weſens; Kybele, Aſtarte, Iſis gleichfalls, und leicht ließ was der Mythus vom einen ſagte ſich auf den andern Namen übertragen, leicht ließ der Mutterſchmerz Demeter's ſich mit dem Leid der Iſis vergleichen, die den ermordeten Gemahl ſucht und beklagt, und die griechiſche Götterſage bereicherte ſich auf dieſe Art aus ſemitiſchen und ägyptiſchen Quellen.

Ein Gleiches fand mit dem Gotte des Weines ſtatt. Im Wein haben wir Saft und Kraft des Erdlebens in feuriger Verklärung; der Wein übt eine ſorgenbrechende befreiende beflügelnde Macht auf das Gemüth, und wenn er die Seele bewältigt, ſo erhöht er ſie auch in der Begeiſterung des Rauſches; er offenbart die verborgene Wahrheit. Mit dem Weinbau verbindet ſich milde heitere Sitte und freie Bildung. So feierten die Griechen in Dionyſos die ſegenſpendende Naturmacht als eine jugendfrohe ſiegreiche göttliche Perſönlichkeit an den Freudentagen der Traubenleſe und der Faßöffnung, und der Gott ward als der Befreier und Beſeliger geprieſen; ein trunkener Taumel drang in den brauſenden Feſtrauſch ein, und der orgiaſtiſche Cultus Kleinaſiens wie er über die Inſeln herüberzog, ſowie die ekſtatiſche mänadiſche Feier aus Thrakien fanden in Griechenland durch ihn Eingang. Die lyriſche Erregung der Gemüther kam ihm entgegen und äußerte ſich ſelbſt auf poetiſche Weiſe; die dionyſiſche Begeiſterung, der das Drama entſprang, war heftiger in Freud und Leid, gemüthbewältigender, enthuſiaſtiſcher als die apolliniſche, welche mehr das Element der Geiſtesklarheit im künſtleriſchen Schaffen

gegenüber der Eingebung und dem Rausche der Entzückung repräsentirt. Und dabei fiel die Weinlese in die Zeit des absterbenden Jahres, und die Traube litt unter der Kelter, sie ward eingesargt im Fasse und unter der Erde geborgen, bis der ausgegorene Wein das Licht grüßen konnte; so war auch Dionysos der Wiedergeborene, den nach dem Tod seiner Mutter Zeus in sich aufgenommen, so ward auch Dionysos zum leidenden, sterbenden und auferstehenden Gott.

Es war in Kreta wo die Mythen von Osiris und Adonis mit denen von Dionysos verschmolzen, wo er unter dem Namen Zagreus als ein Sohn des Zeus und der Persephone aufgefaßt, wo er wie Osiris getödtet und zerstückt, von den Titanen zerrissen ward; aber Apollo sammelt und begräbt die zerstreuten Glieder, und Athene überbringt das noch schlagende Herz dem Vater Zeus, der es durch Demeter mit einem neuen Körper bekleiden läßt, während er die Titanen niederblitzt. Davon daß Dionysos, der Frühlingsgott, im Kampf unterliegend in das Meer, den Urborn alles Lebens, zurückgedrängt werde, aus dem er nach dem Winter wieder hervorsteige, wußte man auch in Thrakien zu erzählen. Die kretische Mythe ward in Griechenland durch die Orphiker verbreitet, die in den Dichtungen welche sie dem alten Sängerheroen unterschoben, überhaupt mehr auf ein pantheistisches Naturleben gegenüber den vielen menschlich gestalteten Göttern hinsteuerten. Nach ihren Kosmogonien ging aus dem Chaos das Weltei und aus diesem der weltbildende Eros hervor; aber Zeus hat ihn sammt der Welt verschlungen um sie wieder aus sich selbst zu entfalten, sodaß er alles aus sich ans Licht gebiert und Anfang, Mitte, Ende ist. Oder nach Pherekydes verwandelt sich Zeus in den Eros um die Welt in Liebe und Harmonie zusammenzufügen und über einen geflügelten Eichbaum das weite Gewand zu weben, daraus er die Erde und das Meer entfaltet. Es liegt nahe das Zerrissenwerden des Zagreus als eine Vertheilung des Göttlichen in die endliche Vielheit zu deuten, aus der sich die Einheit als Weltseele wieder erhebt. Die Orphiker bedienten sich zum Bilde der Weltschöpfung gern des Mischkruges in welchem die verschiedenen Elemente zusammengebracht, des Gewebes in welchem die mannichfaltigen Fäden verknüpft werden. Aber die gegenwärtige Welt war ihnen nicht die vollendete; einer ihrer Dichter sagt vom Urgeiste: „Durch dein Lächeln hast du die Götter erspriessen lassen, aber deine Thränen sind die Menschen, die un-

glückſeligen.“ Die Welt iſt der zerriſſene Gott, Streit und Gegenſatz herrſcht in ihr und die Seele iſt in ſie hinabgeſtoßen als in einen Kerker, daß ſie aus dem Gefängniſſe des Leibes durch allmähliche Läuterung und ſtufenweiſes Emporſteigen ſich befreie; ein ſeliger Friede ſoll das Ende und Ziel der Dinge, das Reich des Dionyſos ſein. — Zur Zeit der Piſiſtratiden hat Onomakritos dieſe orphiſche Theologie in ein Syſtem gebracht und ſchriftlich dargeſtellt, Orpheus ſelber ward durch den Mythus verherrlicht; wie die Macht ſeiner Töne Bäume und Felſen bewegt habe, ſo ſollte ſie auch die Mächte der Unterwelt bezwungen haben, als er von Liebe zur verſtorbenen Gattin erfüllt hinabgeſtiegen in das Schattenreich um ſie zurückzuholen. Dadurch ward er dann ſelber in den Myſterien ein Vorbild, an welchem man die todüberwindende Macht der Liebe anſchaute. Von beſonderer Wichtigkeit ferner aber war es daß die Aegypter mit der Mythe des Oſiris den Glauben an Unſterblichkeit verbunden hatten. Der Gott, der Sichtbarkeit entrückt, iſt nun der Richter und der Herr der Todten, und die Seligen gehen ein in ſein Reich um mit ihm ein unvergängliches Leben der Wonne zu theilen. Der Glaube an die Unzerſtörbarkeit der Seele und an einer Vergeltung im Jenſeits war vornehmlich in Aegypten ausgebildet, und die griechiſchen Weiſen ſelbſt bekennen ſich hier als Schüler ſeiner Prieſter. Die Ausſicht auf Unſterblichkeit gibt auch dem gegenwärtigen Leben einen viel höhern, erſt den geiſtigen Werth, und durch den Glauben an ſie Troſt, Hoffnung, Reinheit, Freude in das Gemüth des Volks zu pflanzen war die Hauptſache in den eleuſiniſchen Myſterien, welche andere verwandte geheimnißvolle Culte und Weihungen bald ſo überragten wie die Athener an Bildung überhaupt in Griechenland hervorſtrahlten.

Schon der in epiſchem Ton ſich ergießende alterthümliche Hymnus an die Demeter beſingt vornehmlich den Raub ihrer Tochter, ihren Mutterſchmerz und die Freude des Wiederſehens, ſodaß im Mythus Leid, Tod und Wiederaufleben als allgemeines Geſchick dargeſtellt wird. In das Haus des Keleus als Magd und Kindespflegerin aufgenommen wollte die Göttin dem Knaben Demophoon irdiſche Unſterblichkeit und Befreiung von den Schwächen des Alters bereiten, indem ſie ihn mit Ambroſia einrieb und des Nachts geheim vor den Aeltern ins Feuer legte um das Sterbliche an ihm auszubrennen; aber Metaneira, die Mutter, lauerte einmal auf, ſah es und erhub laute Wehklage. Da nahm

Demeter das Kind aus dem Feuer, offenbarte sich als Göttin und schied. Das immerwährende Leben auf Erden ist verscherzt und unmöglich geworden, aber weil das Kind im Arm Demeter's geschlummert, so verleiht sie dafür ihm ewige Ehre, und richtet die heiligen Weihen ein, durch die uns die Hoffnung eines künftigen bessern und unvergänglichen Daseins wird. Doch das Leben muß durch den Tod hindurchgehen um ihn zu überwinden. Daß auch die Götter des Todes Leben spenden, daß es ein Wiederaufwachen zu neuem Lichte gebe, dies ward im Hinabsteigen und Wiederheraufkommen Kora's dargestellt; der Kreislauf der Natur ward dem Menschen zur anschaulichen Bürgschaft, daß auch für ihn ein neues Leben aus dem Tod hervorgehe. Aus der schrecklichen Todesgöttin Persephone ward die holde Jungfrau, die der Erde die Blüte des Frühlings schenkt. Das Samenkorn das in die Erde gesenkt wird, sprießt wieder hervor; es ward zum Symbol des Menschen, den man im Schos der Erde birgt als eine Saat für die Ewigkeit; — das Weizenkorn muß ersterben daß es Frucht bringe, es wird gesäet verweslich und auferstehen unverweslich, wie es bei Johannes und Paulus wol nicht ohne Bezug auf den griechischen Glauben heißt.

Zunächst aber haben wir festzuhalten daß in den Mysterien keine Lehre vorgetragen oder der denkenden Betrachtung durch Vernunftschlüsse angeeignet wurde, sondern daß in echthellenischem Geist durch die ästhetische Anschauung auf eine ihr und dem Gefühl eindringliche Weise das Räthsel des Daseins gelöst und sein Geheimniß offenbart wurde. Ein religiöses Schauspiel ward aufgeführt, und das Volk durch die vorhergehende Weihe wie durch die lebendige Theilnahme am Chorgesang in dasselbe mit hineingezogen; aus dem Schmerz des Todes und den Schrecken der Nacht brach ein wunderbares Licht und ein trostvolles Bild seligen ewigen Lebens hervor; darum hieß das Heiligthum von Eleusis das schauervollste und heiterste zugleich, Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude folgten erschütternd und besänftigend einander. Im Schicksal der Götter sah der Mensch das Vorbild seines eigenen Loses, und die Symbole des Naturlebens gaben ihm eine sinnliche Gewißheit dessen was seine Einbildungskraft ergriffen, was seiner Ahnung aufgegangen. Aristoteles sagt ausdrücklich daß die Eingeweihten nicht etwas lernen sollten, sondern an sich etwas erfahren und geschickt gemacht werden zu einer höhern Stimmung. Es war ein gottesdienstliches Drama, das

als ein zuſammenhängendes Kunſtganzes die beſeligende Wirkung der Kunſt auf das Gemüth übte. Hierfür ward man vorbereitet, und die gewonnene Stimmung ſollte heilig gehalten, nicht durch das Geſchwätz des Tages entweiht werden.

Die Eleuſinien waren eine mehrtägige Feſtfeier und eine öffentliche Angelegenheit; Prieſter aus dem Geſchlecht der Eumolpiden, der Schönſingenden, ſtanden ihnen vor und hießen Hierophanten, die das Heilige zeigen, weil es mehr Sache der Darſtellung, der Anſchauung als der Lehre war. Das Ganze war ein in mehrere Acte gegliedertes Drama; Opfer, Aufzüge, Reinigungen und Feſtgeſänge umgaben einen jeden.

Die kleinen Myſterien gingen den großen ein halbes Jahr voraus, ſie bildeten die Einleitung im Frühlingsanfang. Es ward dargeſtellt wie der myſtiſche Dionyſos durch Zeus und Perſephone erzeugt, von den Titanen zerriſſen, aber von den Göttern wieder zuſammengefügt, belebt und an Demeter's Bruſt gelegt ward. Der Ruf daß kein Unreiner nahen ſoll, eröffnete die Feier. Und wenn wir gern zugeben daß rein und unrein von den ſo vielfach im Aeußern befangenen Hellenen auch äußerlich genommen ward, ſo heißt es doch bei Ariſtophanes daß denen allein Sonne und fröhliches Licht gehöre die eingeweiht ſind und ein frommes Leben führen gegen Fremde und Mitbürger. Und wir erinnern an den Spruch der Pythia:

Rein von Herzen erſchein' im Tempel des lauteren Gottes,
Wenn jungfräulicher Quell eben die Glieder benetzt.
Guten genügt ein Tropfen, o Pilgrim, aber dem Böſen
Wüſche das Weltmeer ſelbſt nimmer die Sünden hinweg.

Die großen Eleuſinien hatten im September ſtatt. Sie begannen am erſten Tag mit der Verſammlung. Am folgenden Tag berief der Herold den feierlichen Aufzug zur Reinigung ans Meer. Das Heiligthum ſollte nur betreten wer mit reinen Händen und reiner Seele komme. Im Vorhof ward ein Opfer gebracht, den neu Einzuweihenden eine Purpurbinde gereicht. Die erſte Darſtellung war der Raub der Proſerpina: vor der blumenpflückenden Jungfrau that ein Abgrund ſich auf, und Hades führte ſie hinab in ſein Reich. Leidvoll die Tochter ſuchend irrte Demeter einher. Und das Volk fühlte mit ihr und that ihr nach. Klagend, Fackeln in den Händen zogen die Theilnehmenden über die Hügel und durch die Thäler von Eleuſis; ſie ſahen am Weg

der von Megara kommt den Stein der Trauer, wo die Göttin geſeſſen ohne zu lächeln, ſie ſaßen am Jungfrauenbrunnen, wo des Keleus Töchter die Göttin fanden, ſie faſteten mit ihr und genoſſen dann mit ihr gemeinſam die geweihte Speiſe, den geweihten Trank. Wo aber Baubo und Jambe die Göttin mit derben Späßen und Geberden erheitert hatten, da thaten auch die Feſtgenoſſen ein Gleiches.

Nun zog man in das Innere des Tempels, deſſen dunkle Räume Fackeln erhellten. Der Prieſter wies die heiligen Geräthe vor, die Sargkiſte und den Fruchtkorb; es war der Wechſel zwiſchen Tod und Leben den man dadurch veranſchaulichte daß man den immergrünen Myrtenkranz, das Rad als Zeichen des Umſchwungs, den Hesperidenapfel der Unſterblichkeit, und das Bild der Zeugungsglieder aus dem Korb in die Kiſte und aus der Kiſte in den Korb legte. Die Wiedervereinigung Demeter's mit der Tochter ward nun ſo dargeſtellt daß Demeter in die Unterwelt hinabſtieg, daß die Eingeweihten ihr folgten in die unterirdiſchen Tempelräume. „Zuerſt Irrgänge", ſagt Plutarch, „mühevolles Umherſchweifen und gefährliche erfolgloſe Wege in der Finſterniß, dann folgten Schreckniſſe, Schauer und Zittern, Angſtſchweiß und Entſetzen; wer es zum erſten mal mitmachte, glaubte ſich in den Zuſtand eines Sterbenden verſetzt." Es war ein Bild vom Irren und Suchen der Seele die ihr Ziel nicht kennt, ſie ſollte das Todesbeben und das Grauen der Vernichtung, der Verdammniß empfinden. Die Geſpenſter der Unterwelt, die Fackeln der Erinnyen wurden erblickt. Dann aber kam die beſeligende Schau, die höchſte Weihe. „Ein wunderbares Licht brach aus der Dunkelheit hervor, melodiſche Stimmen erklangen, man ſah ſtrahlende Gegenden und Auen und Reigentänze in ihnen, und empfing den feierlichen Eindruck heiliger Worte und Erſcheinungen." Die Eingeweihten erhielten eine ſchweigend abgeſchnittene Aehre, in der Frucht des vollbrachten Lebens den Keim eines zukünftigen. Die Eingeweihten empfingen den Kranz des Siegs und der Vollendung, und freigeworden geſellten ſie ſich den Seligen und Reinen.

Sie kehrten hierauf an das Licht des Tages zurück, und holten unter lautem Jubel in feierlichem Zuge aus Athen das Bild des Dionyſos nach Eleuſis, wo der Gott Beiſitzer der vereinten Göttinnen wurde. Die Nacht hindurch ward ihre Vereinigung mit Fackeltänzen gefeiert. Der Gott ſelbſt hieß des nächtlichen

Feſtes lichtbringender Stern; die Fackel bezeichnet das Licht des Lebens, das die Finſterniß, die Nacht des Todes überwindet. Demeter, die fruchtbringende Königin, ward in Liedern geprieſen, und die Geweihten, des fröhlichen Lichtes froh, tanzten ihr den Reigen. So wirkten alle Künſte zuſammen um das Gemüth aus Angſt und Spannung zu Troſt und Freude zu führen, und aus den wechſelnden Erſchütterungen der Seele ihr am Ende ein Bild des ſeligen Lebens zu entfalten, das ſie nun im religiöſen Glauben feſthalten ſollte. Dem Geweihten ward es zutheil, die Ungeweihten lagen jetzt wie in Zukunft im Schlamm der Sinnlichkeit, oder trieben ein zweckloſes Geſchäft, Waſſer in ein durchlöchertes Faß tragend. Aber dreimal ſelig preiſt Sophokles die Sterblichen welche der Weihen von Eleuſis theilhaftig geworden, denn für ſie iſt ſeliges Leben in der Unterwelt, für die andern Drangſal und Noth. Ihre Frömmigkeit ſtirbt nicht mit den Geweihten, die Tugend bleibt unverloren. Und Pindar ſingt daß die Eingeweihten des Lebens Ende und den gottverliehenen Anfang kennen.

Nicht durch Lehrvortrag und Gründe alſo, ſondern durch künſtleriſche Darſtellung und als ein eigenes Erlebniß ward dieſe Kunde der Anſchauung und dem Gemüthe eingepflanzt. Das ſpätere Nachdenken mochte das Sinnbildliche deuten, dem Griechenthum war im Bilde der Sinn unmittelbar gegenwärtig. Vom Zagreusmythus ſagt Plutarch er bezeichne die Weltſeele, die in immer neue körperliche Geſtalten ſich kleide; ihre Verwandlung in die endlichen Dinge ſtelle man als ein Zerriſſen- und Zerſtücktwerden dar. Andere wollten das Geſchick der menſchlichen Seele darin erblicken; das irdiſche Leben, das ſie in den Leib banne, in die Mannichfaltigkeit ſinnlicher Affecte hineinziehe, ſei ihr eine ſtete Zerreißung, erſt im Tod kehre ſie zur Einheit des ungetheilten göttlichen Seins zurück. So nannten denn die Orphiker unhelleniſch genug den Leib ein Grab der Seele. Ohne uns die beſondern Beziehungen und Deutungen anzueignen, die Schelling den Myſterien gibt, können wir doch mit ihm von der Wirkung derſelben bemerken: „Alles was das menſchliche Leben Schmerzliches und ſchwer Ueberwindliches hat, hatte auch der Gott beſtanden; daher ſagte man: Kein Eingeweihter iſt betrübt. Denn wer konnte noch über die gemeinen Unfälle des Lebens klagen, der das große Schickſal des Ganzen und den unausweichlichen Weg geſehen, den der Gott ſelbſt wandelt — zur Herrlichkeit;

und was Aristoteles von der Tragödie sagt, daß sie durch Mitleid und Furcht, die sie nämlich in einem großen und erhabenen Sinn erregt, von eben diesen Leidenschaften (wie sie nämlich die Menschen in Bezug auf sich selbst und ihre persönlichen Schicksale empfinden) reinige und befreie, eben dies konnte in noch höherm Maß von den Mysterien gesagt werden, wo dargestellte Götterleiden über alles Mitleid und über alle Furcht vor Menschlichem erhoben."

Cicero behauptet unter all dem Trefflichen welches die Welt Athen verdanke, sei nichts Besseres als jene Mysterien, welche die rohe Menschheit zur Menschlichkeit gesänftigt haben als wahre initia, nämlich Anfänge des Lebens, und gelehrt nicht blos die Weise mit Freuden zu leben, sondern auch verliehen mit einer bessern Hoffnung zu sterben. Welcker führt an wie ein späterer Lehrer zu Athen, Sipatros, es betont daß die Weihe die Seele zur Erwägung ihrer Verwandtschaft mit dem Göttlichen leite und zu aller Tugend bereitwillig mache. Die eleusinischen Mysterien gehören zu den Erscheinungen welche die alte Welt auf das Christenthum vorbereiteten. Böckh sagt in einer seiner Reden: „Nur die ahnungsvollsten Mythen hielten sich bis spät herab in den Mysterien, welche in Verbindung mit Weihen und Reinigungen nicht zwar durch Lehre, aber durch heilige Anschauungen einen heitern und freudigen Blick aus dem Diesseits und dem Endlichen in das Jenseits und das Unendliche eröffneten. Ja wie heftig auch die Hierophanten noch in den letzten Zeiten sich gegen das Christenthum sträubten, hat man doch nicht ohne allen Grund gemuthmaßt daß die in ihnen fortlebenden edlern und reinern Formen des Mythus dem Christenthum förderlich gewesen und die Gemüther für dasselbe empfänglicher gemacht haben." Sie stehen hier in einer Reihe mit der Philosophie, und gaben dem Volk auf ästhetische und religiöse Weise was diese den denkenden Geistern auf dem Wege der Wissenschaft erschloß. Zum Verständniß der eleusinischen Mysterien gehört daß man in der Mythologie keine Fabelei, sondern Religion, Wahrheit im Gewande der Phantasie erkennt. Die sichtbare Erscheinungswelt gilt ihr für die Offenbarung und das Symbol unsichtbarer Kraft und Wesenheit, das Sinnliche für ein Gleichniß des Geistigen. Weil aber die Griechen dadurch das Volk der Kunst geworden sind daß sie vornehmlich in der Anschauung lebten, so konnte ihr Gemüth durch eine sinnige phantasiereiche Darstellung befriedigt

werden, wo wir die Ueberzeugung durch Vernunftgründe verlangen. Eine künſtleriſch angeordnete Feier offenbarte ihnen die Idee in Bildern und Stimmungen, die ſie in ihr Leben aufnahmen um durch äußere und innere Erfahrung des Ewigen gewiß zu ſein.

Der Uebergang zur Lyrik; Chorgeſang, Jambus, Elegie, Epigramm und Fabel. Archilochos und Solon.

Aus den Banden der Natur erhebt ſich der Menſch zur Freiheit, aus der Herrſchaft der Autorität zur perſönlichen Selbſtändigkeit; er wird ſich ſeiner ſelbſt und ſeiner Eigenthümlichkeit und Innerlichkeit bewußt und will nun auch dieſe ausſprechen. Er beginnt mit einem Leben in der Außenwelt, in der Anſchauung, und demgemäß iſt das Epos der Anfang dichteriſcher Kunſt; er kehrt dann in die Innenwelt ein, er erfaßt ſeine eigene Subjectivität als Centrum und Quell des Lebens, und ſein Geſang wird die Stimme der eigenen Bruſt, die Dinge gelten ihm nur nach dem Widerhall den ſie im Herzen hervorrufen, oder als Bilder der Seelenzuſtände; die Lyrik tritt ein. Sie betrachtet nicht das Gewordene und Vergangene in ruhiger Beſchauung, ſie iſt vielmehr die Poeſie der Gegenwart und in Leid und Freud ein unmittelbarer Erguß des bewegten Gemüths, ſeines Ringens wie ſeines Genuſſes. Wir finden dieſen naturgemäß organiſchen Entwickelungsgang bei den Hellenen. Aber nach ihrem Charakter bleibt das Anſchauliche und Gegenſtändliche auch in der Lyrik vorwaltend, Gefühl und Betrachtung heftet ſich an die Ereigniſſe, ihre Schilderung geht dem Ausdruck der Empfindung voraus oder hilft ihn verſinnlichen; die Welt wird allerdings in ihrer Untrennbarkeit vom Gemüthe dargeſtellt, aber der Strahl der Dichtung fällt doch aus dem Gemüth auf ſie; die Innerlichkeit mit ihrem Sinnen und Streben, das Ich mit ſeinem Ahnen und Sehnen, mit ſeiner geheimnißvollen Tiefe und ſeiner Unendlichkeit, mit ſeinen Wundern, Wehen und Wonnen, mit ſeiner Einzigkeit und ſeiner hingebenden Liebe tritt noch nicht ſo für ſich in

die Dichtung ein, wie bei neuern Lyrikern, wie bei Hafis, Klopstock oder Goethe; es sind noch vorzugsweise die gemeinsamen religiösen Gefühle, es ist die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, oder es sind die Erfahrungen und Ereignisse der Zeit die den Menschen zum Gesange treiben, und dieser trägt dadurch ein objectives Gepräge, daß er an sie anknüpft oder durch sie die Innerlichkeit und ihre Zustände veranschaulicht. Die Poesie liebt darum nicht blos die Verbindung mit der Musik, sondern auch mit dem Tanze, und der Rhythmus des bewegten Gemüths spricht sich in dem der Töne wie der körperlichen Bewegung gleichmäßig aus. Im echthellenischen Sinne bemerkt daher Plutarch: daß man des Simonides bekannten Ausspruch, welcher die Poesie eine redende Malerei genannt, auch auf die Orchestik beziehen, und die Poesie eine redende Tanzkunst, diese eine schweigende Poesie nennen könne; und Ulrici, der die Orchestik als Musik der Bewegungen bezeichnet, reiht daran das im Geiste des griechischen Alterthums begründete Uebergewicht des Princips formeller Darstellung und sinnlicher Schönheit über den reingeistigen Gehalt der Kunst. Wie der Inhalt weniger aus dem eigensten freien Sein und Denken der Innerlichkeit fließt, als ihr durch die Eindrücke der Welt dargeboten wird, wie das Gemüth mehr in der glanzvollen, heitern allerdings auch sittlich wohlgeordneten Wirklichkeit, im Diesseits sich befriedigt, als sich in sich selbst zurückzieht oder in einer überirdischen Unendlichkeit und gotterfüllten Ewigkeit sein Ziel und seine Beseligung sucht und findet, so wird auch auf die Schönheit und Bedeutung der äußern Form der größte Nachdruck gelegt, und die Alten selbst theilen ihre Lyrik nach den Versmaßen ein, deren Wohlordnung und sinnvolle Gestaltung vor allem rein und treu bewahrt wird. Das ästhetische Formgefühl lehrt sie dabei ganz richtig im Jambus die von der Kürze zur gewichtigen Länge vordringende, aufstrebende Bewegung erkennen, die im Anapäst zum kriegerischen Angriff sich steigert, und darum wird jener zuerst der Vers satirischer Invective, und dient dann der Sprache der That im Drama, während der Anapäst im Marschliede geisterregend wirkt. Das absinkende Maß des Trochäus dient dagegen mehr der Betrachtung, die im Spondäus Halt und Dauer findet, die im Daktylus rascher dem Gemüth entströmt; im Kretikus (⏑ – ⏑), im Choriamb (– ⏑ ⏑ –) schwingt sich die Bewegung um sich selbst herum und kehrt zur Höhe ihres Ausgangspunktes zurück. Endlich macht sich wiederum dem hellenischen

Weſen gemäß die Macht eines geiſtigen Ganzen, eines öffentlichen und gemeinſamen Daſeins über das Perſönliche und Subjective in dem beſondern Stile geltend, der bald der doriſchen bald der äoliſchen oder ioniſchen Sinnesart entſprechend in eigenthümlicher Weiſe der Töne, der Versmaße und der damit zuſammenhängenden Stoffe der Darſtellung zur Erſcheinung kommt, und auch von den Angehörigen anderer Stämme als eine für beſtimmte Gegenſtände vornehmlich geeignete Kunſtform angenommen wird.

Es iſt charakteriſtiſch daß die Dorier am meiſten ſtiliſtiſch gebunden bleiben, daß ihre Lyrik am wenigſten Sache der Individualität wird, ſondern den religiöſen und politiſchen Angelegenheiten gewidmet ſich als Stimme des ganzen Volks im Chorgeſang ausbildet. Dieſer entwickelt ſich aus der prieſterlichen Naturpoeſie der Urzeit, und erhält in ſeiner unlösbaren Verbindung mit der Muſik ſeine feſten Formen, die geradezu mit den Namen des Geſetzes Nomos bezeichnet werden. Dichter ſind kaum genannt, eben weil ſie die Stimme des Volksbewußtſeins waren. Thaletas der Muſiker ſcheint zuerſt den Chorgeſang von dem altherkömmlichen Hexameter zu freien Rhythmen geführt zu haben, die aber einfach blieben wie die ernſten gehaltenen Melodien; im Anſchluß an das Volksthümliche ward er der künſtleriſche Begründer des doriſchen Stils. Die Poeſie war zunächſt der Religion geweiht, und hier ſchloß ſie ſich dem apolliniſchen Cultus an, und diente dem ſittlichen Geiſte deſſelben, der Stimmung und Erhebung des Gemüthes zu ihm. Es konnten in den Chören weniger die Thaten der Götter erzählt als der Sinn, die Bedeutung ihres Weſens und die Empfindung des Menſchen ausgeſprochen werden, die ſich verſöhnungsbedürftig oder in dankbarer Freude dem Heiligthum nahten. Die Mythen wurden ethiſch gedeutet und umgeformt; Dichter blieben die Bildner derſelben und behielten ihre von keiner Prieſterſatzung beſchränkte Freiheit. So ward ein Gott des Gemüths, Eros, die Perſonification der Liebe, vornehmlich von den Lyrikern gefeiert, und je nach ihrer Auffaſſung gaben ſie ihm verſchiedene Aeltern. Alkäos macht ihn im Hinblick auf die Flüchtigkeit und Plötzlichkeit der Liebe zum Sohne des Zephyrs und der Iris, der windſchnellen, ſchönfüßigen Göttin; Sappho aber nennt ihn den Sohn des Himmels und der Erde, und bezeichnet damit die Allgewalt wie die Verſchmelzung des Himmliſchen und Irdiſchen, des Geiſtigen und Sinnlichen in der Liebe. Nach Simonides aber war Eros ein Sohn der

Göttin der Schönheit, der Aphrodite und des kriegerischen Ares, die Heftigkeit des Angriffs und den Kampf der Liebe bezeichnend; anderwärts heißt er der Sohn des Zeus, der Sohn einer Muse, sinnvoll, insofern die Phantasie so oft die Mutter der Jugendliebe ist, die ja von den Engländern geradezu fancy genannt wird.

Platon bezeichnet die dorische Weise als die eines mannhaften Geistes, der in Tod und Wunden gehe, und alles mit Kraft und Gleichmuth ertrage. Die breite Fülle der Sprache selbst war für den Chorgesang besonders geeignet. Ein dreifacher Chor der Greise, Männer und Knaben verherrlichte an spartanischen Festen die Liebe zu ruhmreichen Thaten. Sokrates, der doch den Pindar und Sophokles vor Augen hatte, urtheilte daß die Lakedämonier, die Tapfersten unter den Hellenen, auch die schönsten Chöre aufführten, ja Pindar selbst preist die Spartaner daß sie mit kriegerischer Kraft und Anmuth zugleich Chorgesang und Reigen pflegten. Jeder Spartaner sollte gymnastisch und musisch gebildet sein, aber der Wohlordnung eines großen Ganzen eingefügt bleiben. Terpander fand daß in Sparta die Jünglingslanze, die hellklingende Muse und das Recht auf weitem Markt blühe, und Alkman sang daß dort dem Eisen das anmuthige Kitharspiel begegne.

Von den Thebanern heißt es allerdings sie seien im Denken ungeübt gewesen, langsamen Geistes und unbändigen Sinnes, übermüthig im Glück und jammernd im Unglück, aber gerade dieses vorwaltende Gefühlsleben war für Musik und Lyrik der rechte Boden, und wenn selbst ein Gesetz den Malern und Bildhauern ihre Gestalten über die Wirklichkeit zu erheben befahl, so drückt das im Volksgemüth doch den idealen Zug aus, kraft dessen ein Epaminondas und Pindar sich den herrlichsten Hellenen anschließen. Im Dienste der Musen, des Eros, des Dionysos entwickelte sich eine bewegte Lyrik gemeinsam mit dem Flötenspiel, in welchem die Thebaner den Preis errangen.

Indeß die Entwickelung der Lyrik zur freien Kunst konnte erst dann geschehen, wenn der einzelne nicht mehr als das Organ des Ganzen im Dienste der Religion und der Sitte gebunden an das Herkommen, sondern als selbständige Persönlichkeit seine Subjectivität als solche auszusprechen und die Herrschaft des Geistes über Stoff und Form zu erweisen anhob. Und das geschah in dem Stamme der Jonier, der dem individuellen Leben und seiner Bewegung größern Spielraum gewährte. Die Lyrik

wuchs hier aus dem Epos hervor als der Dichter an die Schilderung der Wirklichkeit ihren Eindruck auf das Gemüth oder die eigene Betrachtung knüpfte; demgemäß gesellt sich dem Hexameter, dem Verse der Anschauung, ein anderer der Zurückwendung auf sich selbst, des Sinnens, der aus der Bewegung zum Abschluß neigenden Ruhe, oder der Pentameter, der die erste durch eine männliche Cäsur begrenzte Hälfte des Hexameters noch einmal erklingen läßt, und die beiden Senkungen oder Silben, die er in der Mitte und am Ende auf diese Weise verliert, durch Pausen oder durch ein Ausruhen auf der abschließenden Länge ausfüllt, statt in der Mitte einen neuen Aufschwung zu nehmen und am Ende weiter verlangend auszutönen wie der Hexameter. Indem man stets mit beiden Versen wechselte, gewann man jene kleine strophische Gruppe, die Schiller gut gezeichnet hat:

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Dies Metrum ist die naturgemäße Kunstform für denjenigen Inhalt welcher die bilderreiche Darstellung der Außenwelt auf das Innere bezieht und sie mit der Resonanz des Herzens oder der Betrachtung des Geistes begleitet; es bezeichnet so recht den Uebergang aus dem Epos in die Lyrik; es ist noch nicht der Ausdruck des Geistes der von sich aus die Dinge bemeistert, oder des Gemüths das sich in sich selber vertieft und das eigene Empfinden genießt, es tönt in ihm die melodische Stimme der Seele die von der Wirklichkeit erfüllt und ergriffen wird und mit ihr sich zu versöhnen strebt. Elegie nennen die Griechen jedes in diesem Versmaß ausgeführte Gedicht; es scheint daß es ursprünglich als Klaggesang entstand, indem der Ausruf des Schmerzes (Elege, elege, a! wehe sprich, wehe sprich, weh!) an den mehr episch im Hexameter dargelegten Preis des Todten angereiht wurde. Solche Trauergesänge begleiteten auch die Griechen nach der Sitte der Kleinasiaten nicht wie das Epos mit dem kurz abgebrochenen Klang der Kitharen, sondern mit dem weich und weit austönenden Spiel der Flöte, und diese selbst drang von da aus in die griechische Musik, und bei festlichem Mahle wurde nun auch die elegische Dichtung mannichfacher Art in lebhafter Recitation bei dem Schall der Flöten vorgetragen. „Aufgeregt von Ereignissen oder Zuständen der Gegenwart und Umgebung schüttet der Sänger im Kreise seiner Freunde und Landsleute

ſein Herz in ausführlicher Schilderung dieſer Erfahrungen, offener Mittheilung ſeiner Befürchtungen und Hoffnungen, in Vorwürfen und Rathſchlägen aus. Und da der Staat, die Gemeinde dem Griechen in frühern Zeiten überall zuerſt am Herzen lag, ſo geht aus einer ſolchen Stimmung zunächſt die politiſche und kriegeriſche Richtung der Elegie hervor", ſagen wir mit O. Müller; wenigſtens iſt ſie durch Kallinos in die Literatur eingetreten.

Es war in der erſten Hälfte des 7. Jahrhunderts v. Chr. daß die Vaterſtadt des Kallinos, Epheſos, ſowol durch das ſtammverwandte Magneſia wie durch den Einfall der Kimmerier in Kleinaſien bedroht war; da erhob der Dichter ſeine Stimme:

Bis wann wollt ihr noch ruhn? Wann faßt ihr männlichen Muth euch,
Jünglinge? Schämt ihr euch nicht vor den Bewohnern umher
So ganz läſſig zu ſein? Ihr meint im Schoſe des Friedens
Sitzet ihr, aber der Krieg füllet des Landes Gebiet.

Und nun erinnert er wie es ruhmvoll und erhebend ſei das Vaterland, Weib und Kind zu verfechten; der Tod kommt jedem doch zur beſtimmten Stunde. Aber wer hoch den Speer erhebt und ein männliches Herz an den Schildrand drücket, den ſehen alle wie einen ſchützenden Thurm an, und lebend oder ſterbend wird er gleich den Heroen geehrt. So iſt mit epiſcher Anſchaulichkeit das Gefühl der Ehre, der Liebe zu Freiheit und Vaterland und die Betrachtung des Schickſals lyriſch verbunden.

In der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts entflammte Tyrtäos von Aphidnä in Attika die Seelen der ſpartaniſchen Jugend in den Bedrängniſſen des meſſeniſchen Krieges zum Muth und Sieg. Er weiſt auf den Willen der Götter hin, die den Herakliden das Land verliehen, auf den Spruch des Phöbos, der dem Volke Heil verheißen, wenn Schönes geredet und Gerechtes gethan werde. Auch Tyrtäos ſchildert in anſchaulichen Bildern die Noth und Schmach, wenn der aus ſeinem Lande Vertriebene in der Fremde bettelnd umherziehe; wie viel ehrenvoller iſt da der Tod für den heimiſchen Herd. Ob einer auch ſonſt noch ſo ſchnell, ſtark, reich oder mächtig ſei, es werde ſeiner nicht gedacht, wofern er nicht dem blutigen Tod ins Auge zu ſehen vermag. Ein gemeinſames Gut für das ganze Volk iſt der Mann der im Vorderkampf ausharrt, und wenn er das Leben verliert, trauert jung und alt um ihn, aber wenn er ſiegreich heimkehrt, ſo ſtehen alle

von den Sitzen auf, sobald er naht. Echt hellenisch findet es Tyrtäos schimpflich, wenn vor den Jünglingen gefallen der ältere Mann daliegt, entblößt im Blute mit weißem Bart und grauem Haupte; aber wer in der Jugend anmuthiger Blüte steht ist auch im Tode schön. Heil dem welchen die schwarzen Lose des Schlachtentodes begrüßen als ob es freundliche Strahlen der Sonne wären! Und wie in einem Gesange Homer's steht in seiner Ermahnung der erzgerüstete Krieger vor unsern Augen:

Schreite denn jeder hindurch und verharr' auf beiden der Füße
Fest zur Erde gestemmt, Zähn' auf die Lippen gepreßt,
Ueber die Schenkel und Waden hinab, Brust über und Schultern
Von des geräumigen Schilds bauchiger Weite bedeckt;
Halt' auch rechts in der Hand die gewichtige Lanze geschwungen,
Und hoch nicke der Busch drohend ihm über das Haupt.
Dann Fuß setzend an Fuß und Schild andrängend dem Schilde,
Busch auch wider den Busch, und zu dem Helme den Helm,
Brust dann nahe der Brust mit dem Gegner such' er zu streiten,
Schwertgriff oder den Schaft ragender Lanze gefaßt!

Der Durchbruch der Subjectivität vollzog sich indeß während der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts in der genialen Natur des Archilochos, der von Haus aus in den Zwiespalt des Lebens gestellt im Kampfe mit ihm seine Kraft erprobte, das freie Selbstbewußtsein seiner Individualität gewann und die eigenen Stimmungen und Erfahrungen rückhaltslos aussprach, sodaß er auch selbst durch die Kühnheit und Ungebundenheit der Leidenschaft sich mit Sitte und Gesetz entzweite und manche Drangsal sich bereitete, in seiner Dichtergröße aber den Sieg davontrug. Die Alten selbst nannten ihn mit Sophokles neben Homer; daß von seinen Werken nur kleine Trümmer erhalten sind, ist für die Geschichte des Geistes ein unersetzlicher Verlust.

Er war der Sohn eines Edeln und einer Sklavin, sein Vater kam durch Unfälle aus Reichthum in Armuth und leitete eine Colonie, die von Paros aus nach Thasos ging, die Insel die wie ein Eselsrücken dastand, mit wildem Wald gekrönt, keine milde und begehrenswerthe Flur, wie er selber sagt. Er sang Hymnen der Göttin Demeter und rühmt von sich: „Ich weiß das schöne Lied des Herrschers Dionysos anzustimmen, wenn der Blitz des Weines die Sinne durchzuckt." Mächtig ergriff ihn das Gefühl zur holden Neobule:

In ihren Händen hielt sie froh den Myrtenzweig
Und schöne Rosenblüten, und beschattend hing
Um Schultern ihr und Nacken dunkles Haar.

Nur ihre Hand möchte er berühren; die Liebe hält also sein Herz umschlungen, daß ihm der Muth aus der Brust entfloh und Nacht die Augen umgibt; er seufzt:

Ich lieg' in Sehnsucht jammervoll
Ganz entseelt, von der Götter Gewalt mit unleidlichen Schmerzen
Bis tief in mein Gebein durchbohrt.

Und Lykambes hatte ihm diese Tochter verlobt, dann aber doch versagt, seines Eides vergessend, nachdem er ihm bereits das Salz des Mahles gereicht. Das Mädchen selbst trug Feuer in der einen, Wasser in der andern Hand. Da gedachte Archilochos: der Fuchs weiß vieles, aber der Igel eines, sich zusammenzuziehen und zu stechen. Er benutzte die Sitte welche am Feste der Weinlese der dreisten Neckerei und der Spottrede Spielraum gewährte, um sich durch seine Gedichte an den Treulosen zu rächen, und er that es in so furchtbar treffenden Stachelversen daß der Vater sammt den Töchtern sich erhängt haben soll. Jedenfalls machte er sie zum Gelächter der Insel. Es selbst erzählte die Fabel vom Bündniß des Adlers und des Fuchses. Der Adler fraß dem Fuchs die Jungen, aber der Fuchs beschwor die strafende Gerechtigkeit der Götter auf den Treubruch herab und als der Adler Opferfleisch vom Altare raubte, trug er mit demselben eine Kohle empor, die sein Nest in Flammen setzte und es sammt seinen Jungen verzehrte.

In Thasos nahm der Dichter an den Kämpfen mit den Thrakiern theil, und wie ein antiker Bertrand de Born rühmt er sich des doppelten Dienstes des Aros und der Musen. In der Lanze ist ihm geknetetes Brot, in der Lanze der Wein, er trinkt ihn an die Lanze gelehnt. Als er den Schild einbüßt, setzt er sich über jene äußerliche Soldatenehre der Spartaner hinweg, die nur mit oder auf dem Schilde heimkehren sollten; er freut sich des geretteten Lebens, ein neues Schild zum siegreichen Kampf werde sich finden. Aber die Unfälle der Colonie betrüben ihn schwer, und er singt ein Klagelied den Freunden, welche die Woge des Meeres verschlungen hat. Heimgekehrt nach Paros fiel er von der Hand des Naxiers Kalondas in der Schlacht.

Als dieſer das Heiligthum zu Delphi betreten wollte, ſprach die Prieſterin: Du haſt den Diener der Muſen erſchlagen, weiche aus dem Tempel!

Für ſeine ſatiriſchen Angriffe, die noch gegen viele Perſonen und Dinge gerichtet waren, hatte Archilochos den vorandringenden Jambus gewählt, und den aus drei Doppelfüßen beſtehenden Trimeter gebildet; Elegien ſang er in herkömmlichem Versmaß; für ernſte Betrachtung wählte und ſtempelte er den trochäiſchen Tetrameter; ſo ſehen wir ihn das Metrum je nach der Stimmung geſtalten und meiſterlich handhaben. Seine Sprache iſt dabei ohne die herkömmliche Feierlichkeit, ohne den Schmuck ſtehender Beiwörter voll unmittelbarer Friſche und neuer ſcharf bezeichnender Kraft, die auch das Gemeine mit dem eigentlichſten Worte nennt, aber in dem Ausdruck des innigen Gefühls durch ſchlichte Anmuth bezaubert. Aus ſeinen individuellen Zuſtänden heraus fand er den rechten dem gewöhnlichen Leben ſelbſt nahe bleibenden Ton, wußte aber zugleich die energiſche Rede gefällig abzurunden, die Schnellkraft des Gedankens erfindungsreich in das treffende Wort zu kleiden und melodiſch ausſchwingen zu laſſen. Er erkannte daß die Thaten und die Dinge ſo wie der Sinn und Geiſt der Menſchen ſind; er lehrte den Göttern alles anheimſtellen, welche die Stolzen erniedrigen und den Gedrückten aus dem Ungemach aufrichten; er ermahnte ſich ſelbſt zu Maß und Gleichmuth:

Herz, mein Herz, vom ungeſtümen Sorgenſturm emporgewühlt,
Faſſe dich! Und kühn zur Abwehr wirf entgegen deine Bruſt
Du dem Feind, und tritt an ſeinen Hinterhalt mit Zuverſicht
Nah hinan! Und nimmer juble überlaut im Siegerglück,
Noch auch brich beſiegt im Hauſe hingeſtreckt in Jammer aus;
Jauchz' und murre nicht zu heftig an dem froh und trüben Tag,
Wohl erkennend welche Strömung unſer Treiben all beherrſcht.

An Archilochos ſchloß Simonides von Amorgos ſich an, hielt indeß nicht blos einzelnen Perſonen, ſondern den Weibern im allgemeinen den Hohlſpiegel der Satire vor, indem er ſie von Thieren ableitete, vom Schwein die unſaubern, vom Affen die putzſüchtigen u. ſ. w.; nur die von den Bienen ſtammende treufleißige Hausfrau ſei des Mannes Heil. — Hipponax, der um 540 in Epheſus blühte, rächte ſich ſowol an Bildhauern die eine Caricatur von ihm gemacht, als er in grellfarbigen Localgemälden

ſcharfe Sittenſchilderungen entwarf; das Häßliche und Verkehrte des Inhalts ſuchte er zugleich durch eine künſtlich ins Bizarre verrenkte Form abzuſpiegeln, indem er am Schluß der Verſe den Rhythmus unterbrach und den ſechsten Jambus mit einem Spondäus vertauſchte; hinkende Trimeter oder Choliamben heißen ſeine Verſe.

Wir reihen an ſolche lyriſche Zerrbilder des Lebens auch einige komiſche oder parodiſtiſche epiſche Dichtungen. So ward in Ton der Heldendichtung die Geſchichte des Margites geſungen, des Dummen der ſich klug dünkt, der vielerlei Werke weiß, aber alle ſchlecht, ein umgekehrter Eulenſpiegel, der zu den natürlichſten Dingen durch die feinſten Mittel gebracht werden mußte; der Ruhm den das Werkchen bei Ariſtoteles hat, läßt ſeinen Untergang bedauern; ſchrieb man es doch ſogar dem Homer zu. Die in die Hexameter eingeſtreuten Jamben hat wol Pigres, der Bruder der Artemiſia, hinzugethan, der auch als Verfaſſer des Froſchmäuſekriegs, der Batrachomyomachie, genannt wird. Hier wird nicht ein Stück alter Thierſage erzählt, ſondern im heroiſchen Ton der Ilias ein fingirter Kampf der Fröſche und Mäuſe berichtet, an dem gleichfalls der Olymp ſich betheiligt; der Witz wie der dichteriſche Gehalt ſind indeß gering.

Wir ſehen Heſiod und Archilochos von der Fabel Gebrauch machen und finden auch in Griechenland mannichfaltige Trümmer der alturſprünglichen Thierſage, aber ſie ward nicht mit Naturgefühl für ſich ſelber fortgebildet, ſondern der auf das Menſchliche gerichtete Geiſt behielt nur das was ſich als ein deutliches Bild menſchlicher Zuſtände ergab, ließ anderes fallen und brach auch die wie Gleichniſſe erfundenen Geſchichten da ab wo die Lehre für die menſchlichen Verhältniſſe deutlich ward. So entſtand die Fabel; ſie heißt darum auch Aenos, Ermahnung. Ein ſamiſcher Sklave Aeſop, um 570 v. Chr., ſoll beſonderes Geſchick in der Erfindung und Erzählung ſolcher treffender, in Thiergeſchichten eingekleideter Einfälle gehabt haben; ſein eigenes Leben iſt vielfältig durch Mythen ausgeſchmückt und ſein Name zum Träger der beſten im Volksmunde überlieferten Fabeln gemacht worden.

Von Aeſop ſtammt auch ein elegiſches Wort über das mühevolle Menſchenleben.

Ohne den Tod wie entflieht man, o Leben, dir? tauſend Beſchwerden
Haſt du, und weder zu fliehn noch zu ertragen iſt leicht.

Süße womit die Natur dich ſchmückte: Fläche des Meeres,
Erde, Geſtirne, die zween Kreiſe der Sonn' und des Monds;
Alles das Andere Furcht und Traurigkeit; welcher des Guten
Aber empfing dem ſteht Nemeſis wieder bevor.

Dieſer melancholiſche Schatten ſchwebt dann über den Dichtungen des Mimnermos von Kolophon; der Reiz des Frühlings und der Jugend ſtimmt durch ſeine Vergänglichkeit zur Wehmuth, und ſo fliegt ein Hauch von Sentimentalität über das naive Bekenntniß daß das Leben nur Werth habe ſo lange es mit voller Sinnenluſt genoſſen werden kann. Mimnermos ſang auch von dem politiſchen Geſchick ſeiner Vaterſtadt, — es war die Zeit wo die Griechen Kleinaſiens ihre Freiheit verloren; aber er that es mehr durch einen ſehnſüchtigen Rückblick auf die Vergangenheit als durch Ermahnung zu mannhafter That. Seine meiſten Elegien waren der Flötenſpielerin Nanno gewidmet, die er liebte, die aber jüngere Bewerber ihm vorzog. Und ſo leitete er mit ſeinen weich melodiſchen Klängen die ſpätere Richtung der Elegie bereits ein, und ward deshalb gerade am Ende des Alterthums vorzugsweiſe geliebt. Der Sinn ſeines Lebens und Dichtens lag in den berühmten Diſtichen:

Was heißt Leben und was heißt Luſt, wenn Kypria mangelt?
Möcht ich ſterben ſobald dieſes mich nimmer ergötzt:
Heimlicher Liebesverein, ſüßkoſende Wonn' und Umarmung,
Weil noch feſſelnder Reiz lieblicher Jugend beſteht.

Doch ſang auch er:

Die Wahrheit ſtehe zur Seite
Dir und mir, denn ſtets iſt das Gerechteſte ſie.

Und dieſer Gedanke leitet uns hinüber zu ſeinem jüngern Zeitgenoſſen, der als einer der größten und edelſten Staatsmänner aller Zeiten nicht blos für Griechenland, ſondern für die Menſchheit Epoche macht, zu dem Athener Solon. Denn auch ihm war die Muſe Begleiterin durchs Leben, und unter dem kunſtſinnigen Volk wirkte er auch dadurch daß er ſeine Gedanken durch Gedichte den Seelen einprägte; die Poeſie vertrat wie bei den Sirventeſen der Troubadours die heutigen Leitartikel der Zeitungen. Solon war einer der ſieben Weiſen, mit denen die Zeit beginnt in welcher der Menſch durch Nachdenken feſte Grundſätze und Zielpunkte des Handelns findet, der freie Gedanke ſelb-

ständig und eine Macht des Lebens wird. Er stammte aus Kodros Geschlecht, des letzten attischen Königs. Diesem war die Herrschaft der Aristokratie gefolgt, welche den Staat durch zehn Archonten aus ihrer Mitte verwaltete; die Regierung ward dadurch weit mehr im Interesse des Adels geführt, der Bauernstand ward bedrückt und in eine steigende Abhängigkeit gebracht, seine Güter wurden verschuldet und es stand ihm nahe bevor in Leibeigenschaft zu gerathen. Vergebens hatte man eine Abhülfe der Noth dadurch gesucht daß wenigstens der Willkür durch feste Gesetze gesteuert werde; die Härte des alten Herkommens erschien erst recht deutlich als Drakon es zusammenfaßte; die Gesetze waren mit Blut geschrieben. Die Macht des Staats sank, es schien daß auch in Athen wie anderswärts ein hervorragender Mann leicht der Herrschaft sich bemächtigen könnte, indem er dem Volk Hülfe gegen den Adel brachte. Kylon hatte den Versuch gemacht, aber seine Anhänger waren an den Altären selbst erschlagen worden. Diese Blutschuld lähmte wie ein Bann die Kraft der zwiespältigen Bevölkerung, und so konnte Megara die Insel Salamis besetzen und von da aus durch Sperrung der Häfen den Handel Athens beschränken. Nach vergeblichem Kampf war die Todesstrafe auf jeden Antrag zur Wiedereroberung von Salamis gesetzt worden. Jetzt trat Solon als Retter auf. Auch er hatte in frischer Jugend sich der Rosse und der Jagd, des Weins und der Liebe gefreut und seine Lust daran durch Gesang gewürzt; dann hatte er durch größere Handlungsreisen sich Welt- und Menschenkenntniß erworben. Sein klarer Geist erhob ihn über die Standesvorurtheile; sein warmes Herz ließ ihn die Sache des Volks als die seinige fühlen. Er wagte es das Ehrgefühl zum Kampf um Salamis zu erwecken, indem er angesichts des drohendes Todes sich wahnsinnig stellte, den Hut des Herolds auf dem Haupte vor der versammelten Menge auf einen Stein sprang, und in einer ergreifenden Elegie die Noth und Schmach schilderte in welche Athen durch den Verlust der Insel gekommen. Fünfhundert Männer folgten begeistert ihm zur Wiedereroberung, sobald sie die Schlußworte vernommen:

Auf! Nach Salamis hin! Laßt uns um das liebliche Eiland
Kämpfen! Das Joch der Schmach werfen wir zornig hinab!

Nun galt es Frieden und Versöhnung im Innern zu stiften. Mit einem prophetischen Manne von Kreta, dem der heiligen

Bräuche kundigen Epimenides, vollzog Solon die neue Weihung der Altäre, die Schuldigen am Mord von Kylon's Anhängern büßten ihre Missethat, die ganze Stadt demüthigte sich vor den Göttern, und wie der apollinische Cultus hier die Gemüther beschwichtigte und aufrichtete, so ließ Solon alsbald das wiedergeborene Athen dem bedrängten Delphi zu Hülfe ziehen und damit als einflußreiche Macht nach außen hervortreten. Er selber aber stellte nun in seinen Gedichten dem Jagen nach Erwerb und Besitz den Preis der Genügsamkeit gegenüber, er wies auf die Vergänglichkeit und Wandelbarkeit des irdischen Reichthums hin, den niemand in die andere Welt mitnehme, während die Tugend ein ewiger Schatz sei; er zeigte wie unrechtes Gut nicht gedeihe, wie Zeus allein das Ende ordne, wie die Göttin des Rechts schweigend das Werdende wie das Geschehene betrachte, aber zuletzt mit der Vergeltung erscheine. Er besprach die Nothwendigkeit guter Gesetze:

Gute Verfassung fügt und ordnet alles zum Besten,
Aber in Fesseln zugleich legt sie der Bösen Geschlecht,
Macht was rauh ist glatt, hemmt Sättigung, löschet den Frevel,
Macht daß der Unheilschuld wuchernde Blüte verwelkt,
Macht das Recht das gekrümmte gerad und mildert vermess'ne
Thaten, und setzt dem Getrieb böser Entzweiung ein Ziel,
Setzet es leidigem Groll der Erbitterung; ihr im Gefolge
Ist bei dem Menschengeschlecht alles gefügt und bedacht.

Das Volk forderte Solon's Alleinherrschaft; er zog den Weg der Gesetzlichkeit und der freien Uebereinkunft zur Ordnung des Staats vor. Die Aristokratie sah ein daß etwas geschehen müsse, und Solon ward zum Archonten erwählt um zwischen dem Adel und Volk Friedestifter zu sein und die dazu erforderlichen Gesetze zu geben. Auf seinen Antrag wurden sofort alle in Freiheit gesetzt welche Schulden halber ihren Gläubigern als Sklaven zugesprochen waren, alle auf Selbsthaftung ausgeliehenen Gelder für erloschen erklärt; der Zinsfuß auf Hypothekschulden ward herabgesetzt und mittels einer Veränderung des Münzfußes auch das Abtragen der Kapitalien erleichtert. Die Zukunft des Bauernstandes war gesichert, indem der Größe der adelichen Güter eine Grenze gesetzt ward. Das war die sociale Lastabschüttelung; sie vermied eine gewaltsame Revolution. Von allen Seiten gezerrt, sagt Solon, ging ich einher wie ein Wolf unter den Hunden; hätte ich den Parteien gefolgt, es wäre das Blut in Strömen geflossen. — In ähnlicher Weise ordnete Solon die Verfassung.

Die Herrschaft des Standes der Edeln, die Vorrechte der Geburt hob er auf; aber zwischen den Adel und das Volk setzte er das Vermögen als ein vermittelndes Element, indem er sah wie es die Möglichkeit der humanen Bildung und der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten gewährte. Er theilte das Volk in vier Klassen, deren drei obern die Lasten des Staats im Krieg und Frieden nach Maßgabe ihres Besitzes trugen und durch größere Verpflichtungen und Leistungen die ihnen gewährten Rechte verdienten. Aus den Höchstvermögenden — es waren zumeist die alten Geschlechter, aber jeder konnte durch die Steigerung seines Grundbesitzes unter sie eintreten, — wurden nun vom Volk die Archonten bestimmt, und ihnen ein vom ganzen Volk aus den drei obern Klassen erwählter Rath zur Seite gesetzt. Alle Beamten waren dem Volk verantwortlich, dem Volk wurden alle Gesetzesvorschläge, alle großen Maßregeln zur Entscheidung vorgelegt, und in der Versammlung hatte jeder unbescholtene Bürger das Recht öffentlicher Rede über die Anträge des Raths. Den Archonten als den Verwaltern des Staats standen in der Rechtspflege erwählte Volksrichter zur Seite, die nun nach Solon's mildern Gesetzen ihr Urtheil fällten. Die Männer aber die als Archonten tadellos erfunden waren, blieben lebenslänglich zusammen im Areopag, das Blutgericht zu üben, Wächter der Gesetze und der Verfassung zu sein, die Erziehung zu leiten, gute Gesinnung und Religiosität zu pflegen. Vor dem Rath und vor dem Areopag sollte nach Solon's Wort wie vor zwei Ankern das Schiff des Staats sicher und ohne Schwanken liegen.

So waren der Volkskraft die Fesseln abgenommen, Freiheit und Ordnung als Principien des öffentlichen Lebens gegründet, Rechte und Pflichten in ein zweckmäßiges Verhältniß gebracht, das Alte und das Neue organisch verbunden, Sonderung und Zusammenhang der Gewalten im Staat hergestellt, und das alles durch die überzeugende Einsicht eines großen Geistes, welcher wollte daß das Volk selbst seiner Verfassung zustimmte, weil es durch sie zur Selbstregierung kommen sollte. Solon sagt:

So viel gab ich dem Volk an Macht im Staat als genug ist,
Nahm und gewährt' ihm nichts über ein richtiges Maß;
Und für die im Besitz der Gewalt und als Reiche Geehrten
Sann ich es aus daß nichts wider Gebühr sie betraf.
Also stand ich die beiden mit mächtigem Schilde bedeckend,
Und ließ wider das Recht keinem der beiden den Sieg.

Wie Moſes und Waſhington ſteht er darum herrlich in der Weltgeſchichte, und wenn man ihm zum Vorwurf machen wollte daß er die Alleinherrſchaft nicht an ſich geriſſen, ſo durfte er den Selbſtſüchtigen mit echtem Selbſtgefühl erwidern:

Wenn ich denn mein Vaterland
So geſchont und nicht die Herrſchaft und die herbe Zwangsgewalt
In die Hände nahm, beſudelnd und beſchimpfend meinen Ruf,
Schäm' ich deß mich nicht; ſo mehr nur hoff' ich allen Menſchen dann
Es zuvorzuthun!

Als ſpäter Athen dennoch den Durchgang durch die Alleinherrſchaft des Peiſiſtratos machte ehe das Bürgerthum zur Selbſtverwaltung gelangte, mahnte Solon: das Volk ſoll es ſich ſelber zuſchreiben, wenn es ſich durch ſchillernde Worte umgarnen laſſe ohne auf die Thaten zu ſehen.

Wenn ihr Hartes erfahrt durch eigene niedrige Denkart,
Schiebet die Schuld daran auf die Unſterblichen nicht.

In Jamben, die der Energie der ſpätern attiſchen Rede den Weg bahnen, vertheidigt er ſein Werk indem er die Erde zum Zeugen anruft wie er die Boden und die Menſchen frei gemacht, wie er Macht und Gerechtigkeit verbunden, ein billiges Geſetz für alle geſchrieben habe. Mag ein anderer nun nicht ruhen bis er ſchüttelnd erſt das Fett der Milch gewann, Solon hat uneigennützig das Seine gethan.

Seine Verfaſſung war und blieb der Rechtsboden Athens, die Grundlage ſeiner Größe und Blüte. Sie war nicht blos naturwüchſiger Art, ſie war ein Kunſtwerk, eine aus dem Geiſt geborene Geſtaltung der Wirklichkeit nach der Lage der Dinge und nach der Idee des Rechts; und der Meiſter dieſes Werks echter Staatskunſt war ein Weiſer, der auch noch im Alter lernte, aber keinen vor ſeinem Ende glücklich nennen wollte, und war ein Prieſter der Muſen, zu denen er alſo betete:

Ihr des olympiſchen Zeus und Mnemoſyne's herrliche Töchter,
Ihr von Pierias Flur, Muſen, erhöret mein Flehn:
Segen erwirkt von der Hand der Unſterblichen mir, bei den Menſchen
Allen zu jeglicher Zeit Achtung und edelen Ruf;
Sei ich den Freunden zur Luſt ein Dorn im Auge den Feinden,
Jenen verehrungswerth, dieſen ein Schrecken zu ſehn.

Gütergenuß wol iſt mir erwünſcht, doch wider das Recht nicht
Will ich ihn; immer zuletzt folget die Strafe darauf.
Reichthum welchen die Götter verleihn der bleibet dem Manne
Feſt vom unterſten Grund bis zu dem Gipfel empor.

Anders als Solon ſtellte ſich Theognis in Megara zu den politiſchen Kämpfen jener Zeit. Er hält an der alten Anſchauung feſt daß edle Geburt und edler Sinn untrennbar ſeien, er will ſich rächen an dem Volk das den unnachgiebigen Adel von ſeinen Gütern vertrieben, zumal der Ruf des Kranichs, der die Menſchen zur Beſtellung der Saat mahnt, ihn daran erinnert daß ſeine Felder in andere Hände gekommen ſind. Er will nichts hören von der Theilnahme der Bauern am Staat, von der Wechſelheirath zwiſchen Hohen und Niedern.

Widder und Eſel zur Zucht wol ſuchen wir, Kyrnos, und Roſſe
Edel uns aus, und man will daß ſie mit Gutem ſich nur
Immer begehn; doch zu freien die niedrige Tochter des Niedern
Grauet ein Edler ſich nicht, bringt ſie nur Geldes genug.

Die Ausdrücke Gute und Schlechte, Edle und Gemeine oder Niedrige braucht Theognis ſowol im moraliſchen Sinne als zur Standesbezeichnung, denn Geſchlechts- und Seelenadel ſind ihm eins. Seinen Genoſſen hält er beim Mahl in flötenbegleiteten Elegien einen Spiegel der alten guten Sitte vor. Später behielt man allein die ſittliche Bedeutung der Worte im Auge, und ſo nennt Xenophon dieſe Dichtungen ein Buch vom Menſchen. Aber die Weisheit und Tugend die es lehrt, geht weniger auf die Innerlichkeit, auf die Heiligung der Geſinnung, als auf das öffentliche Leben und die dafür erforderliche Klugheit und Mäßigung. Die Elegien ſind gedankenreich, und darum auch zu ſinnvollen Sprüchen zerpflückt worden; die Sprache iſt fließend und klar. Wir gewinnen immerhin ein Bild antiker Weltanſchauung, wenn es heißt:

In der Gerechtigkeit ſind die Tugenden alle begriffen;
Wer ein gerechter er iſt, Kyrnos, ein edeler Mann.

Beſſeres als den Verſtand hat nichts ein Mann an ihm ſelber,
Aber als Unverſtand ward ihm auch Traurigers nicht.

Nie ſprich, Kyrnos, ein Wort der Vermeſſenheit, keiner der Menſchen
Weiß was Tag und Nacht über den Sterblichen bringt.

Feuer bewähret des Golds und des Silbers Gehalt, von erfahrnen
Männern erkannt, und des Manns Inneres zeiget der Wein.

Vom redlichen Freund ſagt Theognis er ſei werth daß man ihn mit Gold aufwiege; und wie die ſpartaniſchen Männer den beim Becherklang beſonders glücklich prieſen deſſen eine ſchöne Gattin daheim harre, ſo ſingt auch er:

Kyrnos, ſüßer iſt nichts als ein edeles Weib zu beſitzen,
Zeuge bin ich, ſei du's daß ich die Wahrheit geſagt.

Wie ſchön ſticht das ab gegen die frivolen Hinkjamben des Hipponax:

Von eines Weibes Tagen ſind die zween ſchönſten
Wenn man ſie freit und wenn ſie todt hinausführet.

Theognis betete zur Liebesgöttin:

Stille mir, Kypros' Tochter, die Pein und zerſtreue die Sorgen,
Die aufzehren das Herz, gib mich der Freude zurück;
Schläfre mir ein den verzehrenden Harm, und bei heiterem Muthe
Laß nach der Jugend Genuß Thaten des Ernſtes mich thun.

Und zu den Muſen und Grazien:

Muſen und Charitenchor, Zeus Töchter ihr, die ihr zu Kadmos
Hochzeitsfeſte genaht ſanget ein herrliches Lied:
„Was da ſchön iſt lieb, was nicht ſchön aber iſt nicht lieb!"
So von Munde zu Mund ging der Unſterblichen Wort.

Phokylides von Milet verfaßte ſeine kurzen gnomiſchen Dichtungen in Hexametern. Er aber fragte was die adeliche Abkunft fromme, wenn ſie nicht von Weisheit im Gedanken und von Anmuth im Ausdruck ihre Zierde empfange, und wie Solon im Mittelſtande den Kern des Staates erkannt, ſo pries auch er die Mitte, die mittlere Lebensſtellung als das Beſte.

Sonſt erſchien das elegiſche Diſtichon den Griechen mit Recht ganz die geeignete Form für kleine Sprüche, in denen ſie irgendein anmuthiges Bild, einen ſinnigen Gedanken ſich entfalten und abrunden ließen. Zahlreich wie ihre geſchnittenen Steine ſind ihre Epigramme geworden, namentlich in ſpäterer Zeit, und haben ebenſo viel anſprechende Ideen in wohlgefälliger Redewendung niedergelegt wie jene Zierplaſtik in feinen Linien. Der Witz, der ſpitzige Stachel, die Ueberraſchung wird nicht gefordert, das

Epigramm war wie ſein Name beſagt urſprünglich Inſchrift eines Denkmals, eines Weihgeſchenks, welche die geiſtige Bedeutung des Gegenſtandes ausſprechen und die Sache in den Gedanken erheben ſollte. Simonides von Keos der auch als Elegiker vortrefflich war und mit der Todtenklage für die bei Marathon Gefallenen ſelbſt vor Aeſchylos den Preis gewann, galt auch für den beſten Epigrammatiker der Zeit der Perſerkriege, und von ihm ſind die berühmten Grabſchriften welche die Hingabe des Mannes an den Staat, den Tod fürs Vaterland lehrten und feierten. So auf dem Denkmal zu Marathon:

Heil euch, Helden der Schlacht, die unendlichen Ruhm ihr errungen,
Herrliche Kinder Athens, roſſegewandt und erprobt,
Die ihr die Jugend dem Tod für die flurenumgrünete Heimat,
Für des helleniſchen Volks ernſte Geſchlechter geweiht!

So auf dem Denkmal des Leonidas und ſeiner Dreihundert in den Thermopylen:

Wanderer, kommſt du nach Sparta, verkündige dorten du habeſt
Uns hier liegen geſehen wie das Geſetz es befahl.

Die Muſik.

Die noch ungeſchiedene Einheit der verſchiedenen Kunſtmittel in der Verbindung des Wortes mit der Muſik und der Tanzbewegung, dem veranſchaulichenden Geberdenſpiel, dies Urſprüngliche der Naturvölker, hat in der Chorlyrik und im Drama der Griechen ſeine künſtleriſche Durchbildung erhalten. Ihre Muſik iſt Geſang geblieben; noch Sokrates erwähnt es als etwas Abſonderliches, wenn eine Melodie durch das Spiel der Flöte oder Lyra allein vorgetragen ward. Noch fremd war ihnen unſere Harmonie, welche nicht blos eine Weiſe als einer Folge von Accorden erklingen läßt, ſondern auch mehrere Stimmen, mehrere Melodien gibt, deren ſchnellere und langſamere Bewegung durch den Takt einigt, und eintretende Diſſonanzen zum Wohlklang wieder befriedigend auflöſt. Doch iſt nur dadurch eine Inſtrumentalmuſik als ſelbſtändige Kunſt möglich, doch wird uns nur ſo die noch wort- und bildloſe Tiefe des Gemüths, das noch

gestaltlose Ringen der allgemeinen Weltkräfte und in ihrem Kampf miteinander wie in ihrem einträchtigen Zusammenwirken die Schönheit des Werdens offenbar. Der plastische, auf Anschauung gerichtete Sinn der Hellenen gab auch ihrer Musik ein plastisches Gepräge; sie folgte den Worten um deren Gehalt im Tonbild abzuspiegeln, um durch den Wechsel hoher und tiefer Töne die aufstrebende oder absinkende Bewegung des Rhythmus noch klarer hervorzuheben; sie sprach Silbe für Silbe deutlich aus, ohne sich für sich geltend zu machen, ohne zu verweilen, zu wiederholen, zurückzukehren und sich ins einzelne zu vertiefen; die schönen Bilder der Poesie sollten nicht in einen eigenmächtig dahinwallenden Strom der Töne versenkt, sondern nur von ihm getragen und ausdrucksvoll begleitet werden. Wol hat der ästhetische Geist der Griechen auch die Musik als freie Kunst um des Genusses der Schönheit willen geübt und geliebt, aber ungelöst vom Worte des Dichters. Sie sollte die bestimmte Form entschiedener Gemüthsbewegungen, der einfache Ausdruck von Seelenstimmungen und Geistesrichtungen sein, die selber bereits nicht mehr in ahnungsvoller Dämmerung lagen, sondern im Lichte des selbstbewußten thätigen Lebens hervortraten. Wir sagen darum mit Ambros: „Die Musik öffnete dem Griechen kein grenzenloses romantisches Wunderreich, aus dem räthselhafte Schauer oder Entzückungen wehen, sie rückte ihm vielmehr die Pindarische Ode, die Sophokleische Scene erst recht in die volle Beleuchtung des hellenischen Tages. Die griechische Musik war für die Dichtkunst was die Polychromie für den Tempel, für die Statue war. Wie diese in bescheidener Unterordnung die Bauglieder mit leichter Nachhülfe beleben, wie sie an der Statue nicht den Schein der Wirklichkeit lügen, sondern ihn nur von fern andeuten sollte, so sollte die Musik nicht das Wort des Dichters verschlingen oder eigensüchtig sich vordrängen, sondern dasselbe erst recht hell und klar ertönen machen. Aus dem unbegrenzten Wunderreiche der Töne mögen auf uns von allen Seiten Gestalten und Gesichter eindringen, die Melodie des Griechen mußte sich einfach und sinnig beschränkt hinziehen, wie das Mäandenband an den Architraven seiner Gebäude."

Die Musik als Erziehungsmittel war in untrennbarer Verbindung mit Gottesdienst und Poesie; Verse religiösen und sittlichen Inhalts wurden in einfach edeln Weisen gesungen und dadurch der Empfindung eingeprägt, dadurch die Bewegung des

Gemüths an einen ruhigen machtvollen Gang gewöhnt. In der Muſik war die Macht des Maßes verwirklicht, und wie der ſie begleitende Tanz ein Abbild war vom Reigen der Geſtirne, ſo ſollte ſie alles in der Natur einigen und harmoniſch ordnen, ſo redete Pythagoras von der Harmonie der Sphären im Umſchwunge der Himmelskörper. Der Wohlordnung in der Natur ſollte der Staat entſprechen, und hierzu wieder die Kunſt der Töne führen. Nichts dringt ſo tief in die Seele, lehrt Platon, und haftet dort ſo feſt wie Rhythmus und Harmonie, darum macht gute Muſik den Hörer edel und gut, ſchlechte verdirbt ihn. Erhabene, zur Tapferkeit anregende Muſik paßt für Männer, ſittige, ſanfte für Frauen. Darum ſollen Lieder und Rhythmen feſtſtehen gleich den Geſetzen des Staats. Wer nur Gymnaſtik treibt und ſich mit Muſik nicht befaßt, wird wild und roh; wer aber allein Muſik betreibt, wird weich und empfindſam. Um alſo einen tapfern und weiſen Geiſt zu gewinnen, muß man Gymnaſtik und Muſik miteinander verbinden. Die Einführung einer neuen Tonart, d. h. der mit ihr verbundenen Rhythmen und Melodien, ſchien gefahrdrohend für den Staat; nirgends habe man die Muſik verändert, ohne zugleich die wichtigſten Lebensordnungen umzuformen. Wahrhaft muſikaliſch endlich iſt nach Platon der zu nennen welcher nicht blos eine ſchöne Harmonie anzuſchlagen und ein Inſtrument zu ſpielen vermag, ſondern der ſein Leben in Wort und That zuſammenſtimmt in der echten helleniſchen Weiſe.

Den Angelpunkt für die Geſchichte der Muſik in Griechenland bildet Terpander von Lesbos, der um 645 v. Chr. blühte, ein Zeitgenoſſe des Archilochos. Otfried Müller, die Berichte der Alten zuſammenfaſſend, ſagt von ihm: „Terpander erſcheint als der eigentliche Schöpfer der griechiſchen Tonkunſt, indem er die verſchiedenen Sangweiſen, wie ſie ſich in verſchiedenen Landſchaften nach dem Antriebe muſikaliſcher Stimmungen auf ganz natürlichem Wege gebildet hatten, nach Kunſtregeln ordnete, und ein zuſammenhängendes Syſtem daraus geſtaltete, an dem die griechiſche Muſik bei aller Erweiterung und ſpätern überkünſtlichen Ausbildung immer feſtgehalten hat. Mit erfinderiſchem Geiſte ausgeſtattet und ein neues Zeitalter der Muſik eröffnend, riß er ſich doch nicht von dem Boden der Vergangenheit los, ſondern benutzte vielmehr alle die Elemente der Muſik, die in den Sangweiſen Griechenlands und Kleinaſiens gegeben waren,

und vereinigte das Zerſtreute und Ungeordnete zu einem ſchönen harmoniſchen Ganzen.“ So finden wir denn auch hier die von uns angenommene Stellung der Griechen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes wieder: ſie fügen dem volksthümlich Eigenartigen das in den ältern Culturſtaaten Gewonnene empfänglichen Sinnes hinzu, und bewähren ihr äſthetiſches Genie in der künſtleriſch vollendeten Durchbildung des Einzelnen wie in der ordnenden Geſtaltung eines wohlgefälligen Ganzen.

Die alten Sänger hatten ſich einer vierſaitigen Kithar bedient, deren obere Saite die Quart zur untern gab; die drei Intervallen zwiſchen beiden waren zweimal ein ganzer, einmal ein halber Ton. Terpander erweiterte dies Tetrachord im Anſchluß an die lydiſche Pektis zum Heptachord, zur ſiebenſaitigen Lyra, indem er drei neue Saiten in der Art anfügte daß nun die oberſte neue mit der oberſten des alten Tetrachords eine Quinte, mit der unterſten deſſelben die höhere Octave bildete. Die ſo entſtehende einfache und harmoniegemäße Tonreihe fand die häufigſte Anwendung und hieß das diatoniſche Tongeſchlecht. Das chromatiſche, dem man einen zwar gefälligen, aber weichlichen und ſchlaffen Charakter zuſchrieb, verband im Tetrachord ein Intervall von anderthalb mit zwei halben Tönen; das enharmoniſche fügte zu einem Intervall von zwei ganzen Tönen zwei kleine von Vierteltönen. Dieſe waren ſchwer zu treffen und zu unterſcheiden, und ſetzten bei dem Spieler wie bei dem Hörer große Feinheit voraus. Die Alten rühmen die Lebhaftigkeit des enharmoniſchen Tongeſchlechts; es ward erſt nach Terpander von Olympos erfunden.

Innerhalb dieſer Tongeſchlechter nun finden wir wiederum mehrere Tonarten, die einmal dadurch entſtehen daß der Grundton ſelbſt erhöht wird, dann dadurch daß die Stellung des halben Intervalls wechſelt. Die Stimmung in der doriſchen Tonart iſt $\frac{1}{2}$, 1, 1, in der phrygiſchen 1, $\frac{1}{2}$, 1, in der lydiſchen 1, 1, $\frac{1}{2}$; der Grundton in der doriſchen war am tiefſten, in der lydiſchen am höchſten. Zwiſchen die genannten drei Tonarten traten dann noch die ioniſche und äoliſche, und um dieſe fünf wurden wieder je eine höhere und tiefere gelegt. Aber nicht blos die höhere Tonart, oder die wechſelnde Stellung des halben Intervalls, ſondern der in den urſprünglichen Volksliedern enthaltene Gang der Rhythmen und Melodien bedingte das was die Griechen als den Charakter der Tonarten hervorheben. Es waren die einfachen

ſtrengen Weiſen, in denen er feſtgeſetzt war, und die darum auch Geſetze (νόμοι) hießen. Die doriſche Tonart war ernſt und männlich, d. h. die von Anfang an in ihr ausgeführten Melodien trugen dies Gepräge, und wer jene wählte, beſtimmte damit auch die Haltung ſeiner Compoſition. Die Phrygier feierten den Dienſt ihrer Göttermutter durch rauſchende und leidenſchaftliche Weiſen; die hohen Töne der lydiſchen Art lagen der weiblichen Stimme am nächſten. Ich erinnere an eine Stelle in meiner Aeſthetik. Es wird erzählt Pythagoras habe einſt einen jungen Mann von Eiferſucht, Muſik und Wein ſo erhitzt gefunden, daß derſelbe im Begriff geſtanden Feuer an der Wohnung ſeiner Geliebten anzulegen; da habe der Philoſoph ihn dadurch zur Beſonnenheit zurückgebracht daß er eine Flötenſpielerin die phrygiſche Weiſe mit der doriſchen vertauſchen ließ. Schwerlich hätte es einen großen Effect gemacht, wenn hier dieſelbe Melodie aus d ſtatt aus e geblaſen worden wäre; aber ein doriſches Lied hatte ein langſameres Tempo, einen ruhigern Rhythmus, eine ſich nicht ſo ſprungweis bewegende Melodie wie ein phrygiſches, und der männlich ernſte Inhalt deſſelben trat mit der Tonweiſe vor die Seele; auf dieſen Umſtänden beruht die Wirkung.

Es war alſo die künſtleriſche That Trepander's und ſeiner Zeit die Volksmelodien aufzuzeichnen, in ihrem beſtimmten Charakter zu erkennen, und die auswärtigen mit den althelleniſchen in ein feſtes Verhältniß zu ſetzen, dieſe durch jene zu bereichern. Trepander verſah homeriſche Hexameter mit Tonzeichen, er dichtete und componirte Hymnen; ein erhaltenes Bruchſtück, das in lauter langen Silben einen erhabenen Gedanken gewichtig ausprägt, läßt auch eine ernſte getragene Begleitung vermuthen, die Durchführung einer muſikaliſchen Idee in einem feſten Gang, choralartig:

Zeus Welturquell, Zeus Weltobmann,
Zeus, dir ſend' ich dies mein Loblied!

Für den Begründer des Anmuthigen in der griechiſchen Tonkunſt erklärt Plutarch den jüngern Olympos, einen Phrygier, der helleniſche Bildung gewonnen und dann durch die Verbreitung der ſchwärmeriſch rauſchenden Weiſe ſeiner Heimat auf die Poeſie und Muſik Griechenlands großen Einfluß geübt. Zum lebendigen Ausdruck der Klage wie des Jubels erwarb er der Flöte Bürgerrecht, während die Mythe des Alterthums dem Midas Eſelsohren ge-

geben, weil er sich für dieselbe entschieden hatte. Die ältern Verse bestanden aus Gliedern deren Arsis und Thesis gleich waren wie beim Spondäus und Daktylus des Hexameters, oder deren Arsis die doppelte Länge der Thesis hat wie in Jambus und Trochäus; seit Olympos finden wir auch die hemiolischen Rhythmen (–́⏑– oder –́⏑⏑⏑, ⏑⏑⏑–́), deren Arsis zwei, deren Thesis drei Zeiten entspricht; die Arsis verlangt hier erhöhte Kraft, und deren Aufwand bringt Feuer und Schwung in die Bewegung der Worte; so bilden sich lebendige Tanzrhythmen, wie deren denn Thaletas von Kreta sogleich einführt, der in seinem Vaterlande neben der altdorischen Weise des Apollocultus die korybantische des dortigen Zeusdienstes vorfand, und darum mit seinen Päanen, Gebet und Dank an Götter richtend, verstörte Gemüther beruhigen, mit seinen Tanzmelodien Reigen und Waffenspiel der spartanischen Jugend in munterer Lust begleiten und regeln konnte. — Sakadas, der Sieger des Flötenspiels in den pythischen Wettkämpfen 590, 582, 518 v. Chr. verband in drei Sätzen einer Composition die dorische, phrygische, lydische Weise, ähnlich wie wenn bei uns mit Dur und Moll und mit dem Takte gewechselt wird.

Wie die Plastik eine Einzelgestalt in edler Klarheit ausführt, so gab auch die griechische Musik das Tonbild einer bestimmten Empfindung; die Melodie als solche blieb Alleinherrscherin, und führte in ihrem rhythmisch geregelten maßvollen Gange die Bewegungen des Gemüths durch Erregung und harmonisch beruhigenden Abschluß zur Schönheit. Der Inhalt, die Grundstimmung der Seele, bedingte das Versmaß; mit seinem Rhythmus hing die Wahl der Tonart und die in ihr übliche Weise zusammen; die künstlerische Individualität bewegte sich innerhalb allgemeiner Formen, sie eigenthümlich erfüllend und dadurch fortbildend, mit neuen Versmaßen und Strophen auch neue Melodien erfindend. Die Urmelodien, welche gleich den großen mythischen Gestalten durch die Jahrhunderte dauerten und fortwuchsen, sind gewiß nicht für die Menschheit verloren gegangen, sondern in der christlichen Kirchenmusik gerettet und damit wieder die Grundlage für die neuere Tonkunst geworden.

Die melische Poesie.

Griechenland war reich an Volksliedern, wie sie der Hirt bei der Heerde, der Schiffer beim Rudern, die Mutter bei der Wiege, das Kind beim Spiele sang. Nur einzelne Klänge sind uns davon erhalten. In ihrer Kunstlyrik steht der einfache Gefühlserguß, die melodische Entfaltung der Seelenstimmung, der Ausdruck des individuellen Gemüths im Liede weit zurück hinter der Freude an Bild und Betrachtung, wenn bald die mythischen Gestalten der Vorwelt eingeführt, bald die Bewegungen des Herzens mit allgemein wahren Gedanken, mit sinnschweren Sprüchen beruhigend abgeschlossen werden. Solche epische und gnomische Zuthaten machen die Stärke und den Glanz der griechischen Lyrik aus; es spiegelt sich darin das mehr in der Anschauung der Außenwelt als in der Tiefe der Innerlichkeit lebende Gemüth.

Wie ein Gefühl in der Seele sich erhebt, anwächst, mit ihr ringt und endlich mit ihr sich versöhnt, so folgt auf Anspannung und Erregung auch wieder ein Nachlassen und Ausgleichen; die Musik bildet eine Melodie, ein in sich geschlossenes Ganzes, wenn sie diesen Stimmungsverlauf im Rhythmus und Wechsel der Töne darstellt; solche liegt dann als das Allgemeine oder Gemeinsame der mannichfaltigen Ausführung zu Grunde, welche die Poesie dem Gedanken geben kann, aber jede neue Wendung muß sich dann dem ursprünglichen Maße anschließen und dasselbe wiederholen, und so führt dies zur strophischen Gliederung der Gedichte, zum Melos oder dem Liede. Es erwächst aus dem volksthümlichen Chorgesang, doch nur das künstlerische Bewußtsein des Dichters vermag es zu gestalten, und damit tritt die Persönlichkeit desselben hervor und wird zum lebendigen Mittelpunkt. Aber der Dichter kann die Stimme des Ganzen bleiben, und was er vorträgt kann die Sache aller sein, und dann wird auch sein Lied zum Chorgesang werden; oder er kann seine eigenen Gefühle und Erlebnisse als solche darstellen und sie für sich allein aussprechen; auf dem Gipfel endlich wird eine große Individualität in dem Ausdrucke ihrer Eigenthümlichkeit zugleich der Repräsentant des Volks sein und den Chor zum Organ ihrer vollaustönenden Gefühle machen können. Dies letzte geschah durch Pindar, ihm aber geht die dorische und die äolische Schule voraus. Dort im Dorerthum bilden die öffentlichen Angelegenheiten den Inhalt, der Dich-

ter ſtellt ihn künſtleriſch dar und läßt ihn durch den Chor aus-ſprechen, und wie es ungehörig wäre ihm in dem Mund zu le-gen was nicht von vielen mitgedacht und mitempfunden wird, ſo dient nun die einherſchreitende Tanzbewegung des Chors in ihrer Entwickelung wie in ihrer Rückkehr zum Ausgangspunkt zu-gleich zur Veranſchaulichung des Verſes und der Melodie, die dadurch eine größere Ausdehnung gewinnen können, weil zu ihrer Auffaſſung das Ohr vom Auge unterſtützt wird, und die Glieder-rung vom Satz und Gegenſatz führt zur Strophe und Gegen-ſtrophe, deren Bewegung dann in einer Epode, die ſtehend vor-getragen wird, die ausgleichende Vermittelung findet. Dagegen reiht die individuelle Lyrik der Aeolier kleinere Strophen derſelben Art aneinander, und der Dichter ſingt was ſeine Seele bewegt, die Leidenſchaft ſeiner politiſchen Parteigeſinnung wie die geheim-ſten Regungen ſeines liebenden Herzens. Er tritt damit unſerer Weiſe näher, und die ſelbſtändige Freiheit des Individuums feiert in ihm ähnlich wie in Solon oder Sokrates einen menſchheit-lichen Sieg.

Wort, Melodie und Tanzbewegung des Chores alſo bilden in dem doriſchen Lied ein untrennbares Ganzes. In Sparta ſan-gen drei Chöre von Greiſen, Männern und Jünglingen die Verſe:

Wir waren ehmals krafterfüllte Jünglinge; —
Wir ſind es jetzt, haſt du Luſt, erprob es nur; —
Wir aber werden einſtens noch gewaltiger ſein.

Jede Stadt des Peloponnes hatte ihren choreinübenden Dichter. Alkman, ein Lydier, der in Sparta eine neue Heimat fand in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, bildete das Volksthüm-liche künſtleriſch aus. Götter und Menſchen wurden in ſeinen Hymnen gefeiert, die er häufig auch von Jungfrauenchören vor-tragen ließ. Ausdrucksvolle Rhythmen in leicht überſichtlichen Verſen fügte er zu Strophen zuſammen, und veredelte die dori-ſche Mundart durch die ſtilvolle Sprache der epiſchen Poeſie. Er darf für den treueſten Wortführer der ſpartaniſchen Bürger-lichkeit gelten, und er hat ſie bis auf die kleinern Züge des materiellen Genuſſes mit anſprechender Kunſt von der gefäl-ligſten Seite gefaßt, ſagt G. Bernhardy. — Steſichoros, um 600 v. Chr., wandelte in Sicilien auf neuern und höhern Bahnen; urſprünglich Tiſias geheißen erhielt er den Beinamen des Chor-ſtellers; er erweiterte die Strophen und ſchob die Epoden ein.

Er trug, nach Quinctilian's Wort, die Last des epischen Gedichtes mit der Lyra: von einem besondern Anlaß der Gegenwart aus blickte er in die Vergangenheit und zog die Mythen heran um durch sie seine Stimmung zu veranschaulichen oder zu verherrlichen, indem er nicht sowol ruhig erzählte als mit schwungvollem Preis bei denjenigen Zügen und Vorstellungen verweilte die seinem Zwecke dienten, und danach auch die Sagen änderte. In ähnlicher Weise bildeten Erzählungen von Liebenden die Grundlage seiner erotischen Gedichte, die dann den Empfindungsgehalt der Situationen darlegten. — Arion von Lesbos brachte um dieselbe Zeit zu Korinth das dionysische Festlied, den Dithyrambos, mit seinem Wechsel an Klage und Jubel und seiner trunkenen Begeisterung zur künstlerischen Ausbildung; cyklische, um den Altar im Rundtanz sich schlingende Chöre trugen es vor. Wie Jonas in einem Psalm dem Herrn gedankt, der ihm geholfen als er schon verschlungen war vom Abgrunde der Meerestiefe, die Brandung aber wie ein Ungeheuer ihn ans Land gespien, und wie daraus die Wundersage von seinem Aufenthalt in dem Bauche des Seethieres und seiner Wiederkehr geworden, so hatte auch Arion, aus drohender Lebensgefahr auf dem Meere im Geleit der musenfreundlichen Delphine gerettet, diesen und dem Poseidon ein Danklied gesungen, woraus dann die Erzählung entstanden ist daß ein Delphin ihn auf dem Rücken durch die Flut getragen. Mit lebendigem Gefühl beseelten diese Lyriker die Natur; dichterisch bildlicher Ausdruck dann wörtlich genommen ward wieder zum Mythus, in welchem die Natur selbst dem Sänger ihren Dank zu zollen schien, wie wenn die Kraniche den Mord des Ibykus zu rächen berufen werden. Wie leicht hätte sich eine ähnliche Sage aus den Versen Alkman's bilden können, die er, der Greis, an die Volksmeinung anknüpft daß der Kerylos, das Eisvogelmännchen, wenn er alt geworden, von dem Weibchen auf die Flügel genommen werde:

Nimmer hinfort, ihr süßen und feierlich singenden Jungfraun,
Tragen die Glieder mich noch; ach laßt mich ein Kerylos werden,
Mit Eisvögeln über den Saum der Fluten zu fliegen
Muthig vertrauenden Sinns, meerpurpurner Vogel des Frühlings!

Der Sprung vom leukadischen Felsen war ein poetisches Symbol einer sühnenden Befreiung von der Gewalt der Leidenschaft; danach sollte Sappho wirklich von dort sich ins Meer ge-

ſtürzt haben. Die Mythengebärerin Hellas umwob eben bis ans Ende das Leben großer Männer mit den ſinnigen Ranken von Erzählungen, in welchen ſie die Bedeutung und den Geiſt derſelben abſpiegelte.

Die ſubjective Lyrik kam vom Ausgang des 7. bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts in Aeolien zur Blüte durch die Odenpoeſie auf Lesbos. Neben den politiſchen Parteikämpfen fand das geſellſchaftliche Leben, fanden die geheimſten Regungen des Herzens in Luſt und Leid einen melodiſchen Ausdruck, der durch die Wärme der Empfindung wie durch die naive Friſche der Sprache uns vornehmlich anheimelt. Horaz ſagt in einer Ode an die Lyra:

Lesbos Bürger hat dich zuerſt gerühret,
Der vom Krieg zornmuthig, im Waffenklirren,
Oder wenn ſein ſchwankendes Schiff am feuchten
Ufer er feſtband,

Bakchos dann beſang, und die Muſen, Venus
Sammt dem Knaben der ſich ihr immer anſchmiegt,
Sammt dem Lykos, lieblich im Reiz der ſchwarzen
Augen und Locken.

Alkaios war ein Parteihaupt des Adels im Kampf mit dem Bürgerthum, voll Kraft und Feuer, wenn auch ohne Größe und Tiefe. Wenn er das im Sturm vom brauſenden Meer auf und abgeſchleuderte Staatsſchiff begrüßte, dann bot ſich ſeiner bewegten Künſtlerſeele das Versmaß dar, das er für ſie ſchuf und herrlich vollendete, indem das iambiſche Aufſtreben und daktyliſche Abſinken ſich einmal wiederholt, worauf dann das Anſtreben ſich verdoppelt um endlich in einem daktyliſch raſchern trochäiſch langſamern Abſchwung auszuſtrömen.

Ganz unverklärbar iſt mir der Winde Stand;
Bald dorther wälzt aufkochend die Wage ſich,
Bald daher; aber wir inmitten
Treiben dahin auf dem ſchwarzen Seeſchiff.
Wir kämpfen mühſam mit dem gewalt'gen Sturm,
Schon dringt das Waſſer bis zu des Maſtes Fuß,
Das Segel iſt zerriſſen, flatternd
Hangen die Fetzen an ihm hernieder;
Die Anker laſſen nach!

Gegen Myrſilos mochte er Schwert und Leier mit einigem Rechte führen, aber auch den edeln Pittakos griff er an, als den das Volk an die Spitze des Staates geſtellt. Geld iſt der Mann, meint Alkäos, und ſpottet darüber daß Pittakos im Finſtern zu

Abend esse, nennt ihn Schmuzfink, Dickwanst, Plattfuß, während dieser wie Solon Frieden stiftete, in einer guten Verfassung die Forderungen der Parteien ausglich und die Gewalt niederlegte als die Stadt keines Schutzherrn mehr bedurfte. Wenn Pittakos sagte daß es schwer sei ein edler Mann zu bleiben, ihm ist es gelungen. Jenen Schmähungen stellte er den Grundsatz entgegen daß man nicht blos über die Freunde, sondern auch über die Feinde gut reden soll. Er wollte Versöhnung und gestattete daher auch dem Alkäos die Rückkehr. Er war so unermüdlich thätig, daß die Sklavinnen von Lesbos beim Kornmahlen sich mit dem Liedchen ermunterten: „Mahle, Mühle, mahle, denn auch Pittakos mahlt, der Fürst des großen Mytilene!"

Alkäos ist unerschöpflich an Motiven um zum Trinken einzuladen; die aufsprießende Blume des Lenzes, die Hitze, die Kälte des Winters bietet triftigen Grund um zum Becher zu greifen, auch schon am Tag, noch eh der bald verfließende Abend kommt. Der Sieg soll mit einem Rausche gefeiert werden, im Unglück sind die Reben Sorgenbrecher; der Wein ist des Menschen Spiegel, im Wein ist Wahrheit. — Die große Zeit- und Landesgenossin grüßte er mit dem Verse:

Süßlächelnd reine veilchengelockte Sappho,
Gern sagt' ich etwas, aber die Scham verwehrt mir's.

Sie antwortete:

Wenn deine Sehnsucht Edles und Schönes will,
Und nicht ein übles Wort auf der Zunge brennt,
So kommt die Scham dir nicht ins Auge,
Sondern du redest das Rechte gradaus.

Sappho, die schöne, wie Platon sie nennt, wird mit Recht als die größte Dichterin des Alterthums gefeiert. Während in den Blütentagen Athens ein Perikles diejenige Frau für die beste erklärte von der unter den Männern im Guten oder Schlimmen am wenigsten die Rede sei, war die Stellung der Frauen in Lesbos freier, ihre Bildung reicher, und Sappho ward der Mittelpunkt eines Kreises von Jungfrauen, welche die Liebe zum Schönen in der Pflege der Musik und Dichtung um sie vereinigte. Sie selber singt:

Ich liebe der Pracht heitern Genuß, und mit dem Glanz vermähle
Des Lebensgefühls sonnige Lust immer in mir das Schöne.

Wer gut ist erscheint ihr auch schön: von der ungebildeten Reichen sagte sie dagegen: „Du wirst lichtlos im Hades wandeln, und ohne Erinnerung im Grabe liegen, weil du an den Rosen Pieriens keinen Theil hast.“ Sappho's Poesie war zunächst dem Familienleben gewidmet, und die erhaltenen Bruchstücke ihrer Braut- und Hochzeitsgesänge sind voll inniger Empfindung, voll Zartheit und Kraft des Ausdrucks. Alle ihre Lieder athmen ein entzückendes Naturgefühl. Wie reizend vergleicht sie die unberührte Schönheit der Braut mit einem Apfel im Wipfel des Baumes, indem der Ausdruck des Gedankens sich vor unserm Auge gestaltet und steigert:

So wie der Honigapfel am oberen Zweige sich röthet,
Hoch am obersten Zweig; ihn vergaßen die Pflücker der Aepfel;
Nein, sie vergaßen ihn nicht, sie konnten ihn nur nicht erreichen.

Oder wenn sie ein Mädchen der Hyacinthe vergleicht, welche der Fuß des Hirten im Gebirge zertreten hat, daß die purpurne Blüte am Boden liegt, wer erkennt darin nicht einen Vorklang dessen was Goethe in den Liedern vom Veilchen und Heideröslein gesungen? Der Abendstern sagt Sappho führt alles wieder heim was die leuchtende Morgenröthe zerstreut hat;

Kühlung säuselt rings in des Quittenbaumes
Zweigen, sanft von bebenden Blättern fließet
Schlummer hernieder.

Die Dichterin selbst fühlte der Liebe Leid und Lust, und sprach das Sehnen und Verlangen wie die Erfahrungen ihres Herzens in wohllautenden Gesängen aus, bei den Musen Heilung suchend. Sie seufzet:

Der Mond ist hinabgesunken,
Das Siebengestirn, und Mitter-
Nacht ist's, es vergeht die Stunde,
Ich aber ich lieg' alleine!

Sie kann nicht mehr das Geweb' am Stuhl schlagen, die gliederlösende Liebe bewegt sie, diese süßbittere unbezwingliche Schlange. Eros erschüttert ihr Gemüth, wie der Sturm von dem Berge in die Eichen fällt. Betend wendet sie sich zur Aphrodite, ihr bekümmertes Herz auszuschütten; Wunsch und Erwartung, daß der spröde Geliebte zum ungestüm Liebenden

werde, kleidet ſie zartfühlend und anmuthig in die Antwort der Göttin:

Wenn er jetzt noch flieht, wird er bald verfolgen,
Wenn er ſonſt Geſchenke nicht nahm, ſie geben;
Wenn er nicht geküßt, wird er bald dich küſſen,
Wollteſt du ſelbſt nicht!

Freundartiger für uns iſt die ſchwärmeriſche Leidenſchaft für andere Frauen, indem uns hier eine ähnliche Vermiſchung der Geſchlechtsliebe und der Freundſchaft wie ſonſt in Griechenland bei Männern und Jünglingen begegnet. Mit einer erſchreckenden Heftigkeit ſchildert die Dichterin ihre Eiferſucht:

Mir erſcheint den himmliſchen Göttern ähnlich
Jener Mann dort, welcher dir gegenüber
Sitzen darf, und nahe den Ton der ſüßen
Stimme vernehmen,

Und das ſehnſuchtweckende Lächeln, das mir
Ha im Buſen ängſtlich das Herz erreget!
Wenn ich dich nur ſehe, ſo geht der Ton mir
Nicht aus der Kehle.

Denn die Zunge wird mir gelähmt, und feines
Feuer läuft mir unter der Haut hinunter,
Mit den Augen ſeh ich nicht mehr und ſummend
Brauſen die Ohren.

Kalter Schweiß rinnt nieder von mir, ein Zittern
Faßt mich ganz, und blaſſer als Gras das falbe
Bin ich, ja ein Weniges, Kleines nur noch
Fehlt mir zum Sterben!

Wie plaſtiſch wird ſelbſt hier die Innerlichkeit des Gefühls in ſeiner Wirkung verauſchaulicht!

Alles iſt bei Sappho voll Schmelz und Grazie, und der Zauber des Wohllauts iſt über ihre ſeelenvolle Rede ergoſſen. Die Rhythmen fließen ſanft und leicht dahin, in der Mitte beſchleunigt, während der trochäiſche Vers, wenn in den Daktylus ein Einſchnitt fällt, zugleich iambiſchen Aufſchwung nimmt um am Ende hold zu verhallen. Das Maß das ſie erfand, iſt gleich dem Alkäiſchen als Meiſterwerk berühmt und bis auf dieſen Tag in Uebung erhalten. Als Solon ein Lied von ihr vortragen hörte,

ſoll er geſagt haben: er möchte nicht ſterben ohne es gelernt zu haben.

Zwei andere Lyriker lebten nach der Mitte des 6. Jahrhunderts am Hofe des Polykrates von Samos, der ſeine Macht mit blutigen Gewaltthaten gründete und behauptete, bis ein ſchmählicher Tod dem Glanz ein jähes Ende bereitete, und die Hellenen die Nemeſis fürchten lehrte, — Ibykos und Anakreon. Jener aus Rhegion in Süditalien hatte ſich urſprünglich nach Steſichoros gebildet, neben den Heroen aber pries er vornehmlich ſchöne Knaben, und wenn er ſie durch Chorgeſänge feierte und dabei die Mythen heranzog, ſo hallte vornehmlich der Schmerz und das Leid der Liebe in ſeinen Liedern wider. Heiterer war Anakreon von Teos, nach Polykrates' Tod ein Genoß des Hipparch in Athen. Der Genuß des Lebens in Wein und Liebe war der Stoff ſeines Geſanges, der ioniſch weich und ſüß in mannichfaltigen Weiſen kunſtvoll erklang; noch als Greis bewahrte er den Reiz und den Frohſinn der Jugend und ein mildes Feuer. Doch ſind uns von ihm nur Fragmente erhalten, und die Sammlung der Lieder, die ſeinen Namen trägt, ſtammt aus der ſpätern alexandriniſchen Zeit, die Verſe ſind da individualitätslos und eintönig, glückliche Einfälle in launiger oder zierlicher Wendung, leicht hinſpielend, tändelnd, aber häufig auch nüchtern und metriſch fehlerhaft. Otfried Müller ſagt ſehr treffend: „Die Vorſtellung von den Eroten als kleinen neckiſchen Knäbchen, die mit den Menſchen ein muthwilliges Spiel treiben, iſt der alten Kunſt fremd, und ſchmeckt ganz nach den epigrammatiſchen Scherzen der ſpätern Literatur und der ſehr verwandten Darſtellung in der bildenden Kunſt, beſonders auf geſchnittenen Steinen, die den Amor als Kind bei den mannichfachſten Probſtücken von Schalkhaftigkeit und Muthwillen zeigen. Der Eros des wahren Anakreon, der goldlockige, der den Dichter nicht blos mit purpurnem Balle wirft, der ihn auch «mit einem großen Beile wie ein Schmied zuſammenhaut, und dann in winterlichem Gießbach badet», war offenbar von einem ganz andern Kaliber des Körpers und Geiſtes."

Wir reihen die Skolien hier an, Trinkſprüche in Verſen, wie ſie beim Wein die erhöhte Stimmung eingab und der kunſtſinnige Gaſtgenoß ſie zur Lyra vortrug. Berühmt iſt das Skolion des Kalliſtratos, deſſen Rhythmus bequem beginnt, nach der Wiederholung der erſten Zeile aber lebhafter ſich aufſchwingt, um

dann in einem anmuthigen Paar logaödischer Reihen im Schlußverse sich in ein schönes Gleichgewicht zu schaukeln, wie bereits O. Müller erkannt hat. Die Jünglinge werden gepriesen die den Tyrannen Hipparchos erschlagen; sie sind nicht todt, sie leben auf den Inseln der Seligen mit Achilleus, ihr Ruhm dauert auf Erden, und sie sind das Vorbild des Dichters:

Tragen will ich das Schwert im Myrtenzweige
Wie Harmodios, wie Aristogeiton;
In den Staub dahin sank der Tyrann,
Wieder das gleiche Recht wurde dem Volk zu Theil!

Wandernde Sänger wie Arion, Ibykos, Anakreon knüpften nicht blos ein geistiges Band zwischen den verschiedenen Stämmen, sondern versuchten sich auch in verschiedenen Weisen und bahnten eine Verschmelzung derselben an; und so begegnet uns denn in Simonides von Keos die erste Dichterpersönlichkeit welche mit voller Freiheit alle gewonnenen Kunstmittel beherrscht und für mannichfache Stoffe die entsprechende Form meisterlich verwendet, dabei aber allerdings mehr die Kunstbildung des Talents als die Schöpferkraft einer genialen Natur bewährt. Auch im Leben vielgewandt und in allen Sätteln gerecht gehörte er ganz Hellas an und wußte jedem Auftrag zu genügen. Wir erwähnten schon seine Epigramme, seine Elegien. Verwandt mit diesen ist die Todtenklage, der Threnos, der die Trauer in Wohllaut auflöst und durch die Hinweisung auf Naturgesetz und Nothwendigkeit zu beschwichtigen sucht; aber auch in Dithyramben und Tanzliedern zeichnete Simonides sich aus, und wenn er im Epigramm je nach dem Stoff jetzt einfach groß, jetzt sinnvoll gefällig den Gedanken der Sache darlegte, so liebte er überhaupt Sprüche der Weisheit seinen Dichtungen einzuflechten und dialektische Gewandtheit zu entwickeln; wenn er die Poesie eine redende Malerei genannt, so glänzte er vornehmlich in der zierlichen Schilderung von Situationen, durch die er ein veranschaulichendes Bild der Stimmungen und Ideen gab, wie in jenem so rührenden als anmuthigen Bruchstück das die Danae darstellt wie sie in einem Kasten, lebendig begraben, mit dem neugeborenen Kinde Perseus aufs Meer ausgesetzt beim Sturmessausen das schlafende Kind glücklich preist. Damals kam die Errichtung von Ehrenstatuen für siegreiche Wettkämpfer auf, und wie sich daran ein Fortschritt der Plastik knüpft, so sollte sich die Lyrik in Ehrenliedern vollenden, die man im

Festchore den Männern bereitete welche in einem der großen Nationalspiele den Preis errungen hatten. Auch hier verstand es bereits Simonides Gegenwart und Vergangenheit zu verbinden und durch Mythen die Erlebnisse in ein höheres Licht zu stellen. Er liebte es überhaupt einen Gedanken in sinnvollen Wendungen wie einen geschliffenen Edelstein blitzen zu lassen, wie wenn er von den bei Thermopylä Gefallenen singt daß sie ein schönes Los gefunden: die Gruft zum Altar, Andenken statt der Klage, Lob statt der Trauer; ihre Grabschrift wird kein Moos überwuchern, keine Zeit verdunkeln; in ihre unterirdische Kammer ist der Ruhm von Hellas als Bewohner eingezogen.

Ward schon Simonides wegen mancher überkünstlichen Spielerei von dem rhodischen Ringer Timokreon in wuchtvollen Strophen angegriffen, so zeigt der Dithyrambendichter Lasos von Hermione bereits eine ausklügelnde Virtuosität, wenn er Lieder ohne S dichtet, während der feine Geschmack und die glänzende Malerei in Worten von Simonides sich auf dessen Neffen Bakchylides vererbte. Und wenn Bakchylides gesagt:

> Einer ist weise von andern her, beides vor Zeiten und jetzt;
> Denn nicht leicht findet man zu nimmergesagten Worten wohl
> Die Pforten,

so redete Pindar von dem Rabengekrächze der Schulgelehrten gegen des Zeus göttlichen Adler, und erklärte daß der Weise von Natur vieles wisse.

Pindar erlebte die Perserkriege in den Jahren seiner besten Manneskraft, und die große Zeit brachte seinen Geist zur Blüte und Reife; auch er steht auf der Höhe wo zwei Perioden aneinandergrenzen und wo der Genius mit dem neuen Leben die Errungenschaft der Vorwelt verknüpft; aber ob er das Alte vollendend abschließt oder eine neue Epoche beginnt, das bedingt seine Stellung. So gehören auch Rafael und Michel Angelo der Zeit der Reformation und des wiedererweckten Alterthums an, aber sie führen doch das was Dante, Giotto und Orcagna in Italien begonnen, die religiös-kirchliche symbolische Kunst zum herrlichen Ziel, während Tizian die Darstellung der Weltwirklichkeit als solcher beginnt, und Shakspere oder Cervantes zwar noch im Abendglanze der mittalterlichen Romantik, aber doch als die Herolde der Neuzeit dastehen. Und so eröffnet uns Aeschylos die Geschichte der Kunst nach den Perserkriegen als der Begründer

des Dramas, während Pindar die vorhergehende Periode als der Vollender der Lyrik abschließt. Wie Homer so ist auch er eine Personification des hellenischen Volksgeistes; aber wenn Homer hinter seinem Werk verschwindet, so ist gerade die Subjectivität Pindar's der Quell und selbstbewußte Mittelpunkt, die stets hervortretende Seele seiner Dichtungen. Während der jugendliche Sinn der Menschheit im Epos sich der gegenständlichen Welt in ihrer äußern Erscheinung erfreute und die Phantasie das Bild der Thaten entwarf, ist jetzt die Lyrik ins Innere eingekehrt um in ihm den Grund der Wirklichkeit, um das Gesetz und Maß der Dinge zu finden, und die schöne Sinnlichkeit der Sagen wird vergeistigt zum Ausdrucke einer sittlichen Wahrheit.

Pindar (521—441 v. Chr.) war in Böotien geboren, einem Lande das wie Oesterreich oder der katholische Süden in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts seinen Beitrag zum allgemeinen Culturaufschwunge durch die Pflege des Gesanges und der Musik brachte; doch ging er zu allseitiger Ausbildung nach Athen, wo Lasos von Hermione sein Lehrer war. Wetteifernd mit den Dichterinnen Thebens Myrtis und Korinna hörte er von der letztern ob der Ueberfüllung eines Hymnus mit mythischen Stoffen das Wort: „Mit der Hand müsse man säen, nicht mit dem ganzen Sacke"; er lernte Maß halten, aber wie ihn stets das Erhabene anzieht und er stets mehr bewältigend hinreißt als sanft sich einschmeichelt, so bleibt er stets dem mächtigen, die Ufer durchbrechenden Strome gleich, den von allen Seiten die Bäche und Ergüsse der Berge nähren; auf diese Fülle des Stoffes und der Gedanken deuten wir mit Ulrici das bekannte Bild des Horatius, nicht auf einen bedachtlosen Sturm der Begeisterung, der ihm fremd ist; seine Besonnenheit schwebt wie ein Schwan ruhig und würdevoll über den Wogen. Er hatte einen Ehrensitz in Delphi, und mit der Weihe eines Apollopriesters sang er nicht blos Hymnen an die Götter, sondern knüpfte überall das Irdische und Zeitliche an das Ewige und seine Ordnungen. Das philosophische Denken ist erwacht, aber es führt ihn nicht zum Zweifel an der Mythologie, sondern lehrt ihn den tiefen Sinn ergründen, alles zum Guten deuten, an die sittlichen Principien sich halten. Er weist auf das Wahre in den Ueberlieferungen hin, weil es in dem innern Bewußtsein, in Vernunft und Gewissen ein Echo findet; aber nur solches besteht auch die Probe der Zeit.

Anmuth, welche mit ſüßem Reiz zauberiſch alles bekleidet,
Alles mit Würde krönt, täuſcht die Sterblichen oft und erweckt
Glauben an Unglaubliches;
Doch die kommenden Tage zeugen unbeſtechlich wahr.

Wie Phidias die innere Weſenheit der Götter erfaſſend gibt auch Pindar ihnen die entſprechende, einer gebildeten Zeit angemeſſene Geſtalt. Ihn freut auch das Leben, er ſingt heitere Trink- und Tanzlieder und feurige Dithyramben. Im Klagegeſang um die Todten tröſtet ſeine Muſe den Schmerz durch den Aufblick zu den Seligen, durch die Hoffnung der Unſterblichkeit. Von alledem ſind uns nur Bruchſtücke erhalten, die aber alle den Stempel eines großen Geiſtes und ſprachgewaltigen Meiſters tragen; dagegen beſitzen wir ſeine Epinikien, die er zur Feier von Siegen in den olympiſchen und andern allen Hellenen gemeinſamen Spielen ſang. Wir ſehen ihn hier wie er „auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei“ ſtehend die hervorragende Kraft aller Stämme feiert, im Bürgerhauſe wie am Fürſtenhofe willkommen, kein Schmeichler, ſondern ein Mann der auf das Edle und Schöne hinweiſt. Aber wie er der Wahrheit als der Königin huldigt, ſo nimmt er wol den Ehrenlohn für ſein Lied, bewahrt ſich aber ſeine Freiheit, denn er will ſich ſelber leben, nicht einem andern. Voll innigen Heimatgefühls ſingt er: „Theben mit goldnem Schild, o meine Mutter, höher denn jegliches Werk eracht' ich was du verlangſt“; aber als im Freiheitskriege die Vaterſtadt keine Ehre verdient, da begrüßt er das ruhmvolle Athen, „die glänzende veilchengekränzte liebeswürdige Säule von Hellas“; die Thebaner ſtrafen ihn deshalb, doch Athen ehrt ihn als Gaſtfreund des Staats. Er wollte ganz Hellas angehören. Wie das Gold im Feuer geläutert all ſeinen Glanz enthüllt, ſo ſoll der feiernde Geſang jegliche Tugend in ihrer ganzen Herrlichkeit erſcheinen laſſen.

Ruhm der Tugend erhebt ſich
Gleich dem Baum, den Perlen des Thaues erquicken,
Durch das Lied gerechter Weiſen
Hoch in die feuchte Bläue der Luft.

Die Kraft der Helden verhüllt ſich in Nacht, wenn ihr nicht der Sänger zur Seite geht.

Der Aerzte beſter am Ziel vollbrachter Mühen iſt
Die Freude; es rühren den Schmerz
Die weiſen Töchter der Muſen,
Die Lieder ſänftigend an.
Nicht das laue Gewäſſer netzt ſo labend die Glieder,
Als dem Harfenſpiele geſellt preisvoller Geſänge Laut.
Länger ja denn Thaten beſtehen blüht das Leben des Wortes,
Das von der Chariten Gunſt beglückt
Aus tiefem Gemüth die Zunge ſchöpfet.

Denn der Geſang ſoll auf der Seite des Rechtes ſtehen, Glück und Verdienſt ſollen verbunden ſein wie Inneres und Aeußeres eins ſind.

Glückesgenuß iſt der erſte Kampflohn,
Edler Ruf der Loſe zweites;
Wer im Vereine die zwei ſich errang und wohl ſich bewahrt,
Hat den ſchönſten Kranz gebrochen.

Wo Reichthum ſich mit der Tugend krönt,
Schafft er hier und ſchafft er dort Gedeihn,
Und weckt ein tiefes Sinnen auf im Geiſt zu jagen nach Ruhm,
Ein Stern im Glanz funkelnd, dem Manne das wahre Licht.

Doch alles Erfreuliche kommt von oben. Von der Gottheit werden Sterbliche groß. Durch Gottes Huld blühen weiſe Gedanken im Herzen. Was iſt Gott? Was das All? Gott iſt der uns alles ſchafft. Uns ziemt Ehrfurcht vor Gott und Mäßigung. Das Geſetz iſt den Sterblichen und Unſterblichen König und Herr.

Die Preisgeſänge Pindar's wurden nicht unmittelbar angeſtimmt nach errungenen Siegen, ſondern entweder bei der feierlichen Einholung des Siegers in ſeine Vaterſtadt oder bei einem dort ihm veranſtalteten Feſte, wobei man nach den Tempeln und Altären zog um zu opfern, an das Opfermahl aber ein rauſchendes Gelag im Hauſe des Gefeierten anſchloß und ſo das Religiöſe mit der heitern Lebensluſt verband. Der Preisgeſang wurde entweder während des Zugs oder bei dem Gelage von einem Chor vorgetragen. Pindar ſelbſt ſagt: er biete die ſüße Frucht ſeines Geiſtes, den Nektar ſeines Liedes

Wie wenn ein Mann die Schale aus reichſpendender Hand,
Während ſie vom Thau der Rebe ſchäumend rauſcht,
Dem jugendlichen Bräutigam zutrinkend reicht als gaſtliche Gabe,

Des Reichthums goldne Krone, des Mahles lieblichen Schmuck,
Und den Eidam ehrend ſtellt er vor den verſammelten Freunden
Als beneidenswerth ihn dar um die ſelige Liebe der Ehe.

Pindar fand die Sitte vor daß im Sieger auch die Stadt geehrt, daß in ſeinem Preis ein Hinblick auf die Vorwelt durch Mythen eingeflochten wurde; ſo hatte die engliſche Bühne vor Shakſpere ſchon die Doppelhandlung oder die Verflechtung mehrerer Begebenheiten im Drama; aber die Kunſt beider Dichter beſtand in der idealen Einheit, die ſie das Mannichfaltige beſeelen ließen, durch die ſie die befriedigende Harmonie der Schönheit erreichten. Pindar's Kunſt iſt in dieſer Hinſicht durch Böckh, Thierſch, Diſſen, Otfried Müller erkannt worden. Seine Werke ſind Gelegenheitsgedichte: ſie gehen vom Thatſächlichen und Individuellen aus, aber ſie geben ihm die Weihe des Allgemeinen und erheben es in den Gedanken, in das Licht der Ewigkeit. Der nächſte Zweck iſt die Verherrlichung des Siegs, aber er wird nicht weitläufig beſchrieben, ſondern im Zuſammenhang mit dem Leben des Siegers betrachtet, und die individuellen Züge, die hier eingeflochten werden und das Perſönliche darſtellen, geben dem Liede den Reiz unmittelbarer Wahrheit und zeigen den Herzensantheil des Dichters, die Bewegung ſeines Gemüths. Sein betrachtender Geiſt aber ſieht nun im Siege bald mehr das durch die Gnade der Götter verliehene Glück, bald eine Frucht perſönlicher Tüchtigkeit, oder beides erſcheint verbunden, wie ja auch die menſchliche Kraft eine Gabe des Himmels iſt. Durch Glück und Ruhm aber wird früheres Leid aufgewogen, oder der Beſeligte zum Dank gegen Gott und zur Mäßigung und Weisheit gemahnt, zur Frömmigkeit, durch die er ja die Ehre verdient hat. So verweiſt der Dichter auf die ſittliche Weltordnung und wird dem Gefeierten ein Deuter ſeines Schickſals, ein vor- und rückwärts gewandter Prophet. Wir dürfen ihn in dieſer Darlegung des Göttlichen in allen menſchlichen Dingen mit den Sehern des Alten Teſtaments und mit Dante vergleichen, und wie dieſe erhebt er bald das Gegenwärtige und Wirkliche durch die Größe der Auffaſſung auch bei ganz directer und ſcheinbar proſaiſcher Bezeichnung in eine höhere Sphäre, bald überraſcht er durch kühne Symbolik des Ausdrucks. Wie die Griechen in der Heldenſage überhaupt das Vor- und Urbild des menſchlichen Daſeins, der gegenwärtigen Thaten und Geſchicke, und ihr Geſetz erkennen und darſtellen, ſo ſchaut auch Pindar in die Vorwelt und ſieht bald

in den Stammheroen der Stadt oder des Geschlechts die Weissagung oder das Muster für den Sieger, bald zieht er andere Mythen heran sie zum Schmucke seines Gesanges zu verwerthen. Sein Vortrag aber ist dabei nicht der epische, der in sachlicher Stetigkeit ruhig zusammenhängend erzählt, sondern der lyrische, der dem Fluge der Vorstellungen folgt, die Begebenheiten als bekannt voraussetzt und nur das hervorhebt was seinem Zweck dient, auf dieses aber auch den vollen Glanz der Poesie strahlend ausgießt. Er selber singt:

Nicht Marmorkünstler bin ich, Bildsäulen, auf demselben Grundstein fest zu verharren bestimmt,
Zu gestalten; mit eilendem Nachen walle mein Lied dahin!

und ein andermal:

Viel beschwingte Pfeile
Ruhen unter dem Arme mir noch im Köcher tief versteckt,
Helltönend Verständigen;
Doch im Volk bedürfen sie der Deutung.

Wir ersehen daraus daß die Planlosigkeit seiner Dichtungen nur eine scheinbare ist, daß er absichtlich mitunter eine Gedankenreihe unterbricht und neue Fäden anknüpft, neue Bilder einführt; kunstverständig weiß er sie am Ende zusammenzuflechten und den Einklang des Verschiedenen im volltönenden Accord zu offenbaren. Die Einheit der Idee darf man freilich nicht in einem prosaischen Satze suchen, noch für die Gliederung ein Schema vermuthen, da Pindar vielmehr von der Anschauung des Wirklichen ausgeht, Anlage und Bau der Gedichte in immer neuer Weise schöpferisch gestaltet. Betrachten wir einige Epinikien aus der Zeit seiner besten Kraft, so ist der Grundgedanke des dritten isthmischen Gesanges die Freude des Vaters an trefflichen Söhnen, in denen er seine eigene Tüchtigkeit fortleben sieht; und da der Sieger ein Aeginet ist, so liegt es doppelt nahe daß Pindar das Bild zeichnet wie Herakles beim Mahl des Telamon den weingefüllten goldenen Becher erhebt und betet daß die Götter dem Freunde einen Sohn schenken mögen voll Kraft und Herrlichkeit, was der Adler des Zeus bestätigt. In der neunten pythischen Hymne wünscht Pindar für sich selber im Liede den Sieg wie ihn der Gefeierte errungen, und wünscht dem Sieger daß ihm sein Ruhm im Wettkampf eine glückliche Vermählung bringe; darum folgt nun die

Mythe von der Liebe Apollon's zur Nymphe Kyrene, der Stammmutter der Stadt, und die Erwähnung wie ein anderer Kyrenäer die Braut im Wettlauf gewonnen. Die rechte Zeit führt dem Göttergeliebten in allen Dingen das Höchste herbei. In der zweiten olympischen wird uns klarer und klarer daß wo Götterhuld und Tugend zusammentreffen, das Leid in Freude sich löst, Wirrsal in Harmonie, und der Kampf der Erde in himmlische Seligkeit. So war es bei Theron's erlauchten Ahnen, so wird es auch bei ihm sein. Die erste pythische Hymne feiert zunächst die Macht des Gesanges, die besänftigend und milde auch den Blitzstrahl auslöscht und den Adler auf dem Scepter des Zeus in Schlummer wiegt, sie stellt dann damit in Contrast die Unruhe und Qual derer die vom Schönen und Göttlichen sich abwenden, wie Typhoeus, der wilde Titane, der nun stöhnend unter dem Aetna liegt; der Ausbruch seines Zornes wird geschildert — der Aetna hatte gerade damals Feuer gespien —, aber daß er gebändigt wird, bringt der Stadt Heil. So hat ihr auch der Sieger, Hieron, Heil gebracht durch Gründung der guten dorischen Lebensordnung, durch den Sieg über feindliche Barbaren. Mag Hieron jetzt auch krank daniederliegen, wie Philoktetes wird er sich ruhmvoll vom Lager erheben. Nach solchen Herrscherthaten aber soll er nun in Frieden und Gemüthsruhe leben, dem Schönen hold Musik und Dichtung pflegen, durch die er dann den edeln Namen bei der Nachwelt erhält; denn vom grausamen Phalaris singt kein Lied, aber des Krösos freundliche Tugend macht es unsterblich. So kehrt das Gedicht in seinen schwungvollen Ausgangspunkt zurück, und die Kraft der Harmonie, die in der Ordnung der Natur, des Staates, des eigenen Gemüthes das Widerstrebende bezwingt, und Heil und Segen bringt, sie ist es die in der Kunst uns beseligt, ihr gilt das herrliche Werk.

Zur Einheit der Idee kommt die der Stimmung, zunächst durch die Erhebung des Gemüths zum Göttlichen, durch das großartige Pathos und den Schwung der Phantasie, wodurch alles Pindarische einen glanzvollen Stil, ein Gepräge der Erhabenheit empfängt. Mit kühner Bildlichkeit der Rede beseelt er das Unbelebte, mit volltönenden Worten, mit machtvoll erbrausenden Rhythmen weiß er Gedanken und Bild auf gleiche Weise auch musikalisch dem Ohre vernehmlich zu machen. Die Majestät der dorischen Tonart sagt ihm am meisten zu, aber auch den anmuthigen Tanz lydischer Weisen weiß er zu beherrschen; seine

Verse, seine Strophen sind mit bewunderungswürdiger Kunst gebaut, und setzen wieder ein erstaunliches Auffassungsvermögen von seiten des Hörer voraus. Die epische Grundlage seines Dialekts macht er durch dorische Klänge und Formen wucht- und würdevoll. Dabei nun stimmt die Tonart zum Gedanken des Gedichts und zur Behandlungsweise. Die Hymnen im dorischen Stil bewegen sich ruhiger, objectiver auch in den Vorstellungen, der Dichter vertieft sich in die Sache, und wie er den Schwung der Daktylen und Choriamben durch Spondäen zügelt, so führt er das Gemüth zu ernster Betrachtung. Die äolischen Gedichte haben kürzere Sätze, kleinere-Verse, leichtere Rhythmen, und Pindar überläßt sich in ihnen mehr seinen eigenen Seelenbewegungen, die Gedanken stellen sich sprungweise ein und der Dichter tritt mit seiner Subjectivität, mit seinen eigenen Angelegenheiten mehr hervor. Im ganzen aber, so können wir mit Bernhardy abschließen, überwiegt bei Pindar ein großartiger Periodenbau, dessen weiter Faltenwurf die Fülle der Glieder stattlich umhüllt. Allein diese mächtige Kunst drückt den Vortrag und erhöht seine Würde zum Nachtheil der Leichtigkeit. Er leidet oft an Dunkelheit, manche Bilder sind gesucht, die Farben nicht leicht genug aufgetragen, die-Mittelglieder der Gedanken unterdrückt oder in kurze Sätzchen gelegt, die Uebergänge schroff und unverbunden und der innere Zusammenhang oft mehr nur angedeutet als in übersichtlichem Fortschritt entwickelt.

So war der Dichter der von sich rühmen durfte daß er seine Bahn zum Sonnenhügel Kronios' walle, daß die Muse ihn stark mache um den Siegern gesellt groß wie sie in Hellas Volk hervorzustrahlen durch des Gesanges Weisheit; aber er war es nicht mit Einem Schlage, er bedurfte einer längern Entwickelung, denn die Pfade der Weisheit sind steil und alles Vollendete schwer. Darauf hat vornehmlich Leopold Schmidt in seinem Buche über Pindar Gewicht gelegt. Er beginnt mit einer jugendlichen Lust am Wunderbaren, mit religiösem Sinne, selber noch überwältigt von der Macht des Mythus, sodaß es zur vollen Durchdringung des Gedankens und der Wirklichkeit noch nicht kommt. Der Dichter selber von Ehrfurcht und Staunen befangen geht in das Psychologische, in die Stimmung der Götter und Helden noch weniger ein, und der Zauberglanz einzelner hell ausgeführter Situationen hebt sich vom übrigen Gedichte noch ab. Schon fing man an zu fühlen daß er der genialste Lyriker sei, doch war

ſeine eigene Kunſt noch nicht völlig klar und ſiegreich in die Erſcheinung getreten. So ſah er andere ſich vorgezogen; aber er will einfach den geraden Lebensweg wandeln, ſeinem Lied ſoll das Recht zur Seite ſtehen, und er will es mit Aias halten, ob auch ein ſchlauer Odyſſeus einmal gekrönt werde. Was ihm das Schickſal verliehen, er weiß daß die Zukunft es zeitigen wird. Und es kommen die großen Tage der Perſerkriege, und wie die Wirklichkeit hier ſich zu idealer Herrlichkeit erhebt, in der Geſchichte ſelbſt das Schickſal ſich als ſittliche Weltordnung bewährt, und die Ahnung der Vorwelt zur Erfüllung gelangt, ſo erfreut uns auch jetzt beim Dichter der Preis menſchlicher Tugend und Kraft ſowie die gleichmäßige Sättigung und innige Verſchmelzung des Thatſächlichen mit dem verklärendem Lichte des Mythus und des Gedankens. Endlich in einigen erhaltenen Arbeiten ſeines Greiſenalters überwiegt die Weisheit und der Kunſtverſtand des Dichters ſeine Empfindung und ſeine das Geiſtige und Sinnliche in eins bildende Phantaſie. Wir dürfen an Goethe's ſpätere Werke erinnern. Schmidt vergleicht die elfte und die neunte olympiſche Ode. „In beiden tritt die Geſtalt des Siegers ungewöhnlich in den Vordergrund; aber dort hat der hingeriſſene Dichter ſie mit dem ſüßen Blütenhauche begeiſterter Empfindung umwoben, hier der fertige Künſtler ihr Bild mit kräftigen Meißelhieben herausgearbeitet. Und während die Mythen dort in ihrer Stufenfolge wie traumartig auf den Glanz der olympiſchen Spiele vorbereiten, welcher dem des Siegers zur Begründung dient, enthalten ſie hier eine Anzahl unverbundener und nüchterner Anſpielungen auf die Gegenwart.“ Der hohe Geiſt, das religiöſe Gefühl iſt dem Dichter geblieben, und rückſchauend auf all das Herrliche das er erlebt und beſungen, ſpricht er das tiefſinnige Wort:

Was ſind wir Kinder des Tages, was nicht? Des Schattens Traum]
Sind Menſchen. Aber erſcheint gottgeſendet ein Lichtſtrahl,
Hell dann leuchtet der Tag dem Mann,
Blüht in Wonne das Leben!

Die Anfänge der Philosophie; epische Gedankendichtung.

Mit dem Freiwerden der Persönlichkeit trat auch in der Lyrik die Richtung auf den Gedanken hervor und in der Elegie namentlich machte sich ein Element der Betrachtung und Ermahnung für das Leben des einzelnen wie des Staats im Sittenspruche geltend. Daneben sahen wir Dichter wie Alkaios und Ibykos an Fürstenhöfen leben, und müssen wol auf diese Verhältnisse einen Blick werfen. Das hellenische Landvolk nämlich entzog sich der Hörigkeit des Adels theils durch Schiffahrt und Handel, theils durch den kunstfertigen Betrieb der Handwerke in den Städten, deren Waaren durch griechische Schiffe ausgeführt wurden und den Bürgern einen steigenden Erwerb brachten. Ihr Blick und ihr Streben erweiterte sich wie ihre Bildung und ihr Selbstgefühl wuchs; aber die Rechtspflege wie die politische und religiöse Leitung des Staats war in den Händen der Aristokratie, welche die Waffen zu führen verstand, und das Volk konnte ihr gegenüber nur emporkommen, wenn einer der Edeln selber seiner Sache sich annahm, oder auch dadurch selber Macht zu gewinnen suchte daß er seinen Genossen gegenüber sich auf das Bürgerthum stützte. So war es auch hier eine selbständig hervorragende Persönlichkeit die sich geltend machte, und an vielen Orten ward auf diese Weise ein demokratisches Fürstenthum begründet, das freilich nur vorübergehend war, weil die subjective Begabung, die geistige Ueberlegenheit des einzelnen es tragen mußte, weil das dadurch nun gleichgewordene Volk oder die dem Bürgerthum nun besseres Recht gewährende Aristokratie den Sturz der Herrscher herbeiführte, sobald sie nicht mehr nöthig oder nicht mehr tüchtig waren. Indem sie aber die Kraft des Ganzen in einer Hand vereinigten und für das Bürgerthum wie für ihren eigenen Glanz sorgten, konnten sie das Leben in einen raschen Schwung versetzen, Künstlern große Aufgaben stellen und die Kunst fördern, Dichter um sich versammeln und demokratische Freiheit mit aristokratischer Bildung verknüpfen. So die Kypseliden in Korinth, so Pisistratos und seine Söhne in Athen, so vom 8. bis zum 6. Jahrhundert so viele andere in andern Staaten. Wo sie wirklich Tyrannen waren, wie Polykrates von Samos, da erlagen sie wol schon selber; meistens bereiteten sie durch eine vorübergehende Gewalt, die alle Beherrschten gleichmachte, den Fortschritt

zu einer gesetzmäßigen Freiheit. So hat sich im neuern Europa der fürstliche Absolutismus erhoben, indem er sich der Aristokratie und Geistlichkeit gegenüber auf den dritten Stand stützte, und hat mit oder ohne seinen Willen diesem dadurch zum Durchbruch und zu seiner Geltung verholfen.

In Griechenland aber wurden große Staatsmänner häufig zur Ordnung und Ausgleichung der streitenden Ansprüche berufen, und sie lösten diese Aufgabe mit Kraft und Einsicht, indem sie allen Bürgern einen verhältnißmäßigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gewährten, alle zu guten und schönen Menschen zu bilden suchten, allen zum Maßhalten riethen, damit sie im Glück nicht übermüthig und nicht kleinmüthig im Unglück würden, allen Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung und einen zufriedenen gottergebenen Sinn als das Ziel des Strebens aufstellten. Solche Männer, die das Eintreten der besonnenen Ueberlegung und der freien Einsicht in die Führung der Weltgeschichte bezeichnen, wie Solon, wie Pittakos, wie Bias der Richter von Priene, wie Thales von Milet, der vergebens eine einheitliche Bundesverfassung für die kleinasiatischen Griechen verlangte, wie Kleobulos von Lindos wurden von den Griechen selbst als die Weisen bezeichnet, und von ihnen überlieferte Kernworte: Erkenne dich selbst; halte Maß; Weisheit ist der schönste Besitz, Hoffnung der süßeste; beginne langsam und führe mit Festigkeit aus; was du Gutes gethan lege den Göttern bei — solche Sprüche wurden die Grundlage der neuern Ethik, indem sie, stets wiederholt, als allgemeingültige Gesetze für alle Lagen und Erfahrungen des Lebens erschienen und damit auf die gleiche innere Natur der Dinge hindeuteten. Und so beginnt die Philosophie der Griechen im charakteristischen Unterschiede von der indischen nicht als priesterliche Speculation in der Waldeinsiedelei, sondern als staatsmännisches Denken im öffentlichen Leben, so führt sie nicht zu weltentsagendem Leiden, sondern zu weltgestaltendem Handeln; die Erkenntniß der Wirklichkeit in ihrer Fülle, nicht die Versenkung in das bestimmungslose Eine, die Erfassung der Welt als Kosmos, als wohlgeordnetes Ganzes, und die Ergründung der ewigen Ideen, des göttlichen Wesens und Willens im Gesetz und in der Ordnung der Dinge ward ihr Ziel. Der ästhetische Sinn der Hellenen geht auch hier von der Anschauung aus und will in der sichtbaren Gegenwart selbst die Offenbarung und Erscheinung der Principien haben. Noch ist die Beobachtung des Realen in den

ersten Anfängen und die Kunst des Experiments nicht geübt, durch welche der verständige Forscher die Natur fragt ob sie denn auch selber so antwortet wie er ahnte oder vermuthete. Vielmehr überschätzt der Geist in der ersten Freude an seinen Gedanken die Macht derselben, und glaubt durch sie die Natur der Dinge bestimmen, aus ihnen die Gesetze der Wirklichkeit entwickeln, durch das Ebenmaß ihrer Formen und den Rhythmus ihrer Bewegungen den Weltlauf ordnen zu können. Die Phantasie schlägt die Brücke von den einzelnen Erscheinungen zu den letzten Gründen, Metaphern und Symbole befriedigen den jugendlichen Sinn, und der begeisterte Aufschwung der Seele ins Reich des Idealen und Unendlichen treibt sie selber zum dichterischen Ausdruck der herzerhebenden Wahrheit.

An den Küsten und Inseln Kleinasiens hatte der Handelsverkehr die Herrschaft auf dem Meere, der bewegliche vorwärts drängende Volksgeist das Bürgerthum längst in die Höhe gebracht, zugleich aber auch einen klaren Lebensblick, die Beobachtung der Natur wie der Menschen, die Anfänge der Mathematik und der Sternkunde, die Kenntniß der Länder und Völker hervorgerufen. Mit den Waaren wurden auch die Ansichten, die Erkenntnisse der alten Culturstaaten, Babylons und Aegyptens, eingetauscht; die originale Kraft der Hellenen eignete sich dieselben an wie eine nahrhafte Kost um sie in Fleisch und Blut zu verwandeln und fortzubilden. Thales, der um 600 v. Chr. blühte, erfaßte das astronomische Wissen seiner Zeit, und statt der menschlichgestalteten Götter die vom Himmel herab Licht und Wärme spenden sollten, sah er kugelgestaltige Weltkörper gesetzliche Bahnen gehen. Es war alte Lehre der Jonier daß Okeanos der Vater der Götter sei, und sie verehrten am höchsten den erdhaltenden erderschütternden Poseidon; Thales erklärte, alle mythologische Bildlichkeit abstreifend, das Wasser für den Ursprung der Dinge, indem er sah wie Erde aus ihm niederschlägt, Dünste aus ihm in die Luft steigen und den Feuerblitz erzeugen. So war ihm das Wasser der eine lebendige Grund aller Dinge, die von innerlich bewegenden Kräften beseelt erschienen; das Göttliche stand nicht außerhalb der Natur, sondern war ihre belebende Kraft und einige Wesenheit. Diese Wesenheit selbst als das noch bestimmungslose Unendliche setzte dann Anaximander an die Stelle des Wassers, und ließ aus ihm alles Besondere durch Scheidung und Entwickelung hervorgehen und dorthin wieder zurückkehren; alles

umfassend und alles lenkend gestaltet sich das Unendliche als immerwährender Kreislauf von Ursachen und Wirkungen. Anaximenes endlich sah den Menschen leben indem er athmete, der Athem war Luft, und so sah er in der Luft das Lebensprincip und die Seele des Menschen wie des Alls; durch Verdichtung und Verdünnung sollten die andern Dinge aus ihr hervorgehen, sie die gesammte Ordnung derselben zusammenhalten, beseelen und beherrschen. — Die Gedanken einer Urkraft, eines Urstoffs, einer einigen Grundlage aller Dinge und allgemeingültiger nothwendiger Bewegungsformen und Entwickelungen waren gewonnen, echt hellenisch noch in solchen Gegenständen angeschaut die das zu bieten schienen was der Sinn des Menschen von den Principien der Dinge forderte.

Auch Pythagoras war ein Jonier von Samos, kam aber nach einem längern Aufenthalt in Aegypten nach Unteritalien, und fand im höhern Mannesalter unter den dortigen Doriern, in Kroton, den Boden seiner Wirksamkeit. Die mathematischen Kenntnisse des Orients hatte er sich angeeignet um durch die Aufstellung und den Beweis des nach ihm benannten Lehrsatzes ein Meister dieser Wissenschaft für alle Zeit zu werden. Durch eins sah er den Punkt, durch zwei Punkte die Linie, durch drei die Fläche, durch vier den Körper bestimmt, Linien und Flächen aber die Formen der Dinge ausmachen, in der Form das Wesen zur Erscheinung kommen; durch Zahlenverhältnisse fand er den Unterschied und den wohllautenden Zusammenklang der Töne bedingt; so nahm er Zahl und Harmonie als das Wesen, die bestimmende Macht und das Gesetz der Welt; diese ward zum Kosmos, und die Dinge galten für sichtbare oder hörbare Darstellungen und Erscheinungen der Zahlen und ihrer Verhältnisse als der Principien. Daß alles Qualitative quantitativ bestimmt ist, brachte er zum Bewußtsein. Die Einheit als der Urgrund war ihm das Göttliche, die Weltseele; in der Zweiheit gewahrte er die Trägerin des Gegensatzes, der als oben und unten, als rechts und links u. s. w. in der Welt herrscht; die Trias, aus eins und zwei bestehend, war die Einheit im Unterschiede, die Harmonie. Wie die Saiten der Lyra ordnete Pythagoras die Körper des Himmels; die Erde erkannte er als Stern unter den Sternen und gab diesen allen in einem Centralfeuer, der Wache des Zeus, den sie zusammenhaltenden, Licht und Wärme spendenden Mittelpunkt, um den sie sich bewegen und in ihrem Um-

schwung die Harmonie der Sphären hervorbringen sollten. Wie hier eine kühne großartige und wahrheitahnende Phantasie waltete, so waren für Pythagoras die Zahlen auch Symbole der geistigen Eigenschaften, so erschienen ihm Krankheit und Sünde als Verstimmung, Gesundheit und Tugend als Harmonie. Der Mensch erhielt die sittliche Aufgabe sich harmonisch auszubilden, die Ordnung der Natur im Staate wieder darzustellen. Das Gesetz sollte herrschen. Der Mensch sollte äußerlich und innerlich rein werden, und dadurch zum Einen und seiner Harmonie sich erheben. Und wie Pythagoras in Apollon, dem dorischen Gotte des reinen Lichtes und der Harmonie, sein Princip wiederfand und an dessen Cultus anknüpfte, so nahm er nun eine Reihe jener äußerlichen Reinigungsvorschriften auf, wie sie der Orient, und namentlich die ägyptischen Priester festgestellt, und schloß sich an die ägyptische Lehre an, daß die Seele der Menschen, die sich nicht durch sittliche Reinheit zur Gemeinschaft mit Gott erhoben, in Thier- oder Menschenleibern zu neuer Wanderung wiedergeboren werde. In weißem Gewand, mit priesterlicher Würde, zugleich ein Mann des Staats, der Religion und der Wissenschaft trat er in Kroton auf als der Stifter eines Bundes, dessen Glieder das Volk führen sollten. Aber das stürzte diese Aristokratie. Doch erhielt sich die Lehre und das Ansehen des Stifters, und der Eindruck seiner Persönlichkeit spiegelte sich in den Wundersagen die sie umspielten. Und wenn auch das symbolische Netz der Zahlen, das er über die geistige und sinnliche Welt ausspannte, zum Begreifen derselben nicht genügte, — den Grund, das Band und Ziel der Dinge in der ewigen Einheit, in Gott als der einwohnenden Seele der Welt zu finden, eine allgemeine natürliche und sittliche Weltordnung als das Gesetz zu erkennen das allem Wirklichen Halt und Maß gewährt, und das Leben des Einzelnen mit dem Leben des Alls in Einklang zu setzen, das bleibt die erhabene Aufgabe an deren Lösung er gearbeitet, die er unserer Mitarbeit überliefert hat. War er es doch der sich zuerst einen Philosophen, einen Freund der Weisheit nannte, und das Wort also erklärte daß er das menschliche Leben mit den olympischen Wettspielen verglich. Dorthin kämen einige um Ruhm und Kränze zu gewinnen, andere um aus Kauf und Verkauf Gewinn zu ziehen, noch andere, und das seien die edelsten, wollten weder Ruhm noch Geld verdienen, sondern sehen was vollbracht würde und wie; so kämen die Menschen zu einem heiligen Wettkampf auf den Markt dieses

Lebens, die einen um Ehre durch ihre Thaten, die andern um Geld zu erwerben, einige wenige aber wollten die innere Wesenheit der Dinge erforschen, und diese nennen wir Philosophen.

Auch Xenophanes verließ in früher Jugend seine ionische Vaterstadt Kolophon, und fand dann in Elea eine neue Heimat; er besang die Gründung der Stadt. Wie ein Rhapsode trug er vor was er innerlich erlebt und erforscht hatte; denn für besser als der Männer und Rosse Körperkraft und Sieg im Wettkampf erklärte er die Einsicht. Ihre Grundlage war ihm das Eine das alles ist. Auf den ganzen Himmel blickend, sagt Aristoteles, lehrte er zuerst die Einheit des Seins und nannte sie Gott. Gegenüber dem Endlichen und seinem Wechsel fragte er nach dem Unvergänglichen und Unendlichen und fand als solches nicht die Materie, sondern die Vernunft; in ihr erkannte er das wahre Sein. „Nach welcher Seite ich meine Gedanken lenkte, immer kehrten sie bei dem Einen und Gleichen ein, alles Seiende, wie ich es wog, ergab ein und dieselbe Natur." So stellte er die Idee des einen sich selbst gleichen ewigen Wesens auf, welches das wahre Sein in allem ist, und dieser Gedanke ergriff ihn begeisternd, daß er den Einen feierte, der unter Göttern und Menschen der Größte, der alles sieht, alles denkt, alles hört, mühelos nach dem Sinn seines Herzens alles beherrscht und unbewegt besteht; er ist die Vernunft, das Denken und die Ewigkeit.

Diese Idee führte dann der ehrwürdige Parmenides weiter aus. Er, der Spinoza des Alterthums, begründete den Hellenen jene Anschauung welche das Brahmanenthum in Indien durchführte, daß die Vielheit und das Werden nur ein Schein, das Sein aber ungeworden und unvergänglich, reine Einheit und geistige Wesenheit sei. Es ist der Begriff des Seins der das Nichtsein, das Entstehen und Vergehen ausschließt, der nur als eins gedacht werden kann; und Parmenides ist von diesem kühnen Vertrauen auf den Geist beseelt, daß er, noch unvermögend das Viele und das Werden innerhalb des einen Seins zu verstehen und zu erklären, es lieber der täuschenden Meinung überweist und zum Schein herabsetzt, daß er der Denknothwendigkeit und nicht dem Augenschein folgend in der Anschauung des Einen „der überzeugenden Wahrheit unerschütterliches Herz" ergreift. Mit erhabenem Enthusiasmus fand er in dieser Erhebung zum Uebersinnlichen eine höhere Weihe der Seele, einen muthesfrohen Schwung der Gedanken, die darum auch bei ihm sich in rhythmischer Form

ergossen. Rosse, so beginnt er, die den Menschen so weit führen als die Gedanken reichen, trugen ihn unter der Leitung der Sonnenjungfrauen an die Thore von Tag und Nacht. Die ewige Gerechtigkeit, die den Schlüssel der Pforte besitzt, nahm ihn bei der Hand, und verkündete ihm daß er alles erfahren sollte, das Wort der Wahrheit und der Sterblichen Meinung. So stellt er die Welt des Gedankens der sinnlichen Erscheinungswelt gegenüber. In Bezug auf diese spricht er als Muthmaßung aus daß aus den Gegensätzen des Warmen und Kalten, des Aetherfeuers und der Erdennacht, und aus ihren Mischungsverhältnissen die Eigenschaften der Dinge zu erklären seien; Kronen von Licht und Dunkel seien umeinander geschlungen, im Mittelpunkte walte die alles lenkende Gottesmacht, die heilige Nothwendigkeit, die als erste der Götter den Eros, die Liebe, ersann, die Verbindung der Gegensätze. Dem reinen Denken folgend aber sagt Parmenides daß es selber, das Denken, eins sei mit dem Seienden, das Eine und Unendliche, das niemals wird, sondern ewig ist, nichts außer ihm hat weil es selber alles ist in stetiger Gleichheit mit sich selbst, ganz gegenwärtig. Dies ist das Göttliche, das allein wahre Sein; alles ist in ihm, alle Gegensätze sind eins in ihm, es ist ein in sich geschlossenes und erfülltes Ganzes gleich einer Kugel.

Wie wahr und groß auch die Grundanschauung des Parmenides war, die Vielheit und das Werden forderten ihr Recht und erhielten es; auch hier ist es die Vernunft der Sache welche sich im Gang der geschichtlichen Entwickelung bekundet. Demokrit, ein vielgereister und der Erfahrung zugewandter Mann, hielt sich mit Leukippos vor allem nicht sowol an den Begriff als an die Wirklichkeit der Erscheinungswelt, und nahm um sie zu erklären eine ursprüngliche Vielheit des Seienden an, Atome, die an sich qualitätslos und nur durch Gestalt, Lage und Ordnung unterschieden in ihrer Verbindung die mannichfaltigen Dinge und Eigenschaften derselben hervorbringen, und als das Seiende und Volle sich im Nichtseienden oder Leeren bald trennen, bald zusammenfinden, indem ihre Bewegung nach Vernunftnothwendigkeit geschehe. Und Herekleitos der Dunkle von Ephesos erhob die ionische Naturphilosophie auf eine höhere Stufe, indem er das Werden zum Princip machte: Alles fließt, wir sind und sind auch nicht, und wir baden nicht zweimal in demselben Flusse. Das Leben ist eine beständige Wandlung und Veränderung, die Welt

ein immerwährendes Feuer, das sich nach Maß entzündet und erlischt, sodaß alle Dinge nur Metamorphosen und Stufen seines Processes sind; Zeus ist das Feuer, die Welt sein Spiel. Das Eine in ihm selber unterschieden eint sich mit ihm selbst: erst der Gegensatz ruft die Bestimmtheit hervor, der Krieg ist der Vater aller Dinge; aber der überwundene Widerstreit wird zur schönsten Harmonie. Es ist ein beständiges Werden des Unendlichen zum Endlichen, des Endlichen zum Unendlichen, oder wie er es ausdrückt, der zwar nicht in Versen, aber in Oxymoren und Bildern redet und wie das delphische Orakel weder deutlich auslegt noch verbirgt, sondern symbolisch andeutet: Die Menschen leben der Götter Tod und sterben der Götter Leben. Es ist der Gedanke, die allgemeine und göttliche Vernunft, der Logos, der alles in allem lenkt; dies Eine zu erkennen ist Weisheit, von ihm sich sondern ist Irrthum und Uebermuth, den man mehr löschen soll als Feuersbrunst. Im Anschluß des Willens an die gemeinsame Vernunft besteht die Sittlichkeit; des Menschen Gemüth ist sein Dämon, sein Schicksal. Alle menschlichen Gesetze werden genährt von dem einen göttlichen; alles ist beseelt. „Tretet ein, auch hier sind Götter!" sagen wir mit ihm.

Eine Nachblüte dieser ersten Stufe des philosophischen Denkens war Empedokles, der in einem Gedichte von der Natur die Lehren der Vorgänger zusammenfaßte und zugleich wie ein Seher und Priester im Glanz des Wunderbaren unter dem Volk Siciliens einherwandelte, orientalische, namentlich ägyptische Anschauungen mit den hellenischen verbindend. Einer der größten Dichter Roms, Lucretius Carus, der ihn zum Vorbild nahm, pries seine Gesänge gleich einer Stimme aus Götterbrust; lebendige Schilderung, poetische Personification der Naturkräfte in mythologischer Art, und hymnischer Schwung der Rede wechseln mit dem gedankenklaren Ausdrucke der Weisheit; wir werden an den Geistesverwandten Giordano Bruno von Nola erinnert oder an Jakob Böhme. Das All ist ihm das Eine und Viele zugleich, ein ewiges Sein das sich selbst in lebendigem Werden entfaltet, ein immerwährender Aus- und Eingang. In der Liebeseinheit des Unendlichen, der seligen sphärischen Urwelt, erwacht der Streit und erweckt die schlummergebundenen Kräfte, sondert die Elemente, die Empedokles als die vier Grundformen oder Wurzeln der Dinge, Feuer, Wasser, Luft und Erde bestimmt hat; aber die Liebe mischt und verbindet das Geschiedene wieder, und so ent-

ſtehen die Organismen, die lebendigen Weſen, deren Aufgabe es iſt aus der Welt der Gegenſätze ſich durch Reinheit des Wandelns und Handelns wieder zur Einheit mit Gott, dem kraft des Gedankens alles durchwaltenden Urquell, zur Einkehr in ſein Wonnereich der einigen Liebe zu erheben.

Je mehr der Volksglaube an den vielen Göttergeſtalten feſthielt, die aus der urſprünglichen Einheit theils durch die Zuſammenſtellung der Localculte, theils durch die Macht der Phantaſie hervorgegangen, welche einzelne Erſcheinungen der Natur, einzelne Richtungen des geiſtigen Lebens perſonificirte, um ſo ſchärfer trat die philoſophiſche Anſicht in Widerſpruch mit ihm, wenn ſie die vernunftgemäße Einheit des Princips der Dinge erkannte, wenn ſie in verſtändiger Auffaſſung der in ihr herrſchenden Geſetze die Natur wieder zu entgöttern oder in ihr die allgemeine und eine Seele der Welt zu erfaſſen anfing. Die Philoſophie gewann zunächſt noch wenig Einfluß auf das Volksbewußtſein; ſie fand ihre Anhänger in kleinern Kreiſen. Wenn Pythagoras, wenn Empedokles an die Religion ſich anlehnten, ſo tadelte dagegen Xenophanes die Dichter welche in den Mythen auch ſolches den Göttern beilegen was den Menſchen eine Schande ſei: Diebſtahl, Ehebruch und gegenſeitiges Betrügen. Er meinte, wenn die Löwen und Ochſen Hände hätten, ſo würden ſie ihren Göttern ſolche Leiber geben wie ſie ſelber haben, und eiferte gegen die Darſtellung der Götter in Menſchengeſtalt zu einer Zeit wo eben das Hellenenthum ſich anſchickte in der Plaſtik das Höchſte dadurch zu erreichen daß das eine Göttliche nach ſeinen mannichfaltigen Offenbarungen im Ideale der menſchlichen Geſtalt ſichtbar gebildet wurde. Den Weg zu dieſer Höhe der bildenden Kunſt wollen wir nun betreten.

Die Architektur.

Die Urzeit der Arier kannte weder Tempel noch Bilder der Götter, und ſo war auch noch der pelasgiſche Zeus im Hain von Dodona angebetet, ſeine Stimme im Rauſchen der Eichen vernommen worden. Aber der auf Anſchauung gerichtete Geiſt, der

plastische Trieb der Hellenen führte sie, sobald sie zu volksthümlichem Selbstgefühle kamen, auch zur sichtbaren Darstellung der innern Empfindungen; es würde dies geschehen sein, wenn sie auch nicht bei den Syrern und Aegyptern religiöse Bauten und Sculpturen gesehen hätten; aber ebenso wenig brauchen wir zu leugnen daß die Anfänge der Kunst unter dem Einflusse beider Nationen standen; ja es ereignete sich daß was im Orient getrennt blieb, hier zusammenwirkte, daß der ägyptische und assyrische Stil zu einer Durchdringung kamen, indem von den beiden Hauptstämmen die Dorier den einen, die Jonier den andern innerhalb des Hellenenthums fortbildeten. Aehnliche Bedingungen und Bedürfnisse führen den wesengleichen menschlichen Geist überall zu verwandten Erfindungen, und man braucht darum nicht jeden Quaderstein über Phönikien von den Pyramiden abzuleiten. Der Baumstamm bietet sich zur Stütze von Natur, und die Griechen würden ihn künstlerisch bearbeitet haben auch ohne bekannte Vorgänger; aber sie verschmähten darum nicht die Motive die ihnen in den Felsengräbern von Benihassan und in Ninive geboten wurden, sondern eigneten sich dieselben an und nahmen sie zur Grundlage ihrer organisirenden Thätigkeit. Der Verkehr der Jonier mit den Semiten Kleinasiens war ja rege genug, und eben als zu Psammetich's Zeit Aegypten sich den Hellenen erschloß, griff man dort wieder zu den alterthümlich einfachen Formen. Aber daß der griechische Kunstsinn von diesen gerade dasjenige aufnahm was nicht blos local und äußerlich symbolisch war wie die Lotossäule, sondern was sachgemäß geformt erschien, wie der verjüngt ansteigende, vielfach abgekantete Pfeiler mit der viereckigen Capitälplatte (vgl. I, 237), das beweist gerade die ästhetische Begabung, und diese feiert ihren Triumph darin daß das Ganze des Baues als ein in sich geschlossener Organismus dasteht, in welchem alles Einzelne zweckmäßig ist und durch seine Form seinen eigenen Begriff wie seine Leistung im Zusammenhang mit dem Ganzen klar ausspricht. Die Griechen nehmen auch hier die Errungenschaft der ältern Culturvölker auf und führen sie zu künstlerischer Vollendung; daher die Weltgültigkeit ihrer Formen, die nicht blos von den Römern nachgeahmt und verbreitet, die auch noch in der Neuzeit wiederholt werden; diese durchbildende Meisterschaft bleibt ihr Verdienst, sie verhalten sich zu den Orientalen wie Shakspere zu den Chroniken und Novellen denen er seinen Stoff entlehnte, — der geistige Gehalt, die organisch

in ſich einige Geſtalt des Ganzen iſt ſein Eigenthum. „Wie der herrliche Marmor, der den Küſten und Felſen Griechenlands Geſtaltung gibt, ungeachtet ſeiner homogenen Bildung durch Adern, durch darin zerſtreute Foſſilien und andere Zeichen ſeine ſedimentäre Entſtehung verräth, ebenſo wenig verleugnet die helleniſche Kunſt ihren ſecundären Urſprung; auch ſie zeigt dem Beobachter alle die Ablagerungen die ihre materielle Baſis bilden, die aber in einer herrlichen Volksmetamorphoſe aus ihrem ſedimentären Zuſtande zu kryſtallklarer Homogenität zuſammenſchoſſen.“ Semper.

Der menſchlich geſtaltete Gott verlangt eine Wohnung der menſchlichen ähnlich. Nebeneinander in den Boden gerammte Baumſtämme auf rechteckigen verbundenen Grundlinien tragen die ſie verknüpfende Balkendecke und über ihnen das weitausladende Giebeldach; dies Gebirgshaus bildet den Ausgangspunkt des griechiſchen wie des etruriſchen Tempels, und gar manche Elemente des Steinbaues ſind Nachklänge dieſer urſprünglichen Holzconſtruction; aber ſolche ward nicht einfach in Stein wiederholt, ſondern den Forderungen und Leiſtungen des Materials entſprechend umgebildet, ſodaß der ſpätere vollendete Tempel auch wieder der Hauptſache nach aus dem Geſetze des Steinbaues abgeleitet werden kann. Aber er ſprang eben nicht wie Minerva in voller Rüſtung fertig aus dem Haupt eines Erfinders, ſondern die uns erhaltenen herrlichen Werke waren das Ergebniß eines jahrhundertlangen Wachsthumes, in welchem die Geſammtthätigkeit der Nation gar viele Elemente aufgenommen und aus der eigenen Lebenskraft wiedergeboren hat. Ja die Metallbekleidung welche die Aſiaten für ihre Bauten liebten, klingt nicht blos aus der Frühzeit des Griechenthums in einigen Nachrichten zu uns herüber, ſondern gar manches Ornament weiſt darauf hin daß es zuvor ein metallener oder aus gebranntem Thon angeſetzter Zierath war, ehe es auf den Stein übertragen und durch kunſtſinnige Umbildung in die Harmonie des Ganzen eingeordnet wurde. Das iſt das Herrliche der helleniſchen Baukunſt daß ſie den Schmuck, der bei den Aegyptern nur ein Hülle war, ſo innig mit dem Kerne verband, daß er deſſen eigene Geſtalt wurde, und daß dadurch die Form die innere Weſenheit ausſprach. Was hierzu nicht diente, wurde beſeitigt, was hierfür wirkte, zu reiner Klarheit vollendet; ſo ward das Gegebene geſichtet und vergeiſtigt, und darin beſteht auch hier die Eigenthümlichkeit der griechiſchen Kunſt, nicht in einem nachträglichen autochthonen Erfinden außer

allem Zusammenhang mit den ältern Culturvölkern, sondern in der Vereinfachung und naturgemäßen Vollendung des Ueberlieferten.

Seit der Einwanderung der Dorier vergingen einige Jahrhunderte bis die griechischen Stämme nicht blos die festen Wohnsitze, sondern auch die staatlichen Verfassungen ihrer Stadtgemeinden erhalten, die Genossenschaft der Edeln und das Bürgerthum sich an die Stelle der heroischen Könige gesetzt hatten. Nun, im 7. Jahrhundert, erwachte auch der Sinn für monumentale Bauwerke, und der Tempelstil, der auch hier durchaus der maßgebende war, fand im 6. Jahrhundert seine volle Entfaltung. Naturgemäß ist in der Architektur vorzugsweise derjenige Stamm genial welcher das Allgemeine und Ganze des Staats hauptsächlich ausbildet, der Stamm der Dorier, während die Jonier dem Individuellen einen weitern Spielraum gönnen und in den andern Künsten ihre Genossen übertreffen.

Der hellenische Tempel in seiner Vollendung ist das säulenumgebene säulengetragene Gotteshaus in einem abgegrenzten geweihten Bezirk auf drei mächtigen Stufen über die Erde erhöht und wie ein Weihgeschenk aufgestellt. Für das Verständniß der Einzelformen hat Karl Böttticher aus Schinkel's Schule durch sein Werk über die Tektonik der Hellenen das entschiedenste Verdienst, und ein bleibendes das ich anerkenne, wenn auch meine Auffassung von dem Ursprung und der Entwickelung des Stils von ihm abweicht und sich nicht auf die Annahme einer idealen Construction, sondern auf die allgemeine Culturgeschichte und auf die uns erhaltenen Nachrichten von alterthümlichen Holzsäulen und pyramidalischen Werken in Griechenland stützt, und wenn mir manche Form auch architektonisch für sich bedeutend und nicht erst aus dem naturnachahmenden Ornamente hervorgegangen erscheint. Wie aber das Bauen dadurch zur Kunst wird daß es Begriff und Zweck der Sache durch die Form des Ganzen und Einzelnen ausdrückt, das habe ich in der Aesthetik (II, 26 fg.) näher erörtert. So wenig nun den Griechen das Ornament ein bedeutungsloser Schmuck ist, so sehr es den Sinn des baulichen Gliedes plastisch veranschaulicht, so ist doch schon abgesehen von ihm die Grundgestalt des Tempels in ihrem Verhältniß den Bedingungen der Schönheit gemäß und läßt alles constructiv Wichtige in energischer Bestimmtheit hervortreten.

Beginnen wir mit der dorischen Architektur, so ist die Säule

ihrem Begriffe gemäß tragend und raumöffnend. Darum steht sie auf der festen Basis des Unterbaues, darum strebt sie nicht etwa nach oben hin massiger oder gleich schwer, sondern verjüngt empor und hebt sich leicht der Last entgegen, die ihr nun Halt gebietet und die noch überschüssige Kraft auf sich selbst zurückweist: das Haupt der Säule breitet sich darum aus wie eine zurückgeworfene Welle, während durch den so gebildeten Wulst, den Echinus, zugleich eine größere Tragfläche für die Last hervorquillt; und daß diese auf die Säule wirkt, zeigt sich durch eine gelinde Anschwellung in der Mitte derselben, wodurch sie gerade an dem Punkte verstärkt wird wo sie unter einem übermächtigen Druck ausbiegen würde, sowie der größere Umfang der Grundfläche ihr den festen Stand sichert. So gibt die Erfüllung der statischen Gesetze uns in den aufstrebenden Linien des Schaftes das Bild einer elastischen lebendigen Kraft, die wie von selbst freudig der Last entgegengeht, deren Wucht sie empfindet, aber sicher trägt. Durch Basis und Capitäl ist die Säule in sich abgeschlossen, und niemand besorgt daß sie in den Boden gesenkt oder in das Gebälk eingezapft werden könnte; zwischen ihr und diesem liegt als Bindeglied eine den Uebergang vermittelnde Deckplatte. Um raumöffnend zu sein ist die Säule rund, bequemen Durchblick und Durchgang gestattend ohne die Möglichkeit gleich viereckigen Pfeilern mit andern zur Wand zusammenzurücken. Dann was im Kreise liegt, eine fortwährend vorangewegte und zugleich auf den Mittelpunkt bezogene Linie, das Gleichgewicht ausstrahlender und anziehender Kräfte, das die Materie constituirt, es wird dadurch sichtbar daß der Schaft von oben nach unten geriefelt ist, daß 16 oder 20 Kanten den Umfang des Kreises vorspringend bezeichnen, während die Flächen zwischen ihnen als Furchen leise vertieft und nach innen eingezogen erscheinen; und zugleich tritt dadurch die Höhenrichtung der Säule um so mehr hervor und wird ein belebteres Spiel von Licht und Schatten an ihr entfaltet. Einige freie Einschnitte laufen als Stege um den gewöhnlich etwas eingezogenen Hals der Säule unter dem Capitäl, und wo dieses demselben angeschlossen ist, wird es von Ringen fest zusammengehalten. Wird der Echinus ornamentirt, so geschieht es durch einen herabneigenden Blätterkranz, den der Druck völlig niederbeugt.

Wie die dorischen Säulen auf gleicher Grundlage stehen, wird allen in der Richtung um den Tempel herum ein gleicher Halt geboten durch den Hauptbalken, den Architrav, den eine

ſchlicht hervortretende Platte krönt; auf ihm lagern die Balken der Decke, welche von rechts nach links, von vorn nach hinten über das Innere gehen, und zwar über die Achſen der Säulen, ſodaß alle Laſt auf dieſe geworfen wird; der Raum zwiſchen ihnen war anfangs offen und erleuchtete das Innere; als man ihn durch eine Platte ſchloß, behielt man die verticalen Schlitzen, welche an der Stirn des Balkens das Herabrinnen des Waſſers erleichterten, auch bei der Ausführung in Stein bei; man nennt nach ihnen dieſe Werkſtücke Triglyphen, und das Ornament verſinnlicht ſie als Träger des Dachs, indem es aufſtrebend wie ein Nachklang der Säulenriefelung erſcheint; man ſetzte aber noch einen Triglyphen in die Mitte des Zwiſchenraumes der Metope. Auf dem ſo gegliederten Fries ruht nun das Dach, indem die Platte des Kranzgeſimſes ſchützend vorragt und als freiſchwebend durch an ihr hangende Tropfen ornamentirt wird, während ſie ſelber im Profil durch die Wellenlinie ähnlich dem Capitäl der Säule als tragend bezeichnet iſt. Auf ihr lagert an der Langſeite des Baues der Rinnleiſten, an der Ecke und von Zeit zu Zeit während ſeines Verlaufs mit waſſerſpeienden Löwenköpfen verſehen, und da er nichts mehr zu tragen hat durch einen Kranz aufgerichteter Blätter geſchmückt. An den Schmalſeiten aber neigen ſich die ſanft emporſtrebenden Balken des Daches gegeneinander und treffen, einen Giebel bildend, in der Mitte in einem ſtumpfen Winkel zuſammen; an den Ecken geben ihnen auflagernde Blöcke ſichern Halt und ſind als Halbfächer ornamentirt, während über der Spitze ein Aufſatz als vollentfalteter Fächer die frei ausblühende Macht des Gebäudes in der Höhe veranſchaulicht.

Die Mauer, die in einiger Entfernung von den Säulen den Tempel umgibt, dient nun weſentlich als raumverſchließende Wand, und iſt als ſolche nach Teppichart verziert; zwiſchen ihre Stirnpfeiler treten einige Säulen an der Eingangsſäule und bilden eine Vorhalle. Durch ein großes Thor gelangt man in das Innere, die Cella, das längliche Rechteck welches das Gemach des Götterbildes iſt, das gegen das Ende hin dem Eintretenden gegenüber und oſtwärts ſchauend aufgeſtellt iſt. Ein ſchmaler abgeſchloſſener Raum hinter der Cella dient als Schatzkammer und zur Aufbewahrung der Tempelgeräthe und anderer Gegenſtände. Die Balken der Decke kreuzen ſich über der Cella, ſie ſind mit ineinandergeſchlungenen Mäanderlinien als geſpannte Gurten orna-

mentirt, und halten schwebend die abschließenden Deckplatten, deren Mitte ein glänzender Stern schmückt, zugleich an das Himmelsgewölbe erinnernd, zugleich mit den ausgestrahlten und wieder einwärts gezogenen Linien die sich selbst tragende freischwebende Kraft symbolisirend. Auch das Dach ist nach außen kunstvoll gedeckt; die Plattziegel sind wo sie zusammenstoßen etwas gegeneinander aufgerichtet, sodaß sie ein Dreieck bilden, auf welchem Hohlziegel sattelähnlich aufliegen; diese stoßen auf der obersten Linie des Daches in krönenden Firstziegeln zusammen, und über den Rinnleisten sind ihnen Stirnziegel vorgesetzt, beide mit Palmetten, dem Bilde frei aufstrebender Entfaltung, geschmückt.

Größere Tempel verlangen im Innern Stützen der Deckbalken, und besseres Licht als ihnen die Thür allein gewähren kann; die Heiligthümer der Lichtgötter, vor allen des Zeus, verlangen freien Himmel über ihnen; das führt zu einem Oberlicht in der Mitte des Daches, zum Hypäthraltempel. Es läuft dann auch im Innern längs der Wände eine Säulenhalle gewöhnlich so daß leichtere Säulen in zwei Stockwerken übereinanderstehen, und sie tragen dann das von den vier Seiten sich niederneigende Dach. In der bedeckten Halle steht das Tempelbild, stehen die Weihgeschenke; die Wand ist mit Gemälden geschmückt; in der Mitte aber bleibt ein unbedeckter Raum gleich dem Hof mit dem Brunnen im Hause, an welchen die Gemächer sich anschließen. Die Lichtöffnung kann gegen die Unbilden der Witterung durch ein Zeltdach geschützt werden; der in der Mitte etwas vertiefte Boden leitet das Wasser ab. Das Pantheon in Rom ist ja bis auf den heutigen Tag in der Mitte der Rotunde offen!

Im dorischen Bau herrscht die Macht des Ganzen; alles Besondere ist fest ineinandergefugt und von der Wucht der Einheit bewältigt; entsprechend dem Volkscharakter lockert der ionische Stil die Strenge der Verbindung, wird leichter, gibt den einzelnen Gliedern größere Selbständigkeit, und entwickelt ihre Trennungs- und Verbindungsglieder mit Vorliebe. So hat denn jede Säule noch eine Basis für sich, auf viereckiger Platte ein Wechsel vorquellender Pfühle mit eingezogenen Kehlen, zwei durch ein Stäbchen getrennte in der Mitte, in Attika aber nur eine, sodaß ein schwungvolles Profil von convexen und concaven Linien den hinanstrebenden Schaft vorbereitet; es ist ein elastisch weiches und doch kräftig in sich zusammengehaltenes Unterlager, wenn orna-

mentirt, dann wie ein Riemengeflecht oder Kranzgewinde, das zwiefach den Fuß umschlingt. Dem entspricht dann das reichere Capitäl. Die harte Deckplatte des Abakus wird auch hier zum weichen Pfühl, den die Säule zwischen ihrem Haupte und der Last wie zur Erleichterung trägt. Dieser Pfühl oder Teppich aber ist an beiden Seiten überragend und aufgerollt, sodaß er in der Vorder- und Rückansicht wie eine Spirale, von der Seite gesehen in der Mitte durch ein Band zusammengeschnürt erscheint. Diese schneckenartigen Voluten kennzeichnen aber durch die Spirallinie an dem Uebergangsglied zwischen der tragenden Säule und dem lastenden Gebälk den Conflict beider in ihrer auf- und abwärtsgehenden Bewegung, bis solche im Auge der Mitte zur Ruhe kommt. Zwischen diesen Voluten ist die Welle des Echinus durch den sogenannten Eierstab ornamentirt, plastisch stark hervorgearbeitete herabgedrückte Blätter mit lanzettförmigen dornartigen Spitzen wechselnd; darunter dann eine Schnur von Perlen oder Pflanzenkörnern als zusammenhaltendes Band, und hier und da der Hals noch mit einem Kranz aufstrebender Blätter geschmückt. Die Riefelung des Schaftes geschieht so daß statt der Kanten kleine Kreisflächen stehen bleiben und die schmälern Furchen zwischen ihnen tiefer nach innen gezogen werden. Der Architrav ist, ziemlich zwecklos, nach asiatischem Vorbild durch zwei oder drei Lagen von schmalen Steinplatten hergestellt. Der Fries bleibt ohne Gliederung für zusammenhängende Reliefs als Bildträger bestimmt, während die Metopen im dorischen Bau sich für einzelne Gruppen eignen. Profilirte Stufenglieder leiten zum Dach hinan; unter denselben geben die sogenannten Zahnschnitte, längliche Klötzchen als Reminiscenz an die Rüsthölzer des Dachwerks, einen reichen Wechsel von Licht und Schatten; in schwungvollen Linien erheben sich Kranz und Rinnleisten darüber, mit dem Schmuck aufgerichteter Blätter gekrönt. Wie Kugler bemerkt ist die Stelle der Zahnschnitte in der persischen und lykischen Architektur sachgemäß über dem Architrav; setzte man einen Bilderfries über diesen, so blieben sie äußerliche Decoration, und wurden darum in Athen in solchem Fall auch weggelassen, und nur angewandt wo jener fehlte, wie am Pandrosion. Es scheint klar daß durch die lykischen Grabfaçaden die ionischen Formen zuvor plastisch im Stein ausgehauen worden, ehe Griechenland sie architektonisch in Marmor ausführte.

Der korinthische Stil gehört erst der folgenden Epoche an;

er ist eine verfeinerte spielende Umbildung des ionischen, und besonders das Capitäl ist charakteristisch durch seine plastische Ausführung; Hals und Echinus verschmelzen in ihm zur Gestalt eines Blumenkelchs, ein Kranz von Akanthausblättern strebt empor, ein zweiter darüber läßt die Blätter leise überhangen, und in der schönen Form des Kallimachos schlingen sich Ranken unter die abgestumpften Ecken der geschweiften Deckplatte wie ein zierlicher Nachklang der ionischen Voluten; andere Stengel verbinden sich in der Mitte und halten eine Blume. Das Kelchcapitäl an sich ist uralt und bereits ägyptisch, seine anmuthige Ausführung aber hellenisch. Am Gebälk erscheinen statt der Zahnschnitte breitere Kragsteine gleichsam als Träger der Dachbekrönung.

Der ionische wie der dorische Stil hat übrigens einige Inconvenienzen zu überwinden. Die Triglyphen stehen über der Mitte der Säule; dadurch würde aber gerade die Ecke, wo Schmal- und Langseite zusammenstoßen, leer bleiben; indeß hier treten sie von der Mitte aus zusammen und die Metope rechts und links wird dadurch etwas breiter. Das ionische Capitäl hält dem Beschauer die Voluten entgegen; das der Eckſäule muß dies von zwei Seiten thun, darum stoßen hier zwei Voluten zusammen, und biegen sich etwas auswärts, während die beiden Innenseiten ihrer entbehren.

Betrachten wir nun den griechischen Tempel als Ganzes, so überwiegt in ihm die Horizontallinie; sie übertrifft die Höhe auch der Schmalseite, während diese in der Langseite mehr als verdoppelt wird, sodaß die Langseite 14 Säulen erhält, wenn die Schmalseite deren sechs hat. Die Säulen selbst sind dicht gestellt und stämmig; die Zwischenräume überschreiten den Durchmesser nur wenig, höchstens um die Hälfte, und die Höhe der Säulen bewegt sich zwischen 4—6 Durchmessern der Grundfläche, die Verjüngung ist $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{3}$ des Durchmessers und um so stärker je kürzer sie sind. Die ionischen Säulen sind acht- bis zehnmal so hoch als der Durchmesser, sie erscheinen allerdings schlanker und sind entsprechend weiter auseinandergerückt, aber es bleibt durchaus das Gleichgewicht von Kraft und Last erhalten. Der Hellene hält die Mitte zwischen der wuchtvoll lastenden Massenhaftigkeit Aegyptens und dem die Schwere überwindenden Emporstreben der mittelalterlichen Gothik; er wirkt überhaupt nicht durch kolossale Größe, sondern durch die Klarheit und Schönheit der Form. Kraft und Last erscheinen jede für sich

deutlich und energiſch in den Säulen und dem Gebälk; ſie entſprechen einander und zeigen ihren Gegenſatz in rechtwinkelig ſchneidender Schärfe; der Giebel bringt dies zur ausgleichenden Verſöhnung, aber der Winkel der Mitte iſt nicht ſpitz, ſondern ſtumpf, und damit beweiſt ſich die Herrſchaft der Horizontalrichtung. Dieſer Einigungspunkt in der höchſten Stelle erſcheint übrigens in den vollendetſten Denkmalen als das Ziel aller Kräfte und Linien; ich habe dies ſchon in der Aeſthetik zum Beleg genommen wie die Griechen das ſtarre Material zu beleben und das Werk als den Aufbau freier Kräfte darzuſtellen verſtanden. Der Eindruck der Einheit und feſten Ganzheit des Tempels wird dadurch verſtärkt und erhöht daß alle aufſtrebenden Linien an Säulen und Gebälk nicht völlig ſenkrecht genommen wurden, ſondern eine leiſe pyramidaliſche Neigung nach innen, nach der Dachfirſt hin erhielten, ſodaß alſo nicht blos jede Säule ſich von unten nach oben verjüngt, ſondern dieſe Verjüngung nach außen hin durch die um ein ganz Weniges ſchräge Richtung der Säule noch geſteigert ſcheint. Ebenſo theilen die Wände des Tempels hinter den Säulen dieſe Neigung, als ob ſie kaum merklich nach der Vereinigung hinſtrebten, die durch die ſchrägen Dachlinien des Giebels endlich vollzogen wird; ebenſo iſt an den Triglyphenblöcken und am Architrav nirgends ein rechter Winkel, ſondern der untere iſt ſpitz, der obere ſtumpf, weil Architrav und Fries die nach einwärts zuſammengehende Wendung der Säulen fortſetzen. Wie bei den Säulen das breiter ausladende Capitäl einen elaſtiſchen Gegenſchwung gegen das Schmalerwerden bildet, ſo treten die kleinern Verbindungsplatten ſammt der Ausladung des ſchirmenden Daches auf entgegengeſetzte Weiſe vorwärts oder auswärts gerichtet hervor, aber ihre Ausladungen ſtehen doch um einen oder einige Zoll mehr nach innen als es der Fall ſein würde, wenn Säule und Gebälk ſich ſenkrecht über den Boden erhüben. Die Eckſäulen ſind dabei ein wenig dicker als die andern und die Zwiſchenräume neben ihnen folglich etwas ſchmaler als ſonſt; ſie ſollten die Hauptträger, die Haltpunkte des Ganzen ſein, und würden auch unbedeutender als die andern erſcheinen, wenn ſie ihnen ganz gleich wären, da ſie ſich nicht von dem dunkeln Hintergrund der Mauer abheben, ſondern vom hellen Licht des Himmels umfloſſen werden. Ferner wie in den getrennt aufſtrebenden Gliedern die Vereinigung in einer gemeinſamen Mittellinie ganz leiſe anklingt, ſo zeigen die tragenden

wie die umspannenden und lastenden Horizontallinien der Basis und des Gebälks ebenfalls eine Schwellung; wie Wand und Säule sich gegen außen stemmen, gegen innen zusammenneigen, so stehen sie nicht auf einer wagerechten Fläche, sondern der sie tragende Stufenbau senkt sich nach den Ecken und schwingt sich nach der Mitte empor, und diese Bogenlinie wiederholt sich natürlich im Gebälk das auf den Säulen ruht; die Horizontallinie ist auch hier nicht starr, sondern erhebt sich von beiden Ecken aus in einer ganz sanft anschwellenden Bogenkrümmung. Am stärksten wird diese unter der schmalen Seite am Giebel bemerklich; es ist als ob dort wo in seiner Mitte die großen Statuen als Schmuck des Frontons stehen, ihre Schwere eine kleine elastische Gegenwirkung verlangte, wie auch Kugler feinfühlend andeutet, indem er in diesen Bogenlinien der Basis und des Gesimses die Absicht der griechischen Kunst erkennt der Gesammtmasse des Gebäudes den Eindruck lastender Schwere zu nehmen. Die Grundfläche, auf der alles ruht, schwingt selber sich etwas empor als ob sie gerne trage, dem Druck freiwillig sich entgegenhebe. Das Gefühl eines lebendigen Hauches ist über das Ganze ausgegossen ohne daß das Auge die Krümmungen und Schwellungen als solche erfaßte.

Das Lebendige, das logisch nicht zu Erschließende, mathematisch nicht zu Errechnende der freien Geistesthat und der individuellen Selbstkraft, das nur durch Erfahrung wahrgenommen wird und allem Schönen eigen ist um es vom Zwange der Nothwendigkeit zu lösen, es tritt uns auch hier entgegen, um so wirksamer je unmerklicher; es durchbricht die allgemeine Regel nicht, aber es spielt um sie her, und läßt uns gleichmäßig das herrliche Formengefühl im Geiste der Hellenen wie die technische Sicherheit und Fertigkeit ihrer Werkmeister und Handwerker bewundern, die alles Einzelne dieser im Ganzen kaum wahrnehmbaren Schwingungen und Neigungen gemäß zu gestalten wußten. Denn bei der Schmalseite des Parthenons beträgt die Schwellung an den Stufen auf 100 Fuß genau $^1/_4$ Fuß, an der Langseite etwas weniger, und am Gebälk ist sie wieder geringer als am Unterbau. Die Neigung der Säulen beträgt bei einer Höhe von $34^1/_2$ Fuß nicht ganz $1^1/_2$ Zoll.

Nach alledem können wir die griechische Baukunst plastisch nennen im Unterschiede von der malerischen im Mittelalter; das Gleichgewicht von Kraft und Last entspricht der Harmonie von

Geist und Materie und jedes Glied des Ganzen trägt den sinnenfälligen Ausdruck seines Begriffes. Wie der Grieche sich heimisch hienieden fühlt, und auch in der Philosophie mehr die Erkenntniß der bestehenden Ordnung als ihres göttlichen Grundes sucht, so gibt der Tempel ein Idealbild des Kosmos; vor ihm, in ihm soll uns nicht die Ahnung eines geistigen Mysteriums durchschauern, sondern das Gesetz der Natur in freudiger Klarheit kundwerden. Keine Sehnsucht hebt das Gemüth über das Irdische empor; so breitet der Bau sich behaglich auf der Erde aus, und statt himmelanstrebender Thürme senkt das Dach wie ein Adler seine Schwingen schirmend über den Tempel. Der Kraft der Säulen wird Halt geboten durch den Architrav, der sie alle umspannt wie das Gesetz des Staats die Männer, der auf den Säulen lastet, den sie tragen müssen wie die Menschen das Schicksal unter dem sie stehen; aber sie thun es gerne wie mit Einsicht in ihre Bestimmung. Wie die Plastik in der Leibesschönheit ihren Triumph feiert und im Hellenenthum das äußere öffentliche Leben vornehmlich ausgebildet ward, so ist auch die Baukunst hier eine Architektur des Aeußern: dieses wird vor allem einladend und prangend gestaltet, und die das Haus des Gottes nach allen Seiten offen umgebende Säulenhalle trägt zugleich die Bildwerke des Frieses und Giebelfeldes, die nach außen hin vom Wesen und Walten des Gottes wie von der Bedeutung des Tempels Zeugniß geben. Ja das Giebelfeld wie die Metopen erscheinen so leer ohne die plastischen Figuren, daß man sie von Haus aus als auf sie berechnet ansehen muß. Die einzelnen Künste gewinnen in Griechenland besondere Existenz, bleiben aber in Beziehung und Harmonie. So sind die Tempelbilder für den Tempel ursprünglich mitgedacht, das Grundgerüst der Architektur wird nirgends von ihnen beeinträchtigt, vielmehr machen sie mit ihm zusammen ein künstlerisches Ganzes aus.

Zur Verzierung war neben der ornamentalen Plastik auch Gold und Farbe herangezogen. Rohes Steinmaterial erhielt einen Stucküberzug und lichten Farbenton. Die Triglyphenschlitzen, die Deckplatte der Metope als Hintergrund des Marmorreliefs wechselten mit blauem und rothem Anstrich; Bänder und Krönungsgesimse wurden mit Mäanderlinien, mit Blättern bemalt. Die Umrisse wurden ohne Schattirung einfach mit Farben erfüllt. Die ionische Architektur liebte zugleich die plastische Ausführung der Ornamente und hob einzelne Linien, wie am Säulen-

capitäl, durch Vergoldung hervor. Wir brauchen an keine grelle Buntheit zu denken, es ist der Glanz einer festlichen Heiterkeit der den ernstgediegenen Bau harmonisch umspielt, der auch dem frischen weißen Marmor mittels transparenter Farbe den milden sonnigwarmen Glanz verleiht, den ihm sonst erst die Zeit gibt. Die Wandfläche endlich bot sich innen und außen der Malerei zur Ausschmückung dar, und wir kennen noch die Bilderchklen welche berühmte Tempel und Hallen verherrlichten.

Ich hatte, verleitet durch die mittelalterliche Uebertragung gothischer Formen, namentlich des Maßwerks, von den Kirchen auf die Geräthe, in der Aesthetik gelehrt wie von der Architektur das Kunstwerk auch in Gefäß- und Geräthbildung es lerne durch Form und Schmuck den Zweck und die Bedeutung der Sache auszusprechen und mit dem Nothwendigen das Wohlgefällige sinnvoll zu verschmelzen. Semper hat mich seitdem überführt daß im Alterthum der Gang der umgekehrte war und daß die im Gewerbe der Weberei und Töpferei, der Holz- und Metallarbeit gefundenen Formen der monumentalen Baukunst vorangingen und für sie verwerthet wurden. Das Große ist aus dem Kleinen erwachsen; der künstlerische Genius zeigte sich aber auch im Kleinen groß. Schon Winckelmann sagt: „Alle ihre Formen sind auf Grundsätze des guten Geschmacks gebaut und gleichen einem schönen jungen Menschen, in dessen Geberde ohne sein Zuthun sich die Grazie bildet; diese erstreckt sich hier bis auf die Handhaben der Gefäße. Die Nachahmung derselben könnte einen ganz andern Geschmack einführen, und uns von dem Gekünstelten ab auf die Natur leiten. Die Schönheit dieser Gefäße bildet sich durch die sanftgeschweiften Linien der Formen, welche hier wie an schönen jugendlichen Körpern mehr anwachsend als vollendet sind, damit unser Auge in völlig halbrundem Umkreise seinen Blick nicht endige, oder in Ecken eingeschränkt oder auf Spitzen angeheftet bleibe." Tiefer aber hat auch hier Böttticher in der Tektonik der Hellenen und Semper in seinem Buch über den Stil in den technischen und tektonischen Künsten die Sache erfaßt und dargethan daß nicht blos die stille Musik der Linien, sondern das innerlich Nothwendige und Organische der ganzen Bildung, die wundersame Durchdringung von Freiheit und Gesetz uns anspricht, und in der Form des Werks sein Zweck zur anmuthigen Erscheinung kommt. Da ist nicht blos das Profil der Vase von symmetrischen Linien umgrenzt, die in ununterbrochenem Flusse

jetzt sich nähern, jetzt auseinanderstreben, sondern der Bauch, der die Flüssigkeit aufnehmen soll, tritt auch als das Hauptsächliche hervor. Er ist vom Fuße getragen, der um des sichern Standes willen eine breite Basis hat, von ihr aus aber sich zusammenzieht und dann wieder gegen den Bauch hin erweitert. Darum mag seine dünne Mitte eine Perlenschnur umgeben, von der nach unten hin ein Blätterkranz hinabsinkt, den Druck der auf dem Fuße ruhenden Last veranschaulichend, während dagegen nach dem Bauch hin ein aufsprießender Blätterkranz sich entfaltet und jenen wie eine Blume in der Knospe trägt. Der Bauch verjüngt sich nach oben zum Hals, und dieser gewinnt wieder zum Aus- und Eingießen eine breitere Mündung. Den über der Lippe schwebenden Deckel ziert die Rose, deren Blätter vom Knopf aus sich sternförmig zum Rande des Gefäßes neigen. Sind Henkel vorhanden, so springen sie zum Ergreifen einladend frei vom Gefäß ab; bei der Warwikvase sind es die Weinranken, die aus dem Rebenlaub hervorwachsen das sich um das bacchische Gefäß schlingt. Tische, Stühle ruhen auf beweglichen Füßen, daher die Form des Thierfußes, der sowol trägt als bewegt, in arabeskenartige Pflanzengebilde übergeht und statt des Capitäls gern den Thierkopf als Abschluß erhält. Assyrischer Vorgang ist auch hier zur Schönheit vollendet.

Die fossilen Töpfe gewinnen allmählich für die Geschichte der Menschheit dieselbe Bedeutung wie die versteinerten Reste von Thieren für die Geschichte der Natur, und Semper sagt bereits: „Man zeige die Töpfe die ein Volk hervorbrachte und es läßt sich im allgemeinen sagen welcher Art es war und auf welcher Stufe der Bildung es stand!“ Die Erfindung der Scheibe hatte in Aegypten die Töpferei zur Knechtsarbeit gemacht, in Griechenland blieb dieselbe eine hochgeehrte freie Kunst, und was in der Perikleischen Blütezeit durch sie geschaffen wurde, gehört zum Schönsten was der Mensch hervorgebracht, und könnte hinreichen ein Volk unsterblich zu machen. Von der Nachahmung der asiatischen Erzgeräthe mit ihrem Schmuck fabelhafter Thiere kam man in der Tyrannenzeit zu correctern, straffern Formen, in denen man einen ägyptischen Stileinfluß sehen mag, und dann zur freien Schönheit, die auch den Schmuck der Gemälde so gut wie die pflanzlichen Linienornamente nur für das Ganze verwerthet, und fern vom Luxus des Stoffes in der Vollendung der Form das Höchste sucht.

„Es leuchtet wol ein", schließen wir mit Böttticher, „wie hoch ein solches aus dem Wesen der Sache hervorgehendes, aus dem tektonischen Leben jedes Gliedes entspringendes Gesetz für die Charakteristik derselben über der Willkür des einzelnen werkthätigen Individuums steht, und wie nicht von der einseitigen beschränkten Ansicht und Empfindungsweise eines solchen eine Formensprache gebildet werden könne, sondern wie dieselbe nur aus der Gesammtheit eines kunstthätigen Geschlechts hervorgehen muß, wenn sie allgemein gültig und verständlich sein soll. Ebenso nun wie der Begriff und die Form jedes einzelnen darstellenden Theiles innerlich so lange geläutert und von allem Unwesentlichen befreit wird, bis der reine Kern des Gedankens und das Schema übrigbleibt, so findet sich gleich von vornherein die ganze Idee des Bauwerks, die Organisation aller einzelnen Theile nach solchem Bestreben aufgefaßt, festgehalten und räumlich angelegt; dadurch wird der ganze hellenische Bau gleichsam ein Kosmos. Aus dieser in den Hellenen innerlich wirkenden Ethik entspringt allein auch jener weise Haushalt mit den Gedanken, jenes Beschränken und Concentriren aller Mittel auf das Nothwendige, jene stetige rhythmische Wiederkehr der einmal als wahr und gültig erfundenen Form bei demselben Gedanken, kurz jene idealische Oekonomie, die vom Gedanken auf die Mittel übergehend sich selbst bis auf den realen körperlichen Maßstab des Werkes erstreckt. Dieser Zustand eines solchen wohlgeordneten Ganzen im Kunstwerke verbreitet daher auch über dasselbe jene göttliche hellenische Sophrosyne, welche in der Seele des Schauenden, neben dem magisch fesselnden Reize beim Anblicke, das Gefühl der vollsten glücklichsten Befriedigung hervorbringt, und das eigentliche Kriterion jedes hellenischen Bauwerks ausmacht."

Die dorischen Colonien im Westen, in Sicilien und Unteritalien, und die kleinasiatischen Jonier im Osten haben in dieser Periode bis zu den Perserkriegen hin den Gegensatz der beiden achitektonischen Stilarten ausgebildet; eine Wechselwirkung beginnt im eigentlichen Griechenland, wo sie nach den Perserkriegen vornehmlich in Athen zur Vollendung führt. Die erhaltenen Trümmer aus dem 7. und 6. Jahrhundert zeigen noch mehr die Richtung auf das Erhabene durch das Kolossale, als die spätere Zeit; es tritt das Ringen nach dem Großen hervor in derber Kraft und Wucht bei den Doriern, in glänzender Pracht bei den Joniern. Tempelsäulen in Syrakus zeigen einen untern Durch-

meſſer von 5⅔ bei einer Höhe von 26 Fuß; in Selinunt ragt thurmähnlich eine Säule empor, deren unterer Durchmeſſer mehr als 10, die Höhe 55 Fuß beträgt, 17 ſolcher an der Längen- und 8 an der Schmalſeite umgaben einen Rieſenbau, die Breite betrug 169, die Länge 349 Fuß. Ihn ſollte ſpäter der Zeustempel von Akrigent noch übertreffen; mit den Stufen 175 Fuß breit, 343 lang, hatte er Säulen von 13 Fuß Durchmeſſer, im Innern als Träger des Daches über einer Säulenreihe Gigantenfiguren; man lehnt ſich in eine Säulenfurche wie in ein Schilderhaus. Weit weniger Kraftaufwand bei viel kleinern, aber anſprechenden Verhältniſſen zeigen Ruinen von Korinth und Aegina. Das bewundernswürdigſte Denkmal altdoriſchen Stils iſt aber der Poſeidontempel, die herrlichſte der drei Ruinen von Poſidonia, dem heutigen Päſtum in Unteritalien; 81 Fuß breit, 193 Fuß lang, ein rings von Säulen umgebener Hypäthralbau, ein Bild männlicher Energie in feſten und ſcharfen Formen voll ernſter Würde. Minder alterthümlich, in edelm Stil iſt der Heratempel zu Girgenti; beide Werke allerdings erſt nach den Perſerkriegen errichtet. Der Zeustempel Athens, begonnen in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, läßt in dem noch erhaltenen Stufenbau ſchon die ſanftanſchwellende Erhöhung von der Ecke nach der Mitte hin erkennen. In Epheſos prangte der Artemistempel auf einer Fläche von 220 × 425 Fuß mit zwei Reihen joniſcher Säulen aus weißem Marmor von 60 Fuß Höhe. Begonnen in der Mitte des 6. Jahrhunderts ward er freilich erſt um 400 fertig; 355 legte der ruhmſüchtige Heroſtrat Feuer darin an, was bezeugt daß die Decke und das Gebälk des Daches innen von Holz waren. Die hohen Säulen ſtanden weit auseinander, acht an der Vorderſeite, ſodaß die Kühnheit des koloſſalen Baues wie ein Weltwunder mehr beſtaunt als der Sinn für Verhältniſſe befriedigt wurde. Die Samier erbauten einen großen Tempel für die Hera, ſowie bewunderungswürdige Dämme und Waſſerleitungen. Es war der durch den Handel gewonnene Reichthum der Jonier der auf ſolche Weiſe zur Ehre der Städte theilweiſe den Göttern geweiht wurde und die Gewerbthätigkeit des Bürgerthums kam an dieſen Bauten zur Entwickelung.

Die Anfänge und der Entwickelungsgang der Plastik und Malerei.

Auch die Plastik knüpft sich an das Emporkommen des Bürgerthums, denn sie ist ein Erzeugniß der Arbeit, sie entwickelt sich aus dem Handwerk, das der Adel verschmäht, und sie ist eine Tochter der Freiheit. Im Orient regelt priesterliche Satzung das Leben und bindet die künstlerische Phantasie an symbolische Götterformen, in Griechenland setzt die freudige Kraft des Geistes sich selber ihr Maß in Sitte und Sittlichkeit, und die dichterische Begeisterung schafft im Mythus die Ideale denen der Plastiker die anschauliche klare Form gibt; im Orient gebietet der eine Wille des Gewaltherrschers, und seine Thaten im Krieg, sein Dasein im Frieden wird die Aufgabe der Bildnerei, während in Griechenlands Republiken der Mensch in seiner Würde und Anmuth aufgefaßt, und die Helden der Sage sowie ihre Geschicke zu den Vorbildern des Lebens und zur Darlegung der in ihm waltenden göttlichen Gesetze gestaltet werden. So wird die Kunst naturwahr und ideal zugleich, und damit strebt sie der Schönheit als solcher zu und erreicht in ihr den Kampfpreis der Entwickelung, indem die Gebundenheit an herkömmliche Darstellungsweisen verlassen und im Wetteifer individueller Talente und stammverwandter Richtungen das Vollendete erzielt wird. Die Plastik dient nicht mehr der Architektur, wiewol sie ihr verbunden bleibt, aber so daß diese ihr das Gerüste, die Stätte, den umschließenden Rahmen für ihre Werke bereitet und das selbständige Götterbild der Ausgangspunkt ist, dem dann die menschliche Statue folgt.

Auch mit der Malerei bleibt ein Zusammenhang, indem das Gewand oder doch sein Saum und das Haar durch eine andere Farbe vom nackten Körper abgehoben, Waffen und Schmuck auch der Marmorstatue gern aus Erz gebildet, die Augen häufig durch Email oder Edelsteine leuchtend gemacht werden. Eine wirklich bekleidete Holzfigur war der Ausgangspunkt für die vielfarbige Marmorstatue; aber auch noch Praxiteles nannte diejenigen seiner Werke die vorzüglichsten welche durch die Hand des Malers Nikias gegangen, und Lukian redet noch von einer gesättigen Farbenpracht die das Bildwerk schmücke. Semper zieht eine schöne Stelle aus Ovid heran, wo es von Atalante heißt:

Rückwärts wehte die Luft der flüchtigen Sohlen Bekleidung,
Flatternd bewegten die Bänder sich unter dem Knie mit bemaltem
Saum und wallte das Haar um den elfenbeinernen Nacken,
Ueber des Leibs jungfräuliches Weiß ergoß sich die Röthe,
Anders nicht als wenn auf schneeweiß schimmernde Hallen
Farbigen Widerschein hinwirft ein purpurner Vorhang.

Er bemerkt hierzu: „So färbten die Römer also auch was sie weiß ließen mit durchscheinendem Purpurlichte; das Weiß ist die Grundlage des Colorits, die ihren Candor mit letzterm keineswegs einbüßt. Dies Bild des Dichters ist gleichsam in die antike Polychromie getaucht, die Form ist mit tiefeindringenden transparenten Farben gesättigt, Form und Farbe ist eins. Nur der Schmuck, das Haupthaar, die Kniebänder lösen sich von der Localfarbe besonders ab und sind emaillirt. Es scheint daß dem Dichter das Werk eines Plastikers vorschwebte." Die Bemalung, die circumlitio oder βαφή der nackten Theile war der dünne Ueberzug einer harzigen durchscheinenden Farbe, der dem weißen Korn des Mormors einen Ton der Lebenswärme gab; Schmuck und Gewänder wurden mit dickern Farben enkaustisch behandelt. Rothe Lippen, eingesetzte Augen für das sonst farblose Gesicht wären ein greller Widerspruch und ganz unharmonisch; eine zarte Lasur aber konnte das Nackte mit jenen und mit den farbigen Gewändern in Einklang setzen ohne einer rohen Naturnachahmung und grellen Buntheit zu verfallen; die Form ward nicht zerstört, sondern hervorgehoben, und blieb die Hauptsache. Die farblose Marmorstatue ist das Werk der Neuzeit, wie das von der Musik gelöste Drama und die Symphonie. Die farblosen Antiken sind uns wie der gelesene Sophokles; dem Griechen war Architektur, Plastik, Malerei noch nicht völlig geschieden, so wenig als Musik und Poesie. Auch das bakchische Festgewand, die Maske und der Wechselgesang des Schauspielers mit dem Chor würde uns befremden, und war doch griechisch. Feuerbach sagt: „Man kann auch den goldenen Schmuck und die lichten Farbentöne als eine zarte Vermittelung des Ewigbleibenden in der Statue mit dem bunten Glanze in der Erscheinung, als sanfte Uebergänge aus dem geheimnißvollen Tempel der Kunst in das helle Gebiet der Wirklichkeit gelten lassen. Sie öffneten das Kunstwerk gegen die Einbildungskraft des Beschauens, lockten auch das blödere Auge durch den Zauber eines bunten Sinnenschauens in die ernstere Betrachtung des höhern poetischen Schauens. Eine

bunte Irisbrücke verbindet den Sitz der Olympier mit der Erde."

Im orientalischen Alterthum überwiegt die Natur, in der christlich germanischen Welt der Geist; in Hellas erschienen beide in naturwüchsigem Gleichgewicht. Aegypten und Assyrien vermochten die Seele, das innere Leben noch nicht auszudrücken, und die Thierbilder sind darum das Gelungenste dort in ihren gesetzlich strengen Umrissen, hier in ihrer bewegten Stärke, und namentlich auf neuerlich ausgegrabenen jüngern Werken von Kujjundschik voll Ausdruck und Feinheit, besonders in Rossen und kämpfenden Löwen; das gattungsmäßig Allgemeine herrscht eben über das Individuelle, während dieses in der Neuzeit bis zum persönlich Originellen und Absonderlichen fortgeht und als solches auch dargestellt sein will, in Griechenland aber die idealen Typen der Lebensstufen, der Geistesrichtungen ihre charakteristische Ausprägung finden; realistische Porträtwahrheit wird der formalen Schönheit untergeordnet. Die Orientalen bezeichnen Götter durch Thierköpfe auf dem Menschenrumpfe, der Grieche lernt die innere Wesenheit des Gottes selbst in den Zügen des Angesichts darstellen, und wenn er noch das Menschliche und Thierische verknüpft, so entbindet sich Brust und Haupt des Menschen aus dem Thierleibe, wie bei den Kentauren, so erhebt sich damit die Natur in den Geist.

Die Leibesschönheit enthüllt sich in der nackten Gestalt und der Kopf macht sich vor dem übrigen Körper nicht geltend, denn der ganze Leib wird zur Veranschaulichung des Geistes; ebenso wenig herrscht die Stirn vor den sinnlichern Theilen des Gesichtes, beide sind durch die in ununterbrochener gerader Linie herabsteigende Nase im griechischen Profil einheitlich verbunden. Wo aber Gewandung die Gestalt umfließt, da ist es der einfache Mantel, welcher den Körper durchschimmern läßt, den Motiven seiner Bewegung folgt, im Faltenwurf dem Stoffe nach seiner Art gerecht wird und zugleich den Sinn und Charakter des Tragenden verkündet. Der anschließende Schurz, welcher die Grundlage der ägyptischen Tracht war und sowol für den gewöhnlichen bis zur Hüfte reichenden Weiberrock wie für die Hosen den Ausgangspunkt bildete, entwickelte so wenig ein freies Faltenspiel als die langen engen Chitonen der Assyrier; der Ueberwurf, welchen diese in Streifen um den Leib wickelten, ward erst von den Griechen zur Hauptsache gemacht, als ihr plastischer Schönheits-

sinn sich nach Solon's Zeit so schwungvoll regte; das Leben empfing in dieser idealen Gewandung, im freien Faltenwurf ebenso viel von der Kunst als es ihr entgegenbrachte; die Kunst ward Natur und blühte aus ihr hervor. Auch hier war in Kleinasien mehr reiche bunte Pracht, im Dorerthum mehr einfache Gediegenheit; die Blütenzeit Athens hob das Gewand durch einen Farbenton hervor, ließ ihm aber dann die volle plastische Faltenwirkung in großen Zügen, so im Leben wie an der Statue. Von bunter und verhüllender orientalisirender Tracht im frühen Alterthum kam man durch eine frisirte und zierlich fältelnde Uebergangsperiode an den Tyrannenhöfen mit der staatlichen Macht und Freiheit auch zur freien Schönheit und selbständigen Eigenthümlichkeit in der Tracht.

Das Stilgefühl der Aegypter, ihre kanonische Strenge der festen Linien und Verhältnisse, die Ruhe und ernste Würde ihrer besten Werke, und das Naturgefühl der Assyrier, ihre kräftige Muskulatur und der Reichthum an Bewegungen wie an zierlicher Ausführung des Besonderen hat auf die Griechen eingewirkt, aber sie haben in ihrer selbständigen höhern Begabung diese Elemente zur Durchdringung gebracht, ihre Eigenthümlichkeit in der Schule bewahrt, und dann in classischen Schöpfungen entfaltet, die in ihrer Herrlichkeit weit über das von den Vorgängern Geleistete emporragen. So hat sich ja auch die neuere Malerei aus den byzantinischen Ueberlieferungen zur Selbständigkeit eines van Eyck und Dürer, zur Meisterschaft eines Rafael und Michel Angelo entwickelt; die Einflüsse von außen beeinträchtigen hier so wenig wie dort in Griechenland die originale Größe und die Weihe der Vollendung.

Der Urzeit genügte ein aufgerichteter Stein, ein Balken oder Bret zum Symbole der Gottheit. Die ältesten Bilder waren puppenhafte Figuren aus Holz geschnitzt, bemalt, mit wirklichen Kleidern angethan, oder Hermen, bei denen nur der Kopf aus dem Pfeiler plastisch herausgearbeitet ward. Es gemahnt an Aegypten, wenn es heißt daß die Götter mit geschlossenen Füßen, mit enganliegenden Armen gebildet waren, die Augenlider herabgesenkt in traumartiger Ruhe. Der mythische Ahnherr der hellenischen Künstler, der Bildschnitzer, wie sein Name Dädalos besagt, that sogleich den großen Schritt daß er die Götter mit offenen Augen, schreitend, mit erhobenem Arme darstellte; dies der Sinn der Ueberlieferung daß seine Gestalten gingen und

handelten. Die Troerinnen legen in der Ilias dem Holzbilde der Pallas ein neues Gewand auf den Schos. Wenn aber die Helena Kampfscenen in einen Teppich webt, wenn die Palastwände von Erz strahlen, bei Alkinoos silberne Hunde den Eingang des Saales bewachen und goldene Jünglinge die Fackeln halten, wenn Wehrgehänge, Spangen, Kessel und Krüge der Helden mit Thierkämpfen und Blumen verziert sind, so erinnert uns das in gleicher Weise an den Orient wie der von dem Gott Hephästos gearbeitete Schild des Achilleus, der uns die Jahreszeiten in der Arbeit des Pflügens, des Erntens und der Weinlese, der uns das Hirtenleben wie die Stadt im Frieden der Rechtspflege und im Kampf der Belagerung auf Streifen darstellt, die concentrisch um den Mittelpunkt laufen; die Figuren sind aus dünnen Metallplatten geschnitten, mit Hammer und Punzen ausgetrieben und aufgenietet. Die genreartige Darstellung der Wirklichkeit kommt ähnlich in den ägyptischen Gräbern vor, der Stil wird der assyrisch-phönikische gewesen sein. Denn bis nach Italien hin finden wir Gegenstände und Formen auf Vasen und Erzgeräthen wieder, deren Ursprung uns nun in Ninive aufgedeckt ist. Wir erkennen sie in den Anfängen der griechischen Malerei, die uns in altdorischen Vasen erhalten wurden, welche von gedrückt rundlicher Form, hellgelber Farbe und mit schwarzen Figuren verziert sind. Architektonische Ornamente arabeskenartig ausgeführt, Löwen, Panther, Hirsche, Schwäne, Hähne, Sphinxe, Greife, Sirenen, ruhig oder im Kampfe, Frauen die mit ausgestreckten Armen Vögel würgen, Jagdscenen begegnen uns hier wie in Etrurien, und zeigen wie die asiatische Sitte sammt der asiatischen Form in den ältesten Werkstätten Korinths aufgenommen war. Das Homerische Epos selbst, in welchem der griechische Nationalgeist mündig geworden in freudiger Jugendkraft, führte auch für die bildende Kunst eine neue Epoche heran: es gab ihr die Heldensage zum Stoff, und von jetzt an sehen wir wie die Plastik und Malerei nicht mehr nach Aegyptens und Assyriens Art mit nüchterner Treue die Ereignisse der Gegenwart, die Geschichte der Könige aufzeichnet oder die Lebensthätigkeit des Volks unmittelbar darstellt, sondern im Mythus das dichterisch verklärte Sinnbild des Lebens veranschaulicht, und seine Gestalten durch Abstreifen des Zufälligen, durch Betonen des Wesentlichen immer mehr zum idealen Typus des Persönlichen, zum Allgemeingültigen läutert und dadurch zum Gemeingut für alle macht.

Das zeigen sogleich die altattischen Vasen, schwarze Figuren auf rothem Grund; Gewandsäume, Waffen, langgeschlitzte Augen sind bereits durch farbige Striche bezeichnet; die straffere schlankere Körperbildung, die genaue Wiederholung nebeneinanderstehender Pferde, die noch mangelnde Composition ist der ägyptischen Weise verwandt, aber der Inhalt wird jetzt schon aus der Heldensage genommen. Auch der hesiodische Schild des Herakles enthält neben den Scenen des gewöhnlichen Lebens schon Mythen, und vollständig treten sie auf einem berühmten plastischen Werke des 8. Jahrhunderts hervor, auf der Lade des Kypselos von Korinth. Eine Kiste von Cedernholz war mit fünf Streifen von Reliefdarstellungen umgeben, theils aus Holz geschnitzt, theils eingelegt aus Gold und Elfenbein, und die homerischen Gesänge sowie die Dichtungen von Theseus, Herakles und andern Helden lieferten den Stoff. Und wie die Kunst im folgenden Jahrhundert nach dieser Besitzergreifung immer heimischer auf diesem Gebiete ward, das zeigen die Mittheilungen die uns gleichfalls Pausanias über ein Werk des 6. Jahrhunderts macht; den Thronbau, der den als Erzsäule mit menschlichem Haupte gebildeten alterthümlichen Apollo von Amyklä umgab, trugen Horen und Chariten, krönten die Dioskuren zu Roß, verzierten Reliefbilder aus allen Sagenkreisen; Bathykles von Magnesia leitete das Werk um die Mitte des 6. Jahrhunderts.

Die Plastik als die Darstellung des persönlichen Geistes verlangt freie künstlerische Persönlichkeiten zu ihrer Ausbildung, und dem entsprechend wie im charakteristischen Unterschiede vom Orient begegnet uns vom Anfang an in Griechenland eine Reihe von Künstlernamen, und wir selbst erkennen oder ahnen sofort die Eigenthümlichkeit der bestimmten Meister in den erhaltenen Werken. In der Zeit wo die Gymnastik und die festlichen Kämpfe die Leibesschönheit und den Sinn für sie entwickelten, wo Gewerke und Handel zu blühen begannen und die sieben Weisen das Erwachen eines selbständigen Denkens bekundeten, bringt das Sinnen und Erfinden einen Fortschritt der Technik hervor, erheben sich begabte Männer vom Boden des Handwerks zur freien Kunst und werden alle Formen lebendiger erfaßt und verständiger wiedergegeben. Besonders auf den Inseln regt sich jetzt der griechische Geist, und schickt sich an die Nachbarvölker zu überflügeln. Schon stellt im 7. Jahrhundert Butades von Korinth Statuen von gebranntem Thon in die Giebelfelder der Tempel;

Glaukos von Chios erfindet das Löthen des Eisens, und um das Jahr 600 stehen Rhökos und Theodoros von Samos als Erzgießer auf, während man bis dahin mit dem Hammer trieb und die einzelnen Stücke nietete. In der Mitte des 7. Jahrhunderts gründete Melas auf Chios eine Schule für Marmorarbeiter, und 100 Jahre später schufen dort Bupalos und Athenis Werke von solcher Bedeutung daß Kaiser Augustus sie nach Rom brachte und im Giebel des palatinischen Apollotempels aufstellte. Gleichzeitig mit ihnen kommen zwei Künstler von Kreta nach Argos und Sykyon, Dipönos und Skillys; sie arbeiten bereits Statuen aus Gold und Elfenbein, wie gleichfalls Smilis von Aegina.

Einige erhaltene Werke geben uns einen Begriff von der Darstellungsweise, zwei Metopen des Tempels von Selinunt und die Statue des Apollo von Tenea in München. Dort ist auf einer Platte Herakles dargestellt wie er die koboldischen Kerkopen an einem Querholz über der Schulter trägt also daß ihre Köpfe hinabhängen, und dann Perseus wie er der Medusa das Haupt abschlägt. Das kalte Lächeln im Ausdruck, das conventionelle Geringel der Haare, die derbe Muskulatur, die Profilstellung des Unterkörpers und der Füße während Brust und Kopf die Vorderansicht bieten, das alles erinnert an assyrische Arbeiten. Allerdings sind die Gestalten breit und kurz und ist die Medusa noch ein fratzenhaftes Scheusal, das die Zunge durch die gefletschten Zähne streckt; aber in der Erfüllung des Raumes keimt bereits der Schönheitssinn und die Begabung zur Composition, und durch das überlieferte Schematische bricht ein frisches Gefühl für Natur und Leben. Aehnlich ein alterthümliches Relief zu Sparta. Glücklichere, schlankere Verhältnisse, schärfere Umrißlinien zeigt die Apollostatue, deren ruhige Stellung, deren herabhängende Arme, deren welliger perrükenhafter Haarschmuck an den ägyptischen Typus erinnert; doch ist die Gesichtsbildung eigenthümlich, die Beine werden schon freier, und im Ausdruck versucht das starre Lächeln die Seligkeit der Götter und ihre Gnade für die Menschen anzudeuten.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erhielten die Künstler, welche seither die ruhige Hoheit des Götterbildes und die Thaten der Heroen in sinnvoller Verknüpfung darzustellen hatten, eine neue äußerst fördernde Aufgabe, die der Ehrenstatuen für Sieger in Wettkämpfen. Hier galt es die Glieder welche den Preis im Ringen und Laufen gewonnen, in ihrer Kraft und

Geſchmeidigkeit treu wiederzugeben, hier ohne bindende Satzung die Schönheit und Tüchtigkeit des nackten Leibes im Erz der Vergänglichkeit zu entreißen und lebenswahr zu verewigen, in dem durch Zucht und Uebung ausgebildeten Körper die Harmonie des innern und äußern Menſchen zu veranſchaulichen. Und in geiſtiger Hinſicht kommt hinzu daß die Tiefe des Gemüthes ſich in der Lyrik erſchließt, das perſönliche Selbſtbewußtſein zur Geltung kommt, und ſo auch das Götterbild von eigenthümlichem Geiſte beſeelt eine beſtimmte innere Weſenheit ausdrücken ſoll. Die ethiſche Bedeutung verlangt nach einer Darſtellung die das Herkömmliche überſchreitet, und als das Holzbild der Demeter zu Phigalia verbrennt, hält ſich Onatas nur äußerlich an die altgewohnte Geſtalt, und ſchafft ſie nach einer Traumerſcheinung, nach göttlicher Eingebung neu in Erz. Allerdings wird, nach einer glücklichen Bezeichnung von Brunn, noch nicht das Ideal, ſondern erſt der Typus der einzelnen Göttergeſtalten beſtimmter ausgeprägt, und dieſelben ſind durch ihre Attribute kenntlich gemacht; „der Gott ſteht da um ſeinen Blitz, ſeinen Bogen, das Zeichen ſeiner Macht, dem ehrfurchtsvollen Beſchauer recht eindringlich vor Augen zu führen. Auch andere äußere Kennzeichen, die verſchiedenen Stufen des Alters, Bart, Haare, Bekleidung, werden für die einzelnen Götter immer feſter beſtimmt. Daß nun aber dieſe einzelnen Unterſcheidungszeichen zu einem einheitlichen Ganzen aus dem innern Weſen der Gottheit heraus zu einem Ideal verarbeitet worden wären, davon liefern uns die ſchriftlichen Nachrichten ſo wenig wie die erhaltenen Denkmäler einen Beweis". — Dieſe Idealbildung war erſt des Phidias That. Der verſtand es auch durch die Züge des Geſichts den Charakter und die Stimmung des Gottes oder Menſchen ſichtbar zu machen, während in der Zeit vor ihm die Formen des Antlitzes noch unſchön und bedeutungslos bleiben, der Ausdruck noch durchweg jenes kalte ſtarre Lächeln iſt, das von dem ruhigen Götterbilde auch auf die kämpfenden und leidenden Heroen übertragen wird. Die griechiſche Plaſtik hat eben naturgemäß den entgegengeſetzten Entwickelungsgang wie die Malerei in der chriſtlich germaniſchen Welt. Dort iſt Leibesſchönheit, hier Seelenausdruck das Vornehmliche. Dort wird zuerſt der übrige Körper vortrefflich durchgebildet, ehe man daran denkt auch die Seele durch das Geſicht zur Erſcheinung zu bringen; hier ergreift uns die Innigkeit der Empfindung auch in mangelhaften Formen, und iſt dann das Geſicht längſt bedeutungs-

voll und anmuthig gezeichnet, während der Körper noch steif, dürftig, unverstanden im Bau und Bewegung bleibt und erst unter der Hand der größten Meister dem Geiste ebenbürtig wird. Im Alterthum geht der Weg von der Natur zum Geiste, im Mittelalter vom Geiste zur Natur; das Wort wird Fleisch im Christenthum, die Natur wird beseelt in Heidenthum.

Von der zweiten Hälfte des 6. bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts hinein finden wir als namhafte Meister zunächst in Argos den Ageladas, aus dessen Schule die drei Häupter der Folgezeit, Phidias der Götterbildner, Polyklet der Menschenbildner, Myron der Thierbildner hervorgehen, dann Kanachos in Sikyon, Kallon und Onatas in Aegina, Hegias, Kritias und Nesiotes in Athen. Die schriftlichen Nachrichten und die erhaltenen Werke lassen auch hier die Stammunterschiede durchschimmern. Bei gemeinsamer Strenge zeigen die dorischen Aegineten, mehr Gründlichkeit und Durchbildung im einzelnen, die ionischen Athener mehr Sinn für die Wirkung des Ganzen, für flüssige Linien und Zierlichkeit. Auf einem alten Grabpfeiler in Attika ist der gerüstete Krieger Aristion vom Bildhauer Aristokles in schlichter Tüchtigkeit dargestellt, der enge Raum vortrefflich erfüllt, die größern minder thätigen Massen und die in stärkerer Anspannung wirkenden Kräfte wohl vertheilt, und bei einer leichtern Behandlung des Einzelnen die Gesammtheit der Erscheinung klar befriedigend. Eine wagenbesteigende Frau aus jüngerer Zeit hat in ihrer Haltung wie in der regelmäßigen Faltenwelle des Gewandes jene naive Anmuth, die zart und sinnig aus der frühern Gebundenheit hervorblickt. Auch Reliefs von Selinunt zeigen den Fortschritt der Kunst, bei weitem aber der größte Schatz aus jenen Tagen sind die Giebelgruppen aus dem Pallastempel von Aegina, jetzt in München.

Es sind zwei Kampfscenen, einander so genau ähnlich daß jedesmal der Gegenstand der Streit um einen Gefallenen ist, jedesmal Speerschwinger, Bogenschützen, Verwundete einander entsprechen; am meisten erhalten sind die Figuren des Westgiebels, und eine hier zerstörte Gestalt läßt sich aus dem Ostgiebel leicht ergänzen. In der Mitte steht die Göttin selber, ruhig, in langem, symmetrisch gefälteltem Gewande, in der gesenkten Rechten den Speer haltend, während der linke Arm den Schild wie zum Schirm leise erhebt; ihre Gegenwart ist wie die geistige der still-

waltenden Vorsehung. Zur Rechten der Göttin nun sinkt ein Held dahin, auf den rechten Arm gestützt.

So wie der Mohn zur Seite das Haupt neigt, welcher im Garten
Steht, voll Körner gefüllt, und beschwert vom Regen des Frühlings;
Also senkt er zur Seite das Haupt vom Helme belastet. (Ilias VIII, 306.)

Der kräftige Jünglingskörper ist mit wunderbarer Zartheit behandelt, Rührung ergreift den Beschauer. Von der andern Seite beugt sich ein nackter Kämpfer vor um ihn an den Füßen zu den Feinden herüberzuziehen. Aber ein vorschreitender Speerschwinger vertheidigt ihn gegen einen ähnlich gestalteten Gegner. Hinter jedem von beiden kniet zuerst ein Bogenschütze, dann ein mit der Lanze stoßender Krieger, und zuletzt liegt an jedem Ende des Giebels, die Füße nach außen gekehrt, ein Verwundeter. Der Raum ist vortrefflich ausgefüllt, aber es läßt sich nicht leugnen daß er den Künstler beherrschte und die knieenden Speerkämpfer bedingte, deren Stellung keine natur- oder zweckmäßige ist, während andererseits auf ganz herrliche Weise von den Ecken aus die immer höhern Figuren wie zwei aufsteigende Wogen anschwellen und sich rasch absenkend in den Linien des gefallenen und des ihn herüberziehen wollenden Helden zu den Füßen der Göttin niederlegen, deren ganze Gestalt dadurch frei bleibt, ein ruhiger Mittelpunkt der bewegten Gruppe. Architektonisch bleibt auch die strenge Symmetrie beider Seiten, so glücklich im einzelnen die Verwundeten, die Bogenschützen, die Lanzenschwinger unterschieden sind, so selbständig befriedigend ein jeder gebildet ist; die Bewegungen erscheinen wie vom Takte geregelt, und von freiem Reichthum der Phantasie ist das doch auch kein Zeichen daß in beiden Giebeln so ganz entsprechende Stoffe dargestellt sind. Im einzelnen zeigt die Behandlung eine ebenso große Meisterschaft in der Bearbeitung des Marmors als in der naturwahren Darstellung des menschlichen Körpers; die mannichfaltigen Stellungen sind richtig und lebendig aufgefaßt, die wirkenden Muskeln in klaren großen Zügen sichtbar, die Formen scharf und sicher bestimmt. Nur die Köpfe zeigen weder das schöne griechische Profil, noch lassen sie verschiedene Charaktere erkennen; sondern die Nasenlinien und das Kinn springen vor, die Augenränder, die Lippen sind stark markirt, die untere Gesichtshälfte unverhältnißmäßig lang bei allen Figuren, und alle zeigen das gleiche starre Lächeln. Neben der geistigen Gebundenheit erscheint der Körper in seiner

gymnastischen Tüchtigkeit, und der Naturalismus im einzelnen zeigt uns in dieser dorischen Schule neben dem idealern Streben der attischen denselben Gegensatz den wir bei van Eyck und dem Maler des kölner Dombildes, den wir zwischen der fränkischen und schwäbischen Malerschule oder zwischen Florenz und Umbrien vor Rafael finden. Und Griechenland war wie Italien so glücklich in Meistern ersten Ranges die Versöhnung und Durchdringung beider Richtungen zu erreichen. Der Gegenstand beider Gruppen aber ist die Verherrlichung der Stammheroen von Aegina, der Aeakiden, im Kampfe gegen Troja. Telamon, der Vater des homerischen Aias, hat die Stadt im Bunde mit Herakles bezwungen als Laomedon König war; damals fiel der Krieger Oikles. Als aber Aias gegen Troja stritt, da war er der Hort der Achäer, der Thurm in der Schlacht sowol da Patroklos' wie da Achilleus' Leiche den Feinden entrissen ward. Einer dieser Kämpfe ist im Westgiebel veranschaulicht; der Vorkämpfer der Hellenen ist hier Aias, wie auf dem Ostgipfel Telamon; der Bogenschütze dort ist Teukros. Im Mythus aber haben wir das Idealbild der Gegenwart. Im Dienste der Perser hat der Maler Mandrokles von Samos ihren Uebergang über den Hellespont unmittelbar abgebildet, die Hellenen aber stellten ihre neuen geschichtlichen Kämpfe mit Asien im verklärenden Mythus der Heroen dar, und wie man von Aegina die Statuen der Aeakiden nach Salamis holte daß sie der Schlacht hülfreiche Genossen gegen die Perser seien, so gelten sie auch uns als Symbol des Siegs in dem Freiheitskriege.

Die Perserkriege. Das perikleische Athen und sein Sturz.

Bis gegen das Jahr 500 hin hatten die Griechen sich fächerförmig um das eigentliche Hellas immer weiter durch Pflanzstädte entfaltet; die Küsten des Schwarzen Meeres und Nordafrikas, Kleinasien im Osten, Süditalien und Sicilien im Westen waren von ihnen bevölkert und die Jonier dort wie die Dorier hier gingen in Kunst und Wissenschaft vielfach dem Mutterlande voran. Die Angriffe welche nun von den Persern im Osten und

den Karthagern im Westen erfolgten, concentrirten die Energie des geistigen wie des politischen Lebens wieder in Hellas, und dies selbst war hinangereift um die auswärtigen Errungenschaften alle in sich aufzunehmen, sie zu pflegen, sie in neuen höhern Weisen fortzubilden. Die Bedrohung der volksthümlichen Selbständigkeit nöthigte die Parteien wie die Einzelnstädte ihre Sonderfehden einzustellen und sich alle für das gemeinsame Vaterland zu verbinden, und der Muth mit welchem der Widerstand geleistet, die Begeisterung mit welcher der Sieg errungen war, wirkte stählend und befeuernd auf die Gemüther, die alles Kleinliche abgethan und im Genusse der verdienten Freiheit ihres Lebens froh wurden ohne die Ehrfurcht vor der höhern Macht zu vergessen; vielmehr sahen sie in der Niederlage der Feinde den gottverhängten Sturz des Uebermuths, der Ueberhebung, der ihnen selber Mäßigung predigte, und ein festes Maßhalten in Glück und Unglück ward zum Unterscheidungszeichen des Hellenen und Barbaren; die sittliche Weltordnung hatte sich in der großen Erfahrung des eigenen Lebens glorreich bewährt, und aus dem Marmor den die Perser schon zum Siegesdenkmal mitgebracht, ward in Phidias' Werkstatt das Bild der Nemesis gestaltet.

Athen, die Vorkämpferin im Freiheitskriege, ward die geistige Hauptstadt der Griechen, der Mittelpunkt ihres Culturlebens. Die Solonische Verfassung war auch durch Pisistratos nicht gebrochen, der vielmehr ihr gemäß regierte; auf das Bürgerthum sich stützend, Dichtung und Kunst pflegend half auch er die harmonische Bildung, die ein Standesvorrecht der Edeln gewesen war, zum Gemeingut machen. Nach dem Sturze der Pisistratiden förderte Kleisthenes die Demokratie durch eine neue Gliederung des Volks, durch Aufnahme schutzverwandter Gewerbleute in das Bürgerthum, durch Erweiterung des volksvertretenden Rathes; über die Besetzung der höchsten Ehrenstellen der Regierung entschied ferner nicht mehr der Parteikampf der Wahl, sondern unter denen deren freie Lebensstellung, deren Ansehen und Bildung die Bewerbung möglich machte, entschied das Los. Im Kampf mit den Nachbarn, mit Sparta war Athen erstarkt, während die stammverwandten Jonier in Abhängigkeit von Krösos, dann von Kyros geriethen. Der Perserkönig Dareios aber richtete, als er das eigene Reich wieder erobert und geordnet, seinen Blick auch nach Europa, und die Athener traten in die Weltgeschichte ein, indem sie die Empörung der Jonier unterstützend Sardes ver-

brennen halfen; aber die Flammen Milets waren ein drohendes Feuerzeichen für ſie, und als eine Perſerflotte am Athos geſcheitert war, kam ein Landheer bis in ihren Gau. Sie ſchlugen es im Heldenkampf von Marathon unter Miltiades' Führung. Platon läßt im Menexenos die Aſpaſia ſagen: „Die zu Marathon der Macht der Barbaren ſich entgegenſtellten, den Uebermuth Aſiens züchtigten, und zuerſt Siegeszeichen über die Barbaren aufrichteten, die wurden allen übrigen Vorgänger und Lehrer hierin daß die Macht der Perſer nicht unüberwindlich ſei, ſondern daß jegliche Zahl und jeglicher Reichthum doch der Tugend weiche. Daher behaupte auch ich daß jene Männer nicht allein unſere leiblichen Väter ſind, ſondern auch die Väter der Freiheit. Denn auf jene That ſehend wagten die Hellenen auch die ſpätern Schlachten durchzufechten für ihr Heil als Lehrlinge derer von Marathon."

In der Stadt aber waren zwei Männer von Bedeutung, der gerechte Ariſtides und der geiſtvolle Themiſtokles, der um die Wahl der Mittel für die Größe des Vaterlandes nicht verlegen war. Dieſer ſah die Gefahr des neuen Perſerkriegs; er machte während zehn Jahren mit der bewunderungswertheſten Anſtrengung Athen zur Seemacht und gründete eine Hafenſtadt am Piräus. Ariſtides, der die bei Marathon erprobte Tüchtigkeit des Landvolks und die Liebe zum heimiſchen Boden als Grundlage für Athen behaupten wollte, ward durch das Scherbengericht verbannt, indem der Staat ſich zwiſchen ſeinem und dem themiſtokleiſchen Princip entſchied, das ihn auf das Meer wies. Der gewandte Mann brachte die Griechen größtentheils zur gemeinſamen Thätigkeit als der Heereszug des Xerxes wie eine Völkerwanderung ſich über der Hellespont wälzte. Leonidas, der Sparterkönig, behauptete ſeinen Stand und fiel als Opfer fürs Vaterland bei den Thermopylen, aber Themiſtokles der Athener ließ das Volk die Schiffe beſteigen, und gewann bei Salamis auf den bewegten Wellen des Meeres den Sieg.

Erhaben klang
Der Schlachtgeſang der Griechen, keine Scheu des Feinds
Verrathend, ſondern Männermuth zu heißem Streit:
„Auf, Hellas Söhne, ſchlagt den Feind!
Befreit, befreit das Vaterland mit Weib und Kind,
Befreit der heimiſchen Götter Sitz, befreit zugleich
Der Ahnen Gräber! Alles hängt an dieſem Kampf!"

So Aeſchylos, welcher mitgefochten. Der Großkönig floh, und der Reſt ſeines Landheeres erlag im folgenden Jahre den vereinten Schwertern der Hellenen bei Platää. Die Kämpfe bei Marathon, bei den Thermopylen, bei Salamis waren nicht blos Befreiungsſchlachten für die ganze höhere Cultur der Menſchheit, ſondern ſie verwirklichten ihre Idee ſo plaſtiſch klar in der Unmittelbarkeit eines ſchönen Lebens, daß ſie ſelber wie unſterbliche Kunſtwerke des Volksgeiſtes gleich den Götterbildern in typiſcher Vollendung erſcheinen.

Die Athener hatten ihre Stadt preisgegeben; raſch ſtieg ſie aus der Aſche wieder empor. Themiſtokles baute die langen Mauern die ſie mit dem Hafen verbanden, Ariſtides ſchloß den Bund mit den Joniern zu Schutz und Trutz, durch welchen Athen an die Spitze der Inſeln und kleinaſiatiſchen Küſtenſtädte trat. Kimon führte die Bundesflotte zu neuem Sieg, und baute die Tempel der Götter wieder auf. Ariſtides ſelber beantragte das Geſetz daß fortan die Bürger aller Vermögensklaſſen gleiche Rechte erhielten; hatten doch gerade die Aermern als Schiffsmannſchaft den Staat gerettet und emporgehoben.

O glückliches attiſches Volk, ſeit alter Zeit
Sel'ger Götter Kinder, ihr koſtet nach Luſt
Auf heiligem, nie von Fremden erſchüttertem Lande
Herrlichſte Weisheitfrucht,
In heiterſter Helle der Luft
Hinwandelnd ſtets anmuthigen Schritts, wo die Muſen
Alle die neun ein gemeinſames Kind erzogen,
Und Harmonia war's die ſchöne!

Dort hat von dem lieblichen Bach Kephiſſos ſich
Aphrodite blinkende Wellen geſchöpft,
Und auf des Zephyrs fächelnder Schwinge lind
Ueber die Fluren gehaucht;
Dort immer das lockige Haar
Bekränzend mit ſüßduftendem Roſengewinde
Sendet Eroten ſie, die der edeln Weisheit,
Die der Tugend geſellt ſie fördern!

So Euripides in der Medea. Der Boden Attikas war mäßig ausgeſtattet und verlangte die menſchliche Arbeitſamkeit, aber der reine Himmel ließ auch den Geiſt hell und klar werden, und das bewegliche Meer machte ihn regſam und frei. Der reli-

giöſe Verband der Geſchlechter war erhalten, aber im Bürgerthum galten alle Männer gleich; ſie erwuchſen ſeit Solon in Geſetzlichkeit und Gemeinſinn; der Sieg erhob ihren Muth und ſchwellte die Bruſt zu großen Unternehmungen, aber noch herrſchten Frömmigkeit und Mäßigung. Der gediegene Kern der bäuerlichen Bevölkerung und ihrer ehrbaren Sitte, dieſe edle Kraft der Marathonkämpfer, bildete die feſte Grundlage; auf ihr entfaltete ſich die leichtere raſchere Art der Seefahrer, ihre kühnere Gewandtheit und vorwärts dringende Lebensluſt. Raſche Entſchiedenheit im Handeln und ſchlagfertige Kraft der Rede zeichnet die Attiker aus; ſie wußten Arbeit und Muße gleichmäßig zu ſchätzen. Sie liebten das Geſpräch und würzten den Ernſt mit dem feinen Salze des Witzes, und entwickelten ihre Gedanken in der Gemeinſamkeit der Wechſelrede; die Dialektik brachte die Ideen in Fluß, zur Vielſeitigkeit. Die Philoſophie wie das Drama ſind hieraus erwachſen, beide zugleich dadurch daß Athen, als es die Hauptſtadt geworden, das was Jonier und Dorier für ſich begründet, verſtändnißvoll aufzunehmen und zu verſchmelzen wußte. So bildeten ſie ihren Dialekt durch Zuflüſſe von nah und fern zur allgemeingültigen Schriftſprache. „In den Formen ſchloſſen ſie ſich den Doriern, im Sprachſchatze den Joniern an, Syntax und Phraſeologie ſchufen ſie aus eigenen Mitteln, letztere durch gewandte Bilder und Mannichfaltigkeit der Farben.“ (Bernhardy.)

Und dieſer beneidenswerthe Volkszuſtand, dieſe herrliche Anlage wurde nun das Material für einen ſtaatsmänniſchen Genius, um ſie raſch zur höchſten Blüte zu treiben und mit erhabenem Geiſte zur Vollendung der Freiheit zu führen, Athen zum Hellas in Hellas, zur allgemeinen Bildungsſchule und zur Heimat der künſtleriſchen Schönheit zu machen. Perikles wurde der Führer der zur Vollentfaltung ſtrebenden Freiheit. Der Areopag, der als Sitten- und Geſetzeswächter von Solon beſtellt und aus den angeſehenſten Bürgern, die im Staate die höchſten Stellen tadellos bekleidet hatten, war gebildet worden, hatte dem drangvollen Fortſchritt eine hemmende und das Beſtehende erhaltende Macht entgegengeſtellt; ihm verblieb aber fortan nur ſeine Bedeutung und ſein Anſehen in religiöſer Hinſicht, die politiſche Bevormundung der Bürgerſchaft ward ihm entzogen, und dieſe in die ganze Selbſtherrſchaft eingeſetzt. Um auch den Aermern die Theilnahme am Staat und an den idealen Genüſſen des Lebens zu gewähren erhielten ſie nicht blos ein Taggeld zum Beſuch der dramatiſchen

Darſtellungen, die nun durch Aeſchylos und Sophokles in reicher Blüte ſtanden und für die höhere Bildung des Volks vortrefflich wirkten, ſondern auch einen Sold für den Beſuch der Volksverſammlungen und das Ausüben des Richteramtes, indem wichtige Proceſſe durch Verhandlungen vor 500, ja 1000 Geſchworenen entſchieden wurden, eine Einrichtung durch welche Perikles die Durchführung gleicher Gerechtigkeit auch den Reichen und Mächtigen gegenüber möglich machte, wo ſie bis vor nicht langer Zeit durch Einzelbeamte ſchwer zu erlangen war. Dabei wurden die Bundesgenoſſen genöthigt in allen bedeutenden Angelegenheiten ihr Recht bei den Geſchworenen in Athen zu ſuchen. Der Staatsſchatz kam von Delos nach Athen, und Perikles verwandte ihn zum großen Theil dazu den Staat durch Bauten und Bildwerke aufs ſicherſte zu befeſtigen, aufs herrlichſte zu ſchmücken; Phidias ſtand ihm hier als ebenbürtiger Freund zur Seite. Die Bundesgenoſſenſchaften von Athen und Sparta erkannten einander im Frieden an, aber Perikles ſah im Schos der Zeit den drohenden Krieg und rüſtete ſich für ihn.

Die größten Denker der Zeit kamen zu vorübergehendem oder bleibendem Aufenthalt nach Athen, und die Selbſtändigkeit und Freiheit des herrſchenden Geiſtes geſellte ſich der volksthümlich poetiſchen Cultur. Der Verſtand erwachte und übte ſeinen Witz an der Ueberlieferung, zeigte ſeine Macht; redegewandt lernte man jeder Sache mehrere Geſichtspunkte abgewinnen, Gründe für jegliches finden und den Menſchen ſelbſt als das Maß der Dinge betrachten. Noch hielt der ehrenfeſt kernhafte Sinn dem Neuerungstrieb die Wage, und verwandte die Mittel deſſelben für die großen Zwecke des Vaterlandes; Perikles war ein Genoſſe von Anaxagoras, und wie dieſer den einen weltordnenden Geiſt an die Spitze des Alls ſtellte, ſo wußte auch er mit ordnender Geiſteskraft das Volk überzeugend und begeiſternd zu leiten. Er ſtieg nicht zur Menge herab, er hob ſie zu ſeinen großen Anſchauungen empor, und war mit ſeinem edeln Hochſinn, mit ſeinem beharrlichen Muthe der feſte Pol, um welchen die Bewegung des vielfach erregten Lebens kreiſte, die ebenſo viel Halt als Schwung durch ihn empfing. Man empfand Ehrfurcht vor dem feierlichen Ernſte ſeines Weſens, Vertrauen zu ſeiner vorurtheilsloſen Seelenklarheit, Liebe zu ſeiner Milde und Schönheitsfreudigkeit. Er verſchmähte die Ueppigkeit des Genießens und fand ſein Glück darin unter den Waffen wie im Rath für ſeine Mitbürger zu arbeiten; als freie Männer ſollten

ſie ſeinen Ideen zuſtimmen, ihre beſten Gedanken in ihm verwirklicht ſehen. Als Strateg oder Feldherr, als Schatzmeiſter, als Aufſeher der öffentlichen Bau- und Kunſtunternehmungen, vornehmlich als Volksredner und Vertrauensmann der Bürgerſchaft leitete Perikles den Staat ohne ſich über die Gleichheit, über die Geſetze zu erheben. Wohlſtand, Muße, Bildung ſollte ein Gemeingut aller ſein, alle aber auch thätig ſein für ſich ſelbſt wie für das Vaterland. Handel und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft blühten wunderbar; die Eigenthümlichkeit perſönlichen Denkens, perſönlichen Geſchmacks und originaler Lebensführung ſah ſich zum erſten mal in der Geſellſchaft anerkannt; einem Herodot und Thukydides ward in Athen das Auge aufgethan für den Zuſammenhang der Weltgeſchichte und für die in ihr waltenden ſittlichen Principien. Alle ältern Kunſtweiſen und Denkrichtungen wurden aufgenommen und aus den Errungenſchaften der Stämme eine nationale Bildung hergeſtellt. Und die Künſtler, Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber, Denker ſtanden mitten im öffentlichen Leben, beſeelt und getragen von ſeinem Hauche und mit ihren Werken wieder einſtrömend in daſſelbe, den Glauben der Väter durch tiefere Begründung, durch klarere Geſtaltung verſöhnend mit der Aufklärung der Gegenwart, die Ideen des Volksgeiſtes ſelbſtbewußt in idealen Geſtalten ausprägend. All dies Schöne und Erhabene war Perikles' Ziel. Er war der Erſte eines edeln freien ausgebildeten Volks, ein Glück und eine Hoheit ſeltener Art. Hegel ſagt in Beziehung auf ihn: „Von allem Großen auf Erden iſt die Herrſchaft über den Willen der Menſchen die einen Willen haben das Größeſte; denn dieſe herrſchende Individualität muß wie die allgemeinſte ſo die lebendigſte ſein; — ein Los für Sterbliche wie es wenige oder keins mehr gibt."

Als der peloponneſiſche Krieg ausbrach, den Perikles nicht geſucht, für den er aber Athen vorbereitet hatte, und als harte Schläge nicht blos von Feindeshand ſondern auch durch eine furchtbare Seuche die Stadt heimſuchten, da erhoben die Parteien ihr Haupt die er, „der Olympier", zum Wohl des Ganzen durch Geiſtesmacht niedergehalten, und trachteten ihn zunächſt in der ſchönen Aſpaſia, die ihm die Fülle häuslichen Glücks gewährte, und in ſeinen Freunden, dem Philoſophen Anaxagoras, dem Plaſtiker Phidias zu treffen. Muthig und ruhig trotzte er dem Sturm, aber er fühlte ſich vereinſamt als der Tod ſeine Liebſten dahinraffte, und wenn das Volk auch von neuem ſein Geſchick

ihm anheimstellte, seine Lebenskraft erlosch wo sie nothwendig war. Die besten Bürger umstanden sein Krankenlager, und da sie glaubten er sei schon verschieden, so priesen sie klagend die Größe des Mannes, der hochsinnig und weise wie Solon, scharfblickend und kühn wie Themistokles, uneigennützig wie Aristides, kunstliebend wie Kimon alle edeln Strebungen der Vorzeit in sich geeinigt und geläutert und der freie Führer eines freien Volks gewesen. Da schlug er noch einmal die Augen auf und fragte: „Warum sie doch das Beste verschwiegen, nämlich daß um seinetwillen nie ein Athener ein Trauerkleid angelegt habe!“ — Wohl haben nach seinem Tode Selbstsucht, Zügellosigkeit und Frivolität den Staat zerrüttet, und man hat ihm den Vorwurf gemacht die Kräfte entfesselt zu haben, die nur er zu beherrschen verstand; aber wie durfte er sie gebunden halten, da das Große und Herrliche, das er gewollt und verwirklicht hat, nur in der Freiheit gedeihen konnte? Der Ruhm seiner Zeit ist eine unvergängliche Ehrenkrone für sein Vaterland, und wenn das Vollendete hienieden auch nur für wenige Tage besteht, wer den wahren Werth des Lebens erkennt der wird wählen wie Achilleus und Perikles!

Weder der vornehme besonnene Nikias noch der stürmische Kleon, der zu der Menge herabstieg und den Leidenschaften des Augenblicks schmeichelte, konnte einen Ersatz für Perikles bieten; auch Alkibiades nicht, weil er bei aller Genialität der sittlichen Würde ermangelte und selbstsüchtig glänzen und herrschen wollte. Bei der Größe seiner Begabung und dem Zauber seiner Persönlichkeit glaubte er sich über das Gesetz hinwegsetzen zu dürfen; auch die Freundschaft des Sokrates vermochte nicht ihn zur Treue für sein besseres Selbst zu bringen, Genußsucht, Leichtsinn und die Begierde zu glänzen und zu gebieten trugen den Sieg davon. Dem waghalsigen Unternehmen der Athener gegen Sicilien wäre er der rechte Führer gewesen, aber seine Frivolität bot den Gegnern Anlaß seine Abberufung zu betreiben, und er war unpatriotisch genug seine Kräfte nun in den Dienst Spartas gegen die Athener zu geben, während ihr Heer und ihre Flotte bei Syrakus zu Grunde gingen, aristokratische Genossenschaften die Verfassung unterwühlten und die Sitten im Bürgerkriege verwilderten. Schon begannen die ionischen Bundesgenossen von Athen abzufallen, Sparta mit Persien sich zu vereinigen, als Alkibiades, dem diese Erfolge verdankt wurden, sein Vaterland rettete. Ein Staatsstreich war in Athen geschehen, aber Heer und Flotte zu Samos

erklärten ſich für Aufrechthaltung der Verfaſſung und ſtellten ihn an ihre Spitze. Und Sieg auf Sieg häufend hielt er als der Wiederherſteller ihrer Macht und Freiheit ſeinen Einzug in der Vaterſtadt. Aber ſchon war das Volk ſelbſt zu ſehr das Spiel der Parteien und Alkibiades zu wenig durch ſeine ganze Lebensführung der Mann des dauernden öffentlichen Vertrauens; abermals ward er der Führerſchaft entſetzt, und Lyſander, herrſchſüchtig und gewiſſenlos, fand keinen ihm gewachſenen Gegner; Athen erlag den Spartanern. Von den dreißig Tyrannen, die ſie einſetzten, ward die Stadt durch Thraſybul befreit, aber ſie herrſchte nicht mehr über die Bundesgenoſſen, wenn auch die früher gewonnene Bildung ihr Erbe blieb und Kunſt und Wiſſenſchaft hier ihre Stätte behaupteten.

Die Spartaner waren durch Habgier und Genußſucht entartet, und in roher Gewaltthätigkeit unfähig die Griechen zu leiten, vielmehr gaben ſie die Nationalehre preis durch den ſchimpflichen Frieden des Antalkidas mit Perſien. Die auf Gottesfurcht und Bürgertugend gegründete, von der Größe des ganzen Volks getragene republikaniſche Freiheit ſah ihrem Untergange entgegen, wenn auch einzelne hervorragende Männer, wie die Thebaner Epaminondas und Pelopidas, ihre Stadt emporhoben, ſo war dieſe Macht eben an ihre Perſönlichkeit geknüpft. Und ſo einfach wie Epaminondas wollte niemand mehr leben; Glanz und Reichthum gingen vom Ganzen auf den Einzelnen über. Tapferkeit und Waffenehre waren früher allen Bürgern eigen, jetzt gab es ſtehende Söldnerheere, und durch Chabrias, Epaminondas und Pelopidas ward der Krieg zur Wiſſenſchaft und zum Gewerbe, die Kriegskunſt wie im 15. Jahrhundert durch die Condottieri Italiens ausgebildet. Die Monarchie, welche für Griechenland ein Bedürfniß geworden, fand ſich in Makedonien.

Wir ſchließen dieſen Ueberblick über die Geſchichte mit einem Worte von Demoſthenes: „In früher Zeit war es anders als jetzt. Damals war alles was dem Staate angehörte reich und glänzend, unter den einzelnen Bürgern aber zeichnete ſich äußerlich keiner vor den andern aus. Noch jetzt kann jeder von euch ſich durch eigenen Anblick überzeugen daß die Wohnungen eines Themiſtokles, eines Miltiades und aller übrigen großen Männer der Vorzeit durchaus nicht ſchöner und anſehnlicher waren als die ihrer Mitbürger. Dagegen ſind die zu ihrer Zeit errichteten öffentlichen Gebäude und Denkmale ſo großartig und prachtvoll

daß ſie ewig unübertrefflich bleiben werden; ich meine die Propyläen, die Arſenale, die Säulengänge, die Hafenbauten des Piräus und andere öffentlichen Werke unſerer Stadt. Jetzt aber gibt es Staatsmänner deren Privatwohnungen viele öffentliche Gebäude an Pracht überbieten, und welche ſo große Landgüter zuſammengekauft haben, daß die Felder von euch allen die ihr hier als Richter verſammelt ſeid, an Ausdehnung denſelben nicht gleich kommen. Was dagegen jetzt von Staats wegen gebaut wird das iſt ſo unbedeutend und ärmlich daß man ſich ſchämen muß davon zu reden."

Die Kunſt der Proſa. Redner und Geſchichtſchreiber.

Homer, die religiöſen Chorgeſänge, die gedankenvollen Elegiker hatten bis zu den Perſerkriegen die geiſtige Cultur der Hellenen getragen; als jetzt der Verſtand ſeine Geltung, die wiſſenſchaftliche Forſchung ihren Anfang und ihre Pflege fand, ward für ihr Gebiet die ſeither allein entwickelte dichteriſche Form abgeſtreift, und die Rückſicht auf die Wahrheit des Inhalts trat in den Vordergrund. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens ward zur Schriftſprache gebildet. Die proſaiſche Auffaſſung iſt die nüchterne, der Wirklichkeit ſich unterordnende, auf beſtimmte Zwecke gerichtete; die dichteriſche iſt ſchöpferiſch frei; ſie ſchwebt über der Erfahrungswelt und geſtaltet phantaſievoll aus deren Stoffe ihre Ideale um der Schönheit und ihres Genuſſes willen. Indeß wie die Architektur als freie Kunſt ſich am Tempelbau entwickelt, von da aus aber auch den Bedürfnißbau künſtleriſch ausführen und die Zwecke des Bewohners auf eine wohlgefällige und harmoniſche Weiſe erfüllen und ausſprechen lernt, wie der gute Geſchmack auf Gefäße und Geräthe zugleich ihrer Beſtimmung gemäß zu geſtalten und ſinnvoll zu verzieren, durch ihre Form ſowol ihre Bedeutung auszudrücken als den Geiſt des Volks und der Zeit anzudeuten verſteht, ſo wirkt die Blüte der Poeſie auch auf die proſaiſche Darſtellung ein, indem ſowol in der wohlgeordneten Compoſition des Ganzen als in der Wahl und Fügung der Worte im einzelnen und in der Verbindung der Sätze ein idealer Trieb

sich befriedigt und eine Kunst der Prosa hervorbringt. Redner, Geschichtschreiber, Philosophen strebten in Griechenland die Gedanken, durch die sie belehren oder praktisch wirken wollten, nach einer Totalidee zu ordnen, zu einer großen Anschauung zusammenzuführen und im Einklang hiermit die Sprache zu gestalten, sodaß die Redeformen, um ein Bild Otfried Müller's zu gebrauchen, die Thätigkeit des Denkens wie eine leise Musik begleiteten, und auf das Gemüth einen Gesammteindruck hervorbrachten, der mit den Zwecken des Werks in ebensolcher Harmonie stehen mußte, wie die Stimmung, in welche uns ein schöner Bau versetzt, der Bestimmung desselben für die Zwecke des Lebens angemessen sein muß. Die Lebhaftigkeit, die Leichtigkeit, der gute Ton und die freie Sitte des geselligen Verkehrs waren neben der Aufklärung und Verstandesbildung für die Pflege der Prosa von Einfluß. — Zunächst geschah diese durch die Redner. Die Gabe des Wortes war in Griechenland verbreitet, und die Freiheit, die Oeffentlichkeit des Lebens verlangte und erzog die Kunst der Rede, wenn ein Mann sich geltend machen und behaupten, wenn er das Volk führen wollte. Gut zu denken gut zu reden gut zu handeln war die dreifache Aufgabe des Mannes. Schon die Homerischen Helden stellten untereinander und vor den Volksversammlungen ihre Ansichten mit jener Meisterschaft dar die sie auch späterer Zeit als Muster erscheinen ließ; die natürliche Anlage ward dann durch die republikanischen Verfassungen begünstigt. Obgleich man immer noch das größere Gewicht auf den Inhalt als auf die Form legte, so forderte man doch neben der Bedeutung die sein Charakter und seine Thaten dem Staatsmanne geben, daß er des Wortes mächtig sei. Es war die Staatsweisheit der Athener, die sich von Solon wie ein wohlangewandtes Erbe erhielt und vergrößerte, die in der Begründung der Volksfreiheit, der Gewerbthätigkeit und der Seeherrschaft ihr Ziel sah und dies durch Themistokles und Perikles mit vordringender Kühnheit und Genialität, durch Aristides und Kimon mit gleichwägender Gerechtigkeit und besonnener Mäßigung in einer rhythmisch wellenförmigen Bewegung verfolgte, welche bald die eine bald die andere Richtung oben aufkommen ließ und so das Heilsame beider ineinanderarbeitete. Die Einsicht in die allgemeine Aufgabe des Staats und der klare Blick für die besondern Forderungen und Maßregeln des Augenblicks gab diesen Männern ihre Macht; aber man dachte bis nach den Perserkriegen noch nicht daran in ihren Reden etwas anderes als Mittel für be-

ſtimmte Zwecke zu ſehen; erſt Perikles erkannte die Bedeutung des öffentlich geſprochenen Worts für die Bildung und Erhebung des Volks, um ihm die Lage der Verhältniſſe und das hohe Ziel eines ſchönen, durch Poeſie, bildende Kunſt und Wiſſenſchaft verherrlichten Lebens klar zu machen, es zur Selbſtverwaltung an der Spitze der Bundesgenoſſen zu befähigen. Er wußte den einzelnen Fall unter das Licht der Idee zu ſtellen, von den höchſten Principien aus und im Hinblick auf die menſchliche Beſtimmung die Fragen der Gegenwart zu betrachten, und in dieſer Verwebung des Beſondern und Allgemeinen den Verſtand aufzuklären, das Gemüth zu erheben, und über die Stunde hinaus einen tiefen und künſtleriſchen Eindruck hervorzubringen. Das bezeugen ſeine Reden wie ſie ſein jüngerer Freund Thukydides aus der Erinnerung zur Schilderung ſeines Weſens aufgezeichnet hat, das bezeugt Platon, wenn er ihm nachrühmt daß er zu ſeiner glücklichen Natur die Erhabenheit des Geiſtes und den Fernblick nach hohem Ziele gefügt; damit ſtimmt es daß um ſeiner ruhigen Klarheit und göttlichen Würde willen das Volk ihn den Olympier genannt, und daß er auf der Rednerbühne die Stimme in gleicher Höhe und Stärke gehalten, ruhig ſeinen Stand behauptet und nur wenig mit dem Mienenſpiele gewechſelt, nie durch haſtige Bewegungen ſeine Gewandfalten verwirrt habe. Ihm galt es um Wahrheit und Ueberzeugung; in gedankenvollem Ernſt betete er zu Zeus daß er vor unnützen Worten bewahrt bleibe; demgemäß ſagt der Komiker Eupolis daß ſeine Worte wie der Stachel der Biene im Gemüth haften blieben, wozu die treffende Bildlichkeit des Ausdrucks das Ihrige beitrug; mehrere ſeiner Gleichniſſe und Metaphern hat noch Ariſtoteles aufbewahrt.

Hatte ſeither die Ringſchule und Muſik in Verbindung mit Poeſie zur Erziehung der Jugend gedient und dann den Mann das öffentliche Leben fortgebildet, ſo kam jetzt zur körperlichen Gymnaſtik die geiſtige, die Dialektik, die Schlagfertigkeit und Gewandtheit in Gedanken und Wort, und Schulen wurden aufgethan zur Uebung des Verſtandes und der Rede. Dies geſchah durch die Sophiſten. Der Name bezeichnet im Unterſchiede von dem Weiſen, dem Philoſophen, einen Mann der von ſeiner Weisheit Profeſſion macht, der ſie für Geld lehrt, und dies letztere war einem Sokrates und Platon anſtößig, indem ſie den Verkehr des Weiſen und ſeiner Jünger wie einen Bund der Freundſchaft und der Liebe um der höchſten Güter, um des ſeligen Lebens

willen, ansahen, der durch Lohn, durch Bezahlung entweiht werde; und es war dem Volk anstößig daß der hohe Preis, den die Sophisten forderten, ihre Lehre nur für die Vornehmen und Reichen zugänglich machte. Redegewandt ist nur der im Denken Geübte. So stehen die Sophisten gleichmäßig innerhalb der Geschichte der Philosophie wie der Redekunst. Sie sind die Vertreter der freiwerdenden Subjectivität, die sich nicht mehr an das Ansehen der Ueberlieferung hält, sondern das Herkömmliche zweifelnd prüft, die Dinge nach sich selber bemißt, und jeden die Welt so nehmen läßt wie sie ihm erscheint; sie sind die Vertreter der Aufklärung und des Verstandes gegenüber dem Gemüthe und der Phantasie im religiösen Glauben. Nicht mehr das Orakel oder Dichterwort, die eigene Einsicht soll über Thun und Lassen entscheiden; sie will dem Vorurtheil, dem Aberglauben absagen, die Wahrheit soll sich ihr beweisen. Es gilt für die Persönlichkeit den ihr günstigen, vortheilhaften Stand- und Gesichtspunkt in der Wirklichkeit zu erlangen, es gilt Gründe zu finden um eine Sache den andern annehmlich erscheinen zu lassen, und der wird siegreich sein wer auch den schwächern und schlechtern Grund zum stärkern zu machen versteht. Die formale Verstandesbildung, welche ein und dieselbe Sache von verschiedenen Seiten aufzufassen, für und wider sie zu reden und in zweifelhaften Fällen das Wahrscheinlichere hervorzukehren weiß, nimmt zu ihrer Grundlage was an Kenntnissen von Menschen und Welt, von Gesetzen und Geschichte vorhanden ist, und auch diese werden von den Sophisten gelehrt. Das Mittel der Redekunst ist die Richtigkeit und Schönheit der Sprache, und zwar für die Zwecke und Bedürfnisse des Lebens, also die Prosa. Die Sophisten beginnen das grammatische Studium und die Rhetorik. Wie wandernde Virtuosen entzücken und bezaubern sie die vornehme Jugend.

Von Abdera kam Protagoras nach Athen. In Sicilien, namentlich in Syrakus hatte sich mit der Demokratie die Beredsamkeit gleichfalls entwickelt und Philosophen wie Empedokles und Zenon waren durch sie zum Ansehen gelangt. Korax und Tisias schrieben über die Redekunst; Gorgias der Leontiner ging aus ihrer Schule nach Griechenland. Zu seinem glänzenden Auftreten stimmte der Schmuck der Rede, der künstliche Satzbau, welcher Satz und Gegensatz, Grund und Folge in gleichschenkeligen Gliedern einander parallel laufen, in ähnlich klingenden Worten austönen ließ; er blendete durch glatt geschliffene Antithesen, er

überraſchte durch witzige zierliche Wendungen, er ergötzte durch blühende Bilder und dichteriſche Färbung des Vortrags. Ein eleganter Prunk ſollte auch dürftigen Inhalt wohlgefällig machen.

Der erſte Athener der eine Rednerſchule ſtiftete, war Antiphon, an deſſen Unterricht Alkibiades und Thukydides theilnahmen. Er ſchrieb auch Reden für andere, und aus den unter ſeinem Namen erhaltenen ſehen wir wie er dem Inhalte nach in Klage und Vertheidigung die Verhältniſſe zu drehen und zu wenden, Gründe und Gegengründe für das Wahrſcheinlichere jetzt zu verſtärken und jetzt zu ſchwächen verſtand, während er in der Form die Gedanken zum ſchärfern Beſtimmen, klarern Unterſcheiden und geiſtreichern Beziehen gegenſätzlich nebeneinanderſtellte, ſymmetriſch abrundete und ihr Wechſelverhältniß auch dem Ohre vernehmlich machte. — Wie dann Kleon auf der Rednerbühne hin und her lief, den Mantel beiſeitewarf und die Hüften ſchlug, ſo kamen nun auch die Redefiguren auf, Ausrufungen, Fragen, Steigerungen, plötzliches Abbrechen u. dgl., wie es zuerſt die Leidenſchaft eingab, dann aber die Schule mit berechnender Schlauheit verwenden lehrte.

Lyſias war als der Sohn eines Syrakuſaners in Athen geboren, dann in Sicilien geſchult, ſodaß die geſchraubte und gedrechſelte Weiſe, wenn auch ohne Gorgias' ſchwülſtigen Prunk, ſein eigen war; da ließ, wie O. Müller ſchön auseinanderſetzt, ein wahrer Schmerz, ein wirklich empfundener Zorn ihn all den leeren Flitterſtaat mit Einem Schlage abthun und als Meiſter der ſchlichten Gerichtsrede hervortreten. Er hatte die Ermordung des Polemarchos an einem der 30 Tyrannen zu rächen, und that es mit entſchiedenſtem Erfolg. Nun wußte er durch einen kurzen Eingang die Richter günſtig zu ſtimmen, in klarer Erzählung die Sache, die Geſchichte darzuthun, Beweiſe und Widerlegung in geſchloſſener Reihe vorzuführen, in kräftig ergreifenden Worten abzuſchließen. Er ſchrieb vornehmlich Gerichtsreden als Anwalt für andere. Mit ihm ſtellt Platon den Iſokrates im Phädrus zuſammen um ihm eine große Zukunft zu weiſſagen, und in der That ſuchte Iſokrates zwar nicht in der Volksverſammlung, aber doch über die Wände der Schule hinaus durch ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten für das Wohl und den Ruhm von Hellas zu wirken; er bewies indeß mehr wohlmeinende Geſinnung als politiſche Einſicht und gab als Greis ſich ſelbſt den Tod, wie er ſah daß Philipp von Makedonien ſeinen Rath als Friedensſtifter

zwiſchen die Athener und Spartaner zu treten und mit ihnen gegen Perſien zu ziehen, dahin verſtand daß er bei Chäroneia die Freiheit der Griechen daniederwarf um als ihr Beherrſcher ſie gegen Aſien ins Feld zu führen. Im Unterſchied von dem Vortrag vor Gericht, der einen beſtimmten Zweck erzielt, ſind umfaſſende Schau- und Prunkreden die Stärke des Iſokrates. Wenn er da in vollen Tönen das Lob Athens anſtimmt, oder wenn er die Verfaſſung Solon's auch als Heilmittel für die Gegenwart ſchildert, wenn er den Frieden preiſt und ſeine Segnungen, da breitet der Strom der Rede ſich von einem fruchtbaren Hauptgedanken in immer weitern Wellen aus, da weiß er in neuer und glänzender Wendung das Geſagte noch eindringlicher zu wiederholen und in ſeinen Perioden den Kreis der Rede abzurunden; das Unterſchiedliche, das aus den Keimen des Anfangs ſich entfaltet hat, ſchließt ſich wieder zuſammen, und die Erwartung des Zuhörers wird befriedigt wie ſie erregt war. Allerdings empfindet man den berechnenden Kunſtverſtand vor der Begeiſterung des Herzens in ſeinen Werken; aber die durchgehende Harmonie von Gedanken und Worten, die wohl abgewogene Gliederung in der Fülle, und der rhythmiſche Wohllaut der das Ganze beherrſcht und wieder die beſondern Theile auch für das Ohr aufeinander bezieht, dies alles übt eine bezaubernde Wirkung aus, und hat auf Demoſthenes und Cicero und durch ſie bis auf die Beredſamkeit der neuern Zeit ſeinen Einfluß erſtreckt.

Auch die Kunſt der Geſchichtſchreibung verdanken wir dem perikleiſchen Athen. Jahrhundertelang hatte ſich der phantaſievolle Geiſt der Griechen in der Sagenbildung gefallen, und ihre Zerſplitterung in einzelne Städte und Cantone ließ das gegenwärtige Leben klein erſcheinen im Vergleich mit den dichteriſch ausgeſchmückten Thaten der Vorzeit. Als ein mehr realiſtiſcher Sinn in Jonien erwacht war, erzählte man die Stammſagen in Proſa, und ſtellte die Stammbäume der Geſchlechter, die Gründungsgeſchichten der Städte daneben; der rege Verkehr zu See und Land eröffnete eine Länder- und Völkerkunde, und der gelehrte Hekatäos ward ihr Begründer in der Literatur. Als aber die Hellenen unter Führung Athens die Perſerkriege beſtanden, da waren ſie recht eigentlich in die Weltgeſchichte eingetreten, da bot die Wirklichkeit einen Stoff der mit der Mythe ſich meſſen konnte, da erkannte Herodot in dieſen Ereigniſſen einen neuen

großen Act des Kampfes zwischen Europa und Asien, der im Alterthum durch den Raub der Io, der Medea, der Helena und besonders durch den hierdurch veranlaßten trojanischen Krieg bezeichnet erschien, und er machte die Darstellung des Gegensatzes von Griechenland und dem Orient zum leitenden Gedanken eines umfassenden Werkes, durch das er der Vater der Geschichtschreibung wurde, indem er bei der Erzählung der Begebenheiten von einer Idee ausging und in ihnen die Entwickelung wie den Charakter der Völker veranschaulichte. Halikarnaß, die Vaterstadt Herodots, hatte ihre griechische Gemeindeverfassung unter persischer Oberhoheit behalten. Zwischen dem ersten und zweiten Perserkriege geboren, hatte er von Jugend auf den Unterschied des hellenischen und nichthellenischen Wesens vor Augen. Große Reisen, die er bis nach Aegypten, Babylon und den Küsten des Schwarzen Meeres aus Wißbegierde und Forscherſinn ausgedehnt, lehrten ihn den Sinn und die Sitten der Menschen kennen. Es hätte nahe gelegen daß er seine Erfahrungen in einzelnen Schriften dargestellt. Aber er kam in den Mittelpunkt des geistigen Lebens nach Athen, und wie der Homerische Genius die Heldenlieder zum Epos organisirt hatte, so entwarf Herodot nun ein glanzvolles Gesammtbild, indem er in die zusammenhängende Erzählung der weltgeschichtlichen Ereignisse seiner Zeit die Schilderung der Länder und ihrer Cultur einflocht. Er gedenkt der obenerwähnten Mythen um an sie die Kämpfe der kleinasiatischen Jonier mit den Lydern anzureichen; des Krösos' Sturz durch Kyros führt ihn zu den Persern und Medern, und deren Kämpfe mit Babylon und Aegypten geben ihm Gelegenheit über diese zu reden; Darius' Züge bringen ihn zu den Scythen und nach Griechenland; ausführlich erzählt er den Krieg der Perser und Hellenen bis zu der Entscheidungsschlacht von Platää. Die Freiheitsliebe, der Sinn für Ordnung, das verständige Wesen der Griechen hat über die gewaltigen Massen der orientalischen Herrscher und ihrer Unterworfenen, ihren Prunk und ihre übermüthig phantastischen Plane den Sieg davongetragen, — dieser Gedanke ist die Seele von Herodot's Geschichte, und er erkennt darin die Gerichte Gottes und die Macht der sittlichen Weltordnung, die nicht will daß der Mensch sich überhebe, sondern daß er Maß halte, die das Recht schützt, dem besonnenen Muth hülfreich zur Seite steht und ihn groß macht. Herodot hat allerdings das Wort vom Neide Gottes, der nicht leidet daß ein anderer sich höher

dünke denn er; aber dem liegt zu Grunde daß der Mensch so schwer das Glück erträgt, daß die Größe den Uebermuth und die Sattheit den Frevel erzeugt, und daß dafür die Strafe kommt, daß die Vermessenheit wieder auf das rechte Maß gebracht und gedemüthigt wird. Das lesen wir ganz deutlich auch bei Euripides:

Das Gold, das Glück lenkt das Gemüth
Der Menschen irr, daß es zu Stolz
Zu Gewalt sich wendet.

Herodot läßt dem Xerxes seinen Oheim diese Lehre vortragen; sie zieht sich durch sein ganzes Buch, und erscheint am schönsten in der Erzählung von Krösos und dem weisen Solon, der einige einfache edle Bürger, die ihr Leben wohl vollendet haben, glücklich preist vor dem mit seinen Schätzen prunkenden König, welcher dann bald auf dem Scheiterhaufen der Worte Solon's gedenken muß, aber durch sie gerettet wird und sie dem Kyros als eine heilbringende Mahnung vermacht.

Dieser gottesfürchtigen Betrachtungsweise Herodot's ist eine dichterische Freude an allem Großen und Staunenerregenden, an den Wundern der Ferne und des orientalischen Alterthums gesellt, von denen er treuherzig berichtet was er selber gesehen und was er gehört, die Verantwortung für manches schwer Glaubliche seinen Gewährsmännern überlassend. Die neuern Forschungen und Entdeckungen haben ihn wie die biblischen Geschichtschreiber aus Salomon's Zeit gerechtfertigt, mit denen er so manche Verwandtschaft hat durch die schlichte Innigkeit der Auffassung und durch sein frommes Gemüth. Durch anekdotenhafte oder novellistische Erzählungen, die er den Weltbegebenheiten oder den Schilderungen der Völkerzustände einflicht, weiß er angenehm zu unterhalten und zugleich sinnig zu belehren. Reden, die er einstreut, dienen weniger dazu die wirkenden Persönlichkeiten und ihre Plane zu charakterisiren, als Herodot's eigene Stimmungen und Gedanken über den Gang der Ereignisse auszudrücken. Der Stil und Ton seines Buches erinnert überall an den mündlichen Erzähler, der mit behaglicher Klarheit seine reichen Erfahrungen überblickt und eine Sache, eine Begebenheit nach der andern mit gleicher Ruhe und Liebe ausführlich schildert, in lockerer Verbindung die einzelnen Sätze aneinanderreihend, ganz wie die alten Epiker, denen er auch in den weichen Formen — den gedehnten Endungen der vocalvollen ionischen Mundart sich anschließt, wo-

durch der Einklang seines Geistes und seiner Sprache so wohlthuend und befriedigend zur Vollerscheinung kommt. Wie mochten die Griechen sich des Werkes freuen, wenn er bei den Nationalfesten daraus vorlas!

Thukydides erlebte den peloponnesischen Krieg, dessen weltgeschichtliche Wichtigkeit er beim Beginn erkannte, als Zeitgenosse, anfangs in Athen, dann wegen eines mislungenen Unternehmens gegen Brasidas verbannt außerhalb der Vaterstadt, in die er nach dem Sturze der 30 Tyrannen zurückkehrte, um aus den Aufzeichnungen die er während der ganzen Zeit gemacht, das Werk zu vollenden, das sich indeß in acht Büchern nur über 21 Jahre erstreckt. Thukydides ist ein Sohn der perikleischen Zeit, ihrer gediegenen Kraft, ihres freien überschauenden Geistes. Er ist auf die Gegenwart, auf die menschlichen Handlungen gerichtet, aber nicht blos auf das Was, auf das Gegenständliche und Begebenheitliche als solches, wie der Epiker, sondern er fragt mit philosophischem Sinne nach dem Warum, nach den Gründen und Bedingungen, und entwickelt wie ein Dramatiker die Ereignisse aus den Charakteren und Gesinnungen der Individuen und aus der Weltlage; die Geschichte selbst ist ihm eine Tragödie, in welcher zwei Parteien auf Tod und Leben miteinander ringen um ihre Kräfte, Rechte und Principien einseitig durchzusetzen und zur Herrschaft zu bringen, während sie sich zum Wohle des Ganzen, des gemeinsamen Vaterlandes, einigend durchdringen sollten. Die Quellen für Thukydides sind nicht Bücher, sondern er schöpft aus dem Leben selbst; daher die Frische seiner Auffassung; aber er prüft die Glaubwürdigkeit seiner Zeugen, er forscht mit kritischer Strenge nach der Wahrheit, und hat sich das Lob verdient daß kaum eine Periode der Geschichte nach Anlaß, Verlauf und Ergebniß so klar vor unsern Augen steht als die von ihm beschriebene. Das war aber nur möglich indem er neben der sorgsamen Untersuchung des Einzelnen auch den Gedanken des Ganzen erfaßte und von der Idee aus das Besondere zu ordnen verstand, indem er in eigener großer Seele den Proceß der Zeit und das Geschick der Heimat mit durchlebte; darum konnte man den Eindruck seines Werkes mit dem treffenden Worte bezeichnen: „Es ist, wenn man Thukydides liest, als ob nicht Thukydides, sondern die Geschichte selbst spräche.“ Diese Objectivität ist wiederum echt hellenisch; und in der ruhigen leidenschaftslosen Würde der Darstellung erinnert uns das Werk an Perikles auf der Redner-

bühne und an die Hoheit und Seelenklarheit der Göttergestalten des Phidias.

Im öffentlichen Leben der Griechen spielten die Reden der Staatsmänner eine hervorragende Rolle und waren selbst geschichtliche Mächte und Ereignisse; darum führt auch Thukydides die leitenden Charaktere häufig redend ein, und zwar auf doppelte Weise, sowol um wirklich gesprochene bedeutende Worte zu überliefern, dann aber auch um ihnen in den Mund zu legen was sich von ihrem Standpunkt aus über die Lage der Dinge, über ihre Zwecke und Absichten sagen ließ, wobei er vieles in der Wirklichkeit Auseinanderliegende einigend zusammenfaßt. Er motivirt durch die Reden welche die Gesinnungen und Bestrebungen der Staatsmänner, Parteien und Staaten darlegen, die daraus folgenden Handlungen, und erweist sich auch damit als ein Dramatiker; er zeichnet die Charaktere, aber so daß sie innerhalb der Einheit seines eigenen Stiles in leise schattirten Tönen sich aussprechen. Er versetzt sich in die Denkweise der Personen, und läßt sie nach ihrer Geistesart handeln und reden. Auch Otfried Müller gesteht daß ein Theil dieser bewunderungswürdigen Fähigkeit der durch die Sophisten gepflegten Bildung verdankt werde, in deren Schule man für beide Parteien sprechen lernte; wir nennen mit ihm die Anwendung, welche Thukydides von dieser Kunst macht, die heilsamste und beste; und ohne dies Vermögen sich in verschiedene Denkweisen zu versetzen und jeder ihre Begründung und Berechtigung angedeihen zu lassen ist eine gerechte Geschichtschreibung so wenig möglich als eine wahrhaft dramatische Dichtung und eine den Kampf der Gegensätze versöhnend ausgleichende und in der vollen Wahrheit überwindende Philosophie.

Die sprachliche Darstellung entspricht auch bei Thukydides durchaus der innern; seine Wahrheitsliebe führt ihn im Wortgebrauch zum scharfen und kernhaften Ausdrucke, zur rasch und sicher treffenden Bezeichnung; das sinnschwerste Wort hat auch die bevorzugte Stellung im Satze; die Sätze stellen sich antithesisch gegeneinander wie die Gedanken, wie die streitenden Gewalten, um ihre Kraft zu messen und zugleich ermessen zu lassen; und wie verschiedene Bestrebungen von verschiedenen Seiten her auf ihr Ziel losgehen und in einem Ergebniß zusammentreffen, so läßt auch Thukydides mannichfache begründende Sätze in einem gemeinsamen Schlusse gipfeln, oder er läßt sie aus einem großen Anfangsgedanken sich entfalten, gerade wie ein Ereigniß oft plötzlich

eintritt, dann aber der scharfsichtige Beobachter die Wurzeln seiner Bedingungen in der Vergangenheit in die Tiefe dringend verfolgt. Dieser Stil der Sprache und des Denkens setzt im Schriftsteller wie im Leser eine energische Spannkraft des Geistes voraus, und so ist denn Thukydides nicht mehr wie Herodot ein Erzähler für das Volk, sondern für die kleinern Kreise der Gebildeten, die sich seit seiner Zeit auch in Griechenland von der Menge abhoben; er wirkt nicht wie jener durch die Wunder der Ferne und die Größe der Gegenstände auf Einbildungskraft und Gefühl, sondern durch Fülle des Gedankengehalts und Reichthum der innern Erfahrungen auf den Verstand. In der Verkettung von Ursachen und Wirkungen, von Gesinnung, That und Geschick stellt er das menschliche Leben dar, und das Göttliche waltet unsichtbar darüber und darinnen wie der weltordnende Geist des Anaxagoras. Thukydides hat erreicht was er mit seinem Buche wollte: es sollte nicht wie ein Vortrag zur Unterhaltung und Ergötzung des Augenblicks sein, sondern ein Besitzthum für immer.

Zieht man die Dichter zur Vergleichung heran, so nenne ich den Herodot doch immer lieber den Homer der Geschichte als ihren Aeschylos, obwol er mit diesem die Idee vom Sturze des Uebermuths gemeinsam hat, und obwol auch der Tragiker den Kampf von Persien und Griechenland zu einem seiner Stoffe nahm. Aber die ganze Weise Herodot's ist noch episch, erst bei Thukydides erkennt man den durch die dramatische Poesie gebildeten Darsteller, und er ist in der Klarheit und Sicherheit der Charakterzeichnung, in der Entwickelung der streitenden Rechte, des innern Conflicts, in der Betonung des Reinmenschlichen und Sittlichen, sowie in der Entfaltung und Vollendung des Ganzen aus der Einheit der Idee ganz und bis ins einzelnste hinein der Sophokles der Geschichte. Dagegen fehlt bei aller Feinheit und Anmuth im besondern bei Xenophon wie bei Euripides die Hoheit und Tiefe der Grundanschauung; wie dem erstern die Geschichte, so wird dem andern die Mythe zum Mittel um seinen Witz zu zeigen, seine Regeln der Moral und Lebensklugheit darzuthun, statt die eigenen Ideen und Lehren der Geschichte oder der Mythe darstellend zu entwickeln. Xenophon hat den Umgang des Sokrates genossen, und seine Denkwürdigkeiten des Philosophen schildern uns die attische Gesellschaft und ihre Bildung sehr anziehend und reizvoll, aber er hat den eigentlichen Gehalt des sokratischen Denkens

nicht erfaßt, vielmehr das Nützliche zum Zweck und Maß aller Dinge und Verhältnisse gemacht, und selbst ideale Güter wie Freundschaft, Vaterland und Religion nach ihrem Vortheile und ihren Annehmlichkeiten für das gewöhnliche Leben gewürdigt und sie damit entwürdigt. Er sah die Verwirrung und Verwilderung der Demokratie im peloponnesischen Kriege und stellte in einem historischen Roman, der Kyropädie, die Erziehung des Kyros und die Gründung des persischen Reichs als ein politisches Ideal hin: ein wohlgesinnter Herrscher lenkt den Staat wie eine Maschine und stiftet von oben herab das Glück der Unterthanen, die er friedlich wie eine Heerde Schafe regiert. Vortrefflich bemerkt Schlosser: „Zu Herodot's Zeit, wo die Kraft und Selbständigkeit der Bürger die eigentliche Seele des Staats war, wo die Individualitäten der einzelnen, gerade weil sie frei walteten, einander in Schranken hielten, Religion und Gesetz aber die Wächter der Sitte und Ordnung waren, wäre ein solcher Gedanke gewiß niemand in den Sinn gekommen, derselbe würde im Gegentheil allen lächerlich erschienen sein." Schlosser vergleicht dabei die Kyropädie mit Fénélon's Telemach, der seine gefühlvollen Figuren dem steifen Hofwesen und dem Streben nach Kriegsruhm unter Ludwig XIV. entgegenstellt. Beide Schriften sind durch einen stets gehaltenen Ton der Ruhe und Würde, sowie durch das Auftreten vieler freundlicher Gestalten und einer größern Anzahl guter Menschen als man im Leben zu sehen gewohnt ist, höchst anziehend; außerdem leisten aber bei Xenophon der leichte Fluß der Rede und eine liebliche Verbindung der einzelnen Sätze zu klaren und volltönenden Perioden ebendasselbe was bei Fénélon durch die Reinheit der Sprache, die fließende poetische Prosa und die Aufnahme von so viel Homerischem bewirkt wird als die Franzosen nach dem Charakter ihrer Bildung vertragen können. — Xenophon wagte es das Werk des Thukydides fortzusetzen und die allgemeine Geschichte Griechenlands bis zur Schlacht von Mantinea zu schreiben; aber statt die Erkenntniß und die Darstellung der menschlichen Natur zu erstreben, setzt er sich den Zweck die Vorzüglichkeit der spartanischen Verfassung ins Licht zu stellen und mit diplomatischer Zurechtmacherei die Spartaner zu beschönigen; er will moralische Lehren einschärfen, eine bestimmte Regierungsweise als Muster aufstellen und empfehlen, eine andere zum warnenden Beispiel machen. Er erzählt die Unterdrückung seines Vaterlandes durch die Tyrannei der Spartaner

ohne einen Ausdruck von patriotiſchem Gefühl in einer eleganten Manier, wie ſolche den Mangel an ſittlicher Entſchiedenheit und Größe für parteiloſe Objectivität auszugeben pflegt.

Ganz anders erſcheint uns Xenophon in der Anabaſis, wo er ohne Nebenabſicht uns in der Erzählung vom Kampf des jüngern Kyros und dem Rückzug der 10000 Griechen ein ſchlichtes und klares Bild ſeiner perſönlichen Erlebniſſe gibt, ſeine eigene thätige Theilnahme beſcheiden und würdig einführt und im unbewußten Gegenſatze zur Kyropädie die Ueberlegenheit der freien und ſelbſtändigen Hellenen über das orientaliſche Weſen und ſeine von oben herab geleiteten Maſſen veranſchaulicht. Durch Trug und Mord entreißen die Perſer den Griechen ihre Heerführer und meinen die tapfere Schar nun in ihrer Hand zu haben; aber ſofort erſtehen aus den gebildeten Männern, wo jeder einem Offiziere gleicht, neue und der Lage gewachſene Leiter, und Xenophon's Rede bringt ſie raſch zum Entſchluſſe ſich mit dem Schwerte den Weg in die Heimat zu bahnen; er iſt die Seele dieſer Unternehmung, die äußerlich der Spartaner Cheiriſophos lenkt, und zeichnet alle Thaten, Erfahrungen und Entdeckungen treu und einfach auf. Hier haben wir den echten Kern der auch im Xenophon vorhanden war, und ſo iſt auch der Stil ungeſchminkt, klar und wohlgefällig.

Die Philoſophie des Geiſtes. Anaxagoras. Die Sophiſten. Sokrates und die Sokratiker. Platon.

„Der da lehrte daß der Geiſt wie in den lebendigen Weſen ſo in der Natur die Urſache der Welt und ihrer Ordnung ſei, ein ſolcher erſchien wie ein Nüchterner unter Träumenden" — ſagen wir mit Ariſtoteles von Anaxagoras. Es war nach den Perſerkriegen daß er und mit ihm die Philoſophie aus Kleinaſien nach Athen einwanderte, und Perikles gehörte zu den Freunden des Denkers. Anaxagoras erkannte daß das bewegende und geſtaltende Princip der Welt die Vernunft ſein müſſe, da es ein leeres Gerede ſei den Zufall oder ein blindes Verhängniß für den Grund des Schönen und Guten anzunehmen. Sein Buch über

die Natur begann: „Zuſammen waren alle Dinge, da kam der Geiſt und ordnete.“ Er ſah mit ſeinen ioniſchen Vorgängern daß in der Wirklichkeit kein Ding aus Nichts entſteht oder zu Nichts wird, ſondern daß überall vielmehr eine Veränderung, eine Scheidung und Verbindung des Seienden vor ſich geht, das an ſich weder vermehrt noch vermindert wird. So war ihm denn einmal das Uranfängliche, der Stoff, in einem chaotiſchen Durcheinander der Samen und Lebenskeime aller Dinge, und ſolche bezeichnete er als gleichtheilige (Homöomerien), denn jegliches habe an jeglichem theil, alles ſei in allem und könne aus allem werden, und es ſei in jedem Beſondern eine Eigenſchaft die vorherrſchende, die ihm ſeine Eigenthümlichkeit gebe. Gleich urſprünglich aber war dem Anaxagoras ein anderes Princip, das den Stoff bewegt, unterſcheidend und ordnend die unendliche Fülle deſſelben durchdringt, im Umſchwunge der Gegenſätze das Lichte und Finſtere, das Dichte und Lockere, das Warme und Kalte, das Trockene und Feuchte auseinander und dann wiederum miteinander in die mannichfachſte Wechſelwirkung treten läßt. Dies Princip iſt der Geiſt (νοῦς), in ſich einig und rein, immateriell, aber aller materiellen Dinge mächtig, in ſich unendlich und für ſich ſeiend, ſelbſtherrſchend. Er erkennt alles, er weiß zweckſetzend auch das Vergangene und Zukünftige aufeinander zu beziehen, und bewältigt das Stoffliche in fortſchreitender Wirkſamkeit. „Was eine Seele hat, eine höhere oder niedere, über alles herrſcht der Geiſt, und über das ganze Univerſum, das er von Anfang an bewegte. Und zuerſt begann er den Umſchwung vom Kleinen, dann ſchwang er mehr um und wird immer mehr umſchwingen. Und er weiß alles, das Vermiſchte wie das Unterſchiedene, und was geworden iſt und was werden ſoll, und was jetzt iſt, alles ordnet der Geiſt, wie auch die Umkreiſung in welcher ſich die Sonne und die Sterne bewegen. Er hat in jegliches jegliche Einſicht, und erweiſt ſich wirkſam in allem Lebendigen und Beſeelten, denn ihm wohnt er inne.“

So iſt der freiwaltende ſelbſtbewußte Geiſt als das Göttliche, als der Grund der Weltordnung, als die Urſache des Schönen und Guten und Wahren erkannt; Himmel und Erde ſind die Offenbarung ſeiner Macht und Weisheit. Und dieſer Einſicht froh ſagt der Denker daß das Leben beſſer ſei als das Nichtſein, während Heraklit's melancholiſcher Sinn die Geburt als etwas Unglückſeliges betrachtete, da ſie nur eine Geburt zum Tode

wäre, und Parmenides meinte es wäre beſſer im Schoſe des Einen begraben zu bleiben. Anaxagoras ſah in der Welt ſein Vaterland und fand ſein Glück in der Betrachtung des Himmels und der Weltordnung. Aber die Athener klagten ihn an daß er an die Stelle des ſeine Roſſe lenkenden Sonnengottes den Umſchwung einer feuerglühenden Steinmaſſe ſetze, daß er Erſcheinungen natürlich erkläre welche den Prieſtern für Wunderzeichen gälten; und in der That brach er mit der mythiſchen dichteriſchen Naturanſchauung, und während ſeine Größe in der Erkenntniß des Geiſtes als des bewegenden, bildenden, beherrſchenden Princips beſteht, liegt ſeine Grenze oder ſein Mangel darin daß er denſelben nun ganz von der Natur oder dem Stoffe getrennt hielt, wodurch er dem Dualismus verfiel. Im Geiſte ſelber einen Naturgrund und in dieſem den Quell der materiellen Welt und des Stoffes für die Formen der Schöpferkraft zu finden und damit Einheit im Unterſchiede, Unterſchied in der Einheit ſelbſt zu haben, das wird die höhere Löſung ſein. Anaxagoras wich aus Athen und zog ſich nach Lampſakos zurück, und dort ward ihm zu Ehren ein Altar des Geiſtes und der Wahrheit errichtet. Mit Recht. Denn in Anaxagoras hat das philoſophiſche Denken jene Wahrheit von Gott als dem Geiſte gefunden, die als religiöſe Offenbarung das Erbtheil der Iſraeliten war, wo ſie im Gewiſſen Abraham's und Moſes' erleuchtend aufgegangen und von den Propheten immer klarer, reiner und umfaſſender dem Volke eingeprägt worden war. Anaxagoras hat das ſittliche Gebiet, in das hier der Einblick ſich eröffnet, noch nicht betreten, aber die Pforte zu ihm aufgethan.

Anaxagoras hatte die Vernunft als das Kriterium bezeichnet und den Satz ausgeſprochen: die Dinge ſeien einem jeden das wofür er es nähme. Seither hatten die Weiſen ſich unbefangen den Gegenſtänden hingegeben, jetzt, nachdem die Subjectivität, der Geiſt, als Princip erkannt war, begann er über ſich ſelbſt nachzudenken und zu gewahren wie die aufnehmende Perſönlichkeit Antheil habe an dem Bilde der Welt, das ſie im Bewußtſein hervorbringt. Da die Geſchichte überhaupt durch Gegenſätze voranſchreitet und ein neuer Gedanke gern ſeine Tragweite dadurch erprobt daß er ſich für die alleinige und ausreichende Wahrheit gibt, ſo lag es nahe jetzt einmal die Subjectivität ausſchließlich zu betonen, alles als blos ſubjectiv zu betrachten und in ihre Macht zu ſtellen. Das thaten die Sophiſten. Der Name be-

zeichnet urſprünglich den Mann der im Beſitz des Wiſſens iſt, während Pythagoras ſich nur für einen Freund der Weisheit, einen Philoſophon, erklärt hatte; im Gegenſatz ihrer Einſeitigkeit und Ausartung aber ward das Wort bald für jene gewiſſenloſe Scheinweisheit gebraucht, die in gleicher Weiſe für alles ihre guten oder ſchlechten Gründe hat. Die Sophiſten waren Lehrer der Beredſamkeit, Begründer der Rhetorik. Aber der Rede muß das Denken vorausgehen, darum mußten ſie daſſelbe üben und ſchärfen. So wurden die Sophiſten die Begründer der Verſtandesbildung in Griechenland, und ſie vergleichen ſich den Aufklärern, Freidenkern und Encyklopädiſten des 18. Jahrhunderts. Die Subjectivität wollte ſich geltend machen; ſo traten ſie auch äußerlich mit dem Beſtreben auf, ſich zu zeigen und Aufſehen zu erregen. Sie ſahen in dem Menſchen, in ſeinen Gedanken und Zwecken das Höhere gegenüber der Natur, und wandten darum ihr Augenmerk auf die menſchlichen Verhältniſſe und die Fertigkeit im Denken und in der Rede; die dialektiſche Gewandtheit, welche die Dinge von verſchiedenen Seiten betrachtet, ward das Ziel der Bildung, kraft welcher die Perſönlichkeit die Welt nach ihr ſelber bemeſſen und nach ihrem Belieben behandeln ſollte. Wie der Wille in der Willkür ſeine Freiheit auch gegen das Geſetz zu bethätigen meint, ehe er lernt in ſich ſelber das Geſetz zu finden, ſo ſtellte ſich auch hier die Subjectivität über das Herkommen, über die Satzungen der Religion und Sitte, die ja auch ihr Erzeugniß ſchienen, und das wohlverſtandene Intereſſe des einzelnen galt als der letzte Grund und Zweck des menſchlichen Lebens. Keineswegs wollten damit die Sophiſten überhaupt der Irreligioſität oder Frivolität das Wort reden; vielmehr die Tugend, die erfahrene Tüchtigkeit in privaten und öffentlichen Verhältniſſen zu lehren zog Protagoras einher, und Platon ſelbſt, der entſchiedene Gegner, läßt ihn ſagen: die Tugend ſei weit das Schönſte, und es ſei ſicherer, nicht allein für den Augenblick, ſondern für ſein ganzes Leben zu erklären daß weder alles Angenehme gut, noch alles Gute angenehm ſei; und Prodikos, in deſſen Umgang auch Sokrates gern ſich bildete, ſtellte in ſeiner Erzählung von Herakles am Scheideweg die Tugend und die Sinnenluſt dar wie ſie um die Seele des Menſchen ſtreiten, aber er ließ den Helden den ſteilen Weg der Tugend wählen. Doch lag der Misbrauch nahe und blieb nicht aus. Sind Religion und Geſetze von uns gemacht, ſo ſteht es bei uns ſie anzuerkennen

oder zu ändern, so sind sie das Spinngewebe das die schwachen Fliegen fängt, von den starken Wespen aber durchbrochen wird, und der Glaube ist eine Erfindung der Klugen um über die Dummen leichter zu herrschen, und eine gewissenlose und tyrannische Natur wie Kritias verstand nun auf solche Art die eigene Schlechtigkeit zu beschönigen. Gerade die reiche und gottlose Jugend, die damals im peloponnesischen Kriege zu gottlosen Banden und Bünden sich zusammenthat und den Staat zerrüttete und für sich ausbeuten wollte, zog sich solche verderbliche Folgerungen.

In philosophischer Hinsicht haben wir Protagoras und Gorgias zu nennen. Jener, ein Abderite, betrachtete mit Heraklit den ewigen Fluß und Wechsel des Lebens, und schloß daraus daß es überhaupt nichts Festes, nichts Allgemeingültiges gebe, sondern der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden wie sie sind, der nichtseienden wie sie nicht sind. Es liegt darin die große Einsicht daß nur das Selbstseiende das wahre Sein, daß ohne eine empfindende und erkennende Subjectivität das Gegenständliche gar nicht als solches zu bezeichnen, daß es so gut wie gar nicht da ist, — die Einsicht daß jeder Mensch im Zusammenwirken der äußern Eindrücke mit seiner eigenen Persönlichkeit sein Weltbild sich erzeugt, seine eigene Welt in sich trägt. Jeder bemißt die Dinge danach wie sie ihm erscheinen, ihm zusagen. — Der Sicilianer Gorgias setzte die Dialektik fort mittels welcher die Eleaten die Widersprüche der Erscheinungswelt hervorgehoben, um statt der Vielheit und des Werdens das eine ewige Sein als das wahre Wesen darzuthun. So hatte Zenon die Behauptung bewiesen daß der fliegende Pfeil ruhe, daß Achilleus die Schildkröte nicht einholen könne, weil erst die Hälfte des Wegs zurückgelegt werden müsse, diese immer aber wieder ihre Hälfte habe; die Bewegung sei also nur Schein. Von da an gefiel die Sophistik sich in allerhand Trug- und Fangschlüssen, die von einer ungeprüft zugestandenen Annahme aus durch überraschende Folgerung den andern verdutzt und lächerlich machten, oder auch häufig auf die Zweideutigkeit der Worte sich gründeten. Vielfach wird auf spitzfindige Art ein Satz und Gegensatz bewiesen und der Geist damit auf formal logische Weise geübt und geschult. Gorgias suchte auf eine scharfsinnige Weise, die bereits an die Kantischen Antinomien der Vernunft anklingt, die Widersprüche darzuthun die im Begriffe des Seins selber liegen, mag man es als Einheit oder Vielheit, ewig oder geworden, endlich oder

unendlich betrachten; dann schloß er weiter, weil der Gedanke und die Rede von der Sache verschieden sei, könne man das Seiende als solches weder erkennen noch einem andern mittheilen. Damit war allerdings ein blos subjectives Meinen möglich und die einzelne Persönlichkeit erhielt die Aufgabe das was ihr gutdünkte auch den andern wahrscheinlich zu machen.

Ist der Geist einmal zu sich selbst gekommen, hat die Macht des Nachdenkens einmal sich der Autorität entzogen, dann ist es vergeblich, eine Umkehr zum Herkömmlichen zu predigen, dann gilt es vielmehr in der Vernunft selber und im Gewissen das Allgemeine und Gewisse zu finden und durch freie Ueberzeugung zum Idealen, zum Guten und Göttlichen als dem Vernunftgemäßen hinzuführen; dann gilt es das prüfende Denken gegen alle Vorurtheile und gewöhnliche Annahmen zu wecken, damit in eigener Geisteskraft jeder die allgemeine Wahrheit sich erzeuge und zum Bewußtsein bringe. Das erkannte, dafür lebte und starb Sokrates. Wie ein Blitz war in seiner Seele das Wort des delphischen Gottes eingeschlagen: Erkenne dich selbst! Er führte die Philosophie von der Betrachtung des Himmels und der Natur zur Erforschung des Menschen, er ward der Begründer der Ethik, der Wissenschaft vom sittlichen Geist; wie das Leben so das Denken, wie das Denken so das Handeln, war sein Spruch; das Wahre und Gute war ihm eins, ihr Quell die eine göttliche Vernunft, die sich als Weisheit und Güte im All offenbart, an deren Wesen der Mensch theilhat.

Sokrates war gründlich durch das Studium der vorhergehenden Philosophen, eines Heraklit, Parmenides, Anaxagoras gebildet. Er selber hat keine Schriften hinterlassen; wie er eine lebendige Persönlichkeit des Erkennens war, so galt es ihm auch darum, statt fertige Lehren wie Satzungen mitzutheilen, in den Schülern vielmehr den freien Trieb für das eigene Wahrheitsfinden zu erwecken, sie mehr durch Fragen zum Nachdenken zu bringen als durch Vorträge zu unterrichten, und wir würden in Verlegenheit über seine Ideen sein, wenn nicht Aristoteles uns den Maßstab gäbe um aus den populären und mitunter trivialen Darstellungen Xenophon's und den tiefsinnigen Dialogen in welchen Platon die Ansichten seines Lehrers fortentwickelt hat, das Echtsokratische zu erkennen. Gegenüber den Vorurtheilen und ungeprüften Meinungen der Menschen auf der einen Seite, und auf der andern gegenüber der sophistischen Behauptung daß die

subjectiven Empfindungen und Vorstellungen der einzelnen das Maß der Dinge seien, suchte und fand Sokrates ein allgemeingültiges, objectives Wissen in der gemeinsamen Vernunft und in den Begriffen, die sie bildet, wenn sie aufsteigend vom Besondern und den wechselnden Erscheinungen das Eine und Bleibende in ihnen erfaßt und dadurch die Wirklichkeit erkennt und ihren Begriff bestimmt. Sokrates begründete das wissenschaftliche Verfahren der Begriffsbildung durch Induction und Definition; alles Wissen beruht auf ihr, und die Wahrheit liegt darin daß der Vernunftbegriff nicht vom Wesen der Dinge getrennt, sondern dieses in ihm erfaßt wird. Wie auch die Gegenstände verschieden sein und wechseln mögen, Sokrates brachte es zum wissenschaftlichen Bewußtsein daß ihnen bleibende Gesetze, allgemeine Formen zu Grunde liegen, kraft welcher viele Einzelne der Gattung zusammengefaßt werden, sodaß sie als besondere Beispiele des Gattungsbegriffs betrachtet werden können, der in aller Mannichfaltigkeit der eine, in aller Veränderung der Dinge sich gleich bleibt. Diese allgemeinen Ideen aus der Fülle der Sinneseindrücke denkend zu gewinnen und durch sie das Wesen der Erscheinungen zu bestimmen war nun die Sache des Geistes. Die göttliche Vernunft ist im Vollbesitz des Wissens, für uns aber ist es zunächst eine Aufgabe, und angesichts ihrer Unendlichkeit begann Sokrates mit dem Bekenntniß: er wisse daß er nichts wisse, aber zugleich mit dem rastlosen Triebe zum Wissen zu gelangen; er entdeckte das Princip, er fand den Weg und die neue Welt, von der zunächst Platon und Aristoteles Besitz ergriffen, und alle freien Forscher in der Philosophie sind seine fortarbeitenden Nachfolger. Ihm galt es zuvörderst um Selbsterkenntniß, um Sittlichkeit. Und das Sittliche war ihm das Vernünftige, oder die Tugend selber war ihm ein Wissen. Denn ein ganzer Mensch wie er war und erfüllt von der ganzen Macht der Erkenntniß, hielt er es für unmöglich daß jemand gegen sein besseres Wissen handle, für nothwendig daß die Einsicht des Rechten die widerstrebenden Begierden überwinde, und das ist sein Verdienst daß er das Wesen der Sittlichkeit in die vernünftige Selbstbestimmung, in die selbstbewußte Gesinnung setzte, denn nur wer mit dem Bewußtsein der Pflicht gut handelt ist gut, nicht wer das Rechte bewußtlos thut. So ist die Tugend allerdings ein Wissen, aber Sokrates beachtete zu wenig die Triebe und Neigungen, die Willens- und Gemüthsrichtungen, die sich schon vor der Ent-

wickelung des freien Selbſtbewußtſeins gebildet haben, und verirrte ſich zu der einſeitigen Uebertreibung ſeines Princips, daß er meinte wiſſentlich Unrecht thun ſei beſſer als unwiſſend, während er doch in ſeinem edeln Sinne lieber Unrecht leiden als Unrecht thun wollte, und nicht blos den Freunden Gutes erweiſen wollte, ſondern auch die Feinde ſo behandeln daß ſie zu Freunden würden. Unwiſſenheit war ihm der Grund aller Fehler, und niemand, meinte er, thue wiſſentlich das Böſe, weil ja das für ihn ſelber ein Uebel ſei. Er glaubte daß niemand fromm, patriotiſch oder tapfer ſein und handeln könne, der nicht wiſſe was Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Muth iſt, und daß es darum Pflicht ſei die Begriffe denkend zu erkennen; dahin zu führen hielt er für ſeine Miſſion. — Hier tritt die Ueberſchätzung des Denkens, des Begriffs deutlich zu Tage. Der Geiſt der zum erſten mal das Weſen des Gedankens, ſeine Formen und Geſetze erfaßte, glaubte in ihnen auch unmittelbar alle Realität und die Macht über die Wirklichkeit zu haben, die Natur der Dinge, das Eigenthümliche des Willens und ſittlichen Handelns ward dem rein Logiſchen untergeordnet als ob alles in demſelben begriffen ſei.

Selbſtbewußte ſittliche Geſinnung, Vernünftigkeit iſt Tugend und alle Tugend, die verſchiedenen Tugenden ſind nur beſondere Formen ihrer Uebung nach verſchiedenen Verhältniſſen, lehrt Sokrates weiter; ſie begründet das Glück des Menſchen, in der Erkenntniß und im Vollbringen des Guten hat die Seele die Seligkeit. Sinnenluſt und Eigennutz ſind daher nicht die rechten Beſtimmungsgründe für ihn, wenn er auch damit beginnen mochte nachzuweiſen wie das Gute zugleich das Angenehme und Nützliche ſei. Alle Weſen verlangen daß ihnen wohl ſei, das kann und ſoll auch die Idealphiloſophie anerkennen, nur wird ſie das Glück nicht in das Vergängliche, Aeußere, Scheinſame ſetzen, ſondern mit Sokrates in die ſittliche Selbſtgenügſamkeit, in die ſittlich ſelbſtbewußte Lebensvollendung, in die Liebe.

In der Selbſterkenntniß, lehrt Sokrates weiter, ergreift die Seele auch ein Göttliches in ſich. Wir erkennen die göttliche Vernunft in der Ordnung der Welt, in der zweckmäßigen Geſtaltung der organiſchen Weſen, in der Fürſorge für uns; durch Weisheit und Tugend erheben wir uns zu ihr. So verknüpft er das Wiſſen und das Gute mit der Religion, und die Menſchen zur Vernunft zu bringen betrachtet er als ſeine göttliche Sendung, als einen Lebensberuf dem er ſich mit religiöſem Eifer

unterzog. Ein delphiſcher Orakelſpruch, der ihn für den Weiſeſten erklärte, brachte ihn nach peinlichem Geiſteskampfe dazu ſeine Weisheit an der Weisheit anderer zu prüfen, und wie er im beſten Fall ein bewußtloſes Verfahren, ein inſtinctives Treffen des Rechten, meiſt aber Vorurtheile, blinde Annahmen und einen leeren Erkenntnißdünkel fand, da beſchloß er unter das Volk zu treten um alle und wo es auch ſei zur Selbſtprüfung anzuregen, das Streben nach dem vernünftigen Wiſſen zu erwecken; ſo ward er ein unermüdlicher Menſchenbildner, der durch Selbſterkenntniß und Einſicht zur Tugend führte und gleichmäßig durch ſein Wort wie durch ſein Beiſpiel von dem Jagen nach Beſitz und Genuß zur Selbſtbeherrſchung und ſittlichen Lebensweisheit führte. Der Zauber ſeiner Perſönlichkeit war erſtaunlich, niemand war ihm in der geiſtvollen Rede, in der anregenden Frageſtellung gewachſen. Sein Bekenntniß des Nichtwiſſens ruhte auf der Ueberzeugung daß die philoſophiſche Wahrheit kein fertiger Beſitz, kein äußerlich überlieferbares Dogma ſei, ſondern in freier Selbſtthätigkeit des Geiſtes immerdar erzeugt werde. Damit trat er zu den Menſchen heran, ſcheinbar um ſich von ihnen belehren zu laſſen, und ſeine Ironie beſtand darin daß er auch ſcheinbar auf ihre Meinungen einging, als ob ſie das Rechte wären, bald aber durch Kreuz- und Querfragen, durch Beiſpiele, durch Einwürfe das Ungenügende, Unzulängliche derſelben nachwies, um damit zunächſt auch die andern zum Gefühl ihres Nichtswiſſens, zur Einſicht von der Nothwendigkeit einer neuen Wahrheitsforſchung zu bringen. Wenn er ſo die Nebel der Einbildung zerſtreute und den Geiſt in Unruhe und Spannung verſetzte, ſo verglich man das dem Berühren des Zitteraales; wie vom elektriſchen Schlage getroffen fühlte der Hörer aus Zweifel und Unbehagen eine Sehnſucht nach Licht und Wahrheit erwachen, und dieſen Zuſtand des Gemüths nannte nun Sokrates eine geiſtige Schwangerſchaft, und wie er, der Sohn des Bildhauers, ein Seelenbildner geworden, ſo ſagte er daß er von ſeiner Mutter die Hebammenkunſt habe, dem in den Geburtswehen des Gedankens ringenden Geiſte unterſtützend und helfend zur Seite zu ſtehen, und die zur Welt gebrachte Frucht ſofort zu prüfen ob ſie lebensfähig ſei. Er ließ in ſeinem Geſpräche die Jünger durch gemeinſame Arbeit mit ihm die Wahrheit ſelber finden.

So wirkte Sokrates in der Originalität ſeines Geiſtes und in der Stärke ſeines Charakters wie kein anderer; arm und

bedürfnißlos blieb er diesem Berufe treu ohne sich seinen Bürgerpflichten zu entziehen; sondern dreimal im Felde als Krieger und einmal als Vorsteher im Rathe bewährte er seinen besonnenen Muth, seine Geistesgegenwart, dort Freunden ein Lebensretter, hier der Menge entgegentretend, die nach der Schlacht bei den Arginusen die Feldherren auf verfassungswidrige Weise verurtheilen wollte. Froh mit den Fröhlichen wußte er auch in der Fülle des Genusses bei sich selbst zu bleiben und beim Becher ein Wort der Weisheit zu reden. Wie er die Vertiefung der Subjectivität in sich selbst lehrte, so konnte er von einer Idee erfaßt Stunden, ja Tage oder Nächte lang in sich versunken und der Welt vergessend dastehen. Wie er das Innere vom Aeußern unterschied, so stand er nicht mehr in der naturwüchsigen Harmonie der hellenischen Schönheit, sondern hatte die Seelenruhe erst den Leidenschaften abzukämpfen und sogar häßliche Züge des Gesichts durch einen edeln Ausdruck zu überwinden und zu verklären. Einer Silenosherme vergleicht ihn darum Alkibiades in Platon's Gastmahl, die in der unförmlichen Hülle ein herrliches Götterbild birgt. Damit vergleicht er auch seine Reden: sie gingen vom Besondern aus um das Allgemeine zu finden und in dem Gewöhnlichen und gerade Vorliegenden eine höhere Wahrheit, einen tiefern Sinn zu entdecken; sie handelten äußerlich von Schmieden, Lastesel, Gemüse und ähnlichen Dingen, und wer ihnen folgte dem lösten sich die Räthsel des Lebens und offenbarte sich die eine alles durchwaltende göttliche Vernunft. Und statt der Naturorakel hörte er auf eine Götterstimme in der eigenen Brust. Denn nur von etwas Dämonischem, einem göttlichen Zeichen oder einer innern Stimme spricht die urkundlich echte Ueberlieferung bei Platon und Xenophon, und das Stadtgespräch wie die spätere Sage hat erst, wie gewöhnlich, einen Genius, Dämon oder Kobold mit allerlei Wundergeschichten daraus gemacht. Diese Stimme ist nicht das Gewissen, das auf selbstbewußte Weise das Wahre, Gute bezeichnet, sondern sie äußert sich über den Erfolg eines Vorhabens, sie bezieht sich also auf das was nicht durch die Vernunft erschlossen, sondern nur durch Erfahrung erkannt werden kann, und macht sich abmahnend vernehmlich, sodaß er ihrer Zustimmung sicher ist wenn sie schweigt. Wer auf sein Schicksal achtet der kann leicht mit Fichte und Jung-Stilling einer ihn führenden Vorsehung inne werden. Und Sokrates glaubte mit den Griechen an eine Kundgebung des göttlichen Rathschlusses

in Bezug auf die menſchlichen Unternehmungen; an die Stelle der äußern Wahrzeichen im Orakel trat ihm aber das innere, eine unwillkürliche ahnungsvolle Gemüthsregung. Dies Vorgefühl iſt etwas mehr als der individuelle Takt, der dem treuen und anhaltenden Beobachter der Welt und des Menſchenlebens am Ende gleichſam zum unwillkürlichen Beſtimmungsgrunde wird, — wie K. F. Hermann es erklärte; tiefer erfaßt Bunſen die Sache, wenn er an die hebräiſchen Propheten und ihr Schauen kraft des göttlichen Geiſtes erinnert, das ich I, 310 fg. beſprochen habe, und dabei bemerkt daß je ſelbſtändiger und gottinniger zugleich die ſittliche Perſönlichkeit ſich bildet, deſto leichter ſie auch eine Empfindung von dem haben könne was ihren Lebenszweck fördert oder hemmt; dieſe Empfindung thue als ſittlicher Lebenstrieb für den geiſtigen Menſchen daſſelbe was der thieriſche Inſtinct für den leiblichen Organismus, er warne vor Schädlichem, er halte von Solchem ab das an ſich nicht verwerflich, aber der Entwickelung der Pſyche nicht genehm iſt. Wir müſſen dabei nur bedenken daß wir in Gott weben und ſind, daß er ſich in uns offenbaren kann, weil er in uns innerlich gegenwärtig, weil wir ſeine Organe ſind, und daß überall das Große, der Begeiſterung Werk, in einem Zuſammenwirken göttlicher und menſchlicher Thätigkeit geſchieht.

Wir ſagen mit Hegel: „Sokrates ſteht vor uns als eine von jenen großen plaſtiſchen Naturen durch und durch aus einem Stück, als ein vollendetes claſſiſches Kunſtwerk, das ſich ſelbſt zu dieſer Höhe gebracht hat. Durch ſein Princip hat er einen Einfluß erreicht der noch jetzt durchgreifend iſt in Beziehung auf Religion, Wiſſenſchaft und Recht, — daß nämlich der Genius der innern Ueberzeugung die Baſis iſt die dem Menſchen als das Erſte gelten muß.“ Und zur Vollendung ſeines Lebens war ihm vergönnt ein Schickſal zu haben, das ihn ſeine Lehre mit dem Opfertode beſiegeln, die todüberwindende Macht der Idee, welche ihn beſeelte, für Mit- und Nachwelt bewähren ließ.

Daß Sokrates viele, die er geprüft und bloßgeſtellt, ſich zu erbitterten Feinden gemacht, ſagt er ſelbſt. Indem er forderte die herkömmlichen Anſichten zu bezweifeln und durch eigenes Nachdenken die Wahrheit zu finden, indem er die Vernunft zur Richterin über das Gute und Rechte erhob und die Geiſtesfreiheit, die Subjectivität in den Mittelpunkt des Lebens und der Wiſſenſchaft ſtellte, ſchien er gewiß nicht dem Ariſtophanes allein auf

gleichem Boden mit den Sophisten zu stehen und hauptsächlich ein Urheber der neuen Sinnesweise zu sein, welche eine leere Aufklärung an die Stelle des Volksglaubens, Selbst- und Genußsucht an die Stelle der Vaterlandsliebe setzte, und ihr Treiben mit gewandter Rede beschönigte. Aber so ungerecht dies Urtheil war, auch der wahre Sokrates vertrat ein anderes Princip als das seitherige Griechenland: an die Stelle der Sitte, des unmittelbaren Wirkens innerhalb der heimischen Ordnungen, des reflexionslosen Gehorsams der Gesetze trat der Autorität des Staats gegenüber die Entscheidung aus dem Innern des Selbstbewußtseins, die eigene Ueberzeugung, der kraft des Wissens sich selbst bestimmende Geist. Daß aber das noch zu Recht Bestehende sich zu behaupten strebt, darf uns nicht wundern, und im politischen Kampf der Gegenwart erfahrene Männer, der Engländer Grote, der Franzose Cousin, finden es vielmehr bemerkenswerth daß Sokrates erst so spät zur öffentlichen Verantwortung gezogen ward und daß die ihn verurtheilende Mehrheit eine so kleine war. Nur das perikleische Athen besaß im Alterthum diese Achtung für das Persönliche in seiner Eigenthümlichkeit; die Liberalität der demokratischen Gesinnung war auch für Sokrates während eines ganzen Menschenalters der ihn deckende Schild, anderwärts hätte man ihn früher zum Schweigen gebracht, und erst im 18. Jahrhundert hätte er wieder ungefährdet bleiben können. Daß man in Athen die Beamten aus den Bewerbern um die Ehrenstellen erloste, weil die allgemeine Bildung es gestattete und weil man die Parteiregierung vermeiden wollte, fand Sokrates so seltsam als ob man auch auf diese Art den Arzt, den Steuermann, den Handwerker annehmen wollte, statt ihn nach Kenntniß und Geschicklichkeit zu wählen. Als nun nach Vertreibung der 30 Tyrannen die demokratische Verfassung in Athen wieder gegründet worden, da erschien gerade den Männern die für sie gekämpft hatten und die eine Herstellung und Bewahrung des frühern Lebens, seiner Sitte und seiner Größe hofften, Sokrates gefährlich genug um eine Anklage gegen ihn ergehen zu lassen: daß er neue Götter einführe, die Jugend verderbe, und darum den Tod verdiene. Wenn Sokrates auch an den herkömmlichen Gottesdiensten Antheil nahm, daß ihm die Götter nur verschiedene Namen des Einen seien und daß dessen Stimme in seinem Gemüth ihm das Orakel geworden, konnte auch er nicht leugnen. Ebenso gab es Beispiele wie junge Leute durch ihn zu

Zweifel und Verwirrung und aus der rechten Bahn gekommen; die Freiheit ist ja stets gefahrvoll, und besonders machte man es ihm zum Vorwurf daß der ruchloseste und geistreichste der Tyrannen, Kritias, vormals sein Schüler gewesen. Die Vertheidigungsrede des Sokrates, wie sie Platon überliefert hat, läßt uns nun deutlich erkennen wie der fast siebzigjährige Greis (Sokrates war 469 geboren und starb 399 v. Chr.) voll muthiger Freudigkeit den Tod nicht fürchtet, sondern sich und seiner großen Sache getreu die Ueberzeugung hat daß er für sie sterbend ihr besser diene, als wenn er noch den kurzen Rest seines Alters für sie thätig bleibe. Er weist die Vertheidigungsrede zurück die ihm Lysias geschrieben, und legt mit edelm Freimuth vor den Geschworenen, nahe an 600 Richtern, sein ganzes Wesen dar, wie er kraft göttlicher Sendung die Menschen zur Selbstprüfung, zum Denken, zum vernünftigen Handeln anrege, wie die Erfüllung dieses seines Berufs zu den größten Segnungen für Athen gehöre, und daß er davon nicht ablassen, sondern Gott mehr als den Menschen gehorchen werde. Keine Wehklage, keine Bitte, wie sie üblich waren an die Richter, kommt über seine Lippen: er bekennt daß es vielmehr seine Pflicht sei sie zu belehren und zu überzeugen. Und so auch sprach nur eine Mehrheit von fünf oder sechs Stimmen das Schuldig aus. Der Strafantrag der Ankläger lautete auf Tod, das atheniſche Gesetz gestattete aber dem Verurtheilten selber ein anderes Strafmaß dagegen anzugeben, und das Gericht wählte dann zwischen beiden. Aber der Gegenvorschlag des Sokrates war daß er mit Unterhaltung auf Staatskosten im Prytaneum belohnt werden möge, das sei es was er als öffentlicher Wohlthäter wirklich verdiene. Daß er sich der höchsten Ehre für werth erklärte, mußte den Richtern, denen er von Anfang an mit stolzem Selbstgefühl gegenübergestanden und die ihn eben verurtheilt hatten, wie ein Hohn klingen, sie erkannten auf Tod und nicht auf die geringe Geldbuße, die auf Bitten und Bürgschaft einiger Freunde Sokrates allenfalls entrichten wollte. Und in der That hätte er sich durch Verbannung oder Gefängniß bestraft, so hätte er sein besseres Wissen und Gewissen der Autorität unterworfen, so hätte er sich selber aufgegeben. Er betonte es wiederholt wie sein ganzes Verfahren die Billigung seiner innern Stimme habe; und sie hat ihn recht geleitet. Er schied von den Richtern mit den Worten daß es für den guten Menschen kein Uebel gibt, weder im Leben

noch im Tode, und daß seine Sache niemals von den Göttern vernachlässigt wird. Großartig und ruhmreich schied er dahin, leuchtend wie die Sonne im Untergang. Daß er es abwies zu fliehen war selbstverständlich. Heiter trank er den Schierlingsbecher, nachdem er die Freunde getröstet und mit ihnen über die Unsterblichkeit der Seele sich unterredet hatte. Ein Traumgesicht hatte ihm den Homerischen Vers von der Heimkehr des Achilleus zugerufen, daß er am dritten Tag nach Phthia gelange, und als er den Athem aushauchte, sagte er den Freunden daß sie dem Asklepios einen Hahn schuldig seien, das Opfer der Genesung. So war ihm der Tod der Eingang in sein Vaterland, die Verklärung seines Wesens. Schuldig vor dem Volksgericht, aber heilig gesprochen von dem Weltgericht der Weltgeschichte, ist er eine der Angeln geworden um welche sie sich dreht, unter den Griechen mit seiner Lehre und seinem Märtyrerthume der philosophische Prophet für den der 400 Jahre später in Judäa sich als den Messias erkannt und erwiesen hat.

Die Vernunfterkenntniß, das Gute, die Glückseligkeit waren für Sokrates eins; philosophische Schüler hoben den einen oder den andern Begriff einseitig hervor. So pflegten vornehmlich die Megariker, an deren Spitze Euklides stand, die Dialektik als eine streitlustige, in Fangschlüssen sich gefallende Sekte, und in Erinnerung an das eine ewige Sein der Eleaten nannten sie dies das Sokratische Gute, und erklärten alles andere für nichtig. Die Kyniker dagegen, so genannt weil sie im Kynosarges, einem dem Herakles geweihten Ringplatze, lehrten, aber auch wegen roher Art „die Hündischen" geheißen, — hielten sich vornehmlich an die Charakterstärke des Meisters, an seine Bedürfnißlosigkeit, und meinten daß es zur Tugend nicht vieler Worte bedürfe, sondern der That; ihnen lag die Freiheit darin sich über alle Aeußerlichkeiten hinwegzusetzen und dadurch sich innerlich unabhängig und selbstgenügsam zu erweisen, wie Antisthenes und Diogenes. Aristippos von Kyrene und seine Nachfolger machten die Glückseligkeit zum Zweck und fanden sie im weisen Genuß des Lebens, in der Heiterkeit der Seele, wozu ihnen die Erkenntniß ein Mittel war; auch sie wollten nicht sich den Dingen, sondern die Dinge sich unterwerfen, aber nicht dadurch daß sie sich aus der Welt zurückzogen und sich mit Witz und Behagen freiwilliger Armuth ergaben, sondern indem sie aller Verhältnisse und äußern Güter mächtig sich derselben erfreuten. Einem Jünger des Meisters

aber war es beſchieden den ganzen Geiſt deſſelben ſich anzueignen und auf Grundlage Sokratiſcher ſittlicher Lebensanſchauung die Vollendung der echt helleniſchen Philoſophie auf ähnliche Weiſe durch eine Durchdringung und Fortbildung der ioniſchen Naturlehre und der Geiſtesphiloſophie die im doriſchen Großgriechenland ſich entwickelt hatte, in einer höhern Einheit herbeizuführen, wie das ioniſche Epos und die doriſche Lyrik im attiſchen Drama ihre Verſchmelzung gefunden. Dies war Platon.

Platon iſt Denker und Künſtler zugleich, und dies äſthetiſche Gepräge ſeiner Werke iſt das eigenthümlich helleniſche in ihnen. Er kam von der Poeſie zur Philoſophie, und dieſe war ihm die höchſte Muſenkunſt. Aber er ſammelte nicht blos die verſchiedenen Strahlen der griechiſchen Gedankenbildung in einem Brennpunkt, ſondern in ſeinem Gemüthe klang auch das Tiefſte und Beſte wider was aus dem Orient namentlich in religiöſer Beziehung herübergekommen und in den Myſterien eine Stätte gefunden; dadurch ging ſeine Weltanſchauung auf höchſt bedeutſame Weiſe der chriſtlichen voran, und ſchon die Kirchenväter erkannten dieſe Verwandtſchaft und verwertheten ſie für die Pflege chriſtlicher Wiſſenſchaft. Wir ſpüren den Hauch des Platoniſchen Geiſtes bei großen Denkern, Dichtern und bildenden Künſtlern bis in die Neuzeit, und darum erfordert auch unſer Zweck eine nähere Betrachtung deſſelben.

Die Philoſophie iſt für Platon zunächſt der Liebesaufſchwung des Gemüths zum Ideal, der Trieb und Zug der Seele nach dem Ewigen und Einen, durch deſſen Gegenwart alles Beſondere ſchön erſcheint; die wohlgefälligen Erſcheinungen mahnen und erinnern den Geiſt an das Eine das ihrer Mannichfaltigkeit zu Grunde liegt, an das Urbild deſſen Abbilder ſie ſind, an das Göttliche; beim Anblick der irdiſchen Schönheit fühlt die Seele wie ihr das Schwunggefieder ſproßt und wächſt, das ſie wieder zu ihrer himmliſchen Heimat emporträgt. Die Liebe als das Verlangen nach dem Guten und der Glückſeligkeit iſt der alles bewegende Trieb des unſterblichen Lebens; die Schönheit iſt es welche die ewige Sehnſucht der Menſchenſeele nach dem Göttlichen weckt und befriedigt. Dem Sinnenmenſchen iſt ſchon der Anblick der Leibesſchönheit und die Vereinigung mit ihr die höchſte Luſt, und er findet in ſeinen Kindern die Fortſetzung des eigenen Lebens, eine irdiſche Unſterblichkeit; der geiſtige Menſch erfreut ſich der ſchönen Seele um in ihr und mit ihr hohe Gedanken,

edle Geſinnungen, große Thaten zu erzeugen und ſich über das Vergängliche zu erheben; und der Philoſoph iſt der rechte Liebhaber, der ſelbſt in der Anſchauung des Wahren und Guten lebt, und dies ſein ewiges Theil auch andern Gemüthern mitzutheilen, ſein eigenes geiſtiges Weſen in ihnen fortzupflanzen und ſie mit ſich zum Göttlichen emporzuführen ſtrebt. Der Begeiſterung der Liebe geſellt ſich darum die Dialektik, weil die Wahrheit für uns in der gemeinſamen Wechſelrede gewonnen, weil das von der Begeiſterung Erſchaute mit beſonnener Verſtandesklarheit durch die Widerlegung des Einſeitigen und Irrthümlichen als das Rechte entwickelt und bewieſen, der durch das Mannichfaltige ſich hinziehende eine Begriff in ſeiner ganzen Fülle erfaßt werden ſoll. Aus dieſem innern Grunde iſt die ſchriftliche Darſtellung Platon's das Abbild des Sokratiſchen Geſprächs, der Dialog, welcher die Erkenntniß durch die Mitthätigkeit des Leſers ſich will erzeugen laſſen. Und wie Sokrates gelehrt daß das Wahre zugleich das Gute ſei, ſo iſt für Platon die Idee des Guten das Ziel der Wiſſenſchaft, das zu erreichen wir ſelber gut ſein müſſen. Der ganze Menſch ſoll ſich zum Idealen wenden, die Philoſophie erhebt ihn aus dem Meere der Sinnlichkeit, ſie reinigt die Seele vom Erdenſtaub und befreit ſie aus der Haft und dem Dunkel der Materie; ſie läßt die Seele dem Aeußern abſterben auf daß das Innere lebendig werde, den Tod tödten, auf daß ſie zur Gottähnlichkeit gelange. Die Philoſophie iſt unſere Himmelfahrt zum wahren Tage des Ewigſeienden. Ein größeres Gut hat Gott den Menſchen nicht gegeben. In dieſem Liebesaufſchwunge der Begeiſterung, vereint mit der Schärfe der Dialektik und der ſittlichen Läuterung des Gemüths beruht die erhabene Weihe des Platoniſchen Geiſtes.

Die Kunſtform und der Bau der Dialoge iſt ganz dramatiſch. Sie werden auf ungezwungene Weiſe eingeleitet, und häufig wird eine anziehende Situation geſchildert, die uns ſogleich in die rechte Stimmung verſetzt. Aus dem unmittelbaren Leben heraus entſpinnt ſich die denkende Betrachtung, und Platon beſitzt geſtaltende Kraft genug um die Charaktere eines Sokrates, Parmenides, Gorgias, Alkibiades und Ariſtophanes dichteriſch und treu zu zeichnen, indem er mit heiterer Ironie, ja mit Humor über den Gegenſätzen ſchwebt und demgemäß ſie behandelt. Die Sprache ſchmiegt ſich dabei den feinſten Wendungen der Gedanken an und hebt ihre Bezüge beſonders durch eine Fülle von Partikeln hervor, welche die ſinnvolle Gliederung der Rede begleiten. Wie bei Pindar

werden oft verschiedene Fäden angeknüpft, scheinbar entlegene Gedankenreihen verfolgt, aber sie gehen am Ende zusammen; wie bei Pindar treten Mythen ein, aber nicht Sagen der Vorwelt, sondern poetische Darstellungen die Platon erfindet um das was nicht als vernunftnothwendig zu erweisen, sondern nur als wahrscheinlich zu vermuthen ist, wie z. B. der Proceß der Weltbildung, oder das jenseitige Leben, symbolisch zu veranschaulichen, oder auch in einem dichterischen Bilde vorläufig auszusprechen was der jugendliche Geist ahnt und der gereifte dialektisch begründen wird. Wie die Doppelhandlung bei Shakspere's Lear und Kaufmann von Venedig ist das was hier und da als ein selbständig zweiter Theil oder Nebenwerk erscheint, doch von der Einheit des Grundgedankens getragen und verknüpft. So bildet nicht blos die Schilderung vom Tode des Sokrates den passenden Rahmen für die von ihm entwickelte Hoffnung auf Unsterblichkeit, sondern zeigt zugleich thatsächlich den Vorzug und die beseligende Kraft seiner Ansichten. So entfalten die Liebesreden im Gastmahl zunächst den Reichthum der Anschauungen wie ihn Platon bei Dichtern und Denkern vorfand, und die Rede des Sokrates ist die fortbildende Vollendung derselben, wie er selbst sie vollzieht; die Lobrede aber die dann Alkibiades auf Sokrates hält, gibt nun das concrete Bild für die allgemeine Betrachtung, indem sie den von der idealen Liebe beseelten Weisen feiert. Und wie eine prächtige Pforte für die folgenden Werke ist der Phädrus gebaut um die Liebesbegeisterung und die Dialektik als die zusammengehörigen Elemente seiner Philosophie darzuthun. Diese ist selbst im Werden begriffen, und so sind die jugendlichern Dialogen, neben den genannten vornehmlich der Protagoras, Gorgias, Theätet, Parmenides, Sophist und Philebus mehr untersuchender, zur Wahrheit aufstrebender Art, und tragen nicht blos am deutlichsten den Stempel dichterischer Kunst, sondern zeigen auch wie Platon's Dialektik vornehmlich darin ihre Stärke hat aus einseitigen und ungenügenden Annahmen der Vorgänger durch Widerlegung und Fortentwickelung die volle Wahrheit hervorzubilden; und wenn er da manchmal das letzte Wort der von ihm angeregten und geleiteten Productivität des Lesers überläßt, so steht die Idee doch unausgesprochen im Hintergrunde, und alle Linien der Betrachtung sind auf sie als die nothwendige Lösung der Zweifel und Schwierigkeiten gerichtet. Im gereiften Alter dann gibt Platon was bereits fertig geworden, das Dialogische ist mehr blos äußerliche Form

und weicht der zusammenhängenden Rede; so vornehmlich im Timäus, welcher die Natur und ihre Ordnung, in der Republik und den Gesetzen, welche die sittlichen Normen der Menschheit im einzelnen und ganzen darstellen.

Wie Heraklit sah Platon das rastlose Werden, den Fluß aller Dinge, aber er beschränkte ihn auf die Natur, auf das Sinnliche und Individuelle, von welchem die Empfindung und Wahrnehmung uns eine selber stets veränderliche Kunde geben; er suchte und fand aber mit Sokrates das Allgemeine und Bleibende, das darum wahrhaft Seiende in den Begriffen, die das Mannichfaltige und Wechselnde der Erscheinungen in sich befassen, und die unsere denkende Vernunft aus den Anschauungen gewinnt. Der Löwen z. B. sind viele, sie werden geboren und sterben, wachsen und altern, aber das Löwenthum, ihr Gattungsbegriff ist das Unvergängliche, an dem sie theilhaben, durch den sie ihre bestimmte Form erhalten, der ihr wahres Wesen ist. Solche Allgemeinbegriffe nun nannte Platon Ideen; diese aber sind nicht blos unsere Gedanken, sondern für sich seiend und wesenhaft, die Gedanken der göttlichen Vernunft, und als solche die Ur- und Musterbilder der Dinge, welche sie auf mannichfaltige Weise zur Erscheinung bringen, während sie selbst das Eine und Beharrliche in der Vielheit und dem Wechsel des Daseins sind. Die höchste Idee, welche wiederum alle in sich begreift, ist die des Guten, und diese damit das eine wahre Sein der Eleaten, das aber zum absolut Leeren und Inhaltslosen wird, wenn man es ohne Unterschied und Bewegung in ihm selber festhalten will; denn auf solche Art wäre auch kein Erkennen und Erkanntwerden, und das Göttliche ohne Leben, Seele und Vernunft. Darum erfaßt Platon das Ewigeine als das sich selbst Bestimmende, und seine Bestimmungen sind die Ideen; jede von ihnen ist etwas Einiges für sich, aber unterschieden von allen andern, die wiederum das sind was jene nicht ist. Die höchste Idee ist Ursache und Zweck alles Seins und Denkens; es wäre widersinnig sie des Wissens zu berauben, und die Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt weist darauf hin daß nicht ein blindes Ungefähr, sondern eine bewunderungswürdige Vernunft alles begründet und beherrscht. So ist die göttliche Vernunft das eine ewige Sein als die Idee des Guten, entfaltet sich selbst in der Vielheit der Ideen, und Gott schafft und formt die Welt weil er

die allmittheilsame Güte ist, hinschauend auf die Idee des Guten, die sein eigenes Wesen ausmacht.

Platon hat freilich noch nicht entwickelt wie, aber doch als nothwendige Anschauung ausgesprochen daß das wahre Sein in ihm selber Bewegung, Leben, Seele und Geist sei; er hat die Idee des Guten noch nicht dialektisch zu einem Systeme der Ideenwelt entfaltet, aber doch gewollt daß dieselbe ein vielgliedriger und in sich einheitlicher Organismus sei, und indem er das Ideale und Sittliche keineswegs mehr als eine Bestimmung oder Blüte des Materiellen, sondern als das Unbedingte, als das Princip aller Realität, als den Grund und Zweck auch des natürlichen Seins erfaßte, setzte er den Geist in sein Recht ein, und wenn wir auch seine Ideen als die Urbilder des Seins den olympischen Göttern vergleichen mögen, er kämpfte gegen die Dichter welche denselben menschliche Leidenschaften und Schwächen geliehen und sie in das Sinnlich-Irdische herabgezogen, und wurde dadurch ein Bahnbrecher und Vorbereiter für die Religion des Geistes. Wir dürfen mit J. U. Wirth hierin einen Beweis für die Mission der wahren Philosophie erblicken, eine religiös divinatorische Kraft zu sein und den Glauben selbst einer höhern Form, einem neuverjüngten Leben entgegenzuführen.

Weil unser Geist göttlicher Abkunft ist, erhebt er sich über das Sinnliche und Besondere, und erkennt im schönen Gegenstande die Schönheit, in der gerechten That die Gerechtigkeit an sich, im Individuum den Gattungsbegriff. Dies daß er die ideale Wahrheit nicht von außen empfängt, sondern aus sich selbst hervorbildet, bezeichnete Platon als Wiedererinnerung; das Innewerden dessen was ursprünglich in der Seele liegt, schildert er mythisch so daß die Seele, wenn sie einen die Idee nachbildenden Gegenstand erblicke, dadurch an die Idee selbst erinnert werde, sie sie in ihrer ursprünglichen Gemeinschaft mit Gott geschaut. Aus dieser ist sie in die Sinnenwelt herabgesunken, und soll sich wieder zur Idealwelt aufschwingen. Beseligt vom Anschauen dieser Ideen sah Platon das Vollendete in ihnen, die weltlichen Dinge sollten nun nur Schattenbilder und Trübungen ihres reinen Lichtes sein, und durch die Fülle der Individualisirung finden sie selbst keine sich steigernde Selbstentwickelung und Bereicherung. Sie ermangeln der Thätigkeit, und bleiben ein Jenseits, und doch ist nur das echtes Wesen was sich lebendig erweist, nur das wahres Leben das eine ideale Wesenheit verwirklicht. Gegen solche

einſeitige Ueberſchwenglichkeit des Idealismus kehrte ſich die Polemik des Ariſtoteles, wenn er das Theilhaben der Dinge an den ihnen als fertige Urbilder gegenüberſtehenden Allgemeinbegriffen ein leeres Wort nannte, das Individuelle für das Wirkliche und die Idee für das der erſcheinenden Wirklichkeit einwohnende Weſen erklärte.

Die Welt ſagt Platon iſt das ſinnlich wahrnehmbare Nachbild des überſinnlichen idealen Urbildes; dies iſt allein das wahrhaft Seiende, die erſcheinenden Dinge aber ſind ein Mittleres zwiſchen Sein und Nichtſein, nicht an ſich, ſondern durch anderes und für anderes, was dort einig und ewig, iſt hier getheilt und werdend. Ich nehme die Auffaſſung Zeller's an: es iſt ein und daſſelbe Sein, welches rein und ganz in der Idee, unvollſtändig und getrübt in der ſinnlichen Erſcheinung angeſchaut wird, die eine Idee erſcheint im Sinnlichen als eine Vielheit, die Erſcheinung iſt nur die Abſchattung der Idee, nur die vielgeſtaltige Brechung ihrer Strahlen in dem an ſich leeren und dunkeln Raume des Unbegrenzten. Der Idee ſteht nicht ein zweites Realprincip gegenüber, aber Platon kann doch eines Gegenſatzes nicht entrathen, der die Unterlage bietet für die Vervielfältigung der Ideen, und der Grund des Werdens und der Bewegung iſt; er bezeichnet ihn als das Andere, als das Nichtſeiende, Unbeſtimmte, als das Empfängliche, den Mutterſchos und die Amme des Werdens, ein Dunkles und Leichtentſchlüpfendes, Bewegliches; es iſt kein Stoff, der bereits durch die Aufnahme der Idee eine Form gewonnen, ſondern die bloße Daſeinsmöglichkeit des Materiellen, im Unterſchied von dem in ſich ſeienden Ewigen das Außereinander des Raumes und der Fluß der Zeit. Aber Platon entwickelt es weder logiſch aus der Idee, noch läßt er es durch Schöpfung entſtehen. Daß bloßer Machtſpruch des Willens ein ganz anderes hervorbringen ſollte, lag der Anſchauung des Griechenthums fern, und das Princip des Unterſchiedes innerhalb der Idee iſt wol der Grund für die Mannichfaltigkeit der Ideen, nicht aber für die Vielheit ihrer werdenden und vergehenden Erſcheinungen. Dieſe aber nur der ſinnlichen Empfindung und verworrenen Vorſtellung der Seele zuzuſchreiben wäre eine idealiſtiſche Subjectivität, die dem objectiven Sinne des griechiſch-römiſchen Alterthums fremd geblieben; und Platon erklärt vielmehr umgekehrt die ſinnlichen Vorſtellungen der Seele aus ihrer Verbindung mit der Materie, wodurch ſie in das Irdiſche ver-

senkt wird und des Ewigen und Allgemeinen vergißt. Platon selber schwankt in seinen Bestimmungen über den Grund der Materie, der werdenden Natur, der Sinnlichkeit, er nimmt ihn an um die Thatsache des Werdens und einer dem Geiste gegenüberliegenden Naturnothwendigkeit zu erklären; indem in das Dunkel dieses Grundes das Licht der Idee hineinstrahlt, erhebt sich das Nichtseiende zum Sein und entsteht die Mannichfaltigkeit des werdenden und wechselnden Lebens, welches nun theilhat an den Ideen, aber sie erhalten keinen Zuwachs durch die Leiblichkeit, und auch die Seele soll dieser baldmöglichst wieder entrinnen und zum Ursprünglichen zurückkehren. Das Wesen bedarf der Erscheinung nicht; es ist in sich befriedigt; warum da die Erscheinung? Platon hat den Dualismus nicht überwunden, weil er nicht in Gott, dem Geiste, selber eine Natur, ein nothwendiges Sein als Grundlage der Freiheit und des Selbstbewußtseins, als Quell und Material der Schöpfung erkannte. Raum und Zeit sind Formen aller Wirklichkeit, das Ideale realisirt sich indem es eine bestimmte Sphäre als die seinige setzt und behauptet, indem es sich als das Dauernde in einer Folge von Lebensacten bethätigt, sich selber entwickelt, was innere Anlage ist hervorbildet; es ist nicht von Anfang an fertig, sondern es vollendet sich selbst.

Ein Substrat alles Werdens also, die Unbegrenztheit des Raumes und die Bewegung der Zeit, die noch unbestimmte Materialität, die noch nichts ist, sondern durch Aufnahme der Formen erst etwas wird, setzt Platon neben dem formgebenden und wesenhaften Sein der Idee voraus, und Gott ist die Ursache daß in der Wechselwirkung beider die Welt des Werdens entsteht. Gott der Gute, das Maß aller Dinge richtet kraft seiner Vernunft sie aufs beste ein, durch Zahl und Maß kommt Ordnung und Bestimmtheit in die flutende Bewegung der Materie, und der Gedanke überredet die Nothwendigkeit daß alles aufs beste und schönste werde und der Naturverlauf die zweckmäßigen Gebilde hervorbringe. Platon schildert in mythischer, Begriffe personificirender Weise wie Gott zuerst aus der Idee und der Materie die Weltseele bildet, das Princip der Harmonie und der mathematischen Verhältnisse, welche die Natur beherrschen; indem die formlose Masse in dieselben eingefügt wird, scheiden sich die irdischen Elemente, und entstehen die himmlischen Sphären; sie werden dann durch die Schöpfung beseelter Wesen belebt. Erfüllt

von der Herrlichkeit der Welt, die den ewigen Gedanken Gottes zur Erscheinung bringt, sagt dann auch Platon in hellenischer Weise: Indem dieses Weltganze sterbliche und unsterbliche Bewohner erhielt, wurde es zu einem sichtbar das Sichtbare umfassenden Beseelten, ein sinnlich wahrnehmbarer Gott, einzig in seiner Art, der Eingeborene, der größte und beste, der schönste und vollkommenste, das Abbild des der Vernunft zugänglichen Gottes, nimmer alternd noch vergehend, selig sich selbst genügend.

In wechselnden Bildern und mythischen Erzählungen lehrt Platon in Bezug auf die menschliche Seele, daß sie ewiger Art sei, aus der Idealwelt in die irdische herabgekommen, um nach dem Tode gerichtet, erhöht oder von neuem der Sinnlichkeit dahingegeben zu werden, bis sie von dieser sich innerlich frei macht und in den Himmel zurückkehrt. Dreifach ist der Mensch gestaltet, Sinnlichkeit, Gemüth oder Muth, und Geist sind die Stufen des in ihm vereinten Lebens; er soll sie zur Harmonie bringen; im Kopfe wohnt die Vernunft, der Muth in der Brust, die sinnliche Begierde im Unterleib. Aber weder seine Bedürfnisse befriedigen, noch seine vernunftgemäße Bestimmung erreichen kann der Mensch für sich allein, sondern nur in der Gemeinschaft, und die Menschheit wie der Staat sind ein Mensch im großen. Mit derselben plastischen Anschaulichkeit sagt Platon von den Völkern der damaligen Geschichte daß die einen, wie die handeltreibenden und gewerbfleißigen Phönikier, vornehmlich für die Bedürfnisse sorgen und die sinnlichen Begierden befriedigen, die andern, wie die nordischen Thrakier, vornehmlich durch den Muth hervorragen und wirken, den Hellenen die Vernunfteinsicht eigne, und wie den leiblichen Organismus gliedert er den Staat in die Stände der Gewerbtreibenden, der muthigen Vollstrecker und Wächter seiner Ordnung und der weisen Regenten, Führer und Erzieher des Volks. Der Staat soll die Verwirklichung der Gerechtigkeit sein, welche die drei Tugenden der Weisheit, des Muthes und der Mäßigung harmonisch in sich begreift, und sie finden wieder in den einzelnen Ständen ihre Träger. Die Weisen müssen herrschen oder die Herrscher Weise sein, sonst ist kein Heil zu hoffen. Der Staat selber ist ein Kunstwerk der Sittlichkeit, und was dieser nicht frommt unter den Künsten, das ist aus ihm zu erkennen. Alles Individuelle soll dem Ganzen dienen und seine Idee verwirklichen. Der platonische Staat ist einerseits das folgerichtig durchgeführte Ideal des Hellenenthums, welchem

der Menſch im Bürger aufgeht, der Bürger nicht ſich ſelbſt, ſondern der Gemeinde lebt und in ihrer Wohlordnung ſein Glück und ſeine Freiheit hat; auch Eigenthum und Erziehung ſind öffentlich und gemeinſam, und ſelbſt die Ehe und die Familie wird dem Staate geopfert und nach ſeinen Zwecken der Verkehr der Männer und Frauen beſtimmt. Andererſeits wird durch die Aufhebung des Privatbeſitzes und durch die Fürſorge des Ganzen für alles Einzelne die Platoniſche Republik die erſte ſocialiſtiſche Schrift, das erſte Werk das auf phantaſievolle Weiſe das Bild eines Zuſtandes entwirft in welchem der Noth der Menſchen abgeholfen und die Geſellſchaft durch Einſicht und ſittliche Geſinnung zur Gemeinſamkeit des Wohlſtandes, der Freiheit und Bildung für alle kommen ſoll. Manche ſeiner Gedanken hat die chriſtliche Kirche ins Leben eingeführt, indem ſie die Geiſtlichen als die Träger des Geiſtes die Gemeinde leiten ließ. Auch hier weiſt Platon, das Hellenenthum abſchließend, prophetiſch in die Zukunft, und ſein Geiſt begleitet uns durch die Weltgeſchichte. Das Ziel ſeiner Republik wird erreicht werden, aber nicht durch Beeinträchtigung, ſondern durch die Pflege des individuellen Lebens. Das Germanenthum macht die freie Perſönlichkeit zum Ausgangspunkt und Zweck des Staats; Chriſtus ſagt: Das Geſetz iſt um des Menſchen, nicht der Menſch um des Geſetzes willen. Die individuelle Selbſtbeſtimmung und Freiheit, der Privatbeſitz als das Organ des eigenen Willens, die perſönliche Liebe und die auf ſie gegründete einige und dauernde Ehe und Familie ſind Lebensgüter edler Art; ſie ſollen nicht der großartigen Geſtaltung des Ganzen, nicht dem fraglichen Gemeinwohl geopfert werden, denn Wohl und Weh wird nur in der Seele der Einzelnen empfunden, aus denen das Ganze beſteht. Aber es gilt eine allgemeine Ordnung der Dinge zu ſchaffen und die Liebe alſo walten und ſorgen zu laſſen daß es jedem möglich werde jene Güter zu erlangen, mit Menſchen ein Menſch zu ſein.

Das Drama.

A. Seine Entwickelung und sein Gepräge im allgemeinen.

Wenn der Wilde die Worte die er singt mit Tanz und andern Bewegungen seines bemalten Leibes begleitet, so sehen wir bei den Naturvölkern ursprünglich zur Aeußerung des Innern die Sprache, den Ton und die veranschaulichende Geberde zusammenwirken, und noch unentfaltet in gemeinsamem Keime die Anfänge der Poesie, der Musik und der bildenden Kunst liegen. Das Erste ist das Ganze, aber noch in sich beschlossen; das organische Werden ist Entwickelung, ist selbständige Entfaltung der einzelnen Glieder, die dann wieder den gemeinsamen Organismus bilden. Das musikbegleitete aufgeführte Drama bezeichnet diesen Abschluß als einen Höhen- und Blütepunkt der Cultur im harmonischen Zusammenklang der freigewordenen Künste. Seine erste kunstgerechte Gestaltung war eine weltgeschichtliche That der Hellenen, Athens nach den Perserkriegen. Nicht blos daß hierzu Musik und Plastik neben der Poesie ihre Ausbildung gefunden haben mußten, in der Poesie, der hier herrschenden Kunst, war es gleichfalls nöthig daß aus der anfänglichen Einheit Epos und Lyrik hervorgegangen; denn man mußte zuerst eine Begebenheit zu erzählen, eine innere Stimmung kundzugeben verstehen, wenn im Drama beides verbunden sein sollte. Stellt doch das Drama die Ereignisse dar wie sie aus der Innerlichkeit der Charaktere entspringen, die Gemüthsbewegungen wie sie zur That treiben und durch die Weltzustände bedingt werden. Wenn das Epos Charaktere und Begebenheiten wie im Relief eines Frieses aneinanderreiht und aufeinander folgen läßt, so stehen sie im Drama in Wechselbeziehung wie die Gestalten einer Statuengruppe im abgeschlossenen Giebelfeld, und eins wird durch das andere bedingt und aus dem andern entwickelt; ein Zweck beherrscht das Ganze, als Ursache und Wirkung sind die Theile verbunden, der Wille wird zur That und bereitet sich sein Geschick; Verwickelung und Lösung stehen in ununterbrochenem Zusammenhang, und das Kunstwerk ist ein in sich abgerundeter Organismus. Die Wechselrede der sich selbst vertretenden gegenwärtigen Persönlichkeiten ist das Eigenthümliche, die epische Er-

zählung und der lyrische Stimmungserguß schließen sich an und dienen der gemeinsamen Idee, welche alles Besondere bestimmt.

So fand denn in Athen das ionische Epos, die dorische Chorlyrik und der individuelle Gefühlserguß der Aeolier diese Vereinigung durch die Schöpfung einer neuen Kunstform, als der Genius des Aeschylos, gereift in einer großen Zeit, die vorhandenen Elemente ergriff und ein langes Künstlerleben an die Ausbildung der glücklich gewonnenen Principien setzte. Sophokles trat hülfreich und fortgestaltend in den Wettkampf ein, die Philosophie lehrte Grund und Zusammenhang der Dinge erfassen, die dialektische Redekunst lehrte jede Persönlichkeit selbstbewußt ihre Sache führen; die alten Sagen wurden ethisch vertieft zur Darstellung der Ideen, die das Leben beherrschen, und zum Spiegel der Gegenwart, und wie man in der Geschichte selbst den Sturz des Uebermuths und den Sieg des besonnenen freien Geistes erfahren, so ward nun in der Kunst die göttliche Gerechtigkeit, die Macht der sittlichen Weltordnung verherrlicht. Die Dichter waren wieder die Lehrer des Volks, das von ihnen den Mythus in vollendender Durchbildung, das in sinnschweren Worten der Weisheit die Anleitung zur Betrachtung der menschlichen Geschicke im Lichte der Vorsehung, die Mahnung zur Mäßigung, zur gottesfürchtigen Besonnenheit empfing.

Wie zwar das Mittelalter seine volksthümlichen Schauspiele im Dienste der Kirche, seine Misterien (von Ministerium, Amt, Gottesdienst) und Moralitäten hatte, eine dramatische Kunst aber erst nach der Reformation begann, ein Shakspere hier, ein Cervantes, Lope und Calderon dort erst aus dem Geisteskampfe des 16. Jahrhunderts geboren wurden, Goethe und Schiller die Zeitgenossen Immanuel Kant's und der Französischen Revolution waren, so haben wir auch in der Todtenfeier der Aegypter (s. I, 208, 224) und in den Mysterien von Eleusis dramatische Darstellungen unter Mitwirkung des betheiligten Volkes selbst erkannt, und seit den Tagen Solon's begann die dramatische Kunst aus dem Dionysosdienst zu erwachsen, aber erst nach den Perserkriegen trat sie als solche selbständig hervor, Ausdruck und Trägerin eines neuen Geistes, geübt und gepflegt zu seiner Erhebung, zu seinem Genusse um der Schönheit willen.

Ward in den Dionysosfesten der Lauf der Jahreszeiten selber, der Kampf der blühenden Natur mit den winterlichen Todesmächten, ihr Erliegen und ihre siegreiche Auferstehung im Frühling

als Thaten und Leiden des darin waltenden Gottes und als ein Symbol für die Geſchicke und Hoffnungen der menſchlichen Seele gefeiert, ſo ſahen ſich hier vor allem die Gemüther in Mitleidenſchaft gezogen, um als Diener und Genoſſen des Gottes ſein Los zu theilen und äußerlich darzuſtellen wie ſie es innerlich miterlebten. Die erregte Phantaſie ließ Frauen und Männer ſich mit dem mythiſchen Gefolge des Gottes, mit Mänaden und Satyrn identificiren, ſich als ſolche einkleiden und an den Freudentagen des Gottes in allerlei Mummenſchanz und Maskenſcherz ergehen. Das ergriff die Kunſt. Arion ließ den Dithyrambos, den dionyſiſchen Feſtgeſang, von Chören aufführen, die hierfür einſtudirt wurden; die Geſchichte des Gottes ward vorausgeſetzt, aber die Empfindungen und Betrachtungen, die ſie erregte, fanden ihren Ausdruck und ihre mimiſche Darſtellung in Geſang, Geberden und Tanz. Weil dieſer ſich um das brennende Opfer eines Bockes bewegte, ſcheint es, erhielt das Ganze den Namen Bocksgeſang oder Tragödie. Mit dem Dithyrambos ſchloß die Lyrik und begann das Drama.

Von Bakchos wurden ſolche veranſchaulichende Chorlieder auch auf andere Heroen übertragen, die gleich ihm ſtatt der heitern Ruhe der ſeligen Olympier ein wechſelvolles, kampf- und ſchmerzreiches Los hatten und dadurch zum mannichfaltigen und ergreifenden Stimmungsausdruck Anlaß boten. Neben dieſen kunſtgerechten Chören ſchwärmten die Satyrn mit ihren Poſſen regelloſer dahin, und es erging ſich bei den Aufzügen die neckiſche Feſtluſt in kecken und derben Späßen, wie ſie die Maskenfreiheit mit ſich brachte.

Den erſten Schritt zum Drama that Theſpis in Athen zur Zeit des Piſiſtratos. Er ließ den Reigenführer aus dem Chor hervortreten um eine Erzählung vorzutragen, und die Stimmung welche ſie erweckte gab ſich dann im Geſange kund; und jener ward dadurch zum Schauſpieler daß er nicht von einem andern und Vergangenes berichtete, ſondern in eigener Perſon ein Gegenwärtiges oder ihm ſelber Geſchehenes vortrug, in Gewand und Maske des Gottes oder Helden die Rolle deſſelben darſtellend. So konnte der Zuſchauer die Handlung miterleben wie ſie aus der Innerlichkeit des Charakters heraus zur Erſcheinung kam; und der Antheil den er daran nahm, erklang ihm ſofort künſtleriſch geſtaltet in dem Geſang des Chors mit ſeinen Empfindungen und Gedanken. Trat nun der Schauſpieler mehrmals auf, ſo

geſchah es in verſchiedenen Situationen, die nacheinander die Hauptacte einer Geſchichte darlegten, und nichts hinderte daß er auch die Rolle wechſelte, und als Bote von dem Ausgang des Helden berichtete, deſſen Entſchluß und Aufbruch zur That er vorher dargeſtellt hatte.

Den zweiten Schritt that Phrynichos, indem er den Dialog dadurch begründete daß er einen zweiten Schauſpieler einführte, der dem Haupthelden gegenübertrat und die Handlung im Wechſelgeſpräch mit ihm weiter entwickelte. Doch blieb der Chorgeſang überwiegend, der lyriſche Erguß der Gefühle nach den wechſelnden Situationen, und hierin beſtand die Stärke des Dichters, der es ſogar wagte auch Ereigniſſe der Gegenwart zum Stoff zu nehmen, wie die Einnahme Milets, bei der das Volk in laute Klagen und Thränen ausbrach. Phrynichos aber ward deshalb zur Strafe gezogen: die Kunſt ſollte über den Jammer der äußern Wirklichkeit erheben und in eine höhere Welt einführen; das wollte man mit Recht.

Das Satyrſpiel, deſſen man an den Bakchosfeſten um ſo weniger entbehren mochte als die ernſte Tragödie immer freier ihren Stoff wählte und doch ein Theil der gottesdienſtlichen Feier blieb, fand durch einen Dorier, Pratinas, der von Phlius nach Athen kam, gleichzeitig eine ähnliche Ausbildung wie das ernſte heroiſche Drama, und Abenteuer wie ſie den Satyrn als luſtigen Kindern einer wilden Natur mit den Helden, namentlich mit Herakles begegneten, der ſtets auch zu Genuß und Scherz aufgelegt war, gaben den Stoff zu ergötzlichen Schwänken ab, die man dann der Tragödie als ein Nachſpiel geſellte.

Jetzt kam Aeſchylos und legte den Schwerpunkt des Dramas in die That, in die aus der Innerlichkeit des Charakters erfolgende Handlung, durch welche ſich derſelbe zugleich ſein Schickſal bereitet. Der ſelbſtbewußte Menſch ſetzt ſich einen Zweck, den er als das Ziel ſeines Strebens erreichen will, und dafür kämpfend geht er zum Tod oder Sieg. So blickt der Dramatiker nicht auf die Vergangenheit, ſondern in die Zukunft, und verſetzt uns in Spannung, indem er ſchildert was noch nicht iſt, ſondern erſt werden ſoll. Und ſo beginnen die älteſten der erhaltenen Werke des Aeſchylos, die Perſer und die Danaiden, nicht mit dem Berichte der Entſcheidung, der dann in mannichfaltiger Stimmung nachklingt, wie in Phrynichos' Phöniſſen, ſondern mit der Ungewißheit der Erwartung, mit einem Verlangen nach Erkenntniß

oder Hülfe, wodurch sogleich Furcht und Hoffnung in Bezug auf das Kommende erregt werden. Der Dialog der Hauptperson mit dem zweiten Schauspieler, der in verschiedenen Rollen auftrat, und mit dem Chor ward zur Hauptsache, der die Gesänge sich unterordnend anschlossen. Die Gegenwart stellte Aeschylos im Zusammenhange mit der Vergangenheit, am liebsten aber im Spiegel des Mythos als eines idealen Vorbildes dar, und das im Zusammenhang des menschlichen Lebens waltende Schicksal ward ihm am ersten offenbar, wenn er die fortwirkende Folge einer That auch in kommenden Geschlechtern schildern konnte. Darum reihte er drei Tragödien aneinander, um in ihnen entweder so viele Acte einer großen Geschichte, oder so viele Erscheinungen einer und derselben Idee in verschiedenen Kreisen und Zeiten zum Ganzen zu verbinden, und dies durch ein Satyrspiel erheiternd abzuschließen.

Auch bei Aeschylos trat die mit dem Helden kämpfende Macht ihm zunächst nicht unmittelbar gegenüber, sondern nur durch ihre Wirkungen vermittels ihrer Diener, Boten und Berichterstatter. Es war der Fortschritt des Sophokles die streitenden Kräfte einander selbst entgegentreten und aus ihrer Wechselrede und Wechselwirkung die Handlung und das Geschick sich entwickeln zu lassen; ein dritter Schauspieler diente zur Ergänzung. An die drei vertheilten sich die Rollen; den Bericht über den Tod des Hauptheldeu trug dessen Darsteller selbst vor. Der Widerstreit der Rechte und Pflichten, die Conflicte der Menschenbrust, konnten jetzt ihren Ausdruck und ihre Lösung finden, und der Chor griff nun nicht mehr in die Handlung ein, sondern begleitete sie mit seinem Antheil wie eine vieltönige Stimme aus dem Herzen der Menschheit, indem er zur Bewegung der Gefühle auch die Ruhe der Betrachtung fügte und das Zeitliche an das Ewige und Göttliche knüpfte. In dem Meisterwerke seines Alters machte Aeschylos auf seine Weise auch das sich zu eigen.

Wenn auf diese Art der künstlerische Genius seine Freiheit und Schöpferkraft darin bezeugt daß er die Ueberlieferung treu bewahrt und das Neue dem Alten sicher verknüpft, indem er sich als ein lebendiges Glied in der Fortbildung des Ganzen erweist, so gewinnt die Entwickelung den Anschein des naturgesetzlich organischen Werdens; und wenn dann der Einzelne in die aus dem Volksgeist durch gemeinsame Thätigkeit gewonnenen stehenden und festen Kunstformen seine Empfindungen ergießt, und sie nur

leiſe von innen heraus nach ſeiner Orginalität modificirt ohne ihren Typus zu durchbrechen oder ſie gar ſelber aufzuheben, dann erhalten die Werke ein Gepräge das ſie den Naturerzeugniſſen ähnlich macht, in welchen die Willkür des Triebes unter der Herrſchaft des Geſetzes bleibt. Kommt noch hinzu daß der Inhalt nicht blos der Form entſpricht, ſondern ein allgemein menſchlicher iſt, der in ſeinem Werthe den Grund und die Berechtigung ſeiner Darſtellung hat, ſo erhöht das den Eindruck der Nothwendigkeit, den die Werke als ein Siegel der Vollendung mit ſich bringen. Indem wir dies alles bei den Meiſtern des griechiſchen Dramas erkennen, beſtätigt ſich uns der Satz daß die Natur im Hellenenthum ihre Vollendung findet, oder daß hier das Naturideal verwirklicht wird.

Das Drama war und blieb eine religiöſe und öffentliche Angelegenheit, und ſtand damit unter der Obhut des Staats. Deſſen Vorſtand war es der einem als gut erkannten Dichterwerke die Aufführung dadurch ermöglichte daß er einen der Reichen, die ſich durch freiwillige Leiſtungen um das Volk verdient machten, zur Stellung des Chors und zur Ausſtattung deſſelben berief. Den Chor und die Schauſpieler hatte nun der Dichter einzuſtudiren, und am Dionyſosfeſte rang er dann mit mehrern Genoſſen durch drei Tragödien und ein Satyrſpiel um den Preis, welchen zehn Richter, aus den zehn Stämmen erwählt, als Vertreter der Gemeinde ertheilten; er galt dem Dichter und dem Ausrüſter des Chors. Die Aufführung erforderte damit die größte Oeffentlichkeit, alle Bürger ſollten an ihr theilnehmen, dafür erhielten die Aermern nicht blos freien Eintritt, ſondern durch Perikles ſogar ein Taggeld zum Erſatz verſäumter Arbeit; darum konnte die Vorſtellung nur im Freien ſtattfinden. Als das Holzgerüſte zuſammengebrochen, trat in Athen unter Aeſchylos' Leitung ein Steinbau an ſeine Stelle und ward das Muſter für andere Städte. Man benutzte am liebſten einen Hügel für die Sitzreihen, die ſich ſtufenweiſe in immer höhern und weitern Halbkreiſen erhoben. Die Fläche vor ihnen war urſprünglich ein Kreis, und deſſen Mittelpunkt die Thymele, der Altar um welchen die Tänze des Chors ihren Reigen ſchlangen; für das Drama aber ſchnitt man jenſeit des Durchmeſſers einen Theil des Kreiſes ab und verlängerte dieſen Streifen bis zur Breite des ganzen Theaters, indem man ihn zugleich durch Mauern über den Boden erhöhte. Er war die Scene oder Bühne, ſchmal und

ohne Tiefe; denn wie in der Gruppe des Giebelfeldes am Tempel sollten die Gestalten plastisch vor dem Beschauer stehen und sich bewegen ohne die malerische Vertiefung der Hintergründe, wie wir sie lieben. Die Hinterwand trug die Decoration, in der Mitte gewöhnlich das Bild eines Herrscherhauses oder Tempels; doch konnte es auch eine Wildniß wie im Prometheus, ein Zelt wie im Aias darstellen. Da in Athen die Zuschauer rechts die Stadt und links das Land hatten, so bezeichnete schon das Auftreten von einer von diesen Seiten ob jemand aus der Heimat oder Fremde kam. An den Enden der Bühne standen als Coulissen hohe dreiseitige Prismen, die Periakten; ihre Wände waren bemalt, und durch Umdrehung konnte eine andere Fläche gezeigt und dadurch eine Ortsveränderung veranschaulicht werden. Maschinen anderer Art, Ekkyklema oder Exostra genannt, waren hinter der Hauptwand in deren Mitte angebracht; ihre Umdrehung öffnete die Pforte und ließ in das Innere des Hauses, Zeltes oder Tempels blicken. Das Drama war aus Chorlied und epischer Erzählung hervorgegangen; die Handlung, die es darstellte, blieb vornehmlich eine innere; das äußere Geschehen, Kampf und Mord war dem Auge entzogen und dem Bericht überlassen. Aber um Zustände oder vollbrachte Thaten in einem großartigen lebenden Bilde plastisch zu veranschaulichen, während der Chor sie musikalisch dem Gemüthe darlegte, öffnete sich die Bühnenwand, und man sah nun den Aias zwischen den getödteten Thieren in dumpfem Starren, man sah die Klytämnestra mit dem Mordstahl über Agamemnon's und Kassandra's Leiche, man sah den Aegysthos wie er den Schleier erhebt und unter ihm nicht den Orest, sondern die todte Gemahlin erblickt. Andere Maschinen machten es möglich auch Gestalten aus der Tiefe aufsteigen oder in der Höhe schweben zu lassen, und Aeschylos ließ gern Göttinnen und Götter auf geflügelten Wagen und Rossen durch die Luft herankommen, wie denn das Gewaltige seiner Poesie leicht ins Ungeheuere ausschlug, während Sophokles das phantastisch Wunderbare auf das klare Maß des rein Menschlichen zurückbrachte.

Der Chor führte seine Tänze und gemeinsamen Gesänge an der Thymele aus; trat er aber in Wechselrede mit den handelnden Personen, so stieg er auf ein Gerüst vor der Bühne, das ihn mehr zur Höhe derselben erhob; die nähere Einrichtung ist indeß nicht deutlich. Der Chor war das Ursprüngliche im Drama, und wie er seinen Stand behauptete und die Schauspieler nach und

nach zu ihm herantraten, so fand gewöhnlich kein Ortswechsel statt, und damit hing zusammen daß man auch die Zeit der Handlung möglichst ins Enge zog, sodaß man vor der Katastrophe begann, Vergangenes durch Erzählung einflocht, und die Handlung ununterbrochen sich vor den Zuschauern vollenden ließ.

Der dithyrambische Chor bestand aus 50 Personen; für das Drama nahm man 48, die sich auf die vier Stücke vertheilten; Sophokles erhöhte die Zahl für eine Tragödie von 12 auf 15. Freie Bürger bildeten den Chor, ihre Leistung war ein Ehrenamt, ein Beweis ihres Kunstsinnes. Von dem Gesang und der Rede der Einzelnen unterscheiden wir die gemeinsamen Lieder. Sie heißen Parodos, wenn sie der Chor bei seinem Einzug, Stasimon, wenn er sie an bestimmter Stelle stehend vorträgt; jene sind marschartig in anapästischen Rhythmen, diese richten sich nach dem Gange der Handlung und bilden Ruhepunkte der Betrachtung, indem die durch die Situation herbeigeführte Stimmung einen melodischen Ausdruck findet, sei es der Klage oder der Freude, der Mahnung oder des Gebets. Die Gesänge sind in Strophen und Antistrophen gegliedert, die aber nicht wie bei Pindar wiederholt werden, sondern im Fortgang des Gedichts tritt für beide ein neues Metrum ein, wie es die wechselnde Empfindung für den dramatischen Ausdruck verlangt. Das Metrum selbst bleibt einfacher als bei Pindar; eine Epode bildet, aber nicht immer, den Schluß als Abgesang. Wo der Chor in die Handlung eingreift, da führen Einzelne das Wort, mögen die Choreuten unter sich oder mit den Schauspielern eine Unterredung haben; sie sprechen wie diese in Jamben, oder tragen ihre Sache recitativisch in andern Rhythmen vor. Ereignet es sich daß Personen selber in lyrisch bewegte Stimmung kommen, dann gehen oft auch sie zum Gesange fort, oder es wiederholt ein melodischer Gefühlserguß in musikalischem Vortrag was bereits in anderer Weise die Rede erörtert hatte. Der Chor antwortet in lebhafter Theilnahme. Von der Todtenklage, die der Ausgangspunkt solcher Partien war, heißen sie Kommos. Der arienartige Vortrag leidenschaftlicher Empfindung auch der Hauptpersonen war besonders bei Euripides beliebt, der sich dann auch nicht mehr an strophische Wiederkehr band, sondern in aufgelöst schweifenden Rhythmen sich erging. Kretiker, Choriamben mit einem iambischen Nachschlag, oder auch mit iambischem Auftakt dazu, wodurch sie zu Glykoneen werden, aufstrebende Anapästen und der Wechsel

rasch absinkender Daktylen mit ruhigen Spondäen und Trochäen bilden die Chormaße; vornehmlich aber malen Dochmien den Widerstreit des aufgeregten Gefühls, Verse gegensätzlicher Art, in denen die Hebungen sich abstoßen, indem sie aufeinander treffen, ⏑ ⏓ ⏓ ⏑ (Gewalt bricht das Recht, der Wurf prallt zurück). — Der Dialog, anfangs in Trochäen mehr betrachtend, sparte diese dann für besondere Stellen auf, und Aeschylos wie Sophokles führten den sechsfüßigen Jambus ein, den nach einem Ziel voranschreitenden Vers der That, der der gewöhnlichen Rede nicht allzu fern ist, und dem eine Cäsur vor der Mitte einen trochäischen Wechsel gibt, während der Schluß wieder ansteigt und männlich endet. Z. B.:

Die Kraft des Aufschwungs | mildert sich, doch bleibt bestehn.

Die Tragödie ist aus dem Chor hervorgewachsen, und bei Aeschylos nimmt er noch einen größern Raum ein als bei Sophokles; er ist noch mehr in die Handlung verflochten, wie z. B. in den Persern, er vertritt seine eigene Sache, wie in den Eumeniden, ja der Schwerpunkt des Dramas liegt in ihm, wie in den Schutzflehenden, wo die Danaiden selber das Ganze tragen. Im Prometheus ist er mehr nach Sophokles' Art „der idealisirte Zuschauer", der dem Volk Gefühle und Betrachtungen welche die Handlung erweckt, sogleich in kunstvoller Weise vorträgt, was Schlegel für sein Wesen im allgemeinen hielt, oder er ist die Stimme des sittlichen Volksbewußtseins, welches beim Widerstreit der Helden und in der Verwickelung, die das Drama darstellt, sein Gleichgewicht behauptet, und aus Irrthum und Entzweiung das Gemüth zur Harmonie, zur Ehrfurcht vor Gott erhebt. Wenn dann Euripides seine subjective Auffassung dem Mythus gegenüberstellt und geltend macht, wenn er das Interesse auf absonderliche Gemüthslagen und Situationen richtet, so legt er dem Chor seine eigenen Ansichten in den Mund, oder er verwerthet ihn um das Drama mit einzelnen lyrischen Prachtstücken zu verzieren, die auch anderwärts stehen könnten; der Chor ist hier von der Handlung gelöst und nur noch äußerlich beibehalten.

Auch die Lieder des Gesammtchors wurden stimmeneinhellig und höchstens mit Flötenbegleitung vorgetragen, indem die Musik die Worte und Rhythmen einfach wiedergab. Es ist sehr wahrscheinlich daß die Dichter von den vorhandenen anapästischen, choriambischen, glykoneischen Melodien Gebrauch machten, und mehr auswählend und anordnend verfuhren, als daß sie auch

alles neu componirt und den Sängern immer neue Weisen gelehrt hätten. Die Poesie blieb die Hauptsache, die Musik folgte ihr, verdeutlichend, färbend, belebend, ohne sich für sich geltend zu machen.

Schon durch den Chor war das Drama über das gewöhnliche Leben in die ideale Sphäre der Kunst erhoben; es war ein Theil des gottesdienstlichen Festes, und so erschienen auch die Schauspieler in Feierkleidern, in langwallenden, purpur- und goldstrahlenden Gewändern. Götter und Heroen darstellend sollten sie größer denn die Menschen erscheinen, darum schritten sie auf den erhöhten Sohlen des Kothurns einher, und der Haarschmuck überragte das Haupt. Mienenspiel hätte man aus der Ferne wenig bemerkt, leicht aber hätte der auf Anschauung gestellte Grieche sich verletzt gesehen durch Züge des Gesichts welche dem Charakter nicht gemäß gewesen wären; so erhielt der Schauspieler eine Maske, die das Wesen des Charakters und seine Grundstimmung in scharfen Zügen bleibend ausdrückte. Für viele Tausende sollte er im Freien verständlich sein, darum mußte er langsam und laut sprechen, und schon das Costüm mahnte ihn die Rede nur mit großen Bewegungen zu begleiten und in ausdrucksvollen Stellungen zu beharren. Man wollte auch hier den Eindruck plastischer Kunstwerke. So aufgeführt würde sich freilich Shakspere's Hamlet oder Lessing's Emilia Galotti sehr wunderlich ausnehmen. Aber die Dichtung war innerlich diesem Aeußern gemäß. Die Charaktere sind mehr typisch als individuell gezeichnet, ihr Pathos ebenso energisch als würdevoll, ihre Gedanken gewichtig und die Sprache voll austönend. Statt originneller Persönlichkeiten und ihrer eigenartigen Geschicke stellte das griechische Drama allgemeine Lebenswahrheiten in Gestalten dar, welchen bereits der Mythus das Absonderliche abgestreift und ein einfaches festes Gepräge gegeben hatte. Ohne die psychologische Zergliederung, ohne die Fülle feiner Nuancen, die wir gewohnt sind, blieb sich alles weit mehr in großen monumentalen Zügen statuarisch gleich. Trat jedoch mit einer Persönlichkeit eine entschiedene Veränderung ein, wie mit Oedipus nachdem er sich als des Laios Mörder erkannte, so hob dann ein Wechsel der Maske dies um so ausdrücklicher hervor. So finden wir Dichtung und Darstellung einander bedingend und entsprechend, was das Ganze harmonisch macht, wenn wir auch mit Otfried Müller bekennen: „Die griechische Tragödie war etwas ganz Anderes als was im

Laufe der Zeiten bei andern Völkern daraus geworden ist: ein Bild des von Leidenschaft bewegten menschlichen Lebens, das seinem Original möglichst in allen kleinern Zügen entsprechen soll; — sie tritt vielmehr nach ihrer ganzen Erscheinung sehr aus dem gewöhnlichen Leben heraus und hat ein wunderbar idealisches Gepräge." Aber sie gab im Mythus das verklärte Vorbild der Wirklichkeit, der Herzensantheil des Dichters an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes leitete ihn bei der Wahl des Stoffes, jede Anspielung, jede Mahnung in Bezug auf die Gegenwart wurde verstanden, und er konnte den edelsten Erfolg hoffen, wenn er die Zeit selbst zu vollerm Selbstbewußtsein bringen, läutern und veredeln half.

Das Volk, damals durch Poesie und Musik gebildet, im Staate zur Selbstregierung erzogen, ließ sich aber auch durch die Philosophie zu selbständigem Denken erwecken und hörte die Vorträge der dialektisch geschulten Redner; so brachte es den Dramatikern ebenso viel Empfänglichkeit als Verständniß und Urtheilsschärfe entgegen; seine Verehrung zu erhalten, seinem ästhetischen Sinne zu genügen, mußten die Dichter in freudigem Wetteifer voranschreiten, und die Sonderung der Tragödie von der Komödie, die wieder auf einer Geistesart beruhte welche jede Form für sich vollendet und rein bewahrt wissen wollte, rief in der Komödie selbst eine parodistische Kritik gegen jede tragische Ausschreitung im ganzen und einzelnen hervor; doch daß der Witz zünden und ergötzen konnte, war nur möglich, wenn das Volk selbst die Dinge, denen er galt, in der Erinnerung gegenwärtig hatte. Und diejenigen Mythen, welche an allgemein menschlichem Gehalt am reichsten und durch erschütternde Geschicke die Herzen der Zuschauer zu rühren, durch ihre Größe zu erheben die geeignetsten waren, boten sich den Dichtern als der beste Stoff, an dem jeder seine Kraft versuchen wollte, um durch die sachgemäße Entfaltung der Charaktere, durch neue und fruchtbare Motive ein immer vollendeteres harmonisches Ganze hervorzubringen. Der Stoff war gegeben wie dem Bildhauer die religiöse Vorstellung und der Stein: es galt die Idee klar zu fassen und der Auffassung eine Form zu schaffen, in welcher sie voll und rein zur Erscheinung kam. Es sind vornehmlich die Königshäuser von Theben und Mykene, die Familien von Oedipus und von Agamemnon, deren Geschichte uns auf solche Weise in herrlichster dichterischer Gestalt vorliegt, indem gerade diejenigen Dramen erhalten wurden in

welchen einer oder der andere der drei größten Tragiker in der Darstellung eines besondern Ereignisses den Preis davongetragen.

Bevor wir sie nun im einzelnen betrachten, möchte ich noch ein allgemeines Wort über das tragische Schicksal sagen, das durch die Darlegung der Meisterwerke erwiesen werden wird. Das Schicksal ist in solchen niemals ein blindes Verhängniß, ein unverdientes Unheil, noch weniger ein Neid feindseliger Götter, sondern es ist die ewige Gerechtigkeit selbst, die sittliche Weltordnung; die Nemesis ist die Macht des Maßes, welche die Ueberhebung wieder erniedrigt, den Uebermuth bricht, das Einseitige, das allein gelten will, in seine Schranken weist und der Harmonie des Ganzen unterordnet. Allerdings berufen sich Frevler auf einen Fluch, der sie belaste, treibe; aber dagegen hat schon der Vater Zeus am Anfang der Odyssee, mit Bezug auf den Aegisthos, gesagt: „Thöricht klagen die Menschen, daß ihnen Böses von den Göttern verhängt werde, dieweil sie doch sich selber auch gegen Willen und Warnung der Ewigen durch Missethat ihr Verderben bereiten." Wohl zeigt Aeschylos wie das Böse Böses hervorruft, sei es als ansteckendes Beispiel, sei es durch den Gegenschlag gewaltthätiger Rache; oder er zeigt was Schiller ausspricht:

Das eben ist der Fluch der bösen That
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.

Aber der Dämon, der von Geschlecht zu Geschlecht verderblich waltet bis die Urschuld der Ahnen gesühnt ist, tritt nicht als ein tückischer Plagegeist auf, sondern als der Wille der Gerechtigkeit, der die Strafe der Missethat verhängt und vollzieht, und nicht ablassen kann bis die selbstsüchtige und leidenschaftliche Gesinnung, die immer von neuem hervorbricht, oder der wilde Drang der Natur, der Böses mit Bösem vergilt, endlich überwunden und durch Leid und Buße dem Rechte versöhnt worden. Gerade Aeschylos erscheint hier gleich den Propheten Israels als ein Deuter des Geschicks, als ein Prediger der göttlichen Gerechtigkeit, der auf die Wege der Vorsehung hinweist, wie er überhaupt in seiner religiösen Hoheit etwas Alttestamentliches, in seiner kühnen Phantasie etwas Orientalisches hat.

Allerdings erhält manche griechische Tragödie dadurch etwas Herbes, daß für den Helden im Zusammenhange des Ganzen sein Schicksal bereits feststeht, etwa durch Götterspruch im Orakel verhängt ist, und wenn er es nun auch aus seinem Innern heraus

durch eigene Schuld erfüllt, so wissen wir doch nicht wie er sein Los hätte vermeiden können, und bleibt ihm nur ein würdevolles Ertragen des Unabänderlichen. Ist einmal dem Laios, wenn er heirathet, der Tod durch Sohneshand verhängt, so muß ihn Oedipus erschlagen. In dieser Nothwendigkeit liegt etwas äußerlich Objectives, das der Antike im Unterschied von der Subjectivität der neuern Zeit eignet. Bei Shakspere ist stets der Charakter das Erste, und er bereitet sich sein Schicksal selbst, die Nothwendigkeit ist der Freiheit Werk, — ein Satz den meine Aesthetik begründet hat.

„So schwer es dem Einzelnen und den Völkern wird, an eine sittliche Weltordnung, also an Gott zu glauben, wenn sie viele Geschlechter hindurch die Gewalt und das Unrecht schalten und den Frevel beschützt, wo nicht vergöttert sehen, so stark erheben sich die Schwingen der Seele und tragen sie empor zu jenem Glauben, wenn der Uebermuth auf der Erde gedemüthigt wird. Der ewige Magnet des Gottesbewußtseins gewinnt dann seine Macht wieder, die Menschheit athmet auf, gestärkt und geläutert." Diese Worte Bunsen's gelten von der Zeit der Perserkriege, wo die Hellenen erfahren hatten daß die Gottheit die Ueberhebung niederwirft, dem Guten den Sieg verleiht, dem besonnenen und freien Geiste hülfreich zur Seite steht. Aus dieser Erfahrung, aus diesem Glauben ging die dramatische Poesie hervor, die Dichter waren Verkündiger dieser Ueberzeugung. Wie sie Gott in der Geschichte sahen, so sollte im Mythos sein Walten offenbar werden; Selbstsucht und Uebermuth ist bereits Verschuldung und verstrickt den Menschen in Verwickelung; die Vergeltung bleibt nicht aus und die Lösung ist die Bewähr der sittlichen Weltordnung.

Aristoteles hat die Tragödie also definirt daß sie sei die Darstellung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, und zwar nicht in Form der Erzählung, sondern in unmittelbarer Wirksamkeit und Rede der handelnden Charaktere, und daß sie durch Mitleid und Furcht die Reinigung dieser Affecte vollbringe. In diesem letztern erkennt er ihren Zweck, und Lessing sieht hierin den Grund für das erstere, indem eine Erzählung des Vergangenen das Gefühl nie so ergreift wie die Anschauung des Gegenwärtigen. Den Ausdruck Katharsis, Reinigung, mag man zunächst mit J. Bernays für einen medicinisch-technischen nehmen, wonach er eine durch ärztlich erleichternde Mittel bewirkte Hebung

oder Linderung der Krankheit bedeutet; doch hat schon die Mysterienſprache ihn auf das Gemüth übertragen und eine ſolche Entladung der Beklommenheit darunter verſtanden, welche das Beklemmende aufregt, in Fluß bringt und dadurch das Gemüth erleichtert. Eine Gemüthsbewegung wird durch die Bewegung der Töne in der Muſik erweckt, in Gang gebracht, geleitet und durch den harmoniſchen Verlauf des Geſanges ſelbſt harmoniſirt. Platon nennt im Sophiſten Furcht und Hoffnung gemiſchte Gefühle, deren Entmiſchung und Reinigung durch Steigerung der Einſicht bis zur gänzlichen Reinheit bewirkt werde. In Furcht und Mitleid findet Ariſtoteles Selbſt- und Nächſtenliebe, Sorge für uns und Theilnahme für andere vereint. Wer in ungetrübtem Glücke lebt und nichts fürchtet, der wird leicht übermüthig; wer am Leben verzweifelt, verfällt in Kleinmuth; Mitleid empfinden wir bei dem Anblick der Noth und des Verderbens anderer. Das Uebermaß und der Mangel beider Gefühle ſoll beſeitigt, ſie ſollen erregt und gereinigt, die Furcht vor einzelnen Uebeln zur Ehrfurcht vor der göttlichen Gerechtigkeit, das Mitleid zur Trauer über die Hinfälligkeit menſchlicher Größe geläutert werden. Die attiſche Tragödie war eine religiöſe Feier, ſie vollzog die Sühne der Schuld durch Leid und Untergang des Schuldigen, ſie erhob das erſchütterte Gemüth durch den Sieg der ſittlichen Idee. Durchſchauert von Furcht vor der unentrinnbaren Nothwendigkeit, die den Tod der Sünde zum Solde ſetzt, bebend in Mitleid für den Mitmenſchen, der dem Leiden verfällt das ihm ſelber ſo nahe iſt, fühlte ſich der Grieche ſowol von ſtumpfer Sicherheit wie von kleinlicher Angſt entbunden, und verſöhnte er ſich ſelbſt der ſittlichen Weltordnung durch die Kunſt, welche im Verlauf des Werkes durch Kampf und Noth, durch Schmerz und Tod zum Frieden, zum Sieg des freien und harmoniſchen Geiſtes führt.

B. Die Tragödie.

a) Aeſchylos.

Aeſchylos, der Sohn eines Atheners aus Eleuſis, ward 525 v. Chr. geboren. Schon in früher Jugend erlebte er den Sturz der Piſiſtratiden, die Herſtellung und den Ausbau der republikaniſchen Freiheit; 35 Jahre alt ſtritt er in voller Mannskraft bei Marathon mit, und bald nachher gewann er im Drama

den Sieg. Sein Leben lang blieb er ein Wortführer altväterlicher Zucht und Sitte, jenes Geistes der Marathonstreiter, der das heimische Gute treu bewahrt und todesmuthig behauptet ohne ins Ungemessene hinauszustreben. Nicht Themistokles, der rastlos Vordringende, die Athener auf das bewegliche Meer Führende, sondern Aristides war sein Mann, das Haupt der Landbebauer, „der nicht gerecht blos scheinen, sondern sein will", — eine Bezeichnung des Amphiaraos, die das Publikum sogleich auf Aristides bezog. Auch bei Salamis und Platää focht Aeschylos mit, und die Grabschrift die er sich setzte schweigt von seinem Dichterruhm, sagt aber daß der Perser und Meder seine Stärke erfahren habe.

Aeschylos zeigt den naturgemäßen Beginn echter Kunst durch begeisterten Schwung und instinctive Macht des Genius, die das Rechte thut ohne es zu wissen, was schon Sophokles von ihm behauptete. Es gilt ihm vor allem um die Sache, um die Tiefe und Größe des Gehaltes und Gegenstandes, um das Außerordentliche, das durch die Form sich überwältigend als das Erhabene ankündigt. Götter und Titanen treten bei ihm auf, er liebt riesige Charaktere, die in sich einfach und unzersplittert mit festem Willen in wuchtigen Worten und mit folgerichtiger That ihre innere Natur kundgeben und dadurch ihr Schicksal bestimmen. Das bedarf keiner kunstreichen Verwickelung und Verschränkung der streitenden Kräfte, wohl aber weiß der Dichter von Anfang an auf das Kommende zu spannen und in schrittweiser Steigerung sein Ziel zu erreichen, indem er den Gang der Handlung stets mit seiner Betrachtung begleitet.

Der Plan der einzelnen Tragödien ist einfach, aber es stehen dieselben wie die besondern Acte eines Dramas zusammen um in einer Folge von Thaten den Uebermuth zur Schuld zu führen, zu zeigen wie das Verbrechen eine blutige Vergeltung weckt, die Rache aber feindseligen Sinnes selbst das Maß überschreitet und darum gleichfalls dem Gerichte verfällt, oder wie die Sinnesart und Sünde der Väter auch in den Kindern fortwuchert, bis im Untergang des Geschlechts, wenn es sich nicht der ewigen Gerechtigkeit beugt und ihr sich versöhnt, die sittliche Weltordnung sich behauptet. Oder es wird ein und derselbe Grundgedanke in verschiedenen Begebenheiten offenbart, in der Vorzeit das Vorbild und die Weissagung der Gegenwart aufgestellt, und in der Erfüllung des Geschicks der innere Zusammenhang der Ereignisse ans Licht gebracht, sodaß Bernhardy mit Fug in Aeschylos den

Begründer einer poetiſchen Philoſophie der Geſchichte erblicken konnte. Dabei iſt die Sprache feierlich ernſt, prachtvoll durch volltönende Wortzuſammenſetzungen und kühne Bilder, die bald das Entlegene überraſchend heranziehen, bald das Gewöhnliche zur Verſinnlichung des Geiſtes verwenden. Es erinnert dies an Dante, an Shakſpere.

Selbſt im einzelnen bringt die congeniale Sinnesart ähnliche Ausſprüche: „Kann wol des großen Meergottes Ocean dies Blut von meiner Hand rein waſchen?“ fragt Macbeth, und ſeine Gattin weint darüber daß alle Wohlgerüche Arabiens den Blutgeruch nicht vertreiben. Der Chor in der Oreſtie aber ſingt:

Wer keuſche Brautgemächer kühn erſtürmt, wird nie
Geſühnt. Und ſtrömten alle Ström' auf Einer Bahn
Vereint, mordbrother Hände Fluch
Hinwegzuſpülen ſtrömten all umſonſt daher!

Aeſchylos verflicht am liebſten Bild und Sache ineinander und bewegt ſich von einem zum andern; er verfällt dabei manchmals ins Ueberſchwengliche und Dunkle, und das anmuthig Milde iſt ſeine Sache nicht. Die Alten reden von ſeinen furchtbaren Grazien, Neuere von der ehernen Schwere ſeines Kothurns, von einem heiligen Roſte des Alterthums, der ſeiner Sprache eine eigenthümliche Färbung gibt, wie ſeine Geſtalten vom Dufte der Urzeit umfloſſen ſind. Die ineinander wogende Bilderfülle gemahnt gleich der religiöſen Weihe an die hebräiſche Poeſie, ja Bernhardy hat an die arabiſche große Todtenklage Taabata Scharrans erinnert, wo es heißt:

Sonne war er bei dem Froſt; wann mit Schwüle
Stach der Hundſtern, war er Schatten und Kühle.

Damit vergleicht ſich die glänzende Stelle im Agamemnon, wo die Gattin den Heimkehrenden begrüßt:

Lebt friſch die Wurzel, dann umgrünet Laub das Dach,
Und breitet Schatten vor des Hundſterns Gluten aus.
Wenn du zurückkehrſt nach des Hauſes Herd, ſo ſcheint
Ein Sommertag zurückgekehrt im Winterfroſt,
Und wenn in herber Traube Zeus den jungen Wein
Läßt reifen, kühlt ein Morgenhauch den Sonnenbrand.

Außer einer Trilogie, dem letzten und reifſten Werke des Meiſters, ſind uns von ſeinen 70 Dramen nur noch 4 er-

halten. — Die alterthümliche Einfachheit der Anlage und des Stils in den Schutzflehenden zeigt vornehmlich das Anfängliche der tragiſchen Kunſt. Von Aegypten vertrieben landen die Danaiden eben in Argos und flüchten zu den Altären, um Hülfe flehend gegen die Brautwerbung der Aegyptosſöhne. Wechſel in die Stimmung, Spannung in die Handlung kommt dadurch daß ſie zunächſt den König für ſich zu gewinnen ſuchen, daß dann aber Danaos ihre Sache der Volksverſammlung vorlegen muß, und während dies geſchieht ein ägyptiſcher Herold kommt um ſie zurückzuholen. Die Verzweifelnden erhalten dann Schutz in Argos. Das Ganze iſt nur ein erſter Act, eine Expoſition, der in zwei andern Stücken das Weitere folgte, wie die Danaiden die Werbung zwar annehmen, aber ſich zum Mord der Freier in der Brautnacht verſchwören, wie Hypermneſtra allein den ihrigen, den Lynkeus rettet, durch Aphrodite vor Gericht vertheidigt wird und mit dem Gemahl den Thron von Argos beſteigt. Eine große Culturidee, Geſittung im Kampf mit roher Gewalt, der Aufſchrei des weiblichen Geſchlechts gegen den entwürdigenden Zwang liebloſer Lebensgemeinſchaft, das Recht des Herzens, der jungfräulichen Reinheit, und die perſönliche Liebe als Grund der Familie, das war es was der tiefſinnige Dichter in ſeeleuerſchütterndem Geſang ſeinem Volk und der Menſchheit verkündete. Das erhaltene Stück iſt ganz oratorienmäßig: bange Klagen, fromme Gebete, Segenswünſche, edle Betrachtungen des Chors bilden die Hauptſache; Anſätze zum innern dramatiſchen Conflict bleiben noch im Keim, wie wenn in der Bruſt des Königs die Gründe ſtreiten welche für und gegen die Aufnahme der Fremden ſprechen. Das Bild der ſchüchternen Tauben die vor dem Geier fliehen klingt oftmals wieder; in ſeiner Gefahr ſingt der Chor:

Als dunkler Rauch möcht' ich fliehn
Zum Wolkenheer des Zeus empor,
Und ſchwinden ſpurlos;
Wie dürrer Staub fittichlos
Zum Himmel auffliegend zerrinnen möcht' ich!

Aber dann hält ihn ſein Gottvertrauen aufrecht. Zeus wird als Vater angerufen, als Heilſpender, allen Segens Urquell. Er ſpricht und fertig ſteht das Werk, ſein Wink vollführt was das bange Herz fleht. Er iſt der Herr der Herren, der Seligſte der Seligen; ſein Rathſchluß iſt ewig wahr, und ob ſchwer erforſchlich, doch auch das Dunkel durchleuchtend. Sein Gedanke ge-

nügt um den hochgethürmten Menſchenwahn niederzuwerfen, während er ſicher und ruhig thront.

Die Perſer ſind das in der Zeit des Dichters ſpielende Mittelglied einer Trilogie, in der er den Grundgedanken ausführte daß im Kampf von Aſien und Europa der Sieg den Hellenen beſchieden ſei, indem die Weiſſagung des Mythos ſich in der Geſchichte der Gegenwart erfüllt. Das Werk war zwölf Jahre nach der Schlacht von Salamis (472) aufgeführt, und mochte die Athener mahnen getroſten Muthes den neuern perſiſchen Rüſtungen entgegenzuſehen. Im erſten Drama, Phineus, ward dieſer ſidoniſche Königsſohn von den Harpyien durch die Argonauten befreit, und weiſſagte ihnen den guten Erfolg dieſes erſten griechiſchen Zugs nach Aſien. Die Perſer ſelbſt ſchildern das Gottesgericht das den Uebermuth trifft. Die zurückgebliebenen Edeln des Reiches rühmen das ausgezogene Heer, ſind aber in Sorge um Kunde von ihm. Xerxes' Mutter Atoſſa iſt durch einen Traum erſchreckt, und die Edeln, der Chor, rathen ihr den Geiſt des Dareios um Rath und Rettung zu beſchwören. Da kommt ein Bote und gibt eine Schilderung der Schlacht von Salamis, deren epiſchen Ton die Siegesfreude, die Freiheitsliebe des Dichters ſelbſt mit lyriſchem Feuer durchglüht, und das Klagelied des Chors verweilt bei dem Gedanken wie nun auch andere Feſſeln ſich löſen, die um den Nacken der Völker liegen. Nun bringt die alte Königin dem Gemahl das Todtenopfer und der Schatten des Dareios ſteigt auf; ſeine Stimme aus der Geiſterwelt ſtimmt ein in die Wehklage der Lebendigen, und verkündet daß weil Xerxes die Götter ſelbſt zu meiſtern und das Meer zu feſſeln gedacht, er auf dem Meere die Niederlage erlitten; „denn des Menſchen Sturz befördert, wenn er ſelbſt ihn ſucht, ein Gott". Für die Perſer ſei nur Heil zu finden, wenn ſie den Kampf gegen das freie gottgeſchirmte Griechenland aufgeben. Ob der Frevel die es an den Tempeln verübt, wird auch das noch übriggebliebene Landheer zu leiden haben.

Noch iſt nicht der Kelch
Erſchöpft; es bleibt noch eine Neige bittrer Schuld:
Das wird des edeln Perſerblutes Opferguß
Vom Speer der Dorer auf Platääs Felde ſein,
Und Leichenhügel werden ſtumm dem Angeſicht
Der Staubgebornen künden bis ins dritte Glied,
Daß jedes Menſchen Uebermuth ein Gott beſtraft.

Denn aus der Hoffart Blüte sprießt als Aehrenfrucht
Die Sünde, die zu thränenschwerer Ernte reift.
Erblickt ihr so des blinden Stolzes Strafgericht,
So denkt an Hellas und Athen, und trachtet nicht
Nach fremden Schätzen, noch verstreut das eigne Glück,
Verschmähend was euch heute zugetheilt ein Gott!

Der Chor preist den Dareios und die Macht welche er erworben und behauptet hat, und zum Contrast erscheint dann Xerxes flüchtig in zerrissenem Gewande, und wechselnde Klagelieder um ihn und die Gefallenen schließen das Stück. Keine Verhöhnung des Unglücks der Feinde von seiten des griechischen Dichters, vielmehr die Betonung dessen was auch den Persern Großes und Eigenthümliches beschieden war; dabei in weichen weitaustönenden Rhythmen, in glänzenden Bildern eine orientalische Färbung, in der Lyrik eine gewaltige tieftragische Strömung. Bernhardy meinte daß die Handlung zu Gunsten der Erzählung und Betrachtung auf ein knappes Maß zurückgesetzt sei; J. L. Klein erwiderte darauf daß Erzählung und Betrachtung eben der geistig innerliche Reflex, der effectvolle Widerschein der Handlung seien. „Nicht die verwickelte Fabel, nicht die äußerlich bewegte Handlung macht das Dramatische, sondern die stetige Steigerung der Affecte und die Spannungsfolge scenischer Momente, die in dieser Dichtung mit bewunderungswürdiger Kunst und tiefer Kenntniß der Pathosentwickelung sich zu einer Katastrophe entfalten, welche die Handlung selbst ist, da sie die Ursache, die materielle Begebenheit, die geschichtlichen Vorgänge, in der tragischen Wirkung auf die tief Betheiligten spiegelt."

Das dritte Drama führte den Namen des Meerglaukos, der den Schiffern von Anthedon die Schlacht von Himera berichtete, die am gleichen Tage mit der von Salamis dort gegen die Karthager von den Griechen gewonnen ward; zugleich war die Weissagung des Dareios auf dem nahe gelegenen Platäerfeld erfüllt worden, und die Siegesfreude wird hier wie in den Persern die Todtenklage geschlossen haben. — Das Nachspiel war ein Satyrdrama, der Feueranzünder Prometheus. Die Satyrn wollen das Wunder der noch nie gesehenen Flamme umarmen und küssen; aber „rühre nicht daran, Böcklein, es brennt!" ruft der Heros ihnen zu. Es ward der Fackellauf eingesetzt, und einer zündete sein Licht vom andern an zum Bilde des sich stets forterzeugenden Lebens; eine neue Zeit des Geistes, eine neue Ordnung der Dinge

beginnt auch jetzt wieder wie damals als Prometheus zuerst das Feuer brachte. So ward das Ganze zum Siegesfest.

Auch die Sieben gegen Theben zeigen den Kriegergeist des Dichters; sie sind der Abschluß einer Trilogie, welchem Laios und Oedipus vorausgingen, und ein Satyrspiel Sphinx folgte. Ein Chorgesang weist auf die Urschuld des Laios hin, der gegen den Götterwillen sich vermählt; vielleicht daß auch Aeschylos schon den Grund des Eheverbotes angab, nämlich weil er den Sohn des Pelops, Chrysippos, zu unnatürlicher Lust misbraucht hatte; würde er dennoch ein Weib nehmen, so werde der eigene Sohn ihn tödten und die Mutter heimführen. Daß es Oedipus unwissend gethan, dann aber, als er es erkannt, sich geblendet und den Söhnen geflucht, sagt der Chor ebenfalls, und weist damit auf das zweite Drama hin. Das Epos wußte von der Blendung nichts, und ließ ihn erst in einer zweiten Ehe die beiden Söhne und Töchter erzeugen. Aber die Söhne bieten ihm Hohn, und weil sie des Vaters nicht geachtet, sollen sie auch lieblos einer durch den andern zu Grunde gehen. Gewiß wird Aeschylos das drauende Wort des Oedipus motivirt haben, daß der skythische Fremdling seinen Söhnen das Reich theilen soll. Als das dritte Drama anhebt, haben sie sich um der Herrschaft willen bereits verfeindet und Polyneikes hat sich gegen die eigene Heimat verbündet, uneingedenk der Mahnung des Sehers:

> Das Vaterland, von deiner Wildheit unterjocht
> Mit blut'gem Speer, wie mag es zugethan dir sein?

Eteokles beruft die Bürger zur Vertheidigung; seine feste Entschlossenheit findet ihren Gegensatz an der ahnungsvollen Angst des Chors der Frauen, die er zum Gebete mahnt. Ein Bote schildert ihm wie sich die Feinde mit prahlerischen Schildzeichen, mit trotzigen Reden gegen die sieben Thore vertheilen, und der Reihe nach stellt er den fünf ersten einen thebanischen Führer entgegen mit der Ueberzeugung daß der Uebermuth vor dem Fall komme. Der edle Seher Amphiaraos wird schwer zu bestehen sein, ein Gegner der die Götter ehrt; doch böse Früchte bringt der Bund mit dem Bösen. Da Polyneikes als der siebente genannt wird, stellt Eteokles mit düsterm Muthe sich selber ihm entgegen, indem er erkennt daß der Fluch des Vaters über beiden unheilvoll walte; der aber ist darum kein blindes Verhängniß, sondern verkündete der lieblosen Gesinnung ein Strafgericht, und

halb in Zorn und Rachluſt gegen den Bruder, halb zur Sühne geht Eteokles dem Tod entgegen. Hier iſt keine ruhig epiſche Darſtellung einer vergangenen Begebenheit, in dieſer meiſterhaft dramatiſchen Kriegsſcene empfinden wir mit dem Chor die gegenwärtige Noth des Vaterlandes, und der Heldendrang der Männer, die ſich zu ſeiner Vertheidigung opfermuthig erheben, richtet unſern Blick in effectvoller Spannung auf den zukünftigen Ausgang hin. Heldentrotz miſcht ſich mit dem Gefühl des leidvollen Geſchicks im Charakter des Eteokles. Der Schmerz der tragiſchen Stimmung aber findet ſeine Erhebung in dem Gedanken fürs Vaterland zu ſtreiten und ruhmvoll zu fallen; das Ganze iſt in einer Beleuchtung gehalten wie wenn die Glut der Abendſonne durch finſtere ſchwere Wetterwolken bricht. Das Lied des Chors umſpannt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft um den Cauſalzuſammenhang der Geſchichte, die Verkettung von Schuld, Vergeltung und Sühne im Geſchick der Labdakiden zu offenbaren. Die Kunde kommt daß der ſkythiſche Schwertſtahl den feindlichen Brüdern das Reich getheilt und jedem ſo viel gegeben als er zum Grabe braucht; ihr zuſammenſtrömendes Blut hat ſie geeinigt. Der herzdurchſchneidenden und doch ſo melodiſchen Todtenklage um beide folgt das Verbot der Beerdigung des Polyneikes, aber auch der Entſchluß Antigone's ihre Seele ſchweſterlich dem Bruder zu weihen, ihn den Wölfen zu entreißen und feierlich zu beſtatten; und während die Hälfte des Chors ſich ſamt Ismene der Leiche des Eteokles anſchließt, geleitet die andere ſie und den Polyneikes zum Grabe. Die feindlichen Brüder ſind todt, aber die Stadt iſt gerettet und in opfermuthig frommer Geſinnung iſt Verſöhnung und Frieden.

Im Prometheus ſchuf Aeſchylos ſein kühnſtes und tiefſinnigſtes Werk, das den idealen Kern der ganzen Menſchengeſchichte nach ihrer ſittlichen Bedeutung und ihrem Verhältniß zu Gott als That, Leid und Verſöhnung, als Schuld, Buße und Erlöſung in ähnlicher Weiſe darſtellt wie der Hiob, wie Dante's Göttliche Komödie oder Goethe's Fauſt.

Prometheus, „der Vordenkende", iſt der ſelbſtbewußte Sohn der Erde, Vorbild oder Bildner der Menſchen, der Repräſentant des Menſchengeiſtes in ſeiner ſelbſtändigen Kraft, der zur Freiheit berufen iſt. Sittliche Freiheit iſt Selbſtbeſtimmung und ſetzt die Wahl zwiſchen Gutem und Böſem voraus; und der Wille iſt Eigenwille, das Selbſtgefühl Selbſtſucht geworden, was die

hebräiſche Erzählung als den Genuß vom Baume der Erkenntniß wider Gottes Gebot, die griechiſche Mythe als den eigenmächtig liſtigen Feuerraub des Prometheus darſtellt. Leider iſt von den drei Dramen nur die Mitte vorhanden, aber die Bruchſtücke der andern und die Andeutungen im Gefeſſelten Prometheus laſſen uns wenigſtens der Idee und dem Gange nach ein Bild des Ganzen entwerfen.

Das Drama der That und der Schuld, der feuerbringende Prometheus, ſchilderte zunächſt, wie Zeus nach Bewältigung der Titanen, der blinden Naturgewalten, eine neue Ordnung der Dinge begründet. Prometheus hat ihm hülfreich zur Seite geſtanden, er bittet für die Menſchen, die Zeus vertilgen will um ein neues Geſchlecht zu ſchaffen, und heimlich, ja gegen den Willen des Zeus, voreilig und eigenmächtig raubt er das himmliſche Feuer und gibt mit ihm den Menſchen die Grundlage ihrer Cultur. Andeutungen der Strafe mochten durchklingen, aber er ſtand ſieghaft da und der Chor ſang das Brautlied ſeiner Vermählung mit Heſione. Der Menſch thut nach griechiſcher Anſicht das Böſe nicht um des Böſen willen, ſondern weil er es für ein Gut hält; eine wohlmeinende Abſicht will ſich auch gegen das Geſetz verwirklichen, als ob der Menſch ſeinen Geiſt und ſeine Freiheit dadurch erweiſen müßte daß er auch andere Wege als die gottverordneten einſchlägt, und was ihm heilſam dünkt zu ertrotzen ſucht. Prometheus rühmt ſich Wohlthäter der Menſchen zu ſein, erkennt aber auch an daß er das Geſetz übertreten hat:

Mit Willen fehlt' ich und Bedacht, ich leugn' es nicht.

Das erſte Drama ſpielte auf der Inſel Lemnos, das zweite verſetzt uns in den Kaukaſus. Zwei Rieſengeſtalten, Kraft und Gewalt, bringen den ſchweigenden Prometheus heran, und mit eigenem Schmerz vollzieht Hephäſtos das Urtheil ihn dort anzuſchmieden, doch das Gebot des Vaters Zeus will er nicht misachten, weil ſolches die ſchwerſte Schuld ſei. Als Prometheus allein iſt, ruft er die Natur zum Zeugen ſeines Leidens auf, und ſie trauert mit dem Helden; ihre Stimme klagt im Geſang der Okeaniden, ja der alte Waſſergott Okeanos ſelber kommt theilnehmend heran und erbietet ſich dem Prometheus ſeinen Frieden mit Zeus zu vermitteln. Er ſagt dabei:

Erkenne dich, geſtalte neu zu neuer Art
Dich um, denn neu iſt auch der Götter Fürſt und Herr!

Doch Prometheus verſetzt:

Ich will ihn trinken meiner Leiden herben Kelch,
Bis einſtens Zeus die Flamme ſeines Zornes löſcht.

In räthſelhaften Worten, unſere Erwartung ſpannend, deutet er an daß auch Zeus dem Verhängniß erliegen werde, ohne für jetzt auf die Frage des Chors zu antworten, was demſelben denn anderes als ewige Herrſchaft beſchieden ſei. Der Chor, den Prometheus beklagend, wünſcht ſich ſelber Frieden mit Gott und ein demüthiges Herz.

Ohne zu fürchten den Zeus
Ehrſt die Menſchen du zu hoch
Aus Eigenſinn, Prometheus.
Niemals wandelt ein ſterblicher Rathſchluß
Zeus' erhabne Willensordnung.

Das iſt des Dichters eigene Anſicht, deſſen hohe Idee von Zeus die Stellen in den Schutzflehenden bezeugen, der im Agamemnon ſagt daß das ganze Heil der Weisheit gewinne wer frommen Gemüths dem Zeus lobſinge, dem Gott der die Sterblichen den Weg der Wahrheit führe und ſie auch durch Leiden belehre. Ja das Bruchſtück eines verloreneu Dramas faßt den Zeus als den Welteinwohneuden und zugleich über ihr Waltenden:

Zeus iſt die Erde, Zeus die Luft, der Himmel Zeus,
Ja Zeus iſt alles und was über allem iſt.

Daß Prometheus Zeus für einen Tyrannen anſieht, für einen eiferſüchtig zürnenden Gewaltherrn, das bezeichnet eben ſeinen Charakter, und iſt folgerichtig, da der Menſch das Bewußtſein ſeiner Weſens- und Liebeseinheit mit Gott verliert, wenn er mit ſeinem Willen ſich von ihm geſchieden hat; wer die Flamme des Zornes in ſich entzündet dem iſt Gott der Furchtbare; dem Empörerſinne, der das Geſetz verſchmäht, iſt es eine bindende Feſſel; wer der ſittlichen Weltordnung widerſtrebt, die doch unverbrüchlich iſt, der fühlt ſie als eiſernes Band, und dies iſt die Strafe ſeines Trotzes.

Aber der Eigenwille kann ſich nicht blos im Kampfe gegen die Vorſehung zeigen, er liegt auch ſchon darin daß der Menſch dem Rufe Gottes, den Mahnungen und Regungen ſeiner Gnade nicht Folge leiſtet. Dies zeigt Io. Von Zeus geſendete Traum-

ſtimmen haben ſie eingeladen ſich ſeiner Liebe hinzugeben, aber ſie hat darauf nicht gehört, und irrt nun wie wahnſinnig umher, ein Symbol wie das ganze Leben des Menſchen eine ruheloſe Irrfahrt iſt, wenn er der göttlichen Führung widerſtrebt. So ergänzt Io in weiblich paſſiver Weiſe die active männliche Schuld des Prometheus; darum bringt der Dichter ſie mit ihm zuſammen, und er weiſſagte ihr die fernern Irrfahrten, aber auch die Verſöhnung mit Zeus, dem ſie endlich ſich willig hingeben werde, wenn die heiligen Eichen Dodona's ſie als ſeine ruhmreiche Gemahlin begrüßen. Aus dieſem Liebesbunde wird dann im dreizehnten Gliede auch ſein, des Prometheus, Retter Herakles entſpringen.

Io ſcheidet, Prometheus aber verharrt in Stolz und Trotz, und erklärt ſich nun deutlicher über das dem Zeus bevorſtehende Geſchick. Schon ſind mehrere Götter vom Throne geſtürzt, auch ſein Reich wird nicht ewig beſtehen. Zwei Frauen leben die einen Sohn gebären werden der größer iſt als der Vater; verbindet ſich Zeus mit einer derſelben, ſo erzeugt er ſich den ihn überwältigenden Nachfolger. Dieſe Rede hören ſie auf dem Olymp, und Hermes, der Götterbote, kommt um nähern Aufſchluß zu verlangen. Aber Prometheus weiſt den Abgeſandten, mit deſſen Knechtsdienſt er ſelbſt ſeine Leiden nicht vertauſchen möchte, ſchnöd und ſtolz zurück, und ſchleudert ihm den Vers entgegen:

Mit Einem Wort: die Götter haſſ' ich alleſammt.

Umſonſt mahnt der Chor, daß die weiſe ſind welche ſich vor Adraſteia', der unverbrüchlichen Weltordnung, beugen. Umſonſt mahnt Hermes, daß eine unkluge hartnäckige Eigenwilligkeit nichts vermöge, und droht noch größere Leiden an. Mit Blitz und Donner werde Zeus die Felswand zerſpalten und den Prometheus in den Abgrund niederſchmettern, und wenn er einſt wieder emporkomme, werde ein Adler ihm täglich die Leber wegfreſſen. Hermes fährt mit geheimnißvoller Rede fort:

Und ſolcher Drangſal hoffe nicht ein Ziel, bevor
Als Stellvertreter deiner Qual ein Gott erſcheint,
Für dich bereit in Hades unbeſonntes Reich
Zu ſteigen und zur finſtern Kluft des Tartaros.

Aber mag die ganze Welt in ihren Angeln erkrachen, Prometheus iſt der unerſchütterlichen Stärke und der Ewigkeit ſeines Geiſtes

ſicher; er beharrt in ſeinem Trotze, und indem er die ewige Gerechtigkeit, den Aether, die ſchauende Sonne zu Zeugen anruft, bricht Erdbeben, Donner und Blitz herein, wie er ſie beſchworen, und er verſinkt im Aufruhr der Elemente. Wunderbar großartig hat Aeſchylos in ihm die Stärke des ſelbſtändigen Geiſtes geſchildert, in ihm die Einſicht und Erfindungskraft perſonificirt, welche die Natur ſich dienſtbar macht und im Wahrheitsdurſt auch die Tiefen der Gottheit erforſcht, aber um ſo leichter, je größer ſie iſt, ihre Abhängigkeit vom Unendlichen vergißt und zu Ueberhebung und ſelbſtſüchtiger Eigenmacht verlockt wird, ſodaß ihre Vermeſſenheit nun der Nemeſis verfällt.

Doch nicht Trotz und Bändigung, nicht Kampf und Leid iſt das Ziel der Geſchichte, ſondern Verſöhnung, Liebe, Freiheit. Der gelöſte Prometheus that dies dar. Zeus hat ſeine Herrſchaft feſt begründet, nicht ein gewaltſames Zwingherrenthum, ſondern eine harmoniſche Weltordnung im freien Wechſelbunde der Naturkräfte, der Geiſter. Eigener Trotz hatte den Prometheus in den nächtlichen Abgrund der Gottesferne verſenkt; ſobald das ſtarre Selbſt brach, ſtieg er wieder ans Licht empor; er muß erlöſt ſein wollen, eher kann die Feſſel nicht von ihm genommen werden; die Reue iſt der Weg zur Verſöhnung, und ſie iſt durch den Adler bildlich dargeſtellt, der dem Prometheus die Leber, den Sitz der Leidenſchaft, zernagt. Iſt aber im vordenkenden Gemüth eine richtigere Einſicht in das göttliche Walten gereift, ſo ſieht er nun beſtätigt daß Zeus das Verderben der frühern Empörer nicht will; der Chor der aus dem Tartarus befreiten Titanen ſteigt ihn begrüßend empor, hoffend und hülfebietend. Und Herakles tritt auf, der liebe Sohn des Zeus, deſſen Abbild auf Erden, der Held, der die göttlichen Gebote in freiwilliger Dienſtbarkeit erfüllt, und von irdiſchen Schlacken auf dem ſelbſtangezündeten Scheiterhaufen geläutert ſich zum Olymp erheben wird. Wo ſolcher Sinn in der Menſchheit lebt, da iſt ſie mit Gott verſöhnt, da iſt ihr das Geſetz keine Feſſel mehr, und ſo wird der Adler von Herakles erlegt und Prometheus erlöſt. Zeus will durch das Werk ſeinen Sohn verherrlichen, in welchem auch ſchon andere, wie Görres, einen allzeit hülfreichen Heiland des Heidenthums erkannt haben. Nun erfüllt ſich aber auch die Weiſſagung des Hermes, ein Gott müſſe für den Prometheus in den Tod gehen, wenn dieſer der Feſſeln ledig werden ſoll. Ein Unſterblicher, der Kentaure Chiron, war im Kampf durch einen vergifteten

Pfeil unheilbar schmerzlich verwundet worden, und übernahm es gern für den Prometheus in das Todtenreich hinabzugehen. Wir können mit Welcker und Stuhr sagen: Der Kentaur, die Verbindung von Roß und Mann, ist ein Symbol des Thiermenschen in seiner rohen Creatürlichkeit, welche erstirbt, wenn der wiedergeborene geistige Mensch sich mit seinem Gott versöhnt. Wir können mit Lasaulx zugleich einen mystisch prophetischen Sinn darin erkennen, daß ein Gott stellvertretend für die Menschheit, für Prometheus, sich opfert.

Nun ist Prometheus frei. Er windet einen Kranz von Weidenzweigen um sein Haupt um sich selbst wie ein Opfer zu schmücken, er steckt einen Ring an seinen Finger als Erinnerung seiner Fesselung, als Symbol seines Bundes mit Gott. Wie er selber geweissagt daß Zeus werde entgegenkommen dem Entgegenkommenden, so begegnen sich jetzt die göttliche Gnade und das erlöste Menschenherz, und Prometheus wirkt jetzt mit seinem Wissen und Willen für die neue Ordnung der Dinge. Zeus hatte sich mit der schönen Thetis vermählen wollen, einer Göttin des Naturfriedens, wie derselbe sich in der Spiegelglätte des Meeres zeigt. Prometheus bezeichnet sie als eine jener zwei Frauen. Ein Sohn von ihr und Zeus hätte auf den Gott einer Religion hingedeutet, die eine Verschmelzung orientalisch pantheistischen Naturdienstes mit dem Glauben an die Olympier gewesen wäre, wie derartige Verquickungen im alexandrinischen Zeitalter versucht wurden. Auf Prometheus' Rath wird Thetis dem Peleus vermählt, und ihr Sohn, größer als der Vater, ist dann Achilleus, das Idealbild des Hellenenthums in seiner jugendlichen Lebenskraft, seinem Sieg über Asien, seinem frühen Tode mit ewiger Ruhmesblüte. Zur Hochzeit der Thetis wandeln Zeus und Prometheus, und mit dem auf Achilleus deutenden Hochzeitliede schloß das große Versöhnungsdrama.

Mächtig und wunderbar berührt uns die von Aeschylos bestimmt ausgesprochene Ahnung daß die Herrschaft des Zeus keine ewige sein werde: es ist das Gefühl daß im phantasiegestalteten Dienste der Olympier die ganze volle Wahrheit der Religion, die höchste Befriedigung und Versöhnung des Gemüths noch nicht erreicht sei, eine solche aber der Menschheit bevorstehe. So rühmt auch das Hyndlalied in der Edda Odin als den herrlichsten der Alsengötter, und setzt dennoch hinzu:

Einst kommt ein andrer mächtiger als Er,
Doch noch ihn zu nennen wag' ich nicht.

Und wenn die Seherin in Völospa die Götterdämmerung geweissagt hat, wo im Kampf aller entfesselten Weltmächte die Götter selber untergehen, aus dem Reinigungsfeuer des Weltbrandes aber ein neuer Himmel und eine neue Erde emporsteigen und mit den Göttern die seligen Helden wieder auferstehen, dann kommt der Starke von oben, der alles steuert, und ordnet ein heiliges Gesetz des Friedens. Wir denken an den Altar des unbekannten Gottes, an welchem Paulus in Athen die christliche Predigt anhob. Die Idee des Zeus wird im Aeschyleischen Prometheus selbst von der fühllosen Naturmacht oder schrankenlosen Herrschergewalt zum Gesetze der Vernunft, zum Willen der Liebe emporgeläutert, den der Duldermuth des Menschengeistes versöhnt; anfangs der rächende starke und eifrige Gott wird er als der Befreiende, Heilverleihende erkannt. Wir erinnern uns daß Zeus der ursprüngliche ewige Nationalgott der Hellenen war, daß dann die allmählich entstandenen vielen Götter um ihn als seine Verwandten, Kinder oder Ahnen geordnet wurden; wie die Natur und die Geschichte aus dem Chaos zum Kosmos, aus der Nacht zum Licht sich entwickeln, so ließ auch die Theogonie die geistigen Götter, die Ideale des gegenwärtigen Weltalters, erst als ein zweites und drittes Geschlecht aus den Naturmächten hervorgehen. Faßt man einmal die Stufen der Entwickelung der Gottesidee als eine Folge von Göttern, nicht blos von Formen des Gottesgedankens, dann verdrängt Kronos den Uranos, Zeus den Kronos, und Zeus selber muß einem vollendetern Ausdruck des Begriffes weichen. Die zweite jener Frauen war Metis, die selbstbewußte Weisheit. Zeus verschlang sie und gebar durch sie die Pallas Athene aus seinem Haupt. Sie ist nicht vernichtet, sie wohnt in seinem Herzen und verkündet ihm die Sprüche des Schicksals und die Unterscheidung des Guten und Bösen. Die Möglichkeit bleibt bestehen daß ein Sohn von ihr, der himmlischen Weisheit, und vom Götterkönig Zeus ein neues Reich höherer Wahrheit, tiefern Friedens gründen wird. Ich verweise noch auf das was im ersten Band über das Prophetenthum der Hebräer und über die Menschwerdung Gottes bei den Indiern erörtert worden, und auf den Abschnitt „Christus in der Vorzeit" in meinen religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk.

Dem Prometheus zunächst an idealem Gehalt steht die Oresteia, und hier haben sich glücklicherweise die drei Dramen erhalten, und die Trilogie ist die reifste Frucht des Aeschyleischen

Dichtergeiſtes, mit der Trilogie von Oedipus, die Sophokles ſchuf, der Doppelgipfel der helleniſchen Tragödie, der Ilias und Odyſſee im Epos wohl vergleichbar. Wir ſehen hier ſtreitende Rechte und Mächte unmittelbar einander gegenübertreten, auf Tod und Leben kämpfen, aber über dem Untergang ſchwebt nicht blos die Idee der ſittlichen Weltordnung, ſondern auch eine Ausgleichung der Gegenſätze wird innerlich und äußerlich vollzogen.

Um günſtigen Fahrwind für das Heer zu erlangen, alſo um eines politiſchen Zweckes willen, hat Agamemnon die eigene Tochter geopfert, und dadurch die Gattin, die Mutter zur Vertreterin und Rächerin der verletzten Familie aufgerufen. Sie erſchlägt den ſiegreich Heimkehrenden. Das iſt die erſte Tragödie. Der Mord fordert Vergeltung und Agamemnon's Sohn rächt den Vater, indem er die Mutter tödtet. Das iſt die zweite Tragödie. Das vergoſſene Blut der Mutter ſchreit um Rache, und die Erinnyen verfolgen den Oreſtes; aber er hat doch auch den Götterwillen vollſtreckt, und der Lichtgott kämpft nun mit den Dämonen der Nacht, der oberſte menſchliche Gerichtshof legt gleich viel ſchwarze und weiße Steine in die Urne, aber die Göttin der Weisheit ſpricht das Wort ausgleichender Anerkennung, befreiender Gnade. Das iſt das abſchließende Verſöhnungsdrama.

Auch hier wie im Prometheus iſt alles blos Aeußerliche und Zufällige getilgt, alles zum reinen Symbol des menſchlichen Lebens und göttlichen Waltens geläutert, das Allgemeingültige im Geſchichtlichen klar ausgeſprochen, und dadurch die höchſte Idealität gewonnen, dieſe aber ſelbſt ſo glanzreich, ſo wundervoll zur Erſcheinung gebracht, daß kein anderes Dichterwerk des Alterthums in erhabenerer Herrlichkeit ſtrahlt. Nachdrücklich ſpricht es Aeſchylos aus daß nicht das Glück als ſolches aus ſeinem blühenden Schoſe Unheil gebiert, ſondern daß der Uebermuth zur Unthat ausſchlägt und das Böſe wieder das Böſe hervorruft. Blut fordert Blut; wie falſches Erz, vom Gebrauche abgenutzt, mit der Zeit entlarvt wird, ſo wird auch die Schuld enthüllt und empfängt ihren Sold. Aber dem gerechten und gottesfürchtigen Lebenswandel iſt die ewige Gerechtigkeit hold, und wo die Tugend ein Haus baut, erbt auf Enkel das Heil fort. So der Chor im Agamemnon.

Bei Homer hat Klytämneſtra, indem Aegiſth ſie zum Ehebruch verführt, mit dieſem vereint den heimkehrenden Gemahl Agamemnon erſchlagen, wie einer den Stier hinſtreckt an der Krippe; der herangewachſene Oreſtes aber hat den Vater gerächt,

ſein Reich wiedererobert und dadurch Ehre unter den Menſchen erlangt. Das feiner entwickelte Gefühl heiſchte jedoch die Sühne für den Mord, wie ſie denn im Apollocultus eingeführt ward, und erwog das Schreckliche das immer im Muttermord liegt. Oreſt mußte es empfinden und ſein verſtörtes Gemüth konnte ſich erſt langſam beruhigen. So erfaßten die Tragiker die Sache. Und wenn Agamemnon der Mittelpunkt einer Tragödie werden ſollte, ſo mußte eine Schuld von ihm zugleich das Verbrechen der Gattin motiviren. Das geſchah durch das Opfer der Iphigenie. Dieſe iſt urſprünglich Beiname der Artemis, ſpäter ihre Prieſterin, ein ihr geweihtes, aber gerettetes Opfer, und ſo ward ſie als Tochter Agamemnon's bereits ins nachhomeriſche Epos aufgenommen. Und die Greuel des Gatten- und Muttermordes mochte der Grieche ſich nicht als unvorbereitetes Ereigniß denken; die Charaktere, die Frevel der Ahnen mußten ſchon ein Vorſpiel geweſen ſein. Daß Tantalos ſeinen Sohn Pelops den Göttern zum Mahl geſchlachtet, dieſe ihn aber wiederbelebt, war eine kleinaſiatiſch-ſemitiſche Sage, auf das Opfer des Erſtgeborenen bezüglich; dem Griechen galt das als Verbrechen, und wenn Atreus, Thyeſt, Agamemnon bei Homer friedlich einer dem andern das Scepter überlaſſen, ſo werden die Brüder jetzt Feinde, Thyeſt verführt bereits die Schwägerin, und Atreus ſchlachtet zwei von deſſen Söhnen dem Vater zum Mahle; der überlebende Bruder Aegiſthos hält ſich nun verpflichtet Blutrache an Atreus' Sohn Agamemnon zu nehmen. Auf ſolche Art haben eben die Tragiker die Mythen zum Ausdruck ſittlicher Ideen, zum Bild einer Verknüpfung von Schuld und Vergeltung geſtaltet; wir ſehen auch hier wie das Aeußere des Mythos bildſam war, und werden noch bemerken wie jeder der einzelnen Tragiker auf ſeine Weiſe motivirte und umbildete. Die Verſöhnung Oreſt's geſchieht z. B. bei Euripides dadurch daß er die Iphigenie ſammt dem Götterbilde der Artemis in Taurien holt, und erſt Goethe hat dies innerlich entwickelt und vollendet.

Die Scene wird im Agamemnon damit eröffnet daß der Wächter auf der Zinne nachts ſein ſchlafraubendes Spähen beklagt, und hofft daß endlich von Klippe zu Klippe der Fackelglanz von Troja bis nach Mikenä fortleuchtend die Einnahme Troias verkünden möge. Da flammt der Brand hell auf, und der Wächter verkündet das Zeichen; aber ſeine Freude dämpft die Andeutung daß nicht alles wohl ſtehe im Herrſcherhauſe. Der Chor

der Greiſe tritt auf und beſingt den Aufbruch der Heere, das Opfer Iphigeniens, dem Weheruf das Gebet geſellend daß das Gute ſiege, und mit dieſem Refrain ſein Lied durchwirkend. Klytämneſtra meldet den Fall Troias, was den Chor zu einem Geſang über die Strafgerichte der Gottheit, über die Frevelthat des Paris veranlaßt, der bald ins Allgemeine übergeht und gleich einem folgenden die Ideen des Dichters über das Schickſal überhaupt entwickelt. Dabei wird der heimlichen Unzufriedenheit des Volks über den auswärtigen Krieg gedacht, der ſo viele für die Sache der Fürſten dahinrafft. Der Herold bringt die Beſtätigung der Feuerzeichen, er feiert das Glück der Sieger, er dankt den Göttern für ſeine Rettung, aber ſpricht auch von dem Sturm der die Schiffe auf der Heimfahrt zerſtreut. Klytämneſtra berühmt ſich ihrer Reinheit, während das Volk doch ihren Ehebruch kennt, und erklärt mit bitterer Ironie daß die Gunſt anderer Männer ihr ſo fremd ſei wie des Schwertes Stoß; ähnlich wie ſie ſpäter mit furchtbarem Hohn ſagt daß Iphigenia den Vater bei den Schatten willkommen heiße.

So wird der Contraſt der äußern prachtvollen Erſcheinung und des Glückes mit der innern Zerrüttung und der bangen Ahnung in lebhaften Farben ausgeführt, die Einbildungskraft wird ebenſo mächtig erregt als die Betrachtung in ernſtes Sinnen verſenkt, und ein muſikaliſcher Strom von Empfindungen in der Lyrik des Chors umfließt die epiſche Erzählung und die plaſtiſch klaren Heldengeſtalten.

Nun erſcheint Agamemnon ſelbſt auf der Höhe des Glücks, Priamos' Tochter Kaſſandra als Genoſſin mit ſich führend auf dem Triumphwagen. Die Gattin begrüßt ihn mit feierlich preiſender Anrede und läßt Purpurteppiche vor ihm ausbreiten, daß er wie ein Gott einherſchreite. Sein weiſes Herz warnt ihn vor Ueberhebung, doch beredet ihn Klytämneſtra den ſtolzen Pfad zu wandeln. Sie ruft dann Kaſſandra daß ſie folge. Die jungfräuliche Seherin im Schmuck der Prieſterbinde hat ſeither geſchwiegen, jetzt aber bricht ſie in abgeriſſene Jammerlaute aus, welche mit der Rede des Chors wechſeln; ſie wittert Blut, ſie ſieht die Schatten der geſchlachteten Kinder, ſie ſieht die Gattin dem Gemahl im Bad ein Netz ums Haupt werfen, ihn erſchlagen; das Opfer fällt und das Verhängniß ſchreitet ſchnell! Sie beklagt ihr eigenes Schmerzenslos, wehevoller als das der Nachtigall, und geht dann in den gleichmäßigen Rhythmus der Trimeter

über um alles deutlich darzulegen und ſchon das Ende und die Strafe des neuen Mordes durch Oreſtes zu weiſſagen. Ruhmvollen Tod zu ſterben iſt ſüß; Flucht kann ihr nicht frommen, ihre Vaterſtadt iſt ja verbrannt, die Ihrigen ſind gefallen; ſo geht ſie muthig ins Haus, wo ſie ſterben, aber nicht ungerächt ſterben ſoll. Scheidend ſpricht ſie:

O dieſes Menſchenleben! Lächelt ihm das Glück,
So ſtürzt es leicht ein Schatten; iſt es unbeglückt,
So tilgt ein Schwamm das Bild; wer denket ſein?
Weit mehr als jenes ſcheinet dies mir jammernswerth!

Wohl hat W. von Humboldt recht: „Nichts im ganzen Alterthum reicht an die Erhabenheit dieſer Scene, ſie iſt gleich rührend und erſchütternd.“

Man hört Agamemnon's Weheruf; der Chor entſchließt ſich für ihn einzutreten. Da kommt Klytämneſtra, rühmt ſich ihrer Hinterliſt und wirft die Maske ab, deren es nicht mehr bedarf: das Opfer blutet, alles iſt vollbracht, Agamemnon hat den Becher des Fluchs, den er eingeſchenkt, ſelber geleert; der die Rechte des Hauſes durch die Hinopferung der Tochter gekränkt, der der Gattin die Buhle ins Haus gebracht, er liegt neben ihr im Staub, und ſie hat dem Schwane gleich das Sterbelied geſungen. Unheimlich erſchaudernd muß ſie wol die drohende Vergeltung ahnen, aber noch brüſtet ſie frech und ſtolz ſich mit dem gelungenen Mord, und die Entſetzliche ſteht in furchtbarer Erhabenheit vor uns, „von Grauſen leuchtend, im Blut ihres Gatten einherprunkend wie in königlichen Purpurgewanden“. (Klein.) Auch Aegiſthos rühmt ſich der That, die er bluträcheriſch mitvollbracht. Der Chor will ihn angreifen, da mahnt Klytämneſtra daß es des Leides nicht mehr bedürfe, daß ſie vom Schickſal hart genug getroffen ſeien, und ſo rettet der Dichter, wie Shakſpere in ſeiner Lady Macbeth, auch in ihr die Menſchlichkeit, wie ſie denn auch in den Trauergeſang des Chors um Agamemnon mit dem Wunſch einfiel: es möge des vergeltenden Mordens ein Ende werden, dann wolle ſie tragen was immer komme.

Das iſt zunächſt die Vergeltung, die Aeſchylos in den Grabesſpenderinnen ſchildert. Dieſe bewegen ſich um das Grabmal Agamemnon's, und ſtatt des Glanzes im erſten Stücke liegt hier eine trübe Melancholie ſchwer über der Scene ausgebreitet. Unheilvolle Traumgeſichte laſſen die Gattenmörderin nicht ruhen.

Elektra, ihre Tochter, soll am Grabe des Vaters ein Opfer bringen, aber diese und der Chor rufen seinen Geist um Hülfe für die Kinder gegen die Mutter an, und Orestes der Sohn tritt auf, welchen Apollo zum Rächeramt berufen hat. Er gibt sich für einen Fremden aus der die Kunde vom Tode des Orestes bringe, und erschlägt zuerst den darob erfreuten Aegisthos, dann nach kurzer Wechselrede, doch heftigem Seelenkampfe auch die Mutter. Der Chor hat wiederholt die Hoffnung ausgesprochen daß jetzt die Gerechtigkeit strafend eine Sühne der Greuel bereite, daß Blut zum Heile fließen und ein Friedensgesang erschallen werde. Doch Orest ist im Gemüth zu furchtbar ergriffen, er fühlt das Widernatürliche seiner That, die Erinnyen steigen aus dem vergossenen Mutterblut vor seiner innern Anschauung empor, und verfolgt von ihnen eilt er hinweg zu dem Tempel Apollon's, Entsündigung suchend.

Das Schlußdrama, die Eumeniden, führt wiederum die Götter selbst auf die Bühne, und die Brust des Menschen erscheint dabei als der Ort wo die ewigen Mächte und Rechte selbst miteinander ringen. Apollon sühnte die Blutschuld, die Erinnyen entschlummerten vor seinem Tempel, das Heiligthum der Religion gab dem Orestes Frieden; aber wie er wieder in die Welt hinaustritt, da erweckt der Schatten Klytämnestra's nochmals die Rachegeister, die der Lichtgott aus seinem Tempel verweist, die aber ihr Recht auf das Opfer geltend machen. Apollon schlägt die Göttin der Weisheit in Athen zur Schiedsrichterin vor, und zu ihrem Altar wendet sich betend Orestes, da er mit reinem Sinn ihr nahen dürfe, während die Erinnyen in schauerlich schönem Gesang sich als die unerbittlichen Bluträcherinnen, die schlummerlosen, unentrinnbaren Wächterinnen der Gesetze schildern. Und Athene beruft das Gewissen selbst zur Entscheidung, indem sie atheniſche Männer als Richter beeidigt und durch die Einsetzung dieser Geschworenen den Areopag stiftet. Apollon und die Erinnyen führen ihre Sache, doch ersterer betont zu unserer Verwunderung das Ausschlaggebende zu wenig; es lag mehr im Gefühl als im klaren Bewußtsein des Dichters, daß es auf die Gesinnung ankommt mit welcher eine That vollbracht wird; indeß ist es im Charakter des Orestes und in der Darstellung der Handlung selbst hinlänglich veranschaulicht. Es ist ein Kampf berechtigter Principien, die Stimme der Natur und des Bluts gilt so gut wie die Ordnung des staatlichen Lebens; darum legen die Richter gleich viele

Steine für Schuld und Unschuld in die Urne. Athene, als die Personification der göttlichen Weisheit und Gnade, spricht den Orestes frei. Wol grollen die Erinnyen darüber, aber Athene verheißt ihnen göttliche Ehre im heiligen Hain nahe der Stadt; dort sollen sie Hüterinnen des Landes sein, damit das Schädliche von den Fluren wie von den Menschen abgehalten werde, Gedeihen, Gesundheit und Segen walte, Bürgerkrieg und Mord der Stadt fern bleibe und das Volk in Liebe einträchtig lebe. „Denn gesiegt hat Zeus, der Beherrscher des Worts, und die Krone verbleibt stets uns in dem Kampfe der Tugend." Die Rachegöttinnen werden so zu Eumeniden, zu Wohlwollenden; und wohlwollend und gut ist ja auch immer die Stimme des Gewissens im Menschen, selbst wenn sie durch Schmerz ihn straft und so das Recht wieder in ihm herstellt. Mit allseitiger Versöhnung schließt nach allen Schrecken das Werk bei Fackelglanz in des neubegründeten Gottesdienstes feierlicher Freude.

Für Aeschylos war diese Dichtung zugleich ein politisches Glaubensbekenntniß, eine patriotische That. Es galt den Kampf für den Areopag, dessen vormundschaftliches Ansehen Ephialtes und Perikles in der vollen Mündigkeit des Volkes untergehen ließen. Aeschylos trat für ihn in die Schranken. Athene setzt den Areopag zur Wache und Hut des Landes ein; ehrfurchtsvolle Scheu soll von dem Bösen abhalten; gleich fern von Tyrannei und Zügellosigkeit soll das Volk glücklich bestehen; nicht leicht bleibt gerecht wen keine Scheu bindet. Darum soll der Areopag ein hehres und heilvolles Bollwerk sein, desgleichen keine andere Stadt besitzt, und das sie heilig halten soll. Auch der Chor singt davon daß die Furcht häufig dem Menschen fromme und ihn auf der Bahn des Guten halte; wer aber sein Spiel treibe mit dem Recht der zerschelle am Fels des Rechts. Aus dem Gleichmaß, aus der Gesundheit der Seele blüht die allerwünschte Glückseligkeit.

Athen krönte die Dichtung, und gern schreiben auch wir ihr einen Einfluß darauf zu daß der Areopag als Blutgerichtshof mit religiöser Weihe fortbestand. Darauf legt wenigstens die Tragödie das Hauptgewicht, und so wäre sie nicht so sehr Parteistimme, als der versöhnende Abschluß des Verfassungskampfes. Jedenfalls ist sie ein Spiegel der Zeitbewegung, und die Tendenz ist vollständig aufgegangen in die künstlerische Verklärung der Wirklichkeit. Der Dichter ging bald darauf nach Sicilien, wo er schon

früher gleich Pindar eine ehrenvolle Aufnahme gefunden hatte, und ſtarb in Gela.

Einige Sprüche aus verlorenen Dramen mögen zum Schluß noch hier ſtehen:

Erz beut der Schönheit, Wein des Geiſtes Spiegel dar.

Dem Grambeladenen pflegt die Gottheit nah zu ſein.
Wem ſie Leid verhing
Dem bleibt der Schmerzen liebſtes Kind, der Ruhm, zum Troſt.

Wenn mit dem Rechte ſich die Kraft verbunden hat,
Welch andres Bündniß kann gewaltiger ſein denn dies?

b) Sophokles.

Sophokles tritt zu Aeſchylos heran wie Rafael zu Michel Angelo: der überwältigenden Macht des Tiefſinns und der Erhabenheit, der dämoniſchen Größe der Charaktere geſellt ſich die durchgebildete Harmonie des edeln Gemüths und der von ihr bedingte Adel der Form, ein Schönheitsſinn der ſich vornehmlich in dem Aufbau des Ganzen, in der Compoſition bewährt, ein Wohlklang in welchem alles zuſammenſtimmt. Nie iſt die Mitte in der Verbindung von Würde und Anmuth, in dem rechten Maße das die Gegenſätze ausgeglichen in ſich enthält, bewundernswerther und vollendeter erſchienen als in der Stellung des Sophokles zwiſchen Aeſchylos und Euripides. Zwiſchen Aeſchylos dem Marathonſtreiter, der die altehrwürdige Ueberlieferung hoch hält und den Willen des einzelnen dem des Ganzen beugt, und zwiſchen Euripides, der als ein Zögling der ſophiſtiſchen Bildung die Subjectivität des perſönlichen Geiſtes auf den Thron erhebt und das Ganze dem Reize des Einzelnen nachſetzt, ſteht er, der melodiſche Mund der perikleiſchen Zeit, der durch die Schule der Gymnaſtik und Muſik zur Klarheit und Freiheit des Gedankens voranſchreitet und mit dem Gemeingefühl des Volks die Perſönlichkeit in Einklang erhält, welche daſſelbe leitet indem ſie von ihm getragen wird. Ein ſchöner funfzehnjähriger Jüngling führte er den Reigen der Sänger die den Sieg von Salamis feierten. Als er zwölf Jahre ſpäter (468) zum erſten mal mit Aeſchylos um den Preis der Tragödie rang, da war es ein Kampf von culturgeſchichtlicher Bedeutung, und wie Kimon mit ſeinen Feldherren aus dem thrakiſchen Feldzuge kommend ihn für den aufſtrebenden Genius entſchied, ſo iſt dieſer auch nie von Euripides überwunden, nie zweien der Mitbewerber nachgeſetzt worden. Als

Freund des Perikles bekleidete er eine Führerstelle im samischen Krieg. Bis ins hohe Alter von 90 Jahren erhielt sich dem Musenliebling die Freude am Schönen und die schöpferische Geisteskraft. In religiöser Gesinnung wußte er die sittliche Tiefe des Volksglaubens zu erschließen ohne die Bildlichkeit des Mythos zu zersetzen, und als sein Wahlspruch mag diese Strophe eines Chorgesangs im König Oedipus gelten:

Es sei das Los meines Lebens
Fromme Reinigkeit in Wort und Werke mir
Stets zu bewahren, treu den ew'gen Rechten,
Die aus den Höhn steigen herab, im Aetherlicht geboren,
Sie die kein irdisch Wesen, kein Mensch zeugte,
Olympos ist ihr Vater. Niemals
Werden sie in Vergessen hinschlummern,
Denn ein Gott lebt mächtig in ihnen, nie alternd.

Adolf Schöll hat darüber wol endgültigen „gründlichen Unterricht" ertheilt, daß die Dichter in Athen stets mit einer Trilogie als einem Ganzen um den Preis kämpften, und da wäre es wahrlich doch kein Fortschritt gewesen, wenn Sophokles drei Stücke ohne Zusammenhang und innere Beziehung einander hätte folgen lassen; aber das Misverständniß des Suidas, „daß er es aufgebracht Drama gegen Drama in den Wettstreit zu führen", beruht auf dem Grunde daß er weit mehr jedes Einzeldrama zu einem in sich gerundeten Ganzen machte, eine Handlung welche die Vorgänger in drei Theile zerlegt hätten, einheitlich concentrirte, und dadurch zugleich größern Reichthum für das einzelne Werk gewann. Waren die Stücke aber dann nicht auch begebenheitlich verkettet, wie in der uns erhaltenen Trilogie, so verknüpfte sie bei Sophokles und bei Euripides ein gemeinsamer Grundgedanke, so waren sie mannichfaltige Lösungen eines und desselben Problems. Die Peripetie, jener Umschwung den der Held sich für sein Geschick bereitet, der Wendepunkt oder der Glückswechsel der für ein Geschlecht eintritt, liegt nicht etwa nur in einem mittlern Drama, zu dem das erste sich wie die Exposition, das dritte wie der Schluß verhält, sondern Sophokles erzielt sie für jede Tragödie, von jeder soll gelten dürfen was er den Menelaos in einem Fragmente sagen läßt:

So dreht im Umschwung mit der Gottheit starkem Rad
Sich stets mein Leben, so verändert's die Gestalt,
Dem Antlitz gleich des Mondes, das zwei Nächte sich
In Einer Form und Bildung nie behaupten mag,

Schwach erſt und dunkel und von neuem Licht ſodann
Zur Schönheit wachſend, voll und voller anzuſchaun,
Und wenn's in ſeiner höchſten Herrlichkeit erſchien,
Hinſchwindet wieder und zum Nichts herunterſinkt.

Sophokles wird der Meiſter des verflochtenen Dramas, indem er unterſchiedene Charaktere in einer Colliſion von Pflichten oder als die Vertreter ſtreitender Rechte und Principien auftreten und daraus ſich einen Kampf entwickeln, die Gegenſätze ſich aneinander zerſchlagen und dadurch das Bewußtſein von der Nothwendigkeit ihres organiſchen Bandes, ihrer Harmonie ſich als Löſung entbinden oder die Verſöhnung im Wollen und Erkennen des geläuterten Gemüths ſich vollziehen läßt. Auf dieſe Weiſe entfaltet ſich die Handlung durch die Wechſelwirkung der Perſönlichkeiten und durch die Wechſelrede; jede greift beſtimmend in die andere ein und erfährt deren Einfluß, und das iſt das echt Dramatiſche. Folgerichtig gab daher Sophokles dem Dialog den größten Raum und beſchränkte die epiſche Erzählung auf Botenberichte, die Lyrik auf ſeltene Ergüſſe bewegten Gefühls und auf betrachtende Chorgeſänge in den Pauſen der Handlung. Statt der Zeichnung von Charakteren die in einfacher Großartigkeit gleichbleibend ihr Weſen darlegen und ihr Schickſal bereiten, erhalten wir jetzt das Gemälde der Seele wie ſie die Einflüſſe der Außenwelt erfährt und dadurch in einen Wechſel von Stimmungen verſetzt wird, wie ſie durch ihre Beziehung zu andern in beſondere Lagen kommt und in dieſen nach ihrer Eigenthümlichkeit ſich entfaltet, und der Dichter motivirt alles Begebenheitliche aus dem Gemüth und Willen, das Aeußere auf das Innere, die That auf die Geſinnung gründend. Wir dürfen mit Otfried Müller ſagen daß Sophokles unter allen Dichtern des Alterthums am tiefſten in das Innere des Menſchen hinabgeſtiegen. Die Handlung vollzieht ſich zunächſt in der Bruſt, und wir lernen die Natur des Geiſtes und ihre Geſetze kennen. Das Reinmenſchliche in ſeiner Allgemeingültigkeit iſt für Sophokles die Hauptſache; er trachtet nicht nach dem Abſonderlichen, ſeine Geſtalten bewahren ein gattungsmäßiges Gepräge, er idealiſirt ſie dadurch daß er den Charaktereigenſchaften das blos Zufällige abſtreift und ſie ihrem Weſen gemäß folgerichtig vollendet; darauf bezieht ſich ſein Wort daß er die Menſchen bilde wie ſie ſein ſollten, Euripides wie ſie gewöhnlich in der Wirklichkeit wären. Aber wenn er in ſeinen Geſtalten irgendeine Gemüthsrichtung mit

voller Energie darstellt, so erhebt er sie über alle Abstraction, und gibt ihr den Ausdruck des vollen Lebens dadurch daß er ihr zugleich eine contrastirende Farbe und ergänzende Züge leiht. Antigone vertritt das Princip der Liebe streng und fest, ja mit Herbigkeit; die männliche Elektra, die zum Muttermorde treibt, schmilzt in Klagen um den Bruder dahin; Aias, der ob seiner Kriegerehre so furchtbar, ja sinnverblendet zürnende Held, erscheint voll Innigkeit für Weib, Kind und Genossen, voll warmen Naturgefühls, und des Oedipus trotziges Selbstvertrauen schlägt um in ein vernichtendes Entsetzen über sich selbst. In dieser Doppelseitigkeit spiegeln die Charaktere selber die Einheit im Unterschiede, die Harmonie des Ganzen, die Symmetrie des Baues. Sie sind nicht so individuell, so reich ausgestattet wie bei Shakspere oder Goethe, sie sind in der Poesie den plastischen Bildwerken des Polyklet oder Skopas verwandt und ebenbürtig.

Auch im Ausdruck endlich hält Sophokles das Ungemeine und Prunkhafte ebenso fern als das Triviale, indem er die Sprache der gebildeten Gesellschaft in wohllautenden Rhythmen veredelt, und mehr nach sinnvoll anmuthiger Bezeichnung des Gedankens als nach dunkler oder phantastischer Bildlichkeit strebt. Er reiht die Sätze nicht äußerlich aneinander, sondern weiß die Abhängigkeitsverhältnisse in der Verbindung fein zu bezeichnen wie Platon. Seine Chöre sind herrliche Denkmale lyrischer Kunst, er ist groß im Flusse zusammenhängender Beredsamkeit, vornehmlich groß aber im Gespräch, wo die Verse oder Verspaare Schlag auf Schlag einander antworten. Solger bemerkt hierüber: „Bei Aeschylos werfen sich die Personen gewöhnlich die ganze Last ihrer Starrheit oder ungeheuere Ausbrüche ihrer Leidenschaft entgegen; bei Euripides spielen sie manchmal ohne Maß mit Sophismen und nichtigen Ausflüchten; bei Sophokles sind sie auf den innigsten Zusammenhang der Sache gerichtet, den sie in sinnschwerer Kürze hinwerfen, und wirken gern so daß sie in der Seele des hartnäckigen Gegners einen Stachel geheimen Zweifels zurücklassen. So möcht' ich diese Reden bei Aeschylos mit geschleuderten Felsstücken, bei Euripides mit geschickt hin und her gespielten Bällen, bei Sophokles mit scharfen und klug gezielten Pfeilen vergleichen."

So ist eben bei Sophokles alles sachentsprechend, und jeder besondere Zug steht im Einklang mit dem Ganzen, ist durch dieses beherrscht und auf das Maß der schönen Form gebracht. Daher

entſpringt die Süßigkeit, welche die Alten an ihm rühmten, wenn ſie ihn die attiſche Biene nannten. Ein Bild für ſeine Poeſie hat Schlegel bei ihm ſelbſt gefunden, den heiligen Hain der dunkeln Schickſalsgöttinnen, aber mit der Lieblichkeit eines ſüdlichen Frühlings überkleidet, worin Lorber, Oelbäume und Weinreben grünen und die Lieder der Nachtigallen unaufhörlich tönen. — Doch miſcht ſich ein bitterer Wermutstropfen in den honigſüßen Wein der Dichtung, den uns Sophokles im kunſtvoll geſchliffenen Becher credenzt. Die großartige Verkettung von Schuld und Sühne welche in der Trilogie des Aeſchylos' die ewige Gerechtigkeit im Gang der Geſchichte rechtfertigt und im Schickſal die ſittliche Weltordnung erkennen läßt, finden wir keineswegs mit gleicher Klarheit im Sophokleiſchen Einzeldrama ausgeprägt; ſeine Charaktere ſtehen häufig innerhalb einer Lage der Dinge die über ſie verhängt erſcheint, weil ſie ohne ihren Willen beſteht und weil wir ihre Begründung durch vorhergehende Thaten nicht miterlebt und angeſchaut haben; er liebt es zu zeigen wie der Menſch vergebens gegen dies Verhängniß ringt, und die Ironie des Dichters wie des Schickſals gibt ſich gerade darin kund daß derjenge welcher ihm entrinnen oder es wenden will, es ſich ſelber dadurch bereitet. Der Nichtigkeit alles endlichen Strebens und Wiſſens gegenüber dem Unendlichen und Göttlichen werden wir tiefererſchüttert inne; uns bleibt nichts als die Ergebung in den ewigen Rathſchluß; der fromme Sophokles verehrt in ihm das Heilige, und dennoch meinen wir die Wehklage des Goethe'ſchen Harfenſpielers an die himmliſchen Mächte zu vernehmen:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Schneidewin ſprach es freilich als vollgültigen tragiſchen Grundgedanken aus: „Den Sterblichen, ſei er noch ſo gut, bewahrt alle Wachſamkeit über ſeine Schritte nicht vor Vergehungen, aller Scharfſinn in der Erkenntniß des Richtigen frommt ihm nicht, ſobald ihm die Liebe der Götter entgeht.“ Dagegen eifert Klein mit allem Fug: „Die Formel bricht den Stab über das tragiſche Princip das ſie zu verherrlichen meint. Sie ſpricht den Grundgedanken einer Verzweiflungstragik aus, nicht der Verſöhnung mit dem Göttlichen, einen Grundgedanken der im vollſten Widerſpruche

nicht etwa nur mit dem durch die Philoſophie und die Religion des Geiſtes geläuterten Gottesbegriffe, der im offenen Widerſpruche auch mit der Aeſchyleiſchen Tragik ſteht, welche gerade das Gegentheil einſchärft: Dem Sterblichen, lebt und handelt er in der Idee des Guten, entbleibt die Liebe der Götter nicht. Denn was vermöchte die Liebe der Götter zu gewinnen, wenn nicht das Streben und Handeln nach dem Rechten und Guten, das ja das Göttliche iſt?“ Eine Tragik der Verzweiflung iſt nun die Sophokleiſche keineswegs, wohl aber gar häufig eine der wehmuthvollen Entſagung, ſo rührend ſchön der Dichter ſie zu verherrlichen weiß. Die Verſöhnung liegt mehr in der formalen Schönheit des Ganzen und Einzelnen, in der Harmonie die aus der harmoniſchen Dichterſeele einen Schimmer der Verklärung über alles wirft, als daß ſie in der Reinigung der Leidenſchaften, in der Lichtung des Verhängniſſes zum Willen der Gerechtigkeit und der Liebe ſich in der Handlung und in der Seele der Handelnden vollzöge. Das Schickſal beſteht, überweltlich, objectiv, der Menſch verdient es ſich allerdings durch ſeine Thaten, aber wie er ein Anderes hätte vollbringen und erfahren können als das ihm Beſtimmte, das bleibt das Räthſel das auf dieſem ganzen Standpunkt nicht zu löſen iſt, das erſt innerhalb der chriſtlichen Welt Shakſpere, Goethe, Schiller überwunden haben, indem ſie den Charakter, ſeine innere Natur, Geſinnung und Selbſtbeſtimmung, zum Ausgangspunkt nahmen und daraus ſein Thun und Leiden entwickelten, ſodaß er ſein Geſchick als die gerechte Folge ſeines Willens und Wirkens ſich ſelber bereitet, und die Nothwendigkeit damit aus der Freiheit hervorgeht. Statt der Orakelworte die in Ehren bleiben müſſen, heißt es nun:

In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne.

Beginnen wir mit dem Meiſterwerke, das er in der Reife der Kraft gedichtet und wahrſcheinlich unmittelbar vor ſeinem Tode nochmals überarbeitet hat, mit der Trilogie aus der Sage von Theben. Da namentlich der König Oedipus ſelbſt neuerdings noch als eine Schickſalstragödie im verwerflichen Sinne des Worts betrachtet wird, eine Darſtellung des rohen, vernunftloſen Fatalismus, ſo erwähne ich zunächſt daß Sophokles zuerſt den Laios in der Uebertretung göttlicher Gebote heirathen läßt, und daß er den Mythos weiter führt in ſeiner Motivirung; als ihm und der Jokaſte dennoch ein Sohn geboren wird, durch welchen ihnen das

gerechte Strafgericht für ihre Schuld angedroht ist, da wollen sie solches unmöglich machen durch Aussetzung, durch Kindesmord: trifft ihr Los sie unverdient? Oedipus wird gerettet, vom König Korinths aufgezogen, sieht seine Abkunft von diesem bezweifelt und wendet sich an das Orakel, das ihm über seine Frage keinen bestimmten Aufschluß, sondern die Warnung gibt: er solle sich hüten den Vater zu tödten und die Mutter zu heirathen. Eigenwillig glaubt er dies zu meiden, wenn er nicht wieder nach Korinth zurückkehrt, und trotz des Zweifels über seinen Vater und trotz der Warnung erschlägt er in raschem Zorn einen Unbekannten und heirathet eine Königin, die beide nach ihren Jahren seine Aeltern sein können. Aus dem Drachen des phikischen Berges haben die Tragiker eine Sphinx gemacht, und Sophokles fügt mit sinnvollster Erfindung hinzu daß das Wunderthier Räthsel aufgab, den verschlang der sie nicht löste, sich aber in den Abgrund stürzte als Oedipus sagte: die Auflösung sei der Mensch. „Der die tiefsten Räthsel löste" ist sich selber eins geblieben. Aber unschuldig ist er nicht: wohl will er das Gute, wohl denkt er das Verbrechen zu meiden, aber in blindem Selbstvertrauen, dem eigenen Sinne folgend, heftig, unbesonnen. Seine Unthaten sind allerdings nicht beabsichtigt, darum konnte der Dichter sie nicht aus seinem Willen ableiten und darum sind sie ein bereits Gewordenes als die Tragödie beginnt, und diese zeigt nun wie sie dem Thäter zum Bewußtsein kommen, und die Natur desselben zeigt hier den sittlichen Wahrheitsdrang verflochten mit selbstgerechter Verblendung in einem Seelenkampf erschütterndster Art. Gleiche Meisterschaft bewährt sich im Bau des Dramas, in der Weise wie es allmählich Licht wird, wie Schlag auf Schlag die Gottheit recht behält, wo der Mensch meint sich über ihr Wort hinwegsetzen zu können. Schiller hat bereits das Werk eine tragische Analysis genannt; alles sei schon da und werde nur herausgewickelt; aber zugleich bestimmt sich in der Art wie dies geschieht der Charakter sein Schicksal.

Hülfeflehend lagern sich Greise und Kinder vor dem Palast des Königs, auch jetzt in der Noth der Seuche soll er wieder ein Retter werden; und schon hat er nach Delphi gesandt um den Grund der Drangsal zu erfahren. Die Antwort kommt: der Mord des Laios sei unbeachtet, ungesühnt. Oedipus droht und flucht dem Mörder, sofern er nicht alsbald das Land verlasse, in so selbstgerechter Weise wie nur der es dürfte der von aller Schuld

frei, vor allem Böſen ſicher iſt, nicht wer ſich mit dem Blut eines Unbekannten befleckt weiß. Als der zur Aufklärung der Lage berufene Teireſias zuerſt eine Auskunft verweigert, dann aber den Oedipus das Land verlaſſen heißt, da kehrt dieſer ſich in herriſchem Zorn gegen Seher und Seherkunſt, da will er nicht wiſſen wie tief er gefallen, und verſteht die Worte nicht die ihn ſelbſt als den Mörder bezeichnen, ſondern zeiht den Schwager Kreon einer herrſchſüchtigen Verſchwörung mit Teireſias. Den Hader mit Kreon will Jokaſte ſchlichten: auf Götterſprüche ſei nicht zu bauen, auch Laios habe ja durch Sohnes Hand fallen ſollen, aber das Kind ſei ins öde Gebirge geworfen und der König von Räubern auf einem Dreiweg erſchlagen worden. Doch die Rede welche beſchwichtigen ſoll, fällt wie ein Funke in das entzündliche Gemüth des Oedipus, denn zu jener Zeit hat er auf einem Dreiweg in Phokis einen Unbekannten getödtet. Nun ſoll der Hirt vom Felde kommen, der damals mit Laios war, und waren's Räuber, dann, ſagt Oedipus, war es nicht der Einzelne der ihn erſchlagen. Ein Bote von Korinth tritt auf und meldet des dortigen Königs Tod, den Oedipus zur Nachfolge einladend. Und wie er, wie Jokaſte nun freudig aufgeathmet, weil er den Vater nicht mehr ermorden könne, das Prophetenwort alſo werthlos ſei, da entlockt er im Wechſelgeſpräche mit dem Boten dieſem die Kunde daß er nicht des Polybos' Sohn, ſondern ein im thebaniſchen Gebirge ausgeſetztes Kind geweſen, was jener hereingerufene Hirt auf Oedipus' Drängen beſtätigt, denn das Kind ward dieſem ſelbſt von Laios gegeben; dann erkennt derſelbe zugleich in Oedipus den Mörder des Laios. Das Wirrſal aber kann Oedipus nicht anſehen, daß er der den Vater erſchlagen, Sohn und Gatte, Vater und Bruder zugleich iſt; Jokaſte hat ſich erhängt und neben ihrer Leiche blendet er ſich. Was er vermeiden wollte hat er gethan, gerade weil er die ſich überhebende Zuverſicht hatte daß ſein Wollen genüge. Er richtet ſich ſelbſt und verlangt daß man ihn einſam im Gebirge wohnen laſſe als einen Ausgeſtoßenen; damit erkennt er die ſittliche Weltordnung an, und darin liegt die Verſöhnung.

Den Tod des Oedipus ſtellt Sophokles im Anſchluß an die Sage ſeiner eigenen Heimat dar, indem er den Dulder, der ſeine Schuld durch ſein Leiden gebüßt, im Hain der Erinnyen zu Kolonos bei Athen Ruhe finden läßt, wo die Schickſalsmächte ſelber ihn aufnehmen, ihm Frieden gewähren. Da er ohne es zu

wollen ſo Furchtbares vollbracht, da er ſo ſchwer gebüßt, ſoll nun ein gerechter Gott ihn erheben, ſagt der Chor; denn neben Zeus iſt auf den Thron für alle Schuld geſetzt die Gnade. Athen, das den Ausgeſtoßenen aufnimmt, gewinnt durch ſein Grab eine Stätte des Heils, und wird zugleich als der Wohnſitz gerechter milder Menſchlichkeit verherrlicht. Oedipus, der ein Werkzeug war in der Hand des Schickſals um die Sünden der Aeltern zu ſtrafen, wird auf wunderbare Weiſe der Erde entrückt. Das Leid iſt Führung, auch das Schwere und Schlimme wird dem der es recht zu tragen weiß zum Segen. Mit der Sehnſucht nach der Ruhe des Todes, die durch die Tragödie weht, wird die Klage laut über den Schmerz und das Ungenügende des irdiſchen Daſeins, wie wir ſie trotz aller Freudigkeit der Hellenen, trotz ihrer Befriedigung in der Gegenwart, im öffentlichen Leben, gerade bei den tiefſten Geiſtern, bei Homer, bei Pindar und Aeſchylos, bei Heraklit, Parmenides und Platon vernehmen. Der in den Gärten des Midas gefangene Silenos, befragt um den Werth des Lebens, hatte nach uralter Ueberlieferung die düſtere Antwort gegeben: das Beſte ſei, nicht geboren zu werden, das heilſamſte nach dieſem, ſobald als möglich zu ſterben. In der Drangſal des Kriegs, im Verfall der Sitte, kurz vor dem Sturz der Vaterſtadt und ihrer Freiheit nahm der hochbetagte Sophokles das in ein Chorlied auf.

Wer ein reiches und volles Los
Seiner Tage begehrt und nicht
Sich beſcheidet mit rechtem Maß,
Iſt ein Blinder! Ich will es ihm
Deuten in meinem Geſang mit Klarheit.
Denn manch finſteres Wetter thürmt
Um das altergebleichte Haupt
Unheilſchwanger ſich auf. Es ſchöpft
Niemand lautere Freude, wer
Zu heiß das Leben liebt; er kennt
Nicht den letzten Tröſter. Endlich
Steigt aus Hades Nacht das Schickſal;
Ohne Brautlied, Tanz und Leier
Naht der Tod uns,
Heiland aller Trübſal.

Nicht geboren zu ſein, o Menſch,
Iſt das höchſte, das größte Wort;
Doch wofern du das Licht erblickt,

Acht' es als Beſtes dahin zu gehn
Wieder von wannen du kamſt aufs ſchnellſte.
Denn ſolange die Jugend währt,
Leichten thörichten Sinnes voll,
Wer entirrte dem Ungemach?
Stürmt nicht jeglicher Jammer drin?
Mord, Hader, Blutvergießen, Kampf,
Haß und Neid! Und endlich wartet
Schmachbeladen, mürriſch, einſam
Krank und ſchwach das Alter unſer,
Das der Uebel
Uebel all umlagern.

Oedipus, von der Tochter Antigone geführt, findet das Ziel ſeiner Wanderung im Hain der Eumeniden. Entſetzt erblickt ihn dort der Chor, Greiſe von Kolonos; es iſt zweifelhaft ob er bleiben dürfe, bis ihn Theſeus ſchutzverheißend aufnimmt. Aber während er der Ruhe des Todes entgegenharrt, will das Leben ihn wieder in ſeine Strudel reißen. Die Söhne die ihn ſeinem Schickſal überlaſſen, ja ins Elend hinausgeſtoßen, haben ſich ſelber über die Herrſchaft entzweit, der vertriebene Polyneikes rüſtet einen Heerzug gegen Theben, und von dort kommt Kreon um ſich des Oedipus zu bemächtigen, da ein Götterausſpruch an ihn, den Schwergeſtraften, den Sieg knüpft. Oedipus weigert ſich zu folgen, Kreon raubt ihm die Töchter, und will eben Hand an ihn legen, als Theſeus auf den Hülferuf des Chors erſcheint, den Dulder ſchirmt, die Entführten wieder erobert. Auch Polyneikes tritt auf, nicht in Reue und Kindesliebe, ſondern voll Selbſtſucht, gegen die Vaterſtadt und den Bruder ſich den Vater zu verbünden. Oedipus weiſt ihn ab, die Liebloſigkeit der Kinder mit dem Fluche belegend daß ſie ihnen bald zum gegenſeitigen Verderben werde. So dürfen wir allerdings keinen chriſtlichen Dulder in ihm erblicken wollen, der Böſes mit Gutem vergilt, aber auch keinen mordgrimmigen Rabenvater. Er bleibt ſeinem anfänglichen Charakter treu, Vergeltung heiſchend für jede an ihm begangene Schuld. Antigone vertritt das höhere Princip; ſie mahnt den Vater, den Bruder zur Liebe, zum Frieden, aber auch Polyneikes will ſich dadurch nicht retten laſſen. Den Oedipus ruft ein unterirdiſcher Donner, hellſehend führt er ſelber den Heldenkönig Theſeus allein zu der Stätte wo er entrückt wird, ſchmerzlos, wunderbar. Die Klage der Töchter beſchwichtigt der Chor, weil Oedipus vom Leid erlöſt ein ſeliges Ende gefunden. Zur Sühne

genügt auch für wol Tausende Eine Seele, wenn sie reinen Herzens naht: dieses Wort in Bezug auf Antigone, und das Versprechen das sie dem Bruder gibt ihn zu bestatten, ihr Aufbruch nach Theben zu sehen ob sich der Bruderkampf verhindern lasse, knüpft die Tragödie an die folgende an.

Eteokles und Polyneikes sind einer durch des andern Speer gefallen; diesem, der die Vaterstadt mit feindlichem Heer bedrohte, wird durch den neuen König Kreon die Todtenehre, der Friede des Grabes versagt. Antigone fordert von ihrer Schwester Ismene daß sie ihn dennoch mit ihr beerdige, Ismene fügt sich aber dem Machtgebote des Staats, und Antigone sagt sich von ihr los und beschließt allein die That zu vollbringen. Der Chor feiert die siegreiche Rettung der Stadt, und Kreon setzt ihm auseinander wie nothwendig um die öffentliche Ordnung zu sichern die Strafe über den Angriff gegen das Vaterland verhängt und dies Gesetz aufrecht erhalten werden müsse. Antigone aber sieht in Polyneikes nicht den Feind, sondern nur den Bruder, und sagt:

Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.

Sie sieht sich auf den Punkt gestellt wo sie sich entscheiden muß, ob sie Gott mehr gehorchen will oder den Menschen, sie handelt nach ihrem Gewissen und bekennt sich offen zu ihrer That. Sie nimmt diese allein auf sich und weist die Schwester zurück, die nun ihr Los theilen möchte. Nicht bittend oder klagend, sondern auf ihre sittliche Ueberzeugung sich stützend tritt sie Kreon gegenüber:

Für so erhaben hielt ich deine Verkündigung nicht,
Daß höher als des Himmels ungeschriebene
Unwandelbare Rechte sei ihr Menschenwort;
Denn heut und gestern leben nicht, nein ewig sie
In Kraft, und niemand hat gesehn von wann sie sind.
Und diese sollten nicht dereinst um eine Furcht
Vor Menschendünken im Gericht der Götter mich
Verdammen. Daß ich sterbe, wußt' ich längst fürwahr,
Auch ohne dein Ausrufen; wenn nun früher mich
Der Tod hinwegnimmt, heiß ich das für mich Gewinn.

Kreon befiehlt die Einmauerung Antigone's um sein Gebot in Ansehen zu erhalten, auch als sein eigener Sohn für Antigone, seine Braut, bittet und ihn daran erinnert daß er begnadigen könne, daß man auf die Gesinnung achten müsse mit der sie ge-

handelt, und daß die Stimme des Volks um ihrer Liebestreue willen sich für sie erkläre. Und so vergeht Kreon sich an dem Heiligthum des Gewissens und der Familie, indem er starrsinnig auf seinem Eigenwillen beharrt und die äußere Ordnung rücksichtslos vertritt. Aeußerlich bleibt er bestehen, er bleibt König und am Leben, aber innerlich wird er gebrochen und durch den Verlust seiner Familie bestraft, indem der Sohn der Geliebten, die Mutter dem Sohn in den Tod nachfolgt. Ihm gilt das Wort des Chors:

Das Erste, o Mensch, zu dem Baue des Glücks
Ist weise zu sein. Vor den Göttern vergiß
Die Ehrfurcht nie. Der Vermessene büßt
Durch gewaltigen Schlag das vermessene Wort,
Und der Büßende lernt
Im Alter besonnene Weisheit.

Antigone hat sich mit edelm Trotze gegen die weltliche Satzung vergangen. Der Chor singt ihr zu:

Die Pflicht der Lieb' ist fromme Pflicht,
Doch auch des Machtbegabten Macht
Geziemet zu misachten nicht;
Des eignen Herzens Trieb verdarb dich.

Wehmüthig scheidet sie von dem Leben, ehe ihr das Brautlied und die Hochzeitfreude ward, der Ehe Segnung und der Kinderpflege Glück; aber sie fühlt sich erhoben in dem Gedanken daß sie Heiliges heilig gehalten, eine fromme Missethäterin. Sie stellt ihre Sache den Göttern anheim. Wird sie von ihnen schuldig befunden, will leidend sie bekennen daß sie gefehlt; sind aber ihre Gegner schuldig, so möge denen nichts Härteres widerfahren als sie ihr thun. Indem die in Widerstreit miteinander gesetzten Momente der Idee sich zerstören, gewinnen wir das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Harmonie der Rechte des Herzens, der Stimme des Gewissens mit der öffentlichen Ordnung und dem Staatsgesetz. Und über Leid und Untergang erhebt und beseligt auch uns wie die Antigone der sittlich freie Geist, der lieber das irdische Leben opfert als seinem ewigen Princip untreu wird, und dadurch seine den Tod überwindende Macht beweist. Das griechische Alterthum hat nichts Herrlicheres als die Antigone des Sophokles, weder was die Tiefe und Klarheit religiös sittlicher

Erkenntniß noch was die dramatiſche Kunſtvollendung angeht. Wohl durfte der Dichter, der dies Werk ſchuf, den Chor Preisgeſänge anſtimmen laſſen über die Herrlichkeit des Menſchen und über die allſiegreiche Macht der Liebe.

Denſelben Stoff, welchen Aeſchylos in den Grabesſpenderinnen behandelt, die Vergeltung die Oreſt als Rächer des Vaters an Klytämneſtra und Aegyſthos vollzieht, hat auch Sophokles in der Elektra dargeſtellt und das Ganze vornehmlich im Spiegel ihrer jungfräulichen Heldenſeele gezeigt, wie ſie dem Chor und der nachgiebigern Schweſter Chryſothemis gegenüber ihren unauslöſchlichen Schmerz über den ungeſühnten Tod des Vaters, über das verbrecheriſche Leben der Mutter ausſpricht, und in ihrem Haß und Zorn durch den Druck, den ſie erduldet, nur beſtärkt wird; wie dann auch ſie durch die liſtige Kunde vom Tode des Oreſtes getäuſcht, von der Hand des Bruders ſelber die Urne mit deſſen vermeintlicher Aſche empfängt, aus der jammerreichſten Gemüthserſchütterung aber auf einmal durch die Wiedererkennung des Lebenden zur vollſten Freude entzückt wird, und nun ruhigen Muthes das Strafgericht ihn vollziehen heißt. Der Dichter hat es dabei nicht verborgen wie Elektra die Pein maßloſer Empfindungen leidet, wie der erbarmungsloſe Haß, mit welchem ſie der eigenen Mutter Tag und Nacht das Herzblut ausſaugt, auch ihr ſelber am Herzen nagt. Daß der Schauder der Natur vor dem Muttermord ihr und dem Bruder erſpart bleibt, iſt ein Rückſchritt in ſittlicher Beziehung, und läßt uns vermuthen daß ein folgendes Drama auch Kummer und Seelenverwirrung ihnen nicht erſpart und dann nach neuen Kämpfen ihnen den Frieden gegeben haben wird. „Triff doppelt!“ ruft Elektra, als Oreſt das Schwert gegen Klytämneſtra erhebt; wie viel menſchlicher, weiblich edler iſt doch bei Aeſchylos ihre Frage auf die Mahnung des Chors, ſie ſolle am Grab des Vaters beten daß ein Richter und Rächer komme der den Mord mit Mord vergelte: „Doch iſt es fromm auch, von den Göttern das zu flehn?“

Da im Aias der Streit und die Entſcheidung um die Waffen des Achilleus nicht näher erwähnt, ſondern als ganz bekannt vorausgeſetzt wird, ſo glaube ich daß dies ihm als erſtes Drama voranging; auch das Ende iſt keine rechte Ausgleichung und weiſt auf eine gründlichere Löſung der Conflicte unter den Heerführern hin. Seine Kraft iſt es die den Helden zu einem hochſinnigen Trotze führt, welcher der Mahnung und des Beiſtandes der Götter

überhoben zu sein vermeint, und den ersten Preis nicht dem überlegenen Geiste des Odysseus vergönnt, sondern für die eigene Leibesstärke begehrt; als derselbe ihm versagt wird, ist es bereits eine maßlose Wuth der Rache, wenn er darum den Mitbewerber wie die Richter zu ermorden beschließt, und es ist nur folgerichtig, wenn die Göttin der Weisheit diese wahnsinnige Selbstverblendung darin erscheinen läßt daß er die Heerden statt die Heerführer würgt. Die Schmach die er damit sich selber angethan, kann der Adel seiner Natur nicht ertragen, er hält Gericht über sich selbst, indem er sich in sein Schwert stürzt. „Denn rühmlich leben oder rühmlich untergehn geziemt den Edeln." Durch den Tod hat er die Schuld gesühnt, darum wird ihm ein ehrenvolles Begräbniß zutheil. Es ist Odysseus welcher klug und menschlich gesinnt für ihn eintritt. Sagte er doch schon in der ersten Scene:

Mich jammert sein,
Des Schwerbedrängten, ob er mir auch feindlich grollt,
Daß ihn die graunvoll herbe Noth gebunden hält.
Denn mehr auf ihn nicht schau ich, als auf mein Geschick;
Wir alle, die wir leben, sind nichts anders doch
Als Scheingestalten, als ein flüchtig Schattenbild.

Worauf die Göttin:

Auf solches achtend rede denn niemals ein Wort
Des Uebermuthes wider uns Unsterbliche,
Noch blähe dich voll Dünkel, wenn du mehr an Kraft,
An hohem Reichthum mehr gewannst als andere.
Denn mit dem Tage sinkt hinab und steigt empor
Der Menschen Werk und Wesen; doch dem Frommen sind
Die Götter hold, den Bösen aber hassen sie.

Der Redekampf um Aias' Bestattung in der zweiten Hälfte schmeckt etwas nach der spätern attischen Redekunst und dem Vergnügen an Proceßverhandlungen; in der ersten Hälfte ist das Gewaltige und Erschütternde mit dem mild Rührenden wunderbar verwebt; Tekmessas Abschiedsworte an Aias sind ein Nachklang der Homerischen Andromache. Dem Sohne wünscht Aias daß er dem Vater ähnlich, aber glücklicher werde. Jetzt führt der Knabe noch das stachellose Leben, das unbewußte; umspielt vom Lenzhauch, der Mutter Wonne, soll er den Traum der Jugend träumen, bis die Zeit kommt daß er den Widersachern beweise wie er sei. Und wenn Aias die Erinnyen auf die schuldvollen Häupter

seiner Feinde herabbeschwört, gedenkt er der Quellen und Gefilde der Heimat, die ihn aufgenährt; er grüßt das Licht, die Sonne zum letzten mal mit der Bitte daß sie seinen Tod den fernen Aeltern verkündige.

Im Philoktet ist Odysseus der gewissenloseste Listenerfinder, und der Sohn des Achilleus neben ihm der ehrlich offene Jüngling. Philoktet, der seither der Einsamkeit und dem Schmerz seiner Wunde überlassen war, soll zum Heer von Troja geholt werden, weil zur Eroberung der Stadt er und sein Bogen nöthig sind. Statt ihm die Wahrheit zu sagen wird er mit Trug umgarnt, sodaß er am Ende auch die Wahrheit nicht glaubt, der er gern folgen würde; die List scheint gelungen, als der Dulder nach einem heftigen Anfall seiner Krankheit entschlummernd den Bogen in Neoptolemos' Hand legt; aber dieser achtet, der Mahnung seines Gewissens folgend, das Gerechte höher als das Kluge, und händigt nicht blos den Bogen an Philoktet wieder ein, sondern will auch das zum Schein gegebene Wort halten. In dieser durch Menschenwitz angezettelten Verwickelung kann nur ein Gott aufklärende Hülfe bringen, und so erscheint Herakles und bestätigt die Wahrheit, daß Philoktet den Paris treffen, Heilung und Ruhm vor Troja finden soll, daß schweren Kampf duldend und durchkämpfend der Sieger den Himmel erbe. Schöll erinnert daran wie gegen Ende des peloponnesischen Kriegs, als die Sittlichkeit aus der Politik gewichen war, der Dichter dem Volk die schmerzliche Erfahrung darlegen konnte, daß Treulosigkeit und Unwahrheit, mit je mehr Klugheit und Gaben sie verbunden sind, um so unlösbarer die Bande der Gesellschaft verwirren, die Vernunft des Handelns aufheben. Aber für Athen geschah kein Wunder, wie es Sophokles vielleicht von einer Rückkehr des abermals verstoßenen Alkibiades hoffte. Im Drama hat der Dichter mit großer Kunst psychologischer Entwickelung den Wendepunkt in das Gemüth Neoptolem's gelegt, wie dieses sich in seiner Treue wieder findet; sowol des Odysseus Listigkeit als Philoktet's, des Leidenden, menschenfeindlicher Sinn müssen gebrochen werden, damit die sittliche Weltordnung sich behaupte, nicht durch Lug vollstreckt, nicht durch Trotz vereitelt werde. Das vielbesprochene körperliche Leiden Philoktet's ist sehr weise so behandelt daß es das geringere neben dem geistigen scheint und daß im Kampf mit ihm die Stärke der Seele sich bewährt.

Die Trachinierinnen, die wir füglich entweder Deianira oder

Herakles' Tod nennen mögen, zeigen mir einen Uebergang zur Euripideiſchen Weiſe, und zwar nicht ſo ſehr durch den Prolog, der unnöthig und aus Stellen des Stücks von anderer Hand zuſammengeflickt iſt, wie Axt längſt nachgewieſen hat, als durch den loſern Bau, durch eine Vorausnahme von Ideen und Empfindungen ſpäterer Zeit in einer individuellern Charakteriſtik, aber ohne recht befriedigende Durchführung. Daß Leidenſchaft und Kurzſichtigkeit herbeiführen was ſie verhüten möchten, daß ihr Werk in das Gegentheil ihrer Abſicht umſchlägt, iſt helleniſch, aber Leid aus Liebe iſt ein Thema der romantiſchen Poeſie, zunächſt des mittelalterlichen Epos. Herakles hat einſt den Kentauren Neſſos getödtet, als dieſer ihm die jugendliche Gemahlin Deianira antaſtete, und der Sterbende hat ihr tückiſch gerathen das vom Pfeil vergiftete Blut zu ſammeln und daraus einen Liebeszauber zu bereiten. Herakles iſt lange von der Heimat entfernt, Deianira's ſehnſuchtsvolles Bangen um ihn eröffnet das Drama. Es kommt die Kunde daß er ſiegreich heimkehrt, und unter der Kampfbeute wird die reizende Jole hereingeführt, ſeine neue Geliebte, um deretwillen er Oechalias Mauern zertrümmert hat. Deianira zürnt dem Gemahl nicht, denn die Macht des Liebesgottes über die Herzen iſt ihr ſelber kund, und darum verdenkt ſie es der Jole noch weniger, wenn dieſe für Herakles erglüht. Aber ſie ſalbt jetzt ein Gewand mit jenem Zaubermittel und ſendet es dem Herakles; ſobald es aus ihren Händen iſt, ergreift ſie die Sorge ob der Kentaur ſich nicht habe rächen wollen, und nun hören wir aus dem Munde ihres Sohnes Hyllos daß das Kleid ſich dem Leibe des Herakles feſt wie Stein angeſchloſſen habe und ihn mit entſetzlichem Brennen verzehre. Sie tödtet ſich auf ihrem Hochzeitsbette. Herakles wird mit ſeinen Schmerzen herangetragen; er will ſich an dem Weibe rächen, von deſſen Tücke er ſich gemordet wähnt, bis der Sohn ihn aufklärt. Er erkennt daß Ruhe und Freude, die ihm von jetzt an verheißen ſeien, auf ſeinen Tod deuteten, und heißt den Sohn ihm den Scheiterhaufen auf dem Oeta ſchichten. Daß er ſelber durch den Bruch der Ehe ſeine Leiden verſchuldet, wird aber nirgends betont, und völlig unſer Gefühl verletzend verlangt er, ſein Haus beſtellend, daß ſein Sohn Hyllos die Jole zum Weibe nehme, die doch in des Vaters Armen geruht. Die Läuterung im verzehrenden Feuer, durch die er zur Verklärung emporſteigt, wird ebenſo wenig

dargeſtellt. Doch den Sinn der Sophokleiſchen Tragödie überhaupt ſpricht das Schlußwort des Chores aus:

Viel Müh und Beſchwer und Entſetzen und Leid, doch in all dem Zeus und allein Zeus!

c) Euripides und die übrigen Tragiker.

In der Subjectivität, im perſönlichen Geiſte, welcher ſich auf ſich ſelber ſtellt und ſeine Vernunft, ſein Gewiſſen zum Maße des eigenen Denkens und Handelns wie der Geſetze und der Ueberlieferung macht, erkennen wir das Princip eines neuen und höhern Lebens denn das Griechenthum war; zunächſt verhielt es ſich auflöſend gegen daſſelbe und zerrüttete den ſchönen Organismus der Sittlichkeit und des Staats, in welchem die Macht des Ganzen die Einzelnen ordnend beherrſchte und beſeelte. Die Freiheit beginnt ſtets mit der Gefahr in Willkür auszuſchlagen, ehe ſie lernt ſich ſelber zu beherrſchen und dem Rechte gemäß zu beſtimmen. Sokrates und Platon fanden den Quell der Wahrheit in der allgemeinen Vernunft, der göttlichen, aber die ſophiſtiſche Bildung erklärte für richtig und gut was den Vorſtellungen und Empfindungen des einzelnen Menſchen gemäß erſchien. Selbſtſucht trat an die Stelle opferfreudiger Vaterlandsliebe. Dieſer Durchbruch der Subjectivität vollzog ſich auf dem Gebiete der Poeſie in Euripides, und ſeine Dichtung zeigt damit eine Doppelgeſtalt, je nachdem wir darin den Verfall der nationalen Kunſt oder die Anfänge eines neuen Weltalters erblicken, weshalb denn auch der große Einfluß den der Dichter auf die dramatiſche Literatur der Folgezeit geübt, und das Lob das ihm geſpendet wird, ebenſo verdient iſt als der Tadel der ihn trifft, wenn der Kritiker ſeinen Standpunkt neben Aeſchylos und Sophokles nimmt, wie das ſchon Ariſtophanes that. Bei dieſen haben wir die organiſche Vollendung des Hellenenthums, bei ihm zeigt ſich dagegen innerhalb der überlieferten Normen der Drang eines Neuen, der über unfertige Anſätze und Verſuche nicht hinauskommt, vielfach als Verirrung und Ausartung gelten muß, und die ihm gemäße Form erſt nach 2000 Jahren im Drama von Shakſpere, Calderon und Molière, von Leſſing, Goethe und Schiller finden ſollte.

Aeſchylos und Sophokles haben im öffentlichen Leben den

Kampf der Geschichte mitgekämpft; sie waren groß geworden in einer großen Zeit, und wie sie im Leben den Sieg der sittlichen Weltordnung, des besonnenen Geistes und das Glück im Bunde von Freiheit und Ordnung erfahren hatten, so veranschaulichten sie das mit volksthümlicher Glaubenskraft, tiefsinnig, klar und gediegen in den religiösen und patriotischen Mythen der Vorzeit, im Spiegel der Heldensage. Ein aufstrebendes energisches Volk, im Leben wie in der Kunst spannkräftig auf das Ganze gerichtet, lauschte ihren Worten, veredelte Bildung, verfeinerte Sitte auf der Grundlage kernhafter Tüchtigkeit boten den Dichtern Gestalten herrlicher Art zu verklärender Darstellung, und als der Kampf der Parteien und der Stämme zu feindseligem Krieg ausgebrochen war, so mahnte Sophokles von seinem harmonischen Gemüth aus zur Harmonie, indem er zeigte wie die Gegensätze einander zerschlagen, wenn sie einander ausschließen wollen statt zusammenzuwirken. Euripides aber, am Tag der Schlacht von Salamis auf der Insel geboren, ward ein Zögling der subjectiven Verstandesbildung, und von Haus eine beschauliche Natur zog er sich um so lieber in die Innerlichkeit seiner Empfindungen und Gedanken zurück, je weniger ihm die Außenwelt seit Perikles' Tod des Erfreulichen bieten konnte. Er zuerst stellte sich als Künstler auf sich selbst, wie das später die Philosophen und ihre Jünger thaten, Stoiker und Epikuräer.

Der Erde Schönstes wurde mir, der Muße Glück.
Laß mich mir selber leben! Ist's doch gleiche Lust
Sich freun des Großen und vergnügt bei Kleinem sein.

Diese Worte seines Ion sind der Ausdruck seiner eigenen Dichterseele. Je mehr er die anhebende Zerrüttung, und Zertrümmerung des Griechenthums gewahrte, je bedrohlicher der Verfall der Sitte und des Staats um sich griff, desto zweifelhafter wurde seinem grüblerischen Sinne das Walten einer ewigen Gerechtigkeit, das er forderte, aber im Lauf der Dinge nicht finden konnte, wo er so oft das Schlechte triumphiren und das Edle unterliegen sah. Der Schüler des Anaxagoras, der Freund des Sokrates hatte den unbefangenen Glauben an die Götter des Volks verloren, und ward irre an der Geschichte, an dem in ihr waltenden Geiste, wenn der Starke und Schlaue, der alles für erlaubt hält, den Frommen überwindet, der sich scheut das Gesetz zu übertreten. Er legt seiner Phädra das Wort in den Mund:

In langer Zeit der Nächte sann ich öfter nach
Was doch der Menschen Leben so zerrüttet hat.

Er kann nicht glauben daß jemand aus angeborener Art oder mit Bewußtsein das Schlechte vor dem Guten wähle, und kann doch sein Auge vor der Wirklichkeit nicht verschließen:

Die Quellen der heiligen Ströme fließen rückwärts,
Recht und alles hat sich auf Erden verkehrt;
Männer verüben Betrug, nicht mehr besteht
Unter den Göttern die Treue;
Es schwand des Eides heilige Scheu, die Scham ist
Von der erhabenen Hellas entflohn, in den Himmel flog sie!

Manchmal wol mag er sich des Spruches von Theognis erinnern, daß die Mühlen der Götter zwar langsam, aber fein mahlen, und dann heißt er die Frevler das Ende bedenken, wenn sie auch im ersten Gang der Rennbahn siegreich gewesen, dann hofft er daß zuletzt der Edle seinen wohlverdienten Lohn erringe, und sieht in der Verwickelung der Geschicke eine Fügung, die zuletzt zum Heile führe. Bald aber bricht der Zweifel wieder hervor:

Gibt's Götter, nun dann wartet dein, gerechter Mann,
Ein schönes Los; gibt's keine, weshalb mühn wir uns?

In solcher Stimmung vermochte er allerdings nicht wie Aeschylos und Sophokles das Prophetenamt zu üben und den Menschen das Schicksal zu deuten, die Wege der Vorsehung zu enthüllen, die Gerichte Gottes zu verkündigen, und wenn diese den Sehern der Vorzeit ihren eigenen Tiefblick liehen und sie die Wahrheit verkünden ließen, so weist der aufgeklärte Euripides gern auf das Lügnerische und Trügerische der Mantik hin, und geißelt die Thorheit welche in dem Fluge der Vögel und dem Knistern der Flammen einen Rath für die menschlichen Angelegenheiten, eine Weissagung der Zukunft sucht. Wer die Huld der Götter gewann, besitzt die beste Seherkunft daheim; der beste Seher ist der Geist, der kluge Sinn.

Euripides sah die Widersprüche der Mythologie und fühlte wie sie dem Fortschritte des Geistes nicht mehr genügen konnte; da versuchte er sich bald in allegorischer oder natürlicher Auslegung der Wundersagen, bald bekämpfte er sie, aber seltsamerweise in Dichtungen die auf deren Boden stehen. Den Göttern

dienen wir, was auch die Götter ſind, heißt es bei ihm; er könnte bereits dem unbekannten Gotte den Altar bauen, und — ganz im Widerſpruche mit der Anſchauung ihrer Zeit — die alte Königin von Troja daran beten laſſen:

Zeus, wer du ſein magſt, hoher Unerforſchlicher,
Ob Geiſt des Menſchen, ob Naturnothwendigkeit,
Zu dir nun ruf ich; denn du lenkſt, auf ſtiller Bahn
Hinwandelnd, alles Menſchenlos zum rechten Ziel.

Er ſpricht ſeine Zweifel und ſeinen Tadel aus, wenn die Gebilde der Phantaſie gegen den Verſtand, die Symbole der Natur gegen die Forderungen der Sittlichkeit verſtoßen; — aber hat je der Aberglaube ſich am Göttlichen ſo verſündigt wie Euripides, wenn ſeine Hera und Iris grundlos den Herakles in Raſerei verſetzen, daß er Weib und Kind erwürgt, wenn ſeine Aphrodite neidiſch und rachſüchtig einen reinen Jüngling, der ihren Dienſt verſchmäht, dadurch zu Grunde richtet daß ſie die Stiefmutter für ihn entflammt, die ſich ſelbſt ermordet und ſterbend den Keuſchen verleumdet, oder wenn ſeine Artemis dafür der Aphrodite nun auch einen Liebling tödten will und das grauſe Wort wie zur Beruhigung der Menſchen ſpricht, daß ſie ſündigen müſſen wo es die Götter alſo fügen? Allerdings waren dieſe Götter dem Dichter bloße Namen geworden, aber wollte er den Glauben an ſie bekämpfen, ſo durfte er ihnen nicht neue Unthaten andichten, ſondern müßte ſie beiſeiteſtellen und im Verlauf der Ereigniſſe wie in dem Gewiſſen der Menſchen das Schickſal ſich vollziehen laſſen. Wollten die Götter über uns erhaben ſein, meint er im Jon, ſo müßten ſie auch in ihren Handlungen ein tadelloſes Beiſpiel geben; er wollte ſagen daß wir keine Lehre von den Göttern für wahr halten können die nicht der praktiſchen Vernunft entſpricht. Es iſt eine trübſelige Reſignation, wenn er am Abend ſeiner Tage in den Bacchantinnen wieder vor der Aufklärung warnt:

Was fromme Väter uns gelehrt, was uns die Zeit
Vorlängſt geheiligt, kein Vernünfteln ſtößt es um,
Auch wenn's der höchſte Menſchengeiſt ausklügelte.

Das heißt den religiöſen Fortſchritt unmöglich machen und wieder die zerbrechliche Schale dem ewigen Kerne gleichſetzen.

Solchen Kern finden wir aber in einigen Chorgesängen dieses Dramas:

Spät kommt Göttergewalt heran, doch sicher erscheint sie
Zuletzt, züchtigt der Menschen Stolz, wenn sie thörichtem Wahne fröhnen,
Und nichts Göttliches ehren, voll wahnsinnigen Uebermuths.
Niemals strebe der Menschengeist über Sitt' und Gesetz empor.
Denn leicht ist ja der Glaube daß Gewalt habe das Göttliche, Gewalt das Recht,
Das im langen Alter unsrer Welt
Immer bestand, und das die Natur schuf;
Lieb ist ewig das Schöne.

Wo stillweiser Sinn der Sterblichen unverrückt
Sich zu dem Göttlichen
Gewandt, fließt das Leben hin sonder Harm.
Jagen nach Weisheit ist höchste der Wonnen mir;
Aber vor allem, traun, fördert am ersten dies
Das Glück deines Lebens, wenn du Tag und Nacht
Dich dem Heil'gen weihst und die Götter ehrst,
Verbannend was sich empört wider das Recht.
Erscheine, Recht, erscheine, schwertbewehrtes Recht!

Euripides weiß einer geistreichen Zeit eine geistreiche Unterhaltung zu bieten, durch glänzende Effecte auch einen verwöhnten Geschmack zu überraschen, das Auge mit Opernpracht zu blenden; er weiß den im Bürgerkrieg verwilderten Sinn durch Greuelscenen dennoch zu erschüttern, wenn er auch über Mordanschläge und Verrätherei wie über etwas Gewöhnliches und Gleichgültiges hinwegsieht; er weiß die Seele in dem Reize weicher Empfindungen zerschmelzen und schwelgen zu lassen. Aristoteles hat ihn den am meisten tragischen Dichter genannt. Aber nahe bei der echten Rührung liegt auch die falsche durch Bettlerlumpen, durch unschuldige Kinder, durch weinerliche Gefühlsergüsse in aufgelösten Rhythmen, die als Bravourarien für die Virtuosität der Schauspieler nicht mehr fehlen dürfen. Und neben, ja mitten im Wechsel der Empfindungen breitet der Dichter eine Fülle von Betrachtungen aus, und es scheint dann fast als ob das Drama nur das Mittel sei um seine Sittensprüche, seine aufklärende Lehre dem Volk anmuthig und eindringlich vorzutragen. Hier läßt er auch einmal den Theseus mit einem thebanischen Herold über die Vorzüge der republikanischen und monarchischen Staatsform verhandeln; hier legt er seine Liebe zum Frieden dem Volk ans Herz.

Es begegnen uns gar häufig Gemeinplätze; doch müſſen wir uns daran erinnern daß die Sätze es ſeitdem erſt geworden, daß wol manche auch eingeſchaltet ſind. Damals erhob ſich die Zeit von der Anſchauung und dem Genüge an ihr zum Gedanken, und Euripides lehrte ſie den Vorurtheilen zu entſagen, das Innere und das Aeußere zu unterſcheiden, auch im Sklaven die freie Seele anzuerkennen, den Adel des Geiſtes vor dem der Geburt hochzuachten, und zu erwägen daß die irdiſchen Güter nur kurze Zeit unſer eigen ſind, nur ein eitler Wahn auf ſie bauen mag:

Nicht Schätze, nur ein großer reiner Sinn beſteht,
Denn er allein bleibt ewig, er beſiegt das Leid.

Neben der Fülle von Wahrheiten die der Dichter als eigene Einſicht ſeinen Perſonen in den Mund legt, läßt er ſie dann wieder mit ſeiner Geiſtes- und Redegewandtheit auch ihre böſen Abſichten vertheidigen, oder Scheingründe für eine ſchlechte Sache vortragen und ihr eine gute Seite abgewinnen. Dahin gehört dann der verrufene Satz:

Die Zunge ſchwur's, doch unbeeidigt blieb das Herz.

Dahin der Lieblingsſpruch Cäſar's:

Muß doch einmal gefrevelt ſein, am ſchönſten iſt's
Um einen Thron; in anderm ſei man tugendhaft.

In den Reden und Gegenreden dann, durch welche die Perſonen und Parteien ihre Sache führen, befriedigt Euripides den auf Rechtshändel erpichten Sinn der Menge, und zeigt er zugleich wie ſehr er der von den Sophiſten gelehrten Redekunſt mächtig iſt. Er beginnt die wohlgegliederten Vorträge mit Betrachtungen allgemeiner Art, läßt dann eine glänzende Darlegung der Sache, eine klare Entwickelung der Gründe für ſie folgen, und weiß ſich zuletzt in ergreifender Weiſe an das Gemüth zu wenden. Wir finden dies mehr rhetoriſch als poetiſch. Quinctilian hat ihn gerade deshalb vor allen andern Dichtern dem angehenden Redner zum Studium empfohlen. Und gleiche Geiſtesgewandtheit beweiſt der ſchlagfertige Mann wie in den langen Auseinanderſetzungen, ſo in den ſcharfen, kurzen, fein zugeſpitzten Wechſelgeſprächen, wo nicht blos ein Vers dem andern antwortet, ſondern häufig der Gegner den begonnenen Satz und Vers in der Mitte unterbricht

und den Gedanken auf den Urheber zurückbiegt. Die Sprache des Dialogs selbst ist weniger blühend, weniger gewaltig als bei den Vorgängern, aber fein und von klarem Flusse, die gegensätzliche Gliederung der Gedanken, die Zierlichkeit der Wendungen ersetzt die kühnen Bilder; sie steht der künstlerischen Prosa näher als dem Schwung der Lyrik. Bernhardy hat den Dichter nach dem Vorgang von Aristophanes den Sprecher und Sittenmaler der Ochlokratie, seine Dichtung ihr ehrwürdiges Denkmal genannt. In der That, wie das athenische Volk, seit Perikles' ordnender Geist nicht mehr in und über ihm waltete, sich in Parteien auflöste, wie die Einzelnen sich gegenüber dem Ganzen geltend machten, wie die Menge, leicht erregt und willkürlich in ihren Entschlüssen, ein Spiel ihrer wechselnden Stimmungen ward, so finden wir auch im Drama des Euripides daß die strenge künstlerische Weisheit der großen Vorgänger von ihm gewichen ist, daß es nicht mehr als der in sich geschlossene ideale Organismus dasteht, sondern das Verschiedenartige nacheinander bringt, daß das Besondere, daß schöne Stellen und glänzende Partien sich für sich geltend machen, die oft bewundernswerth und bezaubernd sind, wie ein Alkibiades. Euripides bringt einen größern Reichthum des Stoffes, einen Wechsel von mannichfachen Handlungen in das Drama, aber er läßt die Vorgänge mehr aufeinander als auseinander folgen, der nothwendige Causalzusammenhang ist locker oder fehlt, und das Viele ist nicht innerlich verbunden durch die Einheit der Idee, die als Schicksalsmacht über allem waltend es zum Ziele führt. Er will durch das Unerwartete überraschen, wie er einmal in Bezug auf Menelaos sagen läßt:

> Voll Eifer suchend fand er nichts, und jetzo fand
> Er ungesucht das höchste Glück;

oder wie er am Ende mehrerer Werke wiederholt:

> Vielfache Gestalt hat der Götter Geschick,
> Viel wirkt unverhofft der Unsterblichen Rath,
> Und was du gewähnt vollendet sich nicht,
> Zum Unmöglichen findet die Bahn ein Gott.

So schildert er in der Hekabe nicht blos den Tod ihres Sohnes Polydoros und die Rache die sie dafür nimmt, sondern auch das Opfer der Polyxena. Im Orestes kommt nicht blos dessen Muttermord zur gerichtlichen Verhandlung, sondern auch der eben heim-

kehrende Menelaos wird in den Handel hineingezogen; da er sich feig seinem Neffen entzieht, beschließen später Pylades und Orestes sich an ihm dadurch zu rächen daß sie die Helena ermorden und sich seiner Tochter Hermione bemächtigen wollen; aber am Ende wird Helena zu den Göttern entrückt und Hermione mit Orest verheirathet. In den Phönissen ist nicht blos der Kampf des Eteokles und Polyneikes dargestellt, auch ein Opfertod des jungen Menökeus zur Rettung Thebens eingeschoben; nachdem die Feinde besiegt sind, lebt Oedipus noch, und Antigone ist ebenso entschlossen ihn in die Fremde zu geleiten als ihren Bruder gegen Kreon's Verbot zu beerdigen. Wir sehen nicht ab wie beides möglich sei; aber wir sehen wie Euripides aus der Einfachheit des antiken in die größere Mannichfaltigkeit und Stoffesfülle des neuern Dramas übergeht ohne diese sogleich künstlerisch bewältigen zu können. Er beginnt selbst im ernsten Drama ein märchenhaftes Spiel oder eine Intrigue, er behandelt die Mythen sehr willkürlich, seine Subjectivität steht freischaltend dem Stoff gegenüber, seine Phantasie versetzt uns aus dem Normalen und Ueberlieferten ins Absonderliche und Ungewöhnliche, und das kann er nun weder als bekannt voraussetzen, noch versteht er durch eine breitere Anlage der Exposition und durch eine sorgfältige Motivirung seine Erfindungen im Verlauf der Handlung selbst klar und glaublich zu machen, sondern er verfällt da auf die unkünstlerisch naive Auskunft einen Prolog vorausgehen zu lassen, in welchem ein Gott oder Mensch die Voraussetzungen des Dramas erzählt. Dann gibt er uns ein Getriebe von Planen, eine Reihe von Affectergüssen, er schürzt einen Knoten und verflicht oder verwickelt die Handlung, läßt aber statt nun die Verwirrung aus sich selbst zu lösen einen Gott erscheinen und aus der Flugmaschine herab durch Enthüllungen, Ermahnungen, Befehle oder Weissagungen das Ganze in Ordnung bringen. Anfangs noch behutsam und sparsam macht er von diesen äußerlichen Mitteln immer unbefangener Gebrauch. Der Chor verliert seine ursprüngliche Bedeutung, wird aber doch noch mitgeführt und dient bald als ein Vertrauter der Hauptperson, bald füllen seine Gesänge die Zwischenacte nach Art der Musikstücke, und geben im günstigen Fall der Handlung den Schmuck mythischer Arabesken.

Den Charakteren des Euripides fehlt meist der substantielle Gehalt, die gediegene Stärke, die sich selbst ihr Schicksal bereitet; ohne Stetigkeit und Folgerichtigkeit sind sie oft nur die Träger

der leidenſchaftlichen Empfindungen verſchiedener Art, die ſich in ihnen auf die Spitze treiben. Nur wenige wie Hippolyt, Medea, Iphigenia leben und ſterben ihrer Natur getreu; aber Phlades der edelſinnige Freund will die Helena ermorden, weil ihr Gemahl dem Oreſt nicht hilft; Phädra, die ihre unſelige Leidenſchaft zum Stiefſohn nicht bekennen mag, die ihr lieber durch den Tod entflieht, als daß ſie ſich und dem Gatten Schande verdienen möchte, ſie fällt in die Gemeinheit nun nach ihrem Tode den Unſchuldigen durch Verleumdung zu verderben, indem ſie durch ein Schriftſtück ihn deſſen verklagt was er gerade verweigert hat. Euripides individualiſirt mehr als ſeine Vorgänger, er will auch den Charakteren mehr Vielſeitigkeit geben, ſie intereſſant machen; er gebietet über eine größere Fülle pſychologiſcher Motive, er verläßt die herkömmlichen Typen, aber er weiß noch nicht die Wirklichkeit des originalen Charakters in ihr Ideal zu erhöhen, ſondern er zieht die alten Heroen in das Gewöhnliche herab, er leiht ihnen niedrige Grundſätze, gemeine Abſichten, er ſtellt ſie bloß durch Schwächen und Schlechtigkeiten. So entkleidet er die Heroen ihrer Erhabenheit, und die alte Sage wird zum Sittengemälde der Gegenwart, denn es ſind die Angelegenheiten der eigenen Zeit, die der Dichter in ſeinen Dramen zur Sprache bringt, und mit ihrer verfeinerten Bildung ſtehen die rohgewaltigen Thaten der Vorwelt in ſeltſamem Widerſpruch. Die urſprüngliche Harmonie iſt verloren, das Drama ſtreift das ideale Gepräge ab, durch das es uns in eine andere Welt verſetzte, aber es wagt doch noch nicht das unmittelbare Leben ſelbſt zu ergreifen und ſeine Poeſie zu erſchließen, ſondern verkleidet es noch in die überlieferten alten Formen, und von dieſen aus betrachtet iſt es ihr Verfall.

Leidenſchaft iſt für Euripides das Erſte, und damit führt er uns in die Tiefe des Herzens, aber es ſind zunächſt vornehmlich die Abgründe, die krankhaften Verirrungen der Seele, die Ausbrüche der Affecte, während die ganze reine Welt des Gemüths erſt in den kommenden Jahrhunderten erſchloſſen wird. Der Richtung auf die Innerlichkeit der Seele entſpricht es, wenn er was ſchon Sophokles begonnen mit Vorliebe weiter führt, nämlich daß er Frauen zum Mittelpunkt des Dramas macht. Er war ein ſittenſtrenger Mann, er hat das ſchöne Wort geſagt, das wieder wie ein Vorblick in die chriſtlich germaniſche Zeit erſcheint:

Ein ſelig Leben lebt der Mann dem ſchön erblüht
Das Glück der Ehe; wem es da nicht lächelte,
Dem fiel daheim und draußen ein unſelig Los.

Er ſah ſich zweimal durch eheliche Untreue bitter gekränkt, und wol ſind dadurch Ausfälle auf das andere Geſchlecht begründet, die ſeinen Weiberhaß ſprichwörtlich gemacht haben. Doch ſeinem berühmten Spruch: es ſollten die Frauen gar nicht ſein, ſondern die Männer in den Tempeln Geſchenke bringen und dafür Söhne gewinnen, hat er ſelbſt im Kyklopen parodirt, wo der Satyr ſagt: Wäre doch der Frauen Geſchlecht gar nie geſchaffen worden — als allein für mich! Er reflectirte über die ſociale Stellung der Frauen, über ihren geſunkenen Zuſtand, er unternahm es in einer Trilogie, von der leider nur der Schluß erhalten iſt, das Weib in ſeiner ſittlichen Bedeutung nach Gegenſätzen zu ſchildern, in den Kreterinnen die treubrüchige Bühlerin, im Alkmäon die vertrauend ſich hingebende Gattin, im Telephos die männlich energiſche, in der Alkeſtis die echt weiblich liebende, ſich opfernde und ruhmverklärte zu ſchildern. Ja wir dürfen behaupten daß er ſchon wie Goethe in edeln Frauen die eigentlichen Trägerinnen der Idealität erkannte; reine Jungfrauen, die freudigen Muthes zum Heile des Ganzen ſich opfern oder mit der Klarheit und Sinnigkeit des Gemüths die Verirrungen löſen, ſind Lieblingsgeſtalten von ihm. Wohl ſchildert er in der Phädra die Liebe als eine blinde Raſerei, aber wie dichteriſch und ſittlich zugleich hat er ſie vom Anfang an behandelt, wenn Phädra ſtumm in verzehrendem Schmerze ſich dem Tod entgegenhärmt und im Wechſelgeſang mit der Amme und dem Chor nur in abgeriſſenen Lauten andeutet was ihr die Seele bewegt:

O könnt ich ihn ſchöpfen den lauteren Trank
Der erfriſchenden Flut aus lebendem Quell!
O könnt' ich von Schwarzpappeln umſchattet
Auf blumiger Wieſe gelagert ruhn!

Ich möcht' in den Wald wo die Fichte ſich hebt!
Da ſetzt' ich der flüchtigen Hindin nach,
Und würf' an den bräunlichen Locken vorbei
Den theſſaliſchen Speer!

O Artemis, die du den ſalzigen See
Und die Bahnen beſchirmſt von Rennern geſtampft,
Ach daß ich mich fänd' auf deinem Gefild,
Und bändigte ſtolz das henetiſche Roß!

Denn es ist Hippolytes der Jäger, der Rossebändiger, der Naturfreund, nach dem sie sich sehnt. Aber sie erröthet von dem Gesagten und verhüllt das Haupt. Erst als die Amme sie dadurch zum Leben ermahnt daß sie ihre Kinder nicht der Herrschaft des Stiefsohns hinterlassen dürfe, ruft sie Wehe bei dem Namen des Hippolytos, und läßt sie sich ihr Geheimniß entlocken, aber es soll verschwiegen bleiben. Die Amme nimmt es über sich ihn zu gewinnen, als er aber darüber erschaudert, da ist sie sogleich entschlossen den Tod der Schande vorzuziehen; ihr Gatte, ihre Kinder sollen nicht durch sie gekränkt werden.

In der Medea malt Euripides mit brennender Farbe das beleidigte, verlassene Weib, das dem Jason Heimat und Verwandte nachgesetzt und jetzt im fremden Land um einer neuen Ehe willen verstoßen und vertrieben wird; ihre Leidenschaft schwillt zu dämonischer Furchtbarkeit empor, scheinbar nachgiebig sendet sie der Nebenbuhlerin den vergifteten Brautkranz, kämpft in ihrer Seele den erschütterndsten Kampf zwischen dem Haß und der Rache gegen den Gatten und dem Muttergefühl für die gemeinsamen Kinder, mordet in ihnen ihre eigene Lebenswonne, und entführt die Leichname auf ihrem Drachenwagen dem Manne, der nicht ungestraft ihren Bund brechen, nicht treulos glücklich sein sollte. Auch Jason's Handeln wird dadurch motivirt daß er durch die Ehe mit einer hellenischen Königstochter ein sicheres und ehrenreiches Haus gründen will, in das auch Medea, die Fremde, mit ihren Kindern aufgenommen sein soll; aber die berechnende Klugheit scheitert an der dämonischen Gewalt einer Leidenschaft, welcher ursprünglich das Recht der Liebe zur Seite steht, und der Gang dieser Leidenschaft bis zum Verbrechen ist meisterhaft dargestellt.

Die Liebe hat Phädra schon das Süßeste und Bitterste genannt, und Euripides hat keineswegs in ihr blos die sinnliche Leidenschaft gesehen, die sich mit Ränkesucht äußert, wie Bunsen will, sondern die tiefe Empfindung einer Seelengemeinschaft über Zeit und Grab hinaus inniger ausgesprochen als irgendein anderer Grieche. Eine Frau in Liebe treu und züchtig ist dem Manne des Hauses Glanz, daß Wonne ihn durchzückt wenn er eintritt, und Seligkeit wenn er ausgeht. Andromache hält es für Untreue, wenn sie nach Hektor's Tod sich einem andern Gatten hingeben würde, denn wahrhaft liebt nicht wessen Herz nicht immer liebt. Schwärmerisch begeistert stürzt sich Euadne hochzeitlich geschmückt in den brennenden Scheiterhaufen ihres Kapaneus. „Bei

dir ist Leben und Tod für mich", sagt Admet zu Alkestis; seine Trauer um sie wird so lange währen als er auf Erden weilt, er wird die Treue ihr bewahren, die ihm vorausgegangen, deren Bild ihn im Traum erquickt, die ihn jenseits erwarten und das Haus bereiten wird wo beide vereint ewig wohnen wollen. Dies sind Klänge wie aus dem indischen Epos, wie aus der germanischen Dichtung der neuern Zeit.

Halten wir dazu daß Euripides aus dem Verfall der Sitten sich nach der Einfachheit der Natur sehnt, so erscheint er im Weltalter naiver Poesie als ein sentimentaler Dichter, und Tieck ist berechtigt von dem Morgenroth einer ahnungsvollen Romantik zu reden das über seine Werke ergossen sei, wobei er das erfrischende Waldgefühl in der taurischen Iphigenie preist und den azurblauen hellen Anfang des Ion. Das Verhältniß des Geistes zur Natur, wie sie in ihrer unberührten Frische heilvoll auf ihn wirkt, er in ihr sich gesund badet und sie zum Göttlichen hinanführt, ist vielleicht nirgends herrlicher dargestellt als von Euripides, wenn sein Hippolyt vor das Bild der Artemis mit diesen Worten hintritt:

Dir bring' ich, Herrin, diesen frisch geflochtnen Kranz,
Zum Schmuck gewunden auf der unentweihten Flur,
Wo nie der Hirt die Heerden auf die Weide führt,
Noch nie die Axt erklungen, wo die Biene nur
Auf heil'gen Auen über Frühlingsblumen schwärmt,
Da wohnt die Unschuld, tränkt die Flur mit Quellenthau;
Wer nicht dem Angelernten folget, wem Natur
Für alle Dinge weisen Sinn und Maß verlieh,
Darf hier sich Kränze pflücken, doch der Böse nicht.
So nimm, geliebte Königin, aus frommer Hand
Die Krone die dein goldnes Haar umkränzen soll!

Da die allgemeine Charakteristik auf die einzelnen Dramen schon Bezug genommen hat, und ich nicht die griechische Literatur als solche, sondern die Weltgeschichte der Kunst und das Phantasieleben der Menschheit darstelle, so genügen über die 17 erhaltenen Werke noch einige Bemerkungen. In vielem begegnen uns Anspielungen auf Zeitereignisse, und O. Müller bemerkt daß Euripides den Mythos nicht mehr wie eine Grundlage und Weissagung der Gegenwart auffaßt, sondern nur die Gelegenheit ergreift den Athenern durch den Preis ihrer Nationalhelden und die Schmähung der Heroen ihrer Feinde zu gefallen. So in den Herakliden.

Im Ion ſoll der Stammvater der Jonier als Sohn Apollon's verherrlicht werden. Die Athenerin Kreuſa hat ihn dem Gott geboren, ausgeſetzt und ſich dem Xuthos vermählt; die Ehe bleibt kinderlos, die Gatten kommen nach Delphi, der Gott läßt dem Xuthos im Erſtbegegnenden, dem Tempelknaben Ion, einen Sohn finden; Kreuſa beſchließt deſſen Ermordung, aber er ſpendet den vergifteten Wein und will nun die unbekannte Mutter tödten; die Erkennungsſcene iſt trefflich, die Verflechtung und Löſung im ganzen wohlgelungen. In den Troerinnen iſt Kaſſandra groß und edel gehalten, ihre Weiſſagungen laſſen die Gerichte der Götter über die Frevel erkennen welche die Griechen bei der Verheerung der Stadt verübt; bei allem Unglück der Beſiegten ſind die Sieger nicht glücklicher als ſie. Die Seherin reißt ihre Kränze vom Haupt; nicht als Braut, als eine Erinnye wird ſie Agamemnon nach Hauſe führen. In der Elektra verirrt ſich Euripides ins bürgerliche Rührſpiel; ſie, die Königstochter, iſt einem armen Bauersmann verheirathet worden, der ſie aber nicht berührt; der Dichter beſtimmt ſie dem Pylades zur Gattin. Als Oreſt kommt und ſie erkennt, laden ſie die Klytämneſtra ein, als ob Elektra Wöchnerin wäre. Erſt nach dem Muttermord gedenkt der Dichter des Entſetzlichen das in ihm liegt. Die Andromache iſt ein unglückliches Vielerlei ohne Einheit der Idee, des Ziels.

Im Kyklopen haben wir ein Satyrdrama; Satyrn, die der Rieſe gefangen, bilden den Chor und werden von Odyſſeus befreit; die bekannte Erzählung aus der Odyſſee iſt keck und friſch dramatiſirt. Aber ſchon iſt es nicht mehr nöthig daß das vierte Stück dem bakchiſchen Kreis angehört, wenn es nur verſöhnend und erheiternd abſchließt. Als ein ſolches haben wir die Alkeſtis. Durch das Opfer der Gattin erreicht der Dichter eine Rührung edelſter Art; Herakles erſcheint als Gaſtfreund, wird gut bewirthet, freut ſich des Weines, und dankbar für Admet, der ihn nicht ſogleich durch die Kunde des Leids betrüben wollte, ſteigt er in die Unterwelt und holt zu Aller Freude die Entſchlafene wieder herauf. Widerlich iſt indeß der unnöthige Zank zwiſchen Admet und ſeinem Vater, weil dieſer nicht ſtatt der Gattin für den Sohn habe ſterben wollen. Auch die Helena trägt einen heitern Charakter, ein Vorſpiel künftiger Intriguenſtücke und phantaſtiſcher Luſtſpiele. Die Heroine hat ſich nie dem Paris ergeben, ſondern iſt in Aegypten geblieben, während er ein Phantom nach Troja mitgenommen. Jetzt will Aegyptens König

ſie heirathen, als Menelaos mit dem Trugbild ankommt, das jetzt verſchwindet; aber der Nebenbuhler will ihn natürlich aus dem Wege räumen; ſo wird er für einen Boten ausgegeben, der die Kunde von Menelaos' Untergang auf dem Meere gebracht, und um ein Todtenopfer zu vollziehen erhält Helena das Schiff ausgerüſtet, auf dem ſie mit dem Gemahl davonfährt. — Auch die Bakchantinnen ſind ein Drama phantaſtiſcher Art, berühmt durch die Schilderung der Mänaden, die in ihrer Trunkenheit, ihrem Verzückungsrauſch zu thun glauben was die Einbildungskraft ihnen vorzaubert. Die Rache des Gottes für die verſagte Verehrung iſt indeß von empörender Grauſamkeit, zumal die tiefern religiöſen Ideen der dionyſiſchen Myſterien nirgends berührt werden, und die Gegner des wilden Rauſches dem tollen Treiben gegenüber nicht Unrecht haben.

Iphigenie in Aulis iſt von Schiller überſetzt und kritiſch gewürdigt worden. Bei allem Schwankenden und Widerſprechenden in der Zeichnung einzelner Charaktere iſt doch der Gang der Handlung gut, Agamemnon's Seelenkampf ergreifend, das Auftreten des Achilleus für die ihm ſeither Unbekannte, deren Hochſinn ſein Herz gewinnt, ſinnvoll vorbereitet, vor allem aber der Gegenſatz der Forderungen des öffentlichen Wohls mit der Familienliebe in Agamemnon's und Klytämneſtra's Reden vortrefflich durchgeführt. Sie gedenkt nicht des Rachegeiſtes, den der Vater im Hauſe erwecken wird, wie Aeſchylos gethan haben würde; ſie fragt wie ihr denn im Hauſe zu Muthe ſein werde, wenn ſie die Stühle leer erblicken werde wo Iphigenie ſaß, leer, nur von Klagen erfüllt, ihr Gemach; ſie fragt wie Agamemnon eine fröhliche Heimkehr hoffen könne, hoffen könne daß ihn die andern Kinder ans Herz drücken, denen er die Schweſter entriſſen! Iphigenie fleht mit holder Zartheit der Empfindung um ihr Leben, nachdem ſie mit wenigen Zügen in friſcher Jugendheiterkeit gezeichnet war; — das Licht der Sonne zu ſchauen iſt ſo ſüß, des Todes Nacht ſo grauenvoll! Dann aber erfaßt ſie des Vaters Wort, daß Hellas frei ſein, der Frevel der Barbaren gezüchtigt werden müſſe. Das ganze Volk hat ſeinen Blick auf ſie gerichtet, ſo ſoll man es denn ihr verdanken daß fürder die Frauen in Griechenland ſicher vor Entführung wohnen mögen.

Dieſes alſo werd' ich ſterbend ſchirmen, und mein Name lebt,
Weil ich Hellas Volk befreite, ſelig fort in Ruhmesglanz.

Denn warum ſollt' auch das Leben mir vor allem theuer ſein?
Allen haſt du mich geboren, allem Volk, nicht dir allein.
Opfert mich, zerſtöret Troja, denn ein Denkmal iſt mir dies
Ewig! das ſind meine Kinder, meine Hochzeit und mein Ruhm.
Hellas Volke ſei der Fremdling unterthan, doch, Mutter, nie,
Fröhne Hellas Volk den Fremden; Knechte ſind ſie, Freie wir!
— — — Siegreiches Heil
Zu bringen geh ich dir, mein Vaterland!
Reicht Blumenkronen mich zu kränzen,
Dieſem Haare ziemt der Kranz!
Wohlauf, Fackelträger Tag, und du
Lichtſtrahl des Zeus! Ein ander Leben,
Ein andres Los thut ſich mir herrlich auf.
Fahre wohl, du ſüßes Licht!

In Tauricn iſt die gerettete Iphigenie ſchon dadurch mild gehalten daß ſie die Menſchenopfer nicht bringt, ſondern weiht, und die Freundſchaft von Oreſt und Pylades wie die Erkennungsſcene der Geſchwiſter iſt gut ausgeführt; aber den edeln Charakter der Heldin hat erſt Goethe geſchaffen, erſt Goethe hat den Conflict in ihre Seele gelegt und ihn innerlich und äußerlich durch die Macht der Wahrheit und der Liebe rein menſchlich gelöſt und in ſittlicher wie in äſthetiſcher Hinſicht ein Meiſterwerk geſchaffen, das uns recht augenſcheinlich den Beweis führt wie das von Euripides Angefangene nach Jahrtauſenden zur künſtleriſchen Vollendung kommen ſollte.

Die drei großen Tragiker waren nicht blos Dichter, ſie beſchäftigten ſich zugleich alljährlich mit der Einübung der Schauſpieler und der Chöre, und bei den Eigenthümlichkeiten in Form und Stil, die jeder von ihnen für ſich feſtſtellte, bildete ſich in ihren Familien eine künſtleriſche Ueberlieferung; Neffen, Söhne, Enkel traten mit noch unaufgeführten Stücken der Meiſter in den öffentlichen Wettkampf, und ließen dann im Anſchluß an ſie die Arbeiten des eigenen Geiſtes folgen. Die Aeſchyleer Euphorion und Philokles finden wir ſogar manchmal ſiegreich über Sophokles und Euripides; Jophon der Sohn und Sophokles der Enkel des berühmten Dichters, ſowie ein jüngerer Euripides ſtanden in ähnlichem Anſehen. Die Dichterfamilie des Karkinos konnte es den genannten nicht gleichthun. Jon von Chios, Neophron von Sikyon, Achäos von Eretria wanderten nach Athen, wo einmal die originale und allbewunderte Bühne war, und verſuchten ſich den einheimiſchen Größen gegenüber. Agathon wagte es in ſeiner Blume

mit einem freierfundenen Stoff; sanfte Anmuth und antithetisch zugespitzte feierliche Redewendungen waren ihm eigen. Die ausgebildete Technik und Sprache, die Verbreitung welche die Werke der Meister auch in der Literatur fanden, die Lust des Volks an dramatischer Darstellung lockte nun auch den Dilettantismus hervor, es ward unter der kunstliebhaberischen Jugend guter Ton auch einmal eine Tragödie geschrieben zu haben, und wir dürfen nicht zweifeln daß von diesen Epigonen manch treffliches Werk hervorgebracht wurde, aber ein Fortschritt oder eine originale Darstellungsweise kam nicht zu Tage. Aristophanes spottet über das Schwalbengezwitscher im Musenhain. Bekanntlich ist auch Dionys der Tyrann von Syrakus oft in Athen als Bewerber um den tragischen Kranz aufgetreten. Als Dichter fürs Lesen bezeichnet uns dann Aristoteles einen Chäremon, einen Theodektes; letzterer war besonders stark in Streit- und Prunkreden, ersterer in weit ausmalenden Schilderungen, in üppigen Beschreibungen weiblicher Schönheit, in einer bunten Mischung epischer und lyrischer Elemente; die Auflösung des organischen Ganzen in den Reiz des Besondern war vollzogen.

C. Die Komödie.

Aristophanes.

Die Tragödie spricht den Ernst des Lebens dichterisch aus; sie führt durch Leid und Tod zur Erhebung über Leid und Tod, zum Sieg des sittlichen Geistes und der göttlichen Nothwendigkeit. Die Komödie dagegen läßt Schein und Willkür einmal gewähren und betrachtet das Leben als ein Spiel von Zufall und Laune, damit als ein tolles, sich selbst widersprechendes Spiel; die Verkehrtheiten verkehren einander, die Widersprüche zerbrechen einander, die Thorheiten werden dem Gelächter preisgegeben, und indem sie sich selbst aufheben leuchtet die menschliche Natur als die vernünftige hervor, erfreut sich ihres Bestehens, und erheitert sich aus jeder Spannung und Trübung zu lustigem Behagen. Ich darf wol auf die ausführliche Erörterung über das Komische und die Komödie in meiner Aesthetik erweisen.

Auch die Komödie knüpft an den Gott des Weines an, doch nicht an das Mitgefühl mit der sterbenden und auferstehenden Natur und den Tiefsinn der Mysterien, sondern an das heitere

Gelag der Weinlese, das sich mit seinen lustigen Liedern in einen Maskenzug auflöste, bei welchem die Symbole der Zeugung herumgetragen und die Umstehenden geneckt, Geschichten des Tags und ihre Persönlichkeiten verspottet wurden. Das war besonders dorische Sitte, und Megara war dafür bekannt daß man mit wenigen Schlagworten und nachahmenden Geberden bei dieser Gelegenheit Charaktere zu carikiren, und aus dem Stegreif eine Scene mit volksthümlicher Kraft aufzuführen verstand. Die sicilischen Pflanzstädte der Dorier bildeten diese Anfänge weiter, und ein Geist feinerer und höherer Art, Epicharmos der Arzt und Philosoph, erhob sie in Syrakus zur Zeit der Schlacht von Salamis in die Sphäre der Kunst. Ein stattliches Theater wurde gebaut, lustige Begebenheiten aus der Sage der Götter und Heroen wie aus dem unmittelbaren Leben wurden dargestellt, und einzelne Figuren wie der Wahrsager, der Koch, der Arzt, der schmeichlerische Schmarotzer oder Parasit wurden bald beliebt und dadurch stets wiederholt. Neben dieser phantasievollern Weise ging die verständigere Sophrons, der in seinen Mimen mit ebenso viel Naturwahrheit als Ironie vortreffliche Charakterbilder entwarf, die zwar dialogisch, aber doch nicht für die Bühne bestimmt und nicht in Versen waren. Platon hat sie sehr hoch geachtet.

Nach Athen hatte Susarion von Megara schon zu Solon's Zeit die Anfänge der Komödie verpflanzt, aber erst nach den Perserkriegen gewann sie durch den Vorgang der Tragödie eine künstlerische Gestalt und durch die Demokratie den gedeihlichen Boden freiester Entwickelung. Die attische Feinheit des Gesprächs, der geflügelte Witz kam durch sie in die Poesie, und die Dichtung ward zu einem Hohlspiegel der Sitte und der Geschichte, der das Bild der Zeit zwar in grotesker Verzerrung, aber dennoch kenntlich und treu zurückwarf, weil eben die Wirklichkeit rücksichtslos keck aufgefaßt und gerade das Bezeichnendste auf geniale Weise zu idealer Caricatur gesteigert ward. Das öffentliche Leben wurde der Stoff der Komödie, die Fragen des Tags wurden in dieser Gelegenheitsdichtung aufgegriffen, die öffentlichen Charaktere, die Männer des Staats, der Kunst und Wissenschaft auf die Bühne gebracht, alle Gebrechen dem Gelächter preisgegeben. Der zügellose Taumel des Bakchusfestes und seine herkömmliche Maskenfreiheit machte den übermüthigsten Faschingschwank, machte die kynische Derbheit der Späße erträglich, und hinter dem ausgelassenen Possenspiele stand der Ernst großer Dichter, die gerade

mittels desſelben das Volk nicht blos zu ergötzen, ſondern auch aufzuklären verſtanden, und für alles das zu wirken wußten was ihnen als das Heilige und Rechte galt. Die aufſchäumende Freude, der überſchwellende Drang individueller Lebensfülle ergießt ſich hier ſchrankenlos in taumelnder Luſt und genießt ſich ſelbſt muthwillig keck, abſchüttelnd allen Druck, alles Widerwärtige mit unbändigem Gelächter.

Die tragiſche Bühne ward beibehalten, doch kämpften die Komiker ſtets nur mit einem Stück um den Preis; die drei herkömmlichen Schauſpieler mußten auch hier genügen und mannichfach die Rollen wechſeln. Das Coſtüm war neben der Maske, welche die Züge beſtimmter Perſönlichkeiten, wo ſolche auftraten, in der übertreibenden Verzerrung erkennen ließ, die buntſtreifige Harlekinsjacke mit entſprechenden Beinkleidern und allerlei unanſtändigem Behängſel vor dem dicken Bauch und unter dem kleinen Mäntelchen; Chöre von Wespen, Ziegen, Vögeln erhielten zur Menſchengeſtalt eine phantaſtiſche Ausſtattung durch thieriſche Zuthaten, wie des koloſſalen Stachels oder der Federn. Der Chor beſtand aus 24 Perſonen; ſeine Geſänge waren minder bedeutend, deſto mehr war es ein Zwiſchenſtück, die Parabaſe, in welcher ſich der Chor von der Bühne ab und nach den Zuſchauern hinwandte, und mit Geſang und Rede als Sprecher des Dichters deſſen Sache führte, deſſen äſthetiſche oder politiſche Anſichten darlegte und allerhand ernſte oder drollige Vorſchläge machte. Der Plan und Bau der Komödien iſt überhaupt einfach und loſe, die Laune des Augenblicks hat mit ihren Einfällen Raum, und wie die Stücke ſelbſt von Anſpielungen wimmelten, die mit der dargeſtellten Sache in keinem Zuſammenhang ſtanden, ſo ließ die Unterbrechung durch die Parabaſe das Ganze noch ausdrücklich als ein phantaſtiſches Spiel erſcheinen, das der Dichter mit dem eigenen Werk und mit dem Volke trieb.

Der Kordax, der Tanz des komiſchen Chors war von der Art wie ihn kein Athener unmaskirt und nüchtern mitmachen durfte, ohne ſich dem Ruf der frechſten Unverſchämtheit auszuſetzen. Frauen und Kinder wohnten der Aufführung nicht bei. Die ſinnliche, ja beſtialiſche Natur des Menſchen, der Schmuz der Situation und des Ausdrucks trat in der Komödie ungebunden hervor, während anderwärts ſo oft im Theater das Frivole mit dem Scheine des Anſtändigen umkleidet wird. Man darf mit Otfried Müller es bewundern wie dagegen in Athen damals ge-

rade der derben und zotenhafte Farce ein hoher Zweck gesetzt, ein edler Geist eingehaucht ward. Dazu kam in der Sprache die vollendete Schönheit der Form, ein Zauber der Anmuth in den leichtbeweglichen Rhythmen und an geeigneten Stellen ein Schwung der Poesie der an das Höchste reicht. Das Volk hatte die jüngst aufgeführten Tragödien in gutem Gedächtniß, keine Anspielung fiel unbemerkt zu Boden, und das parodistische Hereinziehen pathetischer Verse, sinnbildlicher Ausdrücke ergötzte innerhalb der scheinbar lässigen Umgangssprache nicht minder als eigene kolossale Wörterzusammensetzungen um kolossale Narrheiten in sie hineinzubannen. Wie rücksichtslos die Dichtung mit Göttern und Menschen verfährt, immer überwiegt, sagen wir mit Bernhardy, der Grundton eines trotz aller persönlichen Polemik unverfänglichen und heitern Spiels, welches scheinbar mit vernichtendem Witz einen wirren Traum beleuchtet, in Wahrheit aber ohne Bitterkeit und Galle zur Einsicht in die höchsten Interessen des Staats leiten soll.

Kratinos, der Zeitgenosse des Aeschylos, war nach dessen Vorgang in der Tragödie der schöpferische Geist für diese alte Komödie, welcher Inhalt und Form für sie zugleich fand und feststellte. Leider kennen wir von ihm wenig mehr als die Umrisse seines letzten Werkes, der Weinflasche. Aristophanes war ihm, dem Manne der marathonischen Zeit, gegenüber schon der Zögling einer verfeinerten Geistesbildung, sodaß Kratinos fragen konnte: wer bist du Redhaarspalter, Sentenzenjäger, Euripidaristophanisirer? Als nun der jüngere Dichter vom ältern gesagt daß seine Poesie im Wein ertrunken sei, da brachte der Greis sich selber auf die Bühne und ließ die Komödie, die Gattin seiner Jugend, Klage führen daß er sie vernachlässige und der Frau Flasche anhange. Sie verlangte Scheidung, da besann sich der Poet und erhob sich in aller Kraft und Herrlichkeit und sprudelte nun selbst wie eine Flasche voll Schaumwein so viel Komik hervor daß ihn am Ende die Freunde den Mund zuhielten, damit er nicht alles mit der Flut seiner Verse überschwemmte. Die um ihn streitenden Frauen aber versöhnten sich. — Ihm, dem Kühnen, stellt Persius Eupolis den Zornigen zur Seite, weil er mit bitterer Satire den Verfall der Zeit verfolgt habe. Krates glänzte durch planvollere Anlage der Stücke. Uns muß der größte der Komiker, Aristophanes, genügen um ein Bild der attischen Komödie zu gewinnen.

Aristophanes ist einzig in seiner Art, und darum nur aus seiner Zeit zu begreifen, deren Sprecher und Richter er zugleich war, ein Sohn der Freiheit in dem Augenblicke wo sie in Zügellosigkeit und Willkür ausschlägt und damit sich selbst zerstört, der jubelnde Spötter über diese thörichte Selbstvernichtung. Wenn zwei Weltalter aufeinander stoßen, dann ist die rechte Zeit der Komik, und für den überlegenen Geist der des Humors. So ruft der Kampf des Protestantismus und des Katholicismus einen Fischart und Murner hervor, so erscheint der Gegensatz des Mittelalters und der Neuzeit als der Ausgangspunkt für Rabelais und Cervantes. Griechenland war groß geworden durch die religiös künstlerische Bildung, durch die Herrschaft des Staatsganzen über die Einzelnen, die ihre Liebe fürs Vaterland zu persönlicher Tüchtigkeit trieb; als sie aber sich zu freier Selbständigkeit entwickelten, da standen sie noch eine Zeit lang innerhalb der alten Herrlichkeit, und der ordnende Geist eines Perikles lenkte überzeugend die Geister; dann aber brach die Selbstsucht hervor, der Verstand setzte sich der Ueberlieferung, das individuelle Gelüsten der Sitte entgegen, das Volk zerbröckelte zur Menge, Individuen und Parteien wollten für sich gelten und herrschen, List und Gewalt traten an die Stelle der Treue, der Ehrlichkeit, die Gesinnung verwilderte im Bürgerkrieg, und eine schrankenlose Willkür ging durch eigene Haltungslosigkeit zu Grunde. Allerdings war die Subjectivität, die selbstbewußte Vernunft, das eigene Gewissen das neue und höhere Princip der Zukunft, und als solches sucht Sokrates die Wahrheit desselben aus den Verirrungen zu entbinden und das Volk zu ihr zu erheben; damals aber hatte die Frucht vom Baume der Erkenntniß zum Sündenfall geführt, und der Erlöser war erst der Nachwelt zum Heile beschieden; so sah denn auch Aristophanes zunächst den Verfall, und darum hängt sein Herz an den Tagen des Aufstrebens zur Höhe, und die Zeit nach den Perserkriegen, die ehrenhafte Größe der Marathonstreiter in ihrer Zucht, Kraft und gottvertrauenden Begeisterung ist sein Ideal, für das er in die Schranken tritt, an dem er die Gegenwart mißt. Von der Höhe herabzusinken, die schönste Lebensblüte sich selbst zu zerstören, erscheint ihm als eine ungeheuere Thorheit, und er erfaßt das verkehrte Treiben als ein tolles, sich selbst auflösendes, wodurch es eben komisch wird. Die Lächerlichkeiten seiner Komödie sind die öffentlichen Interessen, die Proceßsucht, die Kriegslust, das Hereinbrechen der

Pöbelherrschaft wie der sophistischen Aufklärung, der Verfall der alten Sitte, des alten Glaubens, der alten Kunst; die hier wirkenden Subjecte aber sind in ihren Verschrobenheiten selbst so behaglich eingenistet, sie treten als so sichere Narren auf, daß wir mitten im Untergang einer reichen und glanzvollen Welt über die unverwüstliche Kraft der Menschennatur mit dem Dichter jubeln, mit ihm hoffen können es werde das Ganze nur ein wüster Traum sein, den die Menschheit abschütteln und zu frischem Leben erwachen wird, die alte Herrlichkeit bewahrend. Kraft dieses patriotischen Ernstes ist der Dichter weit hinaus über die leere Possenreißerei, deren man ihn früher bezichtigt; noch weniger ist er gesinnungs- und gewissenlos genug das Heilige und Hohe für einen Augenblick zu preisen, um es darauf um so tiefer in den Koth zu treten, wie neuerdings zu behaupten gewagt wurde; — es war ein Gegenschlag gegen die andere Auffassung, die ihm zum trockenen Moralprediger, zum politischen Propheten machte, die seine komischen Uebertreibungen für Urtheile der Geschichte nahm und darüber die Kunst und den Komiker vergaß. In Aristophanes lebt selbst die freie Subjectivität, das selbständige Bewußtsein das sich über die Gegenwart erhebt, das über den Gegensätzen schwebt, und darum entgehen ihm auch die Mängel der Vorwelt nicht. Auch sein Verstand erkennt in den Mythen die Widersprüche, in den Menschlichkeiten der Götter das Unzulängliche für die Idee des Göttlichen; weil aber diese in seinem Herzen lebt, so kann er über jene scherzen, so gibt er die Schale gern dem Gelächter preis; er könnte es nicht, ohne ein Sohn der neuen Geistesbildung zu sein. Er macht diese in Sokrates, in Euripides lächerlich, aber man sollte auch seine feine Ironie über des Aeschylos' Trompetengeschmetter und schwerlastende Wortungeheuer nicht verkennen, nicht verkennen daß auch die Unbeholfenheit des Strepsiades in der Denkerschule die Athener belustigen sollte, daß es lächerlich erscheinen sollte wie er durch die Dialektik seine Schulden los werden will, aber gerade durch sie sich Prügel zuzieht. Oder komödiren die Ritter sich nicht selbst durch ihren Wuthausbruch, wenn sie nichts können als ein Schimpfwort gegen Kleon wiederholen:

Nieder mit ihm, dem Erzhalunken, Ritterstandes Würgehund,
Und dem Zöllner, und dem Mistpfuhl, den Charybdisschlingehund,
Und dem Halunken und dem Halunken zehnmal noch und hundertmal,
Denn ein Halunk ist dieser Halunke ja des Tags wohl tausendmal!

Ueber solche Vertheidigung des alten guten Rechtes hat das Volk ebenso laut gelacht als über die Anweisung zur neumodischen Staatsmannschaft, die der Diener dem Wursthändler gibt um ihn zur Regierung zu befähigen:

O Kleinigkeit! Dasselbe thust du wie bisher,
Durcheinander rührst du, hackst wie Hache und stopfst wie Wurst
Die Demokratie, und machst dir das Volk mit süßem Guß
Von küchenmeisterlichem Geschwätze mundgerecht.
Das übrige Demagogenwesen hast du ja,
Hundsfött'sche Stimme, schofle Geburt und den Straßenwitz,
Kurz alles hast du was man zur Staatsverwaltung braucht.

So hebt der Humor die Lächerlichkeiten jeder Sache hervor, webt Scherz und Ernst ineinander, und befreit sich und die andern von dem Druck und der Noth der Zeit, indem er in der Auflösung des Nichtigen und Verkehrten das Gute, Rechte einen heitern Sieg feiern läßt. Wenn man diese Doppelseitigkeit vergißt, dann wird man die sich ergänzenden Urtheile zweier deutscher Philosophen über Aristophanes für widersprechend halten, aber sie gehören zusammen. Solger redet von der Herbheit des Dichters und weiß nichts was tiefer erschüttern könnte wie die von ihm aufgestellten großen Bilder des demagogischen Wahnsinns, in welchem der herrlichste Staat des Alterthums sich selbst verzehrt; Hegel aber meint ohne ihn gelesen zu haben lasse sich kaum wissen wie dem Menschen zu Muthe sei, wenn er sich sauwohl befinde. Allerdings ist das Ideal des Aristophanes nicht die Zukunft, sodaß er von dem sich gestaltenden Neuen aus die Mängel des Alten verspottete; das wäre nur möglich gewesen wenn dies Neue schon nach seiner positiven Seite in der Welt sich durchgesetzt hätte, wie zur Zeit des Cervantes Don Quixote lächerlich wird wenn er das Ritterthum noch festhalten will; sondern das Ideal des Aristophanes liegt in der eben entschwindenden Vergangenheit, in den Tagen des Aufsteigens zum Gipfel des Griechenthums, es lebt in seinem Gemüth, und was ihm widerstrebt erscheint ihm Schwindel und Narrheit. Nun zeigt sich der plastische Sinn der Hellenen auch in der Bildlichkeit des Witzes, der die windigen Projectenmacher Luftschlösser bauen, die Philosophen in den Wolken schweben läßt, und wir stimmen der Vermuthung Immermann's bei, daß hier der Volkswitz dem Dichter vorgearbeitet, und von den Wespenstacheln der Gerichte, von den Dünsten der neuen Speculation, von dem Frieden den

ſich die Bauern müßten aus dem Himmel holen und ähnlichen Dingen geredet, daß Ariſtophanes dann dies mit genialer Geſtaltungskraft zum Ausgangspunkt ſeiner Dichtungen gemacht, indem er das Bildliche wörtlich nahm und uns dadurch mit einem Schlag in eine Phantaſiewelt verſetzte, die er wie eine ganz reale aufbaute, indem der tolle Einfall ſich vollſtändig und allſeitig verwirklichte. Die koloſſale Eulenſpiegelei entrückt uns vollſtändig dem Gewöhnlichen, und doch enthüllt die Welt der Einbildungskraft, die der Dichter uns vorzaubert, das Geheimniß der realen Gegenwart, indem das innere Weſen derſelben hell und grell uns ſichtbar vor Augen tritt. Indeß müſſen wir mit Hettner hinzufügen: „Der Humor der Ariſtophaniſchen Komödie iſt ein rein ſubjectiver, ſprühende Raketen, aber der Feuerwerker ſteht fortwährend hinter ihnen; die Funken entzünden ſich nicht durch ſich ſelber. Mit dem einen Fuß ſtehen wir auf dem Boden der wirklichen, mit dem andern auf dem Boden der verkehrten Welt, und der Humor davon iſt daß wir im Taumel der komiſchen Luſt nicht viel danach fragen, welche Züge der grotesk genialen Verzerrung des Dichters und welche dem wirklichen Urbild gehören. Die Compoſition iſt dabei überall nur ſehr loſe und willkürlich.“ Sie iſt eben der Ausdruck der im Staat herrſchenden Willkür, der Subjectivität, und nur die Zügelloſigkeit im Leben hat dieſe unbeſchränkte Freiheit der Kunſt möglich gemacht. Die Ausgelaſſenheit der Stimmung und des Inhalts löſen auch das ſtraffe Band des Cauſalzuſammenhangs und laſſen das Ganze mehr in die Fülle des Beſondern aufgehen, als ſonſt der griechiſche Kunſtſinn geſtattet. Daß Dichten ein Uebermuth ſei, wer dies Goethe'ſche Wort bezweifeln wollte, von Ariſtophanes wenigſtens würde er es vollſtändig beſtätigt ſehen. Derſelbe Goethe hat ihn dann auch für immer als den ungezogenen Liebling der Grazien geſtempelt, erinnernd an das Epigramm Platon's daß die Grazien einen unvergänglichen Sitz geſucht und ihn im Geiſte des Ariſtophanes gefunden. „In Sieg und Niederlage, vor dem Angeſicht des Feindes hat ſeine Komödie zu ſcherzen gewagt, und ſo gemahnt ſie uns wie der ſchmetterndſte Triumphgeſang des in den äußerſten Kriſen ſich groß und ſelbſtändig wiſſenden helleniſchen Geiſtes.“ (Immermann.)

Der jugendliche Dichter ließ ſeine erſten Stücke durch befreundete Chormeiſter zur Aufführung bringen, ein ſociales Luſtſpiel von Bruder Tugendſam und Bruder Liederlich, und ein

politiſches, die Babylonier, das den Betrug aufdeckte den die Demagogen mit ausländiſchen Geſandtſchaften ſpielten. Im Jahre 425 erſchienen die uns erhaltenen Acharner. Dikäopolis, ein Mann der guten alten Zeit, ſehnt ſich nach einem behaglichen Landleben, und ſchließt für ſich einen beſondern Frieden mit Sparta, der ihm auf Flaſchen gezogen überbracht wird; er nimmt den dreißigjährigen, der fünfjährige riecht ihm zu ſehr nach Pech und Theer, nach der Ausbeſſerung der Schiffe für neuen Krieg. Und ſchon feiert er mit ſeinem Hauſe das ländliche Bakchusfeſt, da kommen die vierſchrötigen ſtreitluſtigen Kohlenbrenner des Dorfs Acharnä, und wollen ihn ſteinigen. Er verſpricht den Hals auf dem Block die Sache des Friedens gegen die des Kriegs führen zu wollen, und wendet ſich Hülfe ſuchend an Euripides, deſſen Studirzimmer ſich im Obergeſchoß der Decoration befindet, und erbittet ſich von ihm die hauptſächlichſten Rührmittel ſeiner Tragödien, die Lumpen des Telephos, ein Töpfchen mit dem Thränenſchwamm, ein Körbchen mit welken Kohlblättern und allerhand zierliche Phraſen. Er hält ſeine Rede, und es gelingt ihm den Chor zu beſchwichtigen. Nun kommen Leute aus Megara und Theben und handeln mit Dikäopolis, er hat vollauf und begeht das Kannenfeſt, während der Nachbar Lamachos ſich zum Krieg rüſtet; dem wird der Speer geputzt, während bei Dikäopolis der Bratſpieß ſich dreht; ſpäter kommt der Mann der Schlacht auf eine Bahre wund herein, während der Mann des Friedens weinſelig von jungen Mädchen geführt wird, und ſo iſt das Ganze durchaus eine luſtige Mahnung zum Frieden in der erſten Zeit des peloponneſiſchen Kriegs. Die Ritter, das Preisſtück des folgenden Jahres, ſind bitterer und polemiſcher. Das atheniſche Volk wird als ein alter Herr perſonificirt, deſſen Sklaven die Feldherren Nikias und Demoſthenes und ein Gerber aus Paphlagonien ſind — der Demagoge Kleon, der eigentlich die Herrſchaft führt. Ihm ſtellen nun die andern einen Wurſthändler gegenüber, daß er durch Roheit und Schmeichelei, durch vorgebliche Orakel und ſpeichelleckeriſche Dienſtbefliſſenheit den Kleon übertrumpfe und aus dem Sattel hebe. Es gelingt, und der Wurſthändler kocht nun den alten Herrn in ſeinem Keſſel wieder jung, und wie ein Marathonſtreiter in freudiger Kraft ſteht der Repräſentant des Volkes da, wundert ſich über ſeine ſeitherige Geiſtesſchwäche, und ordnet wieder ſeine Angelegenheiten wie ſich's gebührt.

Die Wolken fielen 423 bei der Aufführung durch. Der

Dichter aber, der sie in der Parabase sein weisestes Stück nennt, behauptet mit Recht daß hier die obscönen Possen und inhaltslosen Späße vermieden seien — es ist ein ernster Gehalt im Spiel des geistvollen Scherzes, es ist der Gegensatz der Zeit nach seinem innersten Gedanken selbst aufgefaßt und das Princip der Subjectivität in der Persönlichkeit des Sokrates verkörpert, freilich, wie wir sogleich hinzusetzen müssen, nach seiner negativen Seite, nicht insofern es eine neue Sittlichkeit, eine selbstbewußte im Unterschiede von der Sitte und Ueberlieferung begründet, sondern nur soweit es sich auflösend gegen das Herkommen der alten Zeit verhält. Der Komiker bedarf einer bekannten Persönlichkeit zum Träger der Idee, und so ist denn Sokrates nach seiner äußern Erscheinung mit sicherer Hand gezeichnet, aber zugleich auch zu einem komischen Ideal aller Grübelei und aller Dialektik gemacht; er muß gleich Anaxagoras den Wirbel, dessen Umschwung die Himmelskörper bewegt, an die Stelle des seine Rosse lenkenden Sonnengottes setzen, er muß gleich den Sophisten Grammatikstunde halten und die Kunst lehren die schwächern Gründe zu den stärkern zu machen, der schlechten Sache über die gute zum Sieg zu verhelfen. Gegen diese Verstandesbildung nun, die das eigene Erkennen und Belieben an die Stelle des Glaubens und der alten Ordnungen setzt, wendet sich der Dichter und steht auf der Seite der väterlichen Zucht und Sitte, der Erziehung durch Gymnastik, Musik, Poesie und Religion, denn diese hat das Volk groß gemacht, und jene richtet es in windigen Speculationen, in willkürlicher Leidenschaft und Liederlichkeit zu Grunde. Dieser Kern und Zweck der Dichtung führte in der Ueberarbeitung dazu die Sprecher des Rechts und des Unrechts auftreten und vor dem Volk ihre Sache führen zu lassen. Der erstere gedenkt der Ehrbarkeit des Lebens, der frühern Erziehung, durch welche auch jetzt wieder die Jugend zu aller Tüchtigkeit kommen könne:

Im Gesundheitsglanz bist wieder du bald auf dem Turnplatz fröhlich zu schauen,
Nicht zungengewandt, schulphrasenberedt auf dem Markt wie die heutige Jugend,
Nicht ohrengezaust mit Verleumdergebell in Bettelhalunkenprocessen,
Vielmehr in dem Hain Akademos wirst du in friedlichem Schatten des Oelbaums
Lustwandeln, die Stirn mit Schilfe bekränzt, am Arm des sittsamen Freundes,

In des Epheus Duft, in der Muße Genuß, umlaubt von der ſilbernen Pappel,
In des Frühlings Wonne, wann flüſternd hold ſich zum Ahorn neiget die Ulme.

Aber der Gegner zeigt die Vortheile der Schelmerei, die Annehmlichkeiten des weichen üppigen Lebens bei Knaben, Weibern, Würfeln, beim Wein mit Witzen und Späßen, er zeigt wie am guten Ruf nichts mehr gelegen ſei, ſeit ein ſchlechter allgemein geworden, und der Sprecher des Rechts wirft den Mantel weg und verliert ſich in die Menge.

Wolken bilden den Chor als Symbol der Luftgebilde und Dünſte wie ſie aus dem Kopf des Philoſophen aufſteigen, der unter ihnen in einem Korbe ſchwebt; der Landmann Strepſiades kommt zur Denkerei um die Kunſt zu lernen mittels gewandter Rede die Schulden los zu werden, die er wegen ſeines Sohnes, eines vornehmen jungen Herrn gemacht. Allerhand Späße wie ſie der Volkswitz von den Gelehrten erfunden oder der Dichter erſonnen, wechſeln mit langweiligen Partien; der Alte kommt nicht recht vorwärts, und ſchickt den Sohn in die Schule; er iſt überglücklich als es gelingt die Gläubiger liſtig abzufertigen, als ihn aber der eigene Sohn dann hofmeiſtert, ja ohrfeigt, und dazu beweiſt daß es recht ſei, da wird es ihm zu arg, und ohne ſich weiter auf Gründe einzulaſſen ſteckt er dem Sokrates das Haus an. Die Wolken fallen aus der Rolle, ſtatt zu löſchen predigen ſie Gottesfurcht. — Ariſtophanes hat ſpäter des Sokrates mehr nur neckend gedacht und ſeine Freundſchaft mit Euripides beſpöttelt; in Platon's Gaſtmahl gehört er zu dem Freundeskreiſe des Weiſen; durch Geiſtesfreiheit und Bildung ihre Schein- und Zerrbilder aufzulöſen war ja das gemeinſame Ziel beider Männer.

Seit die Bundesgenoſſen in allen wichtigen Fällen ſich ihr Recht in Athen ſuchen mußten, und die Geſchworenen zu Hunderten ſaßen, Rede und Gegenrede vernehmend, während der Sold ſie für die Verſäumniſſe in ihren Geſchäften entſchädigte, war eine wahre Richterwuth eingeriſſen, die von unſerm Dichter häufig geſtraft ward. Ein Jahr nach den Wolken erſchienen die Weſpen. In dieſer Maske veranſchaulicht er die gerichtsgierigen alten Männer, die ſchon um Mitternacht kommen um einen Genoſſen abzuholen; aber der Sohn läßt denſelben wie einen Wahnwitzigen bewachen. Vater und Sohn ſchildern dann in längern Streitreden die Licht- und Schattenſeiten des Richteramtes, und

am Ende wird dem Vater ein Privatgericht im Hause hergestellt, und in dem Proceß zweier Hunde ein solcher zwischen dem Demagogen Kleon und dem Feldherrn Laches sowie das atheniſche Verfahren überhaupt ergötzlich parodirt. Daß dann der Sohn den Vater in das neumodiſche Leben der vornehmen Kreiſe einführt und der Alte dabei ſehr ausgelaſſen wird, hat nur einen ſehr lockern Zuſammenhang mit dem Ganzen und keine dramatiſche Zugkraft. Es iſt ähnlich wie in der zweiten Hälfte des Friedens, der kurz vor dem Frieden des Nikias auf die Bühne kam. Der Anfang iſt voll köſtlichen Humors, auf einem Miſtkäfer ſtatt des Pegaſus reitet der Bauer Trygäos gen Himmel um die Friedensgöttin herabzuholen; aber die Götter ſind erzürnt von dannen gegangen und jene liegt in tiefer Grube verſenkt, während der Krieg die Städte in einen ungeheuern Mörſer zerſtoßen will; doch iſt zum Glück der Stämpfel von Athen (Kleon) und der von Sparta (der Feldherr Braſidas) nicht mehr da; beide waren jüngſt gefallen. An langem Seile wird der Friede ſammt der Fruchtbarkeit und Feſtluſt aus der Grube gezogen, und von Trygäos auf die Erde zurückgebracht. Die derben Zoten vermögen aber den folgenden Scenen keine dramatiſche Spannkraft zu geben, und nur etwa das iſt noch echt komiſch wie Trygäos die Lanzen zu Weinpfählen macht und verſucht ob er den Harniſch als Nachtſtuhl brauchen kann; das Friedensopfer und die Vermählung des Bauern mit der Fruchtbarkeit iſt zu gedehnt.

Das nächſte der uns erhaltenen Luſtſpiele, die Vögel, erſchien ſieben Jahre ſpäter, 414. Es war die Zeit vorangegangen in welcher der jugendliche Alkibiades die Athener bezauberte, in welcher der Plan auf die Eroberung Siciliens zum Traume der Weltherrſchaft ausgeſponnen wurde, und die beiden Menſchen Beſchwatzefreund und Hoffegut, der erfinderiſch kluge Projectenmacher und die leichtgläubig ehrliche Haut, veranſchaulichen zuſammen die atheniſche Bürgerſchaft. Aber ſie wandern aus, es iſt ihnen nicht recht geheuer daheim; denn eben erſt hatten die Proceſſe wegen Verſtümmelung der Hermen und wegen Myſterienfrevels, hatte die heimliche Angeberei im Dienſte der Parteileidenſchaft und der Geheimbünde die Stadt beunruhigt und ebenſo viel frivolen Uebermuth als abergläubiſche Angſt in Bewegung geſetzt, und dieſe düſtere Stimmung, dieſer furchtbare Misbrauch mit dem Erbangen des Volks vor vermeintlicher Religionsgefahr bildet

den dunkeln Hintergrund zu dieſer heiterſten aller Dichtungen, in welcher der ſeiner Freiheit bewußte Geiſt aus dem Wirrwarr der Gegenwart ſich in das Reich der Träume und Luftſchlöſſer flüchtet. Das haben Curtius und Schnitzer mit Recht betont. Ariſtophanes hat ſich von bitterer Satire, von perſönlicher Polemik fern gehalten und ſchwelgt ſelbſt mit Behagen in den Gebilden ſeines Humors, aber darum dürfen wir doch nicht mit Schlegel und andern blos eine harmloſe Gaukelei ohne Ziel und Zweck in der luſtigen buntgefiederten Dichtung ſehen, denn ſie könnte nicht als die keckſte und reichſte Erfindung im Reich des phantaſtiſch Wunderbaren glänzen, wenn ſie gehaltlos wäre. Es gilt ein Neuathen zu bauen, und der Dichter zeichnet es als ein Wolkenkukuksheim in die Luft, und ſchließt in die verſpottete Welt ſich ſelbſt mit ein, indem er den eigenen Ernſt den Luftſchlöſſern gleichſtellt, welche der Schwindelgeiſt ſo mannichfach baut; wird doch das ſeine wenigſtens das Volk wie ein ſchönes Bild ergötzen. Alkibiades war in ſeiner Abweſenheit nach dem Anfang des ſiciliſchen Feldzugs verurtheilt worden und landflüchtig; ich kann daher weder mit Süvern glauben daß Ariſtophanes dieſen Zug habe allegoriſiren und die Alleinherrſchaft des Alkibiades durch die Vermählung des Beſchwatzefreund mit der Königsmacht habe als das Ziel jener Unternehmung warnend darlegen wollen; ebenſo wenig mit Kannegießer den Rath an das Volk darin entdecken daß man den Alkibiades zum Fürſten machen ſolle.

Jene beiden Athener alſo ſuchen und finden fern im Gebirge den Vogel Tereus, den Wiedehopf, einen alten mythologiſchen Verwandten, der ihnen eine gute Wohnung anweiſen ſoll; ſie merken daß es ſich bei ihm erträglich lebt, und Beſchwatzefreund entwickelt vor den zuſammenberufenen Vögeln die geniale Idee eine Stadt zwiſchen Himmel und Erde zu erbauen, und von den Menſchen und Göttern für deren Wechſelverkehr Zoll und Anerkennung zu verlangen, da den Vögeln die Herrſchaft gebühre, was vom Weltei an bewieſen wird, das die befiederte Nacht bebrütet hat, bis der geflügelte Eros daraus hervorſchlüpfte, die Liebe die alles erzeugt; auch im Geleite der Götter oder als Wappenthiere erſcheinen die Vögel, geben den Menſchen die Jahreszeiten an, und ſind ihnen überall von guter Vorbedeutung und nützlich — der Redner und nach ihm die Parabaſe hat dies mit ſprudelndem Witze unübertrefflich ausgeführt. Der Genuß eines Würzelchens läßt auch den beiden Menſchen Federn wachſen,

und der Bau beginnt. Schon kommt ein Bettelpoet die Stadt anzusingen und wird mit einem ledernen Wams entlassen; der Wahrsager mit dem Orakelbuch, der Astrolog mit Meßinstrumenten, der Zöllner und Gesetzeshändler werden fortgepeitscht ehe sie eindringen können. Ein ungerathener Sohn erhält die Lehre für den Vater erst zu sorgen; der in den dunkeln Lüften sturmbeflügelt schwebende Dithyrambendichter will wirkliche Federn haben, wird als Vogel herausgeputzt, aber verspottet, dem Sykophant, dem Ausspürer, Angeber und Rechtsverdreher macht abermals die Peitsche Flügel. Die neue Stadt soll es ja sein

> Wo die Weisheit thront, und die Liebe, die Lust,
> Wo der Chariten Chor, wo die Ruhe sich sonnt
> Mit ewig heiterm Antlitz.

Wir betonen mit Köchly den Ernst der in dieser Zurückweisung der schlechten Künste und Gesellen liegt: es gilt der Wiedergeburt des Staats, die der Dichter als Luftschloß uns vorspiegelt. — Die Menschen huldigen den Vögeln, die Götter schicken eine Gesandtschaft. Prometheus eilt ihr voraus, verkündet daß kein Opferduft mehr von der Erde zu den Göttern aufsteige und darum im Himmel große Noth sei. Beschwatzefreund solle die Basileia für sich begehren, die Königsgewalt, die den Donnerkeil des Zeus bewahrt und mächtig alles schirmt und ordnet, weisen Rath und gutes Gesetz, Zucht, Recht und Gemeinwohl. Poseidon, der Barbarengott Triballos und Herakles kommen. Der Zornmuth des letztern weicht bald seiner bekannten Eßlust, und alle drei geben die Forderung zu daß den Vögeln die holde Maid, die Königsgewalt, zutheil werde. Festlich kommt der weise erfinderische Athener mit ihr, seiner Braut, gezogen, und allgemeiner Jubel beschließt das Stück. Die alten sinnlichen Göttervorstellungen genügen nicht mehr, der Dichter gibt sie preis, aber er vertraut auf fromme Gesinnung, auf selbstbewußte Geisteskraft und Sittlichkeit, daß sie als wahre Herrschermacht ein neues Reich gründen, daß in ihm die so seelenbeflügelten wie flatterhaften Vögel, die Athener, sich wieder zum Ganzen ordnen. Wenigstens wie ein schönes Luftgebilde hat es der Dichter hingezaubert, es schwebt auf beschwingten Rhythmen vor unsern Augen, und wunderbarer Wohllaut rauscht von ihnen herab; alles ist ätherisch leicht und heiter, durchaus harmonisch.

Die Hoffnung erfüllt sich nicht, und zu der Zeit der Be-

drängniß, da Athen seiner demokratischen Verfassung beraubt war, klagt der Dichter (411) in der Lysistrata daß kein Mann im Lande vorhanden sei, kein Retter, und gibt der allgemeinen Friedenssehnsucht dadurch Raum daß er auch die Weiber einen Geheimbund stiften, sich der Burg bemächtigen und so lange den Männern allen Liebesverkehr versagen läßt bis diese erst dem Bürgerkrieg ein Ende gemacht; dabei aber treten die öffentlichen Angelegenheiten in den Hintergrund und die geschlechtliche Sinnlichkeit drängt sich vor, hier und da mit gesunder Frische, meist mit wüster Schamlosigkeit. Auf ähnliche Weise ist wie dem Chor und der Parabase, so der Politik in der Thesmophorienfeier nur wenig Raum verblieben. Der Dichter läßt sich die Frauen an diesem ihrem Feste gegen ihren Feind Euripides verschwören, und indem er an ihm und dem weichlichen Agathon seine Kritik übt, geiselt er zugleich den Sittenverderb des weiblichen Geschlechtes ärger als es der Tragiker gethan. Euripides will zuerst daß sein zarter Genosse Agathon als Weib verkleidet seine Sache führe, der hat aber keinen Muth zu dem Wagniß und singt lieber seine zungenküssespielerischen Liedlein; so wird denn der alte Schwiegervater Mnesilochos vom Dichter als Weib eingekleidet und zugerichtet; derselbe übernimmt die Vertheidigung, indem er so arge Dinge vorbringt daß die Weiber Verdacht schöpfen und ihn als Mann enthüllen. Er reißt einer ein Kind vom Arm, und flüchtet zum Altar, aber das vermeintliche Kind ist eine Puppe und zwar ein Weinschlauch; von einem skytischen Soldaten bewacht muß er am Pranger stehn, und nun kommt Euripides ihn zu befreien in verschiedenen Rollen seiner Dramen mit deren wirklichen oder parodirten Worten, indem Mnesilochos immer die entsprechende Person spielt. Aber vergebens sucht Menelaos seine Helena zu gewinnen, vergebens klagt Echo mit Andromeda und sucht Perseus diese von ihren Fesseln zu lösen; erst da Euripides im Gewand einer Kupplerin kommt, verlockt die ihn begleitende junge Flötenbläserin den Schergen ihr zu folgen, und Euripides rettet den Freund und sich. Der Plan ist gut entworfen und spannend durchgeführt, ja das Lustspiel würde als literarisches den Preis davontragen, wenn sich nicht Aristophanes selbst sechs Jahre später in den Fröschen übertroffen hätte. Dionysos, der Gott der tragischen Bühne, sieht mit Bedauern nach dem Tode des Sophokles und Euripides die Oede auf dem Felde der dramatischen Poesie und beschließt einen Dichter aus der Unterwelt herauf-

zuholen. Das erfordert aber Muth, und so begibt er sich mit seinem Diener zu Herakles um sich wegen der Hinabfahrt zu erkundigen; im Gespräch werden die noch lebenden Tragiker ergötzlich persiflirt. Mit der Löwenhaut und Keule ausgerüstet rudert Dionysos nun über den See der Unterwelt, in dessen Tiefe die Frösche ein Schwanenlied quaken, und schreitet über die Auen, wo die Chöre der Geweihten ihre Reigen aufführen. Dann aber hat er samunt seinem Knecht noch manch drolliges Abenteuer zu bestehen, bis er zu Pluton kommt, wo eben Euripides verlangt daß ihm Aeschylos seinen Thron abtrete. Als Sophokles kam, verlangte derselbe das nicht, sondern friedfertig hier, friedfertig dort küßte er den Aeschylos, drückte freundlich ihm die Hand, und ließ ihm den freiwillig dargebotenen Ehrensitz. So will er auch jetzt den Aeschylos den Kampf mit Euripides ausfechten lassen und seinen Anspruch nur erheben wenn dieser siegen sollte. „Mähnenumflatterter Kampf hochbuschiger Reden erhebt sich", singt der Chor; da steht Aeschylos

Schüttelnd die nackenumwallende Mähn' urwüchsigen Haupthaars,
Grimmvoll zieht er die Braun, schnellt balkenverklammerte Worte
Brüllend hervor und bricht sie wie Bohlen vom Schiffskiel
Schnaubend voll Gigantenwuth.

Dagegen wirbelt nun die silbenstechende glatte Zunge des Euripides den Staub haarspaltenden Geschwätzes auf, der Bühnenlumpensammler, der Sohn der Göttin vom Gemüsemarkt. Dionysos mahnt zur Ruhe, auch Aeschylos soll nicht gleich prasseln wie eine Eiche die der Brand ergriff; musenkunstgerecht soll der Streit entschieden werden. Aeschylos betet zur Demeter, daß er der eleusinischen Weihe würdig sei, Euripides aber ruft:

O Aether, meine Weide, du der Zunge Schwung,
Und du Verstand, du Nase, spürsam feines Glied,
Helft mir zu Boden schlagen was der Gegner schwatzt!

Urwaldsworte reißt Aeschylos mit der Wurzel vom Boden aus, Euripides bringt witzig gedachte, kunstreich ausgefeilte Verse zu Markt, und setzt dem Uebergewaltigen seine beredsame Darstellung des wirklichen Lebens entgegen. Es ist das sittliche Gefühl, die mannhafte Erhabenheit, die Strenge der Kunst, es ist die Größe der marathonischen Zeit in Aeschylos personificirt und von ihm verfochten gegenüber der sophistischen Bildung, der

Schilderung sinnlicher Leidenschaft, der Darstellung auch des Gemeinen und Verwerflichen sowie der Weinerlichkeit des Euripides und seiner verweichlichenden und zersetzenden Wirkung auf das Volk. Als sittlicher Erzieher des Volks, als Lehrer der Erwachsenen wird der echte Dichter gepriesen. Dem großen Gedanken soll das Wort entsprechend geformt sein. Euripides bekrittelt die Anfänge der äschyleischen Stücke, Aeschylos aber macht ihm dafür die langweiligen Prologe und die Maschinengötter gründlich herunter und verspottet sie. Aeschylos rühmt sich daß er das völksthümlich Schöne in die Schönheit der Kunst herangezogen, während Euripides die Lieder und Melodien der Buhldirnen für seine Chöre geplündert habe. Er läßt dann eine große Wage bringen um ihre Verse gegeneinander abzuwiegen, und die wuchtigen Worte, der schwere Gehalt bringt ihm stets den Sieg, ja er läßt am Ende den Euripides und seine ganze Familie in die eine Schale steigen, und schnellt sie durch einen Vers empor, den er in die andere legt. Dionysos schätzt den Euripides als einen feinsinnigen Kopf, aber für Aeschylos spricht sein Herz, er nimmt ihn mit sich auf die Oberwelt, und entschuldigt sich bei Euripides durch Parodien seiner Sentenzen. Sophokles soll den Thron einnehmen während der Zeit daß des Aeschylos hoher Geist und edle Kunst zum Heile des Volkes tröstend, stärkend, erfreuend wieder im Vaterland einzieht.

Das herrliche Werk ward gegen Ende des peloponnesischen Krieges aufgeführt. Es predigt in politischer Beziehung Versöhnung der Parteien und verlangt eine allgemeine Amnestie, einen dauernden Frieden. Aus Aeschylos' Mund hören wir in Bezug auf Alkibiades jenes merkwürdige Wort:

> Man soll den jungen Löwen nicht im Staat erziehn;
> Doch ist er großgezogen, fügt euch seiner Art.

Diese Dichtung war die Leichenfeier, das Todtengericht und die Apotheose der dramatischen Kunst im freien Athen, ein würdiger Schluß.

Später, nach dem Sturz Athens und nach seiner Befreiung durch Thrasybulos begleitete Aristophanes die Versuche der Wiederherstellung früherer Zustände mit dem tollen Schwanke der Weibervolksversammlung. Heimlich vereinigen sich die Weiber in den Kleidern der Männer und mit falschen Bärten in der Volks-

verſammlung die Regierung für ſich zu fordern; da das allein in Athen noch nicht verſucht worden, ſo geht ihr Antrag durch, und ſie verwirklichen ſofort den ſocialiſtiſchen Plan der Weiber- und Gütergemeinſchaft; es folgt ein fröhliches Mahl und folgen die Anſprüche der Häßlichen und Alten auf die Jungen und Schönen beiderlei Geſchlechts. — Noch ein Werk ſeines Greiſenalters zeigt den Dichter im Uebergang zur mittlern Komödie; allgemein menſchliche Gedanken und Verhältniſſe ſind an die Stelle des atheniſchen Staats und nationalen Lebens getreten, und die denkende Betrachtung, die Allegorie erſetzen die Handlung und die Schärfe der Charakteriſtik. Plutos, der Gott des Reichthums iſt blind, darum ſind die irdiſchen Güter ſo ungleich vertheilt, häufiger in den Händen der Schlechten als der Tugendhaften; jetzt ſoll er ſehend gemacht werden; aber die Armuth erklärt das für ein gefährliches Unterfangen, und ſetzt auseinander wie gerade ſie den Geiſt wecke, die Kraft ſtähle, Urheberin der Erfindungen und der Cultur ſei. Indeß der Blinde wird geheilt, und gute Leute kommen zu Beſitz, Schurken werden brotlos, aber auch zu den Göttern wird weniger gebetet, und Hermes ſucht eine Stelle bei dem neuen Herrſcher. Hier und da erſcheint eine perſönliche Beziehung, im ganzen werden nicht Individuen, ſondern Stände und Menſchenklaſſen gezeichnet.

Das ward auch das Eigenthümliche der ſogenannten mittlern Komödie während des matten Nachlebens der atheniſchen Unabhängigkeit bis zur makedoniſchen Herrſchaft. Niemand mehr wollte einen Chor ausrüſten, der ideale Schwung in der Poeſie war verloren, Stadtgeſchichten, einzelne Berufsweiſen, wie die der Philoſophen, der Redner, Hetären oder Köche mußten den Stoff und die Motive abgeben, und die kleinen Stacheln der Witze trafen nur das Aeußerliche; man traveſtirte die alten Mythen, die alte Dichterſprache, man gefiel ſich in breiten maleriſchen Schilderungen, man erſetzte durch Vielſchreiberei in der Jagd nach Neuem die künſtleriſche Durchbildung, die allein zur Dauer und zur Vollendung führt, und hatte im Beifall des Tags, für deſſen Unterhaltung man ſorgte, auch den Lohn dahin. Athen hatte nicht mehr eine politiſch große, ſondern nur noch eine literariſche Exiſtenz; es zehrte von ſeinen Erinnerungen, es glänzte durch feine geſchmackvolle Bildung, und die Schulſtreitigkeiten der Philoſophen oder Redner traten an die Stelle der politiſchen Parteien, des Wettkampfes der Staatsmänner. So wurden denn namhafte

Dichter und Gelehrte auch vornehmlich neben Thorheiten des Privatlebens und Lächerlichkeiten der Sitte zum Stoff der Luſtſpiele gewählt. Zwei Söhne des Ariſtophanes, der jüngere Kratinos, Anaxandridas, der die Liebesgeſchichten einführte, Alexis, Antiphanes, deren Stücke hundertweiſe gezählt werden, ſind unter andern Dramatikern dieſer Uebergangszeit zu nennen.

Die Bauten dieſer Zeit.

Der Bauſtil war gefunden und mit den Staatsverfaſſungen ausgebildet worden; er erhielt um dieſe Zeit ſeine ſelbſtbewußte Verwerthung und ſeine künſtleriſche Vollendung. Die Bauten bleiben noch im Zuſammenhange mit den Bildwerken und wie dieſe freier und geiſtiger werden, ſo ergießt ſich ein beſeelender Lebenshauch auf die architektoniſchen Maſſen, die ſie tragen und umrahmen, und das Ganze erſcheint als ein in ſich geſchloſſener Organismus in plaſtiſcher Fülle und in plaſtiſcher Klarheit. Die Materie hat den Eindruck laſtender Schwere, trotziger Derbheit verloren, ſie iſt völlig eingegangen in die bewältigende Form, die als das ſelbſtgeſetzte Maß ihrer elaſtiſchen Kraft erſcheint; die Glieder, für ſich zur Veranſchaulichung ihrer Leiſtung und ihres Zweckes gebildet, ſind zugleich ſtreng und feſt dem Ganzen eingefugt, das ſich wieder durch ihre Fülle und ihren Glanz entfaltet und ſchmückt. Die Vollendung wird gerade dadurch erreicht daß in Athen der ioniſche Geiſt die ſtrengen und ernſten doriſchen Formen ergreift, ihnen alles Schwerfällige abſtreift, jede Härte durch leiſe Uebergänge mildert und der Größe die Anmuth geſellt, nicht blos äußerlich in wohlgefälligen Ornamenten, ſondern in den rhythmiſchen Verhältniſſen der Maſſen und Grundformen ſelbſt; das Zierliche bleibt ſinnvoll und gediegen, die Kerngeſtalt wird wohlgefällig, und beides im Einklang edler Majeſtät und feſtlicher Heiterkeit ſättigt das Gemüth mit dem Wohlgefühl des Schönen. Nicht minder wird die ioniſche Weiſe zu ſtrafferer Ordnung und Geſetzlichkeit zuſammengefaßt. Der penteliſche Marmor

bietet sich zum geeignetsten Material, er kommt dem baumeisterlichen Geist entgegen wie die griechische Sprache dem Dichter.

Themistokles wandte seine Sorge auf die Befestigung der nach den Siegen über die Perser wieder aus ihrer Asche erstehenden Stadt Athen; schon Kimon fügte das verherrlichende Schöne zum Nothwendigen. Als er die Gebeine des Theseus nach Athen gebracht, baute er ihm einen dorischen Tempel, 45 Fuß breit, 104 Fuß lang, rings mit Säulen umgeben, je 6 an den schmalen, 13 an den langen Seiten, leicht verjüngt, die Höhe nicht ganz das Sechsfache der Durchmesser. Alles zeugt von entschiedener Energie und von reinstem Maß. „Die Vollkommenheit des Gebäudes", sagt Wordsworth, „ist größer als daß man sie auf den ersten Blick nach ihrem ganzen Werth erfassen könnte; die kräftigen und dennoch so graziösen Formen sind bewunderungswürdig, und bei der Lieblichkeit der satten honiggelben Farbe, welche der Marmor jetzt nach Jahrtausenden angenommen hat, möchte man glauben daß dieser Tempel nicht aus den rauhen Steinen des Felsgebirges, sondern aus den goldigen Strahlen eines atheniſchen Sonnenunterganges hervorgegangen und zusammengesetzt worden." — Perikles schmückte die Akropolis; sie sollte als das fernhin leuchtende Haupt von Hellas auch dem Auge sichtbar sein. Der neue Tempel der jungfräulichen Athene ward das vollendetste Bauwerk des ganzen Alterthums. Das Innere, die Cella, war ein Hypäthralbau, durch zwei Säulenreihen gegliedert; an den Schmalseiten nach außen eine Säulenhalle, dann eine Säulenreihe um das Ganze, das 100 Fuß breit, 225 Fuß lang, bis zur Giebelspitze 59 Fuß hoch in den Formen und Verhältnissen noch etwas leichter und schlanker als das Theseion erscheint. Hier ist jene vollständig durchgeführte Neigung und Schwellung aller Linien, die dem Bau den Schein des freien Lebens gibt, hier die sichere Verhältnißmäßigkeit, welche alle Maße untereinander und mit dem Ganzen nach dem Gesetze des goldenen Schnittes verknüpft, kraft dessen von ungleichen Theilen sich der kleinere zum größern wie der größere zum Ganzen verhält. Die Baumeister sind genannt, Iktinos und Kallikrates, und daß der erstere auch eine Schrift über das Werk verfaßte, mag uns bezeugen daß er mit persönlich künstlerischem Bewußtsein das früher mehr durch Gefühl und Schönheitssinn Gefundene nach seinem Wesen erkannte und harmonisch durchführte. Gerade der Einklang von Wissen und Können ist wie bei Sophokles und Phidias das

Zeichen der Höhe, auf welcher zu Perikles' Zeit zwei Bildungsepochen ſich begegneten. Leider ward der Parthenon 1687 durch eine Pulverexploſion zum Theil in Trümmer zerriſſen; das Erhaltene reicht aber hin um die doriſche Bauweiſe in ihrer ſchönſten Blüte zu zeigen. Die Propyläen verknüpften ſie geſchmackvoll mit der ioniſchen. Starke Mauern befeſtigen den Fels der Akropolis, nur ein Zugang führt zu ihr, das hochragende Prachtthor ſollte zugleich im Krieg zur Vertheidigung, im Frieden zum würdigen Schmuck der Burg dienen. Mneſikles löſte die neue Aufgabe ſo vorzüglich daß noch nach vielen Jahrhunderten Pauſanias das Urtheil des Alterthums wiederholt: es habe auch jene herrliche Zeit nichts Herrlicheres geſchaffen. Eine breite Treppe führte zu den Propyläen empor, dieſer glanzvollen Vorhalle für die Weiheſtätten und Feſte der Akropolis. Nach außen wie nach innen hin trugen ſechs doriſche Säulen Gebälk und Giebel wie an der Eingangsſeite eines Tempels, nur daß in der Mitte zwiſchen der dritten und vierten Säule ein breiter Raum offen blieb und das Thor bezeichnete. Hinter dieſen beiden Säulen ſtanden auf jeder Seite drei ioniſche; der Weg lief zwiſchen ihnen hin und ſie trugen die Felderdecke der Halle, deren Pracht ein Stolz Athens war. Nun folgte eine Wand mit fünf Thoren, dem größern in der Mitte, den kleinern an beiden Seiten, den Zwiſchenräumen der Säulen am Portikus entſprechend, der das Gebäude nach innen vollendete. Die Vorhalle des Eingangs wie die Thore hatten einen Unterbau von fünf Stufen, nur der breite Weg der Mitte führte auf einer ſchiefen Ebene hinan. Die doriſche Kraft nach außen gewandt, die zierlichern weichern ioniſchen Formen im Innern boten einen glücklichern Wechſel dar und machten ihre äſthetiſche Bedeutung verſtändlich. Dem zur Burg Aufſteigenden traten noch im rechten Winkel vom Eingangsportikus vorſpringend zwei kleine tempelartige Flügelgebäude entgegen, das eine ein Heiligthum der ungeflügelten Siegesgöttin, die immer hier weilen ſollte, das andere ein Gemäldeſaal; zwiſchen den vorſpringenden Mauerſtirnen ſtanden je drei Säulen. Dieſe Seitengebäude ſchloſſen den Raum vor dem Thor bereits in feſte Grenzen und bereiteten durch ihre geringere Größe auf die überragende Höhe und Macht der Mitte, des Thorbaues vor.

Auch ein Odeon für muſikaliſche Wettkämpfe ward noch durch Perikles erbaut. Aber erſt nach ſeinem Tode ging man an die Wiederherſtellung des uralten Heiligthumes, das die Stelle

umſchloß wo Poſeidon und Athene um die Schutzherrſchaft der Stadt gekämpft, den Quell den ſein Dreizack aus dem Felſen ſchlug, den Oelbaum den ſie aufſprießen ließ, das Grab des Kekrops. Der Waſſergott heißt als dämoniſcher Landesheros in Athen Erechtheus, und Pandroſos die Thaunymphe hat ſein gepflegt. Der Stadtſchirmerin Athene, dem Erechtheus und der Pandroſos ſollte das gemeinſame Heiligthum geweiht, jeder Gottheit ihr beſonderer Raum gewidmet ſein, das Ganze die genannten Wunder und Reliquien in ſich bergen. Der Stil des Erechtheums iſt der ioniſche. Die Oſtſeite zeigt zuvörderſt einen von ſechs Säulen getragenen Giebelbau, der die Vorhalle bildet; in gleicher Breite mit ihr erſtreckt ſich nach Weſten hin die Mauer der Nord- und Südſeite ohne Säulenbeſchwingung. Hinter der Vorhalle bis in die Mitte des Tempels hinein reichte die Wohnſtätte der Pallas Polias. Die Weſtſeite des Tempels war gleichfalls durch eine Wand abgeſchloſſen, die indeß durch vier Halbſäulen zwiſchen den Stirnpfeilern der Nord- und Südmauer belebt und gegliedert und mit einem Giebel gekrönt war; zwiſchen den Säulen waren drei Fenſter angebracht. An den Weſtecken der Nord- und Südſeite ſpringt eine Halle vor, den Eingang in die zweite Hälfte des Tempels, in den Raum hinter dem Heiligthum der Pallas bezeichnend; die nördliche ein Portikus von vier ioniſchen Säulen, die ſüdliche, das Pandroſion, ein kleiner Bau, deſſen Decke von ſechs weiblichen Geſtalten, Karyatiden, getragen wird, vier in der Vorderanſicht, zwei in der Seitenanſicht. Dieſe Statuen mit dem korbartigen Kapitäl ſind gleich dem Unterbau, auf dem ſie ſtehen, gegen 8 Fuß hoch, in ruhig edler Haltung, wie die architektoniſche Gemeſſenheit es verlangt, eine plaſtiſche Veranſchaulichung der gerne tragenden Kraft der Säule ſelbſt. Die Säulen ſind ſchlank, ihre Höhe beträgt am Oſteingang $8^3/_5$, an der Nordſeite $9^1/_2$ Durchmeſſer; die Zwiſchenräume betragen dort 2, hier 3 Durchmeſſer. Das freie heiterer Gepräge des ioniſchen Stils iſt überall mit beſonderer Klarheit und Zierlichkeit im Detail künſtleriſch durchgebildet, wir haben hier eine ähnliche Vollendung wie im Parthenon, und die Aufgabe ein Mannichfaltiges zur Einheit zu verknüpfen erſcheint glücklich gelöſt. Die Säulenvoluten waren mit Erz und edeln Steinen geſchmückt. Einige ganz oder in Trümmern erhaltene jüngere atheniſche Capitäle zeigen einen weitern Fortgang decorativer Geſtaltung. Das Auge der Volute wird zur Roſette, der untere Saum ſteigt

in der Mitte zwiſchen den Voluten in blumentragenden Stengelwindungen empor, oder die Polſter ſelbſt erſcheinen wie Blumenkelche, die Volute als die geöffnete Blume, wodurch freilich das architektoniſch Bedeutende in ein zierlich holdes, aber nichtsſagendes Spiel verwandelt wird.

Das Heiligthum zu Eleuſis war wiederum eine Aufgabe eigenthümlicher Art. Propyläen nach dem Muſter der atheniſchen führten hier durch zwei Vorhöfe zum Einweihungstempel. Hier galt es einen Innenbau zu ſchaffen; war ja doch auch die Innerlichkeit des Gemüths, das Ahnen und Hoffen der Seele in den Myſterien mitten in Hellas ein Nachklang des orientaliſchen Alterthums, ein Vorklang des Chriſtenthums. Ein rings ummauertes Quadrat, eine Fläche von mehr als 2000 Fuß einſchließend, nur durch eine Lichtöffnung in der Decke zu erhellen, war durch vier Reihen doriſcher Säulen, die in zwei Stockwerken übereinanderſtanden, in fünf Schiffe, aber nicht in der Richtung des Eingangs, ſondern von rechts nach links gegliedert. Auch ein unterirdiſcher Raum, wo unverjüngte Säulenſtämme den Boden der Decke ſtützten war im Innern vorhanden.

Doriſche Tempel wurden außer den früher erwähnten in Großgriechenland zu Rhamnus, Sunion, Thorikos erbaut. Der Zeustempel zu Olympia erinnerte an den Parthenon, ebenſo der von Iktinos erbaute Apollotempel zu Baſſä, deſſen offene Decke im Innern von ioniſchen Säulen getragen ward. Ein Menſchenalter ſpäter verwerthete der Bildhauer Skopas am Pallastempel zu Tegea alle drei Säulenordnungen. Die Herrſchaft der Subjectivität, wie ſie die architektoniſche Strenge bricht und mit der Ueberlieferung nach eigenem Sinne ſchaltet, zeigt ſich hier, und wir dürfen an Euripides und ſeine Poeſie im Unterſchiede des einheitlich maßvollen Sophokles, des ehrwürdig ernſten Aeſchylos erinnern. Große ioniſche Tempel, zum Theil mit doppelter Säulenhalle, ſchmückten Milet, Priene und Magneſia. Wo man die doriſchen Formen noch anwendete, wie zu Nemea, da verflachten ſie, und an die Stelle des ioniſchen Capitäls trat der reiche und mehrfache Blätterkranz des korinthiſchen. Wir finden es von vorzüglicher Schönheit an dem choragiſchen Monument des Lyſikrates, das den Dreifuß trug den er im muſikaliſchen Wettkampf gewonnen; auf viereckigem Unterſatz ein ſchlanker Rundbau, vor deſſen Mauer ſechs korinthiſche Halbſäulen vorſpringen und den dreifachgegliederten Architrav, den meiſterhaft mit Bild-

werk geſchmückten Fries und das Kranzgeſims mit Stirnziegeln tragen. Eine mächtige Marmorplatte bildet die flache Kuppel: mit herabhängenden Blättern ornamentirt trägt ſie in ihrer Mitte ein reich ſich aufbauendes, verjüngendes und wieder hervorquellendes architektoniſches Gebilde von Akanthusblättern, den Ständer für die Schale des Dreifußes, der es umgab.

Die Blüte der Plaſtik.

Unmittelbar vor dem Höhenpunkte aller Plaſtik in ihrem größten Meiſter aller Zeiten, in Phidias, mußte noch der Seelenausdruck und das volle freie Leben der Körperlichkeit zu der gebundenen Größe und der typiſchen Geſtaltung der vorhergehenden Periode gewonnen werden. Es geſchah dies durch drei Künſtler, deren vermittelnde Stellung Brunn erkannt und deren Weſen er durch ſorgfältiges Studium der überlieferten Urtheile des Alterthums in Verbindung mit erhaltenen Nachbildungen einzelner Werke bezeichnet hat. Der erſte iſt Kalamis von Athen, in koloſſaler wie in feiner Arbeit, in der Darſtellung von Göttern und Heroen, vornehmlich aber durch ſeine Roſſe berühmt. In der Bildung der Thiere kam er zu voller Freiheit und naturwahrer Schönheit, einem Viergeſpann von ihm gab Praxiteles einen neuen Wagenlenker, damit die Herrlichkeit der edeln Thiere nicht fürder den Menſchen übertreffe. Seine Götter und Göttinnen hatten noch etwas von der ſtrengen Gemeſſenheit und Befangenheit ſeiner Vorgänger, doch war die Behandlung weicher und fließender, und als vorzüglich werden ſeine Jungfrauengeſtalten geprieſen, deren keuſche Züchtigkeit, deren ehrbar unbewußtes Lächeln Lukian beſonders an der Soſandra rühmt; das ſeeliſch Anmuthige erwärmte die feſten Züge, die ruhige Wohlordnung der Statue, und machte ſie zu einem Bilde der eben aufbrechenden Knospe der Kunſt, wie ein Aehnliches die Gemälde von Perugino und Francia zeigen. Der andere Meiſter, Pythagoras von Rhegion, förderte beſonders in ehernen Athletenſtatuen die naturwahre Durchbildung des Körpers durch Folgerichtigkeit und Feinheit; Adern und Sehnen beleben die Flächen, und freibewegte Glieder

ſtimmen zu einem wohlabgewogenen Ganzen zuſammen, indem die Thätigkeit eines jeden auf die andern einwirkt und in ihnen fortklingt, und der Ausdruck des Geſichts der Lage des Körpers gemäß iſt. Mit ſeinem hinkenden Philoktet glaubte man den Schmerz der Wunde zu fühlen; der ſchlimme Fuß mußte ſorgſam aufgeſetzt, die Laſt des Körpers auf den geſunden gelegt und zum Theil auf den ſtabgeſtützten Arm übertragen werden, wie es erhaltene Gemmen zeigen. Wiederum waren die ſieghaften Athleten nach der Verſchiedenheit der Kampfarten in mannichfachen Stellungen zu kennzeichnen.

Dieſe Richtung vollendete Myron, ein Böotier, ein Schüler von Ageladas in Argos, und dann der vortrefflichſte Thierbildner des Alterthums. Die geiſtige Hoheit der Götter, die Holdſeligkeit der Frauen war ſeine Sache nicht, aber das bewegte körperliche Leben in ſeiner Kraft und Friſche, geſteigert zu dem Moment der äußerſten Entſcheidung, gelang ihm. Sein Diskuswerfer, wie er die Knie beugt, den Oberkörper vorwärts ſenkt und zurück nach der Scheibe blickt, die der rechte Arm emporhält, er gleicht einer geſpannten Feder, die eben losſpringen wird, er zeigt das ganze Muskelſpiel des Körpers in jenem Gleichgewicht widerſtrebender Kräfte und Richtungen, das mitten in die höchſte Bewegung einen Augenblick der Ruhe bringt, deſſen der Plaſtiker bedarf, wie am ſchwingenden Pendel an der oberſten ihm erreichbaren Stelle, ehe es umkehrt, die Flug- und Schwerkraft in derſelben Stärke wirken. Sein Wettläufer greift mit äußerſter Anſtrengung nach dem Kranz, die ganze Thätigkeit erſchöpft ſich im Momente des Sieges, es iſt als ob der letzte Athem auf ſeinen Lippen ſchwebe. Die Weichen waren alſo zuſammengezogen, die Luft aus den Lungen nach oben gedrängt, und das athmende Leben, das an ihm geprieſen wird, iſt wörtlich zu nehmen; Myron zuerſt beobachtete und betonte wie die Bewegung der Glieder auch das Innere, das Herz und die Lungen in Mitleidenſchaft zieht, zur Mitwirkung aufruft; auch er wußte in der Spannung des Geſichts den erregten Zuſtand des Ganzen zu gipfeln und zuſammenzufaſſen, wie es in allen ſeinen Theilen aus einem einzigen Augenblick entwickelt iſt und dieſen zur Vollerſcheinung bringt. Dieſelbe Naturwahrheit wird nun vornehmlich an Myron's Kuh geprieſen, einem Wunderwerke der Kunſt auf der Pnyx vor Athen. Myron iſt kein Darſteller des Geiſtes oder der Idee durch das innerlich geſchaute Ideal, vielmehr weiß er das in der

Erſcheinung Gegebene nach ſeinem Begriff zu geſtalten und die Seele als das Princip des leiblichen Lebens in einer Mannichfaltigkeit von Bewegungen des Körpers zu offenbaren; er ergreift das Weſen einer Thätigkeitsweiſe und hält es auf dem Höhenpunkte ihrer Entwickeluug feſt. „Er hatte es mit körperlichen Kräften zu thun; indem er den ſtreng geſetzmäßigen Wirkungen derſelben auf den geſammten Organismus künſtleriſche Geſtaltung verlieh, mußte er ſich über die Zufälligkeiten der Wirklichkeit erheben und Gebilde von einer höhern Wahrheit, von Nothwendigkeit ſchaffen"; — er gab die Ideale der Thätigkeitsweiſen. Das Marmorrelief eines Roſſebändigers im Britiſchen Muſeum aus Hadrian's Villa mag uns ein Bild von Myron's Kunſt gewähren; die entgegengeſetzte Bewegung von Roß und Mann vortrefflich, die Form von großer Schärfe, nur durch die ideale Anmuth der Arbeiten vom Parthenon übertroffen. Auch die Metopen vom Theſeustempel, Kämpfe von Theſeus und Herakles, beſonders die Bändigung von Thieren darſtellend, zeigen die kühne Meiſterſchaft im Ringen der ſich gegeneinander ſtemmenden Kräfte, wie ſie vor dem Wendepunkt des Siegs ſich die Wage halten oder wie eben eine die andere überwindet, zeigen dieſelbe Vorliebe für ſchwierige Stellungen wie für Thierbilder, die wir als Eigenthümlichkeit Myron's kennen, und mögen wol ihm und ſeine Schule angehören. Zwei Frieſe des Theſeions geben uns in ſymmetriſcher Compoſition bewegte Kampfbilder von Griechen und Barbaren zwiſchen ruhig thronenden ſchirmenden Gottheiten, und den Streit der Lapithen mit den Kentauren voll Leben und Energie, wiederum die Bezwingung thieriſch roher Gewalt durch menſchliche Cultur.

Die genannten Männer, der frühern Periode entſtammend, erfuhren den Einfluß der neuern Zeit nach den Perſerkriegen, aber Phidias war ihr Sohn, in deſſen Knabenjahre die Schlacht von Marathon fiel, der in freudiger Jugend bei Salamis und Platää wird mitgefochten haben, der von erhabenem Enthuſiasmus entflammt mit Athen ſelber hervorwuchs, als Mann einen Perikles zum Freunde gewann und der leitende Genius von deſſen künſtleriſchen Unternehmungen ward, als Greis in Olympia das Nationalheiligthum aller Hellenen durch das Bild des gemeinſamen und höchſten Gottes verherrlichte, und dann von den erſten Stürmen, welche die ſchöne Blüte Griechenlands bedrohten, dahingerafft wurde. Die Gegner des Perikles ſuchten ihn in ſeinen

liebsten Genossen, in Anaxagoras, Phidias und Aspasia zu treffen; der Meister der Plastik starb vor der Entscheidung der Anklage, aber auch vor Ausbruch des peloponnesischen Kriegs im Gefängniß. „Als dieser Meister seinen Zeus und seine Athene schuf, da hat er nicht auf ein menschliches Individuum hingesehen und seine Werke dem ähnlich gebildet, sondern in seinem eigenen Geist wohnte ein Urbild der Schönheit, das anschauend, in das versenkt er seine Kunst und seine Hand lenkte um es im Stoffe sichtbar zu machen." So bereits Cicero. Daß Phidias im Enthusiasmus, in dichterischer Begeisterung geschaffen, war das Urtheil des Alterthums, und nur so ward die Idealgestalt möglich, denn sie ist die Verwirklichung der Idee, der im Geist erkannten geistigen Wesenheit, und zwar so daß die Erscheinung nicht blos stellvertretend auf das Uebersinnliche hindeutet, sondern so daß dieses in den Formen der Natur selbst angeschaut wird. Es ist der Geist der sich den Körper baut, bestimmte Richtungen des Seelenlebens geben sich in bestimmten Zügen des Angesichts kund; sie erfaßt der Künstler, sie hebt er rein heraus und führt sie durch, wie die organische Natur thun würde, wenn sie ungehemmt wirkte, sodaß er das in ihr Angelegte vollendet; und diesem charakteristisch Bedeutenden macht er das andere gemäß und führt das Ganze zur Harmonie; so erreicht er die klare Verwirklichung seines Gedankens in nicht willkürlichen, sondern naturnothwendigen Formen, in charaktervoller Schönheit. Von Phidias stammt das Wort daß man aus der Klaue den Löwen erkenne, d. h. daß die Eigenthümlichkeit des Ganzen jedes einzelne Glied beseelend durchdringe. Das Göttliche aber ist Totalität, die jungfräuliche Pallas ist die friedsame Göttin der Weisheit und zugleich die streitbare Stadtschirmerin, Zeus der Allgewaltige ist zugleich der gnadenreiche Vater der Götter und Menschen; und daß diese Totalität anschaulich werde ist erst das Merkmal der Vollendung für eine Idealschöpfung. Dies Siegel aber hat in der bildenden Kunst Phidias zuerst seinen Werken aufgedrückt; er ist der Homer der Plastik, auch in dem Sinne daß der Grundzug seiner Kunst nicht lyrisch, sondern episch ist, daß er nicht sowol die Götter darstellte welche erregte Seelenstimmungen ausdrücken, als vielmehr die allgemeinen Mächte, die mit ruhiger Geistesklarheit, mit erhabenem Willen das Geschick der Menschen und der Völker lenken und in der Natur wie in der Geschichte herrschend sich offenbaren. — Zu der dichterischen Erfindungskraft, die sich durch keine

Satzung binden ließ, aber von aller Willkür fern für das Weſen der Sache die entſprechende Geſtalt fand und darum etwas Allgemeingültiges und objectiv Wahres ſchuf, kam bei Phidias die Schärfe der Formgebung, die gleich fern von Härte und Trockenheit wie von übertreibender Fülle ſich mit dem Zauber der Anmuth bekleidete, ſodaß aus der Hoheit und Größe ſeiner Werke auch die reinſte Schönheit hervorſtrahlte, und ſchon ein Epigramm des Alterthums ſagt: nur ein Rinderhirt wie Paris habe vor der Pallas des Phidias ſelbſt einer Aphrodite von Praxiteles den Apfel geben können.

Unter den Arbeiten aus der Jugendzeit des Meiſters ragen die Weihegeſchenke aus der perſiſchen Siegesbeute hervor, eine Athene in Platää, eine Gruppe von Göttern und Helden um Miltiades, die Kimon in Delphi aufſtellen ließ, und das wol 60 Ellen hohe Koloſſalbild der vorkämpfenden Pallas auf der Burg zu Athen, deren Helm und Lanzenſpitze den Schiffern auf dem Meer wie ein Stern erglänzte.

Der Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit in Athen zu Perikles' Zeit war der Parthenon. Aus Gold und Elfenbein bereitete er zunächſt für das Innere des Tempels die Statue der Pallas ſelbſt, und es gelang ihm ihren ganzen Begriff zur vollen Anſchauung zu bringen. Die jungfräuliche Göttin war als die kriegeriſch gerüſtete, aber in heiterer Majeſtät friedlich ſegensreiche Schirmerin der Stadt gedacht; das Standbild, 40 Fuß hoch, machte ſchon durch ſeine Größe den Eindruck des Erhabenen. Ein goldener Helm bedeckte das Haupt, die Aegis mit der elfenbeinernen Meduſe die Bruſt; lang wallte das goldene Gewand um ihre Glieder; die linke Hand hielt die an die Schulter gelehnte Lanze, der Schild ſtand am Boden, die Rechte trug eine Nike, das Bild des Siegs den die Göttin verleiht. Die Schlacht der Götter und Giganten, der Griechen und Amazonen ſchmückte im Relief den Schild, am Rand der Sandalen noch ſah man den Streit der Kentauren und Lapithen, alſo überall den glücklichen Kampf höherer geiſtiger Macht gegen rohe Naturgewalt, oder nationaler Tüchtigkeit und Geſittung gegen das Ungeheuerliche und Fremde. An der Baſis der Statue ſah man die Geburt der Pandora, ſammt zwanzig Göttern, welche alle erſchienen um der Pandora, der Allbegabten wie der Name ſagt, dem Urweib, der helleniſchen Eva, ein Geſchenk nach Maßgabe der eigenen Natur zu bringen; ſo hat die Göttin ſelbſt die Eigenſchaften der andern

Götter in sich aufgenommen, und ist als Ideal und Schutzgeist ihrer Stadt für diese die Spenderin aller guten Gaben. Sie ist die Personification der Weisheit, als solche aus dem Haupte des Zeus geboren, sie ist der Gedanke in seiner nie alternden Macht, in seiner selbstgenugsamen Hoheit, kein Ringen nach Erkenntniß, sondern Besitz und Genuß derselben. Demgemäß hat nun auch Phidias die Züge des Gesichts gebildet; die Stirn mehr hoch als breit, mehr nach oben als nach unten ausgebreitet, das Auge mäßig geöffnet, nicht das Schwärmerische der Liebesgöttin, nicht das Stolze der Götterkönigin, aber die Klarheit des sicher durchdringenden Blickes in ihm ausgeprägt; die Nase fein und fest, das Kinn sicher vorspringend, die Wangen ohne sinnliche Ueppigkeit, das Haar ohne vorwiegende Fülle, Einfachheit und Strenge auch hier bewahrt. Und die Griechen sahen hier den Begriff welchen sie von der Göttin hatten, verwirklicht, sie erkannten ihre Ahnung von deren Wesen, ihren Glauben durch den Künstler offenbart und veranschaulicht, und alle Folgezeit behielt die von Phidias gegebenen Grundzüge bei, wie sie auch im Besondern durch neue Motive für die Haltung der Gestalt oder durch das Vorwiegen des streitbaren oder des kunstsinnig friedsamen Ausdrucks, der jungfräulichen Strenge oder Milde ihren Werken ein eigenthümliches Gepräge geben mochten. So kommt es daß wir heute noch bei einem neugefundenen Götterkopf nicht zweifeln ob er dem Zeus, Apollon oder Hermes, der Athene, Here oder Aphrodite angehöre; die Züge sind uns vertraut geworden gleich denen persönlicher Bekannten. Hier erkennen wir wieder recht deutlich die große Objectivität des Hellenenthums, wie sie in dem Einzelbilde und in der ganzen Kunstgeschichte vorliegt. Die Götter sind nicht willkürliche Vorstellungen, sondern die Personification des Göttlichen selbst nach besondern Richtungen seines Wesens und Wirkens, allgemeine Mächte der Natur und des Geistes zugleich, und für die Darstellung des Geistigen, des Begriffs sind diejenigen Formen gefunden welche in der Natur selbst ihm entsprechen, im allgemeinen die menschliche als die Naturgestalt des Geistes, im besondern diejenigen Züge des Angesichts in welchen sich die auszudrückende Lebensrichtung und Charaktereigenschaft ausprägt, und diese Züge, die in der Wirklichkeit vereinzelt, zerstört oder gehemmt vorkommen, sind rein und voll herausgehoben, die andern sind ihnen gemäß gebildet und das Ganze zu einem Organismus der Schönheit vollendet. So suchte

die Subjectivität der künſtleriſchen Phantaſie nicht ſo ſehr das Ihre, die eigene Erfindung in Gedanken und Form, als vielmehr das im Volksgeiſt und in der Erſcheinungswelt Wirkliche, um ihm vermählt ein allgemein verſtändliches, allgemeingültiges Werk zu ſchaffen. Und war einmal das Rechte gefunden, ſo hielt man daran feſt, ſo ſuchte der nachgeborene Genius nicht daran zu ändern und zu neuern, was ja ein Verſchlechtern geweſen wäre, ſondern er griff nach einer andern, ihm ſelbſt gemäßen Idee, ein Skopas nach der Apoll's, ein Praxiteles nach der Aphrodite's, um ſich ſchöpferiſch zu erweiſen; das einmal gewonnene Ideal aber ſtand nun als ſolches feſt, und darum ſind ein halbes Jahrtauſend lang die plaſtiſchen Arbeiten ſo vortrefflich, die Götterbilder ſo herrlich, und gleich den Werken Gottes in der Natur bewahren ſie den urſprünglichen Typus.

Wenden wir uns wieder zum Parthenon und vom Innern zum Aeußern, ſo verlangten die beiden Giebelfelder eine Füllung durch Statuengruppen und Phidias wählte dazu die beiden für Athen wichtigſten Momente aus dem Leben der Göttin. Zunächſt an der Eingangsſeite ihre Geburt. Nicht wie ſie gleich einer Puppe halb aus dem Haupte des in der Mitte thronenden Zeus hervorragt, ſondern wie ſie, nach dem homeriſchen Hymnus, ein Wunder zu ſchauen, ſogleich ausgewachſen und in voller Rüſtung ihm zur Seite ſteht; ihr gegenüber Prometheus, der nach attiſcher Sage den geburtshelferiſchen Hammer geſchwungen; rechts und links noch andere olympiſche Götter, dann hier die Iris, dort die Nike, beide nach den Seiten hineilend um den im allmählich niedriger werdenden Raum ſitzenden, lagernden Naturmächten und Landesheroen die Geburt Athene's zu verkündigen; in der einen Ecke des Giebels brauſen die Köpfe der Sonnenroſſe hervor, einen neuen Welttag heraufführend oder begrüßend, während am andern Ende die Roſſe der Nacht in das Meer hinabtauchen. Auf der entgegengeſetzten Seite des Tempels der Sieg der Göttin über Poſeidon, den von den Joniern hochverehrten Meergott, in Bezug auf die Schutzherrſchaft der Stadt. Poſeidon hat mit ſeinem Dreizack aus dem Fels einen Quell geſchlagen, Athene aber den Oelbaum hervorſprießen laſſen, der in der Mitte des Giebels ſichtbar war; unmuthsvoll wirft ſich Poſeidon zurück nach ſeinem von Hippokampen gezogenen Wagen, während Athene ſiegfreudig nach ihren Roſſen ſchreitet; an ſie ſchloſſen ſich die ländlichen Gottheiten von Eleuſis, an Poſeidon die Mächte des Waſſers ſich

an, wie sie in Quell, Fluß und Meer erscheinen. — Ein weiterer doppelter Bilderschmuck zeigt nun wie die Göttin im Krieg und Frieden die ihr zutheil gewordene Herrschaft ausübt. Die Metopenplatten, die außen um den Tempel herum den Raum zwischen den das Gesimse des Daches tragenden Triglyphen füllen, waren durch Kämpfergruppen verziert: Kämpfe der Lapithen, der Freunde des atheniſchen Stammhelden Theſeus, gegen die wilden Roßmenſchen, die Kentauren, Kämpfe der Athener gegen die Amazonen, die uns von nun an häufig begegnen, indem ſie den Künſtlern einen willkommenen Contraſt männlicher und weiblicher Körper und Gewandung boten, zugleich aber den Griechen das Fremdartige, das aſiatiſch Barbariſche repräſentirten, deſſen Angriff auf die Heimat in alter Zeit ebenſo glücklich abgeſchlagen war wie jüngſt im Perſerkriege; endlich dieſer ſelbſt, Griechen im Einzelkampf mit Perſern, als Abſchluß. Es war Athene die in all dieſem Streit gewaltet, und ihrem Volk, dem Träger edler Geſittung, den Sieg verliehen hatte. Hinter den Säulen aber die rings den Tempel umſtanden, lief um ſeine Mauer oben unter der Decke ein Fries, und wie er geſchirmt erſchien durch jene Darſtellungen kriegeriſchen Muths, ſo ſchmückte Phidias ihn mit einem zuſammenhängenden Bilde friedlichen, religiös feſtlichen Lebens, mit der Verherrlichung Athens im Dienſte ſeiner Göttin in der Darſtellung des panathenäiſchen Feſtzugs, wie er alle vier Jahre ſich zur Feier der Vereinigung aller Stammesgenoſſen und Gemeinden zur Burg und zum Tempel bewegte und die Kraft, den Reichthum des Volks ſelbſt veranſchaulichte. Vornan thronten die Götter, den Zug erwartend; und an der andern Schmalſeite ward er vorbereitet, rechts und links an den Langſeiten war er entfaltet und in Bewegung, Greiſe, Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, zu Wagen, zu Roß, zu Fuß, jede Geſtalt ſchön für ſich, jede eine ſelbſtändige Perſönlichkeit, ſodaß man über die unerſchöpfliche Fülle ebenſo naiver als anmuthiger Motive in der erfinderiſchen Seele des Meiſters ſtaunt, und doch alle Geſtalten von dem gemeinſamen Gedanken der gottesdienſtlichen Feier erfüllt, alle dem großen Ganzen eingefügt und in ihm aufgehend!

Als der Parthenon eine chriſtliche Kirche, eine türkiſche Moſchee geworden, ſind die Mittelgruppen der Giebelfelder wahrſcheinlich dem Glaubenseifer zum Opfer gefallen; das Bild der Göttin im Innern ging um der Koſtbarkeit des Stoffes willen

zu Grunde, nachdem es etwa 800 Jahre geſtanden. Die Venetianer, die 1687 Athen den Türken entriſſen, ſuchten den durch eine Exploſion arg zerriſſenen Tempel ſeiner ſchönſten noch erhaltenen Zierden zu berauben; die Roſſe der Athene zerbrachen beim Herabnehmen. Im Jahre 1801 hat Lord Elgin den größten Theil der Statuen, der Metopen und des Frieſes entführt, ein Raub der die Werke zugleich für Europa rettete und ſie zum Gemeingute der gebildeten Welt machte. Zeichnungen des franzöſiſchen Malers Carrey aus dem Jahre 1672 zeigen uns die Giebelgruppen vor der Zerſtörung die 15 Jahre ſpäter eintrat, und geben uns die Grundlage zu ihrer Erkenntniß. Zur Würdigung der attiſchen Plaſtik in den Tagen des Phidias dienen die Denkmale die das Britiſche Muſeum bewahrt, ſein größter Schatz. Wir wiederholen Dannecker's Wort: „Sie ſind wie über die Natur geformt, doch wer hat ſolche Natur geſehen?“ Phidias hat eben das Schönſte und Größte der Wirklichkeit mit ſcharfem Seherblick erkannt und es zum Ausgangspunkte genommen, daß es ungeſchwächt und ohne ſtörende Zufälligkeit das ewig Weſenhafte erkennen laſſe, das vor dem Auge ſeines Geiſtes ſtand; er hat die Einheit des göttlichen Gedankens, des individuell perſönlichen Lebens in der einander entſprechenden Harmonie aller Glieder erſcheinen laſſen. Welche Spannkraft, welche Bewegungsfähigkeit in jedem Muskel dieſes behaglich ruhenden Heldenjünglings, des Theſeus! Welcher weiche Fluß der Linien umſchreibt die Geſtalt des Flußgottes Iliſſos, der ſich aufwärts wendet und doch dem Boden verhaftet bleibt; es iſt als ob von ſeinem Haupt eine Welle ſich abwärts verbreitete, es iſt in ſeiner Lage, ſeinen Formen das Ideal des perſonificirten Fluſſes für immer gewonnen! Wie urgewaltig ſind die Trümmer von Poſeidon's Bruſt! Wie wunderbar iſt das Großartige und Liebliche eins geworden in der Gruppe der Thauſchweſtern, deren eine ſich an Schos und Bruſt der andern lehnt, die Pracht ihrer Glieder umfloſſen von Gewandfalten die ſich bald zierlich kräuſeln, bald verbreiten! Aus Werken der Nachblüte hatte Winckelmann auf die Herrlichkeit der griechiſchen Kunſt geſchloſſen; angeſichts der Schöpfungen aus Phidias' Werkſtatt gewahrt man daß neben der ſtillen Hoheit und lebenswahren Formenbeſtimmtheit derſelben von den vielgeprieſenen Denkmalen jener Nachblüte die einen wie die mediceiſche Venus, der belvederiſche Apoll doch etwas flau, geglättet und gefallſüchtig, die andern wie der farneſiſche Herkules

und der Laokoon schwülstig oder muskelpräparatartig genannt werden durften. Als Goethe einen der Pferdeköpfe vom Parthenon sah, da nannte er ihn das versteinerte Urpferd das unmittelbar aus der Hand der Natur hervorgegangen, und so kann man von Phidias' Menschen sagen: sie sind wie die göttliche Schöpferkraft der Natur bilden würde, wenn sie nicht in weichem Fleisch dem stoffwechselnden Leben eine selber werdende Form verliehe, sondern dem Geist im festen Erz und Marmor eine bleibende und in sich vollendete Gestalt gäbe.

Dabei zeigt die Composition der Giebelfelder der Sache gemäß zwei symmetrische Seiten und den Mittelpunkt auf den sie sich beziehen; die Figuren sind nicht blos von den Linien der Architektur umrahmt, das Ganze ist eine in sich beschlossene Handlung, deren Höhenpunkt in der Mitte liegt, von wo aus die Bewegung sich nach den Enden abklingend verbreitet. Die strenge Gebundenheit der Aegineten tritt hinter die Freiheit des persönlichen Lebens zurück, doch bleibt dies gehalten und getragen von der allgemeinen Ordnung. Jede Figur ist voll Kraft und Feinheit in der Ausführung, und zur Ehre Gottes wie zur Befriedigung des Künstlers um der Schönheit willen sind auch die zur Wand gekehrten Rückseiten völlig durchgebildet. Gewahren wir hier durchweg den Genius des Phidias in der Erfindung des Ganzen und Einzelnen wie in der Leitung der ausführenden Kräfte, so tragen die Metopen ein etwas verschiedenes Gepräge, und es sind nicht alle gleich an Erfindung, Auffassung und Vollendung. Jede Platte hat nur für einige Figuren Raum, und daß es am geeignetsten ist wenn zwei einander entgegenstrebende Gestalten diagonale Linien im Unterschied der senk- und wagerechten Umrahmung hervortreten lassen, daß sie im Hochrelief kräftig hervorspringend und energisch zu behandeln sind, das wird der Meister angegeben, und dann nach einigen Vorbildern den Genossen und Schülern die selbständige Ausführung der selbständigen Compositionen überlassen haben. Von vollendeter Meisterschaft und durchweg aus einem Guß ist der Fries, in Flachrelief ausgeführt, eine fortlaufende Reihe von Figuren wie im Epos die Personen nebeneinander stehen, die Ereignisse einander folgen, während das Giebelfeld gleich dem Drama centralisirt und beide Seiten gegeneinander wirken läßt. Welche ruhige Hoheit, welcher Adel der Form in den Göttergruppen der Ostseite, die den Zug erwarten, eigenthümlich unterschieden und doch von gleicher Würde!

Wie ernſt ſind dieſe Greiſe, wie ſittig und anmuthig ſchreiten auf der rechten und linken Seite dieſe Jungfrauen mit dem Opfergeräthe voran, oder halten bald einzeln, bald paarweiſe eine kurze Raſt, während hinter ihnen die Männer mit den Opferthieren bald ruhiger bald bewegter oder in angeſtrengter Thätigkeit dargeſtellt ſind! Träger der Opfergaben und Flötenſpieler folgen, dann die Wagenkämpfer mit ihren Geſpannen und Genoſſen, und die Reiter hoch zu Roß heranſprengend, während auf der Weſtſeite der Zug vorbereitet, Rath und Geſpräch geflogen, die Waffen angelegt, die Roſſe gebändigt werden. Da iſt nichts Schwerfälliges, Eintöniges, Steifes, ſondern überall individuelles Leben, die urſprüngliche Friſche der Motive, wie ſie der Wirklichkeit abgelauſcht ſind, gleich bewunderungswerth wie das Stilgefühl des Künſtlers, das ſie an der rechten Stelle verwerthet und dem Rhythmus des Ganzen einordnet. Wir glauben einen Geſang des Homer zu leſen, ſo naturwahr und ideal zugleich iſt alles. Vergegenwärtigt man ſich aber im Geiſt wieder das Ganze, das Tempelbild, die Giebelgruppen, die Kampfſcenen der Metopen, den Feſtzug, ſo ſieht man eine und dieſelbe Idee wie einen Lichtſtrahl in verſchiedenen Farben entfaltet, ſieht das Weſen der Nationalgottheit Athens in ihrer Geſtalt wie in ihrem Walten und Wirken allſeitig offenbart und zugleich ihr Volk in Krieg und Frieden um ſie vereint, und das alles in einem harmoniſchen Ganzen, ſo wunderbar vollendet, daß die Stimme des Alterthums durch das Urtheil der Gegenwart beſtätigt wird und Phidias durch Größe des Gedankens, Erfindungsfülle der Phantaſie und eine der Begeiſterung die Wage haltende ſorgſame Treue der Ausführung als der erſte der Plaſtiker aller Zeiten daſteht. Und doch ward er erſt als Greis zu dem Werke berufen das die Krone ſeiner Schöpfungen werden ſollte. Es galt die Geſtalt deſſen zu bilden der den Hellenen der Gott vorzugsweiſe, der höchſte und gemeinſame war, und zwar in ihrem Nationalheiligthum zu Olympia. Phidias hat in Erz und Marmor gearbeitet, die Koloſſalſtatue des Zeus, gleich der ſeiner Pallas Parthenos, bildete er aus Elfenbein und Gold. Die alten Cultusbilder in den Tempeln waren aus Holz geſchnitzt und mit wirklichen Gewändern bekleidet. Daran verlangte der religiöſe Sinn einen Anſchluß; Phidias nahm für die Gewandung Gold, das edelſte Metall, das ſonnenglänzende, roſtloſe, als der ewigen Jugend und ſtrahlenden Majeſtät der Götter gemäß, für den Körper aber das

mildschimmernde Elfenbein, das stofflich der Weiße der Haut nahe kommt und mit dem Glanze des Goldes ebenso contrastirt als es von dessen Reflexen warm beleuchtet wird. Die Technik aber war eine besonders schwierige. Zuerst ward ein Thonmodell der Statue bereitet, dann über dasselbe ein Abguß genommen, dieser in einzelne Theile zerlegt und nun aus Elfenbeinplatten eine genaue Nachbildung derselben hergestellt. Dann wurde ein Kern des Kolosses gleich einem Knochengerüste aus Holz zusammengezimmert und mit Metall verklammert; darauf nach den vom Modell genommenen Formen die Statue in Thon aufgetragen. Auf ihr fügte man nun die nach den einzelnen Theilen bereiteten Elfenbeinplatten zusammen, die jetzt den innern Kern wie eine äußere Hülle umgaben, ihm aufgeheftet und dann als Ganzes sorgfältig mit der Feile überarbeitet wurden. Zwischen dem Thonüberzug und dem Holzgerüste blieben die Kolosse im Innern hohl, sie waren nicht massiv; damit das Holz sich nicht warf oder zusammenzog, der Thon nicht riß, bedurften die Werke einer besondern Pflege; in Olympia hatten die Nachkommen des Phidias dies Amt. Es ist viel vom Einölen der Statue die Rede; das bezog sich hauptsächlich auf den Kern, und wahrscheinlich war auch die Thonunterlage des Elfenbeins von Anfang an nicht mit Wasser, sondern wie unser Fensterkitt mit Oel angesetzt, wodurch das Reißen und Springen verhütet wird.

Pausanias, der gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. seine Reise in Hellas als ein Reisehandbuch schrieb, berichtet uns zunächst über die Statue: „Der Gott aus Gold und Elfenbein gebildet sitzt auf einem Throne. Ein Kranz ruht auf seinem Haupt, nachbildend die Zweige des Oelbaumes. Auf der Rechten trägt er eine Siegesgöttin, von Elfenbein ist auch sie und von Gold, eine Binde haltend, einen Kranz auf dem Haupte. In der Linken des Gottes prangt ein Scepter, von allen Farben erglänzend. Der Vogel der auf dem Scepter sitzt ist der Adler. Von Gold sind auch die Sohlen des Gottes und ebenso das Gewand. Dem Gewande sind Thiergestalten und Lilienblumen eingelegt."

Später spricht Pausanias von der Größe ohne das Maß genau anzugeben. Die Zelle des Tempels diente bekanntlich dem Kolossalbilde nur zur Umrahmung; stände der Gott auf, hieß es, so würde er die Decke einstoßen. Nach neuern Berechnungen betrug die Höhe des Tempels 68, die der Decke im Innern 46 Fuß;

die der Statue mußte einige Fuß weniger sein; man nimmt an, daß die Basis ebenso viel betrug, als der Gott durch das Sitzen an seiner Größe verlor, daß er sitzend sammt der Basis die Höhe von mehr als 40 Fuß hatte und auf dem Boden stehend die gleiche Höhe gehabt haben würde; auf der Basis hätte er nicht aufrecht stehen können. Daß er selbst als Sieger und Verleiher des Sieges dargestellt war, lehrt uns die Beschreibung des Pausanias, der Kranz auf seinem Haupt, die Nike auf seiner Hand. Wie aber Phidias die Idee des Gottes nicht etwa durch Attribute symbolisch angedeutet, wie er sie in sichtbaren Formen unmittelbar und echt künstlerisch veranschaulicht, das lehrt uns neben verschiedenen Aussprüchen griechischer Schriftsteller die Nachbildung von seinem Haupte des Zeus in einer zu Otricoli gefundenen vaticanischen Büste, das lehrt uns sein eigenes Bekenntniß, daß er von Homer die Anregung für die Gestaltung seines Werkes erhalten habe. Er erinnerte an die Verse der Ilias, wo Thetis, die Mutter des Achilleus, die Verherrlichung ihres Sohnes von Zeus erfleht und dieser dann ihrer Bitte Erhörung zugesagt; da heißt es:

> Ihr nun Gewährung winkte mit dunkelen Brauen Kronion,
> Und die ambrosischen Locken des Königs walleten vorwärts
> Vom unsterblichen Haupt; da erbebten die Höhn des Olympos.

Hieran anknüpfend bemerkt Heinrich Brunn: „Diese Worte geben nicht ein Bild von der Gewalt des Zeus in allgemeinen Zügen, sondern sie bieten etwas ganz Concretes. Der Dichter nennt ganz bestimmt die Augenbrauen und das Haupthaar. Das Erbeben des Olymp, in welchem uns allerdings die Idee von der Macht des Zeus in ihrer ganzen Hoheit vor die Seele tritt, ist nur die Wirkung von der Bewegung jener Theile, durch welche er seinen Willen kundthut. Den Augenbrauen und dem Haar mußte die Kraft innewohnen, eine solche Wirkung zu erzeugen. In diesen Theilen gewann die Idee des Zeus bei Phidias zuerst Körper; mit diesen Grundformen war dann alles Uebrige in Harmonie zu setzen.“ Wir eignen diese Worte uns an und betrachten die Büste. Von der Linie der Augenbrauen ist die Stirn um das Auge begrenzt, mit dem Bau der Stirn ist das Haar verbunden. Die Augenbrauen bilden einen flachen Bogen, der nach außen stärker gewölbt, nach innen dem Auge näher, nach außen ferner als gewöhnlich in der Natur sich dahinschwingt; eine Bewegung

dieser Brauen wird dadurch leichter und größer, sobald die Stirn sich zusammenfaltet. Das Stirnbein über den Brauen dringt mächtig vor, wie ein Fels, an dem die Stürme sich brechen, wie ein gewaltiger Ausdruck der Willensstärke; dann aber steigt die mittlere Erhebung zur Oberstirn hinan, die frei und klar die Weisheit des Gottes spiegelt; und das Haar, das löwenartig zu beiden Seiten herabwallt, bäumt sich über der Stirn, wie von elektrischer Strömung erregt, sodaß es die Profillinie der Stirn aufwärts fortsetzt und empfindungsvoll zum Ausdruck mitwirkt. Die Klarheit dieses Angesichts vertrüge kein krausverworrenes, die vordringende Thatkraft kein schlichtgescheiteltes weiches Haar.

Von der so doppelt ausdrucksvoll und doch so einheitlich gebildeten Stirn steigt dann die Nase in ununterbrochener Linie mit breitem Rücken abwärts; ihre leichtgeschwellten Flügel sind halb gebläht. Die Linien welche ihren Rücken begrenzen, setzen sich in den Augenbrauen fort und verknüpfen dadurch die obere und untere Partie des Gesichts. Die Augen schauen ruhig und groß in die Ferne, das Weltall liegt offen vor ihnen da. Ihr Ausdruck ist heitere Klarheit. Und dies führt unsere Betrachtung weiter. In der Homerischen Stelle liegt noch etwas mehr als Allmacht. Bei Homer ist der Olymposerschütternde zugleich der Gnädige, liebreich Gewährende; aber eben seine Huld ist von solcher Macht getragen daß der Götterberg von der Bewegung seiner Locken erbebt. Und so hat ihn Phidias aufgefaßt, er ist der Allgewaltige, aber nicht schreckend, sondern mild und gnadespendend. Zeus ist den Hellenen der Begründer und Träger der sittlichen Weltordnung wie der Naturgesetze; er hat die wilden titanischen Mächte unter das Gesetz gebändigt und ist selber der Hort der Freiheit; er der ursprüngliche Lichtgott in der Klarheit des Aethers schwingt den Blitz und schreckt mit dem Donner. Diese natürlichen und geistigen Elemente durchdringen sich bei ihm, und der Künstler hat das gemeinsame Centrum dieser Eigenschaften ergriffen, sie von da aus zur Erscheinung gebracht und zu einem schönen Ganzen verschmolzen. So ist denn der Mund des Gottes zu einem milden Lächeln leise geöffnet, die vollblühende Wange strahlt von der ewigen Jugend der Unsterblichen, und wie das Haupthaar die Wucht der Stirn, so erhöht der Bart die Stärke des energischen Kinns, das er in krausern Locken umspielt, die mit jenem contrastiren und sich ihm doch anschließen, indem sie zugleich die obere und untere Hälfte verknüpfen. Wie die Büste

vor uns steht wirkt ihre urgewaltige Erscheinung ebenso niederschmetternd und demüthigend, als der heitere Ausdruck erhebt und beseligt. Wir sehen den Zeus der seine Macht auch in schrecklicher Aeußerung bewährt hat, wir ahnen die furchtbare Möglichkeit daß es wieder geschehe; aber mit einem Lächeln des Erbarmens, mit einem freundlich beruhigenden Blick schaut er uns an, und in dem architektonisch festen und edeln Maße seiner Züge spiegelt sich uns die von ihm sicher begründete Weltordnung. Nur die Anlage zum furchtbar Gewaltigen ist vorhanden, und durch das volle gesunde Behagen der Wangen und des Kinns wird sie aufgewogen und zu heiterm Ernst gemildert, während sie wieder dem gnadenreichen Lächeln des in sich beseligenden Gottes Hoheit und Würde verleiht. Die verschiedenen Seiten der göttlichen Wesenheit sind sichtbar vorhanden, aber nicht äußerlich nebeneinander, sondern ineinander wirkend, gleich dem Einklang verschiedener Töne in einem Accord. Diese Totalität, diese Einheit im Mannichfaltigen vollendet erst das Ideal, sie ist der Triumph der Kunst, auf ihr ruht erst das Siegel der Wahrheit und der Schönheit. Durch sie schien Phidias den Griechen selbst ein neues Moment der Religion hinzugefügt zu haben.

Im Cultus des Zeus erhielt sich indeß auch die Idee des einen Gottes auf die Art daß alles was von den andern Göttern Griechenlands gilt auch in ihm verehrt, daß um ihre Gaben auch er angerufen ward. Als Vorstand der Kampfspiele zu Olympia ist er der Pfleger der Leibesübung wie Hermes. Er waltet des Ackerbaues wie Demeter, des Oelbaumes wie Pallas. Er ist durch seine Orakel Verkündiger der Schicksalssprüche wie Apollon, er begeistert gleich diesem und den Musen die Künstler und Sänger, er ist gleich diesem eine Zuflucht der Büßenden, ein Fluchabwender und Entsündiger. Wie Poseidon sendet er den Schiffen günstigen Fahrwind, und wie Ares und Athene lenkt er die Schlacht und verleiht den Sieg. Als der Befreier wird Zeus der Gnadenreiche gleich Dionysos angerufen. Er waltet in dem Familienleben als Schutzherr der Ehe wie Here, er gibt dem Hause Wohlfahrt und ist Schirmer des Herdes wie Hestia; er steht den Genossenschaften vor und ist selber der Gastliche, der Gott geselliger Freude und Freundschaftsbünde. Er schirmt das Eigenthum und ist der Hüter der Grenzmarken wie Hermes. Er wacht gleich den Erinnyen und den Richtern der Unterwelt über die Heiligkeit des Eides, er ist der Gott der Treue, der staatlichen

Ordnung; wie er selber das Scepter der Macht führt, waltet er über die Burgen und in den Volksversammlungen und schirmt die Stadt wie Pallas Athene. Er ist der Vollender der alles wohl macht. Von ihm singt darum Aratos in jener Stelle an welche der Apostel Paulus in seiner Predigt zu Athen anknüpft: Von Zeus sind alle Gassen und Märkte voll, auch das Meer und die Häfen; überall bedürfen des Zeus wir alle und sind ja seines Geschlechts. Hesiod schon lehrte: Kronion wohnt im Aether und in den Wurzeln der Erde und im Menschen. Wie Pindar in ihm den herrlichsten Künstler des Alls gepriesen, wie großartig Aeschylos sein Wesen aufgefaßt, haben wir früher gesehen. Ihr Zeitgenosse aber ist Phidias, an Tiefsinn und Begeisterung keinem nachstehend. Darum wie Zeus sein Wesen in seinem Walten und Wirken offenbart, wie die andern Götter gleich Entfaltungen seines Begriffes um ihn versammelt sind, gleich Zierrathen seines Thrones ihn umgeben, das hatte Phidias im Schmuck dieses Thrones veranschaulicht. Derselbe war reich mit Gold und Edelsteinen, mit Elfenbein und Ebenholz verziert; Gemälde und Reliefs waren in großer Zahl an ihm angebracht. Indem wir sie nach Pausanias erwähnen und ihre Stelle zu bestimmen trachten, suchen wir zugleich ihren Sinn und ihren Zusammenhang mit der Grundidee des ganzen Werks zu verstehen.

Der Thron war von vier Pfeilern als Füßen getragen, und Reliefs von tanzenden Siegesgöttinnen schmückten dieselben: war ja der Gott hier in Olympia besonders als der siegreiche und siegverleihende gefeiert. In der halben Höhe der Füße, zwischen dem Boden und dem Sitzbret, zogen sich Querriegel von einem Fuß zum andern und diese ruhten gleich einem Fries auf der Mauer, die sich bis zu ihnen von unten erhob, unten den Thron nicht wie ein leeres Gerüste erscheinen ließ, sondern ihm eine unerschütterliche massive Festigkeit gewährte. Das Sitzbret war von säulengestützten Schwingen getragen, der Thron hatte Armlehnen, die Stützen derselben wurden durch Sphinxe gebildet. Die beiden hintern Pfeiler des Thrones erhoben sich zur Rücklehne, und zu Häupten des Gottes trug der eine die drei Horen, der andere die drei Chariten. Wir haben früher gesehen wie Zeus in der Theogonie als der Vater der Horen und Grazien dargestellt wird, um ihn als den Begründer der festen Naturordnung und als den Verleiher der Anmuth in freier Lebensentfaltung zu bezeichnen. Die Grazie kennt keinen Zwang, die Horen als

Töchter der Themis, der Satzung des Rechts, sind die Hüterinnen des Gesetzes im Himmel und auf Erden. Freiheit und Ordnung, diese großen Principien alles Lebens, diese Grundbedingungen der Schönheit, wie sinnvoll waren sie in beiden Gruppen zu Häupten des Gottes dargestellt, wie tiefsinnig dessen Natur im wohlgefälligen Schmucke der Pfeiler hervorgehoben!

Jede der Armlehnen aber war durch eine Sphinx gestützt, und auf den Seiten an den Schwingen unter dem Sitzbret war der Untergang der Niobiden dargestellt. Da tritt uns der Ernst des Lebens und die Richtergewalt des strafenden Gottes entgegen. Die Sphinx, die räthselaufgebende, war den Hellenen das Symbol für das Räthsel des Daseins; wer es nicht löst wird von ihm verschlungen; darum hielten die Sphinxe thebanische Kinder in den Klauen. Aber es sollte sich dem Menschen in der Anschauung und Verehrung des Gottes lösen, in welchem nach Aeschylos' Wort alles Denkens Frieden ist. Der Hochmuth dagegen, der sich über die ewigen Mächte zu erheben wähnt wie Niobe, die ihr Mutterglück zu vermessenem Stolze verleitet, findet durch die ausgleichende Gerechtigkeit des Zeus seine Strafe, und wird auf sein gebührendes Maß herabgesetzt. Apoll und Artemis, wie sie mit ihren Pfeilen die Niobiden niederstrecken, sind die Vollstrecker dieser strafenden göttlichen Gerechtigkeit und bekunden ihre unentrinnbare fernhin treffende Macht.

Aber Gott ist nicht blos Rächer der Unbill, sein Wesen ist Liebe, und so ist er als der Schirmende, Hülfreiche, Siegverleihende in weitern Reliefs verherrlicht. Auf den Querriegeln der Vorderseite, rechts und links zu den Füßen des Zeus, sah man acht Gestalten in Stellungen welche die alten acht Arten der olympischen Kampfspiele bezeichneten, unter ihnen Phidias' Liebling Pantarkes, die Siegesbinde sich ums jugendliche Haupt windend. Die Kämpfe zu Olympia waren ein Wettstreit in freudigem Spiel, eingerichtet der Sage nach zur Erinnerung von Kämpfen der Heroen im Dienste der Cultur, und so sah man denn auf den Querriegeln der andern Seiten die Schlachten des Theseus und Herakles gegen die Amazonen, die wir bereits als die Vertreterinnen eines barbarischen Auslandes kennen gelernt haben. Unterhalb der Querriegel haben wir (mit Brunn und Overbeck) die Mauerschranken angenommen, von denen Pausanias sagt daß sie ein Hineintreten in das Innere des Throns verhinderten; andere legten sie um das Ganze herum, wo sie aber den Anblick der

Basis und die Wirkung des Ganzen gestört hätten. Sie waren blau angestrichen und ließen dadurch die von Gold und Edelstein funkelnden constructiven Theile des Thrones mit ihrem Reliefschmucke um so klarer hervortreten, während sie selber wie ein gemalter Vorhang zum Raumverschlusse dienten. Auch auf ihnen waren Gruppen von menschlichen Figuren gezeichnet und nach Art der alten Malerei mit einfachen Farben ohne modellirende Schattenangabe ausgefüllt. Es sind nach Pausanias neun Gruppen, und da die Vorderseiten, wo Schemel und Füße des Gottes die Gemälde doch verdeckt hätten, nur einfach blau angestrichen waren, so vertheilen sich drei Gruppen auf jede Seite. Hier erscheint nun Herakles dreimal. Er der liebe Sohn des Zeus, sein Stellvertreter gleichsam auf Erden, als Retter und Heiland verehrt, er sollte zur Feier seiner Arbeiten und Thaten die Spiele eingesetzt, die Laufbahn abgemessen, den wilden Oelbaum für die Siegeskränze gepflanzt haben. So erschien er denn füglich auf jeder der drei Seiten in der Mitte; einmal wie er dem Atlas die Last des Himmels abnimmt, der höchste Beweis seiner Stärke, das Symbol der die Natur haltenden und tragenden Gotteskraft; dann sein Kampf mit dem nemeischen Löwen, die Reinigung der Welt von den wilden Ungeheuern und die Sicherung der Menschen gegen sie; endlich die Erlösung des gefesselten Prometheus. Da vertrat er Zeus den Befreier, welcher dem Menschen die Fessel des Gesetzes abnimmt, sobald dieser von eigenwilligem Trotze abläßt und seinen Sinn mit der sittlichen Weltordnung einstimmig macht. Sodann drei andere Gruppen: Theseus und Peirithoos, Achilleus und Penthesilea, Aias und Kassandra. Hier erschienen die Erstgenannten als Bild der Freundschaft, die im griechischen Leben eine so große Rolle spielt, deren Schirm und Hort Zeus selber war; Achilleus, die sterbende Penthesilea unterstützend, gab ein Bild der Liebe, wie sie selbst die Schranken der Nationalität überwindet, während Aias' Frevel an Kassandra, im Tempel selber verübt, ein Bild maßloser Leidenschaft, durch die Erinnerung an das darauf folgende Verderben zur Mäßigung mahnte, den Gott als rächenden Hüter des Heiligthums erwies. Endlich drei Gruppen von Frauengestalten, von denen wir wieder jeder Seite eine zutheilen: Hellas und Salamis mit dem Schiffsschnabel in der Hand: das von Zeus geliebte Land der Griechen unter seinem Walten vertheidigt und befreit durch die Schlacht bei Salamis, sodaß die historischen Thaten der Griechen mit ihren mythischen

Vorbildern zusammenrückten wie Weissagung und Erfüllung. Sodann Hippodamia und ihre Mutter, eine Erinnerung an das Glück des Pelops, der dem Peloponnes seinen Namen gegeben, der als Preis des ersten Wagenrennens zu Olympia die Hippodamia gewann. Endlich zwei Hesperiden mit goldenen Aepfeln, die in der Heraklesmythe und sonst als der Lohn für den wohlbestandenen Streit, als der endliche süße Preis der sauern Lebensmühe und als Liebesgabe himmlischer Huld bekannt sind.

Der Fußschemel vor dem Throne war von Löwen getragen; die Könige der Thiere dienten dem Könige der Götter, dessen Haupt ja selbst löwenmäßig gebildet war; die Seiten des Schemels zeigten den Sieg des Theseus über die Amazonen, „die erste Heldenthat der Athener gegen Fremde", wie hier Pausanias selbst erklärend hinzufügt.

Endlich schmückte die Basis, welche den Thron trug, ein Reigen der Götter, auf marmornem Grund ausgeführt. Sie waren alle um den Thron des höchsten Gottes versammelt, sie erschienen als die Ausstrahlungen seines Lichtes, die Entfaltung seiner Einheit in die Personificationen seiner Eigenschaften und Offenbarungsweisen: an den Enden Sonne und Mond, ihre Gespanne vorwärts nach der Mitte hinlenkend, dann auf verschiedenen Seiten Apollon und Artemis, Athene und Herakles, Poseidon und Amphitrite, Hermes und Hestia, eine Charis und neben ihr wahrscheinlich Hephästos, dann Here und Zeus selber, wie sie alle hinblicken auf den Mittelpunkt der ganzen Composition, auf die Göttin der Schönheit, Aphrodite, die eben neugeboren dem Meere entsteigt, geleitet von Eros, dem Gotte der Liebe, und von Peitho, der Ueberredung, der Geist und Herz gewinnenden Redekunst. So war auch hier kein müßiges Nebeneinander, sondern die Götter alle waren auf eine Thatsache bezogen, ein Ereigniß war dargestellt, die Geburt der Schönheitsgöttin, und die Schönheit, die naturwüchsige Harmonie des Geistigen und Sinnlichen, war ja der Grundbegriff des Griechenthums. Und der Zeus der ein Gott ist neben andern, erschien an den Stufen des Thrones, auf welchem der Zeus saß zu dem als dem ursprünglich Einen jetzt schon die Gebildeten unter den Hellenen zurückkehrten.

Mit der Tiefe und dem Reichthume des Gehaltes wetteiferte die Pracht der äußern Erscheinung, der strahlende Glanz des Goldes, des Elfenbeins milder Schimmer, die funkelnden Edelsteine, die Harmonie der Farben. Anselm Feuerbach hat solche

Werke als Hymnen der Plastik bezeichnet. Der Anblick mußte den Beschauer wie eine rauschende Melodie ergreifen und bewältigen; die Majestät des Gottes blieb das Herrschende, und all der bunte Glanz entwickelte sich bei näherm Betrachten dem Verständniß als die Darstellung der gemeinsamen Idee, gleich den Worten des Gedichtes die in verschiedenen Strophen nach und nach aus der Tonflut deutlich hervortreten. Ein griechisches Epigramm lautete:

Stieg sein Bild dir zu zeigen nicht Zeus selbst nieder zur Erde,
Nun so stiegst ihn zu schaun, Phidias, du zum Olymp.

Acht Jahrhunderte lang stand das Werk. Als die Freiheit der Hellenen zusammenbrach, gaben die Besiegten den römischen Ueberwindern ihre Cultur und Kunst, und es bekannte der Römerfeldherr Paulus Aemilius beim Eintritt in den Tempel zu Olympia so erschüttert worden zu sein als ob er den Gott selber von Angesicht zu Angesicht gesehen hätte. Caligula wollte in seinem Wahnwitze der Statue statt des Zeushauptes seinen eigenen Kopf aufsetzen lassen und sie nach Rom bringen; die Werkleute erklärten der Gott habe es nicht geduldet. Im Jahre 408 n. Chr. hörten die olympischen Spiele auf; damals ging das Werk wahrscheinlich im Tempelbrande zu Grunde. Es galt den Griechen für ein Unglück den Zeus von Olympia nicht wenigstens einmal im Leben gesehen zu haben. Sein Anblick hieß ihnen ein Zaubermittel gegen die Schmerzen des Daseins. Wir gedenken dabei der Worte von Goethe's Vater: „Wer einmal in Neapel gewesen der könne nie ganz unglücklich werden." Das ist die beseligende Wirkung des wahrhaft Schönen; es gewährt ja die Ueberzeugung von der Gegenwart und Wirklichkeit einer harmonischen Vollendung, die, einmal erschaut, das Herz mit dem Troste erfüllt, daß sie auch überall aus Widerspruch, Trübung und Halbheit sich endlich doch siegreich erheben werde.

Es scheint daß von Phidias' Schülern Alkamenes der begabteste war und auf der Bahn des Meisters selbständig zur Bildung neuer Götterideale, wie des Ares, des Hephästos, des Asklepios voranging. Im Giebelfeld zu Olympia stand der Kampf des Theseus mit dem Kentauren von seiner Hand. Mit besonderer Liebe hing Phidias an Agorakritos, dem er mit Rath und That bei den Darstellungen der Göttermutter Kybele und der berühmten Nemesis von Rhamnus zur Seite stand. Kolotes war groß in

Tempelwerken von Gold und Elfenbein. Lykios aus der Schule Myron's ſchuf eine herrliche Freigruppe von Göttern und Heroen, die dem Kampf von Achilleus und Memnon zuſchauten. Kreſilas ſtellte das plaſtiſche Ideal eines Menſchen, des Perikles, feſt; Plinius berichtet daß auch dies Standbild den Beinamen des Olimpiers verdient und gezeigt habe wie die Kunſt edle Männer noch edler mache. Er durfte es wagen mit Phidias und Polyklet wetteifernd eine Amazone zu bilden; ſeine ſtreitbare Jungfrau erſchien kraftgeſtählt und doch mit dem Ausdruck milder Wehmuth, indem ſie den linken Arm hob und nach einer Wunde unter der Bruſt den Blick ſenkte. — Kallimachos konnte ſich nicht genug thun im Ausfeilen. Demetrios ſuchte ausnahmsweiſe in ſeinen Porträtbildern das Charakteriſtiſche lieber zur Caricatur zu ſteigern als es der Harmonie der Schönheit einzufügen. Es bleibt zweifelhaft welchem dieſer Künſtler einige erhaltene Werke zuzuweiſen ſind, wie die meiſterlichen Karyatiden des Pandroſions, wie die auch in ihrer Trümmerhaftigkeit noch ſo anziehenden Darſtellungen des Opfers einer Siegesfeier am Niketempel mit den durchſchimmernden jugendlich elaſtiſchen Körperformen unter der zierlich gefalteten Gewandung, oder die Kampfſcenen der Hellenen und Barbaren vor demſelben Heiligthum.

Neben der atheniſchen Schule glänzte die argiviſche; Polyklet, einſt des Phidias Mitſchüler, ward hier der Meiſter. Ihm galt es vor allem um formale Schönheit, die er um ihrer ſelbſt willen erſtrebte; die wohlgefälligſten Verhältniſſe des Körpers wußte er aufzufinden und eines ſeiner Werke ward dadurch geſetzgeberiſch, zum Kanon der Mit- und Nachſtrebenden. Er liebte darum eine Geſtalt in ruhiger Haltung darzuſtellen, aber ſo daß ſie möglichſt beweglich erſchien, weshalb er es zum Grundſatz erhob daß das Gewicht des Körpers auf einem Schenkel ruhe, der andere Fuß aber entlaſtet oder leicht erhoben ſei und frei ſpiele. In der Amazone die weichen weiblichen Formen mit männlicher Spannkraft, in einem Knaben der die Siegesbinde anlegt, in einem Speerträger der den erſten Waffendienſt thut, das Starke mit dem jugendlich Zarten zu verſchmelzen, das war ſein Ruhm. Die Bronze eines betenden Knaben, die Zierde des berliner Muſeums, kann uns einen Begriff geben wie der Meiſter innig und einfach in wohlabgewogenen Verhältniſſen, im rhythmiſchen Fluſſe der Linien „ein Bild der reinen Vollendung irdiſchen Seins in edelſter Anſpruchsloſigkeit“ zu ſchaffen wußte. Aber nach Phidias' Vor-

gang wagte er es auch dem Zeus von Olympia in der Here von Argos die ebenbürtige Gemahlin zu schaffen, und es gelang ihm ihr Ideal festzustellen. Die Göttin saß auf dem Thron, ihr zur Seite stand Hebe, von Naukydes ausgeführt. Ihre Füße ruhten auf einem Löwenfell; in der Rechten hielt sie das Scepter der Herrschaft, in der Linken als Ehegöttin den Granatapfel, das Symbol der Fruchtbarkeit; die Stirn krönte ein Diadem das die Horen und Grazien schmückten. In einem Wunderwerke der Kunst, der Juno Ludovisi, besitzen wir aus späterer Zeit eine Darstellung dieses hochherrlichen Hauptes. Der Meister wird von dem großen runden offenen Auge begonnen haben um die hoheitblickende Here zu bilden, aber auch er wußte die Hoheit mit Grazie zur harmonischen Totalität zu verschmelzen. Denn sehr treffend sagt Schiller: „Es ist weder Anmuth noch ist es Würde was aus diesem Antlitz zu uns spricht; es ist keines von beiden weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine geschlossene Schöpfung." Bei Homer und Virgil erscheint die Göttin handelnd und ihre Worte sind oft voll heftiger Leidenschaft; zum Verständniß ihres Wesens müssen wir diese plastische Entfaltung ihrer Natur im Zustand der Ruhe zu Hülfe nehmen, und wir werden dann bei Homer nicht vergessen daß es die Ehegöttin ist welche mit Recht auf die Heiligkeit und Unverbrüchlichkeit des Gesetzes, die Reinheit des Lebens dringt, und den Troern zürnt und Strafe verhängt, weil sie die Sache des Ehebrechers Paris zur ihrigen gemacht haben, und werden andererseits mit heiliger Scheu zu der strengen Hoheit ihres Angesichts emporsehen und uns hüten daß das große Wort das auf ihren stolzgeschwungenen Lippen thront, nicht zu einem richtend verdammenden für uns werde. Polyklet hat das Ewigweibliche, wie es sich in der schönen Seele durch die Versöhnung von Pflicht und Neigung darstellt, er hat die anmuthige Lebensfülle der Jungfrau in ihrer Reife durchdrungen mit dem Ernst und der Gesinnungsfestigkeit, welche die Gemahlin des Zeus zur Wächterin des Sittengesetzes macht. Wenn Phidias bei Zeus nach Homer's Vorgang die Urgewalt des Mannes durch den Ausdruck der Gnade milderte, so gab Polyklet dem Liebreize des Weibes Ernst und Würde durch den geistigen Adel der sie beseelt.

Emil Braun hat an die Homerische Stelle erinnert (Ilias XVI, 440), wo sie den Zeus ermahnt nicht gegen den Spruch des Schicksals seinem geliebten Sarpedon Rettung und Hülfe zu verleihen, weil ein Act der Willkür von seiner Seite die ganze Weltordnung zerstören und auflösen könne, indem die andern Götter dann einen Vorwand zur Eigenmächtigkeit erhielten. Braun schildert die Büste: „Während Here in den göttlichen Gesängen des Dichters die Leidenschaft mit Sturmesgraus erfaßt und sie einem wildbewegten Meer vergleichbar erscheinen läßt, entfaltet sich im Marmor ihr Charakter mit einer Ruhe die jedes fühlende Herz mit heiligem Schweigen erfüllt. Die Strenge ihres Blicks wird gemildert durch die Blütenpracht weiblicher Schönheit. Diese offenbart sich uns hier in ihrer ganzen wundersamen Eigenthümlichkeit. Die Verschmelzung der entgegengesetzten Eigenschaften die wir bei Zeus angestaunt haben, und die das göttlich Unnahbare zugleich so gnadenreich anziehend erscheinen lassen, ist im Ideal der Here nicht wie dort ein durch Kämpfe Errungenes, sondern ein auf dem Wege angeborener Entwickelung Gewordenes. Alle Theile entfalten sich wie die Blätter einer Blume harmonisch vor unsern Blicken. Nirgends gewahren wir ein Hemmniß solch edeln Wachsthums."

Von Denkmalen peloponnesischer Kunst ist uns wenig, aber Vorzügliches erhalten. Metopenplatten vom Tempel zu Olympia, eine Jungfrau vom Fels herab zuschauend, Herakles den kretischen Stier bändigend, zeigen gesunde Frische und energische Lebenswahrheit. Ein innerer Fries vom Hypäthraltempel des Apollon zu Bassä in Arkadien, den Iktinos nach der Vollendung des Partheuon erbaute, ist jetzt im Britischen Museum. An der nördlichen Langseite war die Kentaurenschlacht bei Peirithoos' Hochzeit, an den andern Seiten ein Amazonenkampf; in der Mitte der Westseite, dem Eintretenden gerade gegenüber erscheinen die hülfreichen Götter Apollon und Artemis. Wohl dürfen wir mit Lübke sagen daß beide Lieblingsstoffe der damaligen Kunst nirgends mit solchem Ueberschuß von Phantasie, mit so genialer Erfindung, mit so sprühendem Feuer behandelt worden wie hier. Es ist als durchzucke diese Gestalten bereits die verzehrende Glut des Bürgerkriegs, der eben damals Griechenland zu zerfleischen begann. Das allgemeine Thema von Kampf, Sieg und Niederlage ist mit staunenswerther Frische in immer neuen Wendungen kühn und überraschend gelöst. Heftige schroffe Bewegungen,

flatternde Gewänder lassen die Anmuth hinter die Kraft und Leidenschaft mehr zurücktreten als es das schöne Maßhalten der Athener gestattete. Dem Lapithen der ihm das Schwert in die Brust stößt, beißt hier ein Kentaur in den Nacken, und auf die Vorderfüße gestemmt schlägt er mit den Hinterfüßen hoch aus gegen den Schild eines andern Feindes. Mit dem Kampfzorn der Männer contrastirt die hülfsbedürftige Angst der Frauen, die eben geraubt und vertheidigt werden. Dort sucht ein Grieche am wallenden Haupthaar die Amazone vom voranspreugenden Roß rückwärts herabzureißen, und dort wieder ist mitten im Getümmel eine Heldin von menschlicher Rührung für den Jüngling ergriffen der wehrlos und wund daniedersinkt, also daß sie ihn mit vorgestreckter Waffe gegen das über ihn von einer andern Amazone geschwungene Schlachtbeil schützt. So finden wir bereits individuelle psychologische Motive, welche uns an die Tragödie des Euripides erinnern.

Die epische Ruhe, die feierliche Freudigkeit ging allerdings auch für die bildende Kunst im peloponnesischen Krieg verloren, und wie im Leben an die Stelle der Volksgröße, der Hingabe an das Staatsganze die hervorragenden Individualitäten mit ihren persönlichen Interessen und Leidenschaften traten, so waren es jetzt nicht mehr die gleichmäßig ordnenden Mächte des allgemeinen und öffentlichen Lebens, die in den Göttern, in Zeus, Athene, Here personificirt wurden, sondern das Gemüth mit seinen erregten Zuständen, mit seiner persönlichen Liebe und seiner Begeisterung spiegelte sich nun in seinen Göttern, und die Plastik empfing ein lyrisches Element und schloß der Tragödie sich an. Ohne die göttliche Hoheit einzubüßen treten die Gestalten uns menschlich näher, und statt der goldelfenbeinernen oder ehernen Kolosse sind es kleinere Marmorbilder welche durch Feinheit und Zartheit der Form nun vornehmlich die Seele durch die körperliche Hülle erscheinen lassen, und ohne die Mäßigung und Verklärung der Kunst zu entbehren doch die Tiefe der Empfindung in der Fülle des Leides und der Freude ausdrücken. So sehr ist eben Griechenland das Volk der Plastik daß der Umschwung des Geistes und der Sitte, der in der Geschichte und in der Poesie den Verfall und Untergang im Gefolge hat, den bildenden Künstlern einen neuen Stoff bietet zur herrlichen Gestaltung, daß das subjective, individuelle, gemüthliche Princip, das Sokrates wohl für sich selbst, nicht aber fürs Volk zu einem neuen Gesetze des Lebens machen

konnte, sodaß er sich ihm opferte statt der rettende Reformator des Staats zu werden, daß dies Princip, sage ich, hier innerhalb des Gesetzes der Kunst zu voller Schönheit ausgebildet und damit für das kommende Jahrhundert zwar nicht die alte Blüte bewahrt, aber eine frische in ihrer Art gleich herrliche hervorgebracht wurde. Nur der Genius der Plastiker war kräftig genug sofort das Neue zu ergreifen, sofort ihm die musterhafte, die weltgültige Form zu finden, und doch innerhalb des Gesammtcharakters des Hellenenthums stehen zu bleiben. Es ist etwa wie wenn Euripides nicht seine, sondern die Goethe'sche Iphigenie der Sophokleischen Antigone hätte an die Seite stellen können.

Es sind die jugendlichen Götter, Apollon, Bakchos, Dionysos, Aphrodite, Eros, die von diesem jüngern Künstlergeschlecht ihre bleibende, weil ihrer Natur entsprechende Gestalt erhalten; die Ideale der Gemüthszustände werden im Marmor verkörpert. Diese Götter erscheinen selber erfüllt, beseelt, beseligt von den Gaben die sie verleihen. Der Künstler geht von der Anschauung aus daß Stimmungen oder Leidenschaften welche oft wiederkehren und zur Gewohnheit werden, auch in den Mienenzügen, die sie veranlassen, zum stehenden Ausdruck werden; das Ergriffensein der Seele von ihnen zeigt sich damit als ein stetiges, das wahre Wesen durchdringendes, und wenn der Charakter als Kern und Achse des Geistes dem Knochengerüste des Leibes verwandt und in den festen Theilen verkörpert erscheint, so werden nun die Empfindungen und Gemüthszustände durch die Gestaltung der weichen beweglichen Theile sich kundgeben und diese mit dem Reiz sanft ineinander fließender Linien sich schmücken, während die Haltung der Gestalt in ihrer schwebenden Ruhe es erkennen läßt daß sie eben von einer Bewegung kommt oder leicht in solche übergehen wird.

Daß dabei die Darstellung der Totalität keineswegs in der einen vorwaltenden Geistesrichtung aufgegeben wird und die ganze Gottheit in jedem besondern Gotte wohnt, wird uns die Betrachtung der Hauptwerke bestätigen; wir ahnen es in einem Heldenbilde, wenn von dem Paris des Euphranor berichtet wird es sei in ihm zugleich der Richter der Göttinnen, der Entführer der Helena und der Mörder des Achilleus dargestellt; das heißt er war so gebildet daß seine eigene Schönheit das Herz der Helena verführen konnte, und doch kräftig genug um den Todespfeil auch auf den gewaltigsten Helden abzuschießen, verständig

genug um ein Urtheil über die Vorzüge der Göttinnen erwarten zu lassen; der Ausdruck des Charakters war in einer Schwebe gehalten die bald die eine, bald die andere Eigenschaft hervortreten ließ, weil alle vorhanden waren, wie ein ganz Aehnliches ja der Künstler an Alkibiades erfahren hatte, dem leichtsinnigen Frauenverführer, dem genialen Feldherrn, dem geistvollen Lieblinge des Sokrates.

Die großen Meister der Epoche sind Skopas und Praxiteles. Skopas von Paros nach Athen kommend, blühte bis gegen die Mitte des 4. Jahrhunderts. Er schuf das Ideal des Apollon wie derselbe das bekränzte Haupt begeisterungsvoll aufwärts wendend, die Leier schlagend, im langwallenden Gewand den Reigen der Musen führt. Er ist der Wissende, sein Enthusiasmus der selbstbewußt klare; nicht träumerisch in sich versenkt wie Dionysos, sondern von innerm Schwunge gehoben, voll männlicher Jugendkraft. Dagegen erschien der Kriegsgott Ares nicht voll wilden Schlachtenmuths, sondern von der Liebe zu Aphrodite ergriffen, und in die Innigkeit dieses Gefühls verloren durch sanften Ausdruck gemildert. So sehen wir ihn sitzend dargestellt in der Villa Ludovisi, und vermuthen darin wie in einem vaticanischen Apollon ein Nachbild des Skopas. Auch die Aphrodite hat er bereits nackt dargestellt, und das eine Wesen der Liebe in einer Gruppe von Liebe, Sehnsucht und Verlangen zerlegt, was in der feinern Unterscheidung im Stimmungsausdrucke des Eros, Himeros und Pothos ein volles Verständniß der Empfindung und eine hohe Reife künstlerischer Auffassung voraussetzt. Hochberühmt war seine Bakchantin, die von taumelnder Schwärmerei ergriffen in flatterndem Gewand mit fliegendem Haar, ganz Leidenschaft, den Rausch gottestrunkener Begeisterung selbst zu verkörpern schien; vornehmlich von diesem Werke hieß es daß Skopas den Marmor beseelt habe. Eine seiner herrlichsten Schöpfungen war die Gruppe der Meergottheiten, welche dem Achilleus die Waffen des Hephästos bringen, oder wie ich lieber mit Otfried Müller annehme, ihn nach den Inseln der Seligen geleiten, Poseidon und Thetis mit dem Helden in der Mitte, rings Nereiden und Tritonen und all jene Meerwunder durch welche die künstlerische Phantasie das rege Spiel der Wellen verpersönlicht, indem sie die Formen der Rosse, Löwen, Stiere mit denen der Fische verschmilzt, wie uns ein großes Relief in der münchener Glyptothek und die pompejanische Wandmalerei lehrt. „Göttliche Hoheit, weiche Anmuth,

Heldengröße, trotzige Gewalt und üppige Fülle eines naturkräftigen Lebens sind schon im Gegenstand zu solcher Harmonie vereinigt, daß auch schon der Versuch die Gruppe im Geiste der alten Kunst uns vorzustellen und auszudeuken, uns mit dem innigsten Wohlbehagen erfüllen muß." Es ist sehr wahrscheinlich daß durch Skopas zuerst der dem Bachischen Kreis eigene Charakter der Formen und Bewegungen auf die Darstellung der Wesen des Meeres übertragen wurde, wonach die Tritonen sich als Satyrn, die Nereiden sich als Mänaden der See gestalten, und der ganze Zug wie von innerer Lebensfülle beseligt und berauscht erscheint.

Mit Skopas arbeiteten Timotheos, Leochares und Bryaxis am Mausoleum, dem Grabdenkmale das die Königin Artemisia in Halikarnaß ihrem 353 v. Chr. verstorbenen Gemahl Mausolos errichten ließ. Auf mächtigem Unterbau erhob sich eine Säulenhalle, die rings um einen viereckigen Mauerkern lief; sie trug als Bekrönung eine Stufenpyramide, auf deren Scheitel ein Viergespann mit der Statue des Mausolos stand. Marmorne Löwen und Reiterstatuen verzierten den Unterbau, der Fries über den Säulen in einer Ausdehnung von mehr als 400 Ellen zeigte Kampfscenen zu Roß und zu Fuß von Männern und von Amazonen. Noch im 12. Jahrhundert ward das Denkmal von Eustachios als ein Wunder der Welt angestaunt, 1402 begannen aber die Johanniter an seiner Stelle aus seinen Trümmern eine Burg zu erbauen, nachdem es durch ein Erdbeben war zerstört worden. Relieftafeln kamen nach Genua, nach London, und neuere Nachgrabungen von Ch. Newton ergaben eine reiche Ausbeute für das Britische Museum. Die Kolossalstatue des Mausolos ward bis auf weniges aus den Bruchstücken wieder zusammengesetzt; der Kopf hat individuelles Gepräge, das Nackte, die Gewandung ist weich und großartig behandelt. Eine kolossale Frauengestalt von mächtiger Schönheit, leider ohne Kopf und Arme, wird wol die Artemisia gewesen sein. Einige herrliche Frauenköpfe zeigen bald vollere Form, bald jugendlichere Zartheit. Die Reliefplatten sind von verschiedenem Werth, die bessern durch geistvoll kühne Erfindung eines Skopas würdig, der zierlich reiche Faltenwurf der flatternden Gewänder auf die attische Schule deutend. Andere sind minder schön, nicht ohne Fehler in der Zeichnung, flüchtig in der Behandlung. Die monumentalen Arbeiten wurden nicht mehr wie ein Gottesdienst betrachtet nach Art der frühern Tempelsculptur, sie wurden decorativ und auf den Effect berechnet. Lübke macht

die für den Umſchwung der Zeit charakteriſtiſche Bemerkung: „In den Tagen des Phidias ruhte der Nachdruck gerade auf ſolchen großen Unternehmungen, und die Höhe des Sinns, die Strenge des Kunſtgefühls that ſich nur in der gediegenſten allſeitigen Durchbildung jeder Geſtalt genug. Zur Zeit des Skopas leiteten die Künſtler ihren Ruhm weit weniger aus den monumentalen Werken als aus jenen Einzelſchöpfungen her, die nicht ſowol einer allgemeinen nationalen Cultusidee, als vielmehr einer ſubjectiven Begeiſterung ihre Entſtehung verdankten.“

Von Bryaxis ſtammt die Auffaſſung des Gottes der Unterwelt die uns eine vaticaniſche Büſte erhalten hat. Er iſt der Bruder des Zeus von Phidias, aber die Heiterkeit umſchleiert ſich und verdüſtert ſich zu einem feierlichen Ernſte, nicht finſter, ſondern mit dem Ausdruck der ſtillen Ruhe der Nothwendigkeit und des Friedens, welche nach den Wirren des Dieſſeits die von ihnen entſtrickte Seele im Jenſeits erwartet. Von Leochares war der Ganymed den der Adler emporträgt, im Gefühl wem er die Bruſt mit den Klauen halte, und wem er mit ausgebreiteten Schwingen den holden Jüngling entgegenbringe, wie ſchon die Alten ſagten. Ganymedes ſelber ſchaut freudig gen Himmel und erhebt ſehnſuchtvoll den Arm. „Aufwärts an deinen Buſen allliebender Vater!“ ließ Goethe angeſichts einer der Copien der Statue ihn rufen.

Praxiteles von Athen war der größte plaſtiſche Lyriker des Alterthums, der Meiſter der Anmuth in der feinſten Marmorarbeit, die durch die Form allein den Liebreiz und die Fülle der zarten Jugend, der Weiblichkeit in reiner Verklärung ausprägt, aber keineswegs im Sinnlichen aufgeht, ſondern die Seele klar und voll in daſſelbe ergießt. Wie es der Bildſäule am gemäßeſten, iſt jede ſeiner Geſtalten am liebſten eine Welt für ſich, ihr ſelbſt genug, ſelig in das eigene Weſen verſenkt; gern entlaſtet er auch noch den einen Fuß auf dem ſie ruht, durch ein Anlehnen des Rückens, ein Aufſtützen des Armes, wodurch ſie um ſo mehr den Ausdruck eines träumeriſchen Wohlbehagens gewinnen kann. Der Vater des Praxiteles, Kephiſodotos, war bereits ein ausgezeichneter Künſtler im idealen Stil der attiſchen Schule, und ihm möchte Friedrichs die edelſchöne Frau mit dem Kinde auf dem Arm, dieſe Madonna des Heidenthums in der münchener Glyptothek, zuweiſen, welche als Leukothea mit dem Bakchusknaben oder als Erdmutter mit dem Menſchenkinde gedeutet wird, voll Hoheit und

Innigkeit, in einem Gewande deſſen reicher Faltenwurf die edeln Glieder leiſe durchſchimmern läßt und klar und einfach ſich ordnet. Praxiteles ſelbſt liebte das Nackte. So ließ er denn auch Aphrodite das Gewand ablegen und bildete die Göttin wie ihr eben die letzte Hülle aus der Linken auf eine Urne entſinkt, während die Rechte ſchamhaft den Schos bedeckt; ſo motivirte der Künſtler die Nacktheit durch das bevorſtehende Bad, und es iſt nicht wahr, „daß mit dem Gewande die höhere geiſtige Auffaſſung der Göttin fiel", wie Brunn behauptet; ſchon die Erzählung ſpricht dagegen daß Praxiteles ein Bild der Phryne neben ſie geſtellt, wohlkundig das bloße Weib von der Göttin zu unterſcheiden. Wie die Liebe durch Schönheit entzündet wird, muß auch die Göttin der Liebe im Glanz der Schönheit ſtrahlen, ſie muß die Wonne ſelber fühlen die ſie verleiht; ihr Bild erſcheint nur dann vollendet, wenn es ihrem Begriffe gemäß zugleich Sehnſucht und Genuß iſt, zugleich Sieg und Hingabe. Ihr Weſen iſt ſeeliſcher Natur und verlangt einen andern Ausdruck als die geiſtige Pallas, der das Gewand ziemt, während die ganze Holdſeligkeit Aphrodite's uns nur dadurch offenbar wird daß der ſchlanke Hals, der volle Buſen, die vorſchwellenden Hüften, das weiche Ineinanderfließen aller Formen enthüllt ſind, und ihr das Siegel reiner Weiblichkeit in deren vom Mannescharakter unterſchiedenen Eigenthümlichkeit verleihen. Ihr Blick geht mit ſchmachtendem Verlangen ins Unbeſtimmte, ihr Auge, vom herausgezogenen unteren Lide begrenzt, ſcheint zu ſchwimmen; ſie findet ihr Glück im Beglücken, aber ſie iſt auch von der eigenen Huld beſeligt. Noch beſſer als vor der trefflichen Nachbildung in der Glyptothek ahnen wir vor der Aphrodite von Melos — einem helleniſchen Original im Louvre, dem werthvollſten Schatze dieſer Sammlung — wie es dem Meiſter gelingen mochte die Schönheit des Weibes mit der Hoheit der Göttin zu verſchmelzen. Ihre Formen ſind groß, ihr Ausdruck voll Majeſtät, wie eine Blume aus dem Kelch erhebt ſich der herrliche Oberkörper aus dem Gewand das von den Hüften niederwallt. Sie war als die ſiegreiche gedacht, mochte die erhobene Hand nun den Apfel halten, was um ſo wahrſcheinlicher iſt als dieſer das Wappen der ihm ähnlich geſtalteten, nach ihm benannten Inſel war, oder mochte ſie ſelbſtbewußt im Schilde des Ares ſich ſpiegeln, vielleicht mit ihm zur Gruppe verbunden ſein. Die unbekleidete Aphrodite des Praxiteles ward das Kleinod von Knidos, die Koer erhielten von ihm eine bekleidete. Nach

Thespiä ward die Statue des Eros geweiht. Nachbildungen im Vatican und in Neapel lassen erkennen wie er gedacht war: als Jüngling auf jener Entwickelungsstufe wo die Liebe in der Sehnsucht nach dem Ideal erwacht, aufgehend in dieser Poesie der Stimmung; sein Haupt ist sanft geneigt, tiefsinniger Ernst thront auf der glatten Stirn, ein schwermüthiges Lächeln spielt um die Lippen; wir lesen in seinen Zügen das Süße das vor seiner Seele schwebt. Der zarte geflügelte Jüngling, der mit seinem Pfeil die Herzen trifft, ist schön genug um die Liebe zu erwecken, die er selber fühlt.

Den er empfunden, den Gott, hier offenbart ihn der Künstler,
Wie er das Urbild selbst trug in der liebenden Brust.

Auch das Ideal des jugendlichen Dionysos verdanken wir dem Praxiteles. Epheubekränzt, mit der Nabris bekleidet, stützte er sich auf den Thyrsusstab; die Formen waren fast weiblich weich. Ein leichter seliger Rausch erfüllt den Gott mit seiner begeisterten kummerlösenden Kraft, und es liegt etwas Schwermüthiges im Auge, wie die Lust der Weinlese mit der Trauer über die abwelkende Jahreszeit zusammentrifft; der Gott der schwärmerischen Naturfreude waltet auch in den Mysterien, die uns nach dem Tode ein verklärtes Leben hoffen lassen. Eine sitzende Statue des Bacchos leider ohne Kopf ist vom Denkmal des Thrasyllos (320) erhalten. Aus seinem Gefolge, dem nichtsnutzigen Geschlecht der bocksüchtigen Satyrn und Faune, machte der Schönheitssinn des Praxiteles jenes ansprechende Bild sinnlichen Behagens in dem Jünglinge, der von dem Thierischen nur das gespitzte Ohr behalten, auf dem linken Fuß ausruhend den rechten etwas zurückgezogen hat, die linke Hand gegen die Hüfte stützt, und in der rechten, die er bequem auf einen Baumstamm lehnt die Flöte hält; es ist als ob er dem Nachhall der Musik noch lauschte, die er eben gemacht hat, „so recht das Bild heiterer ländlicher Sommerruhe", wie Stahr sagt, der das Eintreten genremäßiger, der Natur abgelauschter Motive in die Kunst des Praxiteles bemerkt. So auch bei dem knabenhaft schlanken Apollon, der behaglich an einen Baumstamm gelehnt mit dem Pfeile spielend nach einer Eidechse blickt, die sich zu ihm heraufschlängelt; der Grieche wußte daß die zierliche Lacerte in Beziehung zum Gott der Weissagung stand.

So neigte sich Praxiteles allerdings zum rein Menschlichen

im Reiz und Glück der Jugend, aber es ist doch etwas gewagt ihm darum eine erschütternde Darstellung des über das blühende Leben hereinbrechenden Leides und Todesgeschicks absprechen zu wollen, wenn auch die Niobe allerdings uns dem Kunstcharakter des Skopas näher zu liegen scheint. Schon zur Römerzeit zweifelten die Kenner zwischen beiden, und wer möchte behaupten daß der Dichter des Werther nicht auch die Iphigenie, der Dichter des Faust nicht auch Hermann und Dorothea schreiben gekonnt? Zudem sind uns hier nur Nachbildungen erhalten. Es ist der Grundgedanke der griechischen Tragödie, Größe und Glück die zur Ueberhebung führen und sich das Gericht des Schicksals bereiten, zugleich aber auch der ursprüngliche Adel der Natur der selbst im Untergang sich bewährt; ein Drama des Sophokles ist vor uns zu Stein geworden. Niobe, die sich ihrer sieben Söhne und sieben Töchter vor der Leto gerühmt hat, welche nur zwei Kinder geboren, den Apollon und die Artemis, sieht plötzlich von den Pfeilen dieser beiden ihr ganzes Geschlecht daniedersinken, und versteinert im Schmerz. Aus unsichtbarer Ferne kommen die rächenden Geschosse. Schon liegen die todt Niedergestreckten an dem Ende der Gruppe; ein anderer Sohn ist ins Knie gesunken und greift nach der Wunde; der jüngste sucht bei dem Erzieher Schutz, alle andern Kinder wenden sich nach der Mitte, nach der Mutter hin. Unter ihnen zwei Gruppen von Bruder und Schwester. Die eine Schwester, still und selbstvergessen, sucht den niederstürzenden Bruder mit ihrem Gewand zu decken, während er die Linke auf einen Felsblock stemmt und trotzigen Muthes wie zum Kampf in die Ferne schaut; dagegen sinkt die verwundete Schwester wie eine geknickte Blume mit sanft schmerzlicher Ergebung zu des Bruders Füßen, der mit dem um den Arm gewundenen Gewand einen zweiten Pfeil abwehren will; — dort der Bruder hier die Schwester verwundet und schirmend, und in der noch unverletzten wie in der tödlich getroffenen Gestalt die Eigenthümlichkeit der Geschlechter ausgeprägt. So wirken die individuelle Freiheit und symmetrische Ordnung zusammen. Wenn schon in all diesen die Leidenschaft durch die Schönheit gemäßigt erscheint, so ist sie vor allem in der Mutter durch das Band des sich fassenden Geistes gehalten. Die hoheitvolle Gestalt ist von anmuthigen Linien umschrieben, und in dem erhobenen Arm, dem emporgerichteten Haupt zeigt sich die Größe der Königin; Mutterliebe gab ihr das vermessene Wort ein, Mutterliebe läßt sie jetzt

noch das jüngste Kind schirmend an sich heranziehen. Schmerzerschüttert blickt sie aufwärts als ob sie mit den Göttern rechten wollte, da fühlt sie das Walten der ewigen Gerechtigkeit und weiß sie ihr Schicksal würdig zu tragen. Gleichfern von Trotz wie von zerschmelzendem Leid ist sie in dem Augenblicke aufgefaßt wo eben der Thränenstrom hervorbrechen will, aber noch behauptet sie ihre Fassung, und der Schmerz wird ihr zur Sühne. Eine Mater dolorosa der antiken Kunst nannte sie Feuerbach, und Welcker erkannte wie das Idealische hier darin besteht daß die verschiedenen Gemüthsbewegungen einander begrenzen und mildern zu tief harmonischer Wirkung.

Man hat den Torso eines in die Knie gesunkenen Knaben, dessen fehlende Arme in flehender Abwehr erhoben waren, Ilioneus nach dem jüngsten Sohn der Niobe genannt und ihn der Gruppe angeschlossen. Overbeck erklärt ihn für einen Troilus. Dem umwandelnden Beschauer allseitig schön und von zartgeschwungenen Linien umschrieben ist er ein originales Meisterwerk des griechischen Meißels.

Der Fries am choragischen Denkmal des Lysikrates ist uns zugleich ein Beleg dafür wie es den Griechen in ihren Mythen auf die Idee ankam und diese nach Maßgabe der verschiedenen Künste verschiedene Gestalt gewann; ich habe schon in der Aesthetik (II, 229) erörtert wie die Eigenthümlichkeit dichterischer und bildnerischer Darstellung aus der Vergleichung einer Homerischen Hymne mit diesem plastischen Werke zu erkennen ist. Wenn dort Dionysos von Seeräubern entführt und gefesselt wird, die Bande aber abfallen, Weinfluten das Schiff überströmen, Reben es umranken, der Gott sich in einen brüllenden Löwen verwandelt und die Räuber über Bord springen und zu Delphinen werden, so ist kein einzelner Moment vorhanden, der das Ganze auf einmal veranschaulichen könnte wie es nacheinander erzählt wird. Die unantastbare Macht und Herrlichkeit Gottes und die Strafe über die Frevler darzustellen bleibt der Bildner am Land, am Meeresufer. Auf einem Felsen lehnt der jugendliche Dionysos in unbefangenem Behagen und spielt mit einem Löwen, der nach der Weinschale verlangt; zu den Seiten sitzt hier ein Satyr in lässiger Ruhe und dort holt einer neuen Trank aus dem Mischkrug, während andere die herandringenden Räuber niederwerfen, mit Fackeln brennen, mit Thyrsusstäben schlagen, und in das Meer treiben; zwei die in die Fluten tauchen, haben schon den Delphin-

kopf, und der ganze Kampf mit frischen Humor behandelt wie ein dramatisches Satyrspiel, contrastirt mit dem ungestörten Glücke des seligen Gottes.

Wir wissen nicht wer das Ideal des Hermes geschaffen, aber es ist uns in Erz und Marmor aus späterer Zeit trefflich erhalten und stammt ohne Zweifel aus diesen Tagen. Die in der Ringschule gestählten Glieder sind magerer als die von Jugendkraft geschwellten Apollon's oder die weiblich vollen des Dionysos; die Züge des Gesichts, scharf geschnitten, zeigen den durchdringenden Blick des Beobachters statt idealer Begeisterung; kein Herrscherwort, aber eine dialektisch gewandte witzige Rede erwarten wir von diesen feinen Lippen mit ihrem schalkhaften Lächeln. Wir wissen nicht wer die rondanin'sche Medusenmaske geschaffen, aber vermuthen mit Hettner daß sie gleichfalls dieser Periode angehört. Die Auflösung des Häßlichen im frühern Zerrbild ist vollkommen gelungen. Eine ursprünglich edle Natur hat auch in der Verwilderung der Lust und in der Angst des Sterbens die angeborene Schönheit nicht verloren; wir sehen ein Antlitz das mitten im Genusse der Lust vom Schauer des Todes erfaßt ist, mit unsäglicher Wehmuth starrt das brechende Auge ins Weite, die Lippen lechzen um die dunkle Tiefe des Mundes nach dem entschwindenden Leben, die Schlangen winden sich um das Haar wie eine unheimliche Zierde, und wehmüthig fühlt der Blick sich an dies Antlitz gefesselt wie an eine untergehende Sonne. — Noch wacht ein kolossaler Marmorlöwe zu Chäronea über dem Grab der Hellenen, welche die Freiheit nicht überleben wollten.

Wir sagen mit Weiße daß der letzte Kern des Inhalts, des Sinnes und der Bedeutung der Mythologie überall kein anderer sein kann als die Erfahrung, die Erlebniß des Waltens und Wirkens der geistigen Mächte, aus welchem die sittliche Lebensordnung der mythenerzeugenden Völker, ihr Staat und ihre bürgerliche Gesellschaft, ihre Wissenschaft und ihre Kunst sich herausgebiert; — die Erfahrung, die Erlebniß der schöpferischen Thaten des göttlichen Liebewillens, durch welchen dieser in den Geist der Völker sich einsenkt und ihn befruchtet zur Erzeugung jener Gestaltungen seiner sittlichen Lebenswirklichkeit. So sind uns denn die plastischen Götterideale, in denen sich die Mythologie überhaupt vollendet, und ihre Ideen vom Göttlichen sich nicht blos symbolisch andeuten, sondern anschaulich klar verwirklicht erscheinen

und durch das Siegel der Schönheit bewährt werden, ſie ſind uns Zeugniſſe und Denkmale für die ſittliche Bildung der Künſtler wie des Gemeinweſens, und es iſt nicht zu viel behauptet, wenn wir die Einigung der göttlichen und menſchlichen Natur in ihnen äſthetiſch ausgeprägt erkennen. Wir dürfen von all den Götteridealen das claſſiſche Wort wiederholen das Goethe in Bezug auf den Zeus des Phidias niedergeſchrieben: „Iſt das Kunſtwerk einmal hervorgebracht, ſteht es in idealer Wirklichkeit vor der Welt, ſo bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchſte hervor. Denn indem es aus den geſammelten Kräften ſich geiſtig entwickelt, ſo nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in ſich auf, und erhebt, indem es die menſchliche Geſtalt beſeelt, den Menſchen über ſich ſelbſt, ſchließt ſeinen Lebens- und Thatenkreis auf, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen iſt. Von ſolchen Gefühlen wurden die ergriffen die den olympiſchen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beſchreibungen, Nachrichten und Zeugniſſen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menſchen geworden um den Menſchen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchſte Würde und ward für die höchſte Schönheit begeiſtert.“

Dieſe Zaubermacht ergriff die Römer, als ſie weltherrſchend geworden, ſodaß ſie in ihrer Stadt wie in einem Pantheon die helleniſchen Götterbilder zu verſammeln ſuchten; dieſe Zaubermacht lähmte den Arm der ſiegreichen Germanen wie der bilderſtürmenden Chriſten; erſt niedrige Habſucht oder Naturunfälle haben das meiſte zerſtört; dieſe Zaubermacht fühlte der Biſchof Hildebert von Rheims zu Anfang des 12. Jahrhunderts, und er ſang von dem damaligen Rom:

Himmliſche ſelbſt bewundern allhier der Himmliſchen Schönheit,
Wünſchen daß gleich ſie ſei'n dieſen Gebilden der Kunſt.
Nicht vermochte Natur der Götter Antlitz zu ſchaffen
Wie das Götterbild wußte zu ſchaffen der Menſch.
Ja ſie leben, die Göttergeſtalten und werden verehret
Mehr um das Wunder der Kunſt als um die göttliche Kraft.

Die Malerei dieſer Zeit.

Die Alten empfanden plaſtiſch, die chriſtliche Welt empfindet maleriſch; im gothiſchen wie im naturaliſtiſchen Stil der mittelalterlichen Bildhauer und noch bei Michel Angelo erkennen wir ein maleriſches Gepräge; ein plaſtiſches trugen die Malereien der Griechen. Die Plaſtik iſt objectiv, die Malerei ſubjectiv; denn ſie gibt nicht die Dinge wie ſie ſind, ſondern wie ſie im menſchlichen Auge erſcheinen, auf einem beſtimmten Standpunkt aufgefaßt und reflectirt werden; der Ausdruck des in ſich ſelbſt vertieften Innern wie er im Blick ſich concentrirt, überwiegt die Schönheit des Leibes, in deſſen ganze Geſtalt der Plaſtiker das Leben gleichmäßig ergießt. Das Naturgefühl der Griechen erfaßte weit weniger die Wechſelwirkung der einzelnen Gegenſtände zu einem organiſch beſeelten Ganzen, als daß es vielmehr das Einzelne als ſolches hervorhob, wie ein Gleichniß des Menſchlichen ausführte oder nach Menſchenart perſonificirte. Geſteht doch ſelbſt Otfried Müller, der die antike Malerei auf gleiche Höhe mit der Plaſtik ſtellen möchte, daß der ahnungsvolle Dämmerſchein des Geiſtes, mit welchem die Landſchaft uns anſpricht, den Griechen nach ihrer Gemüthsrichtung jeder künſtleriſchen Ausführung unfähig ſchien. Uebereinſtimmend hiermit ſagt Lotze: „Die Blumen hatten doch zuletzt größern Werth im Kranze um das Haupt des Menſchen als an dem Strauche der ſie in der Einſamkeit trug, und das Wort das Platon dem Sokrates leiht, Bäume lehrten ihm nichts, aber Menſchen, drückt gewiß ein allgemeines griechiſches Gefühl aus, dem menſchliche Geſellſchaft weit im Werth über allem Verſenken in die Schönheit der Natur ſtand. Weder Malerei noch Poeſie wandten der Landſchaft beſondere Gunſt zu; wo die Schilderung der Naturſcenerie die Gefühle der Menſchen erläutern kann, da ſehen wir die Dichter ſchon von Homer an fähig ſie mit wenigen nachdrücklichen Zügen meiſterhaft zu ſchildern; aber ſie wäre ihnen nichts geweſen, hätte ihre Schönheit nicht zuletzt in der Stimmung des Genießenden ihre volle Lebendigkeit erlangt. Die Worte mit denen Homer die kurze Schilderung der Sternennacht wunderſchön und ergreifend in ſeiner Weiſe ſchließt: und herzlich freut ſich der Hirte — geben den beſtändigen Grundton des griechiſchen Gemüths an, dem alle Herrlichkeit des Himmels nicht nur um die feſtliegende Erde ſich drehte, ſondern

auch alle Güter der Erde nur zum Schmuck des menſchlichen Daſeins beſtimmt waren." Die Alten ſtanden und lebten zu ſehr in der Natur, als daß ſie die moderne ſentimentale Sehnſucht nach ihr gekannt oder in der Erhebung über ſie die Unendlichkeit und Freiheit des Geiſtes geſucht hätten. Das lieblich Anmuthende wie das Erhabene entging ihnen nicht, aber ſie ſchildern weder in der Poeſie noch in der Malerei das Landſchaftliche um ſeiner ſelbſt willen, ſondern laſſen die klare Auffaſſung der Objecte in den einzelnen Worten bewundern mit denen ſie dieſelben wie im Vorübergehen bezeichnen, während ſie Handlungen der Menſchen darſtellen. Die Natur lebt in ihrem Gefühl, aber ſie reflectiren nicht über daſſelbe.

Die Griechen gaben ſelbſt dem Geſchichtsbild keinen mitwirkenden Hintergrund, ſie kannten keine perſpectiviſch vertiefte Gruppirung, ſondern reliefartig wie auf ihrer Schaubühne ſtellten ſie die Geſtalten möglichſt ganz und klar nebeneinander, die Verkürzung viel mehr meidend als ſuchend; der gleich helle Tag ſollte alle Geſtalten umfließen, keine beſondern Licht- und Schattenmaſſen verbreiten ſich über ganze Gruppen, keine hin- und herſpielenden Reflexe verknüpfen die Gegenſtände, vielmehr ſagt Quinctilian ausdrücklich: wenn die Künſtler mehreres auf einer Tafel darſtellen, ſo trennen ſie es im Raume, damit keine Schatten auf die Körper fallen. Keine Magie des Helldunkels, keine beſondere Stimmung einer trüben oder freudigen, morgen- oder abendlichen Beleuchtung ergießt ſich über das Ganze um unmittelbar zum Gemüthe zu ſprechen. Die Compoſition, die Zeichnung ſchließt dem Relief ſich an, und iſt von hoher Trefflichkeit, aber der Schatten dient nur um innerhalb der Umrißlinien die Formen zu modelliren und abzurunden. Der Farben ſind wenige, der Einfluß den eine durch die Nähe der andern erfährt, wird nicht empfunden. Unverſchmolzen ſtehen ſie nebeneinander, und der kalte Glanz des Wachſes oder des Frescos auf glatter Mauerfläche verhält ſich wie das glatte glänzende Blatt des ſüdlichen immer grünen Baumes zu dem tiefen und ſchattigen Grün des nordiſchen Laubes. Das Plaſtiſche überwiegt alſo das noch unentwickelte eigentlich Maleriſche.

Vor den Perſerkriegen iſt nur von einfach colorirten Umrißzeichnungen die Rede. Nach denſelben wetteifert die Malerei in Compoſition und Zeichnung, durch Kraft des Gedankens und der Charakteriſtik mit der Bildhauerkunſt. Der erſte große Meiſter

iſt Polygnot; er kam von Thaſos nach Athen und war eigentlich der Vertreter der Kimoniſchen Zeit. Die Gegenſtände des Reliefs, Kämpfe der Athener mit den Amazonen, der Kentauren mit den Lapithen finden wir unter dem was er mit Mikon verbunden im Theſeion malte. In einer Halle der Knidier zu Delphi ſchilderte er die Zerſtörung Troias und Odyſſeus in der Unterwelt in einer Reihe von Gruppen auf beſondern Tafeln. Sein Wandgemälde in der Bilderhalle vor den Propyläen ſtellte in der Mitte das Gericht der Griechen über den Frevel des Aias an Kaſſandra dar, während weiter nach links hin Aſtyanax von Neoptolemos getödtet, die Mauerzinne von Epeios abgebrochen, gefallene Troer beſtattet wurden, weiter nach rechts hin die Troerinnen klagten, Neſtor aber bereits zur Abfahrt die Schiffe rüſtete. Wir haben eine ähnliche Compoſition auf einem Vaſengemälde erhalten, und ſehen wie der Künſtler das Ganze der umfaſſenden Handlung ſinnig durch eine Reihe bedeutungsvoller Gruppen auf einmal veranſchaulichte. Große Gedanken in großen Formen in großem Raum auszuſprechen war ſeine Sache. Ariſtoteles preiſt ihn vornehmlich gleich den ältern Tragikern als Maler des Ethos, des Charakters in ſeiner Weſenheit und ſittlichen Geſinnung. Seine Mittel waren noch einfach; nur vier Farben verwandte er um die Umriſſe auszufüllen; durch den Faltenwurf der Gewänder hindurch machten ſeine ausgezeichnete Linien den Umriß der Körper kenntlich. Wir dürfen den Polygnot wie einen Giotto oder Orcagna des Alterthums anſehen. Neben ihm ſtellte Phidias' Bruder Panänos die Schlacht von Marathon in der atheniſchen Gemäldehalle dar, und zwar war es wiederum ein Bild fortſchreitenden Lebens, zur Linken Miltiades zum Kampf mahnend, dann das beginnende Handgemenge, dann der Sieg, den Götter und Heroen durch ihre Erſcheinung entſcheiden halfen, und endlich rechts die Flucht der Perſer nach ihren Schiffen. Auch hier alſo wie in der Plaſtik ein epiſcher Zug. Dionyſos von Halikarnaß berichtet: „Die Wandgemälde waren in der Zeichnung durchaus vollkommen und in der Farbenzuſammenſtellung angenehm, in allem fern von dem verzierten Stil der ſogenannten Kleinwaare."

Ein Fortſchritt in der Malerei durch die Einſicht in das Geſetz der Perſpective und ſeine Verwerthung für die Bühnendecoration geſchah in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts durch Agatharchos, während Apollodoros der Schattenmaler genannt wurde, weil er die Abſtufung der Farben nach Licht und

Schatten einführte und den Schein des Runden, der Körperlichkeit durch Modellirung anſtrebte. Von nun an beginnt, mit Plinius zu reden, der Ruhm des Pinſels in der Malerei, und während des peloponneſiſchen Krieges iſt es beſonders die ioniſche Schule Kleinaſiens welche vom Wandgemälde zum Tafelbilde übergeht, und zunächſt in die naturtreue Nachahmung des Aeußern, in die Illuſion ihr Ziel ſetzt, ſodaß Zeuxis die Vögel mit ſeinen Trauben und Aehren täuſcht, Parrhaſios aber den Zeuxis ſelber durch einen gemalten Vorhang. Nicht die Darſtellung des Charakters großer Perſönlichkeiten, ſondern der anſprechende oder ergreifende Ausdruck einer Gemüthslage oder Situation wird wie bei Euripides die Hauptſache, und damit dem Genrehaften im Stoff und in der Auffaſſung Raum gewährt. In einzelnen Geſtalten, einem blumenbekränzten Eros, einer nackten Helena, einem Athleten ſucht Zeuxis gleich den Venetianern die Schönheit, Anmuth und Kraft des menſchlichen Körpers in ruhiger Entfaltung ſeiner Glieder wiederzugeben, während Parrhaſios in der pſychologiſchen Schärfe der Beobachtung ihn übertrifft und für die feinere Empfindung des Innern die feinere Linie wählt. „Erinnern wir uns wie in der griechiſchen Kunſt für beſtimmte Arten des Ausdrucks, der Affecte, des Handelns ſich beſtimmte Formen der Darſtellung in Mienen, Haltung, Bewegung gleichſam wie eine feſte Terminologie in der Sprache ausgebildet haben, ſo dürfen wir vermuthen daß der Einfluß des Parrhaſios gerade auf dieſem Gebiete vermöge ſeiner ganzen künſtleriſchen Eigenthümlichkeit maßgebend war.“ (Brunn.) Polygnot war Idealiſt wie Cornelius und ſtellte das bleibende Weſen der Perſönlichkeit in großen feſten Zügen dar, Zeuxis und Parrhaſios waren Realiſten wie unſere zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Maler, ſie fanden die eigentlich maleriſche Behandlung, und folgten dem Ausdruck des Individuellen auch in ſeinen flüchtigſten Regungen. Wir ſehen auch hier wie in der Geſchichte ſo oft das Neue als Gegenſatz gegen das Alte auftritt und dann aus dem Kampf die höhere Einheit und Vermittelung hervorgeht, die wir dann bei Apelles, Philoxenos und andern begrüßen werden. Schon bei Timanthes bemerken wir das Beſtreben nicht blos das Auge zu ergötzen, ſondern auch den Geiſt zum Nachdenken anzuregen; im Opfer der Iphigenie ſteigerte er Schmerz und Theilnahme der Zuſchauer, aber den Vater ließ er das Haupt verhüllen; ſo mied er den Ausdruck der die Schönheitslinie leicht überſchritten hätte, ſichtbar

hinzuſtellen, und erregte die Phantaſie zu ergänzender Mitthätigkeit.

Gleichzeitig und bis zu den Tagen Alexander's hin blühte die Malerei in der Schule von Sikyon, wo im Anſchluß an die Polykletiſche Plaſtik die Principien der Kunſt wiſſenſchaftlich gelehrt und die Zeichnung vollendet wurde. Nicht auf andere Künſtler, ſondern auf die Natur wies Eupompos hin, ſie ſei der rechte Meiſter. Wegen der Anordnung und Compoſition wird Melanthios geprieſen. Pauſias glänzte durch ſeine Blumenſtücke in enkauſtiſcher Manier, die ſich des Wachſes als Bindemittel bediente, und die aufgetragenen Farben noch einmal durch Erwärmung ineinander verſchmolz. Er verſtand die Verkürzungen zu behandeln, wenn er einen Opferſtier von vorn, dem Beſchauer entgegenſchreitend darſtellte.

Bei Nikomachos von Theben finden wir wieder eine ideale Richtung, die ſich Göttern und Heroen zuwendet, und ſein Landsmann Ariſtides ragt beſonders durch Tiefe der Empfindung hervor, wenn er den Betenden oder die Kranke malt, ja er weiß die aus der Situation hervorgehende Gemüthserregung meiſterlich darzuſtellen und auf hiſtoriſchen Bildern gerade durch die pſychologiſchen Bezüge noch eine beſondere Theilnahme zu erwecken, wie wenn im Gemälde einer zerſtörten Stadt unter den Schrecken der Verwüſtung ſorglos das Kind nach der Bruſt der Mutter verlangt, und dieſe im letzten Kampfe erbangt daß nach ihrem Sterben ihr Liebling ſich den Tod ſaugen könne. Das Bild der Neuvermählten von Echion hat man in der Aldobrandiniſchen Hochzeit wiedererkennen wollen, die Compoſition iſt klar entfaltet, und der Ausdruck der Scham wie des Verlangens vorzüglich, in den ganzen Geſtalten ſprechend. Dagegen war Euphranor wieder naturaliſtiſch; ſein Colorit unterſchied er durch das bekannte Wort von dem zarten ioniſchen, daß der Theſeus des Parrhaſios mit Roſen, ſein eigener aber mit Rindfleiſch genährt ſei, und in der Darſtellung von Handlungen legte er mehr Nachdruck auf das Aeußere des Geſchehens, auf die körperliche Anſtrengung bei einer That, als auf den Geiſt durch welchen ſie bedingt und geleitet wird. Aber er ſtrebt dabei nach Großartigkeit und Würde, während Nikias den Schein voller Körperlichkeit ſeinen Figuren gab und den bedeutenden Stoff für die Darſtellung forderte, der reich an günſtigen Motiven für den Künſtler ſei.

Betrachten wir die Vaſengemälde unſerer Epoche, ſo finden

wir für die erste Hälfte auch hier die epische Fülle, Scenen der Heroensage oder der Kampfesübungen, rothe Figuren auf schwarzem Grunde, anfangs noch von herber Strenge, dann frei und schön wie wir uns die Kunst des Polygnot denken, mit Wenigem vielsagend, die Sache in ihrem Kern erfassend, das Wesentliche klar aussprechend. Dann folgt die Anmuth, die ruhige Zusammenstellung einiger Figuren zum Ausdruck einer Empfindung in wohlgefälliger oder ergreifender Situation, der lyrischen Richtung in der Plastik und der Malerei nach dem peloponnesischen Kriege verwandt. Vieles ist so vorzüglich in der Anlage und den Motiven, daß mir wol wenn nicht die unmittelbare Nachbildung, doch den Nachklang der Werke großer Künstler und jedenfalls ein Volk erkennen das vornehmlich in der Anschauung lebte, und eine Zeit in welcher die Kunstfertigkeit und der Schönheitssinn bis zu den Handwerkern hin verbreitet waren. Im Anschluß an den Mythos ward auch hier eine Fülle poetischer Gedanken bis in das tägliche Leben und über die Geräthe für seinen Gebrauch verbreitet.

Gedenken wir daneben noch der Münzen, so war ihr Gepräge anfangs streng und schlicht; es entwickelte sich in den reichen sicilischen Städten zu freiern Formen und kam im 4. Jahrhundert dort wie im eigentlichen Hellas durch sinnvolle, im engen Raum abgeschlossene Darstellung zur Vollendung.

Philipp und Demosthenes.

Die nothwendige Grundlage einer antiken Gemeindefreiheit, gleiche Bildung, Sittenstrenge, Gemeinsinn und opferfreudiges Aufgehen des Einzelnen im Ganzen, war nun in Griechenland dahin. Theben war nicht durch das Volk, sondern durch zwei große Männer emporgekommen, und wußte sich nach Epaminondas und Pelopidas nicht auf der errungenen Höhe zu behaupten; nicht für patriotische Thätigkeit, sondern für üppige Gastmahle standen die Genossenschaften zusammen. Die Versuche Platon's und

Dion's, die Tyrannei des ältern und jüngern Dionysios zu einem volksthümlichen, verfassungsmäßigen Königthum umzugestalten waren vornehmlich durch den unpraktischen Idealismus des Philosophen gescheitert, der statt sofort die Organisation des Staates zu vollziehen vielmehr erst das Studium der Weisheit, die Besserung und Tugend des Herrschers verlangte. Timoleon, ebenso schlagfertig als siegreich, ebenso glücklich als edel, hatte Sicilien befreit und der Krone entsagt, die Zwingburg gebrochen und an ihrer Stelle eine Gerichtshalle gebaut, aber die Bürger verstanden nicht mehr die öffentlichen Angelegenheiten selber zu führen; dem Erwerb und Genuß ergeben brauchten sie einen Regenten. Er kam für ganz Griechenland durch die makedonische Monarchie.

Die Makedonier waren in ihrem Kern hellenisch; ihre Könige galten für Herakliden und hatten Zutritt bei den griechischen Nationalfesten; griechische Pflanzstädte an den Küsten blühten durch ihren Verkehr mit dem Binnenlande und waren Herde der fortgeschrittenen Cultur, während bei den Makedoniern sich die Zustände des heroischen Alters fortgeerbt hatten und dem Könige ein kriegerisches Ritterthum mit Rath und That zur Seite stand, dem die Bauern als freie Grundbesitzer sich anschlossen, aber wie das Volk bei Homer um die Zustimmung bei wichtigen Angelegenheiten gefragt wurden. Auf persönliche Tapferkeit und Tüchtigkeit des Fürsten war gerechnet. Seit den Perserkriegen finden wir den lebendigen Zusammenhang mit Hellas. Am Hofe des Archelaos war Euripides willkommen, und malte Zeuxis die Zimmer des Palastes; Kunst und Wissenschaft wurden gepflegt, und Platon selber sagt von ihm: „Der Weisen Umgang theilt den Herrschern Weisheit mit." Amyntas II. setzte dies fort, und Philipp selbst imponirte auch den Athenern durch sein majestätisches Auftreten wie durch seine geistreiche Bildung. Er ließ den Stämmen über die er seine Oberherrschaft ausbreitete, die Verwaltung der innern Angelegenheiten nach eigenen Sitten und Gesetzen, aber er trachtete an die Spitze aller Griechen zu gelangen und für diesen Zweck war ihm jedes Mittel recht, Bestechung, Gewalt und List. Als Jüngling hatte er in Theben gelebt und das Vorbild des Epaminondas für seine organisatorische und kriegerische Thätigkeit gewonnen; er schuf ein Heer in welchem er die Eigenthümlichkeiten der Makedonier, der Thessaler, der Griechen in schwerer und leichter Reiterei, in der Phalanx und dem beweglichern Fußvolk zu einem in seiner Mannichfaltigkeit einigen, schlagfertigen

und unwiderstehlichen Ganzen verband. Daß der Tempel von Delphi durch die Phokier geplündert und ein zehnjähriger Krieg mit seinen Schätzen geführt wurde, und daß die heiligen Kränze die Stirn der Buhlerinnen schmückten, das führte nicht blos dazu den Glauben der Väter dem Gespötte preiszugeben und die sophistische Lebensansicht zu verbreiten, nach welcher die Religion nur nützlich sei für die Beherrschung der Menge, sondern es gab auch dem König Philipp Gelegenheit als Schirmherr und Friedensstifter aufzutreten. Selbst Ehrenmänner wie Phokion konnten in dem friedlichen Anschluß an ihn das einzige Heil erblicken. Die Umsicht, der Muth, die Rastlosigkeit, mit welcher er sein Ziel verfolgte, bis er Theben und Athen besiegte und sich zum Führer der Griechen hatte erklären lassen, erregte auch die Bewunderung der Gegner. Als er, zum Feldherrn gegen Persien ernannt, sein Bild neben dem der zwölf Götter in die Volksversammlung tragen ließ, traf ihn die Nemesis und erinnerte ihn ein mörderischer Dolch an seine Sterblichkeit.

Im Kampf gegen ihn entfaltete die griechische Beredsamkeit ihre höchste Blüte durch Demosthenes. Die Größe der Natur wie bei den Alten verband sich bei ihm mit der vollendeten Kunst, und statt der gedrechselten Schulphrase herrschte bei ihm die Einsicht in das Sachliche, die Kenntniß der Staatsverhältnisse und der Menschen. Ein Staatsmann seines Schlags war als Volksredner wieder ein Volkslehrer ähnlich wie die großen Dichter, aber er stellte die Idee nicht im mythischen Gewande dar für das Gemüth und die Phantasie, sondern er zeigte die sittliche Weltordnung im Gang der Zeitgeschichte, er erschloß den klaren Blick für die Wirklichkeit; und dies weltlich Reale, dies Verstandesscharfe unterscheidet ihn zugleich von jenen erhabenen Gestalten der Propheten, die in Israel mit religiöser Begeisterung das Volk ermuthigten und trösteten und die Wege Gottes erkennen lehrten, während er ihnen an Vaterlandsliebe und Hochsinn verwandt erscheint. Den verwaisten Jüngling, bei dem der Geist den Körper überragte, führte die nothwendige Sorge für seine eigenen Angelegenheiten zur Pflege seiner Gabe; neben den Rednern studirte er vornehmlich den Thukydides und gewann dadurch zugleich in dem perikleischen Athen das Ideal seiner Politik: einen Staat den selbstbewußte Einsicht überzeugend lenkt, dessen Sache jeder Bürger als seine persönliche erachtet und alle Kraft dafür einsetzt. Seine Stimme, seinen Vortrag, sein Geberdenspiel bildete er mit

Anstrengung im Unterricht von Schauspielern; der ästhetische Sinn der Athener legte auf das Aeußere ein entscheidendes Gewicht. Und auf die dramatische Poesie weist die überwältigende Lebendigkeit seiner Darstellung hin, das erschütternde Pathos ebenso auf die Tragödie, als der schlagfertige Witz, die schneidende Schärfe der Charakterzeichnung auf die Komödie; wie er die Zuhörer, wie er die Gegner anredet, fragt, aus ihrer Seele heraus antwortet und alles unmittelbar vergegenwärtigt, Urkunden gleich persönlichen Zeugen einführend, das gibt seinem Stil jene hinreißende Ueberlegenheit, die auch ein Lange oder Göze an Lessing dem Dramatiker erfuhren. Ein junger Mann von 30 Jahren begann Demosthenes seine öffentliche Laufbahn damit daß er die Plane Philipp's in ihren Anfängen erkannt und diesen zu widerstehen rieth. Die Athener haben von der Vorzeit die Verpflichtung ererbt Vorkämpfer der griechischen Freiheit zu sein, und mit ihnen sollen alle Hellenen für das gemeinsame Vaterland sich erheben. Dazu sind nicht blos Beschlüsse, sondern Thaten erforderlich, dazu genügen keine Söldner, die Bürger müssen selber die Waffen führen, und das Geld für die religiösen Feste muß zur Rettung des Hellenenthums verwandt werden. Bewundernswerth ist stets bei Demosthenes wie er die Seelen für große Ziele entflammt und dabei die vorliegenden Umstände, die geeigneten Mittel und Schritte positiv erörtert. Aber im damaligen Athen war der Sinn für friedlichen Erwerb und Genuß größer als die Lust zur Anstrengung, als die Hingebung fürs Vaterland; man liebt das Schöne nicht mehr mit der Einfachheit, man liebt die Weisheit nicht mehr mit der Thatkraft wie zu Perikles' Tagen, und es bedurfte längerer Zeit und mancher glücklichen Einzelerfolge bis Demosthenes das Volk bis zu seiner persönlichen Höhe emporhob, daß es ehrenvoll unterging wenn es nicht mehr ehrenvoll leben konnte. Er wollte daß Athen sich selber rettend ganz Griechenland rette; er bewog seine Mitbürger in entscheidender Stunde aller Sonderinteressen sich zu entschlagen, aller Kränkung zu vergessen und sich mit den bedrängten Thebanern zu verbinden; die Einigung aller für die gemeinsame Freiheit und Gesittung, diese panhellenische Idee hat er vor allen im Herzen getragen und immer wieder als das Eine was noth sei verkündet. Die Güter der Sorglosen fallen den Rührigen zu, das weiß Philipp; ihm gegenüber gölte es den Ereignissen nicht nachzufolgen, sondern vorauszugehen, damit man sie leiten könnte. „Mir kommt's

vor, Athener", rief er einmal, „als ob irgendein Gott, der ſich an Athens Statt des Ganges der Dinge ſchämte, dem Philippos dieſe raſtloſe Thätigkeit eingegeben hätte. Denn wenn er ſich mit ſeinen bisherigen Eroberungen begnügen und nun Ruhe halten wollte, dann wäre mancher von euch zufrieden mit dem Zuſtand welcher Schande und die Schmach der Feigheit über unſer Vaterland brächte; ſo aber da er immer Neues unternimmt und immer noch nach Mehr ſtrebt, weckt er euch vielleicht aus dem Schlummer, wenn ihr nicht ganz erſtorben ſeid."

Der Hauptredner der makedoniſchen Partei war Aeſchines, der ſich vom Schauſpieler und Schreiber zum Staatsmann emporgearbeitet; in ſeiner Darſtellung voll berechnender Feinheit, aber ohne die ſittliche Würde und die Lebhaftigkeit des Demoſthenes. Er unternahm es dieſem zur Zeit der Herrſchaft Alexander's den Kranz ſtreitig zu machen welchen das Volk ihm zuerkannte, indem er nach dem Erfolge den Nachtheil ſchilderte in welchen die kriegeriſche Politik deſſelben den Staat gebracht. Den in ſeiner Art meiſterhaften Angriff ſchloß er mit den Worten: „O Erde und Sonne und Tugend und Einſicht und Bildung, durch welche wir das Gute und Schlechte unterſcheiden, ich habe meine Hülfe geleiſtet!" Das klingt wie eine Stelle aus Euripides, während das Gebet, mit welchem Demoſthenes ſeine Vertheidigung eröffnet, einen ſophokleiſchen Glauben an die ſittliche Weltordnung bezeugt. Nicht nach dem Erfolg, ſondern nach der Geſinnung will er daß ſein Wirken gerichtet werde, und auch nach der Schlacht von Chäronea wünſcht er den Athenern Glück daß ſie auf der Bahn der Ehre gegangen. „Was ſollte", fragte er, „ein Rathgeber ſagen und vorſchlagen, was ich in Athen, der ich wußte daß während der ganzen Zeit bis auf den Tag wo ich auf die Rednerbühne ſtieg, das Vaterland immer um Ehre und Ruhm und um den erſten Preis gekämpft, ich der ich wußte daß unſere Stadt mehr Blut ihrer Bürger, mehr Schätze für die Ehre und das allgemeine Beſte hingegeben als irgendein anderer griechiſcher Staat für ſein Daſein geopfert hatte? Sah ich nicht daß Philipp ſelbſt, mit dem wir den Kampf hatten, ſich für die Macht und Oberherrſchaft das Auge ausſchlagen, das Schlüſſelbein zerſchmettern, Hand und Fuß verſtümmeln laſſen, und jedes Glied ſeines Leibes preiszugeben willens war, um mit dem übrigen in Ruhm und Ehre zu leben? Und wahrlich keiner wird ſich doch wol unterſtehen zu behaupten es ſei natürlich daß einem Manne, der

in Pella, einem kleinen und unberühmten Oertchen erwachsen ist, große Gedanken tief und fest ins Herz gedrückt seien, sodaß er nach der Herrschaft über die Hellenen trachtete, und daß euch, die ihr in Athen geboren seid, und an jedem Tage die Denkmale euerer Vorfahren anschaut und dadurch an ihren Seelenadel erinnert werdet, daß euch solche Erbärmlichkeit zukomme die Freiheit des Vaterlandes freiwillig zu Gunsten Philipp's zu opfern! Es ist keine Rede davon, keine Rede daß ihr gefehlt hättet als ihr den Kampf für die Freiheit und die Rettung aller unternahmt, ich schwöre es bei euern Vorfahren, die zu Marathon den Vorkampf bestanden und bei denen die in Platää sich gegen den Feind aufstellten, und bei denen die zu See bei Salamis kämpften und bei Artemision, und bei vielen andern in den öffentlichen Grabmälern ruhenden Helden, welche alle der Staat gleichmäßig der nämlichen Ehre würdigend bestattete, Aeschines, nicht die allein welche Glück im Kampfe gehabt und gesiegt hatten! Mit Recht. Denn die Pflicht tapferer Männer haben sie alle erfüllt, Glück aber so gehabt wie es Gott einem jeden zugetheilt."

Diese begeisterten Worte des Demosthenes waren die würdige Grabrede für Hellas und seine Freiheit.

Alexander und Aristoteles.

„Den asiatischen Völkern fehlt es nicht an Thätigkeit des Geistes und Kunstgeschicklichkeit, doch muthlos leben sie in der Unterwürfigkeit und Knechtschaft, während die Hellenen, kräftig und regsam, in Freiheit lebend und deshalb gut verwaltet, wären sie zu einem Staate vereinigt, alle Barbaren beherrschen könnten." Dies schrieb Aristoteles, der größte unter den Männern der Wissenschaft im Alterthume, von Philipp zur Erziehung seines Sohnes berufen, der mit glänzendster Helden- und Herrschergewalt sich zur Erfüllung dieses Wortes erkoren hielt. Der Erzieher zog die wunderbaren Anlagen des Schülers hervor und bildete sie aus, sodaß dieser mit Selbstbewußtsein vollbringen konnte wozu die Natur ihn bestimmte und trieb. Der Jüngling lebte mit

seinem Gemüth im Jugendalter seines Volks, und wie überhaupt die Makedonier den Zuständen der heroischen Zeit nahe geblieben waren, so bot ihm die Ilias das poetische Vorbild des Achilleus, das er in der Gegenwart zu verwirklichen trachtete. Eine phantasievolle Philosophie der Geschichte durchzieht maßgebend sein ganzes Thun. Was ferner Aristoteles vom Hochsinne lehrt in der Nikomachischen Ethik, das bezeichnet nicht blos den Gipfelpunkt antiker Sittenlehre, ein Seitenstück zu dem was Paulus an die Korinther über die Liebe schreibt, sondern es ist auch unverkennbar im Hinblick auf Alexander abgefaßt und hält ihm den Spiegel des Ideals begeisternd vor. Zwischen den Kleinmuth, der sich selbst erniedrigt und verkennt, indem er des Guten sich nicht werth achtet das er verdient, träge sich schöner Thaten enthält und auf die äußern Güter verzichtet, und zwischen der Aufgeblasenheit, die in thörichter Selbstüberhebung ohne innere Hoheit werthlos großen Werth sich anmaßt um am Ende beschämt zu werden, steht als das Rechte die Großherzigkeit, die des Hohen und Schönen sich würdig erweist und würdig hält. Der in Wahrheit Großherzige muß edel und gut sein, er wäre sonst nicht der Ehre und des Ruhmes werth, dieses Kampfpreises der Tugend; denn der äußern Güter höchstes ist die Ehre, die wir darum auch den Göttern geben, und der Hochherzige lebt in ihr und verhält sich zu ihr wie es recht ist. Die Großherzigkeit ist der Tugenden Schmuck, sie macht sie größer und kann ohne solche nicht bestehen. Darum ist es schwer großherzig zu sein, weil es unmöglich ist ohne Seelenadel, weil nur das Gute und Schöne Ruhm verdient. Dem Großherzigen eignet das Große in jeder Tugend, das Vortreffliche der Tapferkeit wie des Rechtsinnes. Werden ihm Ehren zutheil von tüchtigen Männern, so freut er sich mäßig darüber wie über etwas das ihm gebührt, ja wie über ein Geringeres, denn für die vollkommene Tugend ist auch die Ehre kein ganz würdiger Preis. Vom ersten besten und um kleiner Dinge willen wird er sie verachten. So auch die Beschimpfungen, weil sie ja mit Recht ihn nicht treffen können. Beleidigungen verachtet er und trägt sie nicht nach. Er verhält sich mit Mäßigkeit gegen Reichthum und Herrschermacht, er freut sich nicht zu sehr im Glück, noch betrübt er sich zu sehr im Unglück. Das Glück aber dient dazu den Hochsinn zu vermehren. Denn edle Geburt, Macht und Reichthum verleihen Auszeichnung vor andern, und je mehr einer durch äußere Güter hervorragt, um so geehrter wird er. In

Wahrheit aber ist es nur die Tugend welche zur Ehre berechtigt, und ohne Tugend wird bei den Gütern des Glücks weder die rechte Werthschätzung noch der Hochsinn erfunden, und es ist schwer ohne innern Werth das Glück würdig zu tragen. Ferner ist es dem Hochherzigen eigenthümlich daß er nicht um kleiner Dinge willen sich in Gefahr begibt, dagegen um großer Dinge willen sich nicht scheut, und kommt es darauf an so schont er des Lebens nicht, weil er dieses für sich allein nicht achtet. Er gibt lieber Wohlthaten als er sie empfängt, er bittet nicht gern um etwas, aber er leistet gern Dienste; er ist stolz gegen die Hochgestellten und herablassend mild gegen minder Beglückte. Er setzt seine Kraft nur um Bedeutendes ein, nur um Weniges, aber um Großes und Preiswürdiges. Die Wahrheit gilt ihm mehr als der Schein, er ist offen in Wort und Werk, in Haß und Liebe. Nach eines andern Willen mag er nicht leben, es sei denn nach eines Freundes Willen; ist ja doch der Schmeichler ein Miethling und nur der niedrige Mensch ein Schmeichler; dem Hochherzigen aber liegt nicht daran daß er gelobt werde. Auch sieht er weniger auf den Nutzen als auf die Schönheit. Er ist freigebig in vollem Maß und gern. Er liebt den Glanz im großen und wo es sich ziemt, sodaß das Werk des Aufwandes und der Aufwand des Werkes werth erscheint; denn ein großartig schönes Werk ist bewundernswerth, sei es ein Tempelbau, ein Volksfest oder eine Hochzeitfeier. Er selbst aber ist uneigennützig, und die Opfer die er bringt gleichen den Weihgeschenken die in den Hallen der Götter aufgestellt werden. Ebenso ist auch die Stelle in der Politik auf Alexander zu beziehen: Zwischen dem vorzüglichen und dem gewöhnlichen Menschen besteht derselbe Unterschied wie zwischen dem Schönen der Kunst und der Natur: dort findet sich in einem vereinigt was hier an viele vertheilt erscheint. Ist aber einer so überlegen an Tugend und Macht, daß Macht und Tugend aller übrigen keinen Vergleich zuläßt, so darf man ihn nicht als einen Theil des Staates betrachten, denn man würde ihm Unrecht thun, wollte man ihm gleiche Rechte mit andern ertheilen die ihm so ungleich sind. Ein solcher wäre ja billig wie ein Gott unter den Menschen anzusehen. Gesetze werden für die gegeben welche nach Geburt und Macht einander gleich sind; für jenen aber ist kein Gesetz gegeben, er ist sich selbst das Gesetz. Es wäre lächerlich wenn man ihn durch Gesetze binden wollte, und er würde eine Antwort geben wie der Löwe des Antisthenes, als die Hasen auf

Gleichberechtigung aller Thiere drangen. Man wird ihn nicht ausstoßen noch vertreiben können, aber doch auch nicht über ihn zu herrschen begehren; wäre es doch ähnlich als wollte man sich anmaßen über Zeus zu gebieten. Es bleibt also nur übrig, was auch naturgemäß geschieht, freiwillig sich ihm unterzuordnen, sodaß ein solcher der lebenslängliche König im Staate sei.

Alexander ließ den griechischen Städten die Verwaltung ihrer besondern Angelegenheiten, aber als Hüter des Friedens im Innern, als ihr Führer und Bundeshaupt faßte er nach außen ihre Kraft zusammen; er trat auf als Vollstrecker des gemeinsamen Volksbeschlusses den alten Kampf von Europa mit Asien siegreich für Hellas zum Ziele zu führen. Zum klaren Lebensblick und zur Staatsklugheit des Vaters gesellte sich bei ihm die Leidenschaft, das Orgiastische der Mutter, wie zur Bildung durch Homer die durch Aristoteles. Er opfert im Heiligthum des Protesilaos, der zuerst von den Achäern die troische Küste betreten hatte, zuerst gefallen war; er hält einen Wettlauf um das Grab des Achilleus, legt dort einen Kranz nieder und ruft mit lauter Stimme wie er den Heros beneide der vor allen Genossen der Tapferste gewesen und einen Sänger wie Homer gefunden. Und wie ein Held der Ilias stürmt er voran zum Einzelkampfe schon am Granikos, oder richtet bei Issos und Arbela seinen persönlichen Angriff auf die Stellen wo der Perserkönig steht, und jagt diesem in die unwegsamen Berge nach um ihn eigenhändig gefangen zu nehmen, oder er springt, der erste auf der Mauer, allein in die Stadt der Maller, oder er zieht dem Heer voran durch die Wüste, und gießt das ihm gebrachte Wasser in den brennenden Sand, weil doch nicht alle mit ihm trinken können. Ja wenn er nach der Eroberung von Gaza Batis, dem Vertheidiger der Stadt, die Füße durchbohrt und den nackten Leib des Tapfern an seinen Wagen bindet und unter dem Jubel des Heeres einherschleift wie Achilleus den Hektor, dann liegt auch uns das tadelnde Wort des Sängers auf der Lippe, „denn schreckliche Thaten ersann er". Alexander fühlt sich im lebendigen Zusammenhang mit der Mythe, mit der phantasievollen Religiosität der Ahnen, er läßt um den Brand Athens zu rächen die Athenerin Thais eine Fackel in die Hallen von Persepolis schleudern, und bringt das große Menschenopfer aller jener Milesier, die er als Nachkommen jener Branchiden fand, welche dem Xerxes den Apollotempel überliefert und dann ihm nach dem Innern Asiens

gefolgt waren, denn er glaubt sich berufen die Strafe Apollon's zur Sühne der Schuld der Väter an den Kindern zu vollstrecken; und als er selber in trunkenem Muthe gegen Kleitos, den Genossen und Lebensretter, die Todeslanze geschleudert, da verhüllt er das Haupt vor dem zürnenden Dionysos, der ihn durch die wilde That des Rausches für die Verheerung Thebens strafe.

Die Poesie des Kriegs erscheint aber in seinem Siegeszuge dadurch in ihrer Vollendung daß er mit diesem persönlichen Heldenmuthe zugleich die Besonnenheit des Feldherrn verband, daß er die Pläne mit der Voraussicht und der Genialität des Meisters entwarf, daß er mit seinem Geiste die Massen zu lenken verstand, jede Waffenart rasch nach ihrer Eigenthümlichkeit verwandte, und daß dabei doch die individuelle Tapferkeit sich zeigen konnte. Die ungeheuern Heere die er schlug, die fernen Länder die er im Flug eroberte, der glanzvolle Zauber seiner eigenen Erscheinung, das alles wirkte auf die Einbildungskraft der Hellenen, und mehr noch als diese selbst im Mythus und der Kunst hervorgebracht, bot hier das wunderbare Schauspiel der Wirklichkeit. „Alexander imponirt der Phantasie mehr als irgendeine Persönlichkeit des Alterthums durch die beispiellose Entwickelung alles dessen was wirkende Kraft bildet, sei es in seiner Eigenschaft als individueller Krieger oder als organisirender Kopf und Führer bewaffneter Massen; denn er imponirt nicht allein durch jenen blinden Ungestüm, den Homer dem Ares zuschreibt, sondern auch durch die kluge, methodische, allüberwältigende Zusammenfassung, wie sie Homer in Athene personificirt." So auch Grote, der sonst den Helden mehr vom Standpunkte des specifisch hellenischen Republikaners als von dem der Weltgeschichte aus beurtheilt und den Droysen'schen Lichtbilde gegenüber die Schatten stark aufträgt, sodaß die Würdigung die Schlosser gegeben in ihr Recht als die maßvoll gerechte eingesetzt erscheint. Dazu kommt nun daß seine Kriegszüge culturverbreitend waren. Ueberall gründete er Städte, Herde griechischer Gesittung, die sich von ihnen aus auf die Umgegend fortpflanzte; er öffnete dem Verkehr der Waaren wie der Gedanken neue Bahnen, er erweiterte den Gesichtskreis der Menschen für ihre Handelsunternehmungen wie für ihre Naturbetrachtung. Aegypten und Babylon, Persien und Indien lagen jetzt erst mit ihrer alten Cultur offen vor dem Auge der Griechen da, was sie errungen es konnte jetzt ganz und voll in einen allgemeinen Bildungsstrom sich ergießen. Der Eroberungszug war

zugleich eine wissenschaftliche Expedition, er sollte die Länder und Meere mit ihren Erzeugnissen wie eine große Entdeckerfahrt kennen lehren und die Völker miteinander vertraut machen; der Krieger war von Künstlern und Gelehrten begleitet. Wir sehen hier die Einwirkung des Aristoteles, aber Alexander überragt seinen Lehrer durch die ihm eigenthümliche Idee der Menschheit. Denn er wollte Asien nicht den Griechen unterwerfen, sondern es mit Europa verbinden und verschmelzen. Wie er den gordischen Knoten zerhauen, so zertrümmerte er zuerst die Schranken der Nationen mit dem Schwerte, dann aber wollte er sie zu einem Weltreich vereinigen, und nicht sowol der Eroberer als der König von Asien sein. Er that es äußerlich kund, wenn er zwar noch mit seinen Makedóniern als der Erste unter Gleichen im Feld wie beim Becher verkehrte, aber zugleich persische Gewandung anlegte und die orientalische Sitte knieender Huldigung annahm, oder wenn er ein großes Vermählungsfest der Völker feierte, als er Statira, die Tochter des Darius heirathete, und seine Krieger mit den schönsten Perserinnen Hochzeit machen ließ. Das verdachten ihm viele, welche über die Barbaren herrschen, sich aber nicht mit ihnen verbinden wollten. Um so schwärmerischer liebte Alexander den Hephästion, der auf diese Idee einging, während er mit Erbitterung sich von andern seiner Genossen lossagte, und mit leidenschaftlicher Gewalt die welche seinen Ruhm antasten, seinen Gedanken sich widersetzen wollten, dem Tod weihte. Noch hatten die Griechen sich nicht dazu erhoben den Menschen zu achten, weil er Mensch ist; aber erst die Idee der Menschheit, deren gleichberechtigte Glieder die einzelnen Völker sind, konnte eine wahrhaft humane Cultur begründen, während das Hellenenthum auch darin einen Keim des Verderbens in sich trug daß es auf der Unterlage der Sklaverei seine Gemeindefreiheit aufbaute, wodurch im Ganzen Barbarei und schöne Gesittung nebeneinander zu Tage traten. Alexander aber hat dem Christenthum den Boden bereitet, das nach der Scheidung der Völker das Urbild des Menschen und der Menschheit wiederherstellte. Das staatliche Leben der griechischen Städte war zerfallen oder zum Untergange reif; da öffnete Alexander den Individuen einen neuen Lebenskreis, und in Asien wurden sie die Keime einer zukunftsreichen Gärung, während sie zu Hause nur zersetzend gewirkt hätten; Kräfte, die sich in heimischen Parteikämpfen aufrieben, wurden in den frischen Boden verpflanzt und trieben dort blüten- und fruchtbringend

empor. Die Völker lernten einander verſtehen und fanden in der griechiſchen Sprache ein gemeinſames Organ der Mittheilung für eine allgemeine Bildung, wie ſolche die alte Welt abſchließen und der Ausgangspunkt eines neuen Lebens werden ſollte.

Alexander aber zahlte den Tribut menſchlicher Schwäche gerade als er ſich göttliche Ehre anmaßte, indem er um die Idee allgemeiner Menſchheit durchzuſetzen ſelber unmenſchlich handelte, und gegen Philotas, gegen Parmenio wie ein orientaliſcher Despot, nicht nach freier und edler Hellenenart verfuhr. Mit ganzer Seele in der alten Heroenwelt lebend mochte er leicht auch ſich ſelber für göttlichen Geſchlechts erachten; ſeine Thaten, ſein Glück, die Gunſt des Himmels nährten und bekräftigten in ihm und im Volke dieſen Gedanken; ward doch auch Platon für einen Sohn Apollon's erklärt, und lag es doch im Zug und Drang der Zeit die wahre Einheit göttlicher und menſchlicher Natur verwirklicht zu ſehen, Gott als den Vater, uns als die Kinder zu erkennen. Die aſiatiſchen Völker wie die Aegypter waren gewohnt ihre Könige göttlich zu verehren; Alexander ging ſtaatsklug darauf ein, da er ſich vom Orakel des Ammon als Sohn des Zeus begrüßen ließ. Aber er berauſchte ſich zugleich im unbeſchränkten Machtgefühl und im ununterbrochenen Glück; ſeine Größe führte ihn zur Ueberhebung, wie er die Grenzen Griechenlands überſchritt, ſo vergaß er das Maß, das ſeit Solon's Zeit ein Kennzeichen des echten Griechenthums war, und nahm Schaden an ſeiner Seele. Nicht daß er, in Ueppigkeit verweichlicht, ſich zu Tode geſchwelgt hätte; er blieb körperlicher und geiſtiger Anſtrengung hold und ſtark unter weitgreifenden Entwürfen; aber Schmeichler erſetzten ihm die Freunde, und wenn auch die Griechen bald voll Selbſterniedrigung viel kleinere Männer als ihn abgöttiſch verehrten, ſo gab doch er dem Kalliſthenes Gelegenheit zu einem Märtyrerthum für Freimuth und Menſchenwürde, und noch jüngſt dem deutſchen Geſchichtſchreiber Schloſſer Veranlaſſung zu dem Worte daß er die Welt hätte retten und glücklich machen können, wenn anders es das Schickſal je gewollt daß das Heil von den Reichen und Mächtigen ausgehe; ein Hirte, eines Zimmermanns Sohn, einige arme Fiſcher heilen die Wunden welche der Stolz und die Härte der Gewaltigen der Menſchheit geſchlagen.

Nur im Jahrhundert des Kolumbus erfolgte eine ähnliche Erweiterung des Geſichtskreiſes für die Culturvölker wie durch Alexander den Großen; es konnte nicht fehlen daß — mit

W. von Humboldt zu reden — „die Welt der Objecte mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenübertrat", es lag nahe daß die empirische Forschung nach den Thatsachen im Gebiete der Natur und der Geschichte, daß die Gelehrsamkeit in der Beherrschung der Stoffesfülle und daß deren systematische Ordnung und Zurückführung auf die obersten Principien des Seins und Denkens als Aufgabe des Geistes erkannt und damit die Wissenschaft als solche eigentlich für die Menschheit begründet wurde. Und der Genius hierfür war rechtzeitig geboren, Aristoteles der Allumfassende, il maestro di color che sanno, der Meister der Männer der Wissenschaft, wie ihn anderthalb Jahrtausend später Dante genannt hat.

Platon, der Künstler, bezeichnete uns den Gipfel und Abschluß des national-hellenischen Philosophirens; sein Schüler, zur Selbständigkeit herangereift, beginnt nach Form und Inhalt ein kosmopolitisches, allgemein menschliches Erkennen; wie Alexander überschreitet er die Grenze des eigenthümlich griechischen Wesens um ein Universalreich zu gründen. Die Natur wie der Staat, die Formen des Denkens wie des Dichtens, das Sinnliche wie das Uebersinnliche zieht er in den Kreis seiner Beobachtung, überall zugleich Empiriker, zugleich speculativer Philosoph. Das Schöne als das Gute in vollendeter Gestalt war das Höchste für Platon, Aristoteles strebt nach der Wahrheit, der richtigen Erfassung von jeglichem nach seiner Art; um das Gegenständliche in seiner Wirklichkeit, das Reale in seiner Besonderheit ist es ihm zu thun, nicht um den Glanz und Reiz der Darstellung, die von der Einheit der Idee beginnt und dem Rhythmus, der Harmonie ihrer Entfaltung alle Erscheinungen unterordnet und einfügt. Er ist ein unermüdlicher Sammler der Thatsachen wie der Lehrmeinungen; dann fängt er an sie kritisch zu untersuchen, Schwierigkeiten und Zweifel aufzuwerfen, um deren Lösung sich zu bemühen und vom Mannichfaltigen und Gegebenen aus seine Schlüsse auf die Principien und auf den Grund und Zweck der Welt zu machen. Ihn beschäftigt so gleichmäßig wie keinen vor und nach ihm das Daß und das Was, das Wie und das Warum der Dinge. Die allgemeinen Wahrheiten der Vernunft und die besondern Gegenstände der Erfahrung sind es zwischen denen sein Denken sich hin- und herbewegt, aufsteigend von diesen zu jenen, aus jenen diese wiederum ableitend, sodaß dies Zusammenschließen des Einen und Vielen oder der wissenschaftliche Beweis die Seele

ſeiner Thätigkeit iſt, einer Thätigkeit die er nicht blos übt, ſondern ſofort auch unterſucht, auf Regeln bringt und beſchreibt: er iſt der Vater der Logik, der Lehre von einem methodiſchen Denken und Erkennen, und gerade die Bildung der Vernunftſchlüſſe beſchäftigt ihn vornehmlich, die der Begriffe und Urtheile mehr nur inſofern ſie Elemente des Schluſſes ſind. Nüchtern in ſeiner Beobachtung, verſtandesſcharf in ſeiner unterſcheidenden Auffaſſung und Würdigung der Dinge ſteht er als Realiſt dem dichteriſchen Idealiſten Platon gegenüber, aber er bleibt mit ihm auf dem gleichen Grunde den Sokrates gelegt, die Idee iſt auch ihm das wahre Sein, nur daß er ſie nicht als das über die ſinnlichen Erſcheinungen erhabene Muſterbild betrachtet, ſondern ſie in ihnen ſelbſt verwirklicht, das Eine im Vielen gegenwärtig ſieht. Das Weſen iſt für Ariſtoteles nicht der allgemeine Begriff, ſondern ſtets ein Einzelnes, das Subject iſt ihm das Subſtantielle, der Träger der allgemeinen Beſtimmungen, der Geiſt iſt ihm nicht das Product, ſondern das Producirende der allgemeinen Gedanken, der ewigen Wahrheiten, die er erkennend ſich zum Bewußtſein bringt. Ariſtoteles flüchtet nicht in eine jenſeitige Ideenwelt, er will im Dieſſeits heimiſch ſein, er will die Vernunft in der Wirklichkeit, im Weltall wie im Menſchen, als das Göttliche erkennen, das Vernünftige, das Zweckmäßige in jedem Weſen auf beſondere Art dargeſtellt ſehen, Suidas nennt ihn ſchon den Schreiber der Natur, der ſeine Feder in den Geiſt taucht.

Den alten Streit über den Vorzug des Platon oder Ariſtoteles hat bereits Rafael in der Schule von Athen geſchlichtet; da malte er beide im Mittelpunkte des Bildes nebeneinander, Platon als Greis, begeiſtert mit erhobener Rechten gen Himmel deutend, Ariſtoteles als kräftigen Mann, feſt und klar auf die Erde gerichtet. Aehnlich charakteriſirt ſie Goethe in der Geſchichte der Farbenlehre, einem zu wenig bekannten Meiſterwerke, das in der Entwickelung einer beſondern Wiſſenſchaft den ganzen Culturgang der Menſchheit ſpiegelt: „Platon verhält ſich zur Welt wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowol darum zu thun ſie kennen zu lernen, als ihr dasjenige was er mitbringt und was ihr ſo noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen mehr um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach den Höhen mit Sehnſucht ſeines Urſprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles was er äußert bezieht ſich auf ein

ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er in jedem Busen anzuregen strebt. Aristoteles steht dagegen zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden bis er Grund findet. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf, und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Platon einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich den Himmel sucht."

Bleiben wir im Goethe'schen Bilde, so ist Gott die Spitze und die Materie die Basis der Pyramide des Aristoteleischen Systems. Aber wie er überhaupt größer ist in der Einzeluntersuchung, in der Erforschung des Besondern, als in der einheitlichen Entwickelung eines organischen Ganzen, so zieht sich immerhin ein Dualismus von Stoff und Form, von Gott und Welt durch seine Schriften. Wenn er auch einmal erklärt daß Gott als ewiges Leben und ewige Thätigkeit wie das Ziel so auch der Anfang und die Ursache von allem sei, daß er alles erfülle, und daß an einem solchen Princip der Himmel hange und die ganze Natur, so hat er doch nirgends nachgewiesen wie die Einzelwesen entweder die Schöpfung oder die Selbstbesonderung des Einen seien, so erfaßt er doch Gott als rein bestimmende Kraft und Wirksamkeit, und setzt das Bestimmbare, das nur Vermögen oder Möglichkeit ist, und durch ihn zur Wirklichkeit kommt, ihm gegenüber als die ewige Materie, den Grund der Natur. Die volle Wirklichkeit, das in sich vollendete Wesen, dessen Thätigkeit ihr Ziel gefunden hat, hebt allerdings den Gegensatz von Form und Materie auf, an sich aber sind beides Principien, die Form das Bestimmende, und die Materie die stoffliche Grundlage, die durch Aufnahme der Form erst ein bestimmtes Etwas wird. Die Ineinsbildung von Form und Materie, die Gestaltung des Bestimmungslosen, die Entwickelung dessen was nur Anlage ist, die Verwirklichung der bloßen Möglichkeit geschieht durch die Bewegung, und das erreichte Ziel, die Vollendung des Seins ist zugleich der einwohnende und leitende Zweck des ganzen Processes, das Letzte dadurch zugleich das Erste und der Grund. Die erste Ursache aller Bewegung aber ist ein ewiger Beweger, der selber in sich unbewegt alles an sich zieht, weil er das Gute, das Vollkommene ist, das von allem begehrt wird, sodaß die Liebe zu ihm,

das Streben nach ihm hin das Werden und die Bewegung der Dinge hervorruft.

Gottes Wesenheit ist das Gute, das Vollkommene, in ewiger Thätigkeit sich selber erfassend und erkennend; er ist die Vernunft, die alle Wahrheit in sich enthält und anschaut, sein Wissen ist Selbstbewußtsein. Das Erkennende und Erkannte ist eins in ihm; Gott ist Geist, Leben und Seligkeit, ruhend im Anschauen seiner eigenen Vollendung. In diesem erhabenen Begriffe gipfelt die Metaphysik des Aristoteles. Sie untersucht die Urmomente die allem Sein zukommen, und stellt vornehmlich die vier Principien auf, Materie und Form, Bewegung und Zweck; sie will das Allgemeine nicht neben, sondern in dem Besondern, das Eine im Vielen haben. Die allgemeine Vernunft vernimmt sich selbst, und ist dadurch Subjectivität, sich selbst erfassende Einzelheit, Persönlichkeit. Aristoteles ist der erste wissenschaftliche Begründer des Theismus, aber indem er Gott als reine Denkthätigkeit erfaßt, deren Wollen und Erkennen nicht auf ein Anderes gerichtet ist, sondern immerdar nur sich selber betrachtet, indem er das Naturprincip, das Mögliche, Materielle, Werdende, von ihm ausschließt und das besondere Leben in seiner Fülle nicht aus seinem Wesen und Willen entwickelt, sondern ihn nur wie einen Magneten es an sich heranziehen läßt, so steht doch wieder das Eine neben dem Vielen, und ist die Thätigkeit der göttlichen Vernunft, wie Zeller mit Recht bemerkt, ein absolut eintöniges, durch keinen Wechsel und keine Entwickelung belebtes Denken ihrer selbst. Nur wenn das Eine zugleich Geist und Natur, die Energie des Bestimmens und die Empfänglichkeit des Bestimmbaren, die die aus sich selbst quellende Lebensfülle des Unbewußten und die Klarheit des Bewußtseins, des Selbsterkennens ist, nur wenn Gott zugleich in Allem seine eigene Unendlichkeit werdend entfaltet und über Allem in seiner einen ewigen Wesenheit sich selbst erfaßt, lösen sich die Schwierigkeiten und ergänzen sich die Mängel und Lücken, die auch bei Aristoteles geblieben sind. Er hat die volle Wahrheit im Sinne, wenn er den Menschen des göttlichen Geistes theilhaftig sein läßt, wenn er in der einen Vernunft das gleiche Gesetz anschaut, welches das Weltall, den Menschen und den Staat beherrscht und zum Guten lenkt, wenn er den innigen Zusammenhang aller Dinge, auch der kleinsten, hervorhebt, der sie zur Einheit verbindet; ja er wirft die Frage auf, ob das Weltall das Gute und Beste, das Göttliche in sich trage als ein von den

Dingen abgelöst und für sich bestehendes Wesen, oder ob es blos in der Ordnung der Dinge beruhe, nur die natürliche und sittliche Weltordnung sei, und fügt das Rechte in einer weitern Frage hinzu: Oder sollte es sich nicht vielleicht auf beiderlei Weise zugleich darin vorfinden? Das ist z. B. bei einem Heere der Fall, wo sowol die Ordnung als der Feldherr das Gute darstellt und zwar dieser vorzugsweise, insofern nicht die Ordnung den Feldherrn schafft, sondern dieser die Ordnung.

Daß Aristoteles übrigens seinen Zögling gerade in diese Tiefe des reinen Denkens eingeführt und dadurch dessen Geist befreit und zur vollen Selbstmacht entwickelt, beweist ein Brief den der Held aus Asien an den Weisen schrieb: warum er die metaphysischen Untersuchungen veröffentlicht habe, die sie Beide zusammen durchgemacht? Aristoteles antwortete: sie seien herausgegeben und auch nicht herausgegeben; — bis auf den heutigen Tag ein Buch dessen Siegel nur die eigene freie Geistesarbeit löst.

Wenden wir uns zur Natur, so hat Aristoteles das ganze Universum zum Gebiete seines Studiums, und seine Werke überliefern uns die Summe der Kenntnisse welche das Alterthum bis dahin in Bezug auf das Unorganische wie das Organische erworben hatte, vermehrt mit einer staunenswerthen Fülle eigener Forschungen und den Lichtblitzen genialer Gedanken. Nichts ist ihm geringfügig, auch im scheinbar Unbedeutendsten offenbart sich die Schöpferkraft gar herrlich und wunderbar zu unversieglicher Freude dessen der sie zu ergründen strebt. Vornehmlich ist seine Naturgeschichte der Thiere zu nennen, welche durch die Heereszüge Alexander's bereichert worden sein soll; mit welcher Feinheit Aristoteles Fische des Mittelmeeres zergliederte, haben selbst in unsern Tagen Johannes Müller und Siebold staunend durch eigene Arbeiten bezeugt. Treffend unterscheidet der Denker alles Natürliche von dem Künstlichen oder Gemachten, indem jenes sich aus sich selbst bewegt und entwickelt, seinen Grund und Zweck in sich selber hat; wenn die Form einer Statue das eigene innere Princip des Steins wäre, dann wäre sie Natur. Der Begriff immanenter Zweckmäßigkeit ist eine der großen Errungenschaften seines Geistes. Die der Welt einwohnende Vernunft erweist sich dadurch daß jedes Wesen seinem Begriffe gemäß gebildet wird, daß alles Besondere aus einer innern Einheit hervorgeht, das Ganze früher ist als die Theile, daß um des Besten und Vollendeten willen die

Entwickelung und Gliederung vor sich geht, und das was am Ende erscheint auch das Ursprüngliche war, dessen Selbstverwirklichung eben das Wirkliche ist. Gott und die Natur thun nichts zwecklos. So denkt sich Aristoteles die Natur durch innere Kraft bewegt und geformt, alles ist ihm beseelt, und in einer Bewegung die immer war und immer sein wird, besteht das Leben der Welt, eine stufenförmige Ueberwindung der Materie durch die Form, eine immer höhere Herausgestaltung der vernunftgemäßen Anlagen. Und in diesem Gedanken eines Emporgangs, glaube ich, begegnen sich gegenwärtig die Philosophie und die Naturforschung, um sich die Hand zu einem neuen Bunde zu reichen, eine neue Naturphilosophie zu begründen.

Wie Gott Einer ist, so erscheint auch das Weltgebäude zu einem Ganzen geordnet, vom unbewegten Beweger immerdar bewegt. Der kugelgestaltige Himmel umschließt die Erde; unvergänglich, gleichförmig im Kreise bewegt, nur aus Einem Stoffe, dem Aether bestehend, ist der Fixsternhimmel ohne Wechsel und Werden ein beseeltes in sich einiges Wesen, und ihm ähnlich die unter ihm geschichteten Sphären der fünf Planeten, der Sonne und des Mondes. Vom Himmel kommt die Bewegung für die Erde, das Reich des unterschiedenen und wandelbaren Seins. Auch die Planeten, wiewol ihre Bewegung durch gegenseitige Einflüsse schon Störungen erfährt, gehören noch zum Göttlichsten unter dem Sichtbaren, sie sind leidenlos und in sich vollendet, und darum nicht mit Unrecht von der Vorzeit, welche die ersten Wesenheiten für besondere Götter ansah, göttlich verehrt worden. In der Mitte unter den himmlischen Sphären liegt die Erde; hier scheidet sich das Eine in die vier Elemente der Erde und des Wassers, der Luft und des Feuers, die nicht unzerlegbare Stoffe, sondern Grundformen der Materie sind als das Feste, Flüssige, Gasförmige und endlich als Licht und Wärme. Hier waltet statt des ewigen Seins ein ewiges Werden im ununterbrochenen Kreislaufe von Entstehen und Vergehen im Wechsel der Formen. Wir gedenken dieser Vorstellungen, weil sie von Aristoteles aus auch das Mittelalter beherrscht haben.

Daneben fand sich bereits der Schluß auf eine geistige Schöpfermacht aus der Schönheit und Größe der Welt, der uns so geläufig geworden in einer der verlorenen Schriften des Aristoteles, aus der ihn Cicero zum Beweis des goldenen Stromes seiner Rede gerettet hat: „Wenn es Wesen gäbe die in den Tiefen

der Erde immerfort in Wohnungen lebten welche mit Statuen und Gemälden und allem dem verziert wären was die für glücklich Gehaltenen in reicher Fülle besitzen; wenn dann diese Wesen Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter, und durch die geöffneten Erdspalten aus jenen verborgenen Sitzen herausträten an die Orte die wir bewohnen; wenn sie urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkennten, die Sonne bewunderten in ihrer Größe, Schönheit und lichtausströmenden Wirkung; wenn sie endlich, sobald die einbrechende Nacht die Erde in Finsterniß hüllt, den Sternenhimmel, den lichtwechselnden Mond, den Auf- und Untergang der Gestirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: so würden sie wahrlich aussprechen es gebe Götter und so große Dinge seien ihr Werk." Hier haben wir in Gedankenform was uns der 104. Psalm der Hebräer in der Sprache des religiösen Gefühls verkündigt. — Die anorganische Natur selbst ist Stoff und Mittel für die Seele, die als organisirende Lebenskraft formgebend, bewegend, sich selbst verwirklichend die Organismen hervorbringt, deren inneres Wesen und Zweck sie selber ist. Aristoteles unterscheidet drei Stufen der seelischen Wesenheit, von denen aber die höhere stets auch die untern in sich erhält. Nur ernährend, den Körper gestaltend, erhaltend und fortpflanzend ist die Seele der Pflanze; der Organismus des Thiers gewinnt im Herzen einen Mittelpunkt, wird dadurch eigener Bewegung fähig, und seine Seele ist zugleich auch Empfindung, Selbstgefühl; im Menschen erhebt sie sich zum Selbstbewußtsein und ist zugleich leibgestaltende Lebenskraft, sinnliches Gefühl und Denken. Der vernünftige Geist ist allerdings leidend in uns insofern er die Einflüsse der Außenwelt erfährt, ihre Eindrücke aufnimmt, aber thätig insofern er sie denkend bearbeitet und die allgemeinen Wahrheiten der Ideen aus sich selbst hervorbildet, in das Licht des Bewußtseins erhebt. Der Geist ist das Göttliche und Unsterbliche in uns. Aber obwol Aristoteles in der Seele das Einheitsband von Sinnlichkeit und Vernunft gefunden, sie als Mikrokosmos erfaßt, ja den Menschen als Mittelpunkt und Zweck der Schöpfung erkannt hat, in welchem der Gedanke des göttlichen Denkens hienieden zum Bewußtsein kommt, so verfällt er doch auch hier wieder dem Dualismus, wenn er den Geist von außen wie durch eine Thür zur Seele gelangen läßt, und wenn er nur in der Vernunft, nicht

im Leben überhaupt der Gemeinsamkeit des Göttlichen und Menschlichen erblickt.

Wie die Vernunft und das Gute im Weltall und in der Seele walten, so sollen sie auch durch das menschliche Handeln verwirklicht werden in der Sittlichkeit des Einzelnen wie in dem Staat und seiner Ordnung. Denn der Mensch ist von Haus aus ein politisches Wesen und kann nur in der Gemeinsamkeit seine Bestimmung erreichen. Diese ist die Glückseligkeit, und sie besteht in der naturgemäßen Thätigkeit, welche in einem vollendeten Leben ihr Ziel findet. Der Mensch ist frei, Herr seiner Handlungen; der Werth derselben liegt in der Gesinnung, das eben ist die Vernünftigkeit daß man ohne sie nicht sittlich gut und ohne Sittlichkeit nicht vernünftig sein kann. Tugendhaft ist wer mit vernünftiger Einsicht handelt, das Rechte mit dem Bewußtsein daß es recht ist thut. Das Rechte aber ist das wahre Maß zwischen den Extremen des Ueberschusses und Mangels, die höhere Mitte zwischen zu wenig und zu viel, wie der Muth in Bezug auf Tollkühnheit und Verzagtheit, die Freigebigkeit in Bezug auf Verschwendung und Geiz. Jeder Einzelne aber ist Glied eines Ganzen, des Volks oder Staats, und in dieser Hinsicht besteht das Gute in dem Willen dem Gesetz des Ganzen zu dienen, für das Wohl der Gesammtheit zu wirken. Darum sind alle Verfassungen gut welche hierauf zielen, Königthum, Aristokratie, Demokratie, je nach Maßgabe der Eigenart und der Bildungsstufe der Völker, aber alle Verfassungen schlecht wo Einer oder Mehrere oder Alle ihre Selbstsucht an die Stelle des Gemeinwohls und die Gesetze stellen. Denn das Gesetz ist der wahre Herrscher. Für das Beste gilt dem Denker eine Verfassung in welcher das Einheitliche der Monarchie mit der gebührenden Ehre und dem Einflusse der vorzüglichern Bürger und mit der Theilnahme aller am Staate verbunden werde, ein weissagendes Wort und ein Blick in die Zukunft, uns wiederum ein Zeugniß daß ein vernunftgemäßer Fortschritt in der Geschichte was früher nur Idee war später verwirklicht.

Doch ist dem Aristoteles nicht mehr das politische Leben das Höchste, vielmehr ist ihm die denkende Betrachtung das Süßeste und Beste. Wie wir Krieg führen um des Friedens willen, so widmen wir uns den Geschäften um des Glückes der Muße willen; die Liebe zur Weisheit gewährt den edelsten Genuß, wundervoll nach seiner Reinheit wie nach seiner Dauer. Ist der

Geist das Göttliche im Menschen, dann gilt uns auch das Leben in Ideen für ein göttliches Leben. Das einem jeden seiner Natur nach Angemessene ist für ihn das Höchste und Angenehmste, folglich dem Menschen das geistige Leben; und dies ist auch das glückseligste. Man muß aber als Mensch und Sterblicher die Gedanken nicht blos auf Menschliches und Sterbliches richten, sondern so weit es erreichbar im Unsterblichen leben, und alles thun was dem Höchsten in uns entsprechend ist.

Wir haben auch einige Gedichte von Aristoteles. Ein Epigramm rühmt von seinem Lehrer Platon daß er durch sein Leben den Weg gewiesen wie der Mensch zugleich gut und glücklich wird. Diese Verbindung des Innern und Aeußern ist so echt griechisch und aristotelisch, daß wir neben dem berühmten Gedicht zur Todesfeier für Hermias von Atarneus auch einige Verse, die sowol ihm als dem Aeschylos zugeschrieben werden, lieber dem Philosophen als dem Tragiker beilegen.

An die Tugend.

O Tugend, Sterblichen schwer errungne,
Der Lebensarbeit schönster Preis,
Für deine Lieblichkeit, Jungfrau,
Ist der Tod ein beneidet Geschick in Hellas,
Ist es der Kampf mit Noth und Gefahren.
Solch unsterbliche Frucht legst
Du in das menschliche Herz, die über Gold geht,
Ueber die Ahnen und süße Schlummerruhe.
Dir zu lieb hat der Leda Geschlecht, und Herakles, Zeus' Sproß,
Vieles ertragen, durch Thaten
Jagend deiner Herrlichkeit nach!
Deiner verlangend auch ging Achilleus und Aias zum Hades ein,
Deine geliebte Gestalt auch war's die Atarneus Bürger
Dem Glanz der Sonne nun entrückt hat.
Drum ihn, den Thatenberühmten,
Soll unsterblich erheben das Lied der Musen,
Der Töchter Mnemosyne's,
Zum Opferschmucke des gastlichen Zeus und zu bleibender Freundschaft Ehre.

An das Glück.

Göttin des Glücks, du der Welt
Anfang und Ende, du wirkest den Rath der Weisheit,
Windest den menschlichen Thaten den Kranz des Ruhmes,
Zeugst des Erfreulichen mehr denn des Traurigen,
Lächelnder Liebreiz strahlt um die goldnen Flügel dir hell,

Alles Geſchenk aus deiner, der wägenden Hand allerfreulich erſcheint's,
Du erſpähſt den Bekümmerten Wege zu neuem Heil,
Bringſt hellleuchtendes Licht in die Nacht, du liebliche hohe Gottheit!

Alexander und die bildende Kunſt. Lyſippos, Apelles.

Alexander's Wunſch einen Homer zu finden iſt nicht unerfüllt geblieben; zwar war kein zeitgenöſſiſcher Dichter auch nur entfernt dem Helden gewachſen, aber der überwältigende Eindruck ſeiner Perſönlichkeit und ſeiner Thaten erregte die Volksphantaſie zur Sagenbildung, die noch in Alexandrien ihre ſchriftliche Niederſetzung erhielt im Romane des ſogenannten Kalliſthenes, und von dieſer Proſaform aus in der Poeſie des Mittelalters im Orient und Occident wieder auflebte, als Firduſi in Perſien und Lamprecht in Deutſchland das hiſtoriſche Epos von ſeinem Leben ſangen, deſſen wir dann ſpäter gedenken werden. Aber die bildende Kunſt erwies ſich auch hier als der eigentlichſte Ausdruck des Griechenthums, indem ſie allein dem Gehalte der Gegenwart die entſprechende Form gab. Muſiker und Schauſpieler haben den Eroberer auf ſeinen Zügen begleitet; die Ilias, die vorzüglichſten Werke der attiſchen Dramatiker nahm er auf ſeine Züge mit, und in dem Bildhauer Lyſippos, in dem Maler Apelles, dem Steinſchneider Pyrgoteles fand er die Künſtler die ſeinen Geiſt in den Formen ſeines Angeſichts und Körpers ſo vollgenügend auszuprägen verſtanden daß er nur von ihnen und nach ihren Werken dargeſtellt ſein wollte. Schon Winckelmann hat behauptet daß Alexander als ein Theil der Kunſtgeſchichte zu betrachten ſei, weil er aus eigenem Antrieb der größte Beförderer der Kunſt geweſen den die Welt geſehen, und an deſſen Freigebigkeit alle Künſtler ſeiner Zeit Antheil genoſſen. Allerdings förderte er die Kunſt als König, der von ihr verherrlicht ſein wollte, der den Anſtoß gab daß ſie aus dem religiöſen Gebiet zur weltlich hiſtoriſchen Darſtellung ſich allmählich hinwandte. Indeß die griechiſchen Götterideale waren ja geſchaffen und wo für neue Tempel neue Bilder verlangt wurden, da blieben die Künſtler dem einmal gefundenen Vollendeten getreu, und gaben der Statue etwa nur eine impouirendere Größe, eine bewegtere Haltung. Der Glaube

an dieſe phantaſiegeſtalteten Götter erloſch bei den Gebildeten, die bald das eine Göttliche in ihren vielfältigen Formen wie zu farbigen Strahlen gebrochen ſahen, bald ſie für Allegorien von Naturvorgängen und Seelenſtimmungen oder für vergötterte Menſchen hielten. So berichtet denn Plinius bedeutungsvoll genug daß Lyſippos ein Viergeſpann mit dem Sonnengott gebildet, indem er die Roſſe ſtatt des Lenkers voranſtellt; ſo gab Apelles dem Alexander die Attribute des Zeus, und während man früher die charakteriſtiſchen Züge der Menſchennatur rein hervorhob und für die Götter harmoniſch durchführte, ſo wurden jetzt Menſchen nach ihren Typen idealiſirt und vergöttert; die herrliche Alexanderbüſte des Kapitols, verklärt in dem apolliniſchen Ausdruck ſiegsfreudiger Begeiſterung, trug um die wallenden Locken, die Strahlenkrone der Sonne. Daneben macht ſich dann der reflectirende Verſtand geltend, und es begegnet uns die erſte Allegorie in der griechiſchen Kunſt, wenn Lyſippos den Kairos, die Gunſt des Augenblickes, nicht blos als zarten Jüngling geflügelt auf einer Kugel mit flatterndem Stirnhaar und glattem Hinterkopfe darſtellt, was alles noch den Begriff unmittelbar veranſchaulicht, ſondern ihm auch eine Wage und ein Schermeſſer in die Hände gibt, um an die Sprichwörter zu erinnern daß das Glück auf der Schärfe des Schermeſſers ſchwebe, daß auf ſeiner Wage die Zunge ſelten einſtehe, Beziehungen die ſich dem Auge und der Empfindung in der Form der Dinge nicht kundgeben, die äußerlich den Gegenſtänden angeheimnißt ſind und nur durch Nachdenken gefunden werden können. Hätten wir nur ſolche Erſcheinungen, dann könnte von einem einbrechenden Verfall der Kunſt geſprochen werden; aber auf andern Gebieten findet ſie für den neuen Gehalt die entſprechende Form, und indem beides ſich deckt, haben wir die Befriedigung des vollendeten Seins, der Schönheit, in Meiſterwerken, deren Art allerdings eine andere als zu Perikles' Zeit, aber ihrem Zwecke nicht minder gemäß iſt. Das Heroiſche ward durch Alexander mit einer Macht verwirklicht welche die mythiſche Dichtung der Vorwelt überbot; ſo fand es nun in der Plaſtik durch das Ideal des Herakles ſeine muſtergültige Darſtellung. Große Perſönlichkeiten machten ſich in ihrer Eigenthümlichkeit mit der Beſonderheit ihres Denkens und Wollens geltend, und ſo ward nun das Individuelle nach ſeiner Originalität aufgefaßt, in ſein eigenes Ideal erhöht; die Kunſt des Porträts weiß nicht blos die großen Männer der Gegenwart leiblich zu

verewigen, ſie weiß auch nach dem Eindruck ihrer Werke und ihres Lebens die Geiſteshelden früherer Tage mit ſo individueller Wahrheit aus der ſchöpferiſchen Phantaſie zu geſtalten, daß wir ſie heut noch wie perſönliche Bekannte begrüßen, ich erinnere hier nur an die Büſte Homer's.

Die weiten Räume die Alexander durchzog, die fernen Länder die er eroberte, die wuchtvollen Maſſen mit denen er wirkte, machten vornehmlich auch den Eindruck des äußerlich Großen, welches das gewohnte Maß überſchreitet, und die Kunſt ward dadurch zum Koloſſalen hingeführt, das neben der innern Bedeutung ſchon durch die Maſſe überwältigend wirkt. Nicht minder ward ſie der Entfaltung königlicher Pracht dienſtbar, und hier lag denn allerdings eine Gefahr der Ausartung. Zwar wies Alexander den Plan des Dinokrates zurück, der den Berg Athos zu ſeiner Bildſäule geſtalten wollte, die mit den Füßen im Meer ſtehend und mit dem Haupt in die Wolken ragend in der rechten Hand eine Stadt tragen und aus der Opferſchale in der linken einen Fluß ausgießen ſollte. Aber der Scheiterhaufen des Hephäſtion und ſein eigener Leichenwagen bewieſen hinlänglich wie der Pomp orientaliſcher Ueppigkeit vom einfach Schönen ins Ueberladene verfiel und die Kunſt zu eitelm Zierrath und vergänglichem Prunk verwandte. Auf einem Unterbau von 600 Fuß im Quadrat erhoben ſich nach Art der aſſyriſchen Stufenpyramiden fünf Etagen, jede in der Höhe von 40 Fuß, jede mit Bildwerken und Draperien bekleidet, die Baſis vornehmlich mit Schiffsſchnäbeln verziert die erſte Etage mit koloſſalen Fackeln, an deren Fußende ſich Drachen aufrichteten gegen die Adler, die oben an der Flamme ſchwebten, die zweite Etage mit einem großen Jagdfries, die dritte mit Kentaurenkämpfen, die vierte mit Gruppen von Löwen und Stieren, die fünfte mit Waffen der Makedonier und der Aſiaten. Dazwiſchen ſtanden hoch oben Syrenenfiguren, die innerlich hohl waren und die Sänger aufnahmen die das Todtenlied anſtimmten. Die Koſten von alle dem werden auf 12 Millionen Thaler veranſchlagt. Und all dieſe Pracht ward den Flammen übergeben um den Leichnam des Hephäſtion zu verbrennen.

Wie Ariſtoteles neben der Wirklichkeit die frühern Philoſophen, ſo ſtudirte Lyſippos neben der Natur die bedeutendſten Meiſter der vorhergehenden Epoche, ohne gerade eines Einzelnen Schüler zu ſein. Er bewahrte die ſtilvolle Gediegenheit, die der Sache gerecht wird, neben dem Streben nach Naturwahrheit, nach

gefälliger Form und effectvoller Schönheit. Sein Kunstcharakter, wie ihn J. Overbeck in volles Licht gestellt, entsprach seiner Zeit. Er setzte die peloponnesische Kunstweise fort, deren Meister Polyklet gewesen, arbeitete nur in Erz, das weniger zur fließenden Harmonie der Idealbildung und der weiblichen Schönheit einladet als zur Darstellung männlicher Kraft in der Schärfe der Charakteristik und in der Sorgfalt des Details. Liebevoll ging er aufs Individuelle und seine Bestimmtheit ein, aber um in ihm das Wesenhafte auszuprägen, selbst in seinen Thieren, im sterbenden Löwen oder im Rosse welches das Ohr spitzt und den einen Vorderhuf erhebt, wie in dem Alexander, der mit wallendem Haupthaar auf dem Bukephalos einherbrausend das Schwert schwingt, wo das Momentane, daß ihm beim stürmischen Uebergang über den Granikos den Helm vom Haupte gefallen, vortrefflich zum monumentalen Ausdruck seines Charakters verwerthet ist. Dies Augenblickliche, nicht das Zufällige, sondern die Spitze einer Daseinsweise, erwarb ihm jenen Ruhm „lebendige Werke zu schaffen", den ihm Properz ertheilt.

Der Kanon Polyklet's war objectiv gewesen, indem er das Mittelmaß der griechischen Jünglinge zur Feststellung der Verhältnisse unter den einzelnen Gliedern des Körpers genommen; dadurch erschien er vierschrötig und gedrungen, als Lysippos die schlanken hochgewachsenen Gestalten für die Menschen nahm wie sie sein sollten, und das ihm subjectiv-Zusagende für seine Nachfolger maßgebend machte. Sein Apoxyomenos ward ihr Muster, ein Ringer der sich den Arm vom Staube mit dem Striegel reinigt; eine in Rom erhaltene Copie läßt auch die minder volle Brust doch kräftig erscheinen, weil sie von so hohen Schenkeln emporgetragen wird und der Kopf verkleinert ist; die Gestalt ist in einem Augenblick schwebender Ruhe im Flusse der Bewegung festgehalten, sie beruht nicht mehr so still in sich selbst wie die ältern Werke, sie wirkt darum auch mehr erregend auf den Beschauer, und doch fühlt sich dieser in der Harmonie des Ganzen auch wieder befriedigt.

Zum plastischen Repräsentanten des Heroenthums machte Lysippos den Herakles, und stellte das Ideal desselben fest, die Kraft der Muskeln um den schlanken Knochenbau, den stiermäßigen Nacken, und das kleine Haupt mit dem energischen Ausdrucke. Seine Thaten und Arbeiten in der Ueberwindung wilder Thiere und Menschen stellte Lysippos in Gruppen dar, deren Nachklänge

wir wahrscheinlich in Reliefs haben; die Einzelgestalt des Heroen erschien ruhend, mochte er als jener tarentiner Koloß den Ellbogen auf das Knie stützen und das sorgenschwere Haupt in der Linken halten, mochte ihm Eros die Waffen geraubt haben, oder mochte er als vielbewunderter Tafelaufsatz auf einem Felsblock sitzen, die Keule in der Linken, den Becher in der Rechten, das heitere Antlitz aufwärts gewandt, dem Maße nach klein, aber dem fühlenden Sinn voll majestätischer Erhabenheit. So mag er das Vorbild des vatikanischen Torso gewesen sein, während der Athener Glykon eine andere Statue in Marmor übersetzte, die den Heros stehend zeigt, an die Keule gelehnt, im gesenkten Haupt sein mühseliges Leben erwägend, indeß die Hand bereits die goldenen Hesperidenäpfel, den Preis der Unsterblichkeit hält. Der Grund warum die Muskeln allzu stark hervorgetrieben sind, mag zum Theil darin liegen daß das Erz eine schärfere und stärkere Betonung der Formen verlangt, als der Marmor, den der Nachbildner wählte ohne dem Material gemäß das Ganze zu behandeln.

Im Porträt Alexander's verstand Lysippos das Weiche des Nackens, das Schwärmerische des Auges mit dem Mannhaften und Löwenmäßigen zu verschmelzen; eine Statue die ihn mit dem Speer in der Hand mit emporgewandtem Antlitz zeigte, erhielt die Unterschrift:

Aufwärts schaut gen Himmel das Bild als spräch' es die Worte:
Mein sei der Erdball, Zeus, herrsche du selbst im Olymp.

Er stellte den König inmitten seiner Reitergenossen dar zum Denkmal der am Granikos Gefallenen, und ein andermal im Kampf mit einem Löwen, wo Krateros hülfreich heraneilt. Ebenso vermochte er in die überlieferten Züge des Sokrates die geistige Totalität des einzigen Mannes zu legen, ja er wagte es die sieben Weisen gemäß ihren Denksprüchen zu gestalten und persönlich zu individualisiren, sowie den verkrümmten Rücken Aesop's in den Formen des Gesichts fortklingen, aber zugleich aus der körperlichen Gebrechlichkeit die feine Ueberlegenheit des Geistes und Witzes hervorschimmern zu lassen.

Lysippos' Bruder Lysistratos war mehr auf äußerliche Aehnlichkeit bedacht, und nahm Gipsabgüsse über lebende Menschen, die er dann bis ins Kleinliche überarbeitete. Auch Demetrios strebte mehr nach Aehnlichkeit als nach Schönheit. Einem der Söhne des Lysippos, dem Boedas, ist man geneigt die reizende

Statue des betenden Knaben im berliner Museum zuzuschreiben; edel, lebenswahr und schwungvoll zart ist sie eins der Kleinode die uns ahnen lassen was wir an den im Alterthum selbst gefeierten Werken verloren haben. Eutychides schuf die Stadtgöttin Antiochia als Tyche. Die Stadt liegt am Orontes und zieht sich, die Gegend lieblich beherrschend, an einem Berg empor; diesen landschaftlichen Eindruck nahm der Künstler zum Ausgangspunkt, und ließ die mit der Mauerkrone geschmückte jugendliche Frauengestalt, Aehren in der Rechten, mit friedlichem Behagen auf einem Felsen thronen, die Linke sanft anlehnend und leicht nach dieser Seite hingewandt; zu ihren Füßen taucht in freudiger Bewegung der Oberkörper des Flußgottes aus den Wellen. Ihrer Bewegung folgt das Gewand in zierlich reichem Faltenwurf. Das Ganze erregt durchaus eine beglückende Empfindung, und gern erinnern wir uns der oben mitgetheilten Verse des Aristoteles an die Göttin des Glücks. Von der vortrefflichen Wiederholung im Vatican sagt Brunn daß sich schwerlich jemand dem Zauber entziehen werde, den dies anmuthvolle Werk ausübt; aber er vermißt den religiösen Ernst, die feierliche Würde der ältern Götterbilder. Indeß war das gar nicht des Künstlers Ziel und Aufgabe, denn es galt hier nicht eine hohe geistige Idee, sondern einen angenehmen Natureindruck plastisch wiederzugeben, und diese Personification ist tadellos gelungen.

Andere meisterhafte erhaltene Porträtstatuen der Zeit sind der Sophokles im Lateran, der wie eine Verkörperung des Perikleischen Weltalters oder der Sophokleischen Poesie in ihrer tiefsinnigen Klarheit, ihrer anmuthigen Würde uns entgegentritt; die Komödiendichter Menander und Posidippos bequem und sicher, die Stirn voll kluger Gedanken, der Mund voll leiser Ironie umspielt; und die beiden großen Gegner, die Redner Aeschines und Demosthenes, ersterer sinnlich voll und heiter mit des Mantels prachtvollem Faltenwurf sich schmückend, letzterer fast herb und verbissen, voll heiligen Ernstes, der die Schmerzen des Lebens ertragen gelernt hat; das Gewand ist einfach streng behandelt. Die Inschrift besagte:

Warst, Demosthenes, du, so stark an Macht wie an Einsicht,
Nie dann wurde zum Raub Hellas der fremden Gewalt.

Die Malerei kam in den Tagen Alexander's zur gepriesensten Höhe im Alterthum. Ein Jonier von Geburt, in Sikyon gebildet

verband Apelles das Element des Gedankens und der Zeichnung mit dem Reiz und Glanz der Farbe. In der ihm eigenthümlichen Charis strahlte besonders seine dem Meer entsteigende Aphrodite. Mit effectvoller Illusion wagte er sich selbst an die Darstellung des Gewitters. Er war ein vorzüglicher Porträtmaler, und wußte Alexander den Großen als den Träger des welthistorischen Gedankens darzustellen, wenn er ihm den Blitz des Zeus in die Rechte gab, wenn er ihn, vom Siege gekrönt in der Mitte der Dioskuren malte, wenn er ihn auf dem Triumphwagen fahren ließ, an den der Kriegsdämon gefesselt war; nicht sowol durch seine Thaten als nach seinem Begriffe, seiner Bedeutung für die Welt charakterisirte er den Helden, er war ein Gedankenmaler, der den Sinn für formale Schönheit, für eine harmonische Stimmung mit der philosophischen Auffassung verband, wie Kaulbach in der Gegenwart. Er griff nach dem Mythischen nicht um der Religion willen, sondern um Naturkräfte oder Mächte der sittlichen Ordnung sinnbildlich zu veranschaulichen. Die in seiner Zeit vorwiegende Reflexion verführte auch ihn manchmal zur frostigen Allegorie, wie wenn er die Verleumdung zeichnet, ein erregtes Weib, das mit einer Fackel in der Hand zu einem großohrigen Manne einen Jüngling herbeizerrt, der seine Hände die Unschuld betheuernd erhebt; der hagere blasse Neid sieht es mit Wohlgefallen, aber die Reue, eine Frau im Trauerkleid, blickt voll Scham auf die nackte Wahrheit. Apelles war so geistreich und liebenswürdig wie fleißig. Von ihm stammt das Wort: Kein Tag ohne eine Linie! Und durch eine feingezogene Linie machte er sich eines Tags dem Protogenes kenntlich, die dieser dann mit anderer Farbe, und Apelles zum dritten mal in noch feinerer Weise theilte. Protogenes selbst war Schiffsmaler gewesen, und ward durch Aristoteles auf die Thaten Alexander's wegen ihres unsterblichen Ruhmes hingewiesen.

Einen dritten Maler rühmt Plinius, den Philoxenos, und nennt seine Schlacht zwischen Alexander und Darios ein Gemälde das keinem andern nachzusetzen sei. Dies Lob gilt vollkommen von jener herrlichen Mosaik aus Pompeji, in der wir darum eine Copie dieses Originals vermuthen, und jedenfalls bezeugt sie uns die Höhe der griechischen Historienmalerei. Die Composition ist von größter Meisterhaftigkeit. Alexander stürmt siegreich an der Spitze seiner Getreuen heran und durchbohrt den Perserführer, dessen Pferd bereits niedergestürzt war, dem eben ein Freund das

eigene darbot. Neben ihm hält der Wagen des Darius, und mit Schmerz und Entsetzen sieht dieser den Sturz seines Feldherrn, mit dem seine stolze Hoffnung zusammenbricht. Der Wagenlenker schwingt schon die Geisel um den König durch die Flucht aus dem Getümmel zu retten. Die Einheit im Zusammentreffen der Gegensätze, die glückliche Wahl des entscheidenden Augenblicks, das dramatisch bewegte Leben, das Hervortreten der Hauptgestalten, die Energie des Ausdrucks, die sichere Kühnheit der Zeichnung, alles wirkt harmonisch zusammen zu einem unauslöschlichen Eindrucke. Kein Schlachtbild ist vorzüglicher, wenige halten einen Vergleich mit diesem aus; die weltgeschichtliche Bedeutung der Sache erscheint nicht neben, sondern in den naturwahren Motiven der einzelnen Gestalten und ihrer Empfindungen, deren volle Kraft doch innerhalb des Maßes der Schönheit bleibt. Das Colorit ist überall von gleicher heiterer Klarheit. Kein landschaftlicher Hintergrund, keine eigenthümliche Stimmung von Luft und Licht ist vorhanden, sondern ein weißer Grund läßt die Figuren hervortreten, die meisten in einer gemeinsamen Ebene, nur die äußersten ein wenig perspectivisch verkürzt: dies Reliefartige erinnert uns allerdings noch daran daß die Plastik die tonangebende Kunst in Griechenland war. Es ist eben ein hellenisches Gemälde, und der Ausspruch Goethe's behält seine Wahrheit: „Mitwelt und Nachwelt werden nicht hinreichen solches Wunder der Kunst würdig zu commentiren, und wir werden genöthigt sein nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen reinen Bewunderung zurückzukehren."

Das Zeitalter des Hellenismus.

Plutarch berichtet von Alexander dem Großen: Allem befahl er die Welt als ihr Vaterland, als die Burg das Lager, als Verwandte die Braven, als Fremdlinge die Schlechten anzusehen. Bald darauf erklärte der Stoiker Zenon: daß wir nicht mehr nach Städten und Gauen getrennt, jeder durch eigene Gerechtsame gesondert wohnen, sondern alle Menschen für unsere Gaugenossen und Mitbürger halten sollen, auf daß Ein Leben und Eine Ord-

nung sei wie in einer vereinten, auf allgemeinsamer Trift weidenden Heerde. Waren seither die griechischen Gemeinden selbst nur lose verbunden und häufig in Fehde, so erwachte jetzt das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auch unter den Völkern die einander früher für Feinde und Barbaren angesehen; sie lernten einander verstehen und in regem Verkehr die Erzeugnisse ihrer Länder wie die Errungenschaften ihrer Cultur austauschen; die Idee der Menschheit erhob sich in den Gemüthern, und die Theilnahme, die Hülfe, welche die Stadt Rhodos jetzt nach einem Erdbeben in Ost und West, in Süd und Nord so reichlich fand, legte Zeugniß dafür ab daß mit ihr auch das Gefühl der Menschlichkeit immer lebendiger ward. Neu gegründete oder erweiterte Städte, als Waffenplätze, als Handelsemporien angelegt soweit die Kriegszüge der Makedonier gekommen, wurden ebenso viele Herde griechischer Bildung und eines regen Gemeindelebens; Alexandrien in Aegypten, Antiochien am Orontes, Seleucien am Euphrat, Tharsus, Pergamos, Rhodos wetteiferten untereinander als Hauptsitze der neuen Cultur, und nicht blos Soldaten durchzogen die Länder, sondern auch Handwerker und Kaufleute, Künstler und Gelehrte, vor allen andern aus den Völkern welche die Spitze des semitischen und arischen Geistes darstellten: Juden und Hellenen.

Die Aetolier, die Achäer versuchten Städtebünde unter einem gemeinsamen Führer zu organisiren; doch waren die Tage des republikanischen Gemeinsinns vorüber, der Mensch ging nicht mehr im Bürger auf, das Privatleben stellte sich neben das öffentliche, das Individuum verfolgte seine Privatangelegenheiten, seine eigenen Zwecke, und die Monarchie übernahm die Verwaltung und Vertheidigung des Staatsganzen durch ihre Beamten und ihr stehendes Heer, indem sie sowol für die materiellen Interessen als für die geistigen sorgte. Man kam nicht blos von der Stadt zum Staat, sondern auch zum Staatensystem, das sich nicht mehr an die Naturbestimmtheit der Nationalitäten band, sondern auf Eroberung und auf Verträge gründete. Die Anfänge eines neuen Weltalters waren noch roh, aber sie waren vorhanden. Das zweite Geschlech tnach Alexander sah neben Griechenland die Reiche der Lagiden in Aegypten, der Seleukiden in Syrien, die Staaten von Pontos, Bithynien und Paphlagonien, zu denen bald im Westen Karthago und Rom herantraten, und in jenen allen war die griechische Sprache das Mittel des Verkehrs und der Ver-

ständigung; die heimisch ursprüngliche Cultur der einzelnen Völker verschmolz mit der hellenischen, und zum ersten mal gab es auf Erden über das Nationale hinaus eine humane Bildung.

Droysen hat das Verdienst in seiner Geschichte des Hellenismus das Positive und den Fortschritt dieser Periode hervorgehoben zu haben, während man so oft nur den Verfall, die Auflösung der alten schönen Zustände in ihr gesehen. Der Wille der Geschichte war nicht das eine Weltreich, aber die Gemeinsamkeit der Völker, und Alexander hat diese eröffnet. Weder seine Familie noch seine Generale konnten das Reich im ganzen behaupten, einer stand gegen den andern, mit Gewalt und List suchte die Selbstsucht das Ihre, Bündnisse schließend und brechend; aber je wilder und gottloser die Menschen ihren Leidenschaften folgten, ihren Zwecken nachjagten, um so mehr waren sie nur Werkzeuge in der Hand der Vorsehung; mag Haß und Kampf in immer neuer Flut hervorquellen, das Ziel ist doch der Völkerfriede, ist doch die Bereitung des Bodens für ein neues und höheres Leben. Demetrios Poliorketes kann uns für einen Typus jener Tage gelten; eine Art Alkibiades, voll genialer Kraft im Krieg, reichgebildeten Geistes, ein genußsüchtiger Schwelger, stets auf das Außerordentliche gerichtet, auf- und abtauchend im stürmischen Wogenschlage der Zeit, weiß er sich stets in Glück und Unglück zum Mittelpunkte der Verhältnisse zu machen, dem Augenblick lebend und mit ihm wechselnd; er entwickelt und genießt seine Persönlichkeit schrankenlos kühn, und fährt dahin wie ein Meteor, das für eine kurze Zeit der Schrecken und die Bewunderung der Welt war.

Die alten Ordnungen sind gelöst, und der Verfall der Sitte zeigt uns den Untergang des schönen nationalen Griechenthums. Die Frauen die aus der seitherigen Zurücksetzung hervortreten, sind Buhlerinnen, die den Reichthum des Geistes und der Bildung in den Dienst der Lust stellen und zur Schmach der Männer nun Einfluß auf das Geschick der Völker gewinnen; doch helfen sie die ihrem Geschlecht gebührende Hochachtung und Lebensstellung erringen. Die naturwüchsige schöne Blüte am Baume der alterthümlichen Menschheit sehen wir mit Wehmuth abfallen, aber wir erkennen zugleich wie das Nationale dem Humanen, wie das Natürliche dem Geiste geopfert wird. Die Natur war im Orient am Nil wie am Ganges das Bestimmende für die Cultur, für die Geschichte, für die Kunst und Religion gewesen, abhängig

von ihr, denn in ihren Formen und unter ihrem maßgebenden Einflusse hatte der Geist sich entwickelt und in Griechenland sich einer schönen Harmonie mit ihr erfreut. Jetzt begann er sich von ihr frei zu machen, sie zu erkennen, zu beherrschen. An die Stelle des unbewußt historisch Gewordenen tritt die Reflexion. Die heidnischen Staaten verlieren ihre religiöse Grundlage, dafür wird aber die Religion auch frei von den politischen Zwecken und die Weltreligion des Geistes, das Christenthum wird möglich; zur Zeit der Perser- und Samniterkriege hätte es kein Paulus in Athen und Rom predigen können. — Das jugendliche Phantasieleben, die Originalität schöpferischer Kunst ist allerdings in Griechenland vorüber; aber hat sie ihre nationale Aufgabe nicht erfüllt, den Göttern die ideale Gestalt gegeben, in Epos, Lyrik, Drama, organischen Entwickelungsgesetzen gemäß, das Leben abgespiegelt und verklärt? Nun war es Zeit daß die gewonnene Herrlichkeit aus der heimatlichen Enge in immer weitere Kreise eingeführt werde, daß man das Errungene sicherte, sammelte, prüfte, ordnete. Homer und Sophokles, Herodot, Thukydides und Demosthenes, Platon und Aristoteles hatten so viele Meisterwerke der Poesie, der Geschichtschreibung, der Beredsamkeit, der Philosophie geschaffen, es war nun etwas vorhanden das bei allen Völkern gelehrt und gelernt zu werden verdiente. Es folgte allerdings eine Periode der Reproduction, der Gelehrsamkeit, aber sie verdient nicht Geringschätzung, sondern Ehre, denn sie hat redlich ihre Aufgabe erfüllt, und zugleich den Gesichtskreis erweitert, den geistigen Erwerb aller alten Culturstaaten vereint, die Kunde der Natur, der Länder und Völker begründet. Allerdings gewann die Schrift das Uebergewicht über das lebendige Wort, und das in den Büchern Niedergelegte überstieg die Schöpferkraft der damaligen Menschen, aber der Umfang der Kenntnisse, so wie ihre Verbreitung in viel weitere Kreise war gewachsen und die Gebildeten aller Länder standen einander nah und wirkten zusammen innerhalb eines gemeinschaftlichen Strebens und Wissens. Es war eine Zeit der Reflexion, und sie führte die Menschheit zur Selbstbesinnung.

Die Aufklärung die sich seit den Tagen der Sophisten verbreitete, hat bei den Gebildeten den alten Glauben an die phantasiegestalteten Götter untergraben, und wir müssen bekennen daß der Polytheismus mit der philosophischen Einsicht in das Wesen des Göttlichen sich nicht vertrug, daß er einer höhern Religion

des Monotheismus unterliegen mußte. Bevor dieſe kam ſehen wir allerdings jahrhundertelang neben dem Zweifel den Aberglauben walten, Gedanke und Gefühl bald getrennt bald kämpfend, das Herz dem Dunkeln und Geheimnißvollen, der Fremde geöffnet, und damit jene Gärung und Unbefriedigung in den Gemüthern, welche die Geburtswehen einer neuen Zeit, eines neuen Princips bezeichnet. Und mußte nicht ein Bedürfniß des Heils und ein Sehnen nach ihm vorhanden ſein, wenn es der Welt geboten werden ſollte? Seine Vorboten ſind auch in anziehenden und abſtoßenden Formen oder Verhüllungen kenntlich. Die Einigung des Unendlichen und Endlichen, des Geiſtigen und Sinnlichen ſahen wir in den plaſtiſchen Götteridealen künſtleriſch verwirklicht; ſtatt der Weſengemeinſchaft des Willens und der Liebe vollzieht ſich die Idee der Gottmenſchheit auf ſinnliche Weiſe, wenn zuerſt der Helden- und Herrſchergenius Alexander ſich für einen Sohn Gottes, und für einen Gott erklärt, dann ſeine Folgeherrſcher in Aegypten, in Syrien vergöttert werden, ja es dünkt uns nicht blos ein Zerrbild der Wahrheit, ſondern ein Greuel, wenn Demetrios Poliorketes in Athen das Heiligthum der jungfräulichen Pallas mit ſeinen Buhlerinnen bezieht und das Volk ihn mit einer Hymne als den einzigen und wahrhaften Gott begrüßt, der ſchön und lächelnd von Antlitz wie die Sonne unter den Sternen inmitten ſeiner Freunde feierlich herankomme. Da hieß es weiter:

O Sohn des hohen Gottes du, Poſeidon's Sohn
Und der Aphrodite!
Die andern Götter haben keine Ohren ja,
Oder ſind zu ferne,
Sie ſind vielleicht auch gar nicht, achten nicht auf uns,
Dich aber ſehn wir nahe,
Nicht ſteinern, hölzern, nein leibhaftig und gewiß;
So wollen zu dir wir beten!

Wenn auf ſolche Art Menſchen zu Göttern geſteigert wurden, ſo lag es nahe in den Göttern auch nur Menſchen zu erblicken, Herrſcher der Vorzeit, welche die Verehrung der Völker erlangt. Das that Euhemeros in ſeinen heiligen Aufzeichnungen, in welchen er eine Inſel Panchaia ſchilderte, die im Rothen Meere liegen ſollte; dort wollte er Inſchriften gefunden haben die den urkundlichen Beweis lieferten daß Zeus und die andern Götter nur Menſchen geweſen; die göttliche Verehrung hätten ſie theils wegen

ihrer wohlthätigen Erfindungen erlangt, theils durch Herrschergewalt erzwungen; Zeus habe fünfmal die Welt erobernd durchzogen, und nur dem Aether sein Opfer dargebracht.

In anderer Weise ging Alexander über den Polytheismus hinaus wenn er in Aegypten dem Ammon, in Babylon dem Bel opferte und damit aussprach daß er sie eines Wesens mit Zeus erachte. Man lernte die Götter der Völker kennen, die verwandten Züge, die gleiche Idee die ihnen zu Grunde lag, ließen nun in ihnen neue verschiedene Namen und Fassungen des einen Göttlichen ahnen. So siedelte Ptolemäos Soter den Zeus-Hades aus Sinope nach Alexandrien über und ägyptische Priester bestätigten daß es Serapis sei, der Osiris des Todtenreichs; ihm ward die Isis gesellt, der Osiriscult gewidmet, ein Prachttempel gebaut, und die Griechen nannten ihn außerdem bald Helios, bald Dionysos; denn es ist Ein Gott in allen Göttern, der Himmel sein Haupt, das Meer sein Leib, die Erde sein Fuß und die Sonne sein fernschauendes Auge. Daneben spielte man mit Mythen und suchte in ihnen und durch sie Anknüpfungspunkte der neuen Geschichte an die Vorzeit. Und in all diese Vorstellungen hinein schob sich durch die überall einwandernden Juden die Verehrung des einen geistigen Gottes, und die Jünger eines Platon und Aristoteles konnten hier wiederfinden was ihre Meister von dem höchsten Gut, von der weltordnenden Vernunft gelehrt. Die Philosophie begründete in Griechenland den Monotheismus und erwies sich dadurch prophetisch und bahnbrechend für die wahre Religion. In die Hymne des Stoikers Kleanthes können wir heute noch einstimmen:

Zeus der Unsterblichen Haupt, Vielnamiger, Vater des Weltalls,
Das nach deinem Gesetz du lenkst mit ewiger Allmacht,
Sei mir gegrüßt! Es geziemt uns wohl dich anzurufen,
Dessen Geschlecht wir sind, der einzig uns auf der Erde
Sein Wort nachzusprechen die herrliche Gabe verliehn hat.
Dich drum preist mein Lied, dich feiert es immer und ewig.
Dir folgt, wie du gebeutst, der Himmel, und alle Gestirne
Drehen sich freudig und gern wie deine Gewalt sie beweget;
Der als Diener und Boten in unantastbaren Händen
Du den entflammenden schwingst, den unauslöschlichen Blitzstrahl;
Vor ihm bebt die Natur, doch durch sein Feuer entzündest
Du den gemeinsamen Geist, der alles belebt und in allem
Leuchtenden Glanzes erscheint, im Größesten wie in dem Kleinsten.

Also wohnest im All und herrschest du königlich! Ohne
Dich mag nimmer ein Werk auf gründender Erde geschehen,
Noch in des Himmels ätherischem Reich, noch tief in dem Meere,
Als was Thörichtes thun im eigenen Sinne die Bösen.
Du doch weißt hinwieder zum Heil auch das Schlimme zu lenken,
Ordnend das Ordnungslose, den Haß auflösend in Liebe,
Daß sich das Böse der Harmonie einfüget des Guten,
Daß ein einiger Geist in jeglichem webet und waltet,
Dessen Gesetz die fliehn die unter den Sterblichen Böses
Thun, Unselige, die nach den ewigen Gütern verlangend
Doch nicht hören und ehren des Gottes gemeinsamen Willen,
Dem treu folgend auch sie ein herrliches Leben genössen.
Aber des Schönen beraubt nun streben sie hierhin und dorthin,
Die von des Reichthums Begier rastlos zum Kampfe getrieben,
Die um Goldesgewinn zu mancherlei Sorge verwirret,
Andere aber zur Ruhe gewandt und zur Pflege des Leibes,
Alle mit nichtigem Eifer Entgegengesetztes erjagend.
Doch du, Zeus, Allgeber, du Blitzender, Dunkelumwölkter,
Wend', o wende die Menschen hinweg vom traurigen Wahne,
Scheuch' aus der Seel' ihn fort, und gib uns Theil an der Weisheit
Rathschluß, dessen getrost du jegliches ordnest und wohlmachst,
Daß in der Ehre Genuß dir wieder die Ehre wir geben,
Singend in ewigem Lied dein Werk, wie solches den Menschen
Zukommt: denn nie ward ein Höheres Göttern und Menschen
Als dein alldurchwaltend Gesetz einstimmend zu preisen.

Droysen zeichnet zusammenfassend das Lichtbild der Zeit: „Man wird behaupten dürfen daß die geistigen Interessen nie zuvor so weit verbreitet, so lebendig, von so persönlich und allgemein bedeutsamem Inhalt gewesen; sie sind ein Gemeingut der gesammten hellenistischen Welt geworden. Vergesse man in der Gesammtanschauung dieser Zeit über die dunkeln Bilder von Bruderkriegen, Städtezerstörungen, blutiger Gewaltherrschaft, höfischer Verworfenheit nicht die hellern Seiten, den Glanz aufblühender Städte, die fröhliche Pracht mannichfaltigster künstlerischer Productionen, die tausend neuen Genüsse mit denen sich das Leben schmückt und bereichert, unter ihnen auch jene edlern die der wachsende belebende Umsatz einer ebenso geschmackvollen wie vielseitigen Literatur zu befriedigen sucht, und alles dies in den weiten Gebieten die der Hellenismus umfaßt. Man denke sich jene Scharen dionysischer Künstler und ihr fröhlich wandernd Leben, jene Feste und Wettspiele der alten und neuen Griechenstädte bis in den fernen Osten hin, zu denen sich aus aller Ferne her Theilnehmer

zu gemeinsamer Feier vereinigen. Bis zu den Gründungen am Oxus und Jaxartes hat man Verwandte, findet man Landsleute; der Kaufherr sucht am Serenthurm die Waaren für den Markt von Puteoli oder Massilia, und der kühne Aetolier versucht am Ganges oder in Meroe sein Glück. Die Männer der Wissenschaft durchforschen die Ferne, die Vergangenheiten, die Wunder der Natur; zum ersten male erschließen sich die Jahrtausende rückwärts, der Wandel der Sterne, die Sprachen und Literaturen neuer und neuer Völker, die das stolze Griechenthum sonst als Barbaren misachtet, deren alte Monumente es unverstanden angestaunt hat; in den festen Lichtern der Gestirne findet die Wissenschaft zum ersten male das Maß für die Erde, deren Fernen sie nun mißt, deren große Formen sie ordnend überschaut; die unvordenklichen Erinnerungen der Babylonier, der Aegypter, der Indier versucht sie zu verbinden, auszugleichen, zu neuen Resultaten auszubeuten; alle diese vereinzelten theils versiechten, theils in wüster Uferlosigkeit hinschleichenden Ströme der Völkerbildungen in dem großen Becken der hellenistischen Bildung und Wissenschaft werden sie nun vereint und für alle Zeiten dem Gedächtniß bewahrt."

Droysen selbst verkennt die Schatten nicht. Es fehlt das gediegene naturkräftig erwachsene Leben früher Jahrhunderte, die freudige künstlerische Schöpferkraft, die stille sinnige Lebensgemeinschaft mit der Gottheit, der religiöse Frieden im Gemüth; gemachte Zustände, willkürliche oder vom Verstand ersonnene Formen erfüllen die Welt, Absichtlichkeit, Reflexion treten an die Stelle des Jugendhauches der Poesie, des historischen Rechts und der Sitte. „Die Zeit des Naturstaats ist dem Princip nach überwunden, wie in der Geschichte des Erdkörpers Aehnliches geschehen; die erste granitene Schale der Menschheit in ihren starr gewaltigen Formen ist zersetzt und zerbröckelt, es beginnt sich ein Boden zu weiterer reicherer Lebensentwickelung zu bilden. Eine Macht des Geistes ist errungen, die, wie tausendfacher Wechsel auch die Völker und Staaten her- und hintreibt, nicht mehr aufgegeben wird, sondern als ideales Besitzthum festgehalten dem nur natürlichen Dasein der Völker gegenübersteht und das Locale, nur Nationale umspannt, freilich noch überwuchert von der creatürlichen Wüstheit des verworrenen Gemüths." Noch nicht der ausreichende, lebenzeugende Grund, aber doch die unerlaßlichen Bedingungen einer neuen weltgeschichtlichen Phase sind

vorhanden; mit Lutterbeck können wir die ganze Periode eine Opferzeit nennen, indem eben die Völker der alten Welt ihr Beſtes dahingeben und dem Untergange weihen, damit die Menſchheit ſelber herrlicher auferſtehe.

Bauten und Bildwerke. (Das Genre. Die hiſtoriſche Kunſt in Pergamos. Die Schule von Rhodos.)

Die Städtegründungen Alexander's und ſeiner Folgeherrſcher gaben den Baumeiſtern Gelegenheit nicht blos in Tempeln, Lufthainen, Paläſten, Theatern die Weltgültigkeit der griechiſchen Formen zu zeigen und ſie bis in den fernen Oſten hin zu verpflanzen, ſondern auch in der Anlage des Ganzen ein Zuſammenwirken des Mannichfaltigen zu erzielen und die Innenräume prachtvoll auszuſtatten. Alexandrien und Antiochien glänzten vor andern Orten. Erſt jetzt richtete ſich die griechiſche Kunſt auf großartige Geſammtanlagen, auf das maleriſche Zuſammenwirken vieler Bauten, während ſie ſeither das Einzelne für ſich plaſtiſch ſchön geſtaltete; die Aſſyrier hatten dieſe Richtung in ihren burgartigen Anlagen begonnen, wenn auf gemeinſamem terraſſenförmigen Unterbau die Hallen und Häuſer der Herrſcher, die Tempel der Götter ſich an einen herrſchenden thurm- und pyramidenartigen architektoniſchen Koloß in mannichfaltiger Gruppirung anlehnten; die Hellenen führten das Beſondere künſtleriſcher durch und ordneten es nun zu einem umfaſſenden Ganzen; Alexander leitete auch hier durch die Verſchmelzung des Orients und Occidents zu einem Neuen, zu einer Raumespoeſie, zu einer Verſchmelzung der Fülle und prunkhaften Größe mit Klarheit und Ebenmaß.

Die doriſche Architektur erwies ſich in ihrer ſtrengen Gemeſſenheit als der beſtimmte Ausdruck des nationalen Griechenthums auch dadurch daß ſie jetzt am wenigſten angewandt wurde, daß das Streben nach Effect durch ſchlanke weitgeſtellte Säulen, die Freude an einem ſpielend reichen Schmuck hier zum Verfall führen mußte, während der joniſche und mehr noch der aus ihm

entfaltete korinthiſche Stil dem Verlangen der Zeit ſich leichter anſchmiegte und daher beſonders der letztere vornehmlich angewandt wurde. Daß ein ebener glatter Fries ohne Bilderſchmuck hier müßig iſt, ward richtig erkannt, und derſelbe, z. B. am Zeustempel zu Aizani wie eine ſich leicht aufſchwingende Welle profilirt, mit emporſprießenden, oben überfallenden Blättern, mit Sternen und Blumen zwiſchen ihnen reich geſchmückt. Päſtum hat in der Nähe des Poſeidontempels noch mehrere Ruinen aus dieſer Zeit, in welchen die weichlichen Schwellungen und Verzierungen mit der maſſenhaften Schwere ſchlecht zuſammenſtimmen. Erfreulicher ſind die Trümmer ioniſcher und korinthiſcher Werke in Kleinaſien, in Athen, z. B. die des koloſſalen Zeustempels, den hier Antiochos Epiphanes erbauen ließ. Ein Werk eigener Art aus dem 2. Jahrhundert iſt noch der achteckige Thurm der Winde, der im Innern eine Waſſeruhr, an den Seiten Stundenzeiger für die Sonne, auf dem Dache einen leichtbeweglichen Triton hatte, welcher mit einer Ruthe auf die Relieffigur des gerade wehenden Windes deutete; den Fries ſchmücken nämlich acht geflügelte ſchwebende Geſtalten, in welchen die Winde ſinnvoll und wirkſam perſonificirt ſind. Die mit dem Thurm verbundene Waſſerleitung wird von Pfeilern getragen welche Rundbogen miteinander verbinden; doch ſind ſolche nicht gewölbt, ſondern ſtets aus einem mächtigen Felsblock herausgehauen; die italiſche Form iſt nicht ihrer conſtructiven Bedeutung nach aufgenommen, ſondern nur decorativ mit Geſchmack verwerthet.

Das Streben der Zeit nach dem Koloſſalen und Prachtvollen fand im Bunde mit ihrer Lieblingswiſſenſchaft, der Mechanik, vornehmlich Gelegenheit in einigen Rieſenſchiffen zur Erſcheinung zu kommen, wie ſie Hieron II. in Syrakus oder Ptolemäus Philopator in Alexandrien baute. Viertauſend Ruderer in vielen Reihen übereinander ſetzten ſie in Bewegung; Tempel wechſelten mit Bädern, Säle mit Gärten und Lauben, Thürme mit Säulengängen in ägyptiſchem und griechiſchem Stil; Fußböden und Wände waren mit Moſaik, mit Bildwerken verziert. Die verſchwenderiſche Prunkſucht der Herrſcher ging mit der Fertigkeit der Künſtler Hand in Hand um ſolche Märchenträume orientaliſcher Phantaſie mit griechiſchem Sinne zu geſtalten.

Und wiederum bewährt ſich die Plaſtik als die eigentliche Kunſt des Griechenthums, indem ſie allein noch auch neue Aufgaben mit bewundernswerther Meiſterhaftigkeit löſt. Die Zeit

der Idealschöpfung ist allerdings vorüber, aber man hält sich bei der Götterbildung wesentlich an die gewonnenen Typen, ohne daß man dem Hang zum Kolossalen und Theatralischen völlig entgeht. An die Stelle der epischen Ruhe tritt die dramatische Bewegung, das Werk läßt uns nicht mehr den Künstler vergessen, wie er sich selber über ihm vergessen hatte, die Subjectivität macht sich in der Auffassung wie in der Ausführung geltend, das Individuelle wird betont, das Spannende der Situation gesucht und man merkt dabei die berechnende Absichtlichkeit, der Künstler zeigt seine Bravour, und das Werk dringt pathologisch erregend auf den Beschauer ein, zumal der Stoff schon häufig der Tragödie entnommen ist. In Antiochien, in Alexandrien wollen die Herrscher durch äußerliche Pracht imponiren, die Kunst für das Schaugepränge des Augenblicks bei Festen und Aufzügen verwenden, statt sie in der Stille für die Ewigkeit arbeiten zu lassen. Und dennoch werden Werke hervorgebracht die ein Höchstes in ihrer Art sind und die Bewunderung der Welt waren bis die Originale der vorigen Periode uns allerdings das Vorzüglichere kennen lehrten; aber von einem Verfall kann nicht die Rede sein, vielmehr gilt es zu erkennen wie die Plastik allein unter allen Künsten auch im Umschwunge der Zeit groß geblieben ist.

Das Privatleben, sahen wir, stellt sich jetzt neben das öffentliche, das im Heer und in den Staatsbeamten seine besondern Vertreter findet; so erhält auch die Kunst die Aufgabe kleinere Arbeiten für das Haus, für den Kenner herzustellen und auch ihre Stoffe in dem Alltäglichen und scheinbar Gewöhnlichen zu suchen, gerade dies aber zur Schönheit zu erheben, auch seine Bedeutung und seinen Werth erkennen zu lassen: das Genre begegnet uns nun auch in der Antike. Wir lesen von einem Maler Pyreikos daß er Barbierstuben und Küchenscenen dargestellt, von einem Antiphilos der einen feueranblasenden Knaben mit glänzendem Lichteffect gemalt, von andern die durch Caricaturen Scherz und Humor im Bild entfaltet haben. Aus der Plastik ist uns Einiges erhalten, wie in mehrern Nachbildern der Knabe mit der Gans von dem Chalkedonier Boethos: der kleine Bursch hat das Thier so keck und kräftig gepackt, daß uns die Naivetät und Frische des Werks stets erheiternd anmuthet. Wie wunderbar ist der Contrast des Alters und der Jugend ausgeprägt in dem Knaben der mit der Satyrmaske spielend fast hinter ihr verschwindet, als er sie vor sein Kindergesichtchen ziehen will! Wie

ganz verſenkt iſt jener reifere Knabe des Kapitols in ſein Bemühn den Dorn aus der Fußſohle zu ziehn! „Das Grundmotiv welches der Künſtler in der dargeſtellten Handlung gewonnen hat, verſetzt alle Gebilde des zart und edel gefugten Leibes in eine milde Spannung und gibt uns dadurch von der Gelenkigkeit des menſchlichen Knochen- und Muskelgefüges das reichſte und vollſtändigſte Bild.“ (Emil Braun.) Ich füge den Knaben und das Mädchen hier an, die ſich küſſend umarmen, gewöhnlich Eros und Pſyche genannt, aber ohne die Attribute der Götter, ſodaß ſie auch ein Bild geſchwiſterlich inniger Liebe ſein können; ich nenne noch den reizenden Erosknaben auf dem ſich emporſchnellenden Rücken des Delphins in Neapel. Allerdings war der Uebergang in das Ueppige und Schlüpfrige nicht zu vermeiden wenn andere Künſtler um die Schönheit des männlichen und weiblichen Körpers zu verſchmelzen, das Mannweibliche orientaliſcher Mythologie in dem Hermaphroditen auszuprägen, einem Mädchenleibe das männliche Glied gaben.

In der Schule von Pergamos vollzog ſich der Uebergang vom mythiſch-idealen zum hiſtoriſch-realen Stile der Kunſt. Die alten Meiſter liebten es das Zeitgeſchichtliche ſymboliſch durch ſein Vorbild aus der Heldenſage darzuſtellen; jetzt ſollten die Heldenthaten der Gegenwart als ſolche verherrlicht werden. Jene hatten den Ausländern, Troianern oder Amazonen, keine andern Körperformen und Geſichtszüge als den Griechen gegeben, nur in der Tracht oder durch Attribute das Fremde angedeutet; jetzt war das Auge für die Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Nationen geſchärft worden, und als die Kelten oder Gallier auf ihren Wanderzügen in Kleinaſien, in Hellas eingebrochen waren, und der Schrecken ihnen vorausgegangen war, bis die Könige Eumenes und Attalos ſie beſiegten, da mochte zwar auch noch in einem großen Weihegeſchenk des Kampfes der Götter gegen die Giganten, der Athener gegen die Amazonen gedacht werden, aber auch die Analogie der Perſerkriege ward hervorgezogen, und die Sache ſelbſt dargeſtellt, und da wollte man die Feinde leibhaftig wiedererkennen wie ſie ſo furchtbar erſchienen und nun doch unterlegen waren. Plinius berichtet daß vier Künſtler, Iſigonos, Pyromachos, Stratonikos und Antigonos die Schlachten des Attalos und Eumenes gegen die Gallier plaſtiſch dargeſtellt, und aus ſolchen Gruppen ſind uns zwei Originale erhalten, der ſterbende Fechter des Kapitols und der Krieger der Villa Ludoviſi, der das

getödtete Weib mit der Linken noch hält, während er mit der Rechten sich das Schwert in die Brust stößt. Aus diesen Werken hat Brunn meisterlich das Verfahren der Künstler erörtert. Es galt Körper von Barbaren zu bilden, nicht sowol bestimmte Persönlichkeiten, als vielmehr Gestalten welche die Eigenthümlichkeiten des Stammes zur Erscheinung bringen sollten; die Aufgabe konnte nicht durch die Unmittelbarkeit der Anschauung, sie mußte durch künstlerische Kritik, durch sichtend auswählende Geistesthätigkeit gelöst werden; aus einer Mehrzahl von Individuen mußten die ihnen gemeinsamen, sie von den Hellenen unterscheidenden Züge gesammelt, der körperliche Charakter mit dem entsprechenden Seelenausdruck zu einem historisch wahren Ganzen verschmolzen werden. Die Künstler gingen von der Ideal-, zur Nationalcharakterbildung fort, und die historische Kunst in Rom hat hier angeknüpft; nicht umsonst hat der letzte König von Pergamos die Römer zu Erben eingesetzt. Winckelmann unterscheidet bereits treffend die Schöpfungen des frühern idealen Stils von diesen neuern Bildwerken: „jene Figuren sind wie ein erhabenes Heldengedicht, von der Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren geführt; diese aber sind wie die Geschichte, in welcher die Wahrheit, aber in den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen wird.“ Die Körper beider Krieger sind von einer derbern massigern Kraft als der geschmeidige, in der Ringschule gebildete, von der Cultur verfeinerte Hellene, die Haut ist fester, lederartiger, reich an Brüchen und Schwielen gibt sie Zeugniß von rauhem Himmel und rauher Arbeit; im Gesicht wird der stetige Linienfluß des griechischen Profils durch markirte Einschnitte unterbrochen; das kurze struppige Haar mögen wir mit Diodor der Roßmähne vergleichen; der Schnurrbart im sonst glatten Gesicht, auch der Halsring des sterbenden Fechters bezeugt den Gallier. In Beziehung auf Seelenausdruck aber ist das Kennzeichen des Barbaren daß ihm die Mäßigung fehlt, daß er dem Sturm der Leidenschaft sich rückhaltslos dahingibt, und so ist denn der Ausdruck ein pathetisch ergreifender, hier der Heroismus der Verzweiflung, der lieber sich selber und die Gattin tödtet als daß er dem Feinde zur Beute werde, der voll kühnen Trotzes gegen die Sieger seine Freiheit im Tode bewahrt — dort der Schmerz des Unterliegens, während das Blut aus der todwunden Brust des Kriegers strömt, der auf den Schild dahingesunken noch auf den rechten Arm sich stützt. Wir sehen Männer

deren Gemüthsbewegung entfesselt ist um in gewaltsamem Ringen ein Ziel zu erreichen oder zu zerscheitern; aber wie mag J. Overbeck sagen daß auch der leiseste Zug von geistiger Erhebung geflissentlich vermieden sei? Die Willenskraft des Helden in ihrer unbeugsamen Stärke hat der Künstler auch dem Feinde gelassen, und wir würden nicht von diesen Werken so bis ins Innerste erschüttert, so tief ergriffen werden, wenn nicht auch im Barbaren der Adel der Menschheit gerettet wäre. So bleib' ich bei dem Urtheil in meiner Aesthetik: Es ist nicht blos körperlicher Schmerz oder gar Todesfurcht was aus den Zügen des sterbenden Fechters spricht, sondern ein innerliches geistiges Weh, was ihn ergriffen hat weil er am Entscheidungskampf der Seinen keinen Antheil weiter nehmen kann, indem bereits die Fasern erschlaffen und ihre Spannkraft verlieren; dagegen rafft der andere noch einmal alle Stärke zusammen um im letzten Augenblicke der Freiheit sie sich für die Ewigkeit zu retten; es ist kein Selbstmord haltloser Verzweiflung, sondern ein erhabener Opfertod in einer historischen Tragödie.

Wir haben bisher noch nicht von einer Kunst auf Rhodos geredet; wenn auch die Insel so wenig als das übrige Griechenland ohne Tempel und Bildsäulen war, selbstschöpferisch und epochemachend trat sie erst jetzt in den Entwickelungsgang der Plastik ein, indem sie ihre republikanische Verfassung bewahrte, ja das Haupt einer griechischen Hansa wurde, und als ein Sitz des Welthandels an Reichthum und Glanz mit den benachbarten Fürstenhöfen wetteifern konnte; so finden wir in ähnlicher Weise die volle Blüte der Malerei in Venedig erst nach den Tagen Rafael's. Ein Schüler des Lysippos, Chares von Lindos, gründete dort eine Schule und kam dem Verlangen der Kaufleute entgegen durch kostbare Stoffe oder augenfällige Größe effectvoller Werke die Bewunderung der Welt zu erregen. Unter den Kolossen von Rhodos ragte vornehmlich der des Sonnengottes hervor wie er zwar nicht über dem Eingang zum Hafen mit ausgespreizten Beinen stand, also daß die Schiffe zwischen denselben mit aufgerichteten Masten und geschwellten Segeln durchfuhren, doch aber über 100 Fuß hoch in lebhaft bewegter Stellung sich erhob, bis ihn nach 54 Jahren ein Erdbeben zu Boden warf. Von einem rhodischen Bildner Aristonidas berichtet Plinius er habe mit seinem reuigen Athamas einen ähnlichen Eindruck erzielt wie früher Silanion mit seiner sterbenden Jokaste; dieser habe dem Erz des

Antlitzes Silber zugesetzt um das Erbleichen sichtbar zu machen, jener Eisen um die Schamröthe durch die Farbe erkennen zu lassen, Kunststücke die in das Malerische hinüberspielen, und wo das Vermögen durch die vollendete Form zu sprechen aufhört, eine naturalistische überraschende Wirkung erzielen.

Ich habe früher nachgewiesen wie Homer und der epische Stil auf die Plastik der perikleischen Tage seinen Einfluß geübt, wie mit Skopas und Praxiteles die Gemüthsstimmung, die Lyrik, Gestalt gewonnen und in der Niobe der Sophokleischen Tragödie ein Seitenstück geschaffen worden. Das dramatisch Bewegte, Pathetische bemerkten wir dann in den Werken von Pergamos, und finden es vornehmlich in Rhodos. Zwar hatte das 2. und 3. Jahrhundert v. Chr. keine großen tragischen Dichter, doch fehlte keiner bedeutenden Stadt ihre Bühne, und neben den neuen Versuchen wurden die Werke der alten Meister aufgeführt, wie Shakspere's Dramen bei uns. Vornehmlich war Euripides der Liebling der Zeit, und seine rührenden Ergüsse subjectiver Leidenschaft, seine rhetorische Fülle boten den Schauspielern Anlaß genug ihre Virtuosität zu zeigen. Hier fanden nun auch die Plastiker Stoff und Anregung, und sie traten ergänzend ein und stellten die Katastrophe, die nicht auf der Bühne gesehen, sondern nur berichtet wurde, auch dem Auge in einer Gruppe dar, welche die handelnden Personen im Augenblick der tragischen Entscheidung, des hereingebrochenen Verhängnisses erscheinen ließ. Wir stehen damit allerdings an der Grenze der Plastik. Die Gruppe in diesem Augenblick höchster Spannung der gegeneinander wirkenden Kräfte war für einen bestimmten Augenpunkt berechnet, für den sie sich klar entfaltete, während von andern Orten gesehen die Figuren sich deckten und das Ganze unklar wurde, und damit kam ein malerisches Element auf, das nun auch in der Wechselwirkung der einzelnen Figuren sich geltend machte, deren keine mehr selbstgenugsam eine Welt für sich war, sondern nur in der Beziehung zu andern ihre Bedeutung hatte. Sodann aber kann die Plastik nur einen Moment festhalten, das Tragische ist aber gerade das Schöne das sich im Verlaufe der Handlung durch die Lösung der Gegensätze zur Harmonie erst entwickelt, im Untergang die Sühne der Schuld darstellt und uns über das Leid erhebt. Wird uns da nun blos die Katastrophe gezeigt ohne ihre Veranlassung, so haben wir ein erschütterndes Gericht ohne Veranschaulichung seiner Gerechtigkeit, ein Leiden ohne daß es Buße ist, und nur wenn

der Geiſt ſich triumphirend über körperlichen Schmerz und das zeitliche Verderben in ſeine ewige Freiheit erhübe, würde uns die Reinigung der Leidenſchaften und die Verſöhnung zutheil werden, darin die Weihe der Kunſt beſteht. Wo dies fehlt da tritt das Pathetiſche, das Theatraliſche an die Stelle des Tragiſchen, wir ſind mehr erſchüttert als erhoben und müſſen erſt durch unſer Nachdenken das Werk ergänzen, das ſeinem Begriffe nach die Idee doch unmittelbar zur Anſchauung bringen ſollte.

Die berühmteſte, auch im Alterthum höchſtgeſchätzte Schöpfung aus dieſer Sphäre iſt uns erhalten, der Laokoon. Für ihn ſind hier alle, in der Zeit des Titus aber keine Anknüpfungspunkte gegeben, wie Welcker dargelegt hat. Plinius ſagt daß ihn drei rhodiſche Künſtler, Ageſander, Athenodoros und Polydoros gearbeitet. Eine Sophokleiſche Tragödie, nicht die Virgiliſche Aeneis hatten ſie vor Augen. Dort war dargeſtellt wie über Laokoon, den Prieſter Apollon's, der im heiligen Hain des Gottes deſſen Abmahnung zum Trotze ſich vergangen hatte, das Strafgericht kommt; während er opfern will, erſcheinen geflügelte Schlangen und umſchnüren ihn ſammt den Kindern, den in Sünde empfangenen und geborenen, und indem dadurch auch der Glaube des Volks an den guten Rath den er in Bezug auf das hölzerne Roß gegeben, wankend gemacht wird, zieht ſein Tod den Untergang Trojas nach ſich. Würde er deshalb dahingerafft weil er die Liſt der Feinde zum Wohl ſeines Vaterlandes durchſchaute und vereiteln wollte, ſo wäre ſein Tod nicht tragiſch, ſondern empörend, und der Mythus ſelber unſittlich. Aber wenn nun auch dem Griechen der Zuſammenhang des Ganzen aus dem Drama gegenwärtig war, ſo haben die Bildhauer doch nur das ſchreckliche Ende dargeſtellt, ohne daß uns die Gerechtigkeit des Verhängniſſes zur Erſcheinung käme, und Laokoon erhebt ſich nicht in ſeinem Gemüthe wie ein Märtyrer über das Leid, ſondern gerade der Krampf des Schmerzes iſt veranſchaulicht, der ihn plötzlich durch den Giftbiß überwältigt. Auch die wechſelſeitige Liebe zwiſchen dem Vater und den Söhnen iſt nicht ſo betont daß ſie uns eine Beruhigung gewährte, ſondern dieſe gewinnen wir einzig durch die wohlabgewogene Symmetrie der Compoſition; durch ſie wird eine milde Wehmuth über das Ganze verbreitet; oder, wie Viſcher urtheilt: Laokoon leidet ſo ſchrecklich daß der Ausdruck des die phyſiſche und moraliſche Qual niederkämpfenden Willens weniger in irgendeinem beſondern Zuge als in dem un-

gestörten Adel aller Form und Bewegung, in der reinen Form und der Auge und Sinn beruhigenden Kreisschwingung aller Linien der ganzen Gruppe als ein unsichtbar sichtbar ergossener Geist keuscher Grazie zu suchen ist. Auch das wirkt mildernd daß der eine Sohn zwar am Fuß von der Schlange umstrickt, aber noch nicht verwundet ist, daß er noch nicht leidet, sondern voll Schrecken und Mitleid nach dem Vater blickt, und daß während der Affect des Schmerzes in diesem eben mit furchtbarster Heftigkeit ausbricht, der Sohn auf seiner andern Seite bereits ausgelitten hat, und uns den stillen Frieden zeigt, der bald auch die andern umfangen wird. Aehnlich sagt Feuerbach: „An den Söhnen bricht sich der Schrei des Entsetzens und die Gruppe ward statt eines gellenden Unisono der harmonische Dreiklang der griechischen Plastik.“ Auch hüte man sich mit einigen neuern Archäologen nur physischen Schmerz in diesem Marmor zu sehen, wo Winckelmann den Aufblick nach einer höhern Hülfe und das Mitleidgefühl des Vaterherzens in den wehmüthigen Augen gewahrte, Schnaase ein tiefes edles Kunstwerk pries, zumal schon Goethe gewarnt hat die Einheit der menschlichen Natur zu trennen und den geistigen Kräften Laokoon's ihre Mitwirkung abzuleugnen.

Vortrefflich ist der pyramidale Aufbau der Gruppe, vortrefflich ist wie die Schlangen nicht Brust und Leib des Vaters und der Söhne umschnüren, wodurch sie wulstige Massen würden und in uns das beängstigte Gefühl des Erstickens hervorbrächten, sondern daß sie die Füße und Arme umstricken, und indem sie die drei Gestalten durch Linien verknüpfen die mit ihren aufstrebenden Formen contrastiren, sind die Organe der Bewegung gefesselt, und dadurch ist mitten im heftigsten Kampf Ruhe und Halt hergestellt. Zugleich erscheint das Verhängniß unentrinnbar. In diesem Sinne nennen wir mit Goethe das Ganze einen fixirten Blitz, eine versteinerte Welle, und bewundern die Meisterschaft mit welcher eine Fülle pathetischer Motive auf einmal uns vor die Anschauung hingestellt ist, überwältigender als es die nacheinander entfaltende poetische Schilderung vermag. Allerdings ist das Gesicht schmerzzerrissen, und die Anstrengung des Moments treibt die Muskeln im Krampf und Todeskampf übermäßig hervor. Brunn hat sehr scharfsichtig erörtert daß die Kunst wie der Meißel der Muskelfaser stets ihrer Länge nach folgt, dieselbe mit großer anatomischer Kenntniß hervorhebt, aber auch diese

Kenntniß der Meister zur Schau trägt, die Weichheit der feinern Uebergänge vermissen läßt, und die Hülle des Fettes wie der Haut vernachlässigt, die in der Natur das Einzelne zu größern Massen zusammenfaßt und die Wirksamkeit der besondern Muskeln mehr ahnen als materiell erblicken läßt. Man merkt die nacharistotelische Zeit des anatomischen Studiums. Und wie man auch den wohlüberlegten Plan der Künstler im ganzen und die Ausführung im einzelnen bewundern mag, Brunn sagt mit Recht: „Das höchste Lob eines Kunstwerks wird immer sein daß es uns die Person des Künstlers vergessen läßt und sich uns als eine freie Schöpfung darstellt, als eine Idee welche sich aus sich selbst heraus nach einer innern Nothwendigkeit mit einem Körper bekleidet hat, als gleichsam ein Gewordenes, nicht etwas Gemachtes."

Zu dem Laokoon fügen wir die sogenannte Gruppe des farnesischen Stiers. Er kam von Rhodos nach Rom; Apollonios und Tauriskos von Tralles in Karien haben ihn in Marmor ausgeführt. Ihm liegt die Euripideische Tragödie Antiope zu Grunde. Antiope hatte von Zeus den Amphion und Zethos geboren und ward dann von Dirke, der Gemahlin des Königs Lykos vielfach gequält, sodaß sie ins Gebirg Kithäron flüchtete. Dirke fand sie dort und wollte sie durch zwei Hirtenjünglinge an die Hörner eines wilden Stiers binden lassen; aber die Jünglinge sind Antiope's Söhne, sie erkennen die Mutter, und was dieser droht wird nun an Dirke vollzogen. Auf zwei Felsenvorsprüngen suchen Amphion und Zethos den Stier, der sich in ihrer Mitte bäumt, zu bändigen und die Dirke, die zwischen ihnen schon unter die erhobenen Vorderfüße des wüthenden Thieres dahingesunken vergebens um Erbarmen fleht, an seine Hörner zu binden. Hinter dem Thier sieht Antiope ruhig zu. Auch hier haben wir eine Katastrophe ohne die vorhergehende Motivirung, ein Gericht ohne seine Begründung. Auch hier ist die sinnliche Erscheinung vorzüglich, und die Kraft mit welchem die Jünglinge noch das gewaltige prachtvolle Thier gebändigt halten, hemmt noch in uns die Vorstellung daß seine entfesselte Wuth im nächsten Augenblick ein Menschenleben schrecklich zerstören wird. Der Stier, der die Mitte des Ganzen einnimmt, zeigt uns wie vollendete Thierbildner die Griechen waren. Der prägnante Moment, der furchtbarste, ist glücklich gewählt. Welcker sagt: „Es ist wie eine Mine die im Losgehen begriffen ist: mit größter Kunst ist

die Gruppe wie gewaltsam in dem Augenblick zusammengefaßt wo sie sich auf die regelloseste wildeste Art entfalten soll." Vollkommen zutreffend ist auch das folgende Urtheil desselben Kenners: „Die Gruppe des Stiers überschreitet eigentlich die Grenzen der Sculptur; denn auf den ersten Blick macht sie immer zunächst den Eindruck einer verworrenen aufgehäuften Masse, und gleicht einem kleinen auf viereckter Basis errichteten Thurm oder Kegel. Aber bewunderungswürdig ist es sobald man nun zu unterscheiden anfängt, wie sie dann von jedem Punkt aus, den man im Herumgehen einnehmen mag, nur wohl zusammengehende Linien darbietet und von jeder Seite eine Ansicht gewährt, ein Ganzes macht, das man für eine selbständige Composition nehmen möchte. Freilich zu leugnen ist dabei nicht, daß die Kunst, nachdem einmal durch die Tragödie die Schreckbilder der alten Sage hervorgerufen waren, ihr Augenmerk nicht auf die Größe und Tiefe der Ideen, sondern auf das Außerordentliche der Erscheinungen richtete, und daß man in ihren Werken nicht das Philosophische, sondern das Künstlerische aufzusuchen hat. In dieser Hinsicht möchten der Laokoon und der Stier nahe verwandter Art sein: thierische Gewalt in furchtbarer Ueberlegenheit über arme Menschenkinder, die durch sie die göttliche Gerechtigkeit erfahren; durch das Ueberraschende, Wunderbare des ungleichen Kampfes und durch die Schönheit der Anordnung wird das Grausen in Erstaunen, die Rührung in Bewunderung verwandelt, durch die Art der Ausführung die Derbheit des Stoffs, durch vollendete Kunst die Kühnheit seiner Wahl überboten."

Lübke hat der rhodischen Kunst ganz passend zwei andere Werke angeschlossen, den sterbenden Alexander und die Ringergruppe der Ufficien zu Florenz. Jene Büste gemahnt uns wie ein großer Klagegesang auf den jugendlichen Helden, den ein unerbittliches Schicksal mitten aus seinen Planen hinwegreißt, dem darum der Seelenschmerz das Scheiden qualvoll macht. Diese bauen sich allseitig schön auf, und ihre ineinander geschlungenen Glieder lösen sich zugleich klar voneinander ab; der Augenblick vor der letzten Entscheidung spannt all ihre Kraft und ebenso die Aufmerksamkeit des Beschauers.

Die Münzen werden handwerksmäßiger behandelt; in geschnittenen Steinen aber hat die Kunst dieser Epoche Vorzügliches geleistet. Die Gemmen verwandte man auch zur Verzierung von Prachtgefäßen. Man schnitt die kleinen Reliefs nicht mehr blos

vertieft zum Siegeln, sondern ließ sie erhaben über die Fläche erscheinen (Cameen), und wählte am liebsten dazu Onyxe oder Sardonyxe von verschiedenfarbigen Schichten, sodaß der dargestellte Gegenstand sich hell auf dunklerer Grundlage abhob. Oder man wußte bei farbigen Steinen diese Natur selbst zu benutzen und die plastischen Formen malerisch zu beleben. Die vorzüglichsten der erhaltenen Cameen stellen Ptolemäus II. und seine Gemahlin dar.

Neben der bereits erwähnten Genremalerei sind die Bühneneffecte Theon's charakteristisch. Er stellte das Bild eines schwerbewaffneten Kriegers aus, zunächst aber hinter einem Vorhang, der emporgezogen ward während ein Trompeter das Signal des Angriffs blies. Timomachos schloß sich dagegen mit seinen Bildern gleich jenen Plastikern der Tragödie an, und wußte den Moment mit poetischem Geist zu wählen, in der Ausführung die technischen Errungenschaften der ältern Meister zu verwerthen, den Gedanken der Composition, den Ausdruck der Personen mit wirksamem Colorit zu verbinden. So malte er den Aias, der aus seiner Raserei unter der erwürgten Heerde erwacht, Medea die ihre harmlos spielenden Kinder erblickt, gegen die sie den Mordstahl zucken will, Iphigenie die den Orestes opfern soll und in ihm den Bruder erkennt. — Auf Vasengemälden dieser Zeit sehen wir den reichen Stil. Sie sind meistens in Apulien gefunden und wol auch dort verfertigt. Man sucht das ganze Gefäß mit Bildern zu bedecken, und löst deshalb häufig eine Begebenheit in verschiedene Scenen auf; man stellt Gruppen reihenweise übereinander und läßt arabeskenartige Pflanzen oder andere Linienspiele sie umschlingen; die Ruhe, die übersichtliche Klarheit der Composition geht in üppiger Fülle der Ueberladung unter. Darstellungen aus der Tragödie und Komödie, Scenen aus dem Jenseits, aus den Mysterien sind gewöhnlich.

Ich habe wiederholt ausgesprochen daß der persönliche Geist, der sich in seiner Innerlichkeit erfaßte, die naturwüchsige Harmonie aufheben mußte, in welcher er ursprünglich in Hellas mit der Sinnlichkeit stand; daß die subjective Freiheit, die im eigenen Gewissen die höchste Entscheidung sucht, dem antiken Gemeindeleben verderblich wurde, das vom Menschen fordert er sollte im Bürger aufgehen, sich dem Ganzen unterordnen; daß der Fortschritt des Denkens, die philosophische Einsicht eine Form der Religion auflösen mußte, welche das eine Göttliche im Prisma der Phantasie

zu vielen Gestalten entfaltet hatte. Die Frömmigkeit war nicht ein Quell der sittlichen Gebote, sondern wurde durch sie gefordert, und mit den Göttern insoweit sie Naturideale waren, mit den Mythen die sie als Naturmächte personificirten und handeln ließen, gerieth eine geläuterte Ethik in Widerspruch. So führte der Fortschritt der Menschheit dennoch über das Griechenthum hinaus, so herrlich es war. Und von hier aus wird ein sinnvolles Wort Schnaase's verständlich und bewährt: „Die griechische Geschichte erscheint von dieser Seite wie eine große Tragödie. Wie Achilleus muß Hellas nach göttergleichen Thaten in seiner Jugendblüte sterben, wie Oedipus und Orestes muß es die Orakelsprüche erfüllen, den Göttern gehorchend die heiligen Gesetze der Welt verletzen, und so unschuldig schuldig fallen. Die Ahnung dieses Geschicks war auch den edeln Griechen stets gegenwärtig, wie ein dunkler Schatten lag sie auf der Heiterkeit des Lebens. Schon jene Heroengestalten gingen daraus hervor; in den Klagegesängen des tragischen Chors, selbst in der bakchischen Lust des Aristophanes tönt sie durch. Auch in der bildenden Kunst ist dies schmerzliche Gefühl dem Auge sichtbar. An den frühern Werken erscheint es in der starren strengen Ruhe der Resignation, an den spätern, selbst bei solchen Gestalten in denen nur Genuß und Kraft zu leben scheinen, weht es uns aus den stillen schönen Zügen wie ein Hauch der Klage an, wie leise Wehmuth oder gebändigte Leidenschaft. Wohl stehen diese Götter in seliger Ruhe da mit dem Gefühle voller Befriedigung und Bedürfnißlosigkeit; aber wir fühlen einen Anklang der Sehnsucht, der auch uns mitten in diesem Vollgenusse des Lebens befällt, der Sehnsucht nach etwas Höherm. Und gerade dieser Zug geheimer Klage gewährt diesen Werken eine höhere Weihe, ohne welche ihre anmuthigen Formen blos den Charakter schmeichlerischer Sinnlichkeit tragen würden; es lebt darin eine tiefere Frömmigkeit als in den Mythen jener Götterwelt, ein sehnsüchtiges Aufblicken aus dieser schönen aber vergänglichen Welt zu einem höhern Dasein, eine Ahnung daß ihrem reichbegabten Leben noch eine höhere Weihe fehle."

Die neuere Komödie und das Idyll. Die alexandrinische Literatur. Stoische, epikureische, skeptische Philosophie.

Wir haben den organischen Lebenslauf der griechischen Poesie in ihrer orginalen Entwickelung betrachtet, wie sie aus dem Keime des religiösen Volksliedes, das nach Art der Veden die verschiedenen Formen noch ungesondert in sich barg, durch die Ausbildung zuerst des objectiven Heldengesangs, dann der subjectiven Lyrik sich entfaltete und in der Durchdringung beider Elemente sich im Drama vollendete. Wie der Mensch wesentlich Bürger war, so sahen wir in der Poesie die melodische Stimme des religiösen und politischen Lebens, und als dieses in seiner für sich seienden Selbständigkeit und Freiheit unterging um in einer allgemein menschlichen Bildung aufzugehen, da feierte auch der letzte griechische Dichter von genialer Begabung, Aristophanes, die Leichenspiele der eigenthümlichen Poesie mit so heiterm Muthe wie nur der es konnte wer ihrer Unsterblichkeit sicher war. Wir sahen schon bei Euripides wie das Princip eines neuen Weltalters erwachte, aber zunächst den harmonischen und naturwüchsigen Organismus der seitherigen Kunst zerrüttete. Es bedurfte langer Zeit bis es die schöne Form für sein eigenes Wesen fand. Aber die Muse welche den Griechen an der Wiege gelächelt, geleitete sie auch in der Uebergangszeit, und schenkte ihnen zunächst noch die neuere Komödie und das Idyll.

Das Privatleben war an die Stelle des öffentlichen getreten, damit erscheint das Genrehafte wie in der bildenden Kunst so in der Dichtung. Aristophanes war einzig in seiner Art; jetzt aber sehen wir den Anfang eines Lustspiels von so allgemeiner Weise daß sich dasselbe bei allen Völkern fortsetzt welche in den Kreis der nun anhebenden menschheitlichen Bildung eintreten. Statt des phantastischen Idealbildes will man eine möglichst treue Spiegelung der Zeit und der Sitte, statt des Mythus eine interessante Begebenheit aus dem Gebiet der Familie, und die Charaktere werden zu Trägern allgemein menschlicher Eigenschaften, immer wiederkehrender Richtungen, Fehler oder Tugenden; an die Stelle des Schicksals tritt der Zufall und die Intrigue, und die Aufgabe ist dieser zu begegnen, sie zu überlisten, und jenen zu eigenem Vortheil zu lenken. Der Verstand herrscht vor der Phantasie. Man will das Erfahrungsmäßige, Reale, das Wahr-

ſcheinliche, und doch ſoll es ſich über das Gewöhnliche erheben, es ſoll ſpannen und befriedigen, indem es in anziehenden Situationen erſcheint, indem ein Knoten geſchürzt und gelöſt, eine Verwickelung geſteigert und dann auf erheiternde Weiſe geſchlichtet wird. Die Sprache bleibt der des Umgangs nahe, flüſſige Klarheit, witzige Feinheit erſetzt den vollern Schwung. Die ideale Höhe ward überhaupt mit dem Chor aufgegeben; die Scene war der Markt oder die Straße, man ſpielte noch unter freiem Himmel, und verkehrte nach ſüdländiſcher Gewohnheit mehr vor als in dem Hauſe; deſſen Poeſie war noch nicht erſchloſſen. Der Mittelpunkt individuellen Geſchickes iſt die Liebe, die hauptſächlichſte Familienangelegenheit, indem das eigene Haus durch ſie begründet und beſeligt werden ſoll. Das Erotiſche tritt hier auch in die griechiſche Dichtung ein, aber bei der noch ermangelnden Durchbildung des Gemüths und der Zurückſetzung der Frauen iſt es zu ſehr nur ſinnlich und richtet ſich auf die Hetären; die Liebe iſt noch nicht das Innere und Bedingende der Ehe, ſondern ſteht außerhalb derſelben. Auch hier findet das höhere Princip erſt in der chriſtlich germaniſchen Welt ſeine entſprechende Geſtalt im Leben und in der Kunſt; aber ſein Auftreten in dieſer ganzen Nachblüte der griechiſchen Poeſie, auch im Idyll, in der Elegie, im Epos iſt immerhin ein friſcher Keim der in die Zukunft weiſt.

Wie ſehr die Reflexion herrſchend geworden, das bezeugen die vielen Sprüche welche uns von den Luſtſpieldichtern erhalten ſind, Ausdrücke der Lebenserfahrung, der Weltkenntniß, nicht Maximen der praktiſchen Vernunft, die das Seinſollende unbedingt verkünden. Die Philoſophie Epikur's liegt hier zu Grunde, man will leben und leben laſſen, während die Charaktere des Theophraſt in der Bezeichnung der Geiſtes- und Gemüthsrichtungen ſich wiſſenſchaftlich der künſtleriſchen Darſtellung anſchließen. Die Charaktere des Luſtſpiels aber, wie ſie immer wiederkommen, ſind die Typen der damaligen atheniſchen Geſellſchaft: die Väter mürriſch, geizig, ſtreng, oder hampelhaft unter dem Pantoffelregiment, und dann nachgiebig gegen die Söhne, die ſich austoben mögen; die Mütter liebe und verſtändige oder herrſchſüchtige und geldſtolze Matronen; der Jüngling verſchwenderiſch und leichtſinnig, aber gutmüthig und angenehm; das leichtfertige Mädchen anziehend, eitel, verdorben, ſelbſtſüchtig, oder der edlern Regung und Beſſerung fähig; dann der Schmeichler oder Schmarotzer, der eſſen will ohne zu arbeiten und für ein gutes Mahl zu allem

willig ist, und der Bramarbas, der Soldat der mit seinen Kriegsthaten in fernen Ländern prahlt, seine Beute mit lustigen Dirnen vergeudet, und weder viel Courage noch viel Witz besitzt; eine Dienerin die den Mädchen zuredet daß sie die Freuden der sinnlichen Liebe genießen, und ein Kuppler und Sklavenhändler der die Begehrlichkeit der Jugend sich zu Geld macht, endlich die Sklaven, von denen wohl der eine roh und dumm sich als Tölpel lächerlich macht, der andere aber oft den Faden der Intrigue spinnt und in der Hand hält, dem jungen Herrn mit seiner Verschmitztheit behülflich ist und als der Spaßmacher des Stücks die andern Personen zum besten hat. Diese Charaktere wurden in Masken gespielt, welche ihre Eigenthümlichkeit carikirend und zum Ergötzen des Publikums kennzeichneten.

„O Leben und Menander, wer von euch beiden hat den andern nachgeahmt?" so lautete das Urtheil des Kritikers Aristophanes in sinnreicher Wendung. Der Dichter blühte zur Zeit Alexander's und seiner Nachfolger in Athen. Er war der feinere, der dem Genossen Philemon, welcher sich dem Geschmack des großen Haufens bequemte, einmal die Frage stellte: Wirst du nicht roth, wenn du den Sieg über mich davonträgst? Neben ihnen werden noch andere Komiker genannt, doch sind uns nur kleine Trümmer gerettet, und auf das Ganze der Stücke, namentlich auf den Bau derselben, werden wir erst bei den römischen Nachbildungen durch Plautus und Terenz einen Blick werfen können; denn im griechischen Lustspiel hat sich die attische Bildung auf Rom ausgedehnt. Die erhaltenen Bruchstücke haben viel Verwandtes mit Euripides. Eins von Menander setzte Goethe als Motto für seine Selbstbiographie: „Wer ungeschunden, bleibt auch ungebildet." Und Philemon mahnte im Geiste der Zeit: „Du bist ein Mensch, das wisse, das bedenke stets." Wiederum Menander hatte erkannt: „Welch lieblich Ding ist doch ein Mensch, wenn Mensch er ist."

Wir sehen in der neuen Komödie wie an die Stelle einer von religiösen und staatlichen Ideen beseelten volksthümlichen Ursprünglichkeit eine erfahrungsreiche, witzige, genußsüchtige, großstädtische Civilisation getreten ist. In solcher Zeit aber regt sich in vielen Gemüthern auch die Sehnsucht nach der verlorenen Natur, und träumt sich ein goldenes Zeitalter der Unschuld und des Glückes vor aller Cultur und außerhalb des Kampfes der Geschichte; sie überträgt solche Zustände auf das Landvolk, und je inhaltsloser die Darstellung derselben ist, desto leichter legt eine

weiche Sentimentalität ihre eigenen Empfindungen, ihre eigene tändelnde Verschrobenheit in sie hinein, desto sorgfältiger schmückt sie dieselben mit dem äußerlichen Reiz zierlich geleckter Form. So finden wir's in der Schäferpoesie am Ende der ritterlichen Bildung des Mittelalters, so bei Geßner. Doch den Griechen war noch ein Dichter vergönnt, der unter den gemachten Verhältnissen einer gelehrten Zeit die reine Stimme der Natur vernahm und den Volksgesang der sicilischen Hirten künstlerisch vollendete, sodaß er ein frisches naives Bild des Lebens und Treibens der niedern Stände und der sie umgebenden freien Natur entwarf. Dies war Theokritos von Syrakus, der theils hier theils in Alexandrien am Königshofe in der ersten Häfte des 3. Jahrhunderts lebte. Er empfing aus dem Volksmund die Sagen vom Hirten Daphnis und seinem Tod in rührender Liebestreue, oder vom Kyklopen Polyphemos und seinem Werben um die Gunst der Meernymphe Galathea; er empfing aus dem Volksmund die Form daß ein Vers in häufiger Wiederholung das Gedicht refrainartig durchklingt, daß zwei Sänger wetteifernd in strophisch sich entsprechenden Versgruppen Gefühl und Anschauung im Parallelismus zierlicher Wendungen ausdrücken. Und er hielt sich dabei an die Wirklichkeit, und ließ in seinen kleinen Bildern oder Idyllien die Hirten, die Schiffer, Männer und Frauen mehr sich selber aussprechen als daß er sie geschildert hätte, indem er gern an Mimen der Sicilianer, diese dramatisirten Scenen aus dem Volksleben, sich anschloß. Der Grundton seiner Dichtung ist episch objectiv, aber bald flicht er ihnen einen lyrischen Erguß oder einen Wechselgesang ein, bald läßt er aus der Wechselrede den Fortgang der Geschichte errathen. Die Menschen stehen dabei im Vordergrund, er vermeidet alle breite Malerei der äußern Erscheinung, er veranschaulicht uns die Natur durch den Ausdruck der Empfindung, oder läßt sie uns durch das Auge der handelnden Personen selber sehen. Er ergreift die Wirklichkeit mit gesundem, ja derbem Realismus und behandelt sie bald mit heiterer Ironie, bald mit echter Liebe zum Landleben, dessen Poesie er dem Hofe und der Stadt erschließt, wie ähnlich Voß, Hebel, Kobell und die besten Dorfgeschichtenerzähler, und ist ihnen auch darin Vorbild daß er das Mundartliche trefflich zur freien Schattirung des Ausdrucks verwerthet. So ist etwas anmuthend Erquickliches und Liebenswürdiges in seinen eigenthümlichen Dichtungen, mag er nun selbst in der Klage um Daphnis den

wehmüthigern Ton anſchlagen, oder in der Tölpelhaftigkeit des jungen Kyklopen doch auch eine rührende Herzlichkeit durchklingen, oder in den Adoniazuſen uns ein ägyptiſches Feſt in der Unterhaltung theilnehmender redſeliger Syrakuſanerinnen unmittelbar miterleben laſſen. Seine Verſuche im heroiſchen Stil einer Heraklesdichtung ſind dagegen unbedeutend, und es wird uns widerlich wenn ſeine vergötternde Schmeichelei den König Ptolemäos II. preiſend dem Zeus vergleicht weil er die Schweſter zum Weib habe. Er iſt groß in einer kleinen Sphäre. Neben dem innigen Naturgefühl iſt es die Liebe die auch er nun in die Dichtung einführt, indem er dem Sinnlichen das Gemüthliche, dem Schwermüthigen das ſchalkhaft Heitere in Sehnſucht und Genuß geſellt.

Seine beiden Nachfolger erreichten ihn nicht; ſie werden empfindſam, Bion mehr rhetoriſch, Moſchos mehr beſchreibend. Wir fühlen ſogleich das Gemachte, während uns in Theokrit noch ein Naturlaut echt helleniſcher Dichtkunſt entgegentönt.

Die eigentliche Aufgabe der Zeit war ja auch die Verbreitung der gewonnenen Bildung und Literatur, und dieſe vollzog ſich zuerſt dadurch daß die griechiſche Sprache ſich über das Reich Alexander's ausdehnte und zum Einheitsband, zum Mittel des Verkehrs der Völker wurde; in ihr verſtanden ſich alle Gebildeten ohne Rückſicht auf die Nationalität; wenn dieſe auch etwas zu mundartlicher Färbung beitrug, ſodaß die Rede in Kleinaſien weicher und ſingender, in Aegypten ſteifer und weitſchweifiger war. Man nennt dieſe Sprache die gemeine (κοινή) im Sinn des Vulgären wie des Gemeinſamen. Im Innern waren die nationalen Geiſter wirkſam, und der orientaliſche Gedanke ward in die europäiſche Hülle gekleidet, vom Griechiſchen hauptſächlich aufgenommen was für den täglichen Gebrauch unerlaßlich und geeignet war. Es fehlte das Gefühl für die ſinnliche Kraft und das Symboliſche in Worten und Wendungen, das Satzgefüge ward locker und rhythmenlos. Die Völker welche dieſer Sprache ſich bedienten, nannte man helleniſirende, und daher unſere Bezeichnung Hellenismus für die ganze Periode. Städte wie Antiochien, Sidon, Tharſus, Epheſus, Rhodus machten ſich die Pflege der Studien zur Ehrenſache; unter den Königshöfen ragen die von Pergamos und Alexandrien hervor. An beiden Orten berief man Gelehrte, legte Bücherſammlungen an, und wetteiferte in den Anfängen eigentlicher Naturforſchung. Vornehmlich ward

die Bibliothek Alexandriens ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Thätigkeit, indem sich an sie die Kenntniß und Kritik der Sprache und Sprachdenkmale unter dem Namen der Grammatik knüpft und ausgezeichnete Geister wie Aristophanes und Aristarch für die Würdigung der großen Dichter und für die Feststellung eines reinen Textes bahnbrechend, schulgründend wurden. Die Hallen und Säulengänge welche in der Nähe des königlichen Palastes und der Bibliothek einen Tempel der Musen umgaben, erhielten daher den Namen des Museums, und hier verband eine Stiftung die Meister der verschiedenen Wissenschaften in sorgenfreiem Zusammenleben zum Austausche des Erforschten. Daß dabei mit der Pflege des Erkennens auch Vielwisserei und Vielschreiberei gefördert ward, daß Gelehrtendünkel und Schulgezänk nicht ausblieb, wird niemanden wundern; der bittere Timon sprach bereits von den Vielen die in Aegypten gefüttert wurden im Hühnerkorb des Museums, bücherkratzende Menschen, die unendlich viel streiten, bis sie vom Wörterdurchfall geheilt werden. Es ist ferner nicht zu leugnen daß statt der ewigjungen Natur die Präparate, statt des frischen Geistes die Bücher nun die Quellen der Weisheit wurden, und daher gar vieles getrocknet aufkeimte, aber ebenso wenig ist zu verkennen daß Mathematik, Naturwissenschaft, Länder- und Völkerkunde mächtig gefördert, daß mit maßgebendem Urtheil das Schönste und Beste der griechischen Literatur der Mit- und Nachwelt sicher gestellt, das Verständniß durch auslegende Erläuterung erleichtert ward. Alexandrien übernahm die Vermittlerrolle für das Alterthum und die Neuzeit. In der eigenen Poesie blieben die Alexandrier der Gelehrsamkeit verhaftet, oder es trat das Künstliche an die Stelle der Natur und der Kunst; man liebte Kunststücke, Gedichte ohne S, oder in der Form von Flügeln, Beilen, Eiern, oder ganz aus homerischen Versen zusammengesetzt; wir werden an unsere Pegnitzschäfer erinnert. Statt einer aus der Sache selbst erwachsenden Form finden wir ein Auswählen vorhandener Weisen, eine akademische Regelrichtigkeit, eine höfische Glätte. Und wenn das Herz nicht mehr beredt machte und die freie Volksversammlung fehlte, so setzte die Schulübung die mannichfaltigen Wendungen der Fragen, Ausrufe, Anreden, Wiederholungen u. s. w. als schmückende Figuren zum Prunk der rhetorischen Schaustücke zusammen.

Ein Dichter wie Lykophron, der nicht für das Volk, sondern für Gelehrte schrieb, gab ihnen in seiner Tragödie Alexandra

eine Blütenleſe ſeltener Worte, fremdartiger Bilder, entlegener Anſpielungen; er geheimnißte ſeine mythologiſchen und geſchichtlichen Kenntniſſe in ein geſuchtes Dunkel, in eine abſichtliche Räthſelhaftigkeit hinein, und wer ihn verſtand der mochte nicht blos den Verfaſſer, ſondern auch den eigenen Scharfſinn, die eigenen Kenntniſſe bewundern. — Ueber die Hymnen des Kallimachos hat Manſo endgültig entſchieden: ſie zeigen nicht ein voll Ehrfurcht gegen die Götter erfülltes Gemüth, ſondern nur ein mit Gelehrſamkeit überladenes Gedächtniß, welches einen Gegenſtand ſucht bei dem es ſich ſeiner Laſt entledigen kann. Doch hatte Kallimachos recht als er ſeine Zeitgenoſſen von einem Wetteifer mit Homer, von großen epiſchen Stoffen abmahnte und auf kleinere Bilder hinwies. Denn wenn auch Apollonios bis auf einzelne Beiwörter und Gleichniſſe herab den Stil des heroiſchen Geſangs nach den alten Meiſterwerken ſtudirte, an die Stelle des natürlichen Fluſſes der Verſe trat in ſeiner Argonautenfahrt das rhetoriſch Gemachte, an die Stelle echtkünſtleriſcher Compoſition die proſaiſche Gründlichkeit eines Reiſeberichts, der von Ort zu Ort dem Zuge des Helden folgt, und weit mehr im Geiſte der Zeit ein Länder-, Völker- und Sittengemälde und eine gelehrte und geordnete Sammlung von mythiſchen Ueberlieferungen gibt, als er die Geſtalten der Vorzeit wieder zu beleben und durch ihre Thaten und Geſchicke ihren Charakter und ihre Welt zu veranſchaulichen weiß. Wie dürftig iſt er beſonders da wo er die Locale der Odyſſee berührt! Als Dichter offenbart er ſich eigentlich nur im dritten Geſang. Hier öffnet ſich mit dem Auftreten Medeas ein neues Feld, hier dringt die Romantik der Liebesleidenſchaft und der Zauberei in das Epos ein, hier gibt Apollonios ein Vorſpiel phantaſtiſcher mittelalterlicher Dichtungen bis zu Arioſt; hier iſt er auch in den Gleichniſſen neu, wenn Medea's Herz beim Anblick Jaſon's von ſüßem Verlangen ſchmilzt

Wie um Roſen der Thau von der Morgenſonne zerfließet.

Freilich führt er uns doch aus der freien Natur in die Stube, wenn Medea's Seelenbewegung geſchildert wird:

Wie in der Sonn' umzittert die Wand des Gemaches der Lichtglanz
Widergeſtrahlt vom Waſſer, womit man eben den Eimer
Oder das ſchimmernde Becken gefüllt; vom Wogen der Flut regt
Wirbelnd in ſchnellem Gezitter ſich hin und wieder der Lichtſtrahl;
So auch ſchwankt von Zweifel das Herz im Buſen der Jungfrau.

Schon bei Apollonios sind die Götter zur Maschinerie geworden, der Dichter glaubte nicht mehr an sie, wunderbare Zaubermittel ersetzen ihr Eingreifen in die Handlung, und drücken zugleich die menschliche Größe herab; die Helden sind keine lebendigen Charaktere, sondern „schwächliche Schatten aus gelehrter Bücherluft", wie Bernhardy treffend sie genannt hat.

Ihre Gelehrsamkeit werden die Alexandriner auch in der Liebeslyrik nur auf Augenblicke los, sie zeigt sich selbst im Getändel Anakreontischer Liedchen, sie schmückt die Elegie mit Beispielen aus der Sage und Geschichte. Hier ist indeß die Verwebung von Vergangenheit und Gegenwart am Ort, hier klingen Empfindung und Betrachtung ineinander. Hermesianax versammelte die ganze Reihe der berühmten Geisteshelden von Homer und Orpheus bis auf seine Freunde, um zu zeigen wie die Gewalt der Liebe in den Dichtern wie in den Weisen mächtig sei, indem er sie dabei gar feinsinnig und graziös zu charakterisiren verstand. A. W. Schlegel nennt das Gedicht eine Rhapsodie reizender Epigramme und reicht dieser Reihe kleiner Kunstwerke den Kranz der Zierlichkeit und Zartheit poetischer Malerei. Wenn die Beschreibungen der alten Tragödie, sagt er, reich und groß gegliedert mit architektonischer Festigkeit wie für die Ewigkeit dastehen; wenn in der Pindarischen Poesie oft eine hohe Gestalt von einfachen und allgemeinen Zügen sanft vor uns zu ruhen oder in wildem Glanz zu schweben scheint, so möchte man diese Bilder des Hermesianax an sorgloser Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geschnittenen Steinen des Alterthums vergleichen. Ueberhaupt fand die Nachwelt für die griechische Anthologie, für die Blütenlese der Epigramme eine besonders reiche Ausbeute in der alexandrinischen Zeit. Die Feinheit des Urtheils, der gebildete Geschmack bewährte sich hier in der Auffassung der Menschen und Dinge, und das poetische Vermögen reichte noch aus um den Gedanken in einer überraschenden Wendung, in einem glücklichen Bild, in einem wohlgemessenen Verse sinnvoll und anmuthig auszuprägen.

Endlich wurde die Gelehrsamkeit selber der Stoff, die Belehrung der Zweck der Poesie, und so finden wir jetzt didaktische Dichtungen, welche die Astronomie, die Botanik, die Heilkunde dadurch der allgemeinen Bildung um so zugänglicher machen als sie die eigene Freude an diesen Kenntnissen wohlgefällig kundgeben. Vornehmlich berühmt ward Aratos durch sein Lehrgedicht

vom Sternenhimmel und den Wetterzeichen; der erhabene Stoff kleidet ſich in eine Form von alterthümlicher Würde und ſchlichter Kraft; das Beſchreibende wird von edeln Gedanken getragen, mit Mythen geſchmückt. Ueber andere Arbeiten urtheilt Alexander von Humboldt: „Die Geſtalten und Sitten der Thierwelt werden mit Anmuth und oft mit einer Genauigkeit geſchildert daß die neuere claſſificirende Naturkunde Gattungen und ſelbſt Arten in den Beſchreibungen erkennen kann. Es fehlt aber allen dieſen Dichtungsarten das innere Leben, eine begeiſterte Anſchauung der Natur, das wodurch die Außenwelt dem angeregten Dichter faſt unbewußt ein Gegenſtand der Phantaſie wird.“ — Die Gedankendichtung im Anſchluß an die Natur fand endlich in der Fabel einen Gegenſtand, der ihr das unentbehrliche handelnde Leben entgegenbrachte, und Babrios hob hier einen Schatz, als er die Erzählungen aus dem Munde des Volks mit traulicher Herzlichkeit und ſchalkhafter Einfalt in Choliamben zu kleinen Gemälden geſtaltete. — Andere kleideten ihr geographiſches und hiſtoriſches Wiſſen in das Gewand des Verſes, wie ſchon zur Glanzzeit Athens Chörilos es verſucht hatte die Perſerkriege epiſch darzuſtellen; aber Griechenland war zu ſehr auf das Idealbild der Wirklichkeit im Mythos hingewieſen, als daß es auch die Poeſie der Geſchichte ſelbſt hätte begründen können; hat hier doch erſt Shakſpere begonnen und werden auf dieſem Felde die Kränze noch den Dichtern der Zukunft blühen!

Je enger die Poeſie ſich mit der Gelehrſamkeit verband, je mehr die Reflexion in ſie eindrang, deſto mehr löſte ſie ſich vom muſikaliſchen Elemente des Gemüths und von der Muſikbegleitung; ſie wollte nicht geſungen, ja nicht einmal laut geſprochen, ſie wollte ſtill geleſen ſein. Dafür ward die Muſik ſelbſtändiger. Wir finden daß auch hier nach dem peloponneſiſchen Krieg die Subjectivität des Sängers, des Spielers ſich geltend machte und zur Virtuoſität ward, die ihre Bravour zeigen wollte, der die Kunſt dienen mußte ſtatt daß ſie dieſer gedient hätte. Der Dithyrambus, von dem ſchon Ariſtophanes ſpottend ſagt, daß ſein luftiger Schimmer dunkel und ſtahlblau funkelnd auf Flügeln dahinſchwirre, ward zu einem feſſelloſen Erguß wechſelnder Empfindungen, die nun nicht mehr ein Chor, ſondern der Einzelne mit lebhaften Geberden und mit einer tonmaleriſchen Inſtrumentalbegleitung vortrug. Sänger und Sängerinnen begleiteten Alexander den Großen, und glänzten an den Höfen der Folgeherrſcher. An

die Stelle der einfachen Melodie war das bunt Figurirte, „ein unerhört Ameisengewimmel der Töne" getreten, wie der Lustspieldichter Perikrates sagt. Man liebte nun auch in der Musik das massenhaft Imponirende und zugleich schnörkelhaft Verkräuselte, in Zierrathen Luxurirende. Das freie Phantasiren im schrankenlosen Reich der Töne, der allgemeine Ausdruck von Stimmungen und Gemüthsbewegungen in ihrem noch unsagbaren dunkeln Drängen und Wogen nach Licht und harmonischer Klarheit und der Verklärungsjubel einer unendlichen Wonne in der wortlosen Instrumentalmusik war dem Sinne der Griechen fremd geblieben; auf das Plastische, auf Formenbestimmtheit in der Anschauung gerichtet hatte er einzig an der Melodie der Gedichte seine Freude gehabt. Die Entwickelung der Harmonie, wie sie auch Dissonanzen einführt um sie zu lösen, wie sie im Kampf, im Wetteifer und im Zusammenklang verschiedener Melodien ein Bild vom Bau der Welt, in der Natur wie in der Geschichte gibt, und ihn in seinem rastlosen Werden, im Ringen und der glücklichen Versöhnung mannichfaltiger Lebenskräfte zum stets sich neugestaltenden Organismus macht, dies Symphonische war selbst dem Gesang der Griechen unbekannt geblieben, und noch viel weniger verstanden sie es durch die Instrumente allein zu verwirklichen. Sie versuchten in der alexandrinischen Zeit auch die Klangfarben der Instrumente und die Vielstimmigkeit in massenhaften Productionen ihre Effecte machen zu lassen, aber wenn sie die einfache Melodie verließen, kamen sie über die Mischung ägyptischer, kleinasiatischer und hellenischer Elemente, über das Sinnaufregende oder Chaotische nicht hinaus.

Halten wir uns schließlich an das was in jener Epoche möglich und nothwendig war, so müssen wir nachträglich neben der Grundlegung der Philologie noch der andern Wissenschaften gedenken. Zuvörderst sind da die Fortschritte der reinen Mathematik sowie ihrer Anwendung auf Mechanik und Astronomie des höchsten Preises werth. Wie Euklid seinem Fürsten gesagt daß es in der Geometrie keinen besondern Weg für die Könige gibt, so ist der Gang den er eingeschlagen, bis auf den heutigen Tag innegehalten worden, und die Klarheit und Bestimmtheit des ordnenden Künstlergeistes ist aus der Sphäre der Phantasie in die des Verstandes herübergekommen. Aehnlichen Ruhm erwarb sich Archimedes in der Stereometrie, in der Mechanik; was er bei kolossalen Schiffsbauten oder zur Vertheidigung seiner Vaterstadt

erfand, wie die Schraube ohne Ende und andere Werkzeuge deren Anwendung er zeigte, deren Theorie er begründete, das gehört zu den Dingen ohne welche man sich das praktische Leben und feine Arbeiten nicht mehr vorstellen kann. Apollonios von Perga schrieb ein Meisterwerk über die Kegelschnitte. Die ebene und sphärische Trigonometrie der Alten gründete Hipparch, der genaueste Beobachter der Sterne, der größte Astronom des Alterthums, dessen genialer Blick nach den Himmelserscheinungen die Lage der Länder und Städte auf der Erde bestimmen lehrte. — Eratosthenes benutzte die Gesammtheit der Kenntnisse seiner Zeit und all die Erfahrungen welche Alexandrien, der Mittelpunkt des Welthandels, bot um der Schöpfer der wissenschaftlichen Geographie, der Länder- und Völkerkunde zu werden. — Polybios, der als Geisel nach Rom kam, stellte sich in der Geschichte jener Zeit schon auf den Standpunkt der Stadt an die nun die Weltherrschaft überging, und ward der erste Meister jenes Pragmatismus der nicht blos Thatsachen erzählt, sondern auch ihre Ursachen in der Lage der Dinge wie in den Charakteren der Menschen aufsucht, auch ihren Wirkungen auf das Ganze nachgeht, und dadurch die Geschichte zur Lehrerin der Politik macht. Gründlich geht er auf das Thatsächliche, aber sein nüchterner Verstand sieht überall nur Verstandeswerk, und so wird er platt wo die sittlichen Mächte, wo Religion und Begeisterung in Frage kommen.

Der Umschwung des ganzen Lebens kam in der Philosophie zum Bewußtsein; ihre Verbreitung, ihr Einfluß bot einen Ersatz für den Untergang der Volksreligion, und man suchte und fand in ihr Trost und Beruhigung beim Zusammenbruch des Vaterlandes und seiner Freiheit. Zwar hatte der speculative Trieb, der nach der Wahrheit um der Erkenntniß willen trachtet, mit dem nationalen Leben selbst in Platon und Aristoteles seinen Abschluß für das Alterthum gefunden, und das praktische Interesse überwiegt nun das theoretische; es gilt den Menschen unabhängig von allem Aeußern einig mit sich selbst zu machen, ihn in der Selbstgenugsamkeit des eigenen Bewußtseins zu befriedigen, ein unerschütterliches Glück in der Ruhe der Seele zu gewinnen; das wird das Ziel der Philosophie, und damit gelangt die Ethik zur tonangebenden Herrschaft, Logik und Physik werden nur Hülfswissenschaften, und indem die neuern Systeme wieder an Sokrates anknüpfen, der zuerst das „Erkenne dich selbst“ und die Tugend zur Aufgabe des Weisen gemacht, nehmen sie von Platon und

Ariſtoteles wie von den ältern Denkern das was für die eigene ſittliche Lebensanſicht paßt, und ſtellen es reproductiv unter die eigenen Geſichtspunkte, ohne weder die Dinge um ihrer ſelbſt willen zu erforſchen, noch den Gedanken in dialektiſcher Folgerung zu entwickeln. Platon und Ariſtoteles ſahen die Sittlichkeit im Staate verwirklicht, jetzt wird die Moral von der Politik gelöſt, jetzt zieht der Einzelne ſich auf ſich ſelbſt zurück, um einmal über die äußern Zuſtände und über die Natur ſich in die Unendlichkeit und Freiheit des eigenen Geiſtes zu erheben, und dann über die Schranken der Nationalität hinaus in allen Menſchen die gleiche Vernunft, die gleiche Beſtimmung anzuerkennen. Das höchſte Gut, die Glückſeligkeit, wird in einem naturgemäßen Leben gefunden; die Natur des Menſchen aber iſt doppelter Art, allgemein oder vernünftig, und individuell oder ſinnlich, und darum erwachſen aus der gemeinſamen Wurzel zwei einander ergänzende Weltanſchauungen, zwei philoſophiſche Schulen, die ſtoiſche und epikureiſche, die wie ſie im einzelnen ſich gegenſätzlich verhalten, doch in ihren Endergebniſſen zuſammentreffen und das gemeinſame Ideal des Weiſen aufſtellen. Dem Stoiker iſt die vernunftgemäße Thätigkeit der Zweck, der Frieden und das Glück der Seele aber ihr unausbleiblicher Erfolg; die Glückſeligkeit iſt das Ziel des Epikureers, aber er vermag ſie nur durch Tugend und Einſicht zu erreichen, und die Erhabenheit des Geiſtes über die Außenwelt, die Unerſchütterlichkeit und Selbſtgenugſamkeit des Gemüths in ſeinem reinen Weſen iſt die Einigung der Perſönlichkeit mit der allgemeinen Wahrheit.

Zenon von Kittion auf Cypern ſtiftete um 300 v. Chr. eine Schule, die nach der Halle in Athen, wo er lehrte, den Namen der Stoa empfing; Männer aus allen Ländern folgten ihm als Anhänger und Fortbildner, unter dieſen Kleanthes und Chryſippos. Tapfern Herzens ſchloſſen ſie den Kynikern ſich an, welche die Unabhängigkeit des Menſchen durch Bedürfnißloſigkeit, durch Selbſtbeherrſchung erſtrebt hatten; die Vernunft war ihnen das Höchſte, der Urquell und das Geſetz der Welt, in der Uebereinſtimmung mit ihr erreicht der Einzelne ſeine Beſtimmung, Tugend und Weisheit. Der Werth des Menſchen und ſein Wohl beſteht in ſeiner Vernünftigkeit, in ſeiner Geſinnung und ſeinem Thun; nur das Schlechte, das ihn von ihr abzieht, iſt ein Uebel und Unglück, während der Weiſe in ſeinem Innern freibleibt auch in Ketten, und kein Ungemach den Frieden ſeiner Seele ſtören kann.

Die Tugend aber ist Erhebung über die Sinnlichkeit, ist Bändigung der Leidenschaften, ist die Herrschaft der Vernunft im Willen, die Pflichtmäßigkeit der Gesinnung; alle äußern Güter haben neben ihr nur bedingten Werth oder sind gleichgültig. Um aber das Vernunftgemäße zu erkennen bedürfen wir der Wissenschaft, und wir finden die Wahrheit in dem Begriffe welcher die sinnliche Erfahrung erfaßt und sie der Vernunft anpaßt, mit ihr übereinstimmig macht. Die Vernunft selbst ist das Herrschende auch im Weltall, Gott oder die Vorsehung, das Gesetz der Dinge. Und die Stoiker stellen ihr nun nicht die Materie als ein zweites Princip gegenüber, sondern die Gottheit ist zugleich die allgemeine materielle Grundkraft aus der alles hervorgeht, und die Seele der Welt die alles belebt; die Urvernunft selbst entfaltet sich in einer Fülle vernünftiger Lebenskeime und ist zugleich die Ordnung ihres Werdens in der Kette der Ursachen und Wirkungen. Die Stoiker schließen hier an Heraklit sich an, welcher bereits die Vernunft, den Logos, als das eine Gesetz, die Welt als ein ewiges Werden, als einen Feuerproceß betrachtet hatte; gleich ihm nehmen auch sie das Einzelne nur als Glied und Moment des Ganzen. Gott ist ihnen die Einheit der Welt, die Welt der entfaltete Gott; sie überschreiten den Dualismus, aber sie vereinerleien nun Vernunft und Natur, Gott und Welt, und darüber vermögen sie theoretisch die Freiheit des Menschen nicht zu retten, und Gott selbst bleibt unter dem Banne der Nothwendigkeit. Die Welt erscheint unmittelbar als die Verwirklichung Gottes, die Stoiker verwenden das Zweckmäßige, Schöne, Gute in ihr zu einem System des Optimismus, in welchem auch das Widerwärtige und Schlechte als Gegenglied zum Rechten seine Bedeutung hat oder am Ende dem Guten dienen muß. Sie predigen die Ergebung in den Lauf der Dinge, weil Gott zu gehorchen die wahre Freiheit sei; aber ihr sittlicher Muth hält sie aufrecht gegen die Schläge des Schicksals, und sie fordern daß man das Leben selber wegwerfen könne und einen selbstgewählten Tod einem unwürdigen Dasein vorziehe. In Bezug auf die Religion gingen die Stoiker von dem edeln Grundsatz aus daß man Gott am besten diene wenn man in seiner Erkenntniß wachse und Recht thue. Sie wollten sich dem Glauben am liebsten anschließen und ihn reformiren statt ihn dem Volk zu entziehen, darum sahen sie in Zeus das eine und unendliche Wesen, dessen verschiedene Namen, Kräfte, Offenbarungen in den vielen Göttern angebetet

würden, deſſen Geiſt und Wirken ſich auch in großen Männern verkündige, welche darum die Vorzeit als Heroen verehrt habe. Sie machten dabei von allegoriſcher Auslegung einen weitgehenden und willkürlichen Gebrauch, und wußten auch Zeichen und Wunder natürlich zu nehmen als die Vorboten des Kommenden, die bei der Verkettung aller Dinge ſich kundgeben, und in der Weisſagung ſuchten ſie ſelbſt einen Beweis der göttlichen Vorſehung. Damit blieben ſie in einer abergläubiſchen Naturanſicht befangen, während Epikur gerade in der Erkenntniß der natürlichen Urſachen der Dinge das alleinige Mittel ſah die Menſchen von den Schreckniſſen des Aberglaubens und von der Furcht vor dem Tode zu befreien.

Die Philoſophie ſoll nach Epikur zur Glückſeligkeit führen. Damit ſchloß er dem Sokratiker Ariſtippos ſich an, welcher die Luſt für das höchſte Gut erklärt hatte. Alle Weſen ſuchen die Freude und fliehen den Schmerz; doch wird der Einſichtige ein Vergnügen meiden das nachtheilige Folgen hat und mit geringerm Schmerz eine größere Wonne erkaufen. Darum ſucht der Weiſe das Glück nicht in den vergänglichen Genüſſen der Sinne, zumal ihr Uebermaß in der Ausſchweifung leicht Schaden bringt und die Seele durch die Heftigkeit der Begierden beunruhigt wird, ſondern er ſucht es im eigenen Gemüth, in der reinen und unvergänglichen geiſtigen Freude. Zu dauernder Heiterkeit, zum rechten Wohlgefühl führt nur die Tugend. Sie macht uns unabhängig vom Aeußern, ſie ſtellt uns auf uns ſelbſt. Eine ſchöne Sache iſt die fröhliche Armuth, und je mäßiger wir leben, deſto leichter wird uns ein ſorgenfreies ſchmerzloſes Daſein möglich. Wer nur den Mitteln des Lebens nachjagt ohne es ſelbſt ruhig zu genießen, der verfehlt ſeinen Zweck.

Das Kennzeichen der Wahrheit war den Epikureern die Empfindung, das Zeugniß der Sinne; wie ſie das Individuelle für das Erſte und Höchſte achteten, ſo fanden ſie die paſſendſte Naturanſicht in der Atomenlehre Demokrit's, welche das All und ſein Werden auf untheilbare und ſelbſtändige Weſenheiten begründete. Sie ließen dabei den Zufall herrſchen, und aus den vielfältigen Combinationen der Naturkräfte auch hier und da das Zweckmäßige und Dauerbare hervorgehen. Sie bekämpften jedes übernatürliche Eingreifen in den Lauf der Natur, und wollten zumeiſt die Gemüther von der Furcht vor den Göttern des Volks befreien, indem ſie die mythiſchen Vorſtellungen anfochten und in den Göttern

die Ideale des seligen Lebens sahen, die unbekümmert um die Mühen der Erde eigener Vorzüglichkeit ewig sich erfreuen. Die menschliche Seele bestand ihnen aus feinen Aetheratomen, die im Tode gen Himmel zurückkehren, wie der Leib wieder zur Erde wird; der Tod kann kein Uebel sein, da ja in ihm alle Empfindung aufhört, da er die völlige Schmerzlosigkeit bringt, und wer das erkennt der bangt nicht mehr vor eingebildeten Höllenqualen.

Kämpfend gegen üppige Verweichlichung und gegen den Druck der Gewaltherrschaft fanden die Stoiker in der Kraft des sittlichen Willens die innere Freiheit, die sie unabhängig von allem Aeußern machte; das Vernünftige zu erkennen und zu thun gewährte dem Geist die volle Befriedigung, damit war er sich selbst genug, hier hatte er eine unerschütterliche Burg seiner Ruhe. Diese Erhabenheit ist seine Größe, und war ein nothwendiger Schritt zur vollen Sittlichkeit, ähnlich wie die Losreißung von der Natur bei den Israeliten auf religiösem Gebiet zur Verehrung des geistigen Gottes führte; ein selbstgerechter Tugendstolz, eine Apathie, die sich mehr in der Unterdrückung als in der Leitung der sinnlichen Triebe, und in der Mitleidslosigkeit gegen andere geäußert hat, war die Schattenseite. Die Epikureer traten ergänzend ein, wenn sie zwar mit ihrem Eudämonismus dem Hange der Zeit nach schlaffem sinnlichen Behagen nachgaben, aber doch eine sittliche Milde beförderten, den Menschen gleichfalls aus der Außenwelt auf sich selbst zurückführten, und, wie Zeller treffend sagt, „in der schönen Menschlichkeit eines in sich befriedigten Gemüths das höchste Glück suchen lehrten". Sie predigten Mitleid und Wohlwollen für alle; es dünkte ihnen süßer Wohlthaten zu erweisen als zu empfangen. Der Staat war ihnen allerdings wenig mehr als eine Schutzanstalt für die Individuen, aber in der Freundschaft fanden sie für die Individuen die freigewählte Gemeinsamkeit des Lebens nach antiker Art, wie sie die volle Hingabe der Persönlichkeiten in der Liebe und Familie der spätern Zeit gewährt.

Auch darin stimmen Stoiker und Epikureer überein daß sie ein neues Ideal der Menschheit, und zwar das sittliche, gestalten, indem sie im Bilde des Weisen die Verwirklichung ihrer Lehren und die Vollendung des Lebens veranschaulichen. Der Weise thut das Richtige recht, er handelt nach der Erkenntniß des Guten; seine Ueberzeugung steht unerschütterlich fest, in seinem Innern gleichmüthig, ruhig, glücklich ist er Herr seiner Begierden und

unabhängig von der Außenwelt; keine Thorheit gewinnt in ihm Raum; er allein ist frei, weil er sich aus sich selbst bestimmt; er ist glücklich indem er im Frieden des Gemüths sein Ziel erreicht; er ist der wahre Reiche, der keines bedarf und jegliches wohl zu gebrauchen weiß, er ist der rechte König, dem alles dienen muß, der rechte Dichter und alleinige Priester, indem er das Wort der Wahrheit verkündet und Gott durch Frömmigkeit verehrt; in ihm verwirklicht sich die Vernunft, er wandelt wie ein Gott unter den Sterblichen, dem Zeus an Glückseligkeit gleich. Solch ein Ideal hat den gebildeten Griechen vorgeschwebt, wir dürfen es der Messiashoffnung der Juden an die Seite stellen, und wenn es die Menschheit mit religiöser Innigkeit ergreifen und zu ihrer Wiedergeburt führen sollte, so durfte es nicht blos philosophische Lehre bleiben, sondern mußte persönliches Vorbild werden. Und wenn dort der zweite Jesaias gerade in Leiden und Tod die Bewähr der rettenden Liebe sah, hat nicht auch Platon von dem wahrhaft Gerechten gesagt, daß er ohne irgend Unrecht zu thun den Schein der Ungerechtigkeit haben werde, damit er uns ganz erprobt sei in der Gerechtigkeit, und daß er werde gefesselt, gegeiselt, gefoltert, geblendet an beiden Augen, zuletzt, nachdem er alle Uebel erduldet, noch am Pfahl aufgespießet werden?

Das freie Beruhen des Geistes auf sich selbst ward von Stoikern und Epikureern auf positive und dogmatische Weise erstrebt, indem sie von bestimmten Principien ausgehend und nach ihnen hinsteuernd aus den Lehrsätzen der frühern Wissenschaft auswählten was ihnen dafür geeignet erschien; dasselbe Ziel suchten andere Denker auf dem negativen und kritischen Wege, indem sie ihren Zweifel gegen alle Erkenntniß der Wirklichkeit richteten und die einzige Gewißheit in dem auf sich selbst zurückgezogenen Gleichmuthe des Bewußtseins fanden. Diese skeptische Richtung, angebahnt durch Pyrrho, fand besonders durch die neuere Akademie in Athen, durch Karneades ihre wissenschaftliche Entwickelung. Man bezog sich auf die Täuschungen der Sinne, auf die Widersprüche in den Vorstellungen der Menschen, in den Lehren der Philosophen, um darzuthun daß man mit seiner Zustimmung überall an sich halten, auf alle Meinungen verzichten, sich mit dem Wahrscheinlichen begnügen, ohne jede leidenschaftliche Erregung die Welt betrachten, unbewegt von ihrem Spiel sich auf sich selbst zurückziehen müßte. Die sophistische wie die sokratisch-platonische Dialektik fand hier ihre Fortsetzung, und es

läßt ſich nicht verkennen daß an den Lehrſätzen der andern Schulen eine ſcharfſinnige Kritik geübt, daß auf die Schwierigkeiten hingewieſen wurde die in den Problemen liegen, welche ein dogmatiſcher Machtſpruch abgethan zu haben glaubte. So ward gegenüber den Stoikern, die überall nur das Zweckmäßige ſehen und unſere Welt für die beſte halten wollten, auch die Schattenſeite der Wirklichkeit, auch die Noth des Lebens betont, und gefragt wie ſich das mit einer gütigen Vorſehung vertrage; oder der ſchlechte Gebrauch, den die meiſten Menſchen von ihrer Vernunft machen, der Sieg der Klugheit und Ungerechtigkeit über die Gerechtigkeit im Lauf der Welt ward in ſeinem Widerſpruch gegen die Moral der Schule hervorgehoben. Alles dies ſollte dazu dienen daß der Menſch ſich durch keine Vorausſetzung blenden, durch keine Satzung binden, durch keine Aeußerlichkeiten beherrſchen laſſe, ſondern auf alles gefaßt unerſchütterlich auf ſich ſelbſt und ſeiner Geiſtesfreiheit ſtehe.

Dieſe Philoſophien der alexandriniſchen Zeit können ſich nicht mit den claſſiſchen Leiſtungen der vorhergehenden Weiſen meſſen, weder was die ſchöpferiſche Kraft des Gedankens noch die wiſſenſchaftliche Durchbildung betrifft, ſo wenig als die Dichter jener Epoche mit Homer, Pindar und Sophokles. Aber wie ſehr die Keime eines neuen Lebens vorhanden ſind und in die Zukunft weiſen, das werden wir nicht blos in ihrem Einfluß auf Rom gewahren, das kann ſelbſt ein Blick auf Immanuel Kant klar machen, der in der Kritik der reinen Vernunft die Frage nach den Kriterium der Wahrheit nicht minder aufnahm, als er das Primat der Ethik, der praktiſchen Vernunft behauptete. Und Kant iſt doch der Eckſtein für die Philoſophie der Gegenwart.

Rom.

Grundzüge des Römerthums.

Andere werden ein athmendes Erz anmuthiger glätten,
Werden, ich weiß, anbilden lebendige Züge dem Marmor,
Werden beredsam sein im Gericht und die Bahnen des Himmels
Messen mit kreisendem Stab, und der Stern' Aufgänge verkünden:
Du sei, Römer, bedacht weltherrschende Macht zu verwalten,
Solcherlei Kunst sei dein, dann friedliche Sitte zu ordnen,
Mild den Ergebnen zu sein und Trotzige niederzukämpfen!

So Virgilius. Ist die Leier Apollons das Symbol des Griechenthums, so mögen wir in Schwert und Wage das Wahrzeichen der Römer erkennen. Durch die Gewalt der Waffen arbeiteten sie sich empor, erst zum Bundeshaupt ihres Stammes, dann zur Führerschaft Italiens, dann zur Beherrschung der Erde. Ein ununterbrochener Parteikampf im Innern hält die Kräfte in steter Spannung, aber wie das Rechtsgefühl ihn regelt daß die Gegensätze auf gesetzlichem Boden sich vertragen lernen und das Volk Schritt für Schritt vorangeht, so sind alle der Idee des Ganzen unterthan und immerdar schlagfertig sich nach außen mit gesammter Stärke zu wenden und ihre eigene Lebensordnung auszubreiten. Die heitere Jugend der Menschheit weicht hier dem männlichen Ernste, vor der Phantasie waltet der Verstand, ein praktischer Realismus ergreift die Wirklichkeit um sie nach seinem Sinne zu verwerthen und auszubeuten, nicht sie nach dem Ideale frei zu gestalten. Der Römer macht die Natur sich dienstbar und überträgt ihr seine Zwecke, während der Grieche in ihre Kräfte und Erscheinungen sein eigenes Bild hineinschaute und daran sich ergötzte. Der Römer glaubt die Welt sei um seinetwillen da, er nimmt zugleich mit dem Schwert und mit dem Pfluge von den Ländern Besitz, und läßt die Völker für sich

arbeiten, aber auch an seinem Rechte, seiner Cultur theilnehmen. Wenn der Grieche das Gute in der Form des Schönen, in der natürlichen Harmonie des Geistigen und Sinnlichen erstrebt, so sollte dem Römer das Sittliche und das Nützliche identisch sein. Das Große, die Entfaltung einer gewaltigen Naturkraft ist das Wesen des Römerthums, statt der Anmuth waltet bei ihm die Würde, die charaktervolle Haltung; der selbstherrlich gebietende Geist sieht auf das was ihm ehrenvoll und seiner Tüchtigkeit geziemend ist, er lernt sich selbst überwinden, ja im Selbstmorde das Leben von sich werfen und sich in das befreiende Schwert stürzen, wenn ihm die Knechtschaft droht.

Jetzt ist der Staat das Höchste. Das Vaterland nimmt alle Kraft in Anspruch, aber es lohnt auch jede Thätigkeit mit Macht und Ruhm. Man pflegt die Kunst zum Schmucke des öffentlichen, zur Freude des privaten Lebens, man pflegt die Wissenschaft sofern sie praktische Weisheit ist, die Dinge nach Maß und Gewicht bestimmen lehrt, die Seele befähigt ihrer selbst mächtig zu sein und die andern zu führen. Originaler als in der Plastik und Malerei sind die Römer darum in der Architektur, in welcher sowol die Energie ihres Charakters als seine Doppelrichtung auf das Nützliche und Monumentale sich ausprägen kann, deren Werke vornehmlich durch Zweckmäßigkeit und Größe hervorragen und ein Ausdruck oder Spiegel des Volksganzen sind. Die Poesie der That übertrifft die Thaten der Poesie, und eigenthümlicher als die freie Dichtung blüht jene die sich die Belehrung und Besserung der Menschen zum Ziele setzt. Die römische Geschichte selbst ist das tausendjährige Drama einer stetigen Arbeit am Staat. Auf seinem gemeinsamen Boden stehen die Gegensätze des Bewegungstriebes, des rationalen Denkens wie der erhaltenden Sinnesweise, die mit religiöser Scheu an der Ueberlieferung haftet und durch sie gebunden ist. Aber beide haben das klare Gefühl daß sie zusammengehören, daß Freiheit und Ordnung in beständiger Ausgleichung das menschliche Leben bedingen, und darum suchte niemals eine Partei sich der andern zu entledigen oder sie zu vertilgen, wie das in Griechenland geschah, und niemals spielte eine übermüthige Phantasie in ihrer Productionslust auch mit den Formen des Staats um sich in immer neuen zu versuchen und dann sich zu erschöpfen, wie es in Athen vorkam, sondern fest wie in Sparta hielt man am Gegebenen, weil es gut war und sich nützlich erwies, und nur das Gesetz, das erworbene Recht

war die Waffe, die Handhabe um noch andere Vortheile zu gewinnen und sich über weitere Einrichtungen zu vertragen. Diese organische Entwickelung des einen aus dem andern, diese gediegene Begründung und dieser besonnene Fortschritt hat durch den Rechtssinn der Römer aus dem Staat und seiner Geschichte jenes erstaunliche Kunstwerk gemacht, das sie auf politischem Gebiete der Nachwelt ein classisches Vorbild sein läßt. Schon der alte Cato hat es gesagt: die Verfassung Roms ist nicht das Werk Eines Mannes und Eines Menschenalters, sondern der gesammten Nation und der Jahrhunderte. Und gab es auch einzelne Ausschreitungen der Selbstsucht und der Leidenschaft, so bedenke man daß das sociale, das politische, das religiöse Element stets verflochten waren, und daß der Plebejer nicht blos Erlösung aus der Schuldknechtschaft, sondern auch Antheil an der Regierung von dem Patricier forderte, der die ererbten Heiligthümer gegen die fremden Ansprüche vertheidigte.

Der plastische formale Geist, den wir an Griechenland bewundern, eignet auch dem Bruderstamm in Italien, aber er hat sich hier auf die Gestaltung von Staat und Recht gewendet. Die Gliederung des öffentlichen Lebens, die Bestimmung der Rechte des Einzelnen, der Familie, des Volks vollzieht sich mit jener scharfen Klarheit unter der Hand der Gesetzgeber, wie der Marmor unter dem Meißel des hellenischen Künstlers gestaltet ward. Hart und streng hält jeder auf das Seine, achtet aber ebenso sehr was des andern ist. Volksversammlung, Senat, ausführende Beamte stehen auf ihre Weise, in ihren Sphären selbstkräftig da, das energische Zusammenwirken aller Gewalten zum Wohle des Ganzen beruht darauf daß jede auf ihrem Boden, in ihrem Bereich eigenen Willen und eigene Macht hat. Im Orient war die Scheidung von Religion, Moral und Recht nirgends mit Bestimmtheit vollzogen, das gleiche Gesetz umfaßte alle drei Gebiete, und war Göttergebot. Die Griechen begannen den Staat menschlich zu begreifen, Solon ihn kraft des abwägenden Gedankens zu organisiren, und wenn Heraklit auch so schön die Wahrheit festhielt daß alle menschlichen Gesetze von dem einen göttlichen genährt seien, so war doch die Formung derselben nicht das Werk priesterlicher Autorität, sondern bürgerlicher Weisheit und sich berathender Gemeindefreiheit. Doch ging Moral und Recht noch im Staat auf, für dessen Zwecke alles Private ohne eigene Berechtigung in Anspruch genommen wurde. Die Römer erkannten gleichfalls in

Gott die sittliche Weltordnung, aber sie unterschieden nun mit sicherm Takt das Innere und das Aeußere, die Gesinnung und die greifbare verkörperte Handlung; nur über diese kann der Mensch richten, nur diese erzwingen. Danach setzten sie diejenigen sittlichen Normen ohne welche eine menschliche Gemeinschaft nicht bestehen kann, als Rechtsordnung fest, und bestimmten die Verhältnisse der Personen zueinander und zu den Sachen natur- und zweckgemäß. Sie erkannten daß formulirt und ausgesprochen sein muß was in der Gesellschaft gelten und aufrecht erhalten werden soll, und daß nur gegen die That, welche diese Normen brechen will, nicht gegen die Gesinnung eingeschritten werden soll. Das Recht ist Volksgebot, ius, und schließt die Berechtigung auf den Schutz der Staatsgewalt ein. „Soll die Form dazu dienen die sittlichen Verhältnisse und den lebendigen Geist in ihnen wirksam zu schützen, so muß sie hart sein wie ein Schild und schneidig wie ein Schwert; das war die große Fertigkeit der Römer, daß sie es verstanden haben diese Waffen des Rechts vortrefflich zu schmieden." (Bluntschli.) Wie die Römer die Verhältnisse des Mein und Dein in Bezug auf Erwerb, Umtausch und Verlust von Gütern, wie sie die Verträge und gegenseitigen Verpflichtungen der Personen präcis und zutreffend bestimmten, so verlangten sie bei allen Streitigkeiten daß der Kläger wie der Beklagte die Forderung wie die Einsprache in bindender Weise begründe und formulire. Die Rechtspflege war früh an das geschriebene Gesetz gebunden, und dadurch ward das Recht fest, während es zugleich eine leise Umbildung nach den Bedürfnissen des fortschreitenden Lebens empfing durch die alljährlich sich erneuernde Verkündigung der Grundzüge nach welchen die Oberrichter sich wollten bei ihren Entscheidungen leiten lassen. So ist der Gedanke des Rechts mittels einer durch Jahrhunderte fortgesetzten Geistesarbeit durch die Römer zuerst in der Weltgeschichte verwirklicht worden; sie zuerst brachten positive Rechtsnormen als solche zur Geltung ohne moralische oder politische Motive beizumischen, sie zuerst zollten den erworbenen Rechten eine unbedingte Anerkennung und Heilighaltung. Auch bei ihnen trat das neue Princip einseitig auf, aber die bloße Berechtigung und das rücksichtslose Schalten nach derselben fand in der Religion und Sitte ein Gegengewicht. Der Vater z. B. durfte den Sohn verkaufen, das war sein Recht, dafür war er der Herr im Hause, der nach seinem Ermessen an Leib und Leben strafen konnte; aber

die Sitte verlangte den Familienrath zu hören, und die göttliche Gerechtigkeit wie der Geist der Familie, der als Genius über ihr waltet, würde die ungerechte Vergewaltigung eines ihrer Glieder nicht ungestraft, den priesterlichen Bannfluch nicht unerfüllt lassen. Nach und nach ist von den Römern der ganze Inhalt der Besitz- und Verkehrsverhältnisse durch Rechtsprechen zum deutlichen Bewußtsein und zu mustergültiger Bestimmtheit gebracht worden, und gerade indem sie aus der Natur der Sache entschieden und die Grundsätze mit verständiger Folgerichtigkeit durchführten, haben sie nicht blos die classische Form, sondern auch was dieser mit innerer Nothwendigkeit einwohnt, den rechten Inhalt gefunden. Diese Form ist knapp und klar, ohne jene gemüthanmuthende Symbolik, die Jakob Grimm als die Poesie im deutschen Rechte nachgewiesen, die aber der unterscheidende, jedem Gebiet das Seine gebende Sinn der Römer hier beseitigte, wo die nüchterne Verständigkeit am Ort ist.

Die römische Sprache zeigt in ihren Lauten wie in ihren Formen verglichen mit der griechischen mehr Kraft als Lieblichkeit, mehr consonantische Bestimmtheit als vocalische Fülle und weichern Klang, mehr das Gewicht der Würde als den Reiz spielender Leichtigkeit und schöpferfreudigen Reichthums; sie findet ihrer Uranlage nach die Vollendung nicht in der Poesie, sondern in der Kunst der Prosa. Der Accent bewahrte seine Herrschaft nach dem Sinn und nach der Bedeutung der Silben, das Abmessen derselben durch die Zeitdauer der Aussprache, die durch das Zusammentreffen mehrerer Consonanten bedingte Länge war und blieb eine gelehrte Zuthat und gab der Dichtung auch äußerlich den Stempel der hellenistischen Nachahmung, aber im Numerus der Prosa, im wechselreichen Tonfall der Worte, im periodologisch gegliederten Satzgefüge zeigte sich die originale Herrlichkeit des Lateinischen. Die Oeffentlichkeit des Lebens, die Nothwendigkeit für den Staatsmann das freie Volk durch die Rede zu überzeugen und für seine Plane und Zwecke zu gewinnen, hat wiederum das Rhetorische begünstigt. Der gediegenen Stärke, der einfachen Verständigkeit der Sprache hat sich der Sprechende untergeordnet wie dem Gesetze des Staats, neue Wortbildung war beschränkt, und mit gedrungener Kraft und sinnschwerer Kürze waltet die Macht des Satzes über den einzelnen Wörtern, die Beziehung derselben zueinander, der Einfluß den eines vom andern erfährt, tritt unzweideutig in der Beugung, in der Endung hervor, selbst

der Infinitiv des Zeitworts ist declinirbar, sobald er selbst activisch behandelt wird, die Formen sind einfach und ausdrucksvoll, und logische Ordnung waltet neben der freien Macht des Ausdrucks, des Nachdrucks in der Folge der Wörter, die mit ihren meist consonantischen An- und Auslauten allerdings selbständiger und straffer dastehen als im Griechischen. Die Fülle der Partikeln fehlt, durch die der Sprechende seine Stimmung leicht und leise schattirt; die Wortstellung, der Satzbau, die Kraft der Aussprache muß sie ersetzen, und die energische Pracht der Sprache selbst reizt zur rednerischen Declamation. Früh ward die Sprache durch die Schrift gefestigt, und in der Schriftsprache herrscht statt der sinnlichen Frische aus immer neu sprudelnden mundartigen Quellen das Herkommen, und gebieterisch macht sie der Römer zur Sprache der Verwaltung und Gesetzgebung, zur Trägerin seiner kosmopolitischen Cultur, zur Schulsprache der kommenden Zeiten und Völker. In Griechenland dagegen haben die Dialekte stets ihr Recht behauptet, stets die Schriftsprache erfrischt, ja von den Schriftstellern wurden sie nach Maßgabe des Stoffes für die künstlerische Darstellung ausgewählt und verwerthet. In Griechenland geht naturgemäß die Ausbildung der poetischen Formen voraus, die Prosa folgt nach, und das Epos, die Lyrik, das Drama haben nacheinander ihre Blüte in einer organischen Entwickelung die dem ästhetischen Gedanken entspricht; dagegen hat Rom ein kurzes goldenes Alter künstlerischer Cultur, in welchem die Prosa dichterische Farben, die Poesie rhetorischen Glanz gewinnt, und wie die Kunstdichtung nachahmend an das Hellenenthum sich anlehnt, so ergreift sie sofort die letzte Blüte desselben, das Drama, die neuere Komödie, um sie auf lateinischen Boden zu verpflanzen; das Epos des Gedankens geht dem der That voraus, Lucretius dem Virgilius. Kein poetischer Erzähler der Römer kann der Geschichte der Tarquinier bei Livius etwas Ebenbürtiges an die Seite stellen, keiner ihrer dichterischen Charaktere reicht an die historischen des Tacitus, wie Tiberius und Agricola. Und während in der Prosa des Herodot ein Nachklang Homer's, in der Prosa des Thukydides, Demosthenes, Platon der Vorgang der Dramatiker unverkennbar erscheint, ist in Rom die classische Prosa Cicero's und Cäsar's älter als die Durchbildung der poetischen Form im augusteischen Zeitalter. Derselbe Sinn der im Leben das formulirte Recht verlangte, führte in der Kunst zu Klarheit und Ordnung, zu correcter Eleganz; das Besondere

ward in seiner Bestimmtheit aufgefaßt, aber allgemeinen Gesetzen der Darstellung unterworfen, die wie in gehauener Steinschrift zugleich von monumentaler Würde und von krystallinischer Zierlichkeit sein soll. Das Gewöhnliche eigenthümlich zu sagen ist nach Horaz des Dichters Aufgabe; er soll uns die Bedeutung der Sache durch neue, geistvolle und anschauliche Bezeichnung zu Gemüth führen. Künstlerische Reflexion überwiegt die unmittelbaren Laute einer schönen Natur. In Griechenland hatten wir das naturorganische Werden, in Rom gilt die Willkür der nachahmenden Kunst. Die griechische Poesie knüpfte sich an den persönlichen Vortrag des Dichters, oder an das lebendige Wort des Sängers und Schauspielers; in Rom begann man für Leser zu schreiben, und was durch Vorlesungen für die Verbreitung literarischer Werke geschah, stand hinter der Bücherfabrik durch schreibkundige Sklaven nnd Dictirer zurück, durch welche der Buchhandel eine überraschende Wohlfeilheit seiner Erzeugnisse möglich machte.

Auch die Religion bezeugt wie sehr in Griechenland das Aesthetische, die Schönheit der Form, in Rom das Teleologische, das Zweckmäßige vorwiegt. Dort sind die Götter plastische Ideale, die Phantasie gestaltet sie zu eigenthümlichen Charakteren, zu lebendigen Persönlichkeiten, und entfaltet ihr Wesen und Wirken durch sinnige Mythen, die das Natürliche vergeistigen, den Gedanken versinnlichen, im geschichtlichen Ereignisse Göttliches und Menschliches verweben. Hierauf beruht das volksthümliche Epos. Es fehlt in Italien. Dafür hält man fester an dem innerlichen Wesen des Göttlichen, an dem Numen, dessen verschiedene Namen nur die verschiedenen Götter sind, die es nach der Mannichfaltigkeit seiner Offenbarungen, nach seinen Beziehungen zu den Verhältnissen der Menschen, nach seinen Verrichtungen bezeichnen, und dies Band des Menschlichen und Göttlichen, die religio, die Anknüpfung alles Irdischen an das Himmlische und die Beschäftigung des Himmlischen mit der Leitung der irdischen Dinge, läßt allerdings weder die Götter noch die Menschen zu jener freien und selbstgenugsamen Schönheit kommen, deren Anmuth uns in Hellas entzückt, bringt aber dafür den Ernst gottesfürchtiger Gesinnung mit sich und weiht das ganze Leben durch symbolische gottesdienstliche Handlungen. Die Götter offenbaren ihren Willen in Bezug auf die Plane der Menschen, die Naturerscheinungen sollen als Vorbedeutungen erfaßt, beobachtet, ausgelegt werden. Das Sichtbare ist erzeugt und behütet vor seinem un-

sichtbaren Genius; das Gefühl der geistigen Gegenwart des Ewigen und der Unerlaßlichkeit seiner Mitwirkung liegt im Gemüth, und sich in das Innere versenkend verhüllt der Römer beim Opfer sein Haupt, während der Grieche frei emporblickt. Indeß stehen wir immer noch innerhalb des Naturprincips, und darum gewinnt im Symbole das Bild ein Uebergewicht über den Sinn, der Aberglaube an das Aeußerliche drängt sich neben den rechten Glauben an das Innerliche, der Geist bindet sich unter Formeln und Satzungen, und dieselbe Anlage, dieselbe Kraft welche die menschlichen Verhältnisse im Recht gesetzlich ordnete und bestimmte, führt auch in der Religion zu einer Feststellung von Gebräuchen, durch deren genaue Beobachtung und Heilighaltung man etwas Gutes zu thun und die Götter sich willfährig, ja dienstbar zu machen meint, und zu einer Werkheiligkeit und Werkgerechtigkeit, die aus dem heidnischen Rom noch in das christliche hinüberdringt. Die praktische Religiosität auf der einen Seite und die Personification von Begriffen auf der andern mag uns an Iran, an die Aveſta erinnern, während der mythologische Trieb in Indien wie in Griechenland seine vollste Entwickelung gefunden hat. Als aber Rom weltbezwingend in die Weltgeschichte eingriff, da eignete es sich auch den Reichthum der griechischen Götterſagen an, jedoch mehr wie einen heitern und glänzenden Schmuck zu künstlerischem Genuß als in gläubigem Ernst. Die Grundlage war ja ursprünglich gemeinsam, die Ausbildung welche auf derselben die religiösen Vorstellungen bei den stammverwandten Nachbarn gefunden, knüpfte man nun an die eigenen, formlos gebliebenen Gottheiten an, ja auch die Götter des Orients wurden dann im Pantheon Roms versammelt, und konnten es um so eher je mehr man von Anfang an in der Hülle der verschiedenen Gestalten das eine Göttliche bewahrt hatte, sodaß dem Volk im Cultus derselbe pantheistische Monotheismus geboten war den die Gebildeten in der stoischen Philosophie erhielten.

Durch seine Verflechtung mit der Religion hat auch das patriarchalische Element der Familie sich in Rom weit mehr als in Hellas erhalten. Die Frauen waren und blieben in höherm Ansehen, Vorsteherinnen des Hauses, Hüterinnen seiner Zucht und Ehre. Die Strenge des Gesetzes ist in Rom wie in Judäa ein Zuchtmeister für die Freiheit der Liebe, die sich selber auf ewig bindet. Gegenüber der Lockerheit des Familienlebens in Griechenland macht Rom einen Fortschritt auf sittlichem Gebiet. Durch

Heiligthümer und Gottesdienste waren die einzelnen Geschlechter untereinander verbunden, das Haus hatte seine Weihe durch die Penaten, das Geschlecht durch den gemeinsamen Lar, den schöpferischen Genius, der in und über ihm waltete. Die Patricier sind die ursprünglichen Vollbürger Roms, die den Staat gegründet; sich geistig und leiblich rein zu bewahren, den Staat in treuer Erfüllung göttlicher und menschlicher Gesetze zu erhalten, fortzuverwalten dünkte ihnen religiöse Pflicht. Die Priesterthümer waren von Anfang an in ihren Händen, die rechte Erforschung des Götterwillens stand ihnen zu, und ohne solche war kein bürgerliches Amt zu erlangen noch auszuüben. So glaubten die Patricier durch Geburt einer höhern Weihe theilhaftig zu sein, sie vertraten die Staatsreligion, die Autorität, die Ueberlieferung, und das Ringen der Plebejer galt nicht blos dem Zutritt zu den Aemtern des Kriegs und Friedens oder der socialen Erleichterung, sondern war auch ein Kampf des Gedankens, des Verstandes gegen die Vorrechte des Bluts und die priesterliche Satzung. Das Patricierthum für sich würde zu kirchenstaatlicher Erstarrung, das plebejische Princip für sich zu einer Lösung der religiösen Bande, zu einem bloßen Gesellschaftsvertrag geführt haben; ihr Ineinanderwirken bedingte den Fortschritt der Geschichte, und als die Gleichberechtigung der Stände und die wechselseitige Ehe anerkannt war, da wurde es nun eine Ehrenpflicht der alten Familien ihren patriotischen und heldenhaften Geist auch ferner zu bewähren und zu beweisen und durch fortdauernde Tüchtigkeit ihrer Glieder die Staatsverwaltung zwar nicht mehr durch Geburt, sondern durch die Wahl des Volks bei ihren Geschlechtern zu erhalten. Dieser echte Adel des Geistes und der Gesinnung neben dem des Bluts hat Rom so groß gemacht.

Da der Staat in Rom das oberste Princip war und seine Macht und Herrlichkeit erkauft wurde durch die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, durch die Unterdrückung einer anmuthigen Fülle des individuellen Lebens unter die Strenge des Zweckes und Gesetzes der Gesammtheit, so hat auch unter den bildenden Künsten diejenige eine vornehmliche Bedeutung erlangt welche aus dem Volksgeist in seiner Totalität hervorgeht und ihm einen symbolischen Ausdruck gibt. Es ist mehr als antiquarische Vorliebe, sagen wir mit Schnaase, welche uns selbst das einfache entblößte Mauerwerk römischer Arbeit anziehend macht; schon hier ist eine charakteristische Aeußerung des Formensinnes; die Ordnungs-

liebe, die einfache ruhige zweckmäßige Haltung des römischen Wesens treten uns gestaltet entgegen. Die Römer werden dem Material gerecht, dem Hausteine wie dem Ziegel, und beginnen darum auch durch die Natur des Stoffes zu wirken und sie zu zeigen. Einen besonders günstigen Eindruck des Sorgsamen und Kräftigen macht jenes netzförmige Mauerwerk, wo horizontale und radicale Einfassungen von Quadern eine Füllung umrahmen deren ebenmäßige Bestandstücke auf der scharfen Kante stehen, sodaß die Linien einander diagonal durchschneiden, und den Eindruck des Ungewöhnlichen und Kühnen hervorrufen. Noch charakteristischer ist die Wölbung, die Zusammenfügung keilförmig geschnittener Steine zu einem Bogen, sodaß die Seitenlinien nach dem gemeinsamen Mittelpunkt hinlaufen, und sich in gegenseitiger Spannung halten und tragen. Dieses kraftvolle Gefüge, diese Energie des Einzelnen durch seine strenge Einordnung in das Ganze entsprach so recht dem Römersinne, und machte zugleich es möglich ganz unabhängig von der Länge der Balken oder von eingeschobenen Stützen auch fern stehende Mauern durch die Decke zu verbinden. Großartige Entwürfe werden nun großräumig ausgeführt, und doch lehnt sich echtrömisch die Schönheit fortwährend an die Zweckmäßigkeit an. Wie die griechische Bildung zur heimischen Sitte, so ziehen dann die Römer die griechischen Formen des Säulenbaues zu dem gewaltigen Kern ihrer Pfeiler und Bogen heran; die Weltgültigkeit des Hellenischen kommt zum Bewußtsein, wenn dasselbe zunächst auch in das Derbere und Prachtvollere übersetzt wird. In der Plastik verhalten sich die Römer allerdings nachahmend, sie erschaffen keine neuen Götterideale, aber ihr Realismus verlangt statt des Mythischen und Typischen eine treue und warme Auffassung der Wirklichkeit, des persönlichen Charakters im Porträt, im Geschichtsbild. Die religiöse Plastik der Aegypter hat in Griechenland ihre Vollendung gefunden, aber in Rom ist die Gestaltung des weltlichen und historischen Lebens, der wir in Ninive und Persepolis begegneten, mit entschiedenem Erfolge weiter geführt worden, allerdings im Anschluß an die alexandrinische Zeit und ihre Meister. Doch sollte der Formensinn der Italiener erst nach der Erfrischung und Beseelung des Volkes durch Germanen und Christenthum zu voller Blüte kommen, und zwar im Hinblick auf das Alterthum, durch Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael.

Die Vermittlerrolle Roms zwischen der national griechischen

Cultur und der nachlebenden Menschheit gibt endlich auch der Literatur eine eigenthümliche Bedeutung. Ihre Nachbildungen sind die Brücke geworden die uns den Zugang zu den Originalen und zu deren Verständniß eröffneten, und sie haben zum Gemeingute gemacht was an denselben das Allgemeingültige war. Der Nachdruck den sie auf der Gesinnung legen, der Herzensantheil den sie am Stoffe nehmen, und das kosmopolitische Gepräge ihrer Bildung stellte die Werke der Römer dem Mittelalter viel näher als ihm das formvollendetere, aber volksthümlich abgeschlossenere Griechenthum war, und so konnten jene der Nachwelt zur Schule dienen, bis neuere gereifte Meister dann auch mit den Griechen selbst in den Wettkampf traten.

Wir schließen mit Mommsen: „Nur engherzige Armseligkeit wird den Athener schmähen weil er seine Gemeinde nicht zu gestalten verstand wie die Fabier und Valerier, oder den Römer weil er nicht bilden lernte wie Phidias und dichten wie Aristophanes. Entschlossen gab der Italier die Willkür auf um der Freiheit willen, und lernte dem Vater gehorchen, damit er dem Staat zu gehorchen verstände. Mochte der Einzelne bei dieser Unterthänigkeit verderben und der schönste menschliche Keim darüber verkümmern: er gewann dafür ein Vaterland und ein Vaterlandsgefühl wie der Grieche es nie gekannt hat, und errang die nationale Einheit, die ihm endlich über den zersplitterten hellenischen Stamm und über den ganzen Erdkreis die Botmäßigkeit in die Hand legte."

Die alten Italier.

Die Abhänge der Alpen fallen steiler und tiefer im Süden als im Norden herab in die Ebene, und rasch gelangt der Wanderer aus dem Gebiete des ewigen Schnees zu einer immer reichern, immer prangendern Vegetation, die ihn am lachenden Gestade der blauen Seen mit unvergänglichem Laubgrün und zugleich mit Blüten und Früchten entzückt. Die weitgedehnte vom Po bewässerte Fläche ist wie ein Garten zu schauen. Dann zieht

ſich vom liguriſchen Geſtade oſtwärts die Kette der Apenninen um ſich ſüdlich zu wenden und die ganze Halbinſel in eine Weſt- und Oſtküſte zu ſcheiden, und in ihrem Innern mannichfache Bezirke abzuſondern, dem Ganzen aber einen vielfältigen Wechſel des rauhen Gebirges, der milden Ebene, der Weide- und Ackerflur, des Binnenlandes und der Küſte zu gewähren. Nur durch eine ſchmale Meerenge getrennt fügt Sicilien mit gleichem Charakter ſich an; denn wie hier der Aetna, ſo dampft in Italien noch der Veſuv, und ſind vulkaniſche Höhen neben dem Kalkſtein der Apenninen emporgeſtiegen, und ausgebrannte Krater ſind nun das Becken waldbekränzter Seen geworden. Die Küſte iſt minder buchtenvoll wie die helleniſche, und der Menſch wird nicht ſo von einer Inſel zur andern gelockt und zur Schiffahrt gereizt wie im griechiſchen Meer; aber Italien hat größere fruchtbare Flußebenen. Der Himmel iſt klar, die Luft ſegenvoll warm, die Natur verlangt und lohnt den Fleiß der Arbeit, und erfreut das Gemüth mit ihrer Schönheit.

Eine eigenthümliche Nationalcultur hat ſich im mittlern Italien entwickelt. Die Ebene im Norden war früh von Rhätiern und Galliern beſetzt, erſt ſpät von den Römern erobert und dann zuerſt wieder an die Germanen verloren. Im Süden breiteten ſich die Anſiedelungen der Griechen aus, und ſchlugen die Brücke der nach Weſten voranſchreitenden Weltgeſchichte und Weltbildung. Die Italier, welche von dem Lande Beſitz nahmen indem ſie ältere Bewohner vor ſich her ſchoben und unterwarfen, ſind ein Zweig des ariſchen Urſtammes. Eine organiſche Sprache, religiöſe Ideen in Erſcheinungen und Begebenheiten der Natur veranſchaulicht, patriarchaliſche Sitte, Viehzucht, Halmfrucht, Hausbau, Kenntniß der Metalle habe ich früher ſchon (I, 340—367) als das Beſitzthum ſeiner gemeinſamen Vorzeit geſchildert, und erinnere hier an das bereits bedeutende Erbgut das die einzelnen Scharen mitnahmen als ſie ſich ſonderten und in verſchiedenen Strömen ergoſſen, drei nach Europa, die Kelten zuerſt, dann ein anderer welcher Germanen und Slawen, und wieder ein anderer welcher Griechen und Italier noch ungeſchieden in ſich enthielt, gleichwie in Aſien Iranier und Indier noch eine Zeit lang verbunden waren und mancherlei Neues gewannen im äußern und innern Leben, ehe ſie zu beſondern Völkern auseinandergingen. Ager ἀγρος, hortus χόρτος, vinum οἶνος, oliva ἐλαία, dieſe gleichen Wörter deuten darauf hin daß Italier und Hellenen Acker

und Garten, Wein- und Oelbau gekannt ehe sie sich trennten, und Mommsen hat daran bereits die Bemerkung geknüpft daß im Ackerbau Keim und Kern des Volkslebens bestand und daß in Verbindung hiermit das Haus und der feste Herd im Unterschied von der Hütte und der unsteten Feuerstelle des Hirten in der Göttin Vesta oder Hestia dargestellt und idealisirt worden. Ein Ackerstier leitet die Colonien der Samniten; Schnitter (Siculi) und Feldarbeiter (Opsci) sind alte Volksnamen. Ein mittlerer Raum, wo das Ehebett und der Herd steht, über welchem die Decke eine Oeffnung hat, bleibt auch später noch das Wesentliche des Hauses, als er nicht mehr das alleinige ist, sondern andere Gemächer sich an seine Seiten anlehnen. In der Gewandung entsprechen die hemdartige Tunika, die mantelartige Toga der griechischen Tracht. Gemeinsame Waffe war die Lanze. Gericht, Buße, Vergeltung (crimen und κρίνειν, poena und ποινη) bezeugen die anhebende Rechtsbildung und Rechtspflege. So sind die ersten Aufgaben, welche die Erde dem Menschen stellt, von beiden Völkern gemeinsam gelöst worden. Doch will ich nicht verschweigen daß die neusten sprachlichen Untersuchungen die Verwandtschaft des Griechischen mit dem Sanskrit, altitalischer Mundarten mit dem Keltischen betonen, danach eine frühere Abzweigung des italischen Stammes vermuthen, und die mannichfache nähere Uebereinstimmung mit dem Griechischen auf Rechnung des engen Verkehrs setzen. Jedenfalls war jener bereits in Europa eingewandert als die Hellenen noch in Kleinasien weilten; und wie diese noch einmal in den Stammesgegensatz der strengen beharrlichen charaktervollen Dorier und der leichtbeweglichen geistreichen Jonier auseinandergingen, so hatte schon früher der Unterschied der Sinnesart die Italier von ihnen getrennt. Diese waren dem dorischen Elemente verwandt, hielten indeß noch fester an der Macht des Ganzen über den Einzelnen, der Staat war noch mehr ihr Lebensberuf, noch inniger waltete die Furcht vor Gott und vor dem Vater im Volk und im Haus, noch enger knüpfte das Band des Blutes die Geschlechter aneinander. Auch der Stamm der Italier verzweigte sich dann östlich und westlich von den Apenninen als Latiner und Umbrier, von welch letztern wieder die Marser und Samniten immer weiter südlich zogen, und hier mögen wir wieder die Latiner den Joniern vergleichen, denn sie waren am meisten vom Fortschrittsdrang der Geschichte beseelt, und ihr Bundeshaupt Rom einigte das ganze Volk zu einem

freien Staat, und die nationale Einheit, das Vaterlandsgefühl begeisterte nicht blos den Italier zum glücklichen Kampf gegen die Angriffe der Kelten, Griechen und Punier, sondern machte die Sieger auch zu Herren des Erdkreises.

Das Göttliche ist das Gute und Lichte, dessen Unendlichkeit sich im allumfassenden Himmel offenbart: diese Uranschauung der Arier bleibt auch die Grundlage der italischen Religion; dann aber gesellen sie zum Himmel die Erde und das Unterirdische, zumal da der Ackerbau ihr Beruf wird. Bei den Göttern betonen sie besonders das Väterliche, das Mütterliche; Jupiter heißt Himmelvater. Daß er der Eine, Ewige, die allbelebende Seele der Welt, der Allwaltende, das zieht sich durch die ganze römische Literatur, das macht den kapitolinischen Jupiter am Ende zum Repräsentanten des ganzen Heidenthums. Sein Wille, seine Macht offenbart sich ankündigend, strafend, segnend in Blitz, Donner und Regen. Wie das Volk kriegerisch wird, sieht es in ihm den Verleiher des Siegs. Vornehmlich aber ist es die Idee des Rechts, der Treue, die sich an ihn, den Reinen und Guten knüpft. Wie die Zeit des Vollmondes, wo die Helle des Tags und der Nacht zusammentrifft, Jovis fiducia heißt, die Bürgschaft seiner beständigen Gegenwart und Gnade, so schwört man bei ihm, und das Worthalten, die Rechtsachtung, diese vorzüglichen Eigenschaften der Italier, sind die Pflicht, die Weihe seines Dienstes. Er ist der Urquell der Geisterwelt, der Genius all der Genien oder zeugenden belebenden geistigen Mächte, die in allen Dingen walten. Sie bilden die Geisterwelt, der die Menschenseelen entstammen und zu der sie zurückkehren, als Manen heißen sie die Guten, Holden, als Laren die Herrschenden, als Penaten die Innerlichen, die Hüter des Hauses und der Familie. Unsichtbar umschweben und beleben sie die sichtbare Natur. Das Heimliche, Trauliche das die Geister der Quellen und Berge, des Hauses und Feldes in deutschem Volksglauben für uns haben, findet sich in ähnlicher Weise auch hier, und wenn die Flüssigkeit der Göttergestalten an die Periode der Veden, der werdenden Bildungen erinnert, so klingt das Altitalische bei der trümmer- und märchenhaften Ueberlieferung, aus welcher Hartung und Preller es hergestellt, vornehmlich an das an was Jakob Grimm uns als deutsche Mythologie zur Erkenntniß gebracht hat; mir wenigstens ist eins durch das andere immer verständlicher geworden.

Dem Ju-piter steht Ju-no als Weiblichkeit, Empfänglichkeit

zur Seite. Sie entbindet das Leben aus dunklem Mutterschoſe wie das Licht aus der Finſterniß hervorbricht; ſo iſt ihr auch der Neumond heilig. Dianus oder Janus und Diana ſind urſprünglich nur daſſelbe Wort wie Diovis und Diuno, von der Wurzel div leuchten; doch treten ſie bei den Italiern als Sonne und Mond neben jene. Der Sonne Auf- und Untergang bezeichnet allen Anfang und alles Ende, allen Ein- und Ausgang; deß waltet Janus, alle Wege des Lebens, alle Thüren und Thore ſtehen in ſeiner Hut, er beginnt das Jahr, er befruchtet den Keim daß dieſer zu ſelbſtändigem Daſein erwacht, und ſo wird auch Er als das Erſte und Letzte, als der Gott der Götter geprieſen. Diana, im Lichte des Mondes offenbar, ward daneben in Wäldern, an Seen als die weibliche Natur verehrt, die der himmliſchen Macht vermählt wird. Ihr Tempel iſt das Bundesheiligthum der Lateiner. Werden dem Jupiter Juno und Minerva geſellt, ſo ſtehen in dieſer Trias Natur und Geiſt zur Rechten und Linken des Himmelvaters, des einen Grundprincips. Minne, mens, das Denken bildet die Wurzel des Namens Minerva, der jungfräulichen Göttin, welche gleich der Athene die Macht des Sinnens und Erfindens perſönlich darſtellt.

Wir ſind gewohnt in Mars nur den Kriegsgott der Römer zu ſchauen, aber Preller bemerkt mit Recht daß er und ſein Kreis urſprünglich dem Naturleben angehört, daß er der Gott des ſtarken und männlichen Naturtriebes iſt wie er im Frühling hervorbricht und wie er begeiſternd auch die Menſchen auf neue Lebensbahnen hinleitet. Wie der Sturmgeiſt Wodan für die Germanen, wie Indra für die Indier ſo ward Mars der eigenthümliche Stammgott für die Italier. Der Name deutet auf mas, den Mann, und wie er ſein Volk auf der Wanderung in die Wälder der Apenninen, auf die Weiden und Aecker der Ebenen führte, ſo waren ihm der Wolf und Specht geweiht, jener, das wilde Raubthier, dem kriegeriſchen, dieſer, das Symbol aller Waldheimlichkeit, dem friedlichen Weſen des Gottes entſprechend. Der zeugeriſche Frühlingsgeiſt bewährte ſich in ſeinem Monat März, und während die Salier vor ihm den Waffentanz aufführten, opferte man ihm die Erſtlinge, oder gelobte ihm in Nöthen zur Sühne einen heiligen Lenz, d. h. die ſämmtlichen Erzeugniſſe des nächſten Frühjahrs, Feldfrucht, Vieh und Menſchen; doch während jene ihm dargebracht wurden, ließ man die Kinder zur Jugend heranwachſen, ſandte ſie aber dann als dem Gott Verfallene außer

Landes ſich eine neue Heimat zu ſuchen; das thaten ſie der Sage nach geleitet vom Spechte, vom Ackerſtier, ſodaß das Land weiter und weiter von ihrer Anſiedelung in Beſitz genommen wurde. Die Sabiner heißen den Mars vornehmlich den Lanzenbewehrten, Quirinus von quiris Speer; und wenn in Rom dem Janus Quirinus ſchon in der Königszeit neben dem Jupiter und Mars die vornehmſte Kriegsbeute geweiht wird und der lateiniſche Stammheros Romulus mit dem ſabelliſchen Quirinus verſchmilzt, ſo erſieht man auch daraus wieder wie aus dem Hintergrunde des religiöſen Bewußtſeins ſtets wieder das Gefühl hervorbricht daß in allen dieſen Geſtalten Ein Weſen unter verſchiedenen Namen für ſeine Wirkungsweiſen verehrt werde.

Faunus (von faveo) heißt der Gute, der Holde; er iſt die auf Berg und Flur mildwaltende Seite des Mars, die um ſo eher verſelbſtändigt wurde, je mehr die kriegeriſche Zeit den Kriegsgott in ihm ausbildete. Faunus der Befruchter heißt auch Lupercus, Wolfsabwehrer im Doppelſinn des Schützers der Heerde und des Vertreibers der Winternacht, die man im Wolf ſymboliſirte, der mit ihr von den kalten Höhen herniederſtieg, der in ihr ſeinen Raub verübte. Weiſſagend ſpricht Faunus in der Stimme der Natur, im heimlichen Rauſchen des Waldes zu den Menſchen. Als Waldgeiſt heißt er Sylvanus, und ward wie der Rübezahl oder die wilden Männer der deutſchen Sage märchenhaft ausgeſtattet. Am alterthümlichen Feſte der Lupercalien umgürteten ſich zwölf Jünglinge mit den Fellen der geopferten Böcke und ſo in dem Gewande wie man den Gott ſich dachte liefen ſie in der Stadt einher um die Sühne des Opfers und die befruchtende Kraft des nahenden Frühlings überall hinzutragen. Die gute Göttin, die Holde, die Wolfsabwehrerin (Bona Dea, Fauna, Luperca) ſind wieder verſchiedene Namen der Gattin des Faunus, wie Holda, Freya, Berchtha, die Holde, Freie, Leuchtende, für Ein Weſen von Grimm erkannt wurden. Sie heißt auch Maja, die Vermehrende (maior, magis) und am erſten Tage des ihr geweihten Maimonats ward ihr Feſt gefeiert. Mütterlich und jungfräulich zugleich ſtellt ſie die Reinheit dar die das treue keuſche Weib auch in der Ehe bewahrt, und die nächtliche Feier, die ihr die Frauen für ſich allein widmeten, entartete erſt in der Kaiſerzeit zu wollüſtiger Ausgelaſſenheit. Als Carmentis iſt ſie die Singende, Weiſſagende. Das Murmeln der Quellen war den alten Italiern ein geheimnißvolles Lied, die zaubervolle

Stimme göttlicher Sängerinnen, der Carmenen oder Kamönen, der Schweſtern der Muſen am Helikon. Vacuna hieß die Göttin bei den Sabinern, ganz das weibliche Gegenbild des Quirinus, kriegeriſch, jagdluſtig, Naturſegen ſpendend und der Liebe froh wie er. Die ſpätere Zeit glaubte dann mit den beſondern Namen auch beſondere Götter und Göttinnen zu nennen, und ſo wuchs äußerlich das Polytheiſtiſche, während innerlich der Gedanken der Einheit alles Göttlichen keimte und deſſen Offenbarung wieder in allen Geſtalten ahnte.

Der Weidegott als ſolcher hieß Pales, ſein Heiligthum auf dem palatiſchen Hügel in Rom ſtammt aus der grauen Vorzeit, wo das wandernde Hirtenleben im Sommer die Berge, im Winter die Niederungen heimſuchte. Die Palilien dienten zur Reinigung und Sühne für Menſchen und Vieh; man that wie in Deutſchland den Winter und allen Schmuz des verfloſſenen Jahres ab, indem man durch ein Feuer ſprang das friſch durch geriebenes Holz entzündet war, ein gemeinſamer Brauch der auf die ariſche Urzeit hinweiſt. Ruminus und Rumina ſind Faunus und Fauna als die Säugenden; aber auch Jupiter, der Regengott, der die Erde mit der Milch der Wolke träukt, ward als Ruminus angerufen. Die Gattin des Mars war ſymboliſch als Wölfin gebildet, aber ſegenmild, Menſchenkinder ſäugten an ihr; ſo ſtand ſie unter dem Feigenbaum, dem Träger der ſüßen ſamenreichen Frucht, dem Pflanzenbild ihres Weſens. In den Kindern ſahen die Römer ihre Stammheroen und dichteten von der Wölfin die den Romulus und Remus geſäugt habe. Der Hirt Fauſtulus iſt Faunus, der beide findet, und ſeinem Weibe Luperca übergibt.

Je mehr man im Fortſchritte der Geſchichte das Göttliche in der ſittlichen Weltordnung, in den Geſchicken der Menſchen und der Völker erkannte und verehrte, je mehr der capitoliniſche Jupiter hier ſeine Herrſchaft erwies, deſto mehr traten die Mächte des Wald- und Feldlebens zurück, und wurden zu Dämonen, zu untergeordneten Weſen, wie Herakles und Perſeus in Griechenland, Siegfried in Deutſchland aus Göttern der Sonne zu Sonnenhelden wurden, oder gingen in das Märchen über.

Daß eine Göttin der Blumen, des Frühlings ſelbſt in blühender Schönheit gedacht, daß in ihr die Macht des weiblichen Reizes und der Liebe perſoniſicirt, daß von der Liebe aus ſie auch als Hüterin der Eintracht, als Stifterin ſtaatlicher Verbindungen verehrt wird, liegt nahe. Die alten Italier nannten ſie bald Feronia,

bald Flora, weihten ihr die Roſe und feierten ihre blumenfreudigen Frühlingsfeſte, deren Ausläufer wir noch in den grüßenden Sträußern der römiſchen Carnevalsluſt finden. Sie hieß auch Venus, die Anmuthige, ihr Dienſt berührte ſich mit dem Cultus der verwandten Aphrodite; gleich dieſer ward ſie dann auch als Siegerin, als die Erzeugerin aller Dinge verehrt, und durch die Aeneasſage zur Stammmutter des römiſchen Volks gemacht. So ruft Lucretius am Eingang ſeines Gedichts von der Natur der Dinge ſie als die ſchöpferiſche Natur ſelber an:

Mutter der Aeneaden, o Wonne der Menſchen und Götter,
Holde Venus, die unter den ſchwebenden Lichtern des Himmels
Du das beſegelte Meer und die früchtegebärende Erde
Froh mit Leben erfüllſt, — denn alle die athmenden Weſen
Werden geboren von dir und ſchaun die Strahlen der Sonne; —
Vor dir, Göttin, entfliehet der Sturm, es entweichen die Wolken,
Wann du erſcheinſt, dir treibt die künſtleriſch bildende Erde
Liebliche Blumen hervor, dir lachen die Fluren des Meeres,
Und es zerfließt in Glanz vor dir der beruhigte Himmel.
Denn ſobald ſich die Frühlingsgeſtalt des Tages enthüllt hat,
Und entfeſſelt der zeugende Hauch des Favonius wehet,
Melden die Vögel der Luft zuerſt dich, Göttin, und deine
Ankunft; deine Gewalt durchſchüttert ihnen die Herzen.
Muntere Heerden ſpringen alsdann durch lachende Auen,
Setzen durch reißende Ströme, der Anmuth Zauber bewältigt
Jegliches daß es mit Luſt dir folgt, wohin du es lockeſt.
Da nun erweckſt im Meer, auf Bergen, in brauſenden Flüſſen,
Unter der Vögel belaubetem Dach, auf grünenden Fluren
Allen in pochender Bruſt du ſüß die ſelige Liebe!

Wenn Venus als Mimnermia oder Meminia (memini) ganz beſonders die Liebesſehnſucht, das leidvoll freudvolle Sinnen der Seele bezeichnet, ſo iſt ſie auch ſelbſt dem Namen nach eins mit unſerer Frau Minne. Aber die Blüte verwelkt und der Frühling vergeht, im ſchwellenden Leben lauert der Tod, und ſo wird Lubentina, die Bringerin der Luſt, wie Kora, die liebliche Jungfrau, auch zur Perſephone, zur Todesgöttin und es verſchmilzt mit ihrem frohen Dienſt auch die Trauer um die vergängliche Blume des irdiſchen Daſeins. Doch das Sterben iſt Aufgang zu neuem Leben, die Schöpfermacht der Liebe iſt unverwüſtlich, und das ſtrotzende Symbol zeugender Kraft ward darum nicht blos im Hauſe zum Sitze für die Neuvermählte beſtimmt, ſondern auch zum Schutze wider allen Schaden des Neides als Gegenzauber getragen, nicht blos in Gärten, ſondern auch auf

Gräber geſtellt, und von den keuſchen Veſtalinnen, den Hüterinnen des Lebensfeuers, am Herde verehrt. Dieſe Naivetät zeigt uns recht wie immer noch die Menſchheit auf der Stufe des Naturprincips ſtand.

Im Waſſer ſahen die Italier mehr die belebende Elementarkraft der Quellen und Flüſſe, als daß ihre Phantaſie vom Meere zu mythologiſchen Gebilden angeregt worden wäre; den Reichthum der Griechen hat man auch hier ſpäter geborgt, und den eigenen Neptunus mit dem Bilde und dem Geſolge Poſeidons ausgeſtattet. Vornehmlich wo das Waſſer mit unverſieglicher Kraft aus der Tiefe hervorſprudelt, im Quell ſah man eine göttliche Wundermacht und lauſchte auf ihre Stimme. Dem Stromgott, der ſein Opfer wollte, warf man in Rom 24 Binſenpuppen ſtatt der Menſchen opfernd in die Fluten. — Der Feuergott der Urzeit erhielt den Namen Vulcanus. Die wohlthätige und zugleich verzehrende Natur der Flamme, die Cultur, die Kunſt die mit dem Feuer zuſammenhängen wurden in ihm angeſchaut. Das Opferfeuer, das die Gabe der Menſchen den Göttern emporträgt, bildet, wie Preuner darthut, die Grundlage für die Heſtia oder Veſta der Gräcoitaler, darum rief man ſie zuerſt oder zuletzt beim Opfer an. Mit dem Altar verſchmolz der Herd, und das Herdfeuer wie es den Mittelpunkt des Hauſes und der Familie bildet, wurde dieſer Göttin geheiligt, ſie waltet in ihm und ihr Dienſt ward mit beſonderer Pietät in Rom gepflegt. Am Herde war der Sitz der Hausgeiſter, die Seelen der Ahnen ſelbſt waren dieſe guten Geiſter des Hauſes, die ſchirmend und liebend den Ihrigen nahe blieben. Das reine Element verlangt reine Prieſterinnen, die Veſtalinnen haben es am Herde des Staats, am Altar des Vaterlandes zu hüten, daß es, das Symbol des Lebens, nimmer verlöſche.

Daß die Ackerbauer das Göttliche auch in der Saat und Ernte und in der nahrungſproſſenden Erde angebetet iſt ſelbſtverſtändlich. Saturnus und Ops ſtehen einander zur Seite, er das männliche, ſie das weibliche Princip, der Name auf Saat und Fülle deutend; ſie iſt eins mit Ceres, der Schöpferin, mit Tellus, der Erde. Wie der Mutterſchos der Erde auch das Grab des Menſchen wird, ſo walten beide dann in der Unterwelt, die Göttin heißt nun auch Larenmutter, Acca Larentia, und wenn das Samenkorn in der Erde liegt und die Kraft der Natur im Winterſchlafe ruht, dann iſt Saturn der Verborgene, Conſus, und Latium

ſollte von dieſer Verborgenheit (latere) ſogar den Namen haben. Zu unſerer Weihnachtszeit, in den Tagen der Winterſonnenwende feierten dann auch die alten Italier die Wiederkunft des Gottes aus der Tiefe; er brachte alle guten Gaben eines goldenen Alters mit, Freude und Freiheit walteten bei ſeinem alle Menſchen gleichmachenden Feſte; man ſchenkte ſich Kerzen, Symbole des wiedererſtehenden Lichtes, wie wir den Lichterbaum anzünden. Von Sicilien herauf kam der Mythos von Demeter und der Dienſt der ihre verlorene Tochter ſuchenden und findenden Mutter nach Italien und ward in Rom eingebürgert; der Ceres geſellten ſich Liber und Libera wie in Griechenland Dionyſos und Perſephone. Liber iſt der Freie, Befreiende, deſſen Segen vornehmlich in der Heiterkeit der Weinleſe gefeiert wurde. Der Erdgott aber hieß auch Dis, der Reiche, der alle Schätze in ſich hegt, und wie die Erde die Todten birgt, iſt er Orcus, der Umſchließende. Wie der Schnitter Saturn heimſt der Tod ſeine Ernte ein, und bringt die Menſchen zur Ruhe in ſeinem Reich. Der die Seelen überſetzende Fährmann Charon ward in Etrurien wie im neugriechiſchen Volkslied der unerbittlich Dahinraffende, der die Seelen hinwegreißt und mit ſich führt. Den Unterirdiſchen brachte das graue Alterthum Menſchenopfer; noch in den Tagen der hellen Geſchichte aber verſöhnte man ihren Zorn durch die Selbſtaufopferung eines Mannes, die vom Volk, vom Heere dann das Verderben abwehrte und den Feind dem Untergang weihte. Wie in der Urzeit (und heute noch bei den Negerfürſten) die Gattin, die Knechte, das Roß dem Herrn in den Tod gefolgt, ſo glaubte man in Italien daß das friſche Grab eine Blutſpende verlange, und es knüpfte ſich daran die Sitte der Fechterſpiele in paarweiſem Todeskampf bei der Leichenfeier. Das Grab bepflanzte man mit Blumen, mit Myrten, Roſen, Veilchen oder Lilien, und dachte ſich gern daß die Verſtorbenen leiblich in ihnen fortlebten, fortwirkend die Gemüthsart in ihnen enthüllten. Am Jahresſchluß hatten auch die alten Italier ihren Allerſeelentag, und knüpften daran ein Feſt der Familienliebe, die Cariſtien; im Gedanken an die Verſtorbenen entſagten die Lebenden allem Groll, verſöhnten ſich, fühlten ſich eins und wünſchten ſich Glück und Segen.

Da keine Mythen von Thaten und Leiden der Götter vorhanden waren, ſo konnte es auch nicht geſchehen daß ihr verklärender Niederſchlag auf menſchliche Ereigniſſe und Perſönlich-

keiten, die an sie erinnerten, zur Heldensage geführt hätte. Nur im Herkules finden wir einen Ansatz dazu. Die alten Sabiner nannten den Himmelsgott Dius Fidius, Gott der Treue, und Semo Sancus, heiliger Genius. Sein sieghafter Kampf mit der Finsterniß war aus der Mythe der Urzeit im Gedächtniß geblieben; danach galt er überhaupt als der Obsieger, dem man die Beute widmete, und Hereklus scheint derselbe als Schützer des abgeschlossenen Eigenthums (hercere, ἔρκειν) geheißen zu haben. Da der Name Jupiter allgemein wurde, löste sich Semo Sancus oder Dius Fidius als Schwurgott von ihm ab, Me Dius Fidius und Mehercule waren gleichbedeutende Eidesformeln. Nun kennen wir die arische Sage (I, 349) von dem Himmelsgott, der die Wolkenkühe, welche ein feindlicher Dämon geraubt, diesem wieder abgewinnt; sie ward hier als Kampf des Herkules und Kakus nacherzählt; dieser, ein feuerspeiendes Ungethüm wie der alte Gewitterdrache hat dem Euander einige Rinder geraubt und in eine Höhle verborgen; aber ihr Gebrüll (der Donner) verräth sie, Herkules dringt ein, erschlägt ihn mit der Keule und befreit sie. Der ursprüngliche Sinn verdunkelte sich, aus dem Beinamen des Gottes ward der Heros. Sein Cultus war in ganz Italien verbreitet, und wie der griechische Herakles bekannt wurde, so bot der Anklang des Wortes und der Idee die Veranlassung nun beide zu vereinerleien und mit dem Mythenglanze des einen auch den andern auszuschmücken. Ferner wissen wir daß schon die gemeinsame arische Urzeit in den ersten Strahlen des aus der Nacht oder nach dem Gewittersturm wieder hervorbrechenden Sonnenlichtes hülfreiche Jünglinge auf weißen Rossen herabkommen sah; die Italier lernten früh die hellenische Ausbildung ihrer Gestalten kennen, und römische Sagen priesen den Beistand den sie in der Bedrängniß heißer Schlacht geliefert, den Sieg den sie verliehen; ganz bezeichnend ist es wieder daß sie von dem eigenen Leben dieser Söhne des Himmelsgottes nichts zu sagen wissen, sondern sie nur in solcher Beziehung zur Geschichte der Menschen auffassen.

Es ist wenig ästhetisch nach unserm Geschmack, aber für die alten Hirten und Bauern nahe liegend, wenn sie Alba das Bundeshaupt und seine Colonien oder verbündeten Gemeinden durch eine weiße Sau und 30 Ferkel darstellten. Poetischer bezeichnet im Wald auflodernde Feuer den Herd der ersten Ansiedler bei der Gründung Laviniums, und wenn der Adler die

Flamme mit ſeinen Schwingen anfacht, der Wolf Holz hinzuträgt, ſo deuten die ſymboliſchen Thiere des Jupiter und Mars auf die Gunſt dieſer Götter; der Fuchs, der ſeine Ruthe ins Waſſer taucht um das Feuer auszulöſchen, rutulus der Rothe iſt das naheliegende Sinnbild des Stammes der Rutuler, die von Ardea aus dem Latinerbund entgegenwirkten. Ja wie Simſon, der Sonnenheros, die Füchſe mit brennenden Schwänzen in die Saaten der Philiſter jagt, ſo perſonificirten auch die italiſchen Bauern den Brand im Getreide durch den Fuchs, den ein Knabe im Hühnerſtall gefangen, dem er Stroh an die Ruthe gebunden, das angezündet und ihn ins Feld getrieben.

Auf freier Bergeshöhe ward der Lichtgott verehrt; aber auch der Hain, die Lichtung (lucus) im Waldesdunkel, war ein Heiligthum der Götter. Noch kennt man keine Bilder derſelben; aber ihr Dienſt knüpfte ſich früh an Bäume, an die Eiche Jupiter's, den Lorber Apoll's, den Oelbaum Minerva's; ſo ſoll Romulus vor einer alten Eiche auf dem capitoliniſchen Hügel die Siegesbeute für Jupiter niedergelegt haben. Aehnlich wurden Thiere zum Sinnbilde des Gottes, deſſen Weſen ſie irgendwie dem friſchen kindlichen Naturſinn veranſchaulichten. So war namentlich die Schlange, die ſich häutend ſelbſt verjüngt, das Zeichen für den lebenzeugenden, im Wechſel der Erſcheinungen dauernden Genius. Oder man errichtete einen Denkſtein, man ließ die Lanze den Kriegsgott bedeuten. Dieſe bildloſe Verehrung der Himmliſchen erinnert an die Germanen zu Tacitus' Zeit, und galt den Spätern für einen Gottesdienſt von beſonderer Reinheit. Gewiß richtig bemerkt Preller: „Die Alten hatten zwar nicht den landſchaftlichen Naturſinn, der bei uns durch Kunſt und Poeſie ſo weit ausgebildet iſt, wohl aber hatten ſie mehr Gefühl für das Dämoniſche in der Natur, wie es ſich in der Stille des Waldes, zwiſchen ragenden Bergen, an murmelnden Quellen offenbart und auf jedes empfängliche Gemüth mächtig wirkt. Da hörten ſie vernehmbarer als ſonſt die Stimme der Gottheit, und ſelten blieb eine Stelle der Art ohne religiöſe Weihe." In den Stimmen und Erſcheinungen der Natur ſuchte der Glaube die Kundgabe des Götterwillens zu erkennen; Geſchick, fatum, heißt was derſelbe auf ſolche Weiſe ausſpricht und verhängt. Der Blitz, der Angang oder die Begegnung der Thiere, des Wolfs, Haſen, Pferdes oder der Schlange, vornehmlich das Geſchrei und der Flug der Vögel galten für bedeutungsvoll, und der Menſch

ſuchte ſich nicht blos zu erklären was ſich ihm gerade ereignete, und ſein Handeln darnach einzurichten, ſondern er ſtellte auch abſichtliche Beobachtungen an ehe er etwas Wichtiges unternahm; auspicium iſt das ungeſuchte, augurium das geſuchte Zeichen. Es lag dabei immerhin an der Geiſtesgegenwart wie jemand eine Erſcheinung aufnehmen wollte. Als Cäſar in Aegypten beim Ausſteigen aus dem Schiffe niedergefallen war, da packte er den Boden und rief: Ich halte dich, Afrika!

Es iſt hinlänglich bezeugt daß bei den Ariern wie bei den Semiten das Menſchenopfer das urſprüngliche war zur Sühne der Götter, zur Löſung des durch die Sündenſchuld verwirkten Lebens, bis man erkannte daß Gott an der Ergebung in ſeinen Willen, an dem Opfer der Selbſtſucht ſich genügen laſſe; ſo ziehen ſich aus den Tagen des italieniſchen Alterthums Menſchenopfer durch die ganze Geſchichte hin bis zur chriſtlichen Zeit, aber die Fälle werden allmählich ſeltener und außerordentlich. Wir haben des heiligen Lenzes gedacht und der Strohpuppen die man in die Tiber warf; am Friedens- und Bundesfeſt der lateiniſchen Ferien hing man ſpäter Masken an die Bäume ſtatt der Schädel der ehemaligen Blutopfer.

Die Etrusker.

Noch gehören die Etrusker zu den Räthſeln der Weltgeſchichte. Indeß können wir dies für ſicher annehmen daß von Norden her gegen Ende des 2. Jahrtauſends v. Chr. die Raſenner eindrangen und die umbriſchen Italier in Toskana bis an die Tiber hin bewältigten, jedoch von ihnen mehr Culturelemente empfingen als ihnen brachten, wenn ſie auch eine herrſchende Ariſtokratie bildeten und im geſchloſſenen Familienverband den Unterworfenen gegenüberſtanden. Vieles was man in Rom dafür anſah daß es von Etrurien aus eingeführt worden, iſt neuerdings für urſprünglich italiſch erkannt. Die Sprache, anfangs reich an Vokalen, hat dieſe dann großentheils ausgeſtoßen und iſt durch Conſonantenanhäufung hart und rauh geworden; ſie iſt immer noch nicht genügend erklärt; man hat ſie bald für das Semitiſche, bald für

das Ariſche in Anſpruch genommen, es mögen wohl Elemente von beidem vorhanden ſein; ariſche Wurzeln ſind unverkennbar, können aber von den Italiern ſtammen; die Flexionen ſind abgeſtumpft und zerrüttet; ein fremdes Element ſcheint eingedrungen zu ſein und ſich mit der alten Landesſprache vermiſcht zu haben. Die „Thurm- und Burgenbauer", Tyrrhener, Tyrſener, Etrusker in Griechenland und Italien waren Pelasger, deren Charakter das noch ungeſchiedene Helleniſche und Italiſche der Vorzeit bezeichnet; die Raſenner brachten das Fremde. Die Steinringe auf den Bergen ſind ganz Italien gemeinſam und mit den Kyklopenmauern in Griechenland verwandt; ſie ſchützten die ringsum wohnenden Genoſſen und ihre Habe gegen feindliche Einfälle, und waren ein feſter Mittelpunkt ihres bürgerlichen und religiöſen Lebens. Solche Genoſſenſchaften ſtanden auch bei den Etruriern unter einem Oberhaupte, dem Lucumo, und ſie ſchloſſen ſich durch einen ziemlich loſen Bund zuſammen. Städtiſches Leben, Handel, Induſtrie entwickelten ſich unter dem Einfluß der Punier und der Griechen. Goldſtücke mit eingeſtempelten doppeltgeflügelten Löwen, Menſchen die Vögel und andere Thiere am Halſe würgen oder Menſchen mit Fiſchleibern auf Erzplatten weiſen deutlich auf die babyloniſchen Typen hin, mögen ſie nun eingeführt oder nach orientaliſchen Muſtern im Lande gearbeitet ſein. Die Schrift wie die ſchwarzbemalten Thongefäße dagegen ſind griechiſchen Urſprungs; griechiſche Coloniſten in den Küſtenſtädten brachten mit ihrer Technik auch ihre Mythen in die neue Heimat, und die Etrusker nahmen viel Geſtalten derſelben in ihre Bildwerke auf.

Wir finden die italiſche Göttertrias Jupiter, Juno, Minerva bei den Etruskern wieder unter den Namen Tina oder Tinia, Kupra, Menrva. Tina, dem griechiſchen Ζεύς, Διήν verwandt, iſt der Himmelsgott, der alldurchwaltende. Vertumnus iſt den Etruskern urſprünglich ein Beiname deſſelben als des großen Bewegers und Umwenders (vertere), der in der Sonnenwende, im Wechſel der Tags- und Jahreszeiten, im Umſchwung alles Lebens vielförmig ſich offenbart. Unter dem Namen der Zuſammenſeienden (Consentes) ward der Rath der zwölf Götter früh in Rom verehrt; ihre Bilder ſtanden bei dem Aufgange vom Forum zum Capitol. Wir finden ſie auch in Etrurien als die Beherrſcher der gegenwärtigen Weltordnung, Aeſen und Aeſaren genannt, was an die nordiſchen Aeſir, Aſen anklingt. Die Blitzlehre der Prieſter unterſchied nicht blos von den Wetterſtrahlen die Zeus

auf eigene Hand ſchleudert diejenigen welche er nach dem Rathe der zwölf Götter zu bedeutſamern Zeichen ſendet, ſondern auch noch ſolche die er in Uebereinſtimmung mit den verhüllten Göttern aufleuchten läßt. Dieſe ſind die geheimnißvollen Schickſalsmächte, und ſtellen die ewige Ordnung dar welche im Hintergrunde der Zeit und der in ihr entſtehenden und vergehenden Welten ſteht.

Den Glauben an die Genien geſtalteten die Etrurier dahin daß jedem Menſchen zwei derſelben geſellet ſind, ein lichter und ein dunkler, ein guter und ein böſer, der eine ein Schützer und Helfer, der andere ein Verſucher und Schädiger. Geflügelt, männlich oder weiblich, ziehen ſie den Lebenswagen oder erſcheinen in der Todesſtunde, um die Seele kämpfend wer ſie für ſein Reich gewinne. Statt des fackelſenkenden Jünglings der Griechen wird der Tod zur Schauergeſtalt eines wilden halbthieriſchen Dämons, der unerbittlich ſeinen zerſchmetternden Hammer ſchwingt, bald an der Pforte der Unterwelt lauert und bald hervorbricht und unter die Lebenden tritt um die Bande der Liebe zu zerreißen. Wenn da die Einbildungskraft der Etrusker ſich beſonders ſtark und erfinderiſch bewährt um die Qualen der Verdammten zu ſchildern, wie wir das auf den Grabgemälden ſehen, dann erinnern wir uns daß Dante, Orcagna, Michel Angelo Toskaner waren. Der poetiſche Naturſinn der alten Italier, der in den Stimmen und Erſcheinungen der Außenwelt eine göttliche Verkündigung ahnte, iſt in der prieſterlichen Doctrin der Etrusker zu einem peinlichen, knechtiſchen und knechtenden Aberglauben erſtarrt. Sie gefielen ſich in langweiligen Ceremonien und Zahlenſpielereien mit willkürlicher Symbolik. Wie ſie mehrere Arten von Blitzen unterſchieden, ſo erſannen ſie für jede auch beſondere Sühnungen, und meinten Blitz und Regen beſchwören zu können. Die patriciſchen Prieſter waren die Wiſſenden, die mit der Auslegung der Zufälligkeiten unter dem Schein den Götterwillen zu verkündigen die Menge beherrſchten. Beſonders brachten ſie die Kunſt aus den Eingeweiden der Opferthiere zu prophezeien in ein Syſtem von Satzungen, und dieſe Wahrſagerei kam durch ſie auch nach Rom, wie die Haruſpices in der Regel Etrusker waren. An die Stelle des Kindlichen iſt das kindiſche Alter getreten, und es lautet wie Selbſtironie wenn die Etrusker erzählen daß Tages, ein Kind mit grauen Haaren, von einem Bauer aus der Erde gepflügt, ſolche Geheimwiſſenſchaft verkündet habe und dann geſtorben ſei.

Die Blüte des etruskiſchen Staats fällt in die Zeit der Gründung Roms und ſeiner Könige; die Republik begann den Kampf, der ſchon in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. die Macht der Etrusker brach und ſie allmählich unterwarf. Sie ſtanden dann unter römiſcher Botmäßigkeit, „die feiſten Etrusker", einem behaglichen Sinnengenuß und ihren abergläubiſchen Doctrinen ergeben. Von Poeſie des Lebens iſt uns ſo wenig wie von kunſtreicher Dichtung bisjetzt bei ihnen etwas bekannt geworden.

Kanalbauten, Stollen durch Berge um das Waſſer eines Sees abzulaſſen, gewaltige Mauern finden wir in ganz Italien, nicht blos bei den Etruskern. Dieſe Mauern zeigen die verſchiedenen Formen der kyklopiſchen Weiſe gemäß dem Material: der Kalkſtein der Apenninen bricht in unregelmäßigen Blöcken, der Tuf, der Peperin von Latium und Etrurien wird leicht quaderförmig gewonnen. Die Thorwände ließ man anfangs ähnlich wie in Griechenland ſich oben zuſammenneigen um ſie mit einer großen Deckplatte abzuſchließen, wenn ſie nicht in einem ſpitzen Winkel ſich aneinander anlehnten; dann aber verband man die ſenkrechten Mauerpfeiler durch einen Halbkreis von keilförmigen Steinen, ſo behauen daß die Linien der Fugen durch Radien bezeichnet werden die von dem gemeinſamen Mittelpunkte des Bogens ausgehen. Das Vorkommen ſolcher Wölbungen in einigen ägyptiſchen Gräbern iſt nicht aus älterer Zeit, die Italier behaupten den Ruhm ihrer ſinnvollen Anwendung. Der Schlußſtein der in der Mitte ſchwebend getragen wird und doch durch ſeinen Druck das Ganze ſpannt und aufrecht erhält, ward durch vorſpringende Größe ausgezeichnet, auch mit einem menſchlichen Haupte paſſend verziert, wie am Thor in Volterra, wo auch die beiden unterſten Steine der Wölbung ſo hervorgehoben ſind. Die Etrurier haben dieſe Technik gefunden, in Rom, und dann von der neuen Zeit iſt ſie künſtleriſch entwickelt worden.

Eine Steinkammer auf regelmäßiger Untermauerung und darüber ein Erdhügel iſt auch in Etrurien die älteſte Form des Grabdenkmals. Eines bei Chiuſi hat Gänge im Innern, außen einen ſteinbekleideten Ringgraben. Die ſogenannte Cucumella bei Vulci umſchließt ein Mauerring von 600 Fuß; in der Mitte des Hügels erhebt ſich ein Thurm, ein kleinerer kegelförmig ſteht ihm zur Seite. Auf viereckiger Platte ein Kegel in der Mitte und Steinpfeiler in den Ecken, das ſcheint eine alterthümliche Denkmalform geweſen zu ſein, wie das ſogenannte Grab der Horatier

und Curiatier bekundet. Dagegen hat man die Nuraghen auf Sardinien, kegelförmige steinerne Thürme mit einer Kammer im Innern, ohne allen Grund mit den Etruskern in Verbindung gebracht. Vom Grabmal Porsena's berichtete Plinius nach Varro daß es nahe der Stadt Clusium quadratförmig, jede Seite 300 Fuß lang, sich 50 Fuß hoch erhoben habe; fünf Pyramiden, vier in den Ecken, eine in der Mitte, stiegen auf diesem Unterbau empor, die Grundlinien 75 Fuß, die Höhe das Doppelte; diese habe ein eherner Kreis, mit Schellen und Ketten behängt, gleich einem Hute verbunden. Wenn darauf aber noch einmal Pyramiden gestanden haben sollen, und auf einer von diesen getragenen Decke wieder andere, so sieht man leicht eine märchenhafte Uebertreibung späterer Volkphantasie über den früh zerrütteten Bau. Felsengräber im Gebirge mit ausgemeißelter Façade sind innerhalb Italiens bisjetzt nur in Etrurien gefunden; sie weisen auf orientalische Sitte hin. Man läßt die Schauseite vor der Umgebung etwas vorragen und auf einem Sockel ruhen, dann die rechts und links begrenzenden Linien sich etwas zueinander neigen, und den Raum, dessen Breite das Doppelte der Höhe übertrifft, mit einem seiner Höhe ziemlich gleichkommenden Gesimsstockwerk bekrönen; Rundstäbe, stärkere und dünnere Platten, Hohlkehlen und schnabelartige Vorsprünge fügen sich in lebendigem Wechsel eckiger und runder Formen zu einem wohlgefälligen Ganzen zusammen. In der Mitte der untern Abtheilung ist eine Blendthüre durch zwei pfeilerartige Vorsprünge bezeichnet; auch sie neigen sich etwas zueinander, laden aber in der Höhe der Scheinthür wieder aus, indem sie nach außen hin einen kleinen Bogen schlagen und darauf den obern Abschluß des Rahmens setzen. Die Gegend von Viterbo ist reich an solchen Denkmälern. Jüngere in der Gegend von Norchia zeigen eine Nachbildung der Fronte des etruriſchen Tempels.

Wir kennen ihn aus der Schilderung Vitruv's. Das Gebirgshaus mit einer offenen Vorhalle, deren Decke von Baumstämmen gestützt und getragen wird, und mit den geschlossenen Gemächern im Hintergrunde war der Ausgangspunkt. Der Grundriß war fast quadratisch, nur ein wenig tiefer als breit, die Vorhalle ebenso groß als das Heiligthum. Dort standen zwei Reihen von je vier Säulen sodaß man durch die drei Zwischenräume auf die Thüren von drei Cellen sah; wie die mittlere die größere war, so befanden sich auch die mittlern Säulen weiter auseinander.

Der Regel nach ſollte die Säulenhöhe das Siebenfache des Durchmeſſers und ein Drittel von der Breite des ganzen Baues ſein; die Zwiſchenräume, die bei den Griechen die Dicke der Säulen nur wenig übertrafen, kamen hier der Höhe des Säulenſchaftes gleich. Vorragende Deckbalken trugen ein weitausladendes Dach, der Giebel ſtieg ſteiler an als in Griechenland, doch ward er gleichfalls mit plaſtiſchen Bilderwerken geſchmückt. Alſo kein längliches Viereck, keine rings offene Säulenbeſchwingung, kein harmoniſches Ganzes, ſondern zwei Theile, die Cellen und die Vorhalle, letztere durch ſchlanke weitgeſtellte Stützen gebildet. Vitruv nennt dieſe Tempelform gedrückt, breitgeſpeert, zugleich ſchwerfällig und geſpreizt. Das Säulencapitäl glich dem doriſchen; ihm entſprach als Baſis ein Pfühl auf runder Platte; der Schaft war ungeriefelt. Unter dem Einfluß der Griechen ward nachträglich der Architrav mit kleinern Triglyphen und Zahnſchnitten über denſelben decorirt. Die Ecken des Dachs waren mit Thierfiguren geſchmückt, überhaupt war das Ganze reich an Verzierungen aus gebranntem Thon und aus Erz, wodurch das Holzgerüſt überkleidet wurde. Auch wenn man den Tempel aus Stein aufführte, behielt man die alten Formen bei ohne ſie nach Art der Griechen für das neue Material geiſtvoll zu überſetzen, ſodaß ſie aus ihm zu erwachſen ſcheinen. Es fehlt jener Kunſtſinn der das Innere und Aeußere harmoniſirt und das Zweckmäßige zur Schönheit verklärt; die unerfreuliche Grundform und die angeheftete Decoration bleiben einander äußerlich, der Unterſchied der Vorhalle und der drei den oberſten Göttern Tinia, Kupra, Menrva geweihten Cellen erinnert an den auch im Staat ungelöſten Gegenſatz der herrſchenden Adelskaſte und des dienſtbaren Volks.

Ueberhaupt waren Erz und gebrannter Thon das häufigſte Material der etruriſchen Bildnerei und ihrer maſſenhaften Production. Thongefäße zeigen den Deckel als menſchlichen Kopf, die Henkel als Arme, und ſind etwas plump und bizarr. Wie man die gebrannte Erde bemalte, ſo liebte man das Erz zu vergolden. Einige erhaltene Statuen, der Mars von Todi im vatikaniſchen Muſeum, der Knabe mit der Gans zu Leyden, der Redner in den Ufficien zu Florenz und die Chimära daſelbſt zeigen techniſche Tüchtigkeit; ſie können den griechiſchen Einfluß nicht verleugnen, kommen aber über den handwerksmäßigen Nachklang der idealen und freien Kunſt nicht hinaus. Die plattgedrückte Kopfbildung, die breitſchulterige Schwerfälligkeit, das kurzgeſchnit-

tene Haar wird dem Leben nachgeahmt, das Gewand mit schweren Falten verhüllt die Gestalt, die Runzeln des Gesichts und der individuelle Ausdruck werden sorgsam wiedergegeben, und so wird der Eindruck des Ganzen trocken und nüchtern. Die thierischen Formen sind scharf bezeichnet, das Grimmige in der Chimära ist gut dargestellt; aus dem Löwenleib erhebt sich Hals und Kopf der Ziege, der Schwanz endigt in eine Schlange, und die beißt in das Ziegenhorn. Ueberhaupt ist der Ausdruck des Gräßlichen, der Angst, des Schreckenerregenden den Etruskern geläufig. Steinerne Altäre, Sarkophage, Grabpfeiler haben Reliefs, bei denen die derbe Muskulatur der etwas finstern Figuren, die Gewandung mit weiten conventionellen Falten, die Profilstellung der Füße neben der Vorderansicht des Oberkörpers an orientalische Anfänge erinnert, ebenso gut aber auch ein stets wiederkehrendes Primitives sein kann. Die spätere Zeit arbeitet das Relief hoch heraus, und häuft die Gestalten; es regt sich der Sinn für malerische Anordnung, wenn auch die Proportionen, namentlich der auf dem Sargdeckel ruhenden Porträtfiguren, arg vernachlässigt sind. Geschnittene Steine und erhabene Zierplastik gefallen durch tüchtige Arbeit; auch in ihnen klingt die assyrische Weise nach, und hier ist das Orientalische an der Stelle und zugleich durch Strenge der Form gemäßigt. Auch vorzügliche Waffenstücke sind erhalten.

Die schönsten Vasen die man in etrurischen Gräbern gefunden, stammen aus griechischen Fabriken, aus atheniſchen Töpferwerkstätten. Die Etrusker ahmten sie nach ohne ihre künstlerische Vollendung zu erreichen; das Grelle und das Weiche sind nicht zu einer kraftgetragenen Anmuth verschmolzen. Wandmalereien waren beliebt wie die Gräber bezeugen, und haben in späterer Zeit den Reliefstil der Reihenfolge vollentfalteter Gestalten angenommen, in den Bewegungen aber herrscht Uebertreibung und Gespreiztheit; es ist zweifelhaft ob der oft komische Eindruck beabsichtigt worden. Zwischen den Figuren wird der Raum gern mit Pflanzen ausgefüllt, auf deren Zweigen Vögel sitzen. Die Darstellungen bilden meist die Heiterkeit des Lebens ab, Tanz, Kampfspiel und Festgelage, vielleicht das Glück der Seligen im Unterschied von dem Todtengericht, den wilden Dämonen und den Leiden der Verdammten, die uns andere Gemälde zeigen. Die Umrisse der Zeichnung sind einfach mit hellen und freundlichen Farben ohne Schattenangabe ausgefüllt. Musiker mit der Doppel-

flöte erſcheinen bei der Leichenfeier wie beim Freudentanz, im Kriege ward die Tuba geblaſen. Beſondere Beachtung verdienen die eingravirten Zeichnungen etruskiſcher Metallſpiegel. Dieſe ſelbſt ſind rund oder oval, von Arabesken eingerahmt, mit zierlichen Handhaben oder von menſchlichen Figuren getragen. Die Darſtellungen der Rückſeite ſind bald der einheimiſchen Götterlehre, bald der helleniſchen Mythe entlehnt, dieſe wird aber dem Etruriſchen angeeignet, aus Polydeukes wird Pultuke, aus Alexander Elchfentre, aus Dionyſos Fufluns. Dieſe Werke ſind ſelbſtverſtändlich ſehr verſchieden, das Gewöhnliche und Handwerksmäßige in eckiger und flüchtiger Darſtellung findet ſich neben entzückender Meiſterhaftigkeit, welche die Kühnheit der Stellungen graziös ausführt, den Raum mit rhythmiſchen Linien ausfüllt, und durch innige Wechſelbeziehung die Geſtalten der ſeelenvollen Gruppe zuſammenſchließt, wie auf dem vielbewunderten Spiegel der die Begrüßung des Dionyſos und ſeiner Mutter Semele zeigt. Hier wird niemand die Hand des griechiſchen Künſtlers verkennen, und doch ſteht ſie im Dienſte eines neuen Elementes, deſſen erſte Regungen wir jetzt ſchon empfinden, das aber erſt nach faſt 2000 Jahren in der Renaiſſance zur vollen Blüte kommt.

Rom zur Zeit der Könige.

In der Mitte Italiens ſtrömt die Tiber durch eine Ebene voll Hügelwellen vulkaniſchen Bodens; keſſelartige Seen im Baſaltrande laſſen ſich als Krater der Vorzeit erkennen, und hochauf im prächtigen Linienſchwung iſt das Albanergebirge aus der Tiefe geſtiegen und beherrſcht das Land, nach der einen Seite auf das Meer, nach der andern auf die Apenninen hinſchauend. An ſeinen Abhängen waren die älteſten feſten Anſiedelungen der Lateiner, dort ſtand Alba, die erſte Bundeshauptſtadt. Eine Tagereiſe aufwärts von der Tibermündung erheben ſich nahe Hügel aus ſumpfiger Niederung. Bis dorthin iſt die Schiffahrt bequem, und leicht ließ ſich hier eine Feſte anlegen, die das Gut der umwohnenden Ackerbauer barg, wo ſie ihren Handelsverkehr in

Tausch und Verkauf üben, wo sie gemeinsame Heiligthümer haben konnten. So siedelte denn im 8. Jahrhundert v. Chr. auf einem Hügel eine lateinische, auf einem andern eine sabellische Gemeinde sich an, und aus ihnen beiden, den Ramnern und Titiern, entstand Rom, bald verstärkt durch eine dritte Gemeinde, die aus dem eroberten Alba herüberverpflanzten Lucerer. Wie in einem großen Manne der Geist des Volks und seine weltgeschichtliche Bedeutung Gestalt gewinnt, so das ganze alte Italien in dieser Stadt. Keine Landschaft der Welt mag einen passendern Hintergrund für große ernste Geschichtsbilder abgeben wie diese Hügel, diese Ebene mit den wogenartigen Hebungen und Senkungen bis zu den Bergen, die mannichfaltig und edel gezeichnet in klarer duftiger Ferne sie begrenzen.

Der Schwerpunkt des Staats war und blieb im Ackerbau, aber neben den Bauerhöfen der weiten Flur entwickelte sich rasch das städtische Leben, und Mommsen hat dies nicht blos aus dem Handelsvertrag, den Rom bei der Gründung der Republik mit Karthago schloß, sondern auch aus den alten Einrichtungen und Gesetzen nachgewiesen, kraft deren mit der größern Liberalität in der Gestaltung des Verkehrs das strengste Executionsverfahren Hand in Hand ging. Die Volksgemeinde setzte sich einen Herrn auf Lebenszeit, der als der Erste unter Gleichen die Gesetze handhabte und für sein Gebot unbedingten Gehorsam forderte; ebenso unbedingt befahlen die Beamten die er für besondere Geschäftszweige ernannte. Aber die gesetzgebende Gewalt stand bei der Volksversammlung, deren Zustimmung zu jeder Abweichung vom Herkommen nöthig war. Der Herrscher hatte einen Rath zur Seite, den Senat, gebildet aus den Vätern oder Aeltesten der Geschlechter welche die ursprünglichen Vollbürger waren. Die Bürgerschaft war auch die Kriegerschaft. Aber immer mehr wuchs die ungegliederte Menge freier Leute, die sich in Rom zusammenfanden ohne Theilnahme an der Staatsverwaltung und den Priesterthümern; eine Heeresordnung, welche auch diese Nichtbürger zum Kriegsdienste zog und ihnen mit den Waffen auch die Befugniß zu Befehlshaberstellen zu gelangen in die Hand gab, gewährte ihnen nothwendig damit zugleich auch politische Rechte. Sie ist an den Namen von Servius Tullius geknüpft, sie suchte ähnlich wie die Solonische Verfassung das Bestehende mit den Forderungen des fortschreitenden Lebens auszugleichen, Berechtigung und Verpflichtung oder Leistung gegeneinander abzuwiegen und

den Antheil an beiden nach dem Grundbesitz zu bemessen, sodaß niemand ausgeschlossen, aber die Altbürger in ihrem Vorzug bestätigt waren, da sie zumeist das Land zu eigen hatten. Nun wurden alle in die Volksversammlung aufgenommen, aber sie waren in beinahe 200 Abtheilungen gegliedert, und die höher Besteuerten mit mehr Stimmen ausgestattet, sodaß sie, da bei ihnen begonnen wurde, schon durch ihre Einigung den Ausschlag geben konnten. Aus den Reichen ward die Reiterei gebildet und die Vermögenden der ersten Klasse rüsteten sich selber vollständig aus. In vier Districten wurden die vier Klassen ausgehoben; in einer fünften befanden sich die Nichtansässigen, welche Werk- und Ersatzleute gaben. So stellte das versammelte Volk fortwährend zugleich den Heerbann dar, und wie die verschiedenen Waffengattungen für den Krieg, so waren die verschiedenen Abtheilungen zugleich für den Frieden verfassungsmäßig in das Ganze eingegliedert, und ähnlich für die Schlacht wie für die Arbeiten der bürgerlichen Gemeinde hintereinander aufgestellt. Zur Zeit wo in Griechenland das Tyrannenthum aufkam durch begabte Männer die gewöhnlich im Bunde mit dem Volk die Gewalt der Aristokratie brachen, aber dann die Herrschaft für sich allein zu behalten trachteten, erstrebte die Familie der Tarquinier ein Gleiches auch in Rom, und hier wie meistens in Griechenland endete dies mit ihrem Sturz, ihrer Verbannung. Zur Zeit da die Pisistratiden aus Athen weichen mußten ward auch Rom zur Republik erklärt und zwei jährlich erwählte Consuln traten an die Stelle des lebenslänglichen Königs. Unter den Königen war Rom bereits das Haupt des lateinischen Bundes geworden.

Wie mit dem städtischen Leben die Formulirung des Rechts eintrat, so finden wir gleichmäßig auf religiösem Gebiet eine Reihe von Satzungen, welche die Sage dem Numa zuschreibt, und welche der Kirchenvater Tertullian bereits mit dem Gesetz der Juden vergleicht. Noch hatte man keine Bilder der Götter, aber Priesterthümer waren für sie eingesetzt neben der Genossenschaft der Vogelschauer und neben den Brüderschaften für besondere Gottesdienste, deren herkömmliche Bräuche in ihren Formen treu bewahrt werden mußten. Die Pontifices oder Brückenbauer waren meß- und zahlkundige Männer, welche den Staatskalender führten und früh mit der Aufzeichnung der Geschichte wie der Gesetze betraut wurden. Ihr Oberer trat allmählich in den Mittelpunkt des religiösen Lebens, und da dasselbe mit seinen Ceremonien das

ganze Daſein durchdrang, ſo erhielt er eine große Bedeutung, obgleich er ſo wenig als ein anderer Prieſter politiſche Macht beſaß, obgleich der Betende, der Opfernde immer ſelbſt dem Gott ohne Vermittler gegenüberſtand. Geſänge, Spiele, Tänze gaben dem Gottesdienſt ein heiteres Gepräge; Zwiebelköpfe und Puppen vertraten die Stelle der frühern Menſchenopfer; Gelobungen waren häufig. — Vor allem ward Reinheit im Innern und Aeußern verlangt, und gar ſehr war man beſorgt böſe Zeichen bei der Feier zu vermeiden, und die Gebräuche von denen man glaubte daß ſie ſich einmal heilſam erwieſen, ſtreng feſtzuhalten als ob an ſie der gute Erfolg, die Gnade der Götter gebunden ſei. So wurden denn bald Gebetsformeln geſammelt nach welchen die Gottheit bei allen Vorkommniſſen des Lebens von der Geburt bis zum Grabe mit beſondern Namen angerufen werden ſollte, die eben nach all ihren Verrichtungen gebildet waren, wie wenn man zu Vagitanus betete um dem Kind den Mund zum erſten Schrei zu öffnen, zur Levana um das neugeborene von der Erde aufzuheben, wodurch es der Vater anerkannte, zur Unxia daß ſie die Thürangeln ſalben möchte, damit dieſelben nicht widrig knarrten, wenn die Braut das Haus betrat. Ja die Perſonification von Begriffen ſcheint jetzt ſchon begonnen zu haben, die in Rom eine ſo große Rolle wie in Iran ſpielt, ſodaß man der Ehre und Tugend einen Tempel baute, neben die Schlachtluſt auch Furcht und Schrecken ſtellte, Freiheit und Glück, Hoffnung und Milde, Frömmigkeit und Keuſchheit als göttliche Mächte verehrte.

Aber noch während der Königsherrſchaft fanden wichtige Neuerungen ſtatt. Durch die Aufnahme des Apollocultus und der mit ihm verbundenen Weihen, Weiſſagungen und Sühnen ward das erſte Reis griechiſcher Bildung nach Rom verpflanzt. Bald nach ihrer Gründung war die Stadt umwallt worden. Die Tarquinier beſchäftigten gleich einem Polykrates das Volk mit Bauten die ihrer Regierung Glanz gaben. Unter ſolchen zieht die cloaca maxima noch immer die Augen auf ſich, ein ſehr nützliches und zweckmäßiges Werk um die Niederung trocken zu legen, ein großer Kanal von etwa 300 Schritt Länge, 12 Fuß lichter Breite, 15 Fuß Höhe, im Halbkreis überwölbt und in ſeiner Anlage äußerſt verſtändig berechnet. Unter den Prachtbauten ragte der capitoliniſche Tempel hervor, nach etruriſchem Muſter für Jupiter, Juno, Minerva errichtet; die menſchlich geſtalteten

Bildniſſe dieſer Götter wurden nun darin aufgeſtellt oder bei feierlichen Aufzügen herumgetragen.

Es iſt uns ein uraltes Lied der Arvalbrüder erhalten. In der Gottheit verehrten ſie die Schirmerin der römiſchen Flur, und ſangen bei ihrem Tanz um den Altar in mehrere Abtheilungen gegliedert das Gebet um Segen und Frieden.

Enos, Lases, iuvate,
Neve luerve, Marmar, sins incurrere, in pleores!
Satur furere, Mars,
Limen sali, sta berber!
Semunis alternei advocapit conctos.
Enos, Marnor, iuvato,
Triumpe, triumpe!
Uns, ihr Laren, helft!
Laß die Seuche, Mars Mars, nicht einſtürmen auf mehrere!
Satt vom Raſen, Mars,
Betritt die Schwelle, hemme die Geiſel!
Den heil'gen Göttern ruft abwechſelnd alle!
Uns, Mars Mars, hilf:
Jubel, o Jubel!

Cato erzählt uns in ſeinem Buch der Urſprünge daß es Sitte der Ahnen geweſen beim Mahle das Lob großer Männer zu ſingen. Knaben trugen dieſe Lieder zur Flöte vor, nicht ein Rhapſode zum Saitenſpiel; es folgt daraus daß ſie lyriſch, nicht epiſch, daß ſie kurz waren, chorartig, jenen mitgetheilten Verſen vergleichbar, deren phantaſieloſe Nüchternheit es erklärt warum die alten Römer ihre Dichter gering ſchätzten. Aehnlichen Gepräges war die Todtenklage, die nicht viel Eigenthümliches, nicht viel von geſchichtlicher Erinnerung enthalten haben kann, da ſie von Klageweibern geſungen ward. Die von Perizonius zuerſt hingeworfene, dann von Niebuhr ausgebildete Annahme eines epiſchen Volksgeſangs, dem die Erzählungen der alten römiſchen Geſchichte entſprungen ſeien, hat ſich nicht halten können, da ſich thatſächlich keine Spur ſolcher Dichtung findet und ſie um ſo weniger eine Schöpfung der Plebejer ſein konnte als die Namen der Helden patriciſchen Geſchlechtern angehören. Aber ebenſo wenig iſt jene ſagenhafte Geſchichte ein Roman den die Griechen den Römern angeſchwatzt, wie A. W. Schlegel behauptete. Allerdings ſind manche Züge und Anekdoten aus griechiſcher Ueberlieferung entlehnt und wiederholt, und das Ganze iſt ſchriftſtelleriſch ausgebildet worden; aber der Grundſtoff, den die früheſten

Annaliſten ſchon vorfanden, ſchließt ſich ſo eng an Glaube, Sitte und Oertlichkeit an daß er nur ein einheimiſches Erzeugniß ſein kann. Schwegler hat richtig erkannt wie den Römern alle Vorausſetzungen zu einem Volksepos nach Art des Homeriſchen fehlten, und unſere Andeutung daß dies eine reich entfaltete Göttermythe vorausſetze, wird durch ſeine Bemerkungen ergänzt. „Bewohner einer binnenländiſchen Stadt, ohne Wanderungen und Abenteuer, ohne Seefahrt und Sagenſtoff, auf Ackerbau und Viehzucht beſchränkt, ihre Feldmark und ihren Nahrungsſtand in ununterbrochenen kleinen Fehden mit den Nachbarſtämmen vertheidigend, von einem peinlich abergläubiſchen, Geiſt und Gemüth beengenden Cult beherrſcht, in ſtrenger Gebundenheit der Sitten und der Vorſtellungen auferzogen, in den Schranken einer feſtgegliederten Geſellſchaft ſich bewegend, von Haus aus ohne hervorſtechende Anlage zur Kunſt und Poeſie, vielmehr ein nüchternes, praktiſches, dem Erwerb zugekehrtes Volk mit vorherrſchender Anlage zur Reflexion, von Anfang an ein Rechtsſtaat, durch Rechtsgemeinſchaft zuſammengehalten und einſeitig auf Rechtsentwickelung angewieſen, — wie hätten dieſe Römer eine Sagenpoeſie entwickeln ſollen, dergleichen ſich bei Völkern erzeugt die, phantaſiereich von Natur, dem wogenden Meer ſich anvertrauen und erobernd in die Ferne ziehen?“ Die herkömmliche Geſchichte des älteſten Roms iſt allerdings nicht echte hiſtoriſche Ueberlieferung, ſondern Dichtung, aber ſo eigenthümlicher Art, daß ſie für das Phantaſieleben des Volkes ſelbſt höchſt charakteriſtiſch erſcheint. Sie iſt ein Erzeugniß verſtändiger Betrachtung der Dinge, der Vers den ſich die Römer auch ohne Rhythmus über die Wirklichkeit machen um ſie zu deuten. Schwegler bezeichnet ſie mit dem Namen der ätiologiſchen Mythen; ſie hat ſich durchaus an Gegebenem, an Rechts- und Verfaſſungsüberlieferungen, an Gebräuchen, Heiligthümern, Monumenten emporgerankt, iſt aus Namen und Thatſachen herausgeſponnen. Sie wollte nicht den Urſprung der Natur, ſondern des Staats erklären, ſie verwerthete dazu was von Anfängen der Naturmythe vorhanden war, und machte die Staatsgründer zu Götterſöhnen. Sie gab eine Erklärung der Dinge welche befriedigte, welche darum der Erfinder ſo gut wie der Hörer für wahr hielt; man wollte damit nicht täuſchen oder fälſchen, eines fügte ſich allmählich an das andere, und bildete den Stoff, den ſpäter die Schriftſteller zu einem zuſammenhängenden Ganzen zu machen ſuchten, indem auch

ſie wieder Motive und Verbindungsglieder erfanden um die Einigung herzuſtellen oder das Gegebene nach ſeiner Entſtehung und ſeiner Bedeutung zu erklären. Es iſt ein naiver Gebrauch der Hypotheſe, ein Wirken der Phantaſie wie es in allen Anfängen der Wiſſenſchaft ſeine Rolle ſpielt. Das Volk das ſeine Zuſtände urſächlich begründen, ſein eigenes Weſen ſich veranſchaulichen will, kann das ja urſprünglich nicht in Form des Begriffs, ſondern thut es durch ein Bild, durch eine Geſchichte in welcher es Ahnung und Erinnerung zugleich zuſammendichtet und eine beſtimmte Geſtalt gewinnen läßt. Schon Vico kennt die Sitte aller Urvölker in poetiſchen Charakteren zu denken, kraft welcher die Eigenſchaften des Städtegründers überhaupt in Romulus perſonificirt worden ſind. Die innige Verwebung des religiöſen Elements mit dem kriegeriſchen verlangte aber auch für jenes einen Urheber, und Numa's Name, der des Cultusſtifters, klingt deutlich an numen die Gottheit an; daß aber die Religion keine willkürliche menſchliche Erfindung, ſondern göttliche Offenbarung ſei, wird durch ſeinen Liebesbund mit der Nymphe Egeria ausgedrückt. Die Thatſache daß Rom durch die Vereinigung zweier Gemeinden gegründet worden, geſellt dann dem Romulus der Ramner den König Tatius der Titier; im Stammheros wird der Stamm ſelber perſönlich. Der vom Mars erzeugte, dann im Gewitter zu den Göttern entrückte Romulus hat ja doch nicht exiſtirt; die mythiſchen Züge aus ſeinem Bilde entfernen heißt aber gerade das Weſentliche wegnehmen, die Idee verkennen um ein werthloſes Factum loszuſchälen. Wir kennen den Brauch der ariſchen Urzeit die Braut zu rauben; er hatte ſich in der altrömiſchen Sitte erhalten; man ſuchte nach einem Anlaß für dieſelbe und fand ſie darin daß die erſten, aus Latium kommenden Römer ſich Sabinerinnen geraubt, was zugleich wieder ſymboliſirte daß beide Stämme ſich vermählt haben. Von dem Befreier aus der Gewaltherrſchaft der Tarquinier iſt der Name Brutus überliefert; er bedeutet einen Thoren; da muß der alte Held ſich wohl thöricht geſtellt haben um den Tyrannen zu täuſchen; daher die Sagen von ſeiner verſteckten Klugheit; denn daß er nicht Befehlshaber der Reiterei geworden wenn Tarquinius ihm mistraut oder ihn für blödſinnig gehalten, das wird außer Acht gelaſſen, iſt aber für uns der Anhaltspunkt um das Mythiſche zu erkennen. Daß die Tarquinier aus Tarquinien in Etrurien ſtammen, daß Servius Tullius von einer Sklavin geboren ſei, ward auch nur

aus den Namen gefolgert. Aber der Sklavin war im Feuer des Herdes der Lar, der Genius des Königshauses erschienen, und bräutlich geschmückt setzte sich auf den Rath der Königin die Jungfrau an das Feuer und empfing so den Sohn von der Gottheit; der Mythus ist aus der Idee hervorgegangen daß in dem Könige der innerste Geist Roms selber verkörpert gewesen, und solch eine höhere Weihe für ihn war nöthig, wenn man den Namen Servius auf ein Sklavenkind gedeutet hatte.

Daß die Tarquinier über den Heiligthümern der Geschlechter und ihrem Sonderdienste als allgemeine Staatsreligion die Verehrung der Göttertrias Jupiter Juno Minerva festgesetzt und diesen den Tempel auf dem Capitol gebaut, war eine Großthat die sie mit dem herkömmlichen Priesterthume in Streit brachte; der Widerstand desselben fand seinen Träger in Attus Navius. Der König spottet der Kunst aus dem Flug der Vögel die Zukunft zu erforschen und fragt ob es möglich sei zu thun was er denke; der Augur stellt seine Beobachtungen an und bejaht die Frage. Da heißt ihn der König einen Schleifstein mit einem Schermesser zerschneiden, denn das habe er gedacht. Und der Priester thut es. — Auch die Anknüpfung an Griechenland und die Erwerbung der sibyllinischen Orakelbücher für Rom gehört der Zeit der Tarquinier an; aber die Art und Weise der Erlangung ist dichterisch ausgeschmückt.

Das ist das Charakteristische daß wir in der römischen Heldensage nicht den Niederschlag von Mythen haben welche ursprünglich Naturerscheinungen in persönlichen Thaten und Geschicken dargestellt, keinen Nachklang der Naturpoesie, sondern daß sie geschichtlicher Art ist, an Denkmale, Zustände, Gebräuche angeknüpft wird, daß die Phantasie nicht in freiem Spiele bildet, sondern um das Gegebene zu erklären nicht in poetischer Form, sondern in der Prosa des gewöhnlichen Lebens ihre Charaktere und Erzählungen ausprägt. Und das haben wir schließlich festzuhalten daß der römische Volksgeist sich in der Sage treu und trefflich selber darstellte, daß die phantasiegestalteten Bilder der Ahnen auf die nachwachsenden Geschlechter begeisternd einwirkten, daß es Römersinn der Männer war die Hand ins Feuer zu halten fürs Vaterland und die Brücke zu vertheidigen bis sie abgebrochen worden, oder den Abgrund, der sich aufgethan, mit dem Opfer des eigenen Leibes zu füllen, daß es Römersinn der Frauen war

lieber das Leben als die Keuschheit, die Reinheit der Familie dahinzugeben — und in dieser Beziehung gilt Goethe's Wort: Wenn die Römer groß genug waren dergleichen zu erfinden, so sollen wir groß genug sein es zu glauben.

Die Republik bis zum Beginn der Weltherrschaft.

Die Vertreibung der Tarquinier geschah durch die Aristokratie des Altbürgerthums oder der Patricier; die zwei jährlich erwählten Consuln, die an die Stelle des einen lebenslänglichen Königs traten, waren mehr noch die ausführenden Beamten denn die Leiter des Senats, welcher die bleibende Regierung des Staats bildete. Die Gesetzgebung, die Wahl der Beamten, die Entscheidung über Krieg und Frieden geschah durch die Versammlung des ganzen Volks in der früher erwähnten Gliederung. Sie hatte die Neubürger oder Plebejer zu den Lasten des Kriegs und Friedens herangezogen, und das Ringen derselben nach völliger Gleichberechtigung, nach allgemeiner Wählbarkeit, nach gültiger Ehe mit den Patriciern erfüllte zunächst die innere Geschichte Roms und ward in gleichem Schritt mit dem Wachsthum nach außen erreicht. In den Volkstribunen ward ein verfassungsmäßiges Organ des Verfassungskampfes geschaffen, der Abstimmung nach dem Verhältnisse des Vermögens gesellte sich die gesetzgebende Thätigkeit der gesammten Bürgerschaft ohne Unterschied. Wie auch die Parteien streiten mochten, auswärtiger Krieg brachte sie stets wieder zum Bewußtsein der Gemeinschaft. Das stolze Selbstgefühl verschmähte mit dem Feinde zu unterhandeln so lange ein fremdes Heer auf römischem Boden stand. Tage der Noth legten auf kurze Zeit alle Gewalt in die Hand eines Dictators. Wer ein höheres Amt tadellos verwaltet hatte, trat in den Senat ein, damit wurde dieser durch die Stimme des Volks fortwährend ergänzt, die einsichtsvollsten, tapfersten, erfahrensten, bewährtesten Männer wurden in ihn aufgenommen, und wohl mochte er den Griechen wie eine Versammlung von Königen erscheinen. Jahrhundertelang bot auf diese Weise die Stadt das seltene herrliche

Schauspiel eines durch die Edelsten und Besten sich selbst regierenden, starken und fortschreitend freien Volks. Der ästhetische Eindruck den das Leben selbst in Sittenstrenge, Todesmuth, Vaterlandsbegeisterung und Siegesehre macht, das Bild der Männer die den Volksgeist persönlich vertreten und in ihnen selbst darstellen, Cincinnatus, Camillus, Curius, Fabricius, Appius Claudius und so viele andere, dies ist der Ersatz für die mangelnde Kunstblüte; die weltgeschichtliche Größe Roms beruht auf der Einseitigkeit mit welcher der Staat alle Kräfte in Anspruch nimmt und sich allein geltend macht.

Schon war Rom nicht blos das Haupt des lateinischen Bundes, sondern hatte auch das etrurische Veji erobert, als der Einbruch der Gallier die Stadt verbrannte, doch vor der Burg des Capitols zum Stehen kam und dann zurückgeworfen wurde. Sabeller, Samniten, Umbrer, Etrurier wurden der Reihe nach mit dem Schwert zur Einigung unter der Führerschaft der Römer gebracht, welche die auswärtigen Angelegenheiten leiteten, in kleinen Abtheilungen die Bundesgenossen ihren Legionen anfügte, im Lande derselben Festungen anlegten und besetzt hielten, den Gemeindevorständen aber Zutritt zum römischen Bürgerrecht gewährten. Dem erobernden Schwert folgte der Pflug, die Ansiedelung römischer Bürger auf dem Theile ihrer Feldmark welchen die Besiegten statt Tributes dem Sieger überlassen mußten, und ein guter Bauer zu heißen war und blieb das Lob des Römers. Das Haften am Herkommen, der Sinn für Ordnung, der dem an die Naturgesetze gebundenen Landmann eignet, war von großem Einfluß auf die Stetigkeit der Entwickelung des Staats. Das Vordringen gegen die griechischen Pflanzstädte in Süditalien war die Einleitung für die stets innigere Verbindung mit dem Hellenenthum; doch ging der friedlichen Aufnahme desselben ein Heldenkampf auf Tod und Leben voraus mit Pyrrhos von Epiros, einen Nachfolger Alexander's des Großen; sein Erliegen bedeutete daß die rechte Nachfolge im Weltreich den Römern zukomme.

Die architektonischen Werke dieser Zeit waren Tempel, die ein Feldherr in Kriegsnoth gelobte, die man noch in den etrurischen Formen ausführte, und vornehmlich großartige Nützlichkeitsbauten, für die seit Appius Claudius die Staatsgelder statt müßiger Aufsparung zweckmäßig fürs Gemeinwohl angelegt wurden. Am Fuße des Capitols hatten schon die Könige einen Markt hergestellt; die Republik schob die Buden allmählich beiseite und

begrenzte das Forum mit Säulenhallen; es ward der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, wo die Rednerbühne stand. Schon begann man mit den prachtvollen Wasserleitungen, welche vom Gebirge über die Ebene ganze Bäche nach der Stadt hinführen; Bogen verbinden die Pfeiler, die wie der Boden sich hebt und senkt bald niedriger bald höher werden um oben der klaren Flut ein ebenmäßiges Rinnsal zu gewähren. Schon begann man mit jenen mächtigen breitsteinigen Heerstraßen aus der Hauptstadt in die Provinzen. Schon führte man Ehrenpforten, durch die der Triumphator gezogen, zum bleibenden Denkmal in Stein aus, die Seitenpfeiler auch hier mit einer Rundbogenwölbung verbunden und das Ganze mit einem Obergeschoß horizontal abgeschlossen. Der schöne Sarkophag aus der Scipionengruft ist uns ein Beispiel wie man bereits die griechischen Formen decorativ verwandte. Das Werk stammt aus dem Anfange des 3. Jahrhunderts v. Chr. Nach oben hin schmückt die Wände ein dorischer Triglyphenfries mit Rosetten in den Metopen, Zahnschnitte stehen unter dem Gesims das von einer auswärts und einwärts gezogenen Wellenlinie gebildet und an den Ecken mit ionischen Voluten bekrönt wird.

Aus der samnitischen Beute ward ein Jupiterkoloß gegossen; Bildsäulen berühmter Männer begannen den Markt zu schücken; erhalten ist die capitolinische Wölfin in ihren ausdrucksvoll strengen Formen. Die Malereien im Tempel der Wohlfahrt (Salus), die Fabius Pictor schuf, erregten auch später noch die Bewunderung der Kenner, und daß sie gleich den altberühmten Gemälden in Ardea und Lanuvium ihrer werth gewesen mag uns die ficoronische Cista bekunden, ein ehernes Schmuckkästchen, das der Inschrift nach in Rom durch Novius Plautius ausgeführt wurde. Die Seiten sind mit Darstellungen aus dem Argonautenzuge verziert, in feiner Zeichnung lebendig klare Composition, anmuthig bewegte Gestalten; der aus Hellas entlehnte Stoff ist mit hellenischem Schönheitsgefühl veranschaulicht, und zeigt den beseelenden Hauch desselben wie er durch die griechischen Colonien in Unteritalien sich bis nach Rom verbreitete.

Die römische Literatur beginnt charakteristisch genug mit den Gesetzen der zehn Tafeln, mit historischen Aufzeichnungen; die Sagen, die jetzt über die Urgeschichte entstanden, wurden in Prosa erzählt; die Redekunst ward vor der Poesie gepflegt. Flötenbegleitete pantomimische Tänze kamen aus Etrurien herüber. Bei

den Lateinern wie bei den Samniten war an den Tagen der Weinlese ein ausgelassener Mummenschanz beliebt, der zu einer Stegreifkomödie führte, und schon waren die Charaktermasken derselben stehend geworden, wie Maccus der Harlekin, der dumme Knecht, Papus der gute Vater, Bucco der Vielfraß. Die Wechselrede und der Doppelchor war auch die Form der fescenninischen Gedichte, die früh ein schlüpfriges Element loser Hochzeitspäße in sich aufnahmen. Ein keckes witziges Gespräch, neckendes Wort und treffende Antwort ist des Italiers Lust und Gabe; daraus entwickelte sich das saturnische Versmaß, vom Accent beherrscht, in der ersten Hälfte iambisch ansteigend, in der zweiten trochäisch absinkend, ein Theil der Gegensatz des andern. Es ward damals auf alles angewandt und so finden wirs in der Inschrift des obenerwähnten Sarkophags von Lucius Scipio, dem Besieger der Samniten:

⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑ | ⏓ ⏑ ⏓ ⏑ ⏓ ⏑
Cornelius Lucius Scipio der Bärt'ge,
Des Vaters Gnäus Sohn, ein Mann von Kraft und Weisheit,
Deß Wohlgestalt der Tugend völlig angemessen,
Aedilis, Consul, Censor war er nacheinander,
Taurasia, Sisaura, Samnium bezwang er.

Es war ein Wendepunkt der Weltgeschichte als Rom die Aufforderung erhielt die Meerenge von Messina zu überschreiten und in Sicilien den Kampf mit Karthago zu eröffnen. Die Phönikier oder Punier waren das Volk der Seefahrer und Kaufleute im Alterthum; um ungestört ihre Reichthümer erwerben und genießen zu können zahlten sie ihre Abgaben bald nach Memphis, bald nach Ninive, aber um das ganze Becken des Mittelmeers legten sie ihre Pflanzstädte an, und als das Mutterland durch Alexander den Großen bewältigt worden, erhob sich Karthago an der Küste Nordafrikas zum Centrum des Welthandels. Die alten Familien von Tyrus siedelten dorthin über, das fruchtbare libysche Land ward durch Söldnerscharen unterworfen, Südspanien, Sardinien, Sicilien geriethen in Botmäßigkeit. Die Verfassung war eine Herrschaft der Reichen. Statt eines grundbesitzenden Mittelstandes wie in Rom finden wir Großhändler, die ihre Güter durch Sklaven bauen lassen, und eine in den Tag hinein lebende Menge. Die unterworfenen Nachbarn, die abhängigen Colonien wurden ausgebeutet, während Rom sie zu einem Ganzen einigte, sodaß Mommsen die römische Bundesgenossenschaft einer kyklopi-

schen Mauer vergleicht, die auch den Stoß eines Hannibal aushielt und nur Stein um Stein gebrochen und zertrümmert werden konnte, während die karthagische wie ein Spinngewebe zerriß, sobald ein Heer in Afrika eindrang. Sicilien in der Mitte zwischen Rom und Karthago gelegen, ward der Anlaß daß zwischen Ariern und Semiten um die Herrschaft des Mittelmeeres der Entscheidungskampf gestritten und siegreich von den Römern beendet ward, nachdem die Hellenen lange mit wechselndem Erfolge dort gerungen hatten. Die Römer schufen mit staunenswerther Thatkraft eine Kriegsflotte, und drangen bis unter die Mauern Karthagos vor; aber hier geboten ihnen die gewaltigen Quadern Halt, und der Muth der Verzweiflung loderte unter den Belagerten auf, sodaß sie von der Vertheidigung zum Angriff übergingen. Ein halbes Menschenalter lang ward dann die Fehde ruhmlos fortgesponnen, bis hier ein einzelner großer Mann, dort die Volkskraft aufstand, hier Hamilkar Barkas, dort die vermögenden Bürger, die noch einmal Schiffe bauten und sie dem erschöpften Staat überließen. Die tüchtige Gesammtheit erwies sich mächtiger als der einzelne Genius. Karthago mußte Sicilien aufgeben. Im Frieden nahm Rom auch Sardinien und Corsika in Besitz, und machte aus der oberitalischen Ebene, wo seither die Gallier hausten, eine abhängige Provinz, sodaß nun die Alpen die Nordgrenze des Reichs waren. Rom befreite das Adriatische Meer von illyrischen Seeräubern und ward dafür von den Griechen mit Dank und Jubel zu den Nationalspielen und Mysterien zugelassen, das erste öffentliche Zeugniß daß es dem eigenen Wesen die hellenische Bildung gesellte. Damit begannen hervorragende Familien um durch eine Aristokratie des Geistes die der Geburt zu ersetzen, und durch die Liebe zu Kunst und Wissenschaft sich auszuzeichnen, nachdem alle Bürger gleiche Rechte erlangt hatten. Zum ersten male ward eine fremde Sprache nicht blos um des Verkehrs, sondern um der Cultur willen erlernt.

Der römische Staat hatte nun durch ganz Italien und die umliegenden Inseln sein natürliches Maß erlangt, aber das Alterthum kannte noch kein Staatensystem dessen Glieder einander im Gleichgewicht halten, die eigenen Kräfte entwickeln und der Gemeinsamkeit die Früchte jeglicher Arbeit zugute kommen lassen; noch immer warf man zwischen gleichmächtigen Völkern die Frage auf, wer herrschen oder dienen soll; und daß darum zwischen Rom und Karthago eigentlich nur ein Waffenstillstand geschlossen

sei, das sah Hamilkar Barkas ein, ohne jedoch seinen Sinn den Kaufleuten seiner Vaterstadt einflößen zu können. Doch ließen sie ihn gewähren ein neues Reich in Spanien für Karthago zu erobern und ein Heer dort zu schaffen tüchtig genug um den Kampf in Italien aufzunehmen. Des großen Vaters größerer Sohn und Erbe, Hannibal, der größte Feldherr und Staatsmann des semitischen Alterthums, überstieg die Alpen und bewies sich gleich bewundernswerth durch die überraschende Kühnheit des Angriffs wie durch die zähe Ausdauer der Vertheidigung, aber er ward von Karthago so wenig unterstützt daß die Römer mit Recht den Krieg den Hannibalischen nannten. Die Bundesgenossen der Römer kämpften gegen die Fremden für das gemeinsame Vaterland, und der Senat, das Volk zeigte sich Karthago ebenso überlegen als Hannibal den einzelnen Feldherren. Nach der Niederlage von Cannä dankte der Senat dem geschlagenen Feldhern daß er nicht an der Rettung des Vaterlandes verzweifelt und den Tod gesucht habe. Nur durch Zaudern konnte Fabius, nur durch ruhige Besonnenheit Marcellus den Sieger hemmen. Das Herkommen daß die Consuln, jährlich wechselnd, zugleich die Regierung und das Heer führten, reichte nicht mehr aus; man bedurfte eines begeisterten und begeisternden Mannes, und der jugendliche Scipio, der Liebling des Volks und der Götter, erhielt den Oberbefehl in Spanien um den Tod seines Vaters zu rächen und den Staat zu retten. Er gewann dies Land den Puniern ab, er trug den Krieg nach Afrika, siegte dort über Hannibal und hätte Karthago zerstören können, wenn er, der hellenisch Gebildete, nicht vor jeder überflüssigen Härte und vor der Vertilgung einer altbegründeten Cultur gerechte Scheu getragen hätte. So übernahm er für Rom die Vorstandschaft über die numidischen Häuptlinge, und Karthago blieb ohne politische Macht die reiche Handelsstadt. Hannibal aber gab der verrotteten Verfassung eine neue demokratische Gestalt, und als die aristokratischen Geldmänner bei den Römern die Forderung gestellt daß er verbannt werde, da suchte er Kleinasien gegen den Erbfeind zu waffnen, und zog so die Blicke und die Macht desselben auch nach dem Osten. Dort stand neben dem einheitlich geschlossenen Aegypten der Ptolemäer das weite lockere Reich der Seleukiden, und zu dem König Antiochos III. kam der landflüchtige Karthager nach Ephesos und entwarf den Kriegsplan gegen Rom; aber die Ausführung lag nicht in seinen Händen, Scipio erschien in Kleinasien und die Schlacht bei Magnesia gab

auch hier den Römern die Macht alle Verhältniſſe nach ihrem Willen zu ordnen, was ſie vornehmlich zu Gunſten der griechiſchn Küſtenſtädte thaten. Die ihnen befreundeten Attaliden in Pergamon wurden zugleich ſo geſtellt daß ſie den Syrern und Makedoniern nach dem Willen Roms die Wage hielten.

Von entſcheidendem Belang für die Weltcultur waren die Beziehungen zu Griechenland. Hannibal hatte ſchon als er in Italien ſtand ein Bündniß mit Makedonien geſchloſſen, die Römer dagegen mit den helleniſchen Städten ſich zuſammengethan; aber König Philippos hatte wenig geleiſtet, und als er ſpäter die kleinern Staaten ſich unterwerfen wollte wie die größern Fiſche die geringern verſchlingen, da erklärte ſich Rom zum Schutze ſeiner Bundesgenoſſin Athen bereit, und Titus Quinctius Flaminius, wieder ein Mann der griechiſchen Bildung, ſchlug die Makedonier, und ließ ihren Staat zwar als Wall gegen die nordiſchen Barbaren beſtehen, verkündete aber den griechiſchen Städten feierlich die Freiheit. Freilich die Kraft der Selbſtverwaltung konnte er den Bürgern nicht ſchenken, und bald ſahen ſich die Römer genöthigt die Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung in die eigene Hand zu nehmen. Auch Hellas ward eine römiſche Provinz. Die Schlacht bei Pydna, die Lucius Aemilius Paullus gegen Perſeus von Makedonien gewann, gab den Römern die Weltherrſchaft. Ihr Machtgebot erſcholl in Spanien, Nordafrika und Kleinaſien. Als Antiochos, „der Gott, der glänzende Siegesbringer" wie er ſich nannte, gegenüber dem Senatsbefehl daß er ſeine Eroberungen aufgeben ſolle, ſich Bedenkzeit erbat, da zog der Geſandte Gaius Popillius mit ſeinem Stab einen Kreis um ihn und hieß ihn ſich erklären ehe er denſelben überſchreite, und der König gehorchte. Der Weltlage Italiens in der Mitte des Mittelmeers entſprechend war Rom das Centrum der Geſchichte des Alterthums geworden.

Daß Karthago zerſtört und nicht in eine römiſche Provinzialhauptſtadt verwandelt wurde war eine Handlung grauſamer Härte, zu erklären durch den Schrecken den einſt Hannibal den Römern eingeflößt, und der dem alten Cato den Reichthum und die Handelsblüte der alten Nebenbuhlerin ſo verdächtig machte daß er Rom nur dann geſichert glaubte wenn ſie vernichtet werde. Der Untergang war heldenhaft groß; die Semiten ſind am ruhmreichſten, wenn ſie ſich ſelbſt zum Todesopfer bringen; wir erinnern an Tyrus und Jeruſalem. Scipio der Jüngere vollzog ungern das

Zerstörungswerk, und als er in das Flammenmeer hineinschaute, erwog er in edelm Gemüthe den Wechsel des Geschicks und gedachte nach griechischer Weise der Nemesis; zum Freunde Lälius sprach er die homerischen Verse:

> Einst wird kommen der Tag daß die heilige Ilios hinsinkt,
> Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Ihre eigenen Angelegenheiten konnte die römische Bürgerschaft verwalten, der Senat verstand es Italien zu leiten, aber nur die überlegene Geistesbildung hervorragender Persönlichkeiten vermochte die fernen und nahen Weltverhältnisse zu schlichten und zu ordnen, und wie die griechische Cultur ihren Trägern, den Scipionen, dem Flaminius und Aemilius Paullus zum Siege verholfen, so weckte das Beispiel dieser Männer eine eifrige Nachfolge, ein reiches geistiges Leben ward Bedürfniß und die Schätze der griechischen Literatur und Kunst boten sich den Eroberern dar. Die Hellenisirung vollzog sich rasch, und Cato, der Römer von altem Schrot und Korn, hat selber als Greis noch Griechisch gelernt. Es begann die Scheidung von Gebildeten und Ungebildeten, die vornehmlich darauf beruhte daß die bessere Erziehung den Unterricht in einer fremden Sprache und Literatur erforderte; das Griechische spielte zuerst jene Rolle die in dem Europa der neuern Zeit das Lateinische und Französische übernommen haben. Zwar vertrieb Cato den Philosophen Karneades, der die Gerechtigkeit und die Ungerechtigkeit gleich vortrefflich zu preisen gewußt; aber die römischen Redner gingen bei den griechischen fortan in die Schule. Mochte Cato immerhin von dem verdorbenen und widerspenstigen Gesindel, das er in Athen kennen gelernt habe, den Sohn Marcus warnen; er mußte die fremden Bücher selber lesen, wenn er das Brauchbare und Nothwendige aus der Masse der Kenntnisse und Betrachtungen zusammenstellen wollte um kurz und schlicht zu zeigen was ein braver Mann sein müsse als Mensch und Bürger, im Krieg und Frieden, im Landbau und in der Rechtspflege. Er rieth an die Sache zu denken und die Worte sich von selber geben zu lassen. Er schrieb ein römisches Geschichtsbuch von den Ursprüngen der Stadt bis auf seine Zeit.

Wenn in der alten Zeit der Apollocultus mit seinen Sühnungen und Weihen aus Griechenland nach Italien gekommen, so verbreitete sich in diesen Zeiten ein bakchischer Geheimdienst

mit seinen Orgien, und aus Pessinus ward der heilige Stein nach Rom geholt, der das Symbol der phrygischen Göttermutter war; ihre verschnittenen Priester hielten nun mit wildem orientalischem Taumel in Rom ihren Einzug, und es zeigte sich wie der alte Glaube, die alte Sittenstrenge bei der Berührung mit einer schon in Fäulniß übergehenden Civilisation des Auslandes der Ansteckung ausgesetzt wurde. Die griechische Bildung brachte die Kunde der griechischen Mythen; man schmückte mit ihnen die heimischen Götter, aber das war ein dichterischer Flitter, und man nahm sie nicht in religiösem Ernste sondern wie ein heiteres Spiel der Phantasie; Götterbilder aus hellenischen Tempeln wurden eine Zierde römischer Landhäuser.

Als es Hannibal bezwungen nahte mit beschwingtem Schritt
Sich im Kriegsgewand die Muse der Quiriten hartem Volk.

So Porcius Licinius; Horatius sagt:

Doch das eroberte Hellas eroberte wieder den wilden
Sieger und brachte die Kunst nach Latium.

Die Römer nahmen den Faden der Poesie dort auf wo damals gerade die organische Entwickelung in Griechenland zu Ende war; sie übersetzten Tragödien und Komödien. Der Geschichtschreiber Livius erzählt daß im Jahre 390 v. Chr. während einer Seuche als Sühnmittel gegen den Zorn der Himmlischen auch Bühnenspiele aufgekommen seien; doch waren dies musikbegleitete Tänze, etrurische Ballette; 150 Jahre später brachte ein Freigelassener aus Tarent, Livius Andronikus, griechische Dramen in lateinischer Uebersetzung zur Aufführung; auch übertrug derselbe die Odyssee in saturnische Verse. Bald nachher machte Gnäus Nävius aus Campanien die ersten Versuche einer nationalen italischen Literatur; er erzählte den ersten punischen Krieg in saturnischen Versen, dramatisirte einheimische Sagen, z. B. die Jugend des Romulus, und gab dem volksthümlichen Possenspiel eine höhere Form, indem er mit aristophanischer Keckheit auch an dem Sieger von Zama und andern Großen seinen Witz übte. Allein die Pacuvius und Ennius verstanden nur das Volk mit hellenischen Mythen nach Euripides und andern spätern Tragikern bekannt zu machen, Attius nahm zwar Stoffe aus der alten römischen Geschichte, aber bearbeitete für sie doch nur Stücke der attischen Meister, und Plautus sowie Terenz verpflanzten die

neuere Komödie nach Rom. Ich erinnere an die früher gegebene Charakteristik derselben, und füge hinzu daß man die comoedia palliata von der togata unterschied insofern jene im griechischen, diese im römischen Gewande gespielt wurde. Die Schauspieler sind Freigelassene oder Sklaven, keine Bürger.

Auffallend schnell hatte sich das griechische Drama nach Alexander vom politischen zum Privatleben gewandt und das allgemein Menschliche genremäßig dargestellt; indem Plautus und Terenz dasselbe für die Römer bearbeiteten wurden sie die Urheber eines kosmopolitischen Lustspiels, das sich nach Stoff und Form unter allen Culturvölkern bis auf die Gegenwart fortgesetzt und verzweigt hat. Die Menächmen von Plautus leben in Shakspere's Komödie der Verirrungen fort, der Goldtopf in dem Geizigen Molière's, der Trinumnus im Schatz von Lessing. Wenn man Charakter- und Intriguenstücke unterscheidet, so sind alle guten doch beides zugleich; denn die Charaktere werden durch Handlungen dargestellt und entwickelt und in die Handlung des Ganzen kommt Spannung und Lösung durch die gegeneinanderstrebenden Zwecke und Listen der Einzelnen. Verkehrtheiten und Schwächen, wie sie besondern Lebensaltern, Ständen, Sinnesrichtungen anhaften, werden nach ihrer lächerlichen Seite aufgefaßt, wo sie als Thorheiten und Widersprüche erscheinen, sich bloßstellen und aufheben, sodaß auf heitere Weise die Harmonie des Daseins und der Sieg des gesunden Menschenverstandes sich herstellt. Plautus liebt dabei solch eine Einseitigkeit zu steigern und den Bramarbas, den Grobian', den Schlaukopf, den Tölpel, den Schmarotzer mit stark aufgetragenen grellen Farben auszumalen, sodaß sie zu wunderlichen Auswüchsen der Natur übertrieben und weidlich verspottet werden; Terenz aber hält sich ganz in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens, und das tägliche Thun und Treiben der Menschen an sich wird belachenswerth, wie sie mit all ihrer Klugheit und all ihrem Eifer sich nur aus einer Verlegenheit und Verwirrung in die andere hineinarbeiten würden, wenn nicht gerade durch das von ihnen Unbeabsichtigte, durch das Spiel des Zufalls die Verstrickung sich löste und Gnade für Recht erginge. Bei Plautus erheben wir ein schallendes Gelächter über andere, bei Terenz sagen wir mit dem Dichter: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches acht' ich mir fremd", und haben ein Gefühl als lächelten wir über uns selbst.

Maccius Plautus war ein Umbrier, der in einer Stampfmühle sich seinen Unterhalt verdiente als er seine ersten Komödien schrieb; der um 50 Jahre jüngere Terentius war in Karthago geboren, und lebte zuerst als Sklave, dann als Freigelassener in Rom, ein Genosse des scipionischen Hauses, sodaß früh die Sage aufkam als ob der Ueberwinder Karthagos und sein Freund Lälius Antheil an seinen Stücken hätten, was insofern der Fall war als er durch sie die Bildung der höhern Stände in Rom kennen und abspiegeln, sowie ihrem Geschmack seine Werke anpassen lernte. Beide sind Uebersetzerdichter, wie unsere deutschen höfischen Epiker im Mittelalter, aber in der Wahl der Originale und in der Bearbeitungsweise verkündet sich ihre Eigenthümlichkeit. Plautus war naturwüchsiger, derber, frischer, lustiger, der etwas hausbackene und nüchterne Terenz zeichnete sich durch Maß, Klarheit und verständige Motivirung aus; bei Plautus hat das Abenteuer das Uebergewicht über die Anschläge der List und Berechnung, er spricht zur Einbildungskraft wie später die englischen und spanischen Lustspiele, während Terenz die französische Geschmacksrichtung einleitet. Dieser hielt sich vornehmlich an die Athener, an Menander, während jener die Kleinasiaten Diphilos und Philemon nachbildete und von Horaz an die sicilische Schule des Epicharmos angeknüpft wird, wie er denn selbst im Prolog von den Menächmen sagt daß er nicht so sehr atticisire als siciliſire. Die Stücke des Plautus sind von großer Verschiedenheit untereinander, man kann sie wie eine Musterkarte der neuern griechischen Komödie ansehen; die des Terenz haben alle die gleichen Züge. Dort finden wir phantastische tolle Possen neben dem verständigen Intriguenspiel, rührende Familiendramen neben jener liederlichen Gemeinheit, die den Sohn und den Vater um dieselbe Dirne werben oder den Vater durch die Geliebte des Sohnes damit beschwichtigen läßt daß sie ihn umgarnt und sich ihm preisgibt; er gefällt sich darin sein Publikum durch Zoten zu ergötzen, aber ein andermal überkommt uns der Frühlingshauch gemüthlicher Innigkeit, und die persönliche Liebe nimmt einen platonisirenden Schwung, wenn Agoraſtokles beim Anblick der holden Karthagerin sagt:

Todlose Götter, schuft ihr je ein Schöneres
In eurer Allmacht? Was habt ihr vor mir voraus,
Daß ihr unsterblicher als ich nun mich fühle seid,
Wenn mir durchs Auge das höchste Gut zur Seele dringt?

Mit selbstbewußtem Seelenadel äußert diese, Adelphaschen, zur Schwester:

Der Geist der Liebe schmückt mich mehr als Goldesglanz,
Gold gibt das Glück, den guten Geist uns die Natur.
Viel lieber als zu glücklich nenne man mich zu gut.
Mehr als des Purpurs ziert das Weib das Roth der Scham,
Und nicht das Gold wiegt die Bescheidenheit uns auf.
Ein schlechtes Herz schleppt jede Zier zum Schlamme nur,
Doch feine Sitten schmücken auch ein Bettlerkleid.

Plautus verpflanzt den ausländischen Stoff auf den römischen Boden und macht ihn zum Bild römischer Art und Sitte. Die römische Gesinnung zeigt sich im Preise des Edelmuths, den er auch in der Seele des Sklaven gern und ergreifend verherrlicht, oder in der sittlichen Entrüstung, die den Kuppler wie einen Schuft behandelt und würdelose Burschen oder eitle Maulhelden zur Zielscheibe der Satire macht. Terenz führt sein Sittengemälde mit künstlerischem Behagen aus ohne sich zum Sittenrichter aufzuwerfen, aber er begründet gern die Lage der Menschen auf ihr Verhalten, es geht bei ihm so wie man es treibt, und er lehrt daß die Dinge so seien wie wir sie zu nehmen wissen. Sein Chremes sagt zum Vater welcher selbstquälerisch den entlaufenen Sohn betrauert:

Ihr kanntet euch nicht recht;
Du hast ihm niemals dargethan wie du ihn liebst,
Er vertraute dir nicht wie man seinem Vater soll.

Dann bemerkte er weiter:

Vaterland, Verwandte, Freunde, Geld und Rang was sind sie denn?
Güter dem der sie weiß zu brauchen, Uebel dem der's nicht versteht.

Der epische Grundzug der antiken Poesie zeigt sich bei beiden Dichtern darin daß sie gern bei einzelnen Lebensbildern verweilen, ja daß dies Idyllische, Genremäßige die Hauptsache werden kann, wie wenn z. B. Plautus im Stichus am Anfang die treuen Frauen während der Abwesenheit der Männer, am Ende ein Sklavenbanket ausführlich und trefflich schildert, während die Handlung in der Mitte dürftig bleibt. Ueberhaupt geht Plautus leicht ins Breite, aber er langweilt nicht, sondern hält uns in Athem und ergötzt uns durch seinen sprudelnden Witz, durch sein

glückliches Spiel mit den Worten. Nach ihm ist die lateinische Sprache in der Schrift zwar grandios und formenklar ausgeprägt, in ihrer Festigkeit aber auch starr geworden; zu seiner Zeit war sie im Munde des Volks noch bildsam und hatte doch schon die Ausdrucksfähigkeit für das Geistige gewonnen, und so handhabte er sie mit kühner Freiheit und mit echter Kunst. Mit Recht hat daher gerade die Gegenwart nach Ritschel's Vorgang das Urtheil eines der Alten zu dem ihrigen gemacht daß die Musen sich der plautinischen Rede bedienen würden wenn sie lateinisch sprechen wollten. Er gestattet dem Accent seinen Einfluß auf den Versbau, er fühlt und verwerthet die Kraft der Alliteration, Jamben, Trochäen und andere Rhythmen wechseln nach Maßgabe des Sinnes und der Empfindung, und alles bewegt sich in leichtem Flusse; er steht dem Aristophanes nahe, während Terenz die prosaische Umgangssprache der höhern Gesellschaft metrisch regelt; über den unterschreiben wir auch heute Cäsar's Ausspruch:

Du auch wirst mit Recht, ja du, ein halber Menander,
Unter die Besten gezählt, du Pfleger des reinen Gesprächtons;
Aber gesellte die Stärke sich doch zum feinen Gemälde,
Daß auch die komische Kraft der Kunst der Griechen vergleichbar
Ehre gewönn' und nicht daniederläge zu Boden!
Das ist das Eine, Terenz, das schmerzlich an dir ich vermisse.

Plautus wie Terenz haben die griechischen Stücke den Römern mundgerecht gemacht und nach ihrem Geschmack umgebildet. Namentlich finden wir daß Terenz den Ausdruck des Gefühls und der Betrachtung beschränkt, die Handlung aber erweitert, indem er manches auf der Bühne vorgehen läßt was im Original nur erzählend berührt ward, oder Scenen aus andern Dramen einflicht, ja, mehrere Stücke zu einem zusammenarbeitet um die Verwickelung und Spannung zu steigern; freilich laufen die doppelten Fäden dann nebeneinander ohne recht ineinander verschlungen zu werden. Gewöhnlich setzt ein Prolog die Lage der Sache auseinander, einigemal geschieht indeß die Exposition innerhalb des Dialogs, wie es sich gehört.

Werfen wir zur nähern Charakteristik einen flüchtigen Blick auf mehrere Stücke, so begegnen uns zunächst bei Plautus zwei rührende Familiendramen, beide von vorzüglicher Arbeit. Die Gefangenen sind dem Anaxandridas nachgebildet. Der Aetolier Hegio hat von seinen beiden Söhnen den einen längst durch

Kinderraub, den andern jüngst durch Kriegsgefangenschaft verloren. Um diesen sich einzulösen kauft er zwei gefangene Eleer, und unter ihnen ohne es zu wissen den eigenen Sohn Tyndaros, der zwar als Sklave, aber zugleich als Spielkamerad und Freund des Philokrates mit diesem aufgewachsen ist. Tyndaros gibt sich für den Herrn aus, damit dieser sofort als vermeintlicher Knecht in die Heimat gelange um den Gefangenen von dort zum Ersatz einzulösen und zurückzubringen. Die Zwischenkunft eines Eleers verräth die List, und der Vater sendet nun den Sohn zur Strafe in die Bergwerke, aber der Abgereiste kommt mit dem andern Bruder zurück, um mit ihm den treuen Sklaven auszulösen, den die Freiheit belohnen soll. Am Ende wird Tyndaros auch vom Vater wiedererkannt. Die ernste Handlung ist mit komischen Situationen und schalkhaften Späßen reichlich durchwoben. — In den Puniern begegnen uns zunächst zwei Mädchen in der Gewalt des Sklavenhändlers, aber noch jungfräulich rein; die eine liebt ein Jüngling zu Kalydon und sucht sie durch List dem Kuppler abzugewinnen. Der Jüngling, Agoraſtokles, selbst ist in seinen Knabenjahren aus Karthago räuberisch entführt worden. Sein Oheim Hanno tritt nun auf; er soll in dem Kampf gegen den Kuppler mit vorgehen und die Mädchen für seine Töchter erklären; er thut es, und erkennt in ihnen die Töchter, und in dem Geliebten der einen seinen Neffen. Das Glück des Wiederfindens ist trefflich dargestellt, im Karthager, der stets an Gott und sein Geschäft denkt, der den Juden verwandte semitische Typus wahr und schön gezeichnet; einen Monolog von ihm und einzelne Zwischenreden ließ Plautus in punischer Sprache, was zur Zeit der punischen Kriege den Römern einen eigenen Reiz bot. Das Original konnte wol nur in Sicilien gedichtet sein, wo Griechen und Karthager nebeneinander wohnten.

In den Menächmen und dem Amphitruo beruht das Komische auf der Verwechselung von Personen die einander sehr ähnlich sind. Hier haben Jupiter und Mercur die Gestalten des thebanischen Feldherrn und seines Knechtes angenommen und diese beide wissen am Ende nicht mehr ob sie sie selber sind; dort kamen Zwillingsbrüder früh auseinander; der eine, ohne seine Herkunft und Familie zu kennen, lebt nun in Epidamnus, der andere macht sich auf um den Verlorenen zu suchen, und das einzig Unwahrscheinliche ist nun aber daß der Fremde daraus daß man ihn beim Namen nennt und zu kennen scheint, nicht auf den

Gedanken kommt man halte ihn für den Bruder; sonst steigert sich indeß die Verwirrung die sich aus den Verwechselungen ergibt, in glücklicher Verkettung der Scenen bis das Wiederfinden sie löst. Shakspere hat den Stoff zugleich erweitert und parodirt indem er den Brüdern auch noch Zwillingssklaven gab; den Amphitruo hat Molière mit übermüthiger Laune zu einem Prachtstück französischer Komik gemacht. Sein Geizhals weicht insofern von dem Goldtopf des Plautus ab, als hier ein Armer den Schatz gefunden hat und nun darüber den Kopf verliert, sodaß er sich selber verräth und den Topf dem Diebe dadurch in die Hände liefert daß er ihn immer anderswo verbergen will. Der Bramarbas hat zuerst eine exponirende Paradescene; dann wird einer seiner Diener einen Act lang gefoppt und endlich er selbst geprellt, indem er eine gekaufte Fremde selber ihrem Liebhaber übergibt, weil er glaubt daß seine Nachbarin für ihn glühe; aber in dem Hause derselben wird ihm noch ärger mitgespielt als einem Falstaff von den lustigen Windsorinnen. Zu den vorzüglichsten Dramen gehört dann das Schiffseil; der Kuppler leidet Schiffbruch mit einer Schönen, die er dem Liebhaber entführen wollte; sie flüchtet in den Venustempel und wird von einem Greise vertheidigt, der sie als seine Tochter erkennt und dem jungen Manne vermählt, der ihr so treu anhängt. Im Trinumnus (Dreigroschenstück) hat der Athener Charmides seinem Freunde Kallikles die Sorge für seinen Sohn, seine Tochter und sein Vermögen übertragen. Der alte Megaronides macht sich auf um dem Kallikles ins Gewissen zu reden weil er für wenig Geld das Haus dem jungen Menschen abgekauft, der aus leichtsinniger Gutherzigkeit in Noth gerathen; er freut sich zu vernehmen daß im Hause ein Schatz vergraben sei, welchen Kallikles durch den Hauskauf der Familie gerettet habe. Ein reicher Jüngling liebt die Tochter des Kallikles und wünscht sie ohne Mitgift zur Ehe, doch will sie der Bruder nicht ohne Ausstattung lassen und lieber die letzte Habe veräußern. Da greift Kallikles zur List, holt eine Summe vom vergrabenen Schatz, und läßt sie durch einen Gauner, der sich für einen Boten des Charmides ausgibt, eben gebracht werden, als dieser selber heimkehrt und in ergötzlichem Zusammentreffen mit seinen vermeintlichen Abgesandten das Ganze zum heitern Ende bringt. Der Pseudolus und der Epidicus sind zwei Sklaven die in gleichnamigen Stücken ihre Intriguen spinnen und mit der Gunst des Zufalls aufs lustigste durchführen;

ja dem einen gelingen seine Streiche gerade dadurch daß er den alten Herrn vor den Anschlägen warnen läßt und auf den guten Erfolg seiner Listen eine Wette eingeht. So liegt hier das Komische und Anziehende in den Charakteren und Bestrebungen wie bei Terenz, während es sonst bei Plautus vornehmlich in den Situationen und Begebenheiten gefunden wird.

In der Andrierin des Terenz liebt Pamphilus das Mädchen aus Andros, Glycerchen, soll aber auf den Wunsch des Vaters die Tochter des Chremes heirathen. Auf den Rath des schlauen Davus stellt er sich als ob er einwillige; denn sein Vater habe die Zustimmung des Chremes zwar noch nicht, und dieser sei leicht dahin zu bearbeiten daß er sie verweigere; allein um den Sohn des Freundes auf den guten Weg zu bringen, will Chremes ihm die Tochter dennoch geben und die Ueberschlauheit der Sklaven hätte es eben gerade dahin gebracht daß die Heirath unvermeidlich wäre, wenn nicht der Zufall mit der Entdeckung zu Hülfe käme, daß auch die Geliebte eine Bürgerin, auch die Tochter des Chremes ist, die er längst verloren glaubte. Dadurch daß Terenz noch einen Liebhaber der andern Tochter dem Plane Menander's hinzufügte, hat das Ganze bedeutend an Spannung gewonnen. Aehnlich gab die Erwähnung eines Soldaten und Schmarotzers in einem andern griechischen Original dem Dichter Gelegenheit beide Figuren auftreten zu lassen und dadurch das Interesse an der Handlung zu steigern, die darauf beruht daß ein junger Mann als vermeintlicher Hämling das Mädchen seiner Liebe zu pflegen und warten bekommt; leider aber wird blos die rohe Bewältigung derselben erzählt, statt daß wir sähen wie er ihr Herz gewinnt. Die Brüder glänzen vor allen andern Stücken durch Mannichfaltigkeit, Feinheit und Wahrheit der Charakterzeichnung. Der Gegensatz der alten ländlichen Sittenstrenge und des leichtfertigen neumodischen Stadtlebens wird drastisch veranschaulicht. Die harte Zucht hat den einen Jüngling doch nicht davor bewahrt daß er aus den Strängen schlägt sobald er sich frei wähnt, und auf der andern Seite ist der andere durch die Nachgiebigkeit zwar zu leichtfertigen Streichen verleitet worden, aber innerlich gut und liebenswürdig geblieben, das zeigt uns deutlich genug wie alle menschliche Weisheit am Ende unzulänglich ist, während wir uns dann wieder an dem alten rauhen Landmann ergötzen, der sich nun auch beliebt machen will, indem er die haltlose Freundlichkeit des gefälligen Städters übertrumpft. Zwischen die

laxe und die strenge Sitte in die Mitte gestellt zeigt uns der Dichter das Leben und Lebenlassen seiner Zeit im Spiegelbilde der Komödie. — Ueberhaupt schloß Terenz gern die Verirrungen der Jugend mit einer tugendsamen Hochzeit ab. Er ersetzte den derben Spaß durch die zierliche Wendung, das Burleske durch das Sinnreiche. Während Plautus möglichst viel Römisches in seine Dichtung aufnahm, war er der Erste der die griechische Kunst rein nachzubilden suchte. Das Volk fand anfangs wenig Geschmack an ihm und lief aus seiner Schwiegermutter mehrmals zu einer Seiltänzerbande; allein sein Ton war der Richtung der vornehmen Kreise gemäß, und so drang er durch und begann glatt und correct die helleniſirende Kunstdichtung für die kosmopolitische gebildete Schicht des römischen Reichs.

Auch außerhalb Roms blühte die Komödie in den italienischen Städten als Localposse sowol wie im Anschluß an die griechische Literatur. Zugleich fanden die altbeliebten Stegreifspiele in stehenden Charaktermasken ihre weitere Ausbildung, indem nun Dichter nicht blos den Plan entwarfen, sondern auch den Text niederschrieben. Diese Scherze blieben in den Händen der römischen Jugend, ihre Darstellung war kein unehrenhaftes Gewerbe, sondern Liebhaberei zu eigener Belustigung. Sie erhielten jetzt ihren festen Hintergrund, ihr Schildburg, in der Stadt Atella, die im hannibalischen Krieg mit Capua zerstört worden war, und hießen seitdem Atellanen, wie wenn wir Krähwinkliaden sagen würden. Diese Erklärung verdanken wir Mommsen; man meinte früher die Maskenspiele seien von Atella nach Rom gekommen; vielmehr suchte die Narrenwelt für die festen Rollen eine feste Scenerie, und hier durfte natürlich keine mit Rom verbündete, wohl aber eine verfeindete oder rechtlich nicht mehr existirende Stadt genommen werden.

Den Ennius verehren wir wie durch das Alter geheiligte Haine, sagt Quinctilian. Ich nannte ihn schon unter den Tragikern, aber er war wesentlich Epiker, und sein Geist, sein Wissen, seine Verherrlichung der vaterländischen Geschichte ließ das Volk zum ersten mal eine höhere Weihe in dem Dichter ahnen und ihn zu Ansehen kommen. Er war 239 zu Rudiä in Calabrien geboren, erhielt das Bürgerrecht und lebte in Rom bis 169 v. Chr. Wie Klopstock in die deutsche, so führte er den Hexameter in die lateinische Dichtung ein, und gab der Darstellung und der Sprache höhern Schwung, wenn auch die Form noch nicht durchgebildet

war. Seine Uebersetzung naturphilosophischer und mythologischer Gedichte kam dem Zug der Römer zum Lehrhaften entgegen und erschloß ihnen griechische Ideenkreise. Dem Hochgefühl der großen Zeitgenossen entsprach es daß er die Sagen der Vorzeit mit den Heldenthaten der Gegenwart verknüpfte und in die Erzählung derselben die olympischen Götter einführte. Er besang den Scipio, er brachte die Jahrbücher der römischen Geschichte in Verse, bald kernhaft trocken, bald schmuckreich schildernd. Er begann bereits mit der Aeneasmythe. Es verdient bemerkt zu werden daß die griechischen Schriftsteller welche sich mit den Anfängen der italienischen Geschichte beschäftigten, die römische Volkssage von Romulus und Remus Geburt und Jugend nicht kannten, vielmehr sich darin gefielen die Ursprünge der Städte Italiens an die hellenischen Mythenkreise anzuknüpfen. Ennius verband das Fremde mit dem Einheimischen. Homer wußte von einer Wanderung des Aeneas nach Italien noch nichts, vielmehr herrschten zu seiner Zeit die Aeneaden über die nach Trojas Brand noch übrig gebliebenen Troer am Idagebirge, wie das Poseidon in der Ilias (XX, 306) weissagt, da er sich des frommen Helden erbarmt. Denn des Dardanos Stamm soll nicht untergehen, wenn auch der des Priamos den Zorn der Götter auf sich gezogen,

Und Aeneas Macht soll Ilios künftig beherrschen,
Er und die Söhne der Söhn' in der Zukunft Tagen geboren.

Damit stimmen andere ältere Schriftsteller überein, auch Sophokles. Nachträglich aber wollten Orte deren Name an den des Aeneas erinnerte, von ihm gegründet sein; bald setzte man ihn auch mit den Heiligthümern seiner Mutter Aphrodite in Verbindung, und wenn man nun alle diese Orte zusammenhielt, so wurden sie in der alexandrinischen Zeit die Haltpunkte eines großen Wanderzugs. Bei den Römern erscheint der Glaube an ihre Abstammung von Troja im ersten punischen Krieg. Seine Entstehung haben Otfried Müller und Klausen in den sibyllinischen Orakeln gefunden. Diese Sprüche weissagender Priesterinnen am Ida kamen nach Cumä und von dort zur Zeit der Könige auch nach Rom. Was sie den Aeneaden verhießen, göttlichen Schutz, Wachsthum des Reichs, Herrschaft über die Völker, das bezog man auf Rom, man sah hier das neue Ilion, und griff bei besondern Vorkommnissen nach einem der Sprüche um nach ihm den Erfolg zu erkunden, die Sache zu deuten. Schwegler er-

innert zunächſt daran daß Aeneas der Sage nach nicht Rom, ſondern Lavinium gründete, aber dies war die Larenſtadt, der religiöſe Mittelpunkt des alten Latiums, wo auch die Penaten Roms vertreten waren, auch die Conſuln und Dictatoren ihre Opfer brachten. Nun ward vornehmlich zum Preiſe des Aeneas geſungen daß er die troiſchen Heiligthümer gerettet, und wenn man Lavinium an einen Homeriſchen Helden anknüpfen wollte, ſo bot er vor allen ſich dar. Wir werden bei Virgil auf die Aeneasſage zurückkommen, hier galt es zu bemerken daß Ennius ſie in die römiſche Literatur eingeführt, ſie auf ſeine Weiſe mit den einheimiſchen Ueberlieferungen verbunden, und ſo an ununterbrochenem Faden die römiſche Geſchichte von der heroiſchen bis auf ſeine Zeit dichteriſch dargeſtellt hat.

Wie in der Poeſie ſo ward nun auch in der Architektur das Einheimiſche und das Griechiſche vereinigt. Der auf das Zweckliche gerichtete Sinn, der Trieb zum Gewaltigen und Koloſſalen, das Beſtreben auch durch den Stoff zu wirken und das Material zu zeigen ſowie das conſtructiv Bedeutſame hervortreten zu laſſen war den Römern eigen; ſie waren zum Quaderbau und zur Wölbung vorangeſchritten, ſie zogen nun die ausgebildeten Säulenordnungen und die ſinnvollen Ornamente der Griechen heran, und verſtanden es beſſer als dieſe, die als geborene Plaſtiker immer auf das Einzelne, Mikrokosmiſche gerichtet waren, das Großräumige und das Zuſammenwirken mannichfaltiger Bauten in einer Geſammtanlage zu einem Geſammteindruck aus der Kunſt des Orients aufzunehmen und fortzuentwickeln; der Weltgedanke Alexander's fand durch ſie auch in einer Weltarchitektur ſeine Erfüllung; mit dem Volksthümlichen des eigenen Schaffens verſchmolzen ſie das Allgemeingültige der griechiſchen Kunſt und übertrugen daſſelbe auf den Erdkreis ſo weit ihr Herrſcherwort erſcholl.

Wie das Thor eine Oeffnung der Mauer war die der Bogen oben abſchloß, ſo ſtehen auch die römiſchen Waſſerleitungen wie rieſige Mauern da, welche von Bogenöffnungen durchbrochen werden, und von da aus beginnen dann die Römer die Wand weiträumiger Gebäude durch Arkaden zu gliedern und zu beleben; die Mauer wird in Pfeiler aufgelöſt und dieſe werden durch halbkreisförmige Wölbung verbunden. Aber auch wo die Wand geſchloſſen bleibt, wie rings um den Tempel, da läßt man Halbſäulen oder Pilaſter als die Träger des Architravs hervorſpringen.

Die Säule ist allerdings ihrem Wesen nach sowol raumöffnend als tragend, freie Stütze; vor eine Wand gestellt oder aus solcher nur zur Hälfte hervortretend verliert sie die erstere Bedeutung, aber sie wird keineswegs blos decorativ, denn Trägerin des Gesimses, des Gebälkes bleibt sie ja immer, und als solche tritt sie nun auch mit der Bogenarkade in Verbindung; sie springt in der Mitte des Pfeilers vor und auf dem Capitäle der Säulen ruht das horizontale Gesims, das in der Mitte zwischen ihnen einen neuen Halt an der Console findet, die den obersten Schlußstein des verbindenden Gewölbes echt künstlerisch schmückt. Von größter Bedeutung ward das Gewölbe für den Innenbau. Man fügt Steinring an Steinring um gegenüberstehende Mauern durch Tonnenwölbung zu verknüpfen, oder man krönt runde oder vieleckige Anlagen mit einer Kuppel; man verbindet quadratisch gegeneinander liegende Punkte durch die Diagonalen des Kreuzgewölbes, und gibt ihnen die Stütze gewaltiger Säulen vor der Wand, sodaß diese nur als Trägerin der Füllung erscheint. Man hält sich decorativ allerdings an die überlieferten Formen, man bildet Capitäle und Gesimse wie im herkömmlichen Architravbau und gliedert die Kuppel ähnlich wie die horizontale Felderdecke sodaß die Kassetten nach der Mitte hin immer kleiner werden, und überläßt es einer spätern Zeit den Schmuck der verbindenden Glieder so zu gestalten daß sie den Uebergang und Umschwung von der senkrecht tragenden Masse zur aus ihr hervorwachsenden Wölbung sinnvoll veranschaulichen, wie dies das romanische Würfelcapitäl und die Dienste des gothischen Pfeilers thun. Aber eine imposante Wirkung wird durchaus erreicht. Wir können auf diesem Gebiet den Römern die Mitgift künstlerischer Phantasie nicht absprechen, wie Kugler thut, noch mögen wir mit demselben uns in Redensarten ergehen „wie äußerlich Rom die Formen der etruskischen und griechischen Tradition aufgenommen", denn gar vieles davon ist ursprünglich gemeinsam und aus der gemeinsamen Grundlage entwickelt, oder „wie vorherrschend jene Formen nur für decorative Zwecke verwendet werden", denn gerade die Römer zeigen das constructiv Bedeutende und das Material, oder „wie wenig sie den feinern Lebenshauch erfaßt" — zumal Kugler selbst in unverträglichem Widerspruch damit das Rechte sagt: „Die römische Baukunst stellt Combinationen von einer Größe, einem Reichthum, einer Mannichfaltigkeit auf wie sie früher nicht dagewesen; sie gliedert die Masse des architektonischen Körpers in einer Weise

welche das beſonnenſte conſtructive Verſtändniß erkennen läßt und hierin mit der unbedingten Gewalt des Naturgeſetzes wirkt; ſie bekleidet die Maſſe durch jene Formen der äſthetiſchen Tradition welche als die Symbole ihres urſprünglich künſtleriſchen Zweckes gelten, und gibt ihnen ein Gepräge welches in rhythmiſchem Wechſelverhältniß zum Ganzen ſteht."

Die Entwickelung der griechiſchen Architektur zu decorativer Pracht und Fülle, wie ſie vom ioniſchen zum korinthiſchen Stile geführt hatte, war den Römern gemäßer als die an ſich geſchloſſene Gediegenheit des doriſchen, die das helleniſch Nationale zu beſtimmt ausſprach. Die Verwerthung koſtbarer buntfarbiger Marmorarten führte dazu den Schaft glatt zu laſſen und nicht zu rieſeln. Das Geſims ließ man kräftiger ausladen, die Curven wurden breiter, ſchwellender, der Giebel höher, die Verzierungen gehäufter. Es war allerdings nicht der maßvoll feine Geſchmack der Griechen, er war ein auf großartige Maſſenentfaltung und vollen Glanz des Aeußern gerichteter Sinn, der die Römer beſeelte.

Der römiſche Tempel gewann eine eigenthümliche Geſtalt. War der etruriſche quadratiſch und in die Quere durch die Vorhalle und die Cellen in zwei gleiche Räume getheilt, ſo nahm der römiſche die oblonge Grundfläche des griechiſchen an, und das Heiligthum überwog wie billig den Säulenvorhof. Aber wenn der griechiſche Tempel von allen Seiten zugänglich und rings von Säulen umgeben war, ſo führten im römiſchen die Stufen nur zur Vorhalle empor und waren auch hier von Seitenmauern umrahmt, während außerdem ein ſenkrecht anſteigender Unterbau das Heiligthum emporhob und unerreichbar machte; der Weg zu ihm war hier gewieſen, das ſtreng gebietende römiſche Weſen gab ſich auch darin kund. Statt des Schmucks der ringsumlaufenden Säulenhalle ward die Tempelwand ſelbſt gegliedert und als Trägerin der Decke dadurch bezeichnet daß der Architrav und das krönende Geſims über ihm von Halbſäulen oder von Pilaſterſtreifen geſtützt erſchienen, die aus dem Mauerkörper hervortraten. So hat auch die griechiſche Religion ſich in ihren Mythen einladend heiter nach außen hin entfaltet, während die römiſche innerlicher im Gemüthe beſchloſſen blieb. Dieſe Sammlung und Vertiefung der Seele in das eigene Centrum fand ſeinen entſprechenden Ausdruck in überwölbten Rundbauten, die vom Veſtatempel ihren Ausgang nahmen; ſeine Wand umgab in einer Kreislinie

das im Mittelpunkt brennende heilige Feuer. Auch in den viereckigen Cellen thronte doch das Götterbild in einer halbkreisförmigen Nische, die über seinem Haupte sich wölbte.

Neben den Tempeln ziehen besonders die Hallen am Markt unsere Aufmerksamkeit auf sich, die der Rechtspflege und dem Handelsverkehr dienten und auch bei schlechtem Wetter der Volksversammlung ein Obdach boten. Sie heißen die königlichen, Basiliken, der Name stammte von der Halle zu Athen in welcher der Archon Basileus Gericht hielt; die Anlage war eigenthümlich und weist uns auf jenen kolossalsten aller Säle hin, welcher für Ramses den Großen zu Theben gebaut worden; denn auch da überragt ein von Riesensäulen getrageues Mittelschiff die beiden sich anschließenden Seitenräume. Die römische Basilika hat einen Säulenvorhof, ein Giebeldach nach Tempelart; im Innern wird die Decke des mittlern Raumes rechts und links von zwei übereinanderstehenden Säulenreihen getragen; die Seitenräume dagegen haben zwei Stockwerke, indem auf dem Architrav der untern Säulenreihe die sie mit der Außenwand verbindenden Deckenbalken ruhen und den Fußboden für ein Obergeschoß bilden, von welchen aus man zwischen der obern Säulenreihe in den offenen Mittelraum hinabblicken kann. Dieser ist durch eine halbkreisförmige Nische abgeschlossen, und der Raum vor ihr durch Stufen erhöht, sodaß dort der Richter sichtbar das Recht pflegen, der Redner verständlich sprechen konnte. So ist denn auch die zweckmäßige und ästhetisch ansprechende Gliederung eines Innenraumes von den Römern ausgeführt worden.

Das Forum in Rom wie in andern italienischen Städten ward durch Tempel, Basiliken, Säulengänge eingeschlossen und dadurch einem großen unbedeckten Prachtsaale ähnlich; der herrliche Markusplatz Venedigs mag uns heute zum Vergleichungsbilde dienen.

Der Triumphbogen, Amphitheater, Bäder, Gräber werden wir bei der Betrachtung der Ruinen aus spätern Tagen gedenken.

Der Kampf der Republik und Monarchie.

„Es hörte aber Judas von den Römern daß sie sehr mächtig wären und fremde Völker gern in Schutz nähmen die Hülfe bei ihnen suchten, und daß sie Treu und Glauben hielten; und daß sie große Kriege geführt und viele Länder mit Vernunft und Ernst gewonnen und behauptet; daß sie gewaltige Könige geschlagen und verjaget und alle diejenigen bezwungen die sich ihnen widersetzten. Aber mit den Freunden und Bundesgenossen hielten sie guten Frieden, und waren mächtig und gefürchtet in allen Landen. Und war solche Tugend bei ihnen daß sich keiner zum König machte, sondern es regierte der Rath und jährlich wählte man einen Hauptmann, dem gehorchten alle, und war keine Hoffart, Neid noch Zwietracht bei ihnen.“ Wir hören gern dies schöne Zeugniß welches das erste Buch der Makkabäer den Römern gibt; aber wie im Naturorganismus mit dem erreichten Höhenpunkte des Lebens schon die Zersetzung und der Verfall sich ankündigt, so auch in Rom. Es war nicht blos schwierig, es ward unmöglich für die Volksversammlung auf dem Forum durch Abstimmung über die verwickelten Weltverhältnisse zu entscheiden, im Osten und Westen zu gebieten, und man war nicht dazu fortgegangen die Bundesgenossen wie die Unterworfenen an der Selbstverwaltung des Ganzen Antheil nehmen, sie im Senat vertreten zu lassen; die Stadtgemeinde war und blieb im griechisch-römischen Alterthum der Staat; in ihr konnte eine tüchtige Bürgerschaft sich selbst regieren und der Freiheit erfreuen, aber für ein ganzes Volk, für ein Weltreich war die Form zu eng. Daran und an der Sklaverei ist aber Roms Herrlichkeit zu Grunde gegangen. Wie die Erziehung in den Händen der Sklaven war und dadurch die vornehme Jugend sittlich verdarb, das sehen wir deutlich genug schon in den Komödien. Selbst der alte Cato war Sklavenzüchter, und Crassus mehrte seinen Reichthum durch den Handel mit Sklaven die er zu Vorlesern, Kammerdienern, Bauleuten abrichten ließ. Die Sklaven entwöhnten die Bürger ihr Land selber zu bauen, und machten den Reichen einen immer größern Besitz möglich, und so halfen sie den Mittelstand zu Grunde richten, den der Hannibalische Krieg sehr gedrückt und an vielen Orten arm gemacht hatte. Es kam das Korn aus Sicilien, aus Afrika auf den römischen Markt, der Ackerbau der klei-

nen Grundbesitzer, durch die der Staat groß geworden, verfiel, das Land gerieth in die Hände weniger Reichen, und diese begannen nach karthagischem Vorbild durch Sklaven es zu bewirthschaften und auszubeuten. Das Geld ward zur Macht, und wenn Pyrrhos die freudige Armuth und Unbestechlichkeit bewundert hatte, so mußte Rom nun das Wort Jugurtha's vernehmen: O feile Stadt, mit der es bald aus wäre, wenn sich nur ein Käufer fände! Jetzt gelangte zu Aemtern wer die genußsüchtige Menge durch Getreidespenden, Schauspiele und Lustbarkeiten gewinnen konnte. Die Beamten aber wußten sich dann in den Provinzen wieder zu entschädigen, und wer auswärts mit der Machtvollkommenheit des soldatischen Gebieters befohlen hatte, dem ward es schwer hernach wieder in der Heimat wie ein schlichter Bürger sich unterzuordnen. Mit den Schätzen des Orients kam auch seine Ueppigkeit, sein Luxus und der Verfall seiner Sitten nach Rom. Cato eiferte dagegen weil er einsah daß eine Republik wie die römische nicht bestehen könne, wenn ein köstlicher Fisch theuerer bezahlt werde als ein Pflugstier. Die gewaltige sinnliche Naturkraft der Römer übergab sich nun dem Genuß, und ihr Verstand gefiel sich in ausgesuchter Schwelgerei, die der Gedanke des Seltenen und Kostbaren würzen mußte; indeß spricht am Ende nichts mehr für das Metall aus dem sie gegossen waren, als daß ein Lucullus doch den Mithridates besiegen, ein Cäsar den Becher jeder Sinnenlust bis zum Grunde leeren, aller Weiber Mann und aller Männer Weib heißen und doch die Weltherrschaft erobern konnte.

Den eingetretenen Nothständen abzuhelfen, der drohenden Gefahr des Vaterlandes vorzubeugen wollte der edle Menschenfreund Tiberius Gracchus die Größe des Antheils am Staatsgut begrenzen und eine neue Ackervertheilung vornehmen; er fiel durch die Hand der Aristokraten seiner Sache zum Opfer, aber sein genialer Bruder Gaius setzte das Unternehmen mit größerer Energie und Leidenschaftlichkeit fort und erweiterte den Reformplan dahin daß den italienischen Bundesgenossen allen das volle römische Bürgerrecht gegeben und eine umfassende Auswanderung nach den auswärtigen Provinzen hingeleitet werden solle; er ordnete die Gerichte neu, den Armen ließ er auf Staatskosten Getreide verabreichen, und machte sich selber hochherzig und kühn zum Mittelpunkt all dieser Dinge, indem er, ein Volksführer wie Perikles, durch beständige Wiederwahl zum Tribunat das Haupt

eines demokratiſchen Staates zu ſein trachtete. Aber wie Rom damals war bedurfte es ſchon des bewaffneten Reformators, und Gracchus fiel weil er kein Heer beſaß; Cäſar ward ſein Erbe als er in Gallien ſich ſeine Legionen gebildet hatte. Der Bundesgenoſſenkrieg ertrotzte was die Gracchen den Italienern frei gewähren wollten, und ſchon pochte das Schickſal Roms zum erſten mal an die Pforte als die Cimbern und Teutonen in die Grenzen des Reichs einbrachen. Marius beſiegte ſie und trat dadurch an die Spitze der Plebejer, aber er war als Staatsmann dem ariſtokratiſchen Sulla nicht gewachſen, welcher Fuchs und Löwe in einem war und in Afrika wie am Schwarzen Meer ſich Lorbern gewann. Ehemals war das Volk das Heer und der Soldat Bürger, nun aber organiſirte ſich neben den müßiggängeriſchen und genußſüchtigen Staatsbürgern ein Soldatenſtand, ein ſtehendes Heer, das ſeinem Feldherrn folgte. Bürgerkrieg und eine grauenvolle Schreckensherrſchaft kamen über Rom, dort wilder Rachluſt, hier kalter Berechnung Werk. Sulla, der die Gegenpartei überwunden und die Stadt vor dem Zerſtörung drohenden Angriff der Sabeller gerettet, ſtellte wenigſtens die öffentliche Sicherheit und Ordnung wieder her; er beſchränkte die Volksverſammlung, in welcher der nun überhandnehmende Pöbel das Wort führte, und erhöhte Anſehen und Befugniſſe des Senats; es entſtand jetzt das Municipalweſen zur Leitung der innern Angelegenheiten in den andern Städten durch ſelbſtgewählte Gemeindebeamten, während die Sache des Reichs in der Hauptſtadt entſchieden ward und dem Beſchluſſe Roms als dem Geſetze des Staats die Sondergemeinden ſich unterordnen mußten. Der Schritt aber daß ein Senat, ein Volkshaus aus den Abgeordneten der Städte, der Provinzen gebildet worden wäre, blieb dem Alterthum fremd; die Errichtung des freien Volksſtaats war den Germanen, war einer neuen Welt aufbehalten.

Roms Bürgerſchaft und Senat waren der Selbſtverwaltung, der Regierung des großen Mittelmeerreichs nicht mehr fähig; ein Cato mußte ſich in ſeine Tugend hüllen und in ſein Schwert ſtürzen, wenn er die Freiheit nicht überleben wollte. Für Rom handelte es ſich um einen Herrn gegenüber den Parteien und Wirrniſſen, aus welchen die Verſchwörung Catilina's zu Brand und Mord oder das wüſte heilloſe Treiben eines Clodius und ſeiner Banden hervorgegangen. Zunächſt reichten ſich zwei Ariſtokraten, ein tapferer Soldat, der Sieger über die Seeräuber und

über Mithridates, Pompeius, und der reichſte Mann in Rom, Craſſus, die Hand zum Bunde, in den durch die Schnellkraft ſeines Denkens und Wollens auch der Führer der Demokraten Gaius Julius Cäſar eintrat. Während Pompeius, der Held des Oſtens, mit vornehmer Gravität ſeine Größe zur Schau trug, und in der Hauptſtadt ſich abnutzte, kämpfte und ſiegte Cäſar im Weſten. Wie raſch er Gallien eroberte und wie feſt er es behauptete, wie er den Arioviſt und ſeine Germanen über den Rhein zurückwarf, ja dieſen überſchritt und dann zur Grenze des Reichs machte, wie er ſelbſt nach Britannien hinüberſetzte, das feſſelte nicht blos die Augen des Volks an den neu aufgegangenen Stern, während der Glanz der Nebenbuhler verblaßte, das gab ihm in dem ſchlagfertigen und anhänglich treuen, für den Feldherrn begeiſterten Heer auch das Mittel um die Alleinherrſchaft zu gewinnen, und zeigte zugleich den genialen Staatsmann, der das Wohl des Reichs bedachte, wenn er ſich ſelber groß zu machen ſtrebte, der im Verfolgen des eigenen Zweckes zugleich die Sache des Ganzen führte, und darum den Lorber des Siegs brach, weil ſeine Leidenſchaft und ſein Ziel mit dem Gang der Weltgeſchichte zuſammentrafen. Und vom weltgeſchichtlichen Standpunkt aus hat Mommſen dargethan daß Cäſar nicht blos das römiſche Reich gegen Norden und Weſten abſchloß, ſondern auch der helleniſchen Cultur und dem italiſchen Stamme ein neues jungfräuliches Gebiet gewann. Das iſt das Vorrecht des Genies daß ſeine Mittel ſelbſt wieder Zweck ſind; indem Cäſar ſich ſelber waffnete, zog er zugleich gegen die drohenden Einbrüche der Deutſchen einen Damm, der der römiſchen Welt den Frieden ſicherte, und gewann er ſeinem Volke ein nahes und prächtiges Land zur Coloniſation um den Staat dadurch zu erneuern daß er ihn auf breitere Grundlage ſtellte. Und ſo empfing nicht blos die Civiliſation der alten Welt einen friſchen Boden, ſondern auch die nöthige Zeit um im Weſten heimiſch zu werden. „Zu dem engen Kreis der Mittelmeerſtaaten traten die mittel- und nordeuropäiſchen Völker, die Anwohner der Oſt- und der Nordſee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mitbeſtimmt ward und ſie mitbeſtimmte. Es hat nicht viel gefehlt daß bereits von Arioviſt durchgeführt ward was ſpäter dem gothiſchen Theoderich gelang. Wäre dies geſchehen, ſo würde unſere Civiliſation zu der römiſch-griechiſchen ſchwerlich in einem innerlichern Verhältniß ſtehen als zu der indiſchen und aſſyriſchen Cultur. Daß von

Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem ſtolzern Bau der neuern Weltgeſchichte eine Brücke hinüberführt, daß Weſteuropa romaniſch, das germaniſche Europa claſſiſch iſt, daß die Namen Themiſtokles und Scipio für uns einen andern Klang haben als Aſoka und Salmanaſſar, daß Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidaſa nur den literariſchen Botaniker anziehen, ſondern in dem eigenen Garten uns blühen, das iſt Cäſar's Werk."

Er hoffte wieder Conſul zu werden und dann auf friedlichem Wege das Reich neu zu ordnen und zu verwalten, aber wie Rom ſo ſollte auch er, der glänzendſte Repräſentant ſeines Volkes, die Herrſchaft mit dem Schwerte gewinnen. Pompeius hatte ſich in den Schos der ſenatoriſchen Ariſtokratie zurückgezogen, und ſie verlangte daß Cäſar entwaffne; aber die Volkstribunen kamen in ſein Lager, und ſo ließ er die Würfel rollen, ging über den Rubikon, eroberte in 60 Tagen Italien, beſiegte die Gegner in Spanien und zog als Conſul an der verfaſſungsmäßigen Spitze des Staats nach Griechenland, wo er in die Schlacht von Pharſalus den Pompeius beſiegte. In Aegypten feſſelten ihn nicht blos die ſinnlichen Reize wie der Redezauber Kleopatra's und ein gefährlicher Bürgerkrieg, er mochte dort, wie Gieſebrecht wahrſcheinlich gemacht, vornehmlich auch die Monarchie der Ptolemäer ſtudiren, die griechiſcher Geiſt auf alten Grundlagen neu erbaut hatte. Noch ein Sieg bei Thapſus, und er hielt ſeinen Einzug in Rom. Die Uebertragung aller wichtigen Staatsämter gab ihm die königliche Gewalt, die er unter dem Namen des Imperators ausübte.

Anhänger und Gegner waren überraſcht als Cäſar nicht mit Aechtung, nicht mit Gütereinziehung und Vertheilung begann, ſondern das Heer verwandte um die öffentliche Sicherheit und Ordnung herzuſtellen, als er durch Milde die Parteien zu verſöhnen, die Herzen aller zu gewinnen und einen dauernden Sieg zu begründen trachtete; denn ihm galt es ums Ganze. Wie Karl der Große an ihn, wie Napoleon an Karl den Großen, ſo knüpfte er an Servius Tullius, und war wie die alten Könige der unbeſchränkte Oberbeamte und Vertrauensmann der Nation. Neben ihm gab das verſammelte Volk ſeinen Willen kund, und die Geſetzgebung blieb an deſſen Zuſtimmung gebunden; der Senat ward von der regierenden zur berathenden Behörde wieder herabgeſetzt. Seine grundlegenden Anordnungen ließ Cäſar durch das

Volk ſanctioniren; den Senat machte er zum Reichsrath, indem er angeſehene Männer aus allen Ländern in denſelben berief. Der Staat gelangte an die Stelle der Stadt. Die Gemeindevorſtände Roms verwalteten die Angelegenheiten der Hauptſtadt, aber beherrſchten das Reich nicht mehr; hier traten die hervorragenden Städte wieder in ihrer Eigenthümlichkeit auf, hier regierte Cäſar ſelbſt und durch ſeine Beamten. Er ordnete die Finanzen, er ließ die Provinzen nicht mehr von der Hauptſtadt ausbeuten, ſondern machte ſie zu berechtigten Gliedern des Reichs, und verwandelte die Getreideſpenden aus einem Agitationsmittel der Parteien in die erſte Staatseinrichtung zur Armenpflege, zur Sicherung gegen Elend und Noth. Dazu diente zugleich eine planmäßig geleitete Coloniſation, die dann wiederum die ausländiſchen Provinzen romaniſirte. Der üppigen Verſchwendung, dem Verfall des Familienlebens ſuchte er zu ſteuern, den kleinen Grundbeſitz und ſeine Arbeit zu fördern, zu ſichern, ſoweit dies durch äußere Anordnungen möglich war. Die Schuldknechtſchaft hob er auf und huldigte dem Gebot der Menſchenwürde, das allerdings die Habe, aber nicht die Freiheit des Zahlungsunfähigen dem Gläubiger überantwortet.

Griechenland hatte Kunſt, Wiſſenſchaft, Geiſtesbildung, Rom das Recht und den Staat zu entwickeln übernommen, als die Stämme ſich ſchieden; Alexander hatte die helleniſche Cultur der ganzen alten Welt geboten, Cäſar gab ihr nun das römiſche Reich zur dauernden Wohnſtätte. Wohl hatte er in einem Alter in welchem Alexander bereits Aſien erobert, vor deſſen Bilde geſeufzt daß er ſelbſt noch nichts für die Unſterblichkeit gethan, aber als reifer Mann trat er, der Römer, dem Jüngling, dem Hellenen, ebenbürtig zur Seite. Der poetiſche Idealismus, der Rauſch der Begeiſterung blieb ihm fremd; dafür war er der vollendete Realiſt, und die ſelbſtbewußte Klarheit und Nüchternheit des Verſtandes herrſchte bei ihm über die Leidenſchaft und lenkte die Naturkraft. In ihm hat ſich das Römerthum verkörpert und concentrirt. So war er Krieger und Held, und voll perſönlichen Muthes kämpfte er in den Schlachten, die er als Feldherr planvoll leitete; er that alles ganz, er benutzte den Sieg, und eroberte die Welt für ſich ſowie ſein Volk gethan. Aber er war zugleich und zuhöchſt Staatsmann, Ordner des Reichs, Führer des Volks, hierin dem größten Manne der engliſchen Geſchichte, Oliver Cromwell, vergleichbar, ihm an harmoniſcher Bildung überlegen, aber ohne den

religiösen Sinn, der diesen zum Zuchtmeister der Freiheit machte. Die klare Nüchternheit des Verstandes ließ Cäsar jeden Augenblick Herr seiner selbst und seines ganzen Wesens sein, sie gab ihm die volle Gegenwart des Geistes, die sichere Schlagfertigkeit, die ihn überall zum Siege führte, sie gab ihm aber auch die Selbstbegrenzung, die Mäßigung, und sicherte ihn vor dem Taumel der Selbstvergötterung. Wie das Römerthum überhaupt war er auf das Nützliche gerichtet, und wußte er das Zweckmäßige groß und schön zu vollführen. Alles Ungeschickte, Halbe, Ungestalte war ihm zuwider; wie er auf Anmuth und Würde in seiner äußern Erscheinung hielt und den Lorberkranz trug um zum Ersatze des Haupthaars die Stirn zu bekrönen, so ordnete er in der Rede und Schrift seine Gedanken mit derselben Bestimmtheit in derselben festen Form wie die Heermassen in der Schlacht, und in seiner berühmten Siegesbotschaft veni vidi vici waren die sinnschweren Worte zugleich durch denselben Anlaut wohlgefällig untereinander verbunden. Dieser Zusammenklang des Innern und Aeußern gibt seiner Lebensführung den sichern und großen Stil, seinem ganzen Wesen das classische Gepräge; das ist das Siegel des Hellenenthums, das nun Rom zutheil geworden. Das Naturideal des Alterthums erscheint uns auch in Cäsar; er ist der natürliche Mensch in vollendeter Männlichkeit — der natürliche Mensch, der sinnenkräftig und sinnenfreudig das Dasein genießt und beherrscht, aber eben im Aeußern lebt und aufgeht, der in der glücklichen und harmonischen Entfaltung seiner Kraft eine Selbstzufriedenheit erlangt, die uns als wunderbare Heiterkeit allerdings anmuthet, ihn aber auf das Gegebene, auf das Zeitliche begrenzt, und ihm die Erhebung in das Ewige verschließt, welche gerade dem Ungenügen des Geistes an der irdischen Welt entstammt. Im Gefühle der Sättigung pflegte Cäsar zu sagen er habe zur Befriedigung der Natur und für den Ruhm genug gelebt; keine Schwermuth hat ihn angewandelt daß er nicht einen edel freien Volksstaat, sondern nur eine wohlgeordnete Militärherrschaft gründen konnte, keine Reue darüber daß er selber um des großen Zieles willen auch ungerechte Mittel nicht gescheut, und die Reinheit der Familie, diese erste Grundlage des gesitteten Lebens, selber nie geachtet. Aber von oben und von außen her konnte der Welt die Heilung und das Heil nicht werden, sondern nur von innen, durch die Wiedergeburt des Willens und durch ein frisches geistiges Lebensprincip; und das Ideal

des sittlichen Gemüths, das bald nach Cäsar Gestalt gewann und in den Evangelien als das Ur- und Vorbild der Menschheit aufgestellt ward, des Menschen Sohn der nicht zu herrschen, sondern zu dienen kam und für die Brüder sich opferte, ist der Retter und Herr der Folgezeit geworden, während Cäsar das Alterthum glorreich abschließt.

So spielte nun in dem großen Mittelmeerreiche Rom die erste Rolle in Bezug auf Politik, Griechenland in Bezug auf Geistesbildung. Nicht blos die obern Stände suchten ihre Lehrer unter den Hellenen, auch die untern kamen mit den Sklaven aus Kleinasien in unmittelbare Berührung; der Aberglaube, das Sektenwesen, die Sterndeuter aus dem Orient, die wahrsagenden Isispriesterinnen breiteten sich gleichmäßig aus mit der stoischen oder epikureischen Philosophie, mit den Juden die das Bekenntniß des einen geistigen Gottes nach Alexandrien und nach Rom trugen. Man suchte nach Halt und Trost bei dem Verfall des Lebens in den wüsten Bürgerkriegen. Es kam die Zeit wo der Unglaube neben dem Aberglauben waltete und eine religiöse Neuschöpfung nöthig war, die Zeit wo der Gebildete alle Religionen für falsch, das Volk alle für wahr, der Staatsmann alle für nützlich hielt; und doch konnte sich jener Gebildete einer geheimen Angst nicht erwehren, und ein Sulla, der mit freigeisterischem Spotte den Tempel von Delphi plünderte, drückte dann doch das geraubte kleine goldene Apollobild in der Stunde der Gefahr betend an seinen Mund; man scherzte über die Auguren die einander nicht ansehen könnten ohne zu lachen, aber man macht die Ceremonien doch mit als ob das Heil davon abhänge. Der Staat gab Vielen schon nicht mehr die volle Befriedigung, edlere Geister suchten sie in der Kunst, in der Wissenschaft. Bereits die Scipionen waren durch ihre Geistesbildung an die Spitze des Staats getreten, aber auch bei ihnen regt sich schon der Trieb die eigene Persönlichkeit an die Stelle des Ganzen zu setzen, und zeigt sich schon ein monarchischer Zug, wenn der Sieger von Zama vor dem versammelten Volk zu einer Rechenschaftsablage aufgefordert, die Verhandlung mit den stolzen Worten abbricht: Heute ist der Jahrestag daß ich Hannibal überwunden, laßt uns aufs Capitol gehen und den Göttern danken! Es bedurfte der Bildung, es bedurfte der Redekunst um im Senat und auf dem Forum wie in der Gesellschaft sich geltend zu machen und zu behaupten, und darum sehen wir fast alle hervorragenden Männer

ſich den Wiſſenſchaften zuwenden. Selbſt ein Sulla dichtet Luſtſpiele und läßt ſeine griechiſch abgefaßten Denkwürdigkeiten durch Lucullus ſtiliſtiſch ausfeilen; er bringt die Schriften des Ariſtoteles nach Rom und macht ſie zur Grundlage einer umfaſſenden Bibliothek. Lucullus wiederum weiht die Halle und Bücherſäle ſeines Palaſtes zu einem Wohnſitze der Muſen, und verkehrt mit Philoſophen und Künſtlern; ſein Haus iſt die Heimat der gelehrten Griechen die nach Rom reiſen. Pompeius ſtrebt vornehmlich naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe zu verbreiten, ladet Könige vor ſeinen Stuhl, aber beſucht den kranken Philoſophen Poſidonios, und hält ſich einen Hofſtaat von Griechen die ſeine Thaten beſchreiben und beſingen ſollen. Es iſt für den Redner nothwendig daß er auf der Höhe ſeiner Zeit ſteht und das Leben kennt, wenn er es leiten will; der politiſche Geiſt der Römer gibt ihrer Bildung und Wiſſenſchaft dieſen Zweck. Man muß das verſtehen worüber man ſprechen will, aber man lernt des Herrſchens wegen. Man faßt den Begriff des Redners in jenem hohen Sinne nach welchem er der Lehrer, Berather und Führer des Volkes iſt, aber um die Gefühle und Leidenſchaften der Seelen zu erregen und zu beherrſchen verſchmäht man auch theatraliſche Kunſtmittel nicht, ſondern geht bei den Schauſpielern in die Schule, und die Darſtellung erhält das rhetoriſche Gepräge, das ſich mit wenigen Ausnahmen über die römiſche Literatur verbreitet; der Denker, der Dichter, der Geſchichtſchreiber gibt nicht einfach die Sache um der Sache und um der Wahrheit willen, noch ſpricht er unbefangen ſich ſelber aus, ſondern er will ein Ziel erreichen, eine Stimmung erregen, einen Effect machen.

Die Frauen blieben hinter den Männern nicht zurück, ja ſie gaben mitunter den Ton an. Man wird an die Salons der Franzöſinnen des 18. Jahrhunderts erinnert, wenn man bei Cicero lieſt wie er die Reinheit und Feinheit der Sprache, das eigenthümlich Römiſche und Urbane auf die Kreiſe bedeutender Frauen zurückführt, in deren Umgang Witz und Artigkeit zugleich gepflegt wurden. Er läßt den Redner Craſſus ſagen daß er den Plautus zu hören glaube wenn ſeine Schwiegermutter Lälia ſpreche, und leitet die friſche Kraft, den natürlichen Freimuth der Rede von ihr ab, er preiſt eine Licinia wegen zarter Anmuth, und ſagt von Cornelia, der Tochter Scipio's und der Mutter der Gracchen, daß die Söhne in der Sprache der Mutter erzogen durch ſie zu Rednern geworden ſeien; und an Beredſamkeit habe

namentlich der Jüngere seinesgleichen nicht gehabt, voll hinreißenden Feuers, weise im Gedanken, wuchtvoll im Wort. Von Cornelia sind dann auch Briefe in die Literatur übergegangen. So ist es aus dem Herzen der römischen Gesellschaft gesprochen wenn Cicero sagt daß etwas eigenthümlich Hohes und Herrliches daraus hervorgehe, sobald die Ausbildung der Wissenschaft zu außerordentlicher und hervorleuchtender Begabung hinzukomme, daß die größten Männer Roms in den Wissenschaften ein Förderungsmittel zur Ausübung der Tugend und für weltgeschichtliches Handeln gefunden. „Stünde aber auch nicht ein so hoher Preis in Aussicht, hätte man in diesen Beschäftigungen nur Genuß zu suchen, so würdet ihr doch eine solche Erholung des Geistes für die edelste und gebildetste erkennen. Denn die übrigen passen nicht an allen Orten und zu allen Zeiten; diese Studien aber sind der Jugend eine Nahrung, dem Alter eine Freude, des Glückes Schmuck, im Unglück Zuflucht und Trost, in der Heimat Genuß, für die Fremde kein Hinderniß; sie begleiten uns durch die Nacht, auf der Reise, in die ländliche Zurückgezogenheit."

Der Zusammenstoß der alten nnd neuen Bildung, der kernhaft strengen Sitte und der Zügellosigkeit, des Gemeinsinns und der Selbstsucht rief in Rom eine eigenthümliche Dichtart hervor, in welcher die Römer original sind, die Satire. Das Wort bedeutet ein poetisches Allerlei, ein Quodlibet in mannichfachen Versmaßen, und war ursprünglich in dichterischer Stegreifrede der Text zu mimischen Tänzen. Lucilius, ein Genoß von Scipio und Lälius, griechisch geschult und doch von echt römischem Schrot und Korn, schuf eine Reihe von Lebensbildern in welchen er der Zeit den Spiegel vorhielt, und mit patriotischem Eifer mahnend und strafend die Schäden im Staat, im Haus bloßlegte, Sachen und Personen muthig bei ihrem Namen nannte, Frevler und Thoren mit schneidendem Witz verfolgte, und ihnen die Würde der Tugend, der Vaterlandsliebe entgegenstellte. Zwanglos in Form und Inhalt ergoß er sich zumeist in schlotterigen Hexametern, die auf die spätern Kunstdichter allerdings einen Eindruck machen mußten wie auf uns der Knittelvers des Hans Sachs; aber wie Goethe uns so herzlich anheimelt, wenn er diese volksthümliche Weise durchbildet und verwerthet, so hat auch Horatius hier für sein scherzendes Geplauder den behaglichen Anschluß des Verses an den Gesprächston gewonnen. Der Nachfolger tadelt die Sprachmengerei und die der Feile ermangelnde Geschwind-

ſchreiberei des Vorgängers, der ſeine Dichtungen wie offene Briefe hinausſandte, aber ihnen alles auch anvertraute was er ſah und dachte in guten und böſen Stunden, ſodaß ſeine Werke wie ein großes Tagebuch waren, in welchem das ganze Leben des Alten ſich darlegte. Die Satire des Lucilius war für Rom der allerdings kunſtloſere Erſatz der Ariſtophaniſchen Komödie Athens. Hier waren die Römer ſelbſtändig, und wir erinnern uns daß ſchon die zwölf Tafeln ein Geſetz über Spottverſe enthielten.

Im Epos der Betrachtung oder im Lehrgedicht hat Titus Lucretius Carus mit dem erſten großen Wurf unter den Römern ſogleich ein hohes Ziel erreicht und ein herrliches Werk geſchaffen, auf dieſem Gebiet das vorzüglichſte welches uns aus dem claſſiſchen Alterthum erhalten iſt. Der Dichter lebte (99—55 v. Chr.) in der Erinnnerung der großen Zeit in welcher Hannibal und Scipio miteinander gerungen, aber die Gegenwart iſt trüb und ſchwül geworden, der Bürgerkrieg hat gewüthet, die alte Kraft und Sitte ſind gebrochen und der Frieden einer neuen Ordnung iſt noch nicht hergeſtellt. Schmerzerfüllt ſchaut er in das Getümmel des Lebens, und wir vermeinen eine unheimlich wehevolle Stimmung der Menſchheit aus ſeinen Worten zu vernehmen wenn er die unſeligen Geiſter und blinden Herzen aus der Noth und Angſt der Welt ſehnſüchtig auf das Ende aller Wirrſal in der Ruhe des Todes verweiſt. Ihm ſelbſt hat die Philoſophie Troſt geboten, doch der Menge will der Becher der lautern Wahrheit nicht recht munden, ſo beſtreicht er den Rand mit dem Honig der Dichtung, damit ſein Volk ſich Geneſung trinke. In dem ſtolzen Selbſtgefühle des echten Römers weiß er daß ſein dem innerſten Gemüth entquellender Geſang ſich zu den gewöhnlichen Verſeleien wie das Lied des Schwans zum Geſchrei der Kraniche verhält. Er hat ein Recht anzuheben:

Ungebahnte Gefilde der Pieriden durchwandr' ich,
Die kein Fuß noch betrat; noch ungekoſtete Quellen
Will ich ſuchen und ſchöpfen, und neue Blumen mir brechen
Meinem Haupte daraus den herrlichen Kranz zu bereiten,
Womit keinem die Muſe zuvor die Schläfe verhüllt hat.
Denn ich lehre zuerſt von erhabenen Dingen, und ſuche
Aus dem verſtrickenden Netz des Aberglaubens die Seelen
Loszuwinden, und dann verbreit' ich noch über das Dunkel
Lichten Geſang, und es trieſt vom Reiz der Muſen die Rede.

Nicht die zeitgenössischen Alexandriner sind seine Muster, sondern die großen Meister des freien Griechenland; in einer dichterischen Darstellung der Seuche wetteifert er mit der historischen des Thukydides, und preist den Empedokles, indem er dessen wunderreiches Vaterland Sicilien mit dem flammenden Aetna zum Fußgestell macht für das Ehrendenkmal das er ihm errichtet.

Lucretius sieht die Menschen an wie sie rennen und jagen nach dem Glück, und es bei ihrer Unraft nicht finden können; denn die Schätze, die Ehrenstellen vermehren nur die Unruhe der Seele, das Fieber weicht nicht vor der Purpurdecke zurück, und am rieselnden Bach im Schatten des Waldes ist das Lager nicht minder wohlig als auf goldgesticktem Polster im Prunkgemach. Nicht auf das Aeußere kommt es an, sondern auf das Innere, auf den Sinn mit welchem der Mensch die Dinge nimmt; durch die Vernunft allein, durch die richtige Erkenntniß und Würdigung der Welt kann Trost und Heil gewonnen werden.

Wenn in der That die Furcht im Menschen, die nagende Sorge
Nicht vor Waffengetöse sich scheut noch drohenden Lanzen,
Sondern sich kühnlich unter die Könige mischt und die Fürsten,
Wenn sie nimmer sich läßt von des Goldes Glanze verblenden,
Noch vom strahlenden Licht des purpurfarbigen Kleides,
Zweifelst du noch daß alle Gewalt hier nur die Vernunft hat,
Alle, da noch so tief das Menschenleben die Nacht drückt?
Denn wie die Kinder im Finstern vor allem zittern und beben,
Also fürchten auch wir beim hellen Lichte des Tages
Was furchtbarer sich doch in Wahrheit nimmer erweiset
Als was Kinder im Finstern erschreckt und womit sie die Angst täuscht.
Eins darum ist Noth, des Geistes Schrecken und Dunkel —
Nicht durch Strahlen der Sonne, des Tages helleuchtende Pfeile —
Durch der Natur Anschaun und durch die Vernunft zu besiegen.

Süß ist's Anderer Noth beim tobenden Kampfe der Winde
Auf wildwogendem Meer von des Ufers Höhe zu schauen;
Nicht als könnte man sich an Drangsal Anderer ergötzen;
Doch süß ist es zu sehn von welcherlei Uebel wir frei sind;
Süß auch ist es zu schaun die gewaltigen Kämpfe des Krieges
In der geordneten Schlacht, wenn selbst uns keine Gefahr droht;
Süßer jedoch ist nichts als die wohlbefestigten heitern
Tempel innezuhaben, erbaut durch die Lehre der Weisen,
Wo du hinab kannst sehn auf andere, wie sie im Irrthum
Schweifen, immer den Weg des Lebens suchen und fehlen,
Streitend um Witz und Verstand, um Adel kämpfend und Würden,
Tag und Nacht arbeitend mit unermüdetem Streben
Sich zum Gipfel des Glücks emporzudrängen, zur Herrschaft.

Der Bann des Aberglaubens, die Furcht vor Göttern die doch ſelbſt nur die Wahngebilde dieſer Furcht ſind, die Befangenheit von der Zeichendeuterei die bei jedem Schritt und Tritt uns hemmt und keine Naturerſcheinung für ſich ſelber gelten läßt, ſondern alles in beängſtigende Beziehung auf den Menſchen und ſein Schickſal ſetzt, die Gebundenheit des Gemüths unter äußerliche Gebräuche, von denen die Prieſter die Gnade des Himmels und das Wohl der Seele abhängig machten, das alles hat einmal auf dem Geiſte des Dichters gelaſtet und ſieht er noch immer auf dem Volke laſten; wie er ſelbſt ſich ins Freie gekämpft, ſo drängt es ihn nun mit reformatoriſchem Eifer auch andern die Binde vom Auge zu reißen und den Blick in das Weſen der Dinge zu erſchließen. Nach Römerart iſt ſein Geiſt ſtets in Waffen; es iſt ihm Herzensſache die falſchen Götter zu bekämpfen, die kein ſittliches Ideal boten welchem man ſein Leben anvertrauen konnte; die kindiſche Angſt vor den Wunderzeichen im Rauſchen der Blätter und Flug der Vögel, im Blitz und Windeshauch ſoll ein Ende haben, ſoll verſchwinden vor der Einſicht in die unzerbrüchliche Ordnung der Natur und in das Geſetz der Dinge. Man fühlt es deutlich wie auch in dem erlöſten Gemüth doch der Seelenkampf, der Sturm noch nachzittert, und daher die Aufregung mit welcher er die andern in den Hafen geleiten, ja treiben will. Religio iſt ihm die abergläubiſche Gebundenheit der Seele, den Begriff der Religion drückt er mit pietas Frömmigkeit aus. Er ſagt:

> Frömmigkeit iſt das nicht mit verhülltem Haupte ſich oftmals
> Heiligen Steinen zu nahn und jeden Altar zu umwandeln,
> Hin ſich zur Erde zu werfen mit ausgebreiteten Händen
> Vor den Bildern der Götter, mit Opferblute der Thiere
> Ihren Altar zu beſprengen, Gelübd' an Gelübde zu fügen,
> Sondern beruhigt im Geiſt hinſchaun zu können auf alles.

Ueberall wo Lucretius den Schleier hinwegreißt den die Vorſtellungen der Menſchen über die Wirklichkeit ausgebreitet haben, überall wo er ſelbſt mit heiligem Schauer das Leben in ſeiner Unendlichkeit, die Natur in ihrer Freiheit und Selbſtkraft erblickt, und gegen den Trug der Prieſter, den Wahn der Menge ſeine Stimme erhebt, da iſt er ein Dichter im vollen Sinne des Worts, da flammt die Wahrheit unmittelbar aus der Steigerung ſeines Selbſtbewußtſeins hervor und treibt ihn der Drang des Herzens

ſie zu verkündigen, da durchdringt die Wärme ſeines Gefühls die Gedanken, welche den Ideenkreis ſeines Volkes mächtig erweiterten.

Daß die epikureiſche Philoſophie die Naturerſcheinungen natürlich erklärte und das Geſetz an die Stelle der Zeichen und Wunder ſetzte, hat ihn vornehmlich zu derſelben hingezogen.

Schmählichen Anblicks lag der Menſchen Leben auf Erden
Unter dem Aberglauben gewaltſam niedergetreten,
Der vorſtreckend das Haupt aus den himmliſchen Regionen
Mit entſetzlichem Blick herab auf die Sterblichen drohte;
Da trat auf ein griechiſcher Mann und wagte zuerſt es
Aufzuheben dagegen das Aug' und entgegenzuſtreben;
Nicht der Götter Ruf, nicht Blitz, noch drohender Donner
Schreckten ihn ab, ſie reizten vielmehr nur ſchärfer des Geiſtes
Sich anſtrengende Kraft die Riegel niederzubrechen
Und der Erſte zu ſein die Natur aus dem Kerker zu löſen.
Aber die muthige Macht des Gedankens ſiegte, gewaltig
Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls.
Und der verſtändige Geiſt durchſchritt das unendliche Ganze.

So iſt ihm Epikur das Beſte was unter ſo vielem Guten Athen für die Menſchheit hervorgebracht, und er ermüdet nicht ihn zu preiſen. Wie die Biene ſchwebte Lucretius über den Blüten des epikureiſchen Geiſtes um die goldenen Sprüche der Weisheit einzuſaugen und heimzutragen. Die Schrecken der Seele wie die Schranken der Welt ſind zurückgewichen, die Finſterniß iſt gelichtet, ein geruhiger Hafen iſt aufgethan, ein ſüßer Troſt dem Gemüthe bereitet, und ein glückliches Leben geboten, das nur dem reinen Herzen möglich iſt. Aber hier iſt nun ſehr zu bedauern daß die Naturphiloſophie Epikur's nichts anderes war als der mechaniſtiſche Atomismus, der die Welt und das Leben zu erklären vermeinte wenn er annahm daß unzählige kleine Theile der Materie von blinder Wirbelbewegung umhergetrieben würden ohne individuell geſtaltende Kraft, ohne leitenden Gedanken. Vergebens müht die Dichtkunſt ſich ab dieſe proſaiſch dürre Anſicht zur Schönheit zu verklären, der Stoff iſt zu undankbar, und um ſo auffallender ſtechen die herrlichen Bilder ab, die Lucretius auf dieſen trockenen Boden wie fremde Blumen pflanzt. So z. B. die berühmte Schilderung von Iphigenie, wie ſie, die Locken mit dem Opferband umwunden daſtand:

Da verſtummt ſie vor Furcht, ihr ſanken die Knie zur Erde.
Ach da half der Unglücklichen nicht, daß einſt ſie mit ſüßem
Vaternamen zuerſt den grauſamen König beſchenkt hat!
Aufgehoben von Händen der Männer, die Zitternde, ward ſie
Zum Altare geführt; nicht daß nach vollendeter Weihe
Feſtlich ſie heimkehrte von Brautgeſängen umjubelt,
Nein, blutſchänderiſch fiel das keuſche Opfer, vom Vater
Hingeſchlachtet, das eben entgegenreifte der Hochzeit,
Nur daß günſtige glückliche Fahrt für die Flotte gewährt ſei.
Zu ſo Schrecklichem brachte der Aberglaube die Menſchen!

Nicht minder rührend aber iſt jenes Naturgemälde von der Kuh, der man das Kalb entriſſen und geopfert hat, und die nun die Triften, die Büſche nach ihrem Säugling durchſpäht, den Wald mit Klagen füllt, vergebens oftmals nach dem Stalle zurückkehrt, und an keiner Weide, keinem Fluſſe mehr ein Gefallen hat; nichts löſt ihren Kummer; ſo ſehr hanget das Herz an dem Eigenen. — Indeß wenn jener Grund der Atomenlehre gelegt iſt, ſo breitet ſich über ihm das Leben aus, und Wolken und Winde, Erdbeben und Gewitter und feuerſpeiende Berge, Pflanzen und Thiere geben dem Dichter nun in der Größe oder Anmuth ihrer Erſcheinung Gelegenheit zu ſinniger Betrachtung, zu ergreifender Schilderung. Dann wendet er ſich zum Menſchen, zum goldenen Weltalter der Unſchuld wie zum Kampf der Geſchichte; der Hervorgang aus dem Dickicht der Wälder, die Anfänge der Cultur, die bürgerliche Geſittung, die Entwickelung der Kunſt werden dargeſtellt.

Alſo bringt die Zeit allmählich alles zum Vorſchein,
Und die Vernunft erhebt und ſtellt ins Licht jedwedes,
Daß wir gewahren wie in der Kunſt ſich eins ans dem andern
Aufhellt, bis wir zuletzt zu des Gipfels Höhe gelangen.

Dann wird die Macht der Liebe, die zerſtörende Gewalt der Leidenſchaften beſungen, und gegenüber dem glänzenden Elend das trotz aller irdiſchen Pracht der innerlich Unruhige erfahren muß, erheben ſich die Götter Epikur's als die Ideale der ſeligen Ruhe.

Und hier erkennen wir wieder daß für den Dichter wie für den Weiſen jene mechaniſtiſche Naturlehre nur ein Mittel zum Zweck war, der Zweck ſelbſt iſt die Ruhe der Seele, iſt der Frieden des Gemüths; die richtige Erkenntniß ſoll zur Ueberwindung der Frucht, zum Gleichmuth des Herzens führen. Der

letzte Feind der hier überwunden werden muß, ist der Tod; die Todesfurcht, die drohenden Schreckniſſe der Unterwelt machen das Leben trüb, überziehen es mit ihrer Leichenfarbe und vergällen dem Gemüth jede Luſt, gönnen ihm keine reine Freude. Aber die Hölle als beſonderer Ort iſt nur ein Werk der Einbildung, die Höllenſtrafen liegen bereits hier in den Leidenſchaften und Sünden der Menſchen; der ehrgeizige Herrſchſüchtige wälzt den Stein des Siſyphus, der Geier der das Herz des Tityos frißt, iſt ſeine eigene Begierde, das Sieb der Danaiden iſt das Gemüth das von keinem Sinnengenuß geſättigt wird und doch wie Tantalus immer nach neuem verlangt. Der Tod iſt kein Uebel, eher möchte man das Leben ſo nennen, in das der Menſch nackt und hülflos hineingeworfen wird wie ein Schiffbrüchiger an die Klippen, ſodaß ſein erſter Laut mit Recht ein Wimmern, ein Schrei des Schmerzes iſt, wie es ſich einem Geſchöpfe ziemt auf das ſo viele Leiden warten, für das der Quell der Wonne mit einem bittern Tropfen vergiftet wird und unter Blumen die Schlange lauert. Wie der Schlaf der Nacht erquicklicher iſt als die Plage des Tages, ſo bringt der Tod die Erlöſung vom Kampf und Kummer des Lebens. Was dann auf der Erde weiter kommt das empfinden wir ſo wenig wie wir das Kriegsgetümmel vernahmen das unſer Vaterland durchtobte bevor wir geboren waren. Wir hören hier nicht blos die Stimme eines Mannes dem in trüber Zeit die Lage der Welt keine Befriedigung gewährt, die Art wie überhaupt das Ungenügen, die Gebrechlichkeit und Eitelkeit aller irdiſchen Zuſtände und Dinge geſchildert wird, darf uns an Buddha erinnern oder an jenes Chorlied des greiſen Sophokles. Der Tod, ſchließt Lucretius, iſt ein Naturgeſetz; ſein Rachen gähnt auch für die Erde und für die Sonne. Alles kreiſt in ewigem Wechſel. Nur das Sein iſt ewig, die Summe des Alls, von deſſen Unendlichkeit der ganze ſichtbare Himmel nur ein Theil iſt wie der Menſch von der Erde. Die jetzige Geſtalt des Univerſums iſt aus einer andern geworden und wird in eine andere übergehen. Der Menſch verſtummt vor der Natur, die alſo ihre Stimme erhebt:

Was iſt dir,
Sterblicher, daß du ſo dich härmſt in bänglicher Trauer?
Warum klagſt und beweinſt du den Tod? War anders das Leben,
Das bisher du geführt, ein angenehmes Geſchenk dir,
Sind wie durch ein zerlechztes Gefäß nicht alle die Freuden
Hingefloſſen und ohne Genuß dir die Tage verronnen?

Warum ſtehſt du nicht auf wie ein ſatter Gaſt von der Mahlzeit,
Und nimmſt willigen Herzens, o Thor, die ſichere Ruhe?
Iſt dir hingegen alles verſiegt was ſonſt du genoſſen
Iſt dir das Leben verleidet, warum noch mehr denn verlangſt du
Was nur wieder verdirbt und keine Befriedigung bietet,
Machſt nicht lieber der Qual und dem Daſein ſelber ein Ende?
Denn ich weiß nicht mehr was noch zu deinem Vergnügen
Fürder erſinnen ich ſoll; wie einmal geht es ja immer.

Friedrich der Große ſchrieb einmal an d'Alembert: „Wenn ich bekümmert bin leſe ich das dritte Buch des Lucrez, und dieſes tröſtet mich; es iſt ein Palliativ, aber für die Krankheiten der Seele haben wir keine andern Heilmittel.“ Sie laſſen ſich finden, wenn man im Geiſte den Urſprung des Lebens erkennt und eine Frage des Dichters in tieferm Sinne nimmt:

Sind wir nicht alle zuletzt von himmliſchem Samen entſprungen,
Alle von Einem Vater?

Lucretius trug ſeine Lebensanſicht in ſechs Geſängen vor; dem Ganzen gab er den Titel: Von der Natur der Dinge. Seine Sprache entſpricht ſeiner Stellung in der Geſchichte, er bildet den Uebergang der ältern, archaiſtiſchen Ausdrucksweiſe zu der durch Cäſar und Cicero feſtgeſtellten Claſſicität. Wie er die mythologiſche Gelehrſamkeit des Alexandrinerthums noch fern hielt, ſo auch die äußerliche Regelrichtigkeit; der Gedanke iſt ihm die Hauptſache, und ſchlingt ſich häufig aus einem Vers in den andern; Wohllaut und Härte wechſeln noch ohne rechtes Ebenmaß, die Hexameter ſind mehr wuchtig als zierlich, aber ſchwungvoller als bei den Vorgängern. Es koſtet ihm Arbeit die lateiniſche Sprache zur philoſophiſchen Darſtellung zu bilden; die herbe Friſche iſt noch nicht zu gleichmäßiger Klarheit und Milde gereift, aber ſie ſtimmt zur Urſprünglichkeit des Gefühls, und der Ton hebt und ſenkt ſich mit der Empfindung. Lachmann's vortreffliche Ausgabe iſt jüngſt einem Franzoſen und einem Deutſchen Veranlaſſung geweſen ſich eingehend über den Dichter auszuſprechen; früher ſchon hatte Goethe an Knebel's Ueberſetzung den Ausdruck ſeiner Hochſchätzung angeknüpft. Wir mögen es mit C. Martha bedauern daß die lautere Geſinnung und die hochfliegende Einbildungskraft des Römers nicht die ideale Weltanſchauung eines Platon zum Ausgangspunkt hatte, ſondern daß der Haß gegen den Aberglauben ihn die ſchönſten Wahrheiten opfern ließ, daß

er die Götzenbilder zerstörte ohne den lebendigen Gott zu finden. Aber dann müssen wir mit F. A. Märcker hinzufügen: Dadurch daß er Natur und Vernunft zu ewigen Leitsternen nahm und von den Menschen als solche angesehen wissen wollte, hat er sein Gedicht zu einem unsterblichen Denkmal der Erhabenheit des menschlichen Geistes gemacht; denn jedes bedeutende Streben welches auf das reine Licht der Wahrheit hingerichtet ist, muß ein unvergängliches sein, so wahr sich die Menschheit in ihrem nicht zu hemmenden Fortschritte auf diesem Wege befindet.

Virgilius singt von dem großen bahnbrechenden Vorgänger:

> Selig wenn es gelang der Dinge Natur zu ergründen,
> Und wer jegliche Furcht und das unerbittliche Schicksal
> Niedertrat, nicht achtend des Acheron gieriges Tosen.

Und Ovidius weissagte:

> Dann wann nahet der Tag wo Himmel und Erde vergehen,
> Sinken, erhabner Lucrez, deine Gedichte dahin.

Kein Zeitgenosse that es ihm gleich an Tiefe und Reichthum der Gedanken, vielmehr bildeten sich damals die Kleindichterbünde die durch gegenseitige Aufbesserung ihrer Verse und Lobpreisung ihrer Erzeugnisse sich hervorzuthun suchten, und den Verkehr in welchen Rom damals mit dem Morgenlande trat, dadurch literarisch abspiegelten daß sie mit den gelehrten Alexandrinern wetteiferten. Wie diese in ihren Büchern lebten und nicht die großen öffentlichen Angelegenheiten, sondern ihre persönlichen Verhältnisse in Schmerz und Freude besangen, so kann auch einer der Römer das Ausbleiben eines Liebesgedichts damit entschuldigen daß er auf dem Lande sei und seine Bibliothek nicht zur Hand habe, so gefielen auch sie sich in Anspielungen auf das Entlegenste um ihre Kenntnisse zu zeigen. Die griechischen Schulmeister ihrerseits nahmen zum Unterricht gern die Werke der alexandrinischen Schulgelehrsamkeit, und ließen nach diesen Mustern in schwierigem Formenspiel den mangelnden Gehalt durch elegante Phrasen ersetzen. Selbst ein echter Dichter, der sich aus solchen Kreisen erhob, Catullus, übte sich an der Uebersetzung des Kallimachos und füllte epische und elegische Versuche mit weitläufigen Beschreibungen und seltsamen Bildern, wie wenn er in rührender Klage des zu Troja gestorbenen Bruders gedenkt, dadurch an die Gattin eines der

Griechen erinnert wird die gegen dieſe Stadt gezogen waren, und nun die Tiefe ihrer ſehnſüchtigen Liebe mit der Tiefe des Abzugkanals vergleicht welchen Herakles bei Pheneos zur Entwäſſerung des Sumpfs gegraben zur Zeit da er die ſtymphaliſchen Vögel erlegte. Rhetoriſche Hülfsmittel um das mangelnde Gefühl zu erſetzen, zierliche Redewendungen, äußerliche Correctheit und die Glätte der Form für einen geringen Gehalt kamen durch dieſe Poetenſchulen in die römiſche Literatur. Catull ward durch eine glühende Liebesleidenſchaft und durch den Schmerz den ein geiſtreiches üppiges Weib ihm bereitete, aus dem Spiel mit gemachten Empfindungen herausgeriſſen, wenn auch ſeine Stimmung nun bitter wurde und ſich darin gefiel das Wurmſtichige an Perſonen und Zuſtänden bloßzulegen. Form und Inhalt decken einander in den Kleinigkeiten, die er ſelbſt als Tändeleien bezeichnete, die aber echte Gelegenheitsgedichte ſind, vom Drange des Augenblicks erzeugt, den unmittelbaren Erguß des bewegten Herzens ſtets mit naiver Friſche und wie die Sache es verlangte bald ſinnreich fein, bald mit muthwilliger Derbheit anſchaulich klar geſtaltend und dadurch verewigend. Jamben und Choliamben, trochäiſche Elfſilbler mit einem Dactylus an der zweiten Stelle, Glykoneen und ſapphiſche Strophen wechſeln je nach dem Inhalt. Er iſt groß im Kleinen, mag er die Geliebte ſchildern wie ſie dem Lieblingsſperling die zarten Lippen hinhält um ihn zum neckiſchen Biß zu reizen, oder wie ſie um deſſen Tod die Aeuglein roth weint, oder mag er die Treuloſe mit dem buntgefiederten Pfeil ins Herz treffen; mag er das heimiſche Sirmio am Gardaſee begrüßen, ſein Augapfel unter allen Inſeln, die ſchönſte Perle aller Halbinſeln, mag er die unwürdigen Günſtlinge Cäſar's mit ſchneidendem Hohn angreifen und bei ihrem Emporkommen wie ein Cato wiederholen daß es Sterbenszeit ſei, oder mag er zum heitern Lebensgenuß auffordern:

Leben wollen wir, Lesbia, und lieben!
All das grämliche Munkeln abgelebter
Weisheit müſſe dir keinen Deut bedeuten.
Sonnen können vergehn und wiederkommen,
Doch wenn unſer geringes Lichtlein einmal
Sinkt, dann ſchlafen wir eine Nacht für ewig.
Liebſte, küſſe mich tauſendmal und hundert,
Dann ein anderes tauſendmal und hundert,
Und ſo immer ein tauſendmal und hundert.

Dann, wenns Tausende sind genug, verwirren
Wir sie alle, daß keins die Summe wisse,
Und kein Neidscher unser Glück verderbe,
Wenn er sämmtlicher Küsse Zahl gefunden!

Seine Erbitterung läßt ihn in gemeine Schimpfworte ausbrechen, wenn man ihn selber für unkeusch ausgeben wollte, weil seine Verse so leicht kosen.

Denn keusch soll sich der fromme Dichter halten
Selbst, die Liederchen brauchen solches gar nicht,
Die dann eigentlich Saft und Salz gewinnen,
Wenn sie kosen so leicht, die losen Buhler,
Und mit üppigem Liebereiz erregen
Knaben nicht, die bemoosten Burschen sag' ich,
Die das dürre Gebein nicht rühren können.

Für innigern lyrischen Klang hatte er das rechte Vorbild in Sappho gefunden. Es gemahnt uns an diese, wenn er von der treulosen Clodia sagt:

Ob auch wahrhaft keinen sie liebt, sie saugt doch
Allen das Mark aus.

Fragt nicht mehr wie früher nach meiner Liebe,
Die durch ihre Schuld wie die Blum' am Rain der
Wiese hinsank, die im Vorüberziehen
Knickte die Pflugschar.

Anderes ist der Dichterin nachgebildet, wie jene Chorgesänge der Jünglinge und Jungfrauen beim Brautzug, aus der ich zwei Stellen mittheile; das Bild von der Rose hat dann wieder Ariost in mehrern bewunderten Strophen der neuern Poesie angeeignet.

Jungfrauen:

Hesperus, wandelt am Himmel ein Stern grausameren Scheines?
Der du ein Töchterlein kannst wegziehn aus Mutterumarmung,
Kannst aus Armen der Mutter die sträubende Tochter hinwegziehn,
Und dem erglühenden Mann hinliefern ein sittiges Mägdlein.
Feind' in eroberter Stadt was könnten sie Schlimmres beginnen?

Jünglinge:

Hesperus, leuchtet am Himmel ein Stern willkommneren Scheines?
Du deß Flamme den Bund der versprochenen Ehe besiegelt,
Welchen die Männer beschlossen zuvor und die Aeltern beschlossen,
Doch nicht eher erfüllt als wenn dein Segen heraufglüht.
Geht ein Göttergeschenk wohl über die selige Stunde?

Jungfrauen:

So wie die Blume verborgen erſprießt im Gartengehege,
Nie von der Heerde berührt, von der Pflugſchar nimmer verwundet;
Lüftlein koſen mit ihr, Thau tränkt und die Sonne belebt ſie,
Knaben verlangen nach ihr, nach ihr verlangen die Mädchen;
Doch ſobald ſie, gekuickt vom leiſeſten Finger, verblühn muß,
Wird von Knaben ſie nicht, noch wird ſie verlangt von den Mädchen:
So von Keinem berührt iſt der Ihrigen Wonne die Jungfrau;
Wenn ſie entweihet den Leib und der Keuſchheit Blüte verloren,
Reizt Jünglinge ſie nimmer, noch wird ſie geliebt von den Mädchen.

Jünglinge:

Wie auf nacktem Gefild einſam die verlaſſene Rebe
Nimmer empor ſich hebt, nie ſchwellende Trauben heranreift,
Sondern gebeugt ihr zartes Gewächs hinſchleicht an dem Boden,
Daß ihr äußerſter Sproß ſchon wieder die Wurzel berühret;
Nicht von dem Landmann wird ſie geſucht und nicht von dem Stiere;
Aber ſobald ſie dem Ulmbaum ſich vertraulich gegattet,
Wird von dem Landmann ſehr ſie geſucht und ſehr von dem Stiere:
So auch welkt, von Keinem berührt, im Alter die Jungfrau;
Doch wenn reif für die Liebe das Band ſie der Ehe gewonnen,
Wird ſie dem Mann erſt lieber und mindere Laſt für die Aeltern.

Theodor Heyſe, dem wir einen lesbaren deutſchen Catull verdanken, ſagt von ſeinem Liebling: „Eine freie Seele, ein warmes lebendiges Herz, jedem Eindruck aufgethan, und ihn raſch mit Uebermaß erwidernd, ſelbſtlos grenzenlos an das Nächſte hingegeben als ob eins alles wäre, in Liebe und Haß wie unerſchöpflich, thöricht, vermeſſen, aber treu und in allen Schwankungen der Leidenſchaft innerlichſt feſtgehalten an einem Ankergrunde des Gefühls für das Rechte, das die Götter wollen — und nun noch ein ſolcher Menſch ein Günſtling der Muſe, ihr über alles huldigend, unbedingt vertrauend, in ihrem Namen ſpielend, kämpfend, frevelnd, durch ihre Kraft die ſelbſtbereiteten Schmerzen beruhigend, — wäre denn eine ſolche Perſönlichkeit nicht unſerer Theilnahme werth?“

Zwei Tragiker am Anfang dieſer Epoche, Pacuvius und Attius, ſcheinen doch mehr Ueberſetzer und Redekünſtler als ſelbſtändige Dichter geweſen zu ſein; weder durch ſie noch durch Aſinius Pollio, Varius und Ovidius im auguſteiſchen Zeitalter kam die Tragödie zu volksthümlicher Blüte bei den Römern. „Sie waren die Tragiker der Weltgeſchichte, die ſo manches er-

ſchütternde Trauerſpiel an gefeſſelten und im Kerker verſchmachtenden Königen aufführten, ſie waren die eiſerne Nothwendigkeit der andern Völker, die allgemeinen Zerſtörer, um ſich zuletzt einſam mitten in einer einförmig gehorchenden Welt aus den Ruinen das Mauſoleum ihrer eigenen Würde und Freiheit aufzuthürmen. Ihnen war es nicht gegeben durch gemäßigte Accente des Seelenleidens zu rühren und mit ſchonender Hand die Tonleiter der Gefühle durchzuſpielen. Natürlich ſuchten ſie auch im Trauerſpiel mit Ueberſpringung aller Mittelgrade immer das Aeußerſte ſowol im Stoicismus des Heldenmuthes als in der ungeheuern Wuth verbrecheriſcher Gelüſte. Von ihrer alten Größe blieb ihnen der Trotz gegen Schmerz und Tod, wenn der ausſchweifende Genuß des Lebens endlich damit vertauſcht werden mußte." (A. W. Schlegel.) Triumphzüge, Thierhetzen, Gladiatorengefechte zogen ſie dem ernſten Schauſpiel vor; auch bei dieſem überwog das Intereſſe an der Aufführung den Sinn für die Dichtung; große Schauſpieler, wie Roscius, kamen zu Geld und Ehren, auf die Pracht der Gewänder und der Decorationen waren die Augen gerichtet. Alte Stücke von Livius Andronicus machte man dadurch anziehend daß in dem einen 600 Mauleſel über die Bühne gingen, in dem andern 3000 vergoldete Schilde zur Schau getragen und förmliche Gefechte geliefert wurden. Die alte Atellanenpoeſie floß mit dem Mimus der Griechen zu jenen Lebensbildern zuſammen in welchen Tanz und Muſik neben dem Dialog zu einer Darſtellung des hauptſtädtiſchen Thuns und Treibens verwerthet wurden. Der Ritter Laberius hatte ſich in jungen Tagen hierin ausgezeichnet; Cäſar beſtimmte ihn durch Befehl und Bitte daß er auch in ſpätern Jahren noch einmal als Dichter und Darſteller auftrat; er entſchuldigte ſich in einem Prologe, der alſo ſchließt:

Was bring' ich auf die Bühne? Schönheit, Anſtand,
Muthvolle Kraft des Geiſtes, Reiz der Stimme?
Ach wie dem Baum der Epheich durch Umklammern
Das Leben raubt, hat mich das Alter langſam
Umſchlingend ausgeſogen; einem Grab gleich
Behielt ich von mir ſelbſt nichts als den Namen.

Aus den gleichzeitigen Mimen von Syrus ſind uns zahlreiche Sittenſprüche erhalten, mitunter recht vortreffliche, z. B.:

Verzeihe gern, der eigenen Schuld gedenkend.

Sprichst du von Sorge, kannst du leicht sie tragen,
Der schwere Kummer macht erstarren, schweigen.

Beim Streiten um die Schale, über Worte
Geht oft die Wahrheit und der Kern verloren.

Auch ein Haar hat seinen Schatten.

An jedem Tage lebe
Als sei's dein Todestag.

Classisch wurden die Römer nunmehr in der Prosa. Hatte die höhere Bildung schon im geselligen Verkehr namentlich durch geistvolle Frauen zur Reinheit und Feinheit, zur Klarheit und Anmuth der Sprache geführt, so kam für die Männer das Studium der griechischen Vorbilder, eines Demosthenes und Isokrates, eines Xenophon und Thukydides hinzu um auf dem Gebiete der Staats- und Gerichtsrede wie der Geschichtschreibung jetzt in schlichter Erzählung und einfacher Satzbildung und jetzt in der Verkettung von Grund und Folge zu periodologischer Fülle und ebenmäßiger Rundung und in einem zu Fragen und Ausrufungen sich steigernden nachdrucksvollen Erguß der Gemüthsbewegung den Gedankengang zu entfalten und dabei auf den Tonfall der Worte, auf den Wohlklang im Einzelnen und auf die rhythmische Belebung des Ganzen fast das gleiche Gewicht wie auf die innere Gestaltung des Gehalts zu legen, das Ohr zu bezaubern um die Empfindungen und Vorstellungen zu beherrschen. In dieser Harmonie des Innern und Aeußern hat sich die macht- und prachtvolle Prosa der Römer zu einer Vollendung erhoben in welcher der Geist des Volks und seiner Sprache die naturgemäße Kunstform gewann. Bei dem Eindringen so vieler fremder Elemente in die Hauptstadt lernte man das ursprünglich hier Ausgebildete, organisch Erwachsene in der Sprache von den neuen Mischungen unterscheiden und als Urbanität gegenüber der vulgären Rede bezeichnen; Einzelne, wie der Redner Hortensius suchten dieser letztern Geltung zu verschaffen, allein wie damals gegen die kleinasiatische Verwilderung des Griechischen sich die Schule von Rhodos der asiatischen Reinheit und Strenge wieder befliß, so waren es Cäsar und Cicero welche in Rom das echt Römische nun mit selbstbewußtem Geiste festhielten und in sich künstlerisch abschlossen. Wie der Schiffer die Klippe, so soll nach Cäsar's

Gebot der Redner, der Schriftsteller jedes fremdartige Wort, das altverschollene wie das neuherbeigebrachte, vermeiden. Noch schwankende Beugungen so gut wie die Rechtschreibung wurden von ihm festgesetzt, und von Cicero ward in einer Reihe von Schriften, in Briefen, Abhandlungen, Reden, das stilistisch Mustergültige mit großer Sorgfalt für den Satzbau, den Tonfall und die Wahl der Worte bewunderungswürdig durchgeführt. Derselben Reinheit und Strenge befliß sich Catullus auf dichterischem Gebiet für den Ausdruck wie für die Versmaße. Diese römische Classicität ist nicht von jener naiven Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit wie bei Homer, Sophokles, Platon, das Studium, die bewußte Absicht, der energische Wille hat sie gemacht, und wenn wir uns ihrer eigenthümlichen Vorzüge erfreuen, so läßt sich dabei nicht leugnen daß unter der Herrschaft des ihr gegebenen festen Gesetzes die Sprache erstarren mußte. Was für die Gegenwart organische Form war, das ward, ein für allemal zur gültigen Norm erklärt, nothwendig zu jenem äußerlichen Formalismus, der so vielfach das romanische Wesen kennzeichnet. Die Zeit Cäsar's und Cicero's und die ihr sich anschließende Dichtergeneration bildet das kurze goldene Zeitalter der römischen Literatur.

Cäsar schrieb seine Denkwürdigkeiten der gallischen Feldzüge und des Bürgerkriegs in demselben Geist aus welchem er handelte oder vor dem Volk und dem Heer redete, unmittelbar aus seiner großen Natur, in deren Vollbesitz er stets durch selbstbewußte Geistesgegenwart sich befand. Offen und klar, voll gediegener Kraft, in lebendigem Flusse bewegt sich seine Darstellung ohne künstlichen Schmuck, dem Zwecke gemäß, ein treuer Spiegel der Begebenheiten wie der Seele Cäsar's. Sein Verstand sei ein imperatorischer gewesen, ein solcher wie ihn der Held zum Handeln und Siegen braucht, ohne andere überflüssige Zugabe, sagt Friedrich Schlegel, und fügt hinzu: „An dieser imperatorischen Einsicht und Gewalt übertreffen denn auch seine Commentarien selbst die größten historischen Kunstwerke der Griechen, sowie durch die römische Größe und durch jene den Römern eigenthümliche und in Cäsar's Familie einheimische Urbanität und geistreiche Art der fröhlichen gesellschaftlichen Stimmung, welche überall hindurchschimmert."

Von andern Historikern nenne ich Cornelius Nepos und Sallustius. Der erste schrieb das Leben berühmter Männer aus Griechenland und Rom zur Belehrung und Unterhaltung wie

zum Vorbild für die Jugend ſchlicht und gemächlich, der andere widmete ſich der Darſtellung der Zeit des ſittlichen Verfalls und der innern Wirren ſeit der Zerſtörung Karthagos bis auf Cäſar's Regierung, und es ſind uns neben Bruchſtücken des umfaſſenden Werks die Monographien über Catilina und Jugurtha erhalten. Seine Darſtellung iſt geiſtreich und geſucht. Er leitet die Ereigniſſe aus den Charakteren ab, und begründet dieſe wieder auf die öffentlichen Zuſtände; er ahmt den gedrungenen Stil und die männliche Kraft des Thukydides nach, gefällt ſich dabei aber in Sentenzen die er zu räthſelhafter Kürze ausſpitzt, und in alterthümlichen Wörtern und Wendungen; er ſtudirt darauf wie er im ganzen und einzelnen die Erwartung ſpanne und in überraſchender auffälliger Weiſe befriedige, er ſchleift im einzelnen ſeine Sätze zu Epigrammen aus. Führer und Gebieter im Leben der Sterblichen iſt ihm der Geiſt; der treibt den Menſchen daß er nicht unbemerkt den Thieren gleich durchs Leben wandle. Aber der Ruhm von Reichthum und Schönheit iſt ſchillernd und vergänglich, während die Tugend in ewiger Klarheit glänzt. Die Macht wird leicht mit den Grundſätzen behauptet durch welche ſie zuerſt gewonnen worden; aber wo Thätigkeit durch Faulheit, Selbſtbeherrſchung und Gerechtigkeit durch Genußſucht und Launenhaftigkeit verdrängt ſind, da wandelt ſich mit den Sitten zugleich das Glück, da verliert das Volk mit der innern Kraft und Würdigkeit auch die Freiheit, und die Macht fällt vom weniger Tüchtigen immer dem Tüchtigſten zu. Von dieſem Geſichtspunkt aus ſchildert Salluſtius meiſterhaft wie das allgemeine Sittenverderbniß und die Misregierung der Ariſtokratie einen Catilina veranlaßten ſich durch Mord und Brand des Staats bemächtigen zu wollen um ſich und die Seinen durch Plünderung zu bereichern; vortrefflich ſind Cäſar und Cato durch ihre Reden einander gegenübergeſtellt und charakteriſirt.

Auf der Kunſt der Proſa, auf dem Stil welcher die Natur der lateiniſchen Sprache zu künſtleriſcher Vollendung durchbildete, beruht Cicero's Größe und weltgeſchichtliche Bedeutung. Er war weder als Denker tief und eigenthümlich, noch als Charakter feſt, noch als Staatsmann durch Erkenntniß der Weltlage und durch ſelbſtändige Geiſteskraft ausgezeichnet; gegen Catilina hatte er nur mit Worten gedonnert, und da ſich die rechten Herolde ſeines Ruhmes nicht finden wollten, ward er ſelber nicht müde griechiſch und lateiniſch, in Vers und Proſa ſein Conſulat zu feiern, auf-

daß keine Art von Selbſtlob von ihm übergangen würde. Er rief immer noch: „Weiche der Toga das Schwert!“ als längſt die Feldherren das Heft in der Hand hatten, und er bekennen mußte daß er ein rechter Eſel geweſen ihnen gegenüber es mit dem Senate zu halten. Als dann Cäſar und Pompeius ſich entzweiten, ſchwankte er rathlos her und hin; er pries ſpäter Cäſar's milde und weiſe Regierung, aber nicht minder deſſen Ermordung, wie wenn dadurch die Freiheit hergeſtellt wäre, und mußte gar bald das Elend des Vaterlandes beklagen. Er wußte ſo wenig wie Brutus und Caſſius das Volk zu führen, er verſtand es nur gegen Antonius ſeine eifernde Stimme zu erheben und zog ſich dadurch die Aechtung von Seiten der Triumvirn zu, welche handelten während er redete. Aber ſeine allſeitige Bildung war es welche die Augen auf ihn lenkte, und hierdurch war er in ſeinen Reden ein tonangebender Lehrer des Volks. Der rechtskundige römiſche Sachwalter hatte ſich in Griechenland äſthetiſch geſchult, von den Philoſophen hatte er gelernt an den beſondern Fall die Erörterung allgemeiner Ideen anzuknüpfen, von den Dramatikern bald das ergreifende Pathos und bald den erheiternden Witz ſpielen zu laſſen, und ſo wußte er auch den trockenen Stoff geſchmackvoll und anziehend zu behandeln; was der Redner geſprochen das feilte der überarbeitende Schriftſteller, und was er ſchrieb das gewann jenes rhetoriſche Gepräge, das den Römern ſo zuſagte; indem er belehrte wußte er anzuregen und zu unterhalten. Er ſelbſt ſah mehr darauf wie er ſchrieb als was er ſchrieb; aber daß er durch ſeine Sprachgewalt unſterblich geworden, hat kein Geringerer als Cäſar mit neidloſer Lobesſpende zuerſt ausgeſprochen, wenn er erklärte zum angemeſſenen Ausdruck der Gedanken habe Cicero den reichen und vollen Stil hinzugefügt, als deſſen Schöpfer und Meiſter er ſich um den Namen und die Würde des römiſchen Volkes wohlverdient gemacht habe; dieſer Lorber ſei werthvoller als ein Triumphzug, denn es ſei herrlicher die Grenzen des römiſchen Geiſtes als die des Reiches zu erweitern.

Zur Zeit da die Verbindung von Pompeius und Cäſar das Anſehen des Senats und der Tribüne in Schatten ſtellte, ſehnte ſich Cicero nach den verſchwundenen Zuſtänden, wo man im öffentlichen Dienſte ohne Gefahr oder in Muße zugleich mit Würde leben konnte, und unternahm er es das Weſen und die Kunſt des Redners theoretiſch zu betrachten. Er folgte hier dem

Vorbilde der größten griechiſchen Denker, indem er im Stoffe ſich an Ariſtoteles anlehnte, aber die eigene mannichfaltige Erfahrung wie die geſchichtlichen Erinnerungen Roms hinzubrachte, und in der Form zwar die Anmuth der Charakterzeichnung und die dialektiſche Gedankenerzeugung Platon's nicht erreichte, aber doch eine würdevolle und anziehende Einkleidung für ſeine Lehren dadurch gewann daß er die beiden hervorragenden Redner der frühern Zeit zu Führern des Geſprächs machte, ihnen einen alten Krieger, einen witzigen Geſellſchafter und zwei ſtrebſame jüngere Männer geſellte und dieſe ſelbſt lebendig zu ſchildern und aus der ländlichen Stille eines reizenden Gartens am Albanergebirge den Blick auf das vielbewegte Treiben des römiſchen Forums zu lenken verſtand. In Antonius und Craſſus ſtellt er die beiden Richtungen gegenüber, für deren eine das Herz den Redner macht, die Beredſamkeit auf Naturanlage und Uebung beruht, eine Tugend iſt und durch die Perſönlichkeit des Sprechenden ihr Gewicht erhält, während die andere die philoſophiſche Geiſtesbildung, die Fülle der Sachkenntniſſe, die bewußte und künſtleriſche Beherrſchung aller Mittel der Sprache und des Vortrags hervorhebt. Im erſten Geſpräch ſteigt allmählich das Idealbild des Redners, der beide Richtungen vereint, vor unſern Augen empor, im zweiten wird die Behandlung des Stoffes, im dritten Form und Vortrag erörtert. Selbſt Cicero's ſchärfſter Kritiker, Theodor Mommſen, bekennt daß hier das Lehr- und Leſebuch auf geſchmackvolle Weiſe glücklich verſchmolzen ſei; und ein Gleiches gilt von den literarhiſtoriſchen Erörterungen über die berühmten Redner, die Cicero ſeinen Freunden Brutus und Atticus in den Mund legt. Die Geſpräche vom Staat bilden den Uebergang zu den philoſophiſchen Schriften, die Cicero in ſeinem Alter verfaßte, und ſuchen den Gedanken auszuführen daß in der römiſchen Verfaſſung das von den griechiſchen Denkern angeſtrebte Ideal verwirklicht ſei.

Cicero hatte in der Jugend ſich mit Philoſophie beſchäftigt um durch ſie die allgemeinen Geſichtspunkte wie die dialektiſche Gewandtheit für ſeine Rednerlaufbahn zu erwerben. Als Cäſar an der Spitze des Staates ſtand, wollte er der Ariſtoteles dieſes Alexander's werden und ihn durch ein Sendſchreiben über die Regierung aufklären, fand aber bald daß ſeine Phraſen neben den organiſatoriſchen Ideen des Herrſchers unnütz waren. Damals ſchrieb er ſeinen Freunden daß er zwei Mittel beſitze ſich aufrecht

zu erhalten, die Kenntniß der edelsten Wissenschaften und den Ruhm der größten Leistungen, wovon das eine ihm nicht bei Lebzeiten, das andere selbst nicht im Tod entrissen werden könne; seine Neigung zur Philosophie wachse mit jedem Tag, sowol weil man mit den Jahren immer reifer werde zur Weisheit, als auch wegen der Noth der Zeiten, in welchen nichts anderes den Geist vom Kummer erlösen könne.

Wir haben früher gesehen wie die griechische Philosophie selber bei dem Zusammensturz des freien Volkslebens sich in die Innerlichkeit des Individuums zurückzog, das in ihr Trost und Halt suchte und fand, und wie die verschiedenen Systeme doch in dem Ziele, der Seelenruhe und der Selbstgenugsamkeit des Weisen, übereinstimmten. Die Unterschiede der Ausgangspunkte und des Weges hatten sich im Kampf der Schulen abgestumpft, und Dogmatiker wie Skeptiker näherten sich in der Annahme daß man für das Leben bestimmter Grundsätze bedürfe, sonst aber das Wahrscheinliche suchen müsse, und daß die bedeutendsten Denker in der Hauptsache übereinstimmten, das andere aber aus den mannichfaltigen Systemen ausgewählt werden könne je nachdem es dem Wahrheitsgefühl des Einzelnen zusage. Gerade das war es was die Römer bedurften und verlangten, die nicht die Erkenntniß, sondern das Handeln zum Zwecke ihrer Studien machten, und unter ihrem Einfluß hatten die Griechen den Eklekticismus vorbereitet, den nun Cicero nach Rom verpflanzte. Wie zwischen den Optimaten, Pompeius und Cäsar in der Politik, so schwankte er allerdings ohne originale speculative Kraft und Einsicht zwischen den Systemen hin und her, und suchte dasjenige was für das praktische Leben am meisten für sich habe und was dem innern Sinne zusage, da die sittlichen Begriffe von Natur in der Seele liegen und gleich dem Gottesgedanken bei allen Völkern ohne Verabredung auf gleiche Weise gefunden werden. Er meinte dadurch frei zu sein daß er principlos in den Tag hineinlebte, und aussprach was ihm gerade wahrscheinlich dünkte. Er konnte so viel und so rasch zusammenschreiben, weil er griechische Bücher auszog und überarbeitete. Seine Werke sind eine schlechte Quelle für die ältere griechische Philosophie, und sind ohne die Strenge und Folgerichtigkeit des eigenen Denkens; aber er überträgt die Probleme der Schule in das Leben, er sucht die Moral der Schule mit den weltmännischen Lebensansichten zu vereinigen, mit rednerischem Glanze des Vortrags dem Herzen eingänglich zu

machen und so eine humane Bildung zu erwerben und zu verbreiten. Epikureer, Stoiker, Akademiker läßt er ihre Ansichten über das höchste Gut, über Tugend und Glückseligkeit, oder über das Wesen der Götter vortragen. Dann behandelt er einzelne Fragen aus dem Gebiete der praktischen Philosophie in populärer Weise um die Furcht vor dem Tode zu bekämpfen oder Anweisungen zu geben wie der Schmerz zu überwinden und die Leidenschaften zu beherrschen seien um den Frieden und den Gleichmuth der Seele zu erlangen, und sucht den Pfad der Tugend als den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Er spottet des Aberglaubens und der Wahrsagerei, und lehrt dafür den Glauben an Einen geistigen Gott und seine Vorsehung, an die Unsterblichkeit der Seele. Er entwirft eine Darstellung von den Tugenden und Pflichten der Menschen, indem er die stoische Strenge durch die weltmännische Erfahrung mildert, auch dem Angenehmen und Nützlichen sein Recht und seine Sphäre läßt, immer aber darauf zurückkommt daß es Werth und Bestand durch den Bund mit dem Guten empfange. Dabei ist er hier wie überall reich an Beispielen aus der römischen Geschichte. Er läßt in zwei kleinen aber vorzüglichen Schriften uns endlich einen Blick in sein Gemüth thun, wenn er, der Greis, dem hochbetagten Cato seine Ansichten über das Greisenalter in den Mund legt und darthut wie der Mensch die Weisheit des Alters und die Geisteskraft der Jugend vermählen soll, oder wenn er dem Freunde seine Gedanken über die Freundschaft kundgibt und den Lälius das Glück derselben preisen, den innigen Liebesbund gleichgestimmter Seelen für das Gute warm und überzeugend empfehlen läßt.

Für den Fortschritt der Philosophie hat Cicero allerdings wenig gethan, aber die philosophische Bildung zu verbreiten das Seinige beigetragen, und da seine Schriften schon den Kirchenvätern zur Hand waren, dann aber im Mittelalter wie am Beginne der Neuzeit immer wieder gelesen wurden, und bald die Kunde des Alterthums den neuen Völkern brachten, bald ein Handbuch humaner Gesittung neben der dogmatischen Autorität und dem Schulgezänke waren, so sind sie ein Glied in der Kette des Culturzusammenhanges der Weltgeschichte, und bezeugen uns die Vermittlerrolle welche Rom in Bezug auf die nationale griechische Weisheit und Kunst und auf eine allgemein menschliche Bildung hat.

Noch mögen wir des größten römischen Gelehrten erwähnen,

den Cäsar zum Vorstande der hauptstädtischen Bibliothek berief, Marcus Terentius Varro. Neben seinem umfassenden Werk über die Alterthümer der göttlichen und menschlichen Dinge, neben einer Fülle ernster Abhandlungen schrieb er auch satirische Lebensbilder in kecker Mischung von Vers und Prosa. Ueberhaupt ersehen wir aus Cicero's Briefen wie die Gabe und die Kunst vortrefflicher Darstellung eine weitverbreitete war, wie die Schule und das Leben zugleich in dem damaligen Rom die höhere Menschenbildung allgemein machte, und wie die Literatur ein großartiges Gepräge dadurch gewann daß die leitenden Staatsmänner an ihr werkthätigen Antheil nahmen.

Die Einigung mit Griechenland gab sich in der Architektur durch die Verwerthung des Marmors in den Prachttempeln kund die Q. Metellus Macedonicus um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. innerhalb eines gemeinsamen Säulenhofes für Jupiter und Juno erbaute und mit hellenischen Bildwerken schmückte. Der glänzende Neubau des capitolinischen Jupitertempels durch Sulla bewahrte die ursprünglichen etruriſchen Formen. Hervorragende Persönlichkeiten suchten fortan beim Ringen nach der Herrschaft die Gunst des Volks nicht blos durch Spiele, sondern auch durch Gebäude für dieselben zu gewinnen. Der Kern der Theater war anfänglich von Holz, aber kostbar mit edeln Metallen, Elfenbein und Teppichen bekleidet und mit Zeltdecken überspannt. Das Theater des Metellus Scaurus faßte 80000 Zuschauer; 360 Marmorsäulen und 3000 Erzstatuen schmückten die Bühnenwand. Curio errichtete ein Doppeltheater, dessen Halbkreise aneinander lehnten, sodaß man im einen in entgegengesetzter Richtung wie im andern nach der Bühne hinsah; hatte man auf diese Art zwei verschiedene Dramen aufgeführt, dann blieben die Bühnenwände stehen, aber die Sitzräume bewegten sich und mittels eines ungeheuern Mechanismus schwangen sie sich sammt dem versammelten Volk herum und schlossen sich zu einem Amphitheater zusammen, innerhalb dessen nun Kampfspiele stattfanden. Pompeius errichtete das erste steinerne Theater in Rom. Cäsar wetteiferte auch hier mit ihm, und begann den kolossalen Neubau des Circus maximus aus der Königzeit in dem der Welthauptstadt passenden Maßstabe, sodaß er nun 250000 Zuschauern Raum bot. Neue Basiliken schmückten das Forum, ja Cäsar legte in seiner Nähe ein zweites an, indem er einen Tempel der Stammmutter seines, des iulischen Geschlechtes, der Venus Genitrix, mit Säulenhallen umgab,

und hinter ihnen Gemächer anbrachte. Für die Volksverſammlungen ſollten die iuliſchen Schranken dienen, ein ebenfalls von Säulenhallen umgrenzter Platz in der Nähe des Marsfeldes. Noch heute erfreut uns zu Tivoli die herrliche Ruine des Veſtatempels, eines zierlichen ſäulenumſtellten Rundbaus auf ſteiler Felshöhe über der Schlucht in welche der Sturz des Anio hinabſchäumt; noch heute begrüßen wir an der appiſchen Straße das Grabmal das der reichſte der Römer, Craſſus, ſeiner Gemahlin Cäcilia Metella errichtete, auf viereckigem Unterbau einen gewaltigen thurmartigen Steincylinder, unter deſſen kräftig abſchließendem Geſims die Stierſchädel des Todtenopfers zwiſchen Blumengewinden den Fries ſchmücken; noch heute ſehen wir wie dem Bäcker Eurykakes ein Monument gleichſam aus den in Stein nachgebildeten Kornmaßen erbaut worden, die er im Leben handhabte, die ſich bald ſäulenartig übereinander ſchichten, bald nebeneinander ordnen um die Hauptlinien zu bilden und allerlei Zierrath einzurahmen.

Das altitaliſche Wohnhaus hatte ſeinen gemeinſamen Hauptraum, das Atrium, in der Mitte, und rings beſondere Gemächer an ihn angelehnt; jener war hofartig, und enthielt den Herd, ſodaß die Decke einen offenen Rauchfang hatte, und unter demſelben eine Vertiefung für das einfallende Regenwaſſer angebracht war. Die Römer behielten die Grundform bei; das Atrium ward zur Säulenhalle um den unbedeckten Mittelpunkt, Säle lagerten ſich daran, Gänge führten zu neuen Prachthöfen und prunkvollen Gemächern; Stockwerk thürmte ſich über Stockwerk in den Paläſten der Städte. In den Anlagen der Gärten und Villen entfaltete die Phantaſie ein glänzendes Spiel architektoniſcher Formen und räumlicher Anordnungen in wohlberechnetem Zuſammenklang mit der landſchaftlichen Natur.

Schon die Unterwerfung Unteritaliens hatte die Römer mit Schöpfungen des helleniſchen Meißels bekannt gemacht, und wenn die Eroberer zunächſt die Götter der bezwungenen Städte heimführten, ſo begann danach das Beſtreben den Triumph des ſiegreichen Feldherrn mit Bildwerken zu ſchmücken. Bald durfte ſich einer der Kämpfer gegen Hannibal, Marcellus, rühmen daß er ſeine Mitbürger gelehrt habe Griechenlands bisher nicht verſtandene Schönheitswunder zu ſchätzen, als er von Syrakus die herrlichen Werke mitnahm nicht blos um ſeinen Einzug in Rom, ſondern auch Tempel, Hallen und Plätze ſtatt mit barbariſcher

Rüſtung und blutiger Waffenbeute mit herzerheiternden und anmuthigen Bildſäulen zu ſchmücken. Der alte Zauderer Fabius ſagte zwar dagegen: Wir wollen den Tarentinern ihre erzürnten Götter laſſen. Allein das nachwachſende Geſchlecht ward unter dem Einfluſſe des griechiſchen Geiſtes groß, und als Flamininus, Lucius Scipio, Aemilius Paullus, Metellus Macedonicus und Mummius über Makedonien, Kleinaſien und Hellas triumphirten, da folgten ihnen Hunderte von Wagen mit Statuen und Gemälden, Reliefs und Vaſen um ein öffentlicher Schmuck der Vaterſtadt zu werden, und nach den Tagen Cäſar's mochte der vielgereiſte Strabo nicht blos die monumentalen Bauten Roms ſo impoſant finden daß die Wohnſtadt nur wie ein Nebenwerk erſcheine, ſondern auch hinzufügen: „Tritt man auf das alte Forum und ſieht wie eins ſich an das andere reiht, erblickt man da die ſtolzen Hallen der Baſiliken, die Tempel, das Kapitol und die herrlichen Kunſtwerke die dort und im Palatium und im Säulengange der Livia ſtehen, dann vergißt man leicht alles was man außerhalb geſehen hat."

So ward der Kunſtſinn der Römer geweckt und gebildet, und fortan ſuchten auch die hervorragenden Männer ihre Wohnzimmer, Hallen und Landhäuſer mit plaſtiſchen Werken zu zieren; ſie wurden Kunſtliebhaber, und ein Lucullus benutzte ſeinen Reichthum zu glänzenden Ankäufen, während andere, wenn ſie als verwaltende Beamte in den Provinzen waren, Schenkungen erzwangen oder für kleine Summen ſich Großes überliefern ließen, wie Verres in Sicilien gethan. Er war Kenner und Enthuſiaſt, ſein Gegner Cicero nennt ſich einen Laien, beweiſt aber wie allgemein verbreitet die Bildung auf dieſem Gebiete war, wenn er den Stil der verſchiedenen Redner durch Vergleiche mit den Plaſtikern zu bezeichnen weiß und dabei auf das Verſtändniß ſeiner Leſer rechnen kann. Ihm iſt Schönheit die Wohlgeſtalt des Zweckmäßigen, und das Weſen der Sache kommt mit Nothwendigkeit in der ſchönen Form zur Erſcheinung; ihm entſpringt die Kunſt aus der innerſten Natur des Menſchen, und ſie hat nichts geleiſtet wenn ſie dieſe nicht wiederum bewegt und erfreut; ihm dünkt die feſte treue Liebe, mit welcher griechiſche Städte an vorzüglichen Kunſtwerken hängen, des Schutzes und des Preiſes werth. Ueberhaupt nehmen die Schriftſteller ſo viel Bezug auf die bildende Kunſt daß nach K. F. Hermann's vortrefflicher Darlegung ein tiefer gehender Kunſtſinn den Römern nicht mehr ab-

gesprochen werden kann, und ganz bezeichnend ist die Geschichte wie später einmal Tiberius die Statue des Apoxyomenos (des sich den Staub abschabenden Ringers) von Lysippos, welche Agrippa öffentlich aufgestellt, aus Vorliebe für sie in seine Gemächer versetzte, aber vom Volk, das sie nicht missen wollte, genöthigt wurde sie wieder zum Gemeingut zu machen. Von den Schöpfungen eines Phidias blieben zwar die kolossalen Cultusbilder und die Skulpturen des Parthenon an ihrer ursprünglichen Stelle, aber vorzügliche Erz- und Marmorwerke von ihm und dann vornehmlich von Skopas, Praxiteles, Lysippos und ihren Schülern wanderten nach Rom, und wir dürfen kühn behaupten daß sie auf diese Weise für die Nachwelt gerettet wurden, wenn auch selten im Original, so doch in Copien und in ihren Wirkungen. Als die griechischen Staaten der Zerrüttung anheimfielen und die Kunst des Schutzes bedurfte, ward er hier hochherzig von den Römern geboten, und so haben sie auch auf diese Weise die Vermittlerrolle zwischen Hellas und dem neuern Europa übernommen.

Allein das war nicht ihr einziges Verdienst; sie erweckten auch eine Nachblüte der griechischen Kunst und gelangten durch sie zu eigenthümlichen historischen Darstellungen und meisterhaften Porträtbildungen. Wie Homer, das Dreigestirn der Tragiker, Sappho und Alkaios für ihre Dichter Muster wurden, wie ihre Redner und Geschichtschreiber auf Demosthenes und Thukydides sahen, und wie sie dadurch die Alexandriner übertrafen, so fühlte sich ihr großer Charakter auch in der bildenden Kunst zu dem Formenadel und der erhabenen Anmuth eines Phidias und Praxiteles hingezogen, und die Schöpfungen dieser classischen Zeit wurden durch sie Norm und Muster für neue Werke die sie veranlaßten. Hatte doch Aemilius Paullus in Olympia staunend ausgerufen: hier sei das wahre Bild des Zeus wie Homer von ihm gesungen habe. Und so entfaltete sich unter dem Einflusse der Römer vornehmlich in Athen eine Nachblüte der bildenden Kunst, welcher wir viele der bewundertsten Werke unserer Museen verdanken. Wenn auch die Productivität des Dichtens und Denkens mit der Freiheit erloschen war, Athen bewahrte die Geistesbildung der Vorzeit in der Erinnerung, und ward zu einer Hochschule für die Römer. Wie sehr aber die Plastik die eigentlichste Offenbarungsweise des Griechenthums war, erweist sich auch dadurch daß sie noch jetzt und sie allein so Glänzendes leistete. Keine

neuen Ideale werden geschaffen, keine neuen Gedanken in selbständigen Formen ausgeprägt, aber die attische Schule bleibt in Bezug auf Gehalt, Auffassung und Darstellung der ursprünglichen idealen Richtung treu. Die frische Naturanschauung wird allerdings durch das Studium der alten Meister ersetzt, aber das Schöne und Große wird groß und schön auf freie Art reproducirt, die besondern Motive welche für die einmal gefundenen und bewahrten Typen der Götter und Heroen gewählt werden, sind ihnen gemäß ersonnen, der Rhythmus der Bewegung ist wohlerwogen, die technische Durchbildung von vollendeter Feinheit, die Linienführung ebenso lebensvoll als weich und zart in den Uebergängen. Freilich im Vergleich mit ihren Vorbildern fehlt ihnen eines, die Weihe der Originalität, der Hauch ursprünglicher und selbstvergessener Schöpferfreudigkeit, der aus der Seele des genialen Künstlers unbewußt und absichtslos auf das Werk überströmt; denn an die Stelle der Naivetät ist die Rücksicht auf den Meister wie auf den Beschauer getreten, und das Glänzende, Effectvolle oder Reizende soll einen Ersatz versuchen für jene unnachahmliche stille selbstgenugsame Hoheit und Keuschheit, die dem Gebilde des Genius nur dann eignet wenn er nichts wollte als der eigenen Begeisterung genügen und das Schöne hervorbringen, weil nur in diesem die Wahrheit sich vollendet.

In den Kreis dieser Künstler gehören Apollonios und Glykon von Athen, von welchen zwei Heraklesdarstellungen erhalten sind, der berühmte vatikanische Torso vom erstern, die farnesische Kolossalstatue vom andern. Beide bildeten den ruhenden Helden, dort sitzend, hier stehend auf seine Keule gelehnt; wenn dieser über die schweren Mühen des Daseins wehmüthig zu sinnen scheint, so versetzt uns der Leib von jenem in eine Stimmung nach welcher wir uns das leider verlorene Antlitz von Siegesfreude verklärt denken mögen, wenn auch der Felsensitz noch auf die Erde deuten soll, während Winckelmann diesen Heros bereits für den in den Olymp aufgenommenen Gemahl der Hebe hielt. Es ist bekannt daß Michel Angelo, da seine Augen trüb wurden, an dem vollschwellenden Muskelspiele dieser Brust, dieses Rückens mit fühlender Hand sich erquickte. Die Anlage des Ganzen ist erhaben, die Ausführung des Einzelnen weich und sanft verfließend. Glykon hat an seiner Statue den Kopf verkleinert, Brust und Schultern aber zu größtmöglicher Breite verstärkt, um den Eindruck gewaltiger Wuchtigkeit zu erlangen; Winckelmann

ſagt von den Muskeln daß ſie wie gedrungene Hügel liegen, weil es des Künſtlers Abſicht geweſen die ſchnelle Springkraft ihrer Fibern auszudrücken und dieſelbe nach Art eines Bogens in die Enge zu ſpannen; mir macht es den Eindruck als ob er die Muskeln wie dem kämpfenden Helden die Anſtrengung und Bewegung ſie emporgetrieben, ihm auch in der Ruhe gelaſſen und zur bleibenden Eigenthümlichkeit verliehen, was an jene Nachfolger Michel Angelo's erinnert welche die kühnen Stellungen, die kraftſtrotzenden Formen des Meiſters auch auf ſolche Geſtalten übertrugen für welche kein innerer Grund oder äußerer Anlaß dafür vorhanden war. — Auf dem Quirinal in Rom ſtehen zwei Roſſebändiger; die Gewalt der ſich bäumenden Thiere, der ihnen Halt gebietenden Jünglinge iſt ſo großartig wie lebendig im koloſſalen Maßſtab ausgeführt und kommt durch ihn zur vollen Wirkung; alte Inſchriften nennen ſie zwar irrthümlich Arbeiten des Phidias und Praxiteles, aber ein Vorbild für ſie dürfen wir im panathenaiſchen Reiterzug des Parthenonfrieſes annehmen; der zur Stütze dienende Panzer deutet auf die Römerzeit. Die ruhig und gern tragende Karyatide des Vatikans iſt ein wohlgelungenes Nachbild der Jungfrauen welche die Decke des Pandroſions emporhalten.

Den Gegenſatz zu jenen Heroengeſtalten bildet ein Kleinod der Zartheit und des Liebreizes, die mediceiſche Venus von Kleomenes. Allerdings iſt ſie der Götterhoheit entkleidet, und veranſchaulicht ſchmeichelnd hold die knospenhafte Schönheit der irdiſchen Jungfrau, während dieſelbe Stellung und Haltung züchtiger bei der capitoliniſchen Venus in entfalteter weiblicher Fülle wiederkehrt. Dieſe Haltung iſt keineswegs unbefangen und der Blick geht verlangend in die Ferne, während um den Mund ein Gefühl ſinnlicher Wonne ſpielt. Von verwandter Feinheit iſt die im Bad kauernde Venus; ſie ſieht ihr Bild im Spiegel der Wellen; „die geſchmeidigen Formen des zartgegliederten Götterleibes ſcheinen von dem Künſtler in den engſten Raum zuſammengedrängt um ſich vor den geiſtigen Blicken des Beſchauers um ſo klangreicher wieder aufzulöſen". (E. Braun.) Von gleicher Anmuth iſt eine aus dem Bad aufſteigende Aphrodite, gleichfalls im Vatikan, wie die vom Morgenthau erfriſchte Blume ſanft und mild, in ſich beglückt. So treibt das Ideal des Praxiteles immer neue Knospen der Schönheit.

Die ſchlummernde Ariadne des Vatikans, im breiten Stil

meiſterlich ausgeführt, verbindet wieder Göttergröße und Wohlgefälligkeit im Contraſt des faltenreichen Gewandes mit dem edeln Linienfluß ihrer Glieder. Der Dionyſosbraut geſellt ſich Melpomene im Louvre, in der erhabenen Würde der Geſtalt und der Milde des Antlitzes ein Bild der Sophokleiſchen Tragödie, die Chorführerin des Muſenreigens der uns in der Rotunde des Vatikans auch in den Copien ſo ſinnig heiter empfängt.

Die Diana von Verſailles iſt die trefflichſte Darſtellung von Artemis der Jägerin, die hier aber als Schirmerin der Hirſchkuh erſcheint, über deren Kopf ſie die Linke hält, während die Rechte nach dem Pfeil im Köcher greift, und ihr Blick ſich von dem flüchtigen Wild nach der andern Seite wendet, wo wir den Verfolger vermuthen; ſolcher Doppelrichtung entſpricht auch dies daß ſie ſelbſt eben den eilenden Lauf innehält, während im Gewand die Bewegung noch fortklingt. Dies reiche dramatiſche Leben macht ſie zur würdigen Schweſter des belvederiſchen Apollon, mag dieſer auch noch vollendeter in überraſchender Herrlichkeit uns entgegentreten. Jedenfalls wendet er ſich von einem überwundenen Gegner wieder zum eigenen Selbſt, und der Kampfzorn löſt ſich in heiterer Siegesfreude. Winckelmann dachte an den von ihm erlegten pythiſchen Drachen, Feuerbach an die Erinnyen des Oreſtes, die er aus ſeinem Heiligthume verſcheucht; nach einer im Beſitze des Grafen Stroganoff befindlichen Bronzeſtatuette hielt er wahrſcheinlich die Aegis in der Linken, mag er nun, wie Stephani will, die Achäer von Troja, oder nach Wieſeler den peſtbringenden Ares als Unheilabwender vertrieben haben; jedenfalls ſtrahlt er wie die Sonne aus der Wetterwolke, und ob ihm auch die Ruhe des Tempelbildes nicht eignet und er maleriſch für einen beſtimmten Standpunkt berechnet iſt, immerhin verdient er die Hymne die Winckelmann ihm geſungen hat, in welcher es heißt: „Der Künſtler hat dieſes Werk gänzlich auf das Ideal gebaut und nur ebenſo viel von der Materie dazugenommen als nöthig war ſeine Abſicht auszuführen. Ueber die Menſchheit erhaben iſt ſein Gewächs und ſein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend und ſpielt mit ſanfter Zärtlichkeit auf dem ſtolzen Gebäude ſeiner Glieder. Hier iſt nichts Sterbliches, noch was die menſchliche Dürftigkeit erfordert; keine Adern noch Sehnen erhitzen dieſen Körper. Von der Höhe der Genügſamkeit geht ſein erhabener Blick wie ins

Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus; Verachtung sitzt auf seinen Lippen und der Unmuth blähet sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit wie unter den Musen." So steht uns denn wie der Homerische Apoll im ersten Gesang der Ilias am Anfang, so der Belvederische am Schlusse der hellenischen Kunst in ihrer Eigenthümlichkeit!

Daß auch in Kleinasien unter römischem Einflusse tüchtige Plastiker arbeiteten, wissen wir aus Inschriften, und von einem ist uns mit dem Namen auch ein Werk erhalten, der borghesische Fechter von Agasias. Er ist ein Ausläufer der realistischen Richtung von Argos und Sikyon. Er schreitet gewaltsam aus, streckt die Linke vor zur Abwehr und fährt mit der schwertbewehrten Rechten zurück um dann den Stoß gegen den Reiter zu thun, mit dem er kämpft. Die Statue hat keinen idealen Gehalt und spricht darum nicht zum Gemüthe, aber sie ist ein anatomisches Meisterstück, und darum auch dem Studium der plastischen Anatomie in einem französischen Prachtwerke zu Grunde gelegt; der Verstand und die Technik des Künstlers erreichen übrigens den Effect den sie machen wollten.

Es lag nahe daß große Plastiker in die Welthauptstadt übersiedelten und dort eine Schule gründeten. So zog Pompeius den Pasiteles nach Rom, und dieser bildete im Anschluß an Phidias auch Goldelfenbeinstatuen. Wir dürfen wol die Zeusbüste von Otricoli seiner Werkstadt zuschreiben. Stephanos und Menelaos folgten ihm nach; von letzterem stammt die Gruppe der Matrone und des Jünglings in der Villa Ludovisi, die man bald Orest und Elektra, bald Penelope und Telemachos nannte, bis Otto Jahn sie auf Merope deutete, die ihren Sohn Aepytos wiedererkennt; derselbe war aus der Fremde gekommen um den Polyphontes zu strafen, welcher ihm den Vater getödtet und die Mutter sich vermählt hatte. Euripides und nach ihm Ennius hatten den Stoff dramatisch behandelt. Die Gruppe ist voll warmer Empfindung, und sehr sorgfältig in der Ausführung. Ein anderer Meister, Arkesilaos, arbeitete für Cäsar die Statue von Venus der Erzeugerin, der Stammmutter des Geschlechtes der Julier; sie war bekleidet, aber so daß das Gewand wie naß sich den Linien des Körpers anschloß und dann sie faltenreich umfloß, wie uns die sogenannte Flora zu Neapel zeigt. Liebeszauber

und edle Sittſamkeit verſchmolzen in dieſem Bilde, das in Copien erhalten iſt. Von Arkeſilaos rührt es auch her Eros den Allſieger nun nach Art der alexandriniſchen Poeten in die kleinen knabenhaften neckiſchen Eroten aufzulöſen und ihn als Bändiger von Thieren darzuſtellen, von Löwen, Delphinen und Gazellen; ein heiteres Phantaſieſpiel, das uns in manchen Nachklängen ergötzt.

Es war altrömiſche Sitte die Wachsmasken der Ahnen im Atrium des Hauſes aufzuſtellen und verdienten Bürgern Bildſäulen zu errichten. Man verlangte hier vor allem Naturtreue, Lebenswahrheit, Individualität; auch das Gewand, der Panzer oder die Toga, ſollte genau wiedergegeben ſein. Noch mochte der Grieche Kleomenes einen römiſchen Redner, den ſogenannten Germanicus, nach dem Typus des Hermes geſtalten, und doch iſt ſchon das Beſondere der perſönlichen Erſcheinung ſtark betont.

Die eigenthümlich römiſche Bildkunſt aber macht ſich dadurch kenntlich daß ſie nicht von der innern Anſchauung, von der im Geiſte gewonnenen Idee des Menſchen ausgeht, und dieſe darſtellend von der Wirklichkeit aufnimmt was ihr entſpricht, ſondern daß ſie ſich an die Wirklichkeit anſchließt, und ſolche in das eigene Ideal zu erhöhen ſucht. So iſt die römiſche Porträtbildung und geſchichtliche Kunſt dem Römerſinne gemäß realiſtiſch. Auch aus unſerer Epoche ſind vorzügliche Werke erhalten, wie das Standbild des Pompeius im Palaſt Spada, vielleicht daſſelbe an deſſen Baſis Cäſar unter den Dolchen der Verſchworenen zuſammenbrach, und Cäſar im Friedensgewand zu Berlin. Der Name eines römiſchen Künſtlers wird uns genannt, Coponius, welcher für Pompeius die Statuen der vierzehn von ihm überwundenen Nationen für ein Triumphdenkmal arbeitete. Hier galt es den Typus des Volks aufzufaſſen. Ein herrliches Werk ſolcher Art iſt die ſchwermuthvolle Frauengeſtalt in der Loggia de' Lanci zu Florenz, groß in den Formen, edel und ergreifend im Ausdruck, in der wir gern die gefangene Thusnelda als Repräſentantin Germania's erblicken.

Das goldene auguſteiſche Zeitalter.

Nach Cäſar's Tod kamen neue Aechtungen, neue Bürgerkriege, bis endlich ſein Erbe Octavian die Alleinherrſchaft errang und das Reich mit dem Verluſte der Freiheit wenigſtens den Frieden erkaufte. Schon früh war er entſchloſſen kein Verbrechen zu unterlaſſen das für ſeine Zwecke nöthig ſchien, aber auch kein unnöthiges zu begehen, und ſo verdiente ſeine Mäßigung, ſeine Klugheit den Sieg über den leidenſchaftlichen Antonius, und ſtatt der orientaliſchen Despotie, welche dieſer mit Kleopatra im Oſten anſtrebte, gründete er vom Weſten aus die europäiſche Monarchie im Sinne Cäſar's, welche allerdings in einer Hand alle Gewalt vereint, aber auch wohlthätig für das Ganze ſorgt, und die Ordnung gegenüber der Zerrüttung der Willkür aufrecht erhält, leider freilich nicht kraft des Bürgerthums, ſondern mittels des ſtehenden Heeres, des bald ſo anmaßenden Soldatenſtandes, und leider mit jenem Schein der Freiheit, jener Wahrung der alten Formen ohne ihren Inhalt, wodurch die Heuchelei großgezogen wird. Durch einen tüchtigen Heerführer und edeln Patrioten wie Agrippa, durch hochgebildete Staatsmänner wie Meſſala und Mäcenas wohlberathen regierte Auguſtus, der Erhabene, wie nun ſein Ehrenname lautete, die Städte, die Provinzen durch ſeine Präfecten, hielt auf Recht und Gericht, ſorgte für Handel und Gewerbe, ließ die Provinzen nicht mehr durch einige Adelsfamilien oder Emporkömmlinge der Hauptſtadt ausſaugen, und machte den Senat zu einem Collegium angeſehener Männer mit berathender, die kaiſerlichen Beſchlüſſe gutheißender Stimme, mit einem geſchäftsführenden Ausſchuſſe, deſſen willfährige Talente er für ſeine Regentenzwecke verwandte. Die römiſche Bürgerſchaft konnte das Weltreich nicht verwalten und hatte es verabſäumt die Abgeordneten der Provinzen zu berufen; die Sittenſtrenge, die Arbeitsluſt, die Hingabe für die Sache des Ganzen ſchwand dahin ſeit man die Beute der unterworfenen Länder verzehrte; dem Jagen nach Erwerb und dem Genuß ergeben ließ die Menge ſich gern regieren, und ging willig der Sklaverei entgegen; Brot und Spiele war das Verlangen der Armen, in Ruhe zu bleiben, zu gläuzen und zu ſchwelgen das Begehr der Reichen. Die gewonnene Bildung ward angewandt um auszudenken wie man jeden ſinnlichen und geiſtigen Genuß verbinden und erhöhen könne; das nannte man

Lebensphilosophie, und berühmte sich eines nüchternen Realismus, der sich in die Zeit zu schicken wisse statt idealen Träumen nachzustreben, damit glaubte man sich die Dinge, nicht den Dingen sich zu unterwerfen.

Wenn auch der Gedanke der Welteinheit sich nicht so wie ihn Mäcenas gefaßt verwirklichte, indem dieser Bürgerthum, Recht, Gesetz und Besteuerung für alle Provinzen gleich verlangte, so trat doch im Reich die durch das Alexandrinerthum vermittelte kosmopolitische Cultur an die Stelle der römischen Nationalbildung; das Volksthümliche wie die selbständige Erfindungskraft ward nun in der Literatur dem Ruhme der Gelehrsamkeit und dem Anschluß an die übereinkömmliche Schulregel untergeordnet. Wie eine äußere Zucht die Züchtigkeit und Sitte, Regierungsmaßregeln die Selbstbestimmung des Volks ersetzten, so erlosch auch das Selbstgefühl und die Freiheit der Geister, die sich allgemeingültigen Grundsätzen und höfischen Formen fügen lernten. Statt des öffentlichen Lebens nahm nun der Dienst der Fürsten begabte Männer in Anspruch, zog sie hervor und ließ sie Arbeit und Ehre finden, aber sie mußten ihm willfahren und seinen Forderungen den eigenen Sinn anschmiegen. Gerade so war es auch in der Literatur; Dichter und Gelehrte wurden begünstigt, sofern sie sich der neuen Ordnung der Dinge anschlossen, sofern sie sich zu Zierrathen des Thrones machten, und statt der öffentlichen Volksstimme waren es die feinen höfischen Kreise welche den Ton angaben der innezuhalten war. Ebenmaß und Glätte der Form überwog alsbald den eigenthümlichen Lebensgehalt, und wenn die Römer dennoch es den Alexandrinern weit zuvorthaten, so lag dies darin daß sie nicht blos für die Schule, sondern für die höhere Gesellschaft schrieben, daß ihre Vaterstadt die Gebieterin der Erde war und das alte Nationalgefühl, die Idee Roms zwar jetzt nicht mehr in der Freude der Freiheit, aber doch im stolzen Bewußtsein der Herrschaft und der Größe sich bezeugte, und daß endlich das gleichzeitige Griechenthum ihnen die Brücke der Vermittelung mit den ältern Meistern schlug, deren Vorbild sie nun nacheiferten. Die Aeneide sollte den Römern werden was Ilias und Odyssee den Hellenen waren; das war unmöglich, und sie glänzt nur wie der Mond mit erborgtem Licht neben der Sonne, aber sie strahlt doch heller und voller als der Stern eines Apollonios von Rhodos, und sie hat die lange folgende Nacht erhellt und den neuen Sonnenaufgang vorbereitet.

Das freie Wort hatte aufgehört das öffentliche Leben zu leiten; die Beredsamkeit verlor sich nach der einen Seite in die Rechtswissenschaft, die nun die alten Ueberlieferungen ordnete und systematisch ausbildete, und in die Rhetorik der Schule, die sich in müßigen Declamationen übte und der Prosa wie der Dichtung immer mehr ihr Gepräge gab; Fragen, Ausrufungen erregten das Gefühl, die Wahl der Worte, die sinnreiche Fügung und Wendung der Rede befriedigte den Verstand, der Tonfall und Wohllaut ergötzte das Ohr; es galt nicht um Wahrheit, sondern um Wirkung. Schon Cicero hatte gesagt daß die Geschichte Roms einen Redner erfordere, und sich durch Atticus auffordern lassen daß er, der das Vaterland gerettet, es auch der Nachwelt preise. Hier trat Livius ein, und schrieb mit patriotischem Geiste die Thaten der Vorzeit, in der Absicht daß die Darstellung Jünglinge und Männer zu neuen Thaten erwecke, sodaß ihm die Richtigkeit des Geschehenen minder am Herzen lag als der Glanz der Erzählung; darum war ihm die ergreifendste und ruhmvollste Ueberlieferung die liebste. Und so gelang ihm ein erfolgreiches Nationalwerk, das bis heute seinen Zauber übt. Die Geschichtserzählung der Gegenwart fing an sich nach dem Monarchen zu richten, und die freimüthige Weise eines Pollio, eines Labienus wich der Schmeichelei, ob auch Augustus selbst nach Cäsar's Vorgang das Urtheil und das Wort nicht binden wollte. Griechen, wie Diodor und Strabo, fanden in Rom die Fülle des Stoffs und die Weite des Blicks für ihre Darstellungen der Länder- und Völkerkunde und der Geschichte.

Den eigentlichen Glanz erhielt die Zeit des Augustus durch die Poesie. Die dichterische Sprache ward in ihrem stolzen Schwung, in Pracht und Wohllaut durch Virgilius ebenso vollendet wie die rednerische Prosa durch Cicero; der leichtere Fluß, der feine Ton geselliger Unterhaltung den wir in den Briefen dieses letztern bewundern, zeigte sich in dem bequemen, scheinbar so läßlichen, aber doch so regelrecht bemessenen Flusse des Horazischen und Ovidischen Hexameters, während der Virgilische durch choriambische und anapästische Worte von Anfang an bis zur beliebten männlichen Cäsur im vierten Fuß einen aufsteigenden Gang gewinnt und erst von da an abwärts rollt; so gleicht er dem Roß das der Reiter zugleich anspornt und zügelnd zusammenfaßt, während der Homerische wie das freie Roß nach eigenem Wohlgefühl die elastischen Glieder bewegt. Die neue formale, das

individuelle Leben betonende Richtung hatte indeß mit dem Urtheile des Volks noch einen Kampf zu bestehen, das in den ältern Dichtern die Größe der Vorzeit verehrte und die körnige Kraft, die naturwüchsige Frische noch der höfischen Glätte und dem Zierrathe der Gelehrsamkeit vorzog. Indeß verdankten die jüngern Kunstdichter nicht blos der Gunst des Kaisers, des Mäcenas und Asinius Pollio den Sieg, sondern sie verdienten ihn durch ihr Talent, durch den Sinn mit welchem sie den Werth ebenmäßiger Durchbildung und reiner Formvollendung erkannten und durch den Geist mit welchem sie solche handhabten.

Publius Virgilius Maro ward 70 v. Chr. auf dem Lande bei Mantua geboren. Er gewann in Rom und Neapel eine dichterische und philosophische Bildung und begann danach in der Stille des Landlebens den Hirtengesang Theokrit's seiner Heimat anzueignen, als die Ackervertheilung an die Soldaten der Sieger nach der Schlacht bei Philippi ihn von dem väterlichen Gut vertrieb. Aber gerade dies brachte ihn mit Asinius Pollio, mit Octavian in Verbindung, und wenn er dann auch noch einmal der Gewalt weichen mußte, so ward ihm sein Eigenthum doch abermals zurückerstattet und er in den Freundeskreis des Mäcenas aufgenommen. Doch zog er sich gern mit seiner Muse aus Rom nach Tarent oder Neapel zurück, und wollte sein Epos auf einer griechischen Reise vollenden, als ein früher Tod ihn (19 v. Chr.) dahinraffte. Er war ein harmlos edler Mensch, eine jungfräulich reine Seele, sodaß ihm die Darstellung des Gemüthlebens vornehmlich gelang, und er aus den Wirren der Gegenwart sich gern in idealisirte Naturzustände flüchtete, wodurch seine Dichtung jenen sentimentalen Zug erhielt der ihn einem folgenden Weltalter so wahlverwandt erscheinen ließ. Denn an schöpferischer Erfindungskraft wie an frischer Anschaulichkeit der Darstellung steht er den großen Dichtern nach, denen ihn doch das Urtheil der Jahrhunderte um der künstlerischen Vorzüge der Composition wie der Sprache willen gesellt hat. Leider ist seine Kunstpoesie nicht die Vollendung des Volksthümlichen, nicht die Idealisirung der unmittelbaren Lebenswirklichkeit, darum sucht er das Schöne im Ungewöhnlichen und im Rhetorischen den Ersatz für das rein Dichterische, darum vertauscht er gern den eigentlichen Ausdruck der Sache mit geschmückten Umschreibungen und Metaphern, wie wenn er statt des Wassers das sprudelnde Naß der Quelle trinkt und statt Brotes die Gabe der Ceres ißt, zur Luft emporsieht

und den Himmel athmet, oder unter steinernem Schatten ausruht, und schlummernder Funken Saat aus den Adern des Kiesels hervorlockt. In den Gleichnissen ist er nicht erfinderisch, da sie der Sache nach meist den Griechen entlehnt sind, aber die Zeichnung und das Colorit ist auch hier kräftig und glänzend, und so schimmern sie wie Edelsteine auf dem faltenreichen Gewand, das sein volltönender Vers über die Gestalten ausbreitet. Wer das organisch Erwachsene von dem Gemachten zu unterscheiden weiß, der wird in der Wahl zwischen Homer und Virgil nicht schwanken, und kaum begreifen wie noch Johannes von Müller behaupten konnte Homer's größtes Verdienst sei den Virgil erweckt zu haben; aber er wird auch gerne bekennen daß alles vorzüglich gut gemacht ist, und daß durch Einsicht, Arbeit und Bildung des Herrlichen viel vom Dichter geschaffen ward.

Die zehn Idyllen Virgil's entfernen sich trotz aller Nachahmung im einzelnen doch weit von den naiven Lebensbildern Theokrit's, und eröffnen die sentimentale Schäferpoesie, welche die Hirten und ihre Zustände nur zur Einkleidung und Hülle für die Empfindungen des Dichters, für die Verhältnisse der vornehmen Welt macht; so wird Daphnis zur Allegorie für Cäsar, und im Tityrus schildert Virgil die eigene Lage. Merkwürdig vor andern ist die vierte Ekloge geworden, in welcher der Dichter mit schwungvollen Versen ein Reich des Friedens feiert, das nun nach der Weissagung der sibyllinischen Gesänge als ein neues Weltalter eintreten werde; Asträa, die Jungfrau, die Göttin der Gerechtigkeit und die goldene Zeit kehre wieder, und eine neue Geburt steige vom hohen Himmel herab. Einen Knaben Pollios begrüßt Virgil als diesen lieben Sohn des himmlischen Vaters, der göttliches Leben empfangen und die Welt als Friedensfürst beherrschen werde; die Dornen werden Trauben tragen, die Schlange ihr Gift verlieren, furchtlos die Rinder neben den Löwen weiden. Der deutliche Anklang an die messianischen Hoffnungen und Bilder der alttestamentlichen Propheten ist überraschend, und die Ahnung vom Anbruch einer neuen Zeit hat sich erfüllt, der Dichter war ein Seher, nur daß nicht Pollios, sondern Mariens Sohn die Sehnsucht der Menschheit befriedigte.

Der Ackerbau war die Grundlage der römischen Größe und Sitte, und Virgil selbst war einer der Träger jener gesunden Volkskraft, die noch immer vom Lande in die Hauptstadt strömte, und darum war es die glückliche Wahl eines nationalen und ihm

ſelber gemäßen Stoffes als er ſeine Georgica, vier Geſänge vom Landbau, zu dichten begann. Jahrelangen Fleiß wandte er auf die Vollendung des Werks, und leiſtete in Glanz und Wohllaut der Sprache das Bewundernswerthe. Die Liebe zur Sache, die humane Geſinnung des Dichters erwärmt und belebt das Werk; die eigenen Erfahrungen und Anſchauungen verweben ſich mit dem was ihm die alexandriniſchen Bücher boten, und laſſen ihn dieſelben übertreffen. Wenn wir es auch bedauern müſſen daß er von Anfang an zu viel Regeln und Beſchreibungen gibt ſtatt den Landmann in ſeiner mit den Jahreszeiten wechſelnden Thätigkeit handelnd darzuſtellen, ſo ſind doch die Reize der Natur und das Glück des friedſamen Lebens im Bunde mit ihr gemüthlich und anmuthig geſchildert; mythiſche Bilder erſcheinen nicht als ein geſuchter Schmuck, ſondern ergeben ſich aus dem Gegenſtande wie Blüten aus dem Zweig aufſprießen. Wenn der Dichter von der Zucht der Rinder und Pferde ſpricht, ſo erhebt er ſich alsbald den Kampf der Stiere oder die Roſſe auf der Rennbahn zu beſingen; die Freude der Weinleſe begeiſtert ihn wo er vom Weinbau redet, Italien, die reiche Mutter der Saaten, iſt auch die große Mutter der Männer, und im Lobe der Heimat gedenkt der Dichter neben der Fruchtbarkeit der Fluren auch der Schönheit der kühn aufragenden Berge und der blauen Seen in ihrem Kranz. Sinnig vertieft er ſich in das heimliche Leben und Weben der Bienen und ahnt darin das Walten der alldurchdringenden Weltſeele.

Die Gottheit geht durch alle
Land' und Meere dahin und durch den unendlichen Himmel;
Thiere des Felds und Waldes, und alle Geſchlechter der Menſchen
Nehmen ſich bei der Geburt von ihr das keimende Leben,
Und ſo kehren zu ihr ſie aufgelöſet zurücke.
Nie bleibt Raum für den Tod; es entſchwebt das Lebendige wieder
Aufwärts unter die Sterne zum Zelt des erhabenen Himmels. —
Schaue den Himmel an und die Erd' und die brauſende Woge,
Schaue die leuchtende Scheibe des Monds und die Sonnengeſtirne,
Innen ernährt ſie der Geiſt, und rings in die Glieder ergoſſen
Regt und bewegt er die Maſſe, dem Weltall innig geſellt.

Von hier an rang der Dichter nach dem höchſten Ziel: ſeinem Volk ein Nationalgedicht, ein Epos zu ſchaffen. Aber es fehlte die urſprüngliche Heldenſage im Volkslied, und was etwa an ſie erinnert das war erſt aus Sitten und Cultusgebräuchen

herausgesponnen. Hierzu kam die Anknüpfung Roms an Troia durch Aeneas, und da die Julier, Cäsar und Augustus, nun ihr Geschlecht von seinem Sohn Julus ableiteten und sich damit als die erbberechtigten Fürsten darstellten, in welchen die Weissagungen vom glücklichen Weltreich der Aeneaden nun zur Erfüllung kämen, so unternahm denn Virgil von diesem Gesichtspunkt der Gegenwart aus die Ursprünge Roms und seiner Geschichte zu besingen, in der Vorzeit die Gegenwart zu spiegeln und eine durch die andere zu verherrlichen. So ist er der erste große epische Kunstdichter und als solcher das Vorbild vieler Nachfolger geworden. Er steht nicht innerhalb der lebendigen Ueberlieferung, er ist nicht der melodische Mund für das was das ganze Volk mit ihm erfahren hat und anschaut, nicht der organisirende Genius für einen reichen Stoff bereits gestalteter Begebenheiten und Charaktere, vielmehr hat er sich das Material wie die Darstellungsmittel durch Studium erst angeeignet, und wie geschickt er diese auch handhabt, er bringt immerhin eine fertige Form zu dem Inhalt heran und füllt sie mit ihm aus, statt daß sie organisch aus ihm erwachsen sollte, und seine eigene Bildung steht den Stimmungen wie der Gesittung, die er zu schildern hat, allzu fern als daß nicht ein Zwiespalt bliebe zwischen dem Dichter und seinem Gegenstande. Nun liegt zwar, wir wollen es Bernhardy zugeben, ein eigenthümlicher Reiz des Gedichtes darin daß der Epiker seine Leser in ein Zwielicht stellt und auf dem Grunde verfeinerter, politisch geordneter Culturstände, deren Bewußtsein niemals sich verwischt, in den leeren Räumen der Phantasie eine mythische Welt erbaut, welche nach Belieben in reicher Gliederung aus einheimischen und griechischen Elementen zusammengefügt und mit den Kräften des Wunderbaren regiert wird; aber für den Freund Homer's wird dessen Weise dennoch die höhere, die naturwahre bleiben, und Hegel's Tadel recht behalten: „In dem ganzen Virgilischen Epos scheint der gewöhnliche Tag, und die alte Ueberlieferung, die Sage, das Feenhafte der Poesie tritt mit prosaischer Klarheit in den Rahmen des bestimmten Verstandes herein; es geht in der Aeneide wie in der römischen Geschichte des Livius her, wo die alten Könige und Consuln Reden halten wie zu des Geschichtschreibers Zeiten ein Orator auf dem Markte Roms oder in der Schule der Rhetoren.“ Wenn Virgil ohne die Schöpferkraft der mythenbildenden Phantasie und ohne die Naivetät des Glaubens die homerische Götterwelt in sein Gedicht hereinnimmt,

so wird sie ihm zum äußerlichen Schmuck des Wunderbaren und zu einer allegorischen Maschinerie, und dadurch werden die Menschen wieder zu Drahtpuppen die das Verhängniß von außen lenkt, statt daß sie innerlich sich selbst bestimmten. Und doch weiß der Dichter daß seine Thaten einem jeglichen Glück oder Noth bereiten, und so das Schicksal seinen Weg findet; Zeus ist Ein König für alle! Gerade Aeneas verliert dadurch an menschlicher Bedeutung daß er alles auf Götterbeschluß und Götterbefehl thut. Es wäre die Aufgabe Virgil's gewesen die Ereignisse aus dem Charakter des Helden abzuleiten, seine Seelenkämpfe, seine Entschlüsse zu enthüllen, und so die Begebenheiten zu motiviren. Wohl hat da der Schatten Dido's ein Recht sich mit stummer Verachtung abzuwenden, wenn Aeneas in der Unterwelt betheuert daß er nur durch das Geheiß der Götter getrieben sie verlassen und nicht geglaubt habe daß ihr sein Fortgehen so gewaltigen Kummer bereite.

Die Seele Homer's ist ganz in seiner Dichtung aufgegangen, seine Persönlichkeit aber hinter das Werk zurückgetreten, das dadurch die höchste Objectivität erreicht und wie ein schönes eigenlebendiges Naturgebilde sich vor uns entfaltet; der Kunstdichter Virgil bleibt aber selbst im Vordergrund innerhalb seiner Erzählung; denn er steht in der Gegenwart, für die er die Vergangenheit heraufbeschwört, nicht inmitten der Zeit die er besingt; er überblickt die ganze Geschichte seines Volks und spiegelt sie in seinem Werk, und so gelingt es ihm, erfüllt von vaterländischer Gesinnung, ein Nationalgedicht zu schaffen. Er behandelt die Anfänge mit beständiger Rücksicht auf die kommende Entwickelung, die er bald durch Weissagungen und Götterspräche, bald durch Visionen andeutet. Aechter Römergeist beseelt den Dichter und durchdringt das Werk; Waffen besingt er und den Mann, der, gottesfürchtig und muthig zugleich, die saure Arbeit beginnt den römischen Staat zu gründen. Aeneas der aus der Fremde kommt und die hellenische Sagenwelt mit sich bringt, der er ursprünglich angehört, erscheint dabei wie der Repräsentant des Griechenthums und seiner Bildung, wie sie findet er in Italien hier willfährige Aufnahme, dort Widerstand; aber es ist der Wille der Geschichte daß die römische Weltcultur aus dieser Verbindung griechischer Kunst und Wissenschaft mit dem Altheimischen hervorgehe, wobei der lateinische Name, die lateinische Sprache erhalten bleibt. So versöhnt sich auch Juno, indem sie zu Jupiter sagt:

Laß für Latium mich, für die Hoheit der Deinigen stehen,
Laß nicht den heimischen Stamm der Latiner den eigenen Namen
Aendern, in Troer sich nicht umwandeln, Teukrer sich nennen,
Oder die Sprache vertauschen das Volk und der Tracht sich entäußern.
Latium leb' und das Königsgeschlecht der Albaner und Romas
Stamm Jahrhunderte durch in der Kraft italischer Tugend.

Und Zeus erklärt daß die Fremden zu Latinern werden, deren Sitten und Gesetze annehmen sollen. — Nicht blos daß die beständige Hindeutung auf Cäsar und Augustus, die Nachkommen des Aeneas, das ganze Gedicht durchklingt, auch auf jene Mitte der römischen Geschichte, auf den Kampf mit Karthago werden wir durch den Besuch Aeneas bei Dido und durch seine Trennung von ihr hingewiesen, und der Römer gedachte Hannibal's, wenn die Königin sterbend rief:

Doch ihr, Tyrer, verfolgt des Aeneas Geschlecht und den Nachwuchs
Ewig mit Haß! Ihn sollt statt anderer Gaben ihr meiner
Asche noch weihn; nicht Liebe noch Bund sei zwischen den Völkern!
Mög' aus meinem Gebein sich einst ein Rächer erheben,
Der mit Feuer und Schwert die dardanischen Pflanzer verfolge
Jetzt und dereinst und zu jeglicher Zeit, wenn die Macht es gestattet!
Möge sich Strand mit Strand, so fleh' ich, Woge mit Woge,
Heer sich befehden mit Heer, sich selbst und die spätesten Enkel!

Aeneas steigt hinab in die Unterwelt zum Vater Anchises, und dieser zeigt ihm die Seelen der großen Männer die einst als Römer sollen geboren werden bis zu jenem edeln frühverstorbenen Marcellus, den der Oheim Augustus zum Nachfolger bestimmt hatte, und zu dessen Leichenfeier, wie sie damals der Dichter erlebt hatte, hier Anchises auffordert:

Bringt Lilien ihm mit gefüllten
Händen! Ich streu' auf den Weg ihm Purpurblumen, des Enkels
Geist durch schwaches Geschenk zu erfreun und der nichtigen Gabe
Pflicht zu erfüllen!

Auf dem Schild, den Vulkan für Aeneas schmiedet, sind Großthaten der Römer aus der Zeit der Könige und der Republik abgebildet, welche alle am Rand die Darstellung der Schlacht bei Actium einrahmt. So weiß Virgil den Herzensantheil der Gegenwart zu gewinnen, indem er alles in ihr Licht rückt. Aber er schlingt nicht blos die verbindenden Fäden zwischen ihr und

der Vorzeit durch ſein Werk, ſondern er macht auch ſeine Subjectivität dadurch geltend daß er fortwährend ſeine Bewunderung oder ſein Erſchaudern über das Dargeſtellte ausdrückt, und ſeine Betrachtungen nicht den Handelnden oder Zuſchauenden in den Mund legt, ſondern ſelber ausruft:

Menſchliches Herz, des Geſchicks unkundig und kommender Zeiten,
Ohne Bedacht und Maß, voll Trotz in Tagen des Glückes!

Damit hängt zuſammen daß er großredneriſch alles ins Ungeheuere zu ſteigern ſucht, daß er die Männer wie die Thaten gern rieſig nennt und dadurch zu einer gemachten Erhabenheit kommt, von der zum Lächerlichen nur ein Schritt iſt; bekanntlich hat ſie auch die Parodie herausgefordert. Seine Stimmung iſt eine pathetiſche wie bei Taſſo, weit entfernt von der Ironie mit welcher ein Arioſt in gleichfalls vorgeſchrittener Zeit die Uebertreibungen der Sage behandelt; ja leider auch ohne die naturfrohe Heiterkeit mit welcher die dichteriſche Phantaſie die Schwere der Realität in ihr Spiel verwandelt; die römiſche Gravität, der feierliche Ernſt Virgil's gewährt dem Scherze keinen Raum, keinen Raum einem milden Lächeln über das Thun und Treiben der Menſchen, wie es um die Lippen Homer's oder Goethe's ſpielt.

Das doppelte Vorbild der Ilias und Odyſſee will Virgil in ſeiner Aeneide vereinigen, dieſer in der erſten, jener in der zweiten Hälfte für Rom ein ebenbürtiges Werk bereiten. So zeigt er uns ſeinen Helden im Sturm auf dem Meere und führt ihn nach Karthago, wo wir aus ſeinem Munde wie vom Odyſſeus ſelbſt bei den Phäaken ſeine Geſchicke erzählen hören. Die Schilderung von Trojas Fall und Brand iſt meiſterhaft, aber die übrigen Fahrten und Abenteuer des Aeneas entbehren der Originalität, und was wir in der Odyſſee miterleben, wie die Blendung Polyphem's, das Lied der Sirenen und die Fahrt mitten hindurch zwiſchen der Brandung der Charybdis und dem Felſen der Skylla, das wird hier nur von Hörenſagen berichtet. Dagegen bricht das romantiſche Element, das wir bereits bei Apollonios von Rhodos aufkeimen ſahen, zu voller Blüte in Dido's unglücklicher Liebe und freiwilligem Tod hervor, und der Dichter bewährt ſich hier als herzenskundiger Seelenmaler. Der Gang in die Unterwelt führt den Aeneas in das Innere derſelben hinab, während zu Odyſſeus die Schatten aus der Tiefe heranſchweben. Aeneas bricht den goldenen Zweig im Hain am Avernerſee, dem

ſich die Pforte des Orcus öffnet. Deſſen Schwelle umlagern mit den mythiſchen Ungeheuern der Gorgonen und Harpyien auch die allegoriſchen Geſtalten der Sorge, des Hungers, der Zwietracht ſammt Schlaf und Tod. Charon führt ihn über den Acheron und Aeneas kommt zuvörderſt auf einen Vorraum wo die Kinderſeelen wie die im Kriege Gefallenen verweilen, und im Myrtengebüſch, den Dolch im Herzen, die unglücklich Liebenden. Dann ſcheiden ſich die Pfade zu Tartarus und Elyſium. Die Seligen wohnen bei Pluton und Proſerpina, aber in der Tiefe, vom Glutſtrom Phlegethon's umkreiſt, ſteht die Burg des Höllenrichters, und von ihr aus geht es in den Abgrund, wo die Verbrecher büßen, während die Seligen unter lichtſtrahlendem Himmel ewigen Frühlings froh einer beglückenden Ruhe oder geiſtigen Thätigkeit genießen. Für die Folgezeit, namentlich für Dante iſt dieſe Darſtellung wichtig geworden, Virgil hat in ihr die Ahnungen des eigenen Gemüths mit den Bildern und Anſichten des geſammten Alterthums verwoben.

Indem wir den Boden Latiums betreten, entſagen wir dem Reiz und Reichthum der griechiſchen Mythen. Der Dichter fand hier nur dürftige heimiſche Sagen vor; aber dafür ſtudirte er die vaterländiſchen Alterthümer, und die Anſchauungen die er von der Natur wie der Sitte gewonnen, verſtand er ſo geſchickt und ſo vielfach in ſeine Dichtung zu verflechten daß Niebuhr ihr gerade deshalb ſeine liebevolle Anerkennung zollte. Es fehlen die durch die Ueberlieferung und den Volksgeſang gefeſteten Charaktere, die bereits zu idealer Bedeutung ausgebildeten Begebenheiten; aber zu dem Wenigen was er vorfand brachte der Dichter ſein großes Organiſationstalent, und wußte es im einzelnen nach dem Muſter der Ilias auszuführen. Der König Latinus iſt dem Ankömmlinge günſtig, und möcht' ihm die eigene Tochter Lavinia geben, aber die Königin hat ſie bereits dem Rutulerführer Turnus verlobt, und dieſer ſteht damit nicht nur als Kämpfer gegen die fremden Eindringlinge, ſondern es kommt hierdurch auch wieder das Motiv der Liebe in die Dichtung, ohne indeß ſo weit ausgeführt zu werden als in der erſten Hälfte. Aeneas begibt ſich hülfeſuchend zu Evander, der ſich dort angeſiedelt wo ſpäter Rom ſtehen wird, und während er deſſen Sohn Pallas ſammt einem Heere zu Genoſſen erhält, iſt Turnus in das troiſche Lager eingedrungen. Zwei Jünglinge, Niſus und Eurhalus, deren Schönheit, Seelenadel und Freundſchaft ſchon früher bei Wettkampf-

ſpielen hervorgetreten war, machen ſich auf um dem Aeneas Kunde zu bringen; ihr Tod bildet eine rührende Epiſode, in der ſich wieder das ſinnige Gemüth Virgil's glänzend bewährt. Ein neues romantiſches Element iſt die amazonenhafte Kamilla und ihr Heldentod. Der jugendliche Pallas fällt durch Turnus' Hand, nachdem er das Wort des Herkules vernommen:

Feſt ſteht jedem ſein Tag, und des Daſeins Zeit iſt für alle
Unwiederbringlich und kurz; doch durch Thaten den Ruhm zu verlängern
Das iſt der Tugend vergönnt.

Damit hat Aeneas den Freund zu rächen wie Achilleus den Patroklos, und es kann nicht eher Friede werden als bis er mit Turnus den Zweikampf beſtanden hat. Dieſer erkennt ſein Verhängniß, aber er will lieber ſterben als die Stadt den Fremden überlaſſen, als feiglich fliehen.

Iſt ſolch ſchreckliches Los denn der Tod? Seid ihr mir, o Manen,
Gnädig, da von mir ab ſich der Himmliſchen Wille gewendet.
Zu euch ſteig' ich hinab als heiliger Geiſt, der von ſchwerer
Schuld nichts weiß, und nie unwerth der erhabenen Ahnen.

Mit dem Sieg des Aeneas über Turnus endigt das Gedicht; es iſt hinreichend angedeutet daß nun Aeneas ſich mit Lavinia vermählen und in Frieden mit den Latinern leben wird, und das Volksepos wie die Ilias, das aus dem Vollen des allbekannten Sagenſtromes ſchöpft, mochte mit Hektor's Beſtattung endigen, aber der Kunſtdichter, der ſeine Leſer mit der Sache erſt vertraut macht, hat die Aufgabe das Ganze zum Abſchluß zu bringen, wie ja ſelbſt in der Odyſſee nach dem Strafgericht über die Freier noch der Friedensſchluß mit dem Volk hinzugefügt ward. Virgil hat die Aeneide unvollendet hinterlaſſen; wir brauchen dies nicht blos darauf zu beziehen daß 58 Hexameter unfertig geblieben oder daß, wie Hertzberg nachgewieſen, das Werk manche Lücke zeigt und hin und wieder eine vorläufige Stütze, die zur Hinwegnahme nach der Vollendung des Ganzen beſtimmt war; — wir dürfen auch glauben daß noch einige Geſänge alles zum anſchaulichen und harmoniſchen Ziele führen ſollten, wiewol daſſelbe hinlänglich vorbereitet und zum voraus bezeichnet iſt, ſodaß die Aeneide in der jetzigen Geſtalt gerade nicht den Eindruck des Bruchſtücks macht.

Virgil ward nicht blos maßgebend für ſeine Zeit und die nachfolgenden Dichtergeſchlechter, ſondern ſeine Werke wurden

sofort auch Schulbuch und Grundlage der Jugendbildung im ganzen Reich; schon im 1. Jahrhundert begann man aus seinen Versen und Halbversen eigene Gedichte, Centonen, zusammenzuflicken. Auch ein Augustinus schämte sich der Thränen nicht die er über Dido geweint, und die sittliche Reinheit in den virgilischen Dichtungen empfahl ihn für den Unterricht in der christlichen Zeit, welche die vierte Ekloge für eine Verkündigung des Messias nahm, und die Sibyllen im Heidenthum den Propheten des Judenthums zur Seite stellte; in einer mittelalterlichen Hymne auf Paulus den Heidenapostel heißt es: Ad Maronis mausoleum Ductus fudit super eum Piae rorem lacrimae: Quem te, inquit, redidissem, Si te vivum invenissem, Poetarum maxime! Die Erhebung Virgil's zum Messiasboten, sagt Theodor Creizenach in einer lichtvollen Auseinandersetzung der Geschichte des Dichters im Mittelalter, diente am Anfang dieser Periode zur Versöhnung mit den classischen Studien, am Ausgang zum sinnbildlichen Zierrath einer fertigen Weltansicht. Unter den Karolingern und mehr noch unter den Ottonen genoß er einer frohen klaren Verehrung und bot Stil und Muster um heimische Sagenstoffe lateinisch zu behandeln, wie der Waltharius beweist. Auch die geist- und kraftvolle lateinische Lyrik des Mittelalters hat häufige Anklänge an ihn. Die höfische Dichtung der Zeit der Kreuzzüge fand in der Aeneis die Grundlage des ritterlichen Epos, kriegerische Abenteuer, Wanderfahrten, Liebesgeschichten; solche romantische Elemente ergriffen Benoit in Frankreich und nach ihm Heinrich von Veldeke in Deutschland; das große staatliche Lebensziel des Helden verschwand, die Herzensangelegenheiten wurden im Geiste der Minnedichtung weiter ausgeführt, und diese Aeneiden wurden tonangebend. Aber noch größer wurde Virgil's Bedeutung da man ihn als Sänger des römischen Weltreichs auffaßte (der vierten Monarchie nach Daniel's Gesichten) deren Fortsetzung man im christlich germanischen Kaiserthum sah, sodaß bei ihr das weltliche Schwert war, während der Papst das geistliche führte; in diesem Sinne ließ Dante sich von Virgil durch das Chaos irdischer Bestrebungen in der Hölle und am Berg der Reinigung geleiten, und nannte ihn nicht blos seinen Meister im Gesange, sondern machte ihn zum Vertreter der menschlichen Weisheit, der Vernunft im weltlichen Leben, während die geliebte Beatrice, die Seele in religiöser Verklärung, in der göttlichen Komödie die Pforten des Himmels öffnet und für die geistigen Geheimnisse des seligen

Lebens, des Chriſtenthums die Weihe gibt. Dabei bediente man ſich der Gedichte Virgil's wie der Bibel um ſie aufzuſchlagen und aus dem zuerſt in das Auge fallenden Vers einen Orakelſpruch zu gewinnen. Der Seher ward im Volksmunde zum Zauberer, und von Neapel aus, wo er am Poſilipo begraben liegt, ward der Dichter ein Held der Sage, der allerhand Wunderdinge zum Wohle der Stadt wie zum Beſtand des römiſchen Reichs hervorbringt, ja er muß mit Ariſtoteles zum Zeugniß dienen daß Weisheit nicht vor Thorheit und Bethörung durch die Frauen ſchützt, wenn ihn die Kaiſertochter, die er liebt, zwar im Korbe emporzieht, aber auch hoch in der Luft hängen läßt bis an den lichten Tag, während den Philoſophen die ſchöne Phyllis aufzäumt und zu ihrem Reitpferde macht. Gegen dieſe Phantaſtereien erhob ſich dann von neuem die Verehrung des Dichters bei der Wiederbelebung der Alterthumsſtudien; ſie ſtellte ihn dem Homer zur Seite, er ward das Vorbild des romaniſchen Kunſtepos von Taſſo und Camoens; aber auch auf die religiös epiſche Dichtung der Germanen, auf Milton und Klopſtock, war er von Einfluß, der jugendliche Shakſpere übte ſich in ſeinem Stil, der jugendliche Schiller gab mehrern ſeiner Geſänge ein modernes Gewand. Erſt die Erkenntniß des epiſchen Volksgeſangs bei den Griechen, Germanen, Indiern hat uns den richtigen Maßſtab ſeiner Würdigung in die Hand gegeben. Nur Platon und Ariſtoteles ſind in ähnlicher Weiſe wie er in ununterbrochener Wirkſamkeit geblieben, doch auch ſie Jahrhunderte lang nur in der Ueberlieferung der Kirchenväter oder in Ueberſetzungen, während Virgil ſeine eigenthümliche Geſtalt bewahrte und als Meiſter der Form gerade durch ſie ſeine Bedeutung hat.

Der Epiker Virgil gilt uns als Stimme des römiſchen Nationalbewußtſeins zu den Tagen des Auguſtus; der Lyriker und Satiriker Horatius Flaccus (65—68 v. Chr.) ſtellt die Perſönlichkeit dar welche in einer kosmopolitiſchen Zeit bei dem Verfall des öffentlichen Lebens und der Sitte ſich in die eigene geiſtreiche und überlegene Subjectivität zurückzieht, ſich an nichts bindet, in Ernſt und Scherz die eigene Freiheit bewahrt und genießt. Sein Vater war ein Freigelaſſener aus Venuſia in Süditalien; des Sohnes Anlagen erkennend ging er mit demſelben nach Rom, und ſuchte neben der Bildung welche die Schule ihm gab, durch die Beiſpiele des Guten und Schlimmen, der Ehre und Schande, wie die Erfahrung und Weltbeobachtung ſie bot, zugleich ihn zur

Weltklugheit und Sittlichkeit zu erziehen. Griechiſche Kunſt und Weisheit an der Quelle zu ſchöpfen war Horaz in Athen, als Brutus im Oſten Kämpfer für die Sache der Republik warb; er trat als Offizier unter die Waffen, ſah aber bei Philippi ſeine Hoffnungen und Träume ſcheitern, ſein Erbe die Beute der Sieger werden. Die „kühne Armuth“ ſpornte ſein Talent, er begann mit Epoden, im Wechſel eines kürzern und längern Verſes nach dem Muſter des Archilochos, ſeine Dichterlaufbahn, bald die gutgeſinnten Bürger ermahnend durch Auswanderung eine neue Heimat zu ſuchen, einen neuen Staat zu gründen, bald in bittern perſönlichen Ausfällen ſein Herz ausſchüttend, ja ſchon auch mit heiterm Humor das Lob des Landlebens einem ſtädtiſchen Wucherer in den Mund legend. Wir haben hier den Keim, aus welchem die Doppelrichtung der Satire und der Lyrik hervorgeſproßt iſt. Horaz ward ein Wortführer der jüngern Dichterſchule, mit Virgil vertraut, und durch ihn an Mäcenas empfohlen, der an dem humanen Sinne, dem Witze und der Liebenswürdigkeit des Dichters das größte Wohlgefallen hatte, ihn zum Freunde nahm, und von ihm im erſten wie im letzten Dichterworte huldigend begrüßt wurde. Horaz hat es ſelbſt mit klarem Blick erkannt daß er weit mehr durch Kunſtverſtand, Witz und Geſchmack als durch göttliche Begeiſterung des Gemüths und ſelbſtkräftigen Schwung der Seele zur Poeſie berufen ſei; darum wußte er ſich zu beſcheiden und ſtatt mit großen Stoffen einen zweifelhaften Verſuch zu wagen vielmehr auf einem niedern, der Proſa nahe liegenden Gebiet ſich zu bewegen und hier den erſten Preis zu gewinnen, indem er die den Römern originale Satire zu künſtleriſcher Vollendung brachte. Die ſtoffliche Mannichfaltigkeit, die wie ein Erguß aus dem Stegreif oder ein Wechſelgeſpräch ſich zwanglos ergehende Darſtellungsweiſe behielt er bei, legte aber ſtets einen beſtimmten Gedanken zu Grunde um die Einheit des Ganzen zu gewinnen, und erreichte ſcheinbar abſichtslos, aber dennoch planvoll ſein Ziel. Er iſt kein trockener Sittenprediger, vielmehr verſteht er lachend die Wahrheit zu ſagen, mit Selbſtironie auch ſich in die verſpottete Welt aufzunehmen und preiszugeben, mit freier Luſt am Komiſchen die Verkehrtheiten und Thorheiten der Zeit in ergötzlichen Lebensbildern zu zeichnen, das Gericht, das er uns vorſetzt, nicht mit ſcharfem italieniſchen Eſſig, ſondern mit feinem attiſchen Salze würzend. Bald beginnt er betrachtend um den Gedanken durch Beiſpiele, Anekdoten,

Fabeln dichterisch zu veranschaulichen, bald erzählt er eine Geschichte des Tags oder läßt uns einem Zwiegespräch zuhören, mag er nun selbst mit einem berühmten Rechtslehrer sich über die Berechtigung der Satire oder mit einem Feinschmecker über den Geist der Kochkunst unterhalten, oder den Odysseus sich bei Tiresias befragen lassen wie er wieder zu seinem Vermögen gelange und dabei dem alten Seher die Schilderung der Erbschleicherei in den Mund legen, oder mag er das Publikum über sein Verhältniß zu Mäcenas aufklären, indem er einen zudringlichen Schöngeist zu unserer Belustigung auftreten läßt. Auf die heiterste Weise, mit Witz und Humor, führt er uns zu Gemüth daß alles sein Maß habe, daß der Zweck des Lebens das Leben selbst und daß es Thorheit sei ihn über dem Trachten nach den Mitteln aus den Augen zu verlieren; daß wir den andern ihre Warzen verzeihen sollen damit sie an unsern Beulen keinen Anstoß nehmen, daß wir durch Vernunft und humane Gesinnung die Unzufriedenheit in uns überwinden müssen, wenn die Welt außer uns erträglich sein soll, denn die Dinge sind wie wir sie nehmen. Wie reizend schildert er das Glück ruhiger Genügsamkeit im Unterschiede von dem ruhlosen und gefahrvollen Glanze im Bild der Land- und Stadtmaus, und wie liebenswürdig weiß er dem mächtigen Freunde für den Genuß des Landlebens zu danken, wenn er auf seinem Sabinergut sich selber wiederfindet, oder wenn er in Rom sehnend ruft:

Ländliche Flur, wann werd' ich dich schaun, wann wird mir vergönnt sein
Jetzt aus Büchern der Alten und jetzt in Schlummer und Muße
Süßes Vergessen der Qual mühseligen Lebens zu schlürfen?

Hier ist Horaz genial, hier sprudelt der frische Quell seines eigenen Geistes; in der Lyrik dagegen, der er sich nach den Satiren im reifen Mannesalter erst zuwandte, zeigt sich uns meist nur das Formtalent des gebildeten Mannes, den die Reflexion daß hier noch ein Kranz zu verdienen sei, nicht der Drang des Gemüths zum Gesange führt, und der sich hinsetzt um über dies und jenes Motiv nach griechischem Vorbild auch ein lateinisches Gedicht zu machen. Vor allem die eigene Freiheit zu bewahren, durch nichts sich überwältigen zu lassen, nichts zu bewundern, dieser Grundsatz des Horaz ist das Gegentheil der lyrischen Stimmung, des von einer Empfindung ganz erfüllten Herzens, dem der Gegenstand dieses Gefühls im Augenblick für das Höchste

und Unendliche gilt, ſodaß es ſelig in ihm aufgeht und ſelbſtvergeſſen ſeinen Schmerz und ſeine Wonne in Melodien kundgibt, in deren Rhythmus die Bewegung der Seele noch nachbebt; denn erſt im Geſange ſelbſt wird dieſe frei und ſchwebt nun harmoniſirend über dem Erguß ihrer Innerlichkeit. Jene naive Unmittelbarkeit die uns im Volkslied entzückt und ohne die kein echtes Lied beſteht, fehlt bei Horaz, und deshalb hat Goethe recht, wenn er ſeinen Oden alle eigentliche Poeſie kurzweg abſpricht. Denn auch der mühelos kühne Flug des Gedankens geht ihnen ab, und Horaz vergleicht ſich ſelber im Unterſchiede von Pindar, dem Dichterſchwane, mit der Biene, die ihren Honig aus verſchiedenen Blumen zuſammentrage, mühſam Kleines bildend; und wo er doch ſich höher hebt, da fühlt man die Anſtrengung die es ihm koſtet. Darum preiſt er ſelbſt die goldene Mittelſtraße, auf der man aber über die Mittelmäßigkeit nicht hinauskommt. Die feine Berechnung ſelbſtbewußter Geſchicklichkeit wollen auch wir gern anerkennen, gern den Sprachſinn mit welchem Horaz die leichtern Odenmaße der Griechen aufnahm und durch häufigere Spondäen der Würde des Lateiniſchen anpaßte; ſein Ausdruck iſt körnig, präcis, geſchmeidig, klar, und zugleich voll Schmelz und Wohllaut; die Bilder ſind mit ſicherm Geſchmack gewählt und ausgeführt, und die Gedanken glänzend wie geſchliffene Edelſteine. Den Liebesgedichten iſt ſelten ein Urſprung im Gemüth anzufühlen; ſie ſind mehr ſinnlich als ſeelenhaft, und geben ſich als Spiele der Einbildungskraft zu erkennen; ſie zeichnen ſich vor andern römiſchen Gedichten dieſer Art dadurch aus daß ſie nie gemein werden, noch zur Lüſternheit reizen; Horaz weiß auch in der Liebe ſich ſelbſt zu beherrſchen. Er iſt ein Freund des ſokratiſchen Geſprächs beim Wein und preiſt ihn, weil er die gebeugte Seele zu Muth und Hoffnung beflügelt; er leert den Becher gern mit gleichgeſinnten Genoſſen aufs Wohl des Vaterlandes. Die Oden des erſten Buches tragen das Gepräge der Studien noch am deutlichſten und können uns darum für einen Erſatz der verloreuen äoliſchen Lyrik gelten. Im zweiten Buch tritt die Weltanſchauung des Dichters beſtimmter hervor; in Genügſamkeit ſich ſelbſt zu leben, Gleichmuth in hellen und trüben Tagen, auch im Sturm die Ruhe der Seele zu bewahren, das iſt echte Weisheit; denn niemand entflieht ſich ſelber, und die Sorge ſteigt hinter dem Reiter aufs Roß und ſchwebt um die Segel des Schiffes. Stelle man die Zukunft dem Himmel anheim, und pflücke den

Genuß der Stunde, denn der Tod pocht bald an der Pforte des Bettlers und des Fürſten. Ich begehre keine goldgetäfelte Decke des Zimmers und kein Königſchloß;

Aber Redlichkeit iſt mein
Und eine reiche Dichterader, und mich Armen
Sucht der Reiche; mehr begehr'
Ich nicht vom Himmel, von dem mächt'gen Freunde
Heiſch' ich keinen Ueberfluß,
Genug durch Ein Sabinergut beſeligt.

Das dritte Buch wird durch ſittlich patriotiſche Dichtungen eröffnet welche den echten Römerſinn feiern und der Gegenwart mahnend vor die Seele rufen; denn die Sitte muß die Erfüllung der Geſetze ſein, Kraft ſich mit Weisheit verbinden, Zucht und Gottesfurcht in Hütten und Paläſten walten. Das einfache Leben iſt das glückliche, ehrenvoll und ſüß der Tod fürs Vaterland.

Den ſeinem Vorſatz treuen gerechten Mann
Erſchüttert niemals Arges gebietender
Mitbürger Trotz im feſten Sinne,
Nicht des Tyrannen ergrimmte Miene,
Noch auch der Süd, der Adrias Stürme ſchafft,
Noch Zeus des Blitzeſchleudernden ſtarker Arm;
Ja wenn der Himmel krachend ſtürzte,
Träfen die Trümmer ihn unerſchrocken.
Durch ſolche Kraft ſtieg Pollux und Herkules,
Der Dulder, kühn aufſtrebend zur Sternenburg,
Zu deren Mahl Auguſt ſich lagernd
Nektar mit purpurnen Lippen koſtet.

Man hat dem Dichter die Vergötterung des Kaiſers verdacht; allein die Olympier ſind ihm bereits zum Schmucke des Gedichts geworden, und ſo kann er wol mit ihren Namen den Herrſcher zieren, der endlich der Erde den erwünſchten Frieden brachte. Horaz hat auch dem Auguſtus gegenüber ſeine Unabhängigkeit behauptet und iſt mancher Anmuthung von deſſen Seite mit weltmänniſcher Gewandtheit ausgewichen. Auch ſeinem Mäcenas lehnt er es ab die Thaten des Kaiſers zu beſingen, und fährt fort:

Ich, die Muſe gebot's, preiſe Likymnias
Zaubervollen Geſang, ich der Gebieterin
Sternhell funkelndes Aug', ihr in Erwiderung
Gleicher Liebe ſo treues Herz!

Auf Augustus' Wunsch dichtete er das einfach feierliche Lied zum Säcularfeste des Staats, und sang:

Holder Sonnengott, der auf lichtem Wagen
Bringt und nimmt den Tag, und derselbe stets und
Stets doch neu erscheinet, o mögst du nimmer
Größres denn Rom schaun!

Dagegen zeigen einige spätere Preisgesänge auf die Stiefsöhne des Kaisers die Mühe der Arbeit; sie wurden nachträglich in einem vierten Buch mit andern Oden herausgegeben, nachdem der Dichter schon von der Lyrik Abschied genommen, nicht ohne das stolze Selbstgefühl daß er sich ein Denkmal errichtet habe das dauern werde so lange die schweigende Vestalin mit dem Priester das Capitol hinaufsteige. Die Horazische Lyrik ist Reflexionspoesie; das betonen wir mit Teuffel, ohne sie deshalb wie einen unnützen Ballast der Vergangenheit über Bord zu werfen; davor rettet sie neben so manchem schönen Gedanken und sinnigen Bilde auch der anmuthige Wechselgesang:

Horaz.

Als ich noch dein Geliebter war,
Und kein trauterer Freund seinen verliebten Arm
Um den glänzenden Nacken schlang,
Mehr als Persiens Herr schwelgt' ich in Seligkeit.

Lydia.

Als für mich du allein geglüht,
Und dir Lydia noch werther wie Chloe war,
Süß dir Lydia's Name klang,
War Roms Ilia nicht höher geehrt denn ich.

Horaz.

Jetzt beherrscht mich die Thrakerin
Chloe, holden Gesangs kundig und Saitenspiels;
Freudig litt ich den Tod für sie,
Gönnt nur ihr das Geschick daß sie mich überlebt.

Lydia.

Wechselseitig in Liebesglut
Hält des Thuriers Sohn Calais mich entflammt;
Zweimal litt ich den Tod für ihn,
Gönnt nur ihm das Geschick daß er mich überlebt.

Horaz.

Wie, wenn Liebe, die alte, kehrt
Und ins eherne Joch neu die Getrennten schmiegt?
Wenn nun Chloe die blonde weicht,
Und mein Pförtchen herein Lydia wieder schlüpft?

Lydia.

Sei er schöner als Sternenglanz,
Und du leichter als Kork, aber erbrausender
Als die Brandungen Adrias:
Dennoch lebe mit dir, sterbe mit dir ich gern!

Hofmann-Peerlkamp hat manche seltsame oder nüchterne Strophe aus dem Text entfernen wollen; aber wenn der Dichter von dem jungen Adler singt, den ererbte Kraft und der Jugend Muth vom Horste drängen, und ihm den Drusus vergleicht, der die Vindeliker empfinden gelehrt was Römerart vermöge, und da bei der Erwähnung dieser Feinde die Einschaltung macht:

Woher aus grauer Zeit entstammte
Sitte sie mit Amazonenäxten
Zur Rechten waffne, hab' ich noch nicht erforscht,
Auch brauchen wir nicht alles zu wissen —

so ist mir viel undenkbarer daß ein Abschreiber diesen Zusatz gemacht, als daß Horaz hier einer zeitgenössischen Untersuchung, einem Werk zweckloser Mühe, einen Seitenhieb versetzt habe, und ich glaube daß man in den Oden nicht völlig des Satirikers vergessen, und in diesem und manchem ähnlichen Falle eine ironische Anspielung vermuthen darf. Sollte nicht auch testis mearum centimanus Gyges sententiarum hierher gehören, ein Zeuge für die Selbstparodie gelehrter Erhabenheit? Wenigstens freute ich mich zu sehen daß auch der Holländer S. Karsten den schalkhaften Satyr gewahrt, der unter die hochgestimmten Töne der Ode sein schelmisches Gelächter mischt. Horaz dichtet davon wie er seiner Unsterblichkeit sicher als apollonischer Schwan gen Himmel steige. Er setzt hinzu:

Schon schrumpft die rauhe Haut um die Schenkel ein,
Zum weißen Vogel fühl' ich von oben mich
Verwandelt, und der glatte Flaum sproßt
Ueber die Finger herab und Schultern.

Der geschmackvolle Horaz soll die Geschmacklosigkeit dieser Detailmalerei nicht geschmeckt haben, die das Erhabene ins Lächerliche verkehrt? Es ist ein Scherz über die dichterische Selbstüberhebung; und diese Mischung von Spaß und Ernst, von Gefühl und Reflexion gibt manchen Gedichten eine eigenthümlich humoristische Färbung.

Von diesem Standpunkt haben wir dann auch keinen Sprung, sondern den Schritt organischer Entwickelung zu den Briefen, in welchen uns Horaz als gereifter Mann gemüthlich und beschaulich über Leben und Kunst unterhält; sie unterscheiden sich von den nahe verwandten Satiren vornehmlich so daß er in diesen von den Bildern der Erscheinungswelt ausgeht um sie gegenüber der Vernunft und dem Recht in ihrer Verkehrtheit und Lächerlichkeit darzustellen, — die Betrachtung entwickelt sich aus der Schilderung, während sie in den Briefen vorwiegt und der Dichter mit ihr anhebt und dann die Gedanken durch Erzählung und Beispiel veranschaulicht. Er ist seiner völlig bewußt geworden und sammelt die Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrung in sinniger und behaglicher Mittheilung an Gleichgesinnte; eine milde Ironie bannt jede Trockenheit, und aus dem Spiele des Witzes und der geistreichen Unterhaltung entwickelt sich die Lehre wie der Mensch sein Inneres von Leidenschaften und Vorurtheilen läutern, von den Außendingen unabhängig machen, sich nicht der Welt, sondern die Welt sich unterordnen, und in der Gemüthsruhe ein wahres und dauerndes Glück finden soll. Das suchte man vergebens in der Ferne, denn es liegt in dem zufriedenen Herzen, welches dankbar die gute Stunde genießt, die ein Gott ihm beschert, und welches sich selber lebt. Horaz hat hier eine neue poetische Gattung geschaffen, in welcher Dichtung und Philosophie glücklich verschmolzen sind, und der allgemeine Gedanke ebenso sprichwörtlich zutreffend ausgedrückt als stets von der Persönlichkeit getragen und erwärmt wird. Ein längeres Schreiben an Augustus vertheidigt das Recht der Lebenden gegen die Lobredner der frühern Dichter, und berichtet wie die dramatische Poesie in der Schaulust untergehe; stundenlang bewegen sich Aufzüge von Streitwagen und Schiffen, von fremden Thieren und Geräthschaften über die Bühne; selbst die Ritter schreien in der Mitte des Dramas nach einem Faustkampf, einer Bärenhetze, denn das ist Wonne dem Pöbel, und beklatschen, noch ehe der Schauspieler ein Wort geredet hat, sein violettes Gewand! In ausführlicher Weise

legt dann Horaz ſeine Anſichten über die Poeſie in dem Briefe an die Piſonen nieder, und beſchließt ſein Tagwerk mit dieſer Rechenſchaft über ſeine Thätigkeit. Die Erörterungen ſind ohne ſyſtematiſche Strenge, und geben, bezeichnend genug für den Autor, mehr Regeln wie man Gedichte macht, als Aufſchlüſſe wie ſie entſtehen. Horaz weiß daß ſeine Stärke im feinen Geſchmack, in der kritiſchen Einſicht liegt; wie der Schleifſtein ſelber nicht ſchneide, aber das Eiſen ſchärfe, ſo will er ohne ſelbſt ferner zu dichten andere in der Kunſt auf den rechten Weg bringen, und dieſer beſteht ihm in der Nachahmung der Griechen und in der unverdroſſenen vieljährigen Handhabung der Feile. Zwar ſagt er einmal ganz richtig:

Ob die Natur ein Gedicht, ob Kunſt zum gelungenen mache
Hat man gefragt; mir ſcheint's daß ohne geſegnete Aber
Weder genüge der Fleiß, noch ohne Cultur die Begabung;
Seien ſie freundlich vereint, denn eins bedarf ja des andern!

Aber er redet nicht von der Natur, ſondern nur von der Kunſt, von dem was man in der Poeſie lehren und lernen kann. Nach Römerart betont er den Nutzen, und äußert ſich dahin:

Bald zu vergnügen bezweckt ein Gedicht, bald Nutzen zu ſtiften,
Oder zugleich Zweckmäß'ges, zugleich Anmuth'ges zu ſagen.
Sämmtliche Stimmen gewinnt wer Nützliches miſcht mit dem Süßen,
Wenn er dem Leſer Belehrung zugleich und Erheiterung bietet.
Nicht blos ſchön ſein ſollen Gedichte, ſie ſollen auch rühren,
Um wohin es beliebt das Gemüth der Hörer zu führen.

Das Rührende und Reizende, das hier für die Poeſie verlangt wird, kennzeichnet die römiſchen Elegien. Sie ſchloſſen ſich an jene Weiſe des Mimnermos an, welche aus dem öffentlichen Leben ſich in das eigene Herz und ſeine Geſchichte zurückzog, und wetteiferten mit den Alexandrinern ſich durch den Schmuck mythologiſcher Gelehrſamkeit zu verzieren, während ſie dieſelben durch echtes Gefühl und wirkliche Leidenſchaft übertreffen. Was Catull begonnen, vollendeten Tibull, Properz und Ovid.

An Albius Tibullus (52—17 v. Chr.) rühmt es Horaz daß ihm die Götter Schönheit und Liebenswürdigkeit, ausreichendes Gut und die Kunſt des Genießens verliehen. Er verlor den Vater früh, und erwuchs unter dem Einfluſſe der Mutter und Schweſter; das mag dazu beigetragen haben daß er der frauen-

haſteſte unter den lateiniſchen Dichtern geworden iſt; ſein zärtliches Herz verlangte nicht nach Waffen, ſondern nach dem Frieden des Landlebens und der ſüßen Melancholie der Liebe, dem unaufhörlichen Schweben der Seele zwiſchen ihren Leiden und Freuden. Seine dichteriſche Natur löſt ſich allmählich aus den Feſſeln der Schulgelehrſamkeit, und dann folgt ſein Geſang dem Wellenſchlage der Gemüthsbewegungen, wie er zwiſchen leidenſchaftlichem Verlangen und wehmüthigem Entſagen auf- und niederwogt. Er geht von der gegenwärtigen Stimmung aus, aber bald rufen Sehnſucht und Erinnerung mannichfaltige Bilder vor die Seele; er verſteht ſie kunſtvoll zu ordnen, durch mythiſche Scenen und Geſtalten zu veranſchaulichen, ihren Eindruck zu ſteigern, und leiſe wieder zum Erguß des Gefühls zurückzukehren. So ſingt er auf Korfu erkrankt den Schmerz der Einſamkeit, der ihm den Abſchied von der Geliebten vor die Seele ruft, und gedenkt dann der goldenen Zeit, da die Menſchen noch nicht über das Meer fuhren, ſondern eines glücklichen Zuſammenſeins am Buſen der Natur ſich erfreuten; jetzt wartet des treu Liebenden eine ähnliche Wonne in den Gefilden Elyſiums, denen der Dichter die Schrecken des Tartarus entgegenſtellt, denn ſie ſollen derer harren die an ſeiner Geliebten ſündigen möchten, dieſe ſelbſt aber ſoll ſein gedenken bis er heimkehrt; und im Entzücken des Wiederſehens erheitert ſich die hoffende Seele. — Gruppe hat das Verdienſt nachgewieſen zu haben wie die tibulliſchen Elegien an Delia und an Nemeſis jedesmal ein Ganzes bilden und den Verlauf einer Herzensgeſchichte lyriſch entfalten, dort inniger, hier leidenſchaftlicher. Reizend iſt wie Tibull die uns erhaltenen poetiſchen Liebesbriefe einer ihm befreundeten Römerin Sulpizia zu Motiven genommen hat um danach in einem Liederkranze zu ſchildern wie die Liebe des Mädchens die Schranken überwindet die ſie von dem ihr geiſtig aber nicht bürgerlich gleichſtehenden Manne trennten, bis ſie als Neuvermählte den Geburtstag des Geliebten feiert. Die Empfindungen des Dichters ſelbſt gelten Mädchen aus dem Kreiſe der Libertinen, welche die körperlichen Reize durch Bildung, Witz und Kunſtfertigkeit erhöhten, und um deren Gunſt nicht blos der Reiche mit ſeinen Geſchenken, ſondern auch der Unbegüterte mit ſeinem Geiſt, mit ſeinem Lied werben und hoffen durfte daß ſich dann die Geliebte ihm allein ergebe und ſtets die Seine bleibe. Dies Verlangen der Einzigkeit und Dauer des Verhältniſſes mildert das ſittlich Anſtößige bei Tibull

und Properz, während Ovid, ein Don Juan mit dem Munde, ſolches gemüthlichen Zuges entbehrt. Jene wünſchen ſich daß die Feſſeln Vulkan's ſie ewig mit der Geliebten zuſammenſchlöſſen; für ſie iſt kein anderes Mädchen ſchön, und Tibull ſingt von der Seinen:

Du biſt Troſt mir im Leid, in der ſchwärzeſten Nacht du mir Leuchte,
Auch in der Einſamkeit hab' ich an dir eine Welt.

Männlicher, energiſcher als der weiche Tibull iſt der feurige Properz, aber auch bei ihm überſchattet die Ahnung des frühen Todes die Luſt des blühenden Lebens, deſſen höchſter Sinnengenuß ja vom Schmerz begleitet iſt und in Wehmuth zerfließt. Beiden rundet Bild und Gedanke ſich im Doppelvers ab, oder die weiter ausgreifende Periode gliedert ſich in mehrern Diſtichen; ruhiger und ſanfter ſind die Rhythmen bei Tibull, ſchwungvoller, gegenſatzreicher bei Properz; ſeine kühne Herrſchaft über die Sprache erinnert in volltönendem Wohlklang an Virgil's ſtolze Pracht; die Compoſition wie die metriſche Form ſind der entſprechende Ausdruck des Dichtergeiſtes, den die Erregung der Leidenſchaft zu contraſtirenden Empfindungen und Vorſtellungen hinreißt, und der dieſe Leidenſchaft dann ſelber doch zum Gegenſtand ſeiner Darſtellung macht, ſie bemeiſtert indem er ihr folgt, und ſelbſtbewußt ſie durch Bilder der Sage veranſchaulicht, die ihm für die Poeſie der Gemüthsinnerlichkeit etwas Aehnliches leiſten wie die aus der Natur entlehnten Gleichniſſe dem objectiven Epiker. Das Gefühl fürs Vaterland, die Größe Roms ſchwellt ſeine Bruſt, die Alterthümer, die Heldengeſtalten der Heimat, die Hauptſtadt mit ihren Tempeln und Kunſtwerken oder die Bürgergräber von Philippi und der vom Blut der Erſchlagenen geröthete Rheinſtrom bilden den Hintergrund ſeiner Liebeslieder, und erſcheinen im wechſelnden Lichte ſeiner Stimmungen; wenn auch der Glanz der Farbe die Zeichnung überſtrahlt, ſo weiß er doch mit einzelnen Zügen die Sache vor das Auge zu zaubern; ich erinnere nur an den Apollon des Skopas wie er in langem Gewande aus dem Marmor ſein Lied haucht zu dem ſchweigenden Spiel; der Dichter entſchuldigt ſein verſpätetes Kommen bei Cynthia, weil er der Einweihung des Tempels beigewohnt, und die melodiſchen Klänge ſeines Geſangs ſcheinen ſich zu den Formen des glänzenden Bauwerks zu geſtalten. Properz hat es verdient daß Goethe die eigenen römiſchen Elegien an

ſeinen Namen knüpfte. Seine Erfahrung zeigt ihm die verlockende ſittenverderbende Macht des Goldes, und er erkennt daß Rom an ſeinem Reichthume zu Grunde gehen werde; die Erinnerung an die edle Vergangenheit ſtellt er der ſinkenden Gegenwart, der Ueberkünſtelung und modiſcher Schminke die reine Natur gegenüber;

Blicke die Farben nur an, die der prangenden Flur ſich entringen,
Wie ſich des Epheus Grün zierlicher ſchlingt von Natur,
Wie in einſamer Schlucht der Hagbaum ſchöner emporſchießt,
Wie unlenkſam der Quell ſelber die Wege ſich bahnt,
Wie ſich die Ufer von ſelbſt mit ſchimmernden Steinchen bemalen,
Süßer als Kunſt je lehrt ſingen die Vögel im Hain.

Darum vertraut er dem Walde, dem einſamen Felſen den Namen der Geliebten, auf dem Mooſe thauiger Grotten will er ruhen mit ihr, und in ihren Armen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten vergeſſen. Die Liebe die ſein Herz verwundet, ſoll es auch heilen, wie Achilleus' Speer; nur Eine feſſelt ſein Herz; die ſchnöde Wolluſt ohne Treue ſei ihnen beiden fern, aus dem Hauſe der Einen möge man einſt ihn zur Gruft geleiten.

Sterben in Lieb' iſt ſchön, doch ſchön auch im Leben der Liebe
Sich zu erfreun; mög' ich deiner mich freuen allein!
Drum ſo lang es noch tagt, von der Frucht des Lebens genoſſen!
Küſſeſt du immer mich auch, küſſeſt du doch nicht genug.
Wie vom welkenden Kranz die Roſenblätter gefallen,
Die auf blinkendem Wein ſchwimmen im Becher du ſiehſt,
So kann uns, die Großes wir jetzt als Liebende hoffen,
Schon in des Todes Gemach ſchließen der morgende Tag.

Das Gedicht Cornelia's Schatten an Paullus iſt ſchon im Alterthum die Königin der Elegien genannt worden; wir vermiſſen die Klarheit der Situation, indem die Verſtorbene bald zu den Todtenrichtern und bald zu dem Gemahl und den Kindern ſpricht; aber ihr Charakter iſt meiſterhaft gezeichnet; der würdige Stolz der römiſchen Matrone, die ſich rein bewahrt hat von der Fackel des Brautzuges an bis zur Fackel des Scheiterhaufens, und die als edles Glied eintritt in die Reihe der ruhmvollen Ahnen, verſchmilzt innigſt mit der Zärtlichkeit für den Gatten und die Kinder, und der Dichter gibt uns ein herrliches Bild echten Familienlebens.

Properz weiß daß ſein Geſang ein unzerſtörbares Denkmal ſeiner Geliebten ſein wird; hat ihn doch ſelbſt Eine Liebesnacht

die Seligkeit der Götter ſchmecken laſſen und unſterblich gemacht. Unvergänglich ſtrahlt der Ruhm den Geiſteskraft gewonnen.

Großes ich hab es gewollt, und zu loben gewiß iſt die Kühnheit,
Denn bei erhabenem Werk iſt ja zu wollen genug;
Wie wer des Göttergebilds hochragendes Haupt nicht erreichet,
Unten zu Füßen ihm hin leget den ſchmückenden Kranz.

Publius Ovidius Naſo (43 v. bis 16 n. Chr.) iſt bereits ganz der Zögling der Kaiſerzeit; geiſtreich, frivol, ſinnlich ohne ſittlichen Ernſt und Gehalt dem Genuß ergeben, unfähig ſich ſelber zu beherrſchen, und dadurch der Züchtigung durch Tyrannenhand verfallen. Sein Vater wollte ihn zum Staatsmanne erziehen, aber ſchon in der Rhetorenſchule miſchte er Verſe in den Vortrag, und er widmete ſich bald ganz den Muſen; ſeine erſten Dichtungen indeß, die Heroiden, Liebesbriefe von Heroinen, von Penelope an Odyſſeus, von Helena an Paris u. ſ. w. ſind noch metriſche Declamirübungen, und ſelbſt den drei Büchern Liebeselegien, die der junge Mann veröffentlicht, fühlt man nur im allgemeinen den Umgang mit den Libertinen an, während wenig individuelle und ſelbſterlebte Situationen kenntlich ſind und auch die mythologiſchen Anſpielungen meiſtens von andern Elegikern entlehnt werden; aber man bewundert die ſpielende Leichtigkeit der Production, man wird vom raſchen Tanz der Rhythmen fortgeriſſen, von üppigen Bildern umgaukelt, von ſprühenden Witzfunken ergötzt, ſtets angenehm unterhalten, aber niemals angeſtrengt und darum auch niemals recht im ganzen Gemüth befriedigt; ſtatt der Beſeligung durch die volle und reine Schönheit bietet uns Ovid das Pikante, das Intereſſante, das Reizende; er muthet uns nicht mehr zu daß wir mehrere Diſtichen zu einer Periode zuſammenfaſſen, er löſt lieber die einzelnen Verſe in kurze Sätzchen auf; ſein Spiel hat man darum ein beſtändiges Staccato genannt und bemerkt daß man ſeine Gedichte gar nicht langſam leſen könne. Er meint daß Schönheit und Züchtigkeit ſich einmal nicht vereinigen; „was hier ſchön iſt, buhlt"; und ihm ſelber iſt jedes Mädchen recht, jedes anziehend, die Blonde wie die Braune, die Junge wie die Aeltere die mehr Verſtand hat; er iſt bereit um ſie alle in der ganzen Stadt zu werben; die Liebesfreude in der Ehe iſt ihm eine zu ſichere, zu erlaubte Luſt, als daß ſie das rechte Vergnügen ſchaffen könnte. Und dieſe Gemüthloſigkeit und Frivolität, welche im Sinnengenuß von Seelenliebe nichts weiß,

läßt ihn gelegentlich auch ins Ekelhafte hinabfallen, oder über das eigene Dichten ironische Späße machen. Die süßeste Qual ist ihm das Weib, aber wir müssen vergessen daß er nur die Sinnenlust kennt, wenn uns sein Liebesglück erfreuen soll. Mag der Soldat in der Schlacht fallen, der Kaufmann im Meer ertrinken, für sich und die entarteten Vergnüglinge seiner Umgebung wünscht Ovid:

Doch mir sei es vergönnt von Venus Spielen ermattet
Aufzugeben den Geist mitten im Liebesgenuß;
Und ein Freund, der weinend mir folgt bei meiner Bestattung,
Sage: das war ein Tod, der für sein Leben gepaßt.

In der „Kunst zu lieben" brachte Ovid den Verkehr mit den Libertinen in ein System; er lehrt in zwei Gesängen wie die Männer deren Gunst erlangen und bewahren, in einem dritten wie die Mädchen die Liebhaber gewinnen und fesseln sollen. Das Werkchen ist eine Galerie poetischer Bilder, die kleine Kunstwerke für sich sind, und da das Ziel des Strebens, der gemeine Sinnengenuß, ans Ende gerückt ist, so kann uns das Ringen um den Besitz eines geliebten Wesens, der Kampf mit seinen Listen, Mühen und Gefahren, und der heitere Muth mit welchem die Persönlichkeit sich und ihre ganze Liebenswürdigkeit einsetzt, immerhin ergötzen, und je feierlicher und ernster Ovid neben den zierlichen Redewendungen in ihrer gefeilten Glätte den Lehrton anstimmt, desto behaglicher empfinden wir mit seinem vorzüglichen Ueberfetzer, Hertzberg, die feine Ironie welche die steife Form des Lehrgedichts parodirt. Dagegen scheint die Gemüthlosigkeit des Dichters wieder ganz nackt in den „Heilmitteln der Liebe", die nicht etwa eine sittliche Selbsterhebung anrathen, sondern den Mann von einer Liebschaft, deren er müde wird oder die ihn zu viel kostet, dadurch befreien wollen daß er sich den Genuß selber zum Ekel mache, sei es durch Uebermaß oder sei es durch Hervorhebung der Mängel und Schäden des Mädchens.

Während Ovid so die Ueppigkeit und Lüsternheit jener Tage in seinen Dichtungen spiegelte und der Liebling der vornehmen Jugend war, hatte er sich zweimal verheirathet und scheiden lassen; dann scheint aber die dritte Ehe mit einer Witwe und das herannahende Alter seinen Ausschweifungen allmählich ein Ende gemacht und ihn auf andere Stoffe für seine Verse geleitet zu haben. Er unternahm zwei größere Werke. Das eine ist der nur zur Hälfte

ausgeführte Feſtkalender, in welchem er vom erſten Januar bis zum letzten Juni die durch religiöſe Feier oder durch geſchichtliche Erinnerung wichtigen Tage beſingt und die kirchlichen Legenden wie die Sagen der Königszeit erzählt, auch ohne Sachkenntniß allerhand aſtronomiſche Bemerkungen einflicht und die Mythen der Sternbilder behandelt. Seine gewandte Darſtellung läßt ihn nirgends im Stich, wir verdanken ihm ſchätzbare Ueberlieferungen aus dem Volksglauben, und die Geſchichte von Brutus und Lucretia lieſt ſich in ſeinen Diſtichen nicht minder gut als in der rhetoriſchen Proſa des Livius. Das andere Werk ſind die Metamorphoſen. Hier reihte er die vielen Verwandlungen welche die griechiſche Mythologie erzählte, ſolche von Göttern in Menſchen, von Menſchen in Thiere, Bäume, Blumen an einem Faden aneinander, ſodaß er eine Fülle von Gemälden aus der alten Sagengeſchichte, mit der Schöpfung beginnend und mit Cäſar's Apotheoſe ſchließend, in ſeiner leichten und gewandten Weiſe farbig und gefällig ausführte. Die Mythologie iſt ihm zum Spiele der Einbildungskraft geworden, er behandelt ihre Ueberlieferung ähnlich wie Arioſt die mittelalterlichen Sagen als ein begabter Unterhaltungsdichter und feſſelnder Erzähler ſo fließend und kunſtreich, daß er von dieſem Werke die Dauer ſeines Namens hoffen durfte. Den Sinn der Dichtung ſchließt Pythagoras auf, wenn er von der Seelenwanderung redet und auf den beſtändigen Wechſel im Kreislaufe der Dinge hindeutet, wo ein und daſſelbe Weſen in immer neue Formen eingeht.

Jetzt ward Ovid plötzlich durch Auguſtus nach Tomi an das Schwarze Meer in der Gegend der Donaumündungen verbannt. Es ſcheint daß er Zeuge verbrecheriſcher Ausſchweifung in der kaiſerlichen Familie war, und daß man der verführeriſchen Ueppigkeit ſeiner erotiſchen Dichtungen die Verlockung zur Sünde ſchuld gab. Die letzten acht Jahre ſeines Lebens ergoß der Dichter ſich dort in Klagen, die er in fünf Büchern als Trauergeſänge noch während der Lebenszeit des Auguſtus, und in vier weitern Büchern als Briefe vom Pontus unter der Regierung des Tiberius ſammelte. Er braucht jetzt keinen Stoff zu erſinnen, das eigene Leid bietet denſelben, aber er dichtet zunächſt nicht für ſich ſelbſt um ſich darſtellend über ſeinen Schmerz zu erheben und ſich durch ihn zu läutern, ſondern man merkt dieſen Arbeiten die Abſicht an daß ſie Mitleid für ihn erregen, ſeine Verbannung lindern oder aufheben ſollen; ſie ſind für die Oeffentlichkeit berechnet, und wenn

uns die liebevolle Erinnerung an ſeine Gattin wohlthätig berührt, wenn er den düſtern Winter des Nordens und die Gefahr unter den wilden Sarmaten anſchaulich ſchildert, im ganzen überwiegen allzu ſehr die rhetoriſchen Allgemeinheiten; er häuft Gleichniß auf Gleichniß um zu jammern daß ſeine Leiden zahllos ſeien wie die Muſcheln des Meeres, die Blüten im Roſengehege, die Körner des Mohns, die Fiſche des Waſſers und die Vögel der Luft; er häuft mythologiſche Bilder und Sentenzen und ermüdet durch ein monotones Wiederholen und Variiren in unverſieglichem Wortſchwall, ohne daß ihn das Unzerſtörbare tröſtete das wir in den Gütern des Geiſtes und Herzens beſitzen, ohne daß er an ſeiner Dichterkraft, an ſeinem Ruhm ſich aufrichtete, vielmehr erniedrigt er ſich zu abgöttiſchen Schmeicheleien gegen die Gewalthaber, und macht den kläglichen Eindruck des verſchlammten Quells, mit dem er ſich ſelber zuſammenſtellt. Bemerkenswerth ſind die Briefe in welchen er ſein Leben erzählt, vor Auguſtus ſich zu entſchuldigen ſucht, und ſeinen Abſchied von Rom beweint:

Taucht im Geiſt mir empor der Nacht gramdüſteres Bildniß,
Da mein Leben ſich ſchloß dort in der ewigen Stadt,
Ruf' ich herauf die Nacht da ich ſo viel Theures zurückließ,
Gleitet das perlende Naß heute vom Auge mir noch.

Mannichfach wird von den damaligen Dichtern des Genoſſen Gallus gedacht, der in Elegien ſeine Lykoris verherrlicht, aber beim Wein die Zunge über Auguſtus nicht gezügelt, doch der Verbannung einen freiwilligen Tod vorgezogen. Schwächere Arbeiten die dem Tibull, dem Virgil zugeſchrieben werden, beweiſen wie verbreitet in den gebildeten Kreiſen ein gewandtes Verſemachen und die alexandriniſche Gelehrſamkeit zur Verzierung und Verkünſtelung der an ſich dürftigen Empfindungen war, und wie die wirklichen Dichter gerade in dieſer Hinſicht ſich durch geſchmackvolles Maßhalten auszeichnen.

Auguſtus verwandelte die Ziegelſtadt Rom in eine Marmorſtadt; Tempel, Theater, Bäder, Ehrenpforten, Paläſte wurden von ihm und nach ſeinem Beiſpiel von den Großen und Begüterten des Reichs errichtet, und angeſichts dieſer Werke ſchrieb Vitruvius ſein vortreffliches Werk über die Baukunſt, die einzige derartige Schrift die uns aus dem Alterthum geblieben iſt und für die Renaiſſance von entſcheidendem Einfluſſe ward. Der Feldherr und Schwiegerſohn des Auguſtus, Agrippa ließ die herr-

liche Rotunde bauen, welche bereits im Alterthum den Namen des Pantheons führte, sei es weil sie an das Himmelsgewölbe erinnerte, sei es weil um den rächenden Jupiter noch sechs andere Götter des Reichs, Julius Cäsar unter ihnen, versammelt waren. Der Formgedanke ist ebenso einfach als seine Ausführung edel und grandios; die Kugelgestalt liegt zu Grunde, eine kreisrunde Umfangsmauer von der halben Höhe des Durchmessers ist durch eine Halbkugel überwölbt, deren oberste Stelle dem einstrahlenden Licht offen bleibt. Die Decke wird durch allmählich sich verjüngende Felder geschmückt, die Mauer in ein Ober- und Untergeschoß zertheilt, jenes durch Pilasterstreifen, dieses durch korinthische Säulen und Nischen der Götterbilder gegliedert. Wir gewinnen den Eindruck des philosophischen Monotheismus, wie er damals vornehmlich durch die Stoiker das religiöse Bewußtsein der Gebildeten im Anschluß an den capitolinischen Jupiter geworden war, der so die Götter in sich vereinigte wie Rom die Völker. Außen ward nach Vollendung des Baues die mit einem Rundbogen bekrönte Thür noch mit einer zu ihr hinleitenden Vorhalle von korinthischen Säulen, die ein Giebeldach tragen, ausgestattet; die geradlinige Form ist allerdings unvermittelt an den Rundbau angefügt, das Aeußere nicht aus dem Innern entwickelt, sowie die griechische Cultur zur Römerart hinzukam.

In der Plastik ward zunächst jene das persönliche Leben treu und warm erfassende und es in das eigene Ideal erhöhende Porträtbildung der Römer an Augustus selbst und an seiner Familie geübt; neben den Männerstatuen nennen wir auch Frauen, die sitzende Agrippina des Capitols und die Matrone mit ihren Töchtern aus Pompeji, bei welchen edle Würde, keusche Züchtigkeit vortrefflich ausgedrückt und die Gewandung meisterlich behandelt ist. Dagegen erscheint das geistreich üppige Hetärenwesen verkörpert in jenem raffinirten Bilde der Aphrodite Kallipygos, die uns den Rücken zuwendet und das Gewand mit der Linken emporgezogen hat von dem „schwellenden Pfirsich" ihrer Hinterwangen, den der über die rechte Achsel rückwärts gerichtete Kopf wohlgefällig betrachtet. Ebenso mag manches vorzügliche Bild des Bacchus und seines Kreises dieser Zeit angehören und für sie bezeichnend sein. Wie durch Octavian und Antonius Rom und Alexandria als Gegensätze erschienen, die um die Weltherrschaft stritten, so bildete man die einander entsprechenden Flußgötter des Tiber und des Nil nach dem Muster das Phidias

für ſolche behaglich ſich lagernde Geſtalten gab, von deren Haupt bis zu den Füßen ein ſanfter Wellenfluß der Linien hinabwogt. Beſonders erfreut noch bei dem Nil des Vatikans der Contraſt der Knäbchen, die ſein Steigen und Fallen bezeichnend an ſeinem Rieſenleibe auf- und niederſteigen.

Der römiſche Reliefſtil ſtellt die Figuren gedrängter als der helleniſche, läßt ſie auch in vielfach andern Anſichten als im Profil erſcheinen, auch einander zum Theil verdecken und ſich mehr nach maleriſchen denn nach plaſtiſchen Principien ordnen. So zeigt er ſich ſelbſt auf zwei großen Kameen, die den Auguſtus verherrlichen. Auf einem thront er neben der Roma, und empfängt den Tiberius und Germanicus, die vom Triumphwagen herabſteigen, während auf der andern Seite die Göttin des Ueberfluſſes und der Gott des Meeres ſich an den Thron lehnen, und über ſie hervorragend die Erde den Kaiſer bekränzt; darunter erblickt man Krieger die ein Siegeszeichen aufrichten neben gefangenen Männern und Frauen. Auf einem andern geſchnittenen Steine trauern unten die überwundenen Nationen, während in der Mitte Tiberius als Jupiter zwiſchen Druſus und Germanicus, zwiſchen Klio und Polyhymnia thront, und über ihnen der vergötterte Auguſtus von einem Flügelroß zu Cäſar und Aeneas emporgetragen wird. Hier ſind zwei Steinſchichten ſo verwerthet daß aus der hellern obern die Figuren geſchnitten ſind, während die dunkle untere den Grund bildet. Solchen Grund ſtellte man auch aus blauem Glaſe dar, und überzog ihn mit einer weißen undurchſichtigen Schicht, in welcher die Figuren gebildet wurden, während man zwiſchen ihnen die blaue Unterlage frei machte; ſo bei der Portlandvaſe. Dem Stil nach erinnern jene ſich in mehrern Streifen übereinander aufbauende Compoſitionen an die Homerapotheoſe des Archelaos von Priene, welche bereits durch ſtärkere oder geringere Erhöhung der verſchiedenen Geſtalten eine perſpectiviſche Wirkung anſtrebt und das Plaſtiſche mit dem Maleriſchen vermengt.

In Bezug auf die Wandmalerei wird Ludius als derjenige Künſtler genannt welcher architektoniſch ſich aufbauende Arabesken in zierlich leichtem Linienſpiel und dazwiſchen ſich bewegende und ineinander übergehende Menſchen-, Thier- und Pflanzenformen und dann in der Mitte der Wand auch landſchaftliche Anſichten ſtatt oder neben den Darſtellungen der Sagengeſchichte eingeführt. Wir finden Aehnliches in den Titusbädern und in Herkulanum

und Pompeii, und ziehen es zum Abschlusse der Betrachtungen über antike Malerei hierher. Die Ruinen Pompeiis beweisen daß schon die Bauten dieser Provinzialstadt in ihrer schönen Naturumgebung nach heiterer decorativer Fülle mittels der Verbindung der spätgriechischen und der römischen Formen hinstrebten. Die innern Räume wurden von der Malerei mit festlich buntem Glanz und doch so sinnig und behaglich ausgeschmückt daß die Bilder sich nicht aufdrängten und doch zum Genuß einluden. Gewöhnlich ist der Sockel der Wand dunkel, oft schwarz angestrichen, und manchmal klärt sich dies zu kleinen grünen Arabesken, die von rothen Linien eingerahmt werden; diese präludiren dann das lebhafte Roth, das gewöhnlich die mittlere Wandfläche färbt, aber auch mit Blau, Grün, Gelb vertauscht werden kann. Rechts und links erheben sich dann gern vom Grunde bis zur Decke jene luftigen phantastischen Architekturzeichnungen in grünlichen, gelblichen Tönen, und die arabeskenartig behandelten oder in ihrer Gestalt erscheinenden Menschen und Thiere haben nicht die Naturfarbe, sondern sie erscheinen blau oder grün je nach dem Grunde zu dem sie die vom Auge zur Totalität des Lichtes geforderte ergänzende Farbe geben sollen. Ein Raum in der Mitte der Wandfläche wird nun durch farbige Linien für das eigentliche Gemälde eingerahmt, und für dieses ein Grundton gewählt der sowol im Hintergrunde als auf den Gewändern erscheint, und sich von der Farbe der Wand sowol abhebt als sie in sich nachklingen läßt, das nächtliche Schwarz z. B. zum Grünen klärt, das gesättigte Roth zum Rosa oder zu blassem Gelb mildert; die einrahmenden Linien zeigen die Farbe der Wandfläche im Wechsel mit der des Grundtons für das Bild, sie leiten also zu diesem hin, und er ist nun, wie das Hettner nachgewiesen hat, als der Leiter aller Farben des Bildes zu betrachten, als ein farbiges Medium, durch das man die natürlichen Gegenstände ansieht; ihre Localfarben brechen sich in ihm oder werden von ihm tingirt, und es darf keine auftreten die sich ihm nicht anschließt oder complementär auf den Sehnerv wirkt; — grün und roth, gelb und violett sind deshalb gewöhnlich die Gegensätze, die sich zur Harmonie auflösen. Der oberste Theil der Wand endlich erscheint hell, häufig ganz weiß, und Bilder auf ihm sind von lichter leichter Färbung.

Wir sehen aus den erhaltenen Wandgemälden und Mosaiken

daß bei den Griechen und Römern das Plaſtiſche, der Reliefſtil, die Zeichnung vorwog; die Linearperſpective wird wenig, die Luftperſpective gar nicht angewandt; der Schatten dient dazu die Geſtalten zu modelliren, aber ſie ſtehen alle in dem gleichen Lichte, keineswegs werden einzelne Theile des Gemäldes durch Licht- und Schattenmaſſen voneinander abgehoben, noch weniger ſpielen Licht und Schatten im Helldunkel ineinander, oder verbreitet ſich die eigenthümliche Beleuchtung des Morgens oder Abends, der heitern Klarheit oder der ſchwermüthigen Trübung ſtimmungsvoll über das Ganze. Dagegen aber werden die Farben durchgängig ſo gewählt wie ſie wahlverwandtſchaftlich einander fordern und ergänzen und zugleich nach ihrer Stärke und Lichtwirkung durchaus auf einen gleichmäßigen Ton gebracht, und dieſe voll Harmonie wirkt dann zugleich angenehm erregend und beruhigend auf das Auge. Das Stilgeſetz der Kunſt verlangt vor allem die Schönheit, nicht die natürliche Illuſion; das Beſondere wird dem Grundton des Ganzen untergeordnet und eingefügt, das Wirkliche nach der Harmonie des Ganzen wo es erforderlich iſt verändert; nicht die täuſchende Nachahmung des in der Außenwelt Gegebenen, ſondern die wohlgefällige Realiſirung des Ideals iſt der Zweck und die That der helleniſchen Phantaſie.

Für die hiſtoriſche Darſtellung bietet auch in Pompeii der Mythus ſeine unerſchöpfliche Stoffesfülle dar; die geiſtvolle Auffaſſung, die Klarheit der Compoſition im wohlabgewogenen Rhythmus der Linien läßt uns vielfach auf Nachbildung von Meiſterwerken ſchließen, die man auf ſolche Art vor Erfindung des Kupferſtichs und Holzſchnittes vervielfältigte, wie man Gedichte abſchrieb ehe man ſie druckte. Aber auch Scenen aus häuslichem Kreiſe kommen vor, Thierbilder, Stillleben und landſchaftliche Anſichten, doch dieſe vedutenhaft und ſtimmungslos. Von beſonderer Anmuth ſind die Kindergenien, dieſe gemalten Eroten der alexandriniſchen Poeſie, wie ſie in heiter nachahmendem Spiel die Thaten der Heroen wie die Geſchäfte der gewöhnlichen Menſchen übernehmen und durch naiven Humor ergötzen. Ja einmal ſehen wir ſogar die Händlerin welche die geflügelten Knaben in einem Käfig hat und die loſe Waare feilbietet: „Wer kauft Liebesgötter?“ Die Poeſie der Waſſerwelt und der Reiz der Wellenformen wird in den Nereiden und Seethieren wunderbar veranſchaulicht. Schwebende Tänzerinnen ſind die entzückendſte Darſtellung eines freudebewegten Lebens; „flüchtig wie ein Gedanke

und schön wie von der Hand der Grazien ausgeführt", so lautete schon Winckelmann's Urtheil.

In den Gärten des Mäcenas ward ein Gemälde gefunden, das nach seinem ersten Besitzer die aldobrandinische Hochzeit heißt. Die Composition ist reliefartig in drei Gruppen entfaltet; links wird ein Bad gerüstet, rechts das Brautlied angestimmt; in der Mitte sitzt die Neuvermählte entschleiert auf dem Hochzeitbett; eine ältere Freundin neben ihr liebevoll zuredend, eine jüngere sie zu salben bereit; hinter dem Bette auf der Schwelle sitzt der harrende Bräutigam. Wir brauchen an keine mythologische Scene zu denken, es ist ein Bild aus dem Leben, aber so rein und edel, so innig und zart aufgefaßt und behandelt, daß die römische Liebesdichtung ihm nichts Aehnliches an die Seite zu stellen hat; die Shakspere'sche Julie in einem ihrer Monologe hat die Poesie der Brautnacht, wie sie durch Keuschheit und Verständnißinnigkeit der Seelen bedingt ist, in Worten ausgedrückt die den Formen und Farben dieses Bildes verwandt sind.

Seit Augustus bis Hadrian.

Rom sollte zuerst den Despotismus erfahren ehe die monarchische Ordnung dauernd gegründet ward. An die Stelle des Volks war in der Hauptstadt ein vornehmer und ein niedriger Pöbel getreten, gleich genußsüchtig, gleich unsittlich und haltlos; durch Schmeichelei und Feigheit rief er den wahnsinnigen Dünkel der Allmacht in den Herrschern hervor, die sich nun alles erlaubten was ihnen gelüstete. Tiberius, des Augustus Stiefsohn, anfangs so tüchtig in der Heerführung und Staatsverwaltung, ward durch das Streben nach dem Thron zuerst zur Verstellung, dann durch die Selbsterniedrigung der Römer zur Menschenverachtung gebracht, bis im Greisenalter ihm die Unthaten und Ausschweifungen zur Todesmarter wurden und er das Vernichtende des schauerlichen Bundes von Wollust und Grausamkeit erfuhr. Wollust und Grausamkeit wurden in der Menge durch unzüchtige Schauspiele wie durch blutige Thier- und Menschenhetzen öffent-

lich genährt. Die Furcht der Tyrannen rief die Späher und verrätherischen Angeber hervor, und diese verleiteten wieder die Herrscher zum habsüchtigen Misbrauch der Gewalt. Die Ansteckung verbreitete sich von oben nach unten, von unten nach oben. Die neuen Kaiser pflegten sich zu dem Grundsatze Cäsar's zu bekennen daß der Gedanke und die Zunge frei sein soll, aber sowie eine selbständige Lebensäußerung ihnen misfällig ward, begann ihr Wüthen gegen den Geist, den man dadurch zu dämpfen suchte daß man die Zungen ausschnitt und die Schriften verbrannte. Es ist grauenvoll wie ein delirirender Caligula, ein blödsinniger Claudius den Gott auf Erden darstellen, wie ein Mutter- und Gattinmörder Nero seine Orgien feiert, sich als Sänger im Theater beklatschen läßt und sterbend den Künstler bedauert der in ihm zu Grunde gehe; es ist empörend wenn der Senat edeln Männern daraus ein todeswürdiges Verbrechen macht daß sie einer Buhlerin nicht opfern und nicht für den Wohlklang der kaiserlichen Stimme öffentlich beten. Seit der scheußliche Seian, der sich zum Schergen des Tiberius gemacht um ihm zu gebieten, das Lager der Prätorianer um Rom errichtet, ward der Thron für die Glieder der Familie des Augustus von ihnen verkauft. Dann endlich als ein so tüchtiger Krieger wie Vespasian, ein so milder Menschenfreund wie Titus zur Herrschaft gekommen, ward es Sitte daß der Regent bei Lebzeiten selbst den Nachfolger erkor um dadurch einen der großen Aufgabe gewachsenen Mann an die Spitze des Staats zu bringen, wobei er sich nicht an Rom, nicht an Italien band; der Spanier Traian steht groß unter solchen Männern da, welcher nach Tacitus' Wort der Welt das seltene Glück gönnten zu denken was man will und zu sagen was man denkt, welche den Senat zum Reichsrath machten indem sie in denselben die tüchtigsten Beamten, die hervorragendsten Bürger der Provinzen beriefen, und verwirklichten was Apollonios von Thana zu Vespasian gesagt hatte: „Wie sich durch einen an Tugend hervorragenden Mann die Volksherrschaft zur Regierung dieses einen Vorzüglichsten gestaltet, ebenso wird das Königthum, wenn es in allem nur das gemeinsame Wohl beachtet, zur Volksregierung." Freilich blieb die verliehene Freiheit und das Wohl des Ganzen an die Persönlichkeit des Einzelnen geknüpft, und war nicht die gemeinsame That des Volks. Aber die antike Cultur schlug doch ihre festen Wurzeln in den eroberten Ländern Europas, die materielle Wohlfahrt stieg in den Provinzen, und hier wie an

vielen Orten Italiens, wie in einzelnen Familien Roms hielt man sich fern von der Entartung der Hauptstadt. Der persönliche Geist suchte in innerer Würde durch Weisheit und Tugend einen Ersatz für das verlorene öffentliche Leben, und sein tapferer Kampf gegen das Verhängniß ward ein Anblick würdig für das Auge der Götter, wie Seneca erkannte, als eine Arria sich den Dolch in das Herz drückte und ihn dann den zum Tode verurtheilten Gatten mit den Worten reichte: Pätus, es schmerzt nicht! — oder als Thrasea sich auf Nero's und des Senats Befehl die Adern öffnete und sein Blut Zeus dem Befreier zum Opfer spendete.

Das Weltgericht der Weltgeschichte hat Tacitus an seinem Jahrhundert vollzogen. Er erinnert daran wie die Mutter hingerichtet worden die über den Tod des Sohnes geweint, wie ein blutdürstiger Domitian sich an der Qual seiner Schlachtopfer geweidet, wie freisinnige Schriften nicht blos ihren Verfassern den Tod gebracht, sondern wie auch gegen die Bücher selbst gewüthet und die Denkmäler der ruhmreichen Geister auf dem Forum verbrannt worden. „Wähnte man doch", fährt er fort, „mit jenem Feuer die Stimme des römischen Volks, die Unabhängigkeit des Senats, das Bewußtsein und Gewissen des Menschengeschlechts zu vertilgen, nachdem man die Lehrer der Weisheit ausgestoßen und jede echte Kunst in die Verbannung getrieben, damit ja nichts Besseres mehr in den Weg käme. Wahrlich wir haben eine gewaltige Probe von Geduld abgelegt, und wie die alte Zeit die Freiheit auf dem Gipfel sah, so wir die Knechtschaft, da uns durch die geheimen Späher sogar der Verkehr des Redens und Hörens genommen war. Ja auch selbst die Erinnerung hätten wir mit der Sprache verloren, wenn es ebenso in unserer Gewalt stünde zu vergessen wie zu schweigen. Nun erst kehrt der Hauch des Lebens wieder. Doch wiewol schon beim Anbruch dieses glücklichen Zeitalters Nerva die vordem unverträglichen Dinge, Fürstenmacht und Freiheit, vereinigt hat, und wiewol Traian den Segen seiner Regierung täglich erhöht, und das öffentliche Wohl nicht mehr blos Wunsch und Hoffnung geblieben, sondern thatsächliche Erfüllung und Begründung gefunden hat, so wirken doch nach dem Wesen der menschlichen Schwachheit die Heilmittel minder schnell als die Uebel, und wie die Körper langsam wachsen und rasch verdorren, so ist es auch leichter die Geister und die Wissenschaften zu erdrücken als sie wieder zu beleben. Denn allmählich schleicht sich

ein ſüßes Behagen an der Erſchlaffung und dem Müßiggang ein, und die anfangs verhaßte Thatloſigkeit wird zuletzt liebgewonnen."

Wir dürfen hinzufügen daß die einfache Sitte im Leben eines Veſpaſian, eines Traian ebenſo wieder günſtig auf das Volk wirkte, als die Schamloſigkeit mit welcher ein Nero in ſeinen Laſtern ſchwelgte, weithin die Luft verpeſtet hatte; wir dürfen hinzufügen daß jetzt der Staat ſeine Beamten beſoldete ſtatt ſie in den Provinzen ſich bereichern zu laſſen und daß ſowol Anſtalten für den Unterricht als zur Linderung der Noth für Arme, Kranke, Verwaiſte auf öffentliche Koſten errichtet wurden; Wohlthätigkeit erkannte man für eine Menſchenpflicht und machte die erſten Verſuche ſie zu organiſiren.

Tacitus ſchilderte in ſeinen Jahrbüchern die Entartung des Volks und das Wachsthum der tyranniſchen Willkür von Tiberius bis auf Nero's Tod; er erzählte dann in ſeinen Hiſtorien wie ſich aus den Wirren der Militärrevolution und des Bürgerkriegs die Monarchie Veſpaſian's und ſeiner Nachfolger erhob, hier in epiſchem Fluſſe des Stils, dort mit einer Erbitterung gegen das Schlechte welche auch die Sätze wie zu rächenden Dolchen ſpitzt und die verhaltene Glut des Zornes durch die Darſtellung der Thatſachen hervorblitzen läßt. In edler Seele trägt er ein Ideal von Tugend, Freiheit, Menſchenwürde, und hält es mit düſterer Wehmuth die Niederträchtigkeit der Gegenwart vor; denn es war in der guten Zeit der Republik verwirklicht, und ſchwer iſt es mit Entſagung ſich in ein unerbittliches Geſchick zu fügen. Der Eindruck iſt großartig, aber tragiſch herb; in der Wechſelwirkung der Charaktere und der Verhältniſſe ſehen wir den alten Römergeiſt ſeinen Todeskampf kämpfen; die Sprache ſelbſt „in fortwährendem Ringen zwiſchen poetiſchem Aufſluge und dem Bleigewichte der Gedanken, reich an Diſſonanzen mit ſchwermüthig düſterer Auflöſung". Tacitus ſucht ſehnſuchtsvoll nach dem Lichte in der Nacht, nach der rettenden Hand der Vorſehung, ohne das Heil zu erkennen das bereits erſchienen war. Er richtet ſich auf an der Tüchtigkeit einzelner vortrefflicher Männer, und ſchreibt auch in dieſem Sinn die meiſterhafte Biographie Agricola's. Er ſtellt dann in der Germania der verfallenen römiſchen Civiliſation das Bild eines Volks von geſunder Natur und unverdorbener Sitte entgegen; er erfaßt den Sinn für perſönliche Selbſtändigkeit, das reine Gemüth, die Treue, die Frauenachtung mit genialem Blick als Grundzüge des Germanenthums, er athmet auf in

dieser frischen Luft, aber die Ahnung bleibt ihm fern daß von hier aus ein neues Lebensblut für die Menschheit kommen könne. Er kennt die morgenländischen Weissagungen „daß von Judäa die Weltherrschaft ausgehen solle", aber er deutet sie auf Vespasian und Titus, und sagt daß die Juden diese hohe Bestimmung sich fälschlich beilegten; daß durch sittliche Wiedergeburt, durch die Religion des Geistes und der Liebe, die in Christus persönlich geworden, die Menschheit gerettet und eine höhere Lebensstufe für sie erstiegen werde, blieb ihm verborgen; Jesus ist ihm ein heilloser Schwärmer und Aufrührer, der mit Recht hingerichtet worden, und wegen ihres allgemeinen Menschenhasses verdienen seine Anhänger die Verfolgung Nero's, das Mitleid regt sich nur bei dem Gedanken daß sie nicht dem allgemeinen Besten, sondern der Grausamkeit eines Einzelnen geopfert worden. In Rom war wie im Staat der Schein republikanischer Formen neben der launenhaften Gewaltherrschaft, so in der Religion der äußerliche ceremoniöse Dienst der alten Götter neben dem Unglauben und dem Spott über sie bestehen geblieben, und zugleich suchte die Halt- und Rathlosigkeit der Menge abergläubisch bald bei bettelnden Isispriesterinnen, bald bei chaldäischen Sterndeutern Aufschlüsse über das Schicksal. Den tiefern Geistern bot die stoische Philosophie, darum aber von der Tyrannei verfolgt, einen Ersatz für die Religion in dem Glauben an eine waltende Gottesmacht, in der Ueberzeugung daß das wahre Glück von der Außenwelt unabhängig sei und allein in der Seelenstärke, in der Gemüthsruhe, in der Tugend liege. Tacitus mußte schmerzvoll anerkennen daß das Cäsarenthum eine Nothwendigkeit für Rom geworden. Gegen die Art wie Rom den Erdkreis erobert und ausgeplündert, legt er dem kaledonischen Heerführer Kalgakus die Worte in den Mund: „Rauben, Morden, Entführen heißt ihnen Herrschaft, und wenn sie eine Wüste schaffen, nennen sie es Frieden." Er glaubt an Tugend und Freiheit, die der sterbende Brutus für leere Schatten erklärt haben sollte, aber er verzweifelt an ihrem Sieg in Rom; Sklavensinn und Sittenverderbniß haben die Gnade der Götter unmöglich gemacht; darum gibt es für die Zeit keine helfende Gottheit mehr, nur eine züchtigende, wie es im Eingang der Historien heißt: „Nie ist es durch entsetzlichere Unfälle des römischen Volks und durch sicherere Kundgebungen erwiesen, es sei nicht unsere Wohlfahrt was den Göttern am Herzen liege, es sei die rächende Strafe."

Literariſch nennt man das Jahrhundert nach Auguſtus das ſilberne Zeitalter. Das Rhetoriſche, das Subjective, das Intereſſante macht ſich immer mehr geltend, und an die Stelle des Einfachen und Natürlichen tritt immer mehr das Künſtliche einer poetiſchen Proſa und einer proſaiſchen Poeſie, indem die klare Sonderung der beiden Sprachweiſen ſich verwiſcht. Bernhardy hat es bereits betont wie der Druck der Gewaltherrſchaft gerade die beſſern Kräfte zur Schweigſamkeit oder zur Verbiſſenheit im Vortrag brachte. „Man verſteht als eine Nothwendigkeit den eigenthümlichen Hang der edelſten Autoren zum Nachtheil der Klarheit mit wenigen Strichen möglichſt viel anzudeuten, und niemand wundert ſich warum ſie mit herber empfindſamer Kürze das verborgene Gefühl errathen laſſen und Sympathien ihrer Leſer anregen; der Schmerz ſtachelt zum epigrammatiſchen Spiel mit Contraſten und macht ſie witzig. Je geiſtvoller und gedankenreicher ein Darſteller iſt, je mehr er auf ein mitwiſſendes und fähiges Publikum zählt, deſto leidenſchaftlicher neigen dieſe Männer zu bedeutſamem Aphorismus, in deſſen Streiflichtern und Farbentönen die Beredſamkeit des Herzens ſich malt.“ Die Redekunſt hatte ihren entſcheidenden Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten längſt eingebüßt, und wo ſie nicht vor der Gewalt verſtummte, da putzte ſie die niederträchtige Schmeichelei mit dem Prunk der hohlen Worte ſchwülſtig oder flitterhaft heraus. Sie ward daneben zur Declamationsübung der Schule, und erging ſich hier in der doppelſeitigen Behandlung von Streitfragen, in Berathſchlagungen und Ermahnungen, wobei die Emphaſe des Vortrags um ſo übertriebener, und die Phraſen um ſo geräuſchvoller oder hochtrabender und gezierter wurden, je gehaltloſer die Sache und je fremder ſie dem Herzen war; indeß das Beifallklatſchen der Genoſſen oder der Müßiggänger befriedigte die Eitelkeit. Die gegliederte und in ſich geſchloſſene Periode aber löſte ſich in einzelne Sätze wieder auf, die unverbunden einander folgten oder gegenübertraten. Von den Rhetoren jener Zeit ſagt Petronius: „Sie lehrten mit leichtem und leerem Schall ein Spiel treiben, ſie nahmen dem Körper der Rede den Nerv der Kraft, was wunder daß er zuſammenſank? Als Sophokles und Euripides ſtets das paſſende Wort fanden, da war es noch nicht Sitte die Jugend durch leere Declamationen zu üben; auch ein Platon und Demoſthenes haben von dergleichen Spiegelfechterei nichts gewußt. Ein wahrhaft großartiger und, um das Wort zu brauchen, ein keuſcher

Stil ist nicht bunt, nicht schwülstig, er erhebt sich in natürlicher Schönheit. Die aufgeblasene und unförmliche Geschwätzigkeit unserer Zeit ist aus Asien gekommen, und von dieser Mode ist die Jugend wie von einem pestbringenden Gestirn angehaucht worden." Er berichtet dann wie die Aeltern wollten daß ihre Söhne rasch zu einem Geld und Ehre bringenden Geschäft kämen, die gründliche Wissenschaft wäre Nebensache, und darum würden die Lehrer veranlaßt im Unterricht den Knaben es beizubringen wie man mit hochklingenden Redensarten die Ohren kitzelt. Auch Tacitus stellt die Toga der alten Redner mit ihrem einfach großen Faltenwurf den grellfarbigen und buhlerischen Gewändern der Kaiserzeit gegenüber; er eifert gegen die Sachwalter die sich mit der Leichtfertigkeit ihrer Gedanken und der Liederlichkeit ihres Stils wie Schauspieler geberden, und noch damit prahlen daß sich ihre Aufsätze auch singen und pantomimisch darstellen ließen; sage man doch bereits von den Rednern sie sprächen graziös, und von den Bühnenkünstlern sie tanzten beredt!

Diesem schwülstigen leeren und gespreizten Wortschwall, der so ganz dem officiellen Rom, seiner knechtischen Vergötterung der gekrönten Wüthriche, dem Heuchelschein der Freiheit und der Religion entsprach, stellten sich eben die männlichen und kräftigen Geister trotzig gegenüber und kamen dadurch um so mehr zu ihrer scharfen, gedrängten, oft absichtlich dunkeln Darstellungsweise, und ihre Werke hat die Nachwelt erhalten, während die andern im Beifall des Tags ihren Lohn dahinhatten. Ein Beispiel ihrer Manier kann uns vielleicht der Roman geben den Curtius Rufus über Alexander den Großen schrieb, ohne Rücksicht auf Wahrheit und Leben, die das Ziel der Geschichte sind, sondern das Abenteuerliche und Uebertriebene mit pathetischen Floskeln herausputzend, die sich wie aufgetröselte Verse lesen. Seneca steht an der Spitze der andern Richtung. Zugleich stoischer Philosoph, der die Selbstgenugsamkeit der Tugend predigte, und geschmeidiger Weltmann, der in Pracht und Reichthum sich gefiel, glaubte er für das Gute wirken zu können wenn er dem Laster schmeichelte und sich einem Nero und dessen Mutter Agrippina willfährig bewies; Nero's Natur konnte er als Erzieher nicht ändern, aber jedenfalls hätte der begabte Jüngling eine ganz andere Leitung bedurft, die ihm Ernst und Würde durch Lehre und Beispiel eingeflößt; Seneca sühnte was er gefehlt durch den Tod, den er auf Befehl des Tyrannen sich mit edelm Gleichmuth gab. So

liegen in ſeiner Sinnesart und ſeinem Leben die Gegenſätze dicht genug nebeneinander um es erklärlich zu machen daß auch ſein Stil ſich in Contraſten bewegt und epigrammatiſche Antitheſen gegeneinander ſtellt, daß auch ſein Gedanke ſich ſelbſtgefällig in ein rhetoriſches Prunkgewand hüllt und das doch wieder ſtraff anzieht, daß er jetzt durch räthſelhafte Dunkelheit ſpannt und jetzt durch eine unerwartete Auflöſung der Schwierigkeit in ſinnreicher Redewendung überraſcht. Seine philoſophiſchen Schriften gehören in das Gebiet der Moral; ſeine Abhandlungen wie ſeine Briefe unterſcheiden ſich nur durch ihre Länge, und ſind an beſtimmte Perſonen gerichtete Erörterungen zur Belehrung, zur Ermahnung, zum Troſte, wobei er alles Schroffe in den Grundſätzen der Schule den Individualitäten und Verhältniſſen nachgiebig anzumildern verſteht. Bezeichnend genug vergleicht ein bei ihm Rathſuchender ſeine Gemüthslage mit der Seekrankheit; der Ueberdruß der auf die Ueberſättigung und Ueberreizung im Genuſſe folgt, die Miſchung von Schwindel und Ekel, in die ein haltloſes Hin- und Hertreiben auf den Wogen der Zeit die Seele verſetzt, konnte dem damaligen Geſchlechte nicht erſpart bleiben.

Uebrigens zieht Seneca die Summe der Lebensweisheit des Alterthums. Jupiter iſt ihm der eine Gott, Schöpfer und Herr aller Dinge, Werkmeiſter, Seele und Lenker der Welt; das Schickſal wird durch ihn beſtimmt, und Jegliches lebt durch ihn und in ihm; das Ganze iſt Er ſelbſt, in allen Theilen gegenwärtig, ſich und alles erhaltend. Gott iſt uns nahe, in uns, mit uns; er iſt der Gute, das Band zwiſchen uns und ihm iſt die Tugend, in der eigenen Vernunft werden wir uns ſeiner bewußt. Was geſchieht iſt innerhalb der Weltordnung begründet; darum geziemt es dem Menſchen daß er ſich faſſe und dem göttlichen Willen ergebe. Gott zu gehorchen iſt Freiheit; es iſt beſſer ihm willig zu folgen, als wider Willen gezogen und genöthigt zu werden. Die Vorſehung iſt eine weiſe Erzieherin, ſie verhängt Züchtigung aus Liebe, und denen die ihr vertrauen wendet ſie alles zum Heil. Die Gnade will durch Strafe retten und beſſern, ſie verzeiht denen die ſich bekehren. Gott gibt Regen und Sonnenſchein den Gerechten und den Ungerechten, ſo ſei auch der Menſch wohlthätig gegen den Menſchen; nicht Freier oder Sklave, nicht Bürger oder Fremder, der Menſch als Menſch ſei des Wohlwollens Gegenſtand; auch den Feinden ſoll man helfen und ſie

mild behandeln. Die ganze Menschheit ist wie Ein Leib zu achten und das Band seiner Glieder ist die Liebe.

Finden wir hier nicht blos eine nahe Verwandtschaft solcher Ideen mit dem Christenthume, sondern auch Anklänge an Aussprüche von Paulus, so werden diese noch deutlicher wenn Seneca sagt: Keiner von uns ist ohne Schuld, wir fehlen alle, der eine so, der andere anders; der Mensch ist von Natur trotzig und zum Verbotenen geneigt; nur durch den Kampf mit Irrthum und Sünde geht der Weg zur Wahrheit und Tugend. So war es und wird es sein; die Laster wechseln, die Lasterhaftigkeit bleibt; in der Ebbe und Flut des Lebens werden nur andere Sünden emporgetrieben. Aber die Erkenntniß der Schuld ist der Anfang des Heils. Wir müssen in uns einkehren, uns selbst prüfen und auf die Richterstimme des Gewissens hören; denn ein heiliger Geist wohnt in uns als Beobachter und Wächter über das Böse und Gute. Doch es muß uns eine Hand gereicht werden um uns aus dem Verderben herauszuziehen. Darum wollen wir einen edeln Mann aufsuchen daß er uns zugleich Vorbild und Hüter sei, und wollen an ihn denken als ob er uns sehe, wenn wir handeln. Seneca nennt einen Cato, einen Lälius als solche Muster; wie richtig hat er erkannt daß das sittliche Ideal persönliche Gestalt und Wirklichkeit gewinnen mußte, wenn der Menschheit geholfen werden sollte! Daß es in Christus geschehen war, hat er sicherlich nicht gewußt, so sehr man auch schon zu Zeiten der Kirchenväter und in unsern Tagen sein Zusammenkommen mit Paulus behauptet hat. Wo er mit diesem übereinstimmt, da bezeugt dies daß das Christenthum ja der natürlichen Vernunft nicht entfremdet ist, vielmehr die beste Erkenntniß der alten Welt in sich aufgenommen und die Einsicht der Weisen seiner frohen Botschaft an die Armen und Unwürdigen einverleibt hat; die Unterschiede sind dabei nicht zu verkennen, der selbstgerechte Tugendstolz der Stoiker ist etwas anderes als die christliche Demuth des Herzens vor Gott; für Seneca wird der Weise der die Schläge des Schicksals erträgt, sogar zu einem Gegenstande der Bewunderung für Gott, ja der rechtschaffene Mann übertrifft die Gottheit, weil seine Tugend nicht eine Eigenschaft seiner Natur, sondern das Werk seines Willens ist. Der Weg zur Freiheit, sagt Seneca, steht jedem offen, es ist der freiwillige Tod; — aber, hört man mit Recht einwerfen, ist denn der Selbstmord nicht eine Flucht von dem anvertrauten Posten im Kriegsdienste der Erde,

im Widerſpruch mit der geprieſenen Unabhängigkeit von allem Aeußern, mit der geforderten Ergebung in das Weltgeſetz und den göttlichen Willen?

Endlich erhebt Seneca den Blick über das Dieſſeits in das Jenſeits, und wie ihn das römiſche Weltreich die Nationalitätsſchranken überwinden und den Menſchen als Menſchen anerkennen ließ, ſo wird ihm nun das zeitliche Daſein zu einer Vorſtufe des ewigen. Wie im Mutterleibe für das jetzige, ſo reifen wir im jetzigen für das künftige Leben. Der Körper iſt nur eine Herberge, wir ſind in der Welt wie Wanderer und Fremdlinge, und ihre Güter ſind uns nur zu kurzem Gebrauche geliehen. Schon jetzt erheben die Gedanken ſich über das Irdiſche, der Tod vollendet die Erlöſung der Seele aus den Banden des Leibes; der Todestag iſt der Geburtstag der Ewigkeit. Der Sterbende geht uns voran und wandelt nun in der Klarheit eines höhern Lichtes, und der freie Blick in das Innere der Dinge wird dem Geiſt aufgethan. Die ſittliche Würdigkeit bedingt den künftigen Zuſtand. Der große Frieden der Ewigkeit iſt die heilige Gemeinſchaft der Guten, das ſelige Zuſammenſein mit denen die wir hier geliebt.

Für die Geiſtesbildung der Mit- und Nachwelt ward der ältere Plinius von großem Einfluß, indem er in ſeiner Naturgeſchichte eine Encyklopädie, den Vollkreis allgemeiner Bildungswiſſenſchaften und bis dahin erworbene Kenntniſſe aus 2500 Schriftſtellern zuſammentrug. Der Werth des Werks iſt in den einzelnen Abſchnitten verſchieden nach Maßgabe der Quellen denen er folgt; für die antike Kunſtgeſchichte iſt er unſchätzbar, ſie wäre ohne ſeine Vermittelung kaum herzuſtellen geweſen. Auch ſeine Schreibart ſucht Kürze und Beſtimmtheit mit der Pracht hochtönender Phraſen zu verbinden und empfindungsvoll ſelbſt das Trockene zu behandeln. Sein Beſtreben das Ganze zu umfaſſen blieb mangelhaft weil er den zuſammengeleſenen Stoff zu wenig beherrſchte; aber immerhin durfte er ſein Unternehmen ein neues und großes, ſein Neffe das Werk ein inhaltsſchweres und gelehrtes nennen, das nicht minder mannichfaltig ſei als die Natur ſelbſt. Sein Eifer für die Wiſſenſchaft war von einer ernſten und edeln Geſinnung getragen, die mit Verachtung auf die Gemeinheit, Ueppigkeit und Grauſamkeit ſeiner Zeit herabſah. Gott war ihm die Natur der Dinge, das eine unendliche Sein, das All als ein beſeeltes Ganzes; die Menſchen haben die Gottheit in Theile zerlegt, um endlich das blinde Glück oder den Zufall zu vergöttern,

indem sie die Fortuna anbeten und ihr alles zuschreiben, oder sich durch Zeichen und Wahrsagungen bestimmen zu lassen, von denen doch nichts gewiß ist als ihre Ungewißheit.

Unter Traian kehrten der jüngere Plinius und Quinctilian im Stil zu größerer Einfachheit zurück, indem sie Cicero studirten; doch herrscht auch bei ihnen das Künstliche und Feine über das Natürliche und Unmittelbare. Quinctilian ward durch seine Anweisung zur sprachlichen Darstellung ein Wiederhersteller des guten Geschmacks, Plinius bewies solchen im Briefwechsel mit gleichgesinnten gebildeten Freunden; man möchte die Prosa seiner Briefe mit den horazischen Oden vergleichen. Kein Römer zeigt mehr Sinn für die mannichfachen Reize des Naturschönen als er. Was er vom Ausbruche des Vesuvs, der Pompeii zerstörte und seinem forschungseifrigen Oheim den Tod brachte, an Tacitus schreibt, was er aus Kleinasien über die Christen an Traian berichtet, ist durch Form und Inhalt gleich bedeutend. Wir sehen wie die neue Lehre und das neue Leben sich nicht blos in den Städten, sondern bereits auch auf dem Lande verbreitet, wie sie ein Lied von Christus wie von einem Gotte singen und sich nicht für Verbrechen, sondern für ein frommes und reines Verhalten feierlich verbünden; nichtsdestoweniger beschuldigt sie Plinius des staatsgefährlichen Aberglaubens, wenn sie vor dem Bildniß des Kaisers nicht opfern wollen. Traian wollte nicht daß man sie aufsuchte oder geheimen Angebern folgte; kämen sie indeß dennoch an die Oeffentlichkeit und würden sie überführt, so sollten sie als Uebertreter der Staatsgesetze bestraft werden, wenn sie sich nicht zu den vaterländischen Göttern zurückwendeten.

Auf dem Felde der Geschichte suchte Velleius Paterculus mit eleganten Sentenzen den Despotismus als eine Nothwendigkeit darzustellen und von höfischer Seite das zu rechtfertigen was Tacitus brandmarkte. Florus schrieb einen kurzen Abriß der Entwickelung Roms, pomphaft die Dinge in Massen zeichnend; Schlosser nennt seine Manier einen Versuch die Geschichte in Epigramme zu bringen. Sueton ward dann wieder einfacher in den Kaiserbiographien; sie weisen uns auf die Sammlungen von Tagesneuigkeiten und Anekdoten hin, welche neben den officiellen Berichten oder der Staatszeitung nach Art eines Feuilletons von Rom aus in die Provinzen gingen.

Die kriegerische Tüchtigkeit und die Pflege des Rechts wie die Rechtswissenschaft, diese Grundlage des römischen Staats hatte

ſich noch immer erhalten; und der Landbau fand jetzt in Columella ebenſo den Schriftſteller der ihn in wohlgefälliger Proſa darſtellte, wie das vorige Zeitalter das nationale Gedicht Virgil's hervorgebracht hatte. Ueberhaupt herrſchte jetzt die Proſa vor. Zwar wurden Verſe genug gemacht von Dichterlingen, die aus der Rhetorenſchule kamen, ihre Gelehrſamkeit und ihre Sprachfertigkeit an den oft behandelten Stoffen der griechiſchen Mythe zur Schau ſtellten und zu Vorleſungen einluden, die zur Modeſache, zum Zeitvertreib, aber auch zur Laſt und Qual wurden und den Spott der Satiriker reizten. Woher ſollten dieſe aber in der Noth der Zeit den heitern Humor eines Horaz nehmen? Der Verworfenheit des Lebens gegenüber war es ſchwer „keine Satire zu ſchreiben", aber die Greuel des Despotismus und der Entſittlichung gingen über das Lächerliche hinaus, und ſo griffen die Dichter zur Geiſel der Züchtigung, und „wenn die Natur ihn verſagte, ſo machte die Erbitterung den Vers", wie Juvenal ſelber bekennt. Perſius war ihm vorausgegangen. Im Aſyl des Hauſes und der Schule hatte ſeine Mutter, hatten Thraſea und der Stoiker Cornutus ſein edles Gemüth jungfräulich rein bewahrt von den Befleckungen der Welt, aber er kannte die Welt darum nur auch aus Büchern, einzig wo er die Literatur berührt gibt er ein Bild der Wirklichkeit und greift muthig den gedunſenen Wortſchwall in Nero's Gedichten an, ſeiner Feder zuflüſternd daß König Midas ein Kunſtrichter mit Eſelsohren ſei. Sonſt aber erhebt er ſich allerdings mit Begeiſterung für die Tugend über alles Gemeine, aber er bleibt im Allgemeinen, und ohne das Individuelle ſich entwickeln und bethätigen zu laſſen ſtellt er die Forderungen der ſtoiſchen Philoſophie dem thörichten und laſterhaften Treiben der Menſchen gegenüber um immer wieder zu predigen daß nur der Weiſe frei und glücklich ſei. Wie Horaz gibt er ſeinen Satiren gern die dialogiſche Form, aber der Mitunterredner iſt kein beſtimmter Charakter, ſondern eine ganz abſtracte Figur; und an die Stelle ſpielender Ironie und behaglicher Mittheilung tritt eine geſuchte Kürze, eine ſchwerfällige Dunkelheit, eine herbe ſchroffe abgeriſſene Darſtellungsweiſe. Aber ſein Gemüth iſt edel und die Chriſten mochten ſich von einem verwandten Geiſte angeſprochen fühlen, wenn er dagegen eifert wie die Menſchen den Göttern ſelbſt ruchloſe Wünſche vortragen, oder um Geſundheit bitten während ſie ſich durch Schlemmerei zu Grunde richten, und meinen die

Götter durch Ceremonien und Geſchenke von Gold und Silber gewinnen zu können.

> Geben wir lieber den Göttern was ſelbſt bei größeſtem Reichthum
> Nie zu bieten vermag des berühmten Meſſala verlebter
> Sohn, ein redlich Gemüth, und heiligen Frieden im tiefen
> Herzen, ein Leben getränkt mit Sittlichkeit!

Perſius iſt als Jüngling unter Nero geſtorben, Juvenal ward ein Greis; unter Domitian verbannt, weil er darüber geſpottet daß Schauſpieler und Tänzerinnen jetzt die Ehrenämter austheilten, erlebte er die beſſere Zeit unter Traian, die ihm das freie Wort geſtattete. Er ſtellt ſeine Genrebilder neben die hiſtoriſchen Gemälde des Tacitus, aber dieſer iſt in ſeiner Proſa dennoch der größere Dichter, und hat den Vorzug daß er die Charaktere durch ihre Thaten und das Leben im Proceſſe der Entwickelung darſtellt, während Juvenal die Zuſtände betrachtet und mit rhetoriſchem Eifer die Gebrechen der Zeit bloßlegt, ja mit Schadenfreude die Lauge ſeines Spottes über ſie ausgießt. Das iſt ſein Vorzug vor Perſius daß er das Leben kennt und in einer Fülle von Einzelzügen es veranſchaulicht; aber es war nicht dazu angethan um die Liebe zu erwecken welche die Wirklichkeit im Schimmer der Poeſie verklärt, es wäre eine Lüge geweſen Fäulniß und Verweſung zu vergolden, welche den Widerwillen und den moraliſchen Ingrimm herausfordern, und ſo zeichnet Juvenal die greuliche Entſittlichung des Volks mit derben Strichen und grellen Farben, und drückt mit kühner Hand ein glühendes Brandmal auf die blutgierige Stirn eines Domitian, auf die ſchamlos freche einer Meſſalina, eines Nero. Er ſcheut die Berührung des Schmuzes nicht, und das Auge der Unſchuld wendet ſich beleidigt ab, wenn er den Pfuhl der Laſter aufwühlt und ſich am Blick in den Abgrund weidet; aber er verſöhnt uns wieder, wenn er ſeine eigenen Gedanken in ſinnſchweren wohlgemeſſenen Verſen äußert, die in ihrer klaren Form wie Sprichwörter zum Gemeingut der Gebildeten geworden ſind, wenn er erklärt daß Tugend allein adelt und daß es ein Verbrechen ſei das Leben der Ehre vorzuziehen, oder ſolche Güter zu opfern die dem Daſein allein Werth verleihen; wenn er die Vernunft und die Thräne für die vorzüglichſten himmliſchen Gaben erklärt, auf daß die Menſchen Mitleid miteinander haben und einander beiſtehen, wenn er nachweiſt wie thöricht die meiſten Wünſche der Menſchen ſind, und fortfährt:

Bete du daß im gesunden Leib dir die Seele gesund sei,
Fordre den tapfern Geist, der nicht vor dem Tod sich fürchtet,
Der als freies Geschenk der Natur ein längeres Leben
Hinnimmt, in sich stark um jegliche Bürde zu tragen,
Der von Begier und Zorn nichts weiß, und für würdiger achtet
Herkules drangsalvolles Geschick und beschwerliche Arbeit
Als Wollust und das Mahl und die Pfühle des Sardanapallus.

Was du dir selbst zu geben vermagst, das zeig' ich; es führet
Nur durch Tugend der Weg dich hin zum Frieden des Lebens;
Da fehlt nimmer ein Gott, wo Weisheit herrscht im Gemüthe.

Die Lage der Gesellschaft wie die rhetorische Manier die Gedanken geistreich in scharf geschliffenen Antithesen auszuprägen reizte den Martialis dem Epigramm seinen Stachel zu geben. Hatten die Griechen in harmloser Anmuth den Gedanken wie eine Inschrift an einen Gegenstand angeknüpft, um mit dem Bilde den Sinn desselben auszusprechen, so finden wir bei den Römern seit Ennius die Neigung Lebensansichten und Empfindungen in treffende Schlagworte zusammenzufassen, und in kurzen Gedichtchen den Witz an Personen und Zuständen zu üben. Das that auch Martial, und die Sammlung seiner Epigramme vergegenwärtigt uns das Leben und Treiben des damaligen Roms; sie sind Satiren in verjüngtem Maßstabe, ergehen sich aber mit Behagen im Schmutze, machen alte Koketten mit falschen Haaren und Zähnen, und junge Glatzköpfe zur Zielscheibe ihrer Pfeile, und liegen den Reichen und Mächtigen, ja einem Domitian schweifwedelnd zu Füßen. Das Frivole seiner Gedichte suchte er wie viele nach ihm zu entschuldigen: „Lüstern und keck ist der Vers, bieder das Leben und fromm." Aber er hat es verstanden, wie Lessing dargethan, in engem Raum eine Erwartung zu erregen, zu spannen und auf überraschende Weise zu befriedigen, knapp und zierlich zugleich zu sein und die Dinge so darzustellen daß ihre lächerliche Seite unmittelbar hervortritt.

Die Richtung auf das Lehrhafte und Moralisirende führte den Thrakier Phädrus zur Fabel. Er brachte den Aesop in Jamben und fügte allerhand Anekdoten und selbsterfundene Geschichten hinzu, schlicht und einfach, aber ohne Naturfrische und anmuthige Fülle.

Unter den Epikern ragt Lucanus hervor, Seneca's Neffe, von altrömischem Patriotismus beseelt, doch bei allem Feuer und Schwung, wie schon Quinctilian urtheilt, mehr in rhetorischer als

poetiſcher Hinſicht bedeutend. Er ſchrieb ein hiſtoriſches Gedicht über den Bürgerkrieg, welcher der Freiheit den Untergang brachte, unter dem Namen Pharſalia. Ohne erfinderiſche Phantaſie erzählt er die Ereigniſſe und ſucht die Wirkung der geſchichtlichen Wahrheit durch blendende Schilderungen und leidenſchaftliche Declamation zu ſteigern, in volltönenden Reden die Motive und Geſinnungen ſeiner Helden wie ſeine eigenen Gedanken darzulegen. Der Ausbruch des Bürgerkriegs iſt ihm eine Folge der Entſittlichung, welche die Selbſt- und Genußſucht an die Stelle der Tugend und Genügſamkeit geſetzt, und zugleich ein Vorbild des ungeheuern Zuſammenbruchs der Natur, wann einſt die Bande ihrer Ordnung ſich löſen. Cäſar's raſtlos ringende Thatkraft vergleicht er dem Blitz, Pompeius iſt ihm gegenüber nur noch der Schatten eines großen Namens, ein Baum mit nackten Zweigen, der nur mit dem Stamme, nicht mit grünendem Laube Schatten gibt. Lucian ſelbſt ſpricht ſich vornehmlich durch Cato und Brutus aus, und ſein Freimuth wie die Eiferſucht auf ſeinen Dichterruhm zog dem Jünglinge ein Todesurtheil Nero's zu. Silius der Italier übertrug des Livius' Erzählung vom Hannibaliſchen Krieg den Virgil nachahmend in Hexameter, und ließ dabei „wie Ballettänzer in Zwiſchenacten" auch die olympiſchen Götter auftreten, das Reale und das Wunderbare geſchmacklos vermengend, während Lucan ſeinen Cato es verſchmähen läßt das Orakel des Jupiter Ammon zu fragen, denn die Gottheit ſpreche durch Vernunft und Gewiſſen überall zu uns, „Jupiter iſt was immer du ſiehſt und wodurch du bewegt wirſt". — Von Nachbildungen griechiſcher Sagenpoeſie ſind uns die Argonautica des Valerius Flaccus und des Statius Thebais und ein Stück Achilleis erhalten; aus ihrer Wortfülle, aus ihrer prunkvollen Benutzung der herkömmlichen Kunſtmittel weht uns kein Hauch dichteriſcher Orginalität entgegen, erfreulicher ſind kleinere improviſatoriſche Ergüſſe, in welchen der Wortſchwall durch friſchere Empfindung und Anſchauung getragen wird; Statius hat ſie unter dem Namen Wälder geſammelt.

Der rhetoriſche Schwulſt erſtieg den Gipfel in zehn Tragödien, welche Seneca mit dem Schilde ſeines Namens gedeckt hat, die uns aber nicht für die Aufführung beſtimmt und in der Neroniſchen Zeit von Verſchiedenen zum Vorleſen gearbeitet ſcheinen. Sie nehmen Sophokles und Euripides zum Ausgangspunkte, aber wählen mit Vorliebe die ſchauerlichſten Stoffe, ſuchen das Tragiſche

im Gräßlichen, Schrecklichen, das Erhabene im Ungeheuern, die Rührung im Entsetzen, und machen aus den idealen Charakteren riesige Marionetten, denen sie überladene Wuthausbrüche und geschraubte Declamationen voll Gelehrsamkeit in den Mund legen. Das harmonische Kunstwerk der Griechen wird hier mit roher Hand für ein Publikum zugerichtet das sich an die blutigen Fechterspiele gewöhnt hat, und gegen den Rath des Horaz erwürgt Medea ihre Kinder auf der Bühne. Die hellenischen Tragiker richteten das Gemüth auch im Leid und Untergang durch den Sieg der sittlichen Weltordnung empor, aber an die Stelle der Schuld und Sühne tritt bei den Römern nicht einmal ein blindes Verhängniß, sondern der sinnlose Grimm oder die Feindschaft göttlicher Mächte, an die Stelle kunstvoller Motivirung die Plötzlichkeit überraschender Effecte und überraschender Contraste; die Sprache der Natur und des Gefühls wird durch äußerliche Eleganz, rhetorische Figuren, ausgeklügelte Redewendungen und spitzfindigen Witz ersetzt. Gerade dies Letztere mochte auf die Manier Seneca's hinweisen, und sammt den eingefügten stoischen Sentenzen seinen Namen für diese Lesedramen seiner Schule veranlassen. So will Atreus ein Verbrechen begehen um das ihn selbst sein dadurch getroffener Bruder beneiden soll: keine Nachwelt wird es billigen, aber auch keine verschweigen. Als er nun des Thyestes Kinder geschlachtet und dem Vater zum Mahl vorgesetzt, da verläßt zwar die Sonne ihre Bahn, und gibt dem Chor Gelegenheit seine astronomischen Kenntnisse auszukramen, zu besingen wie die Zeichen des Thierkreises in Verwirrung gerathen, aber eine sittliche Vergeltung finden wir nicht, sondern Atreus prahlt daß er nun mit seinem Scheitel an die Sterne reiche, und damit ist's fertig! „Die Strafen müssen verschieden sein, der Tod ist für die Glücklichen, der Elende lebe!" sagt Lykos der Tyrann. „Er wird es thun — zu langsam ist's; er thut's — nein, hat's gethan!" sagt Amphitryo von Herkules. „Auf den wartet ein harter Tod, der wenn er sterben muß Vielen bekannt ist, aber sich selbst nicht kennt", sagt der Chor. Diese epigrammatische Rhetorik im einzelnen und die zugespitzten Contraste im ganzen, im Bau des Stücks haben auf die französische Tragödie eingewirkt, und der Bombast hat bei Lohenstein und Gryphius sein Echo gefunden.

Die interessanteste Dichtung des silbernen Zeitalters ist übrigens der komische Roman, der unter dem Titel Satiricon in

Bruchstücken uns erhalten ist; gewöhnlich wird als sein Verfasser Petronius der Hofmarschall Nero's angenommen; jedenfalls gehört das Buch dieser Zeit an, und spiegelt die Verbindung aller Künste und Wissenschaften mit allen Lüsten und Lastern, wie sie damals in der höhern Gesellschaft herrschte, so vortrefflich, daß Schlosser an Peter Aretin bei den Italiern, Voltaire's Pucelle bei den Franzosen, Thümmel unter uns Deutschen erinnert, „nur daß freilich Sitte und Klima diesem gebietet die Leichtfertigkeit der Grundsätze weniger nackt hinzustellen"; allein Heinse hat in seiner deutschen Uebersetzung durch entschuldigende und vertheidigende Anmerkungen weit hinaus über jene petronische Frage: „wer weiß denn nicht was man mit schönen Mädchen macht?" die viehische Sinnlichkeit unverhüllt genug auch bei uns zur Schau gestellt. Der Dichter selbst erzählt in einer Prosa die den leichten Fluß und seinen Ton der Umgangssprache künstlerisch durchbildet, und erhöht den Reiz der Darstellung dadurch daß er der Rede seiner Hauptfiguren verschiedene Farbe gibt; Encolpius spricht gewählt wie ein geschmackvoller Weltmann, Eumolpus in der geschraubten Schwulst der Rhetorenschule und Trimalchio wie ein Emporkömmling aus dem Pöbel, der den unteritalischen Dialekt in einer drolligen Mischung griechischer und lateinischer Elemente nach Rom bringt. Reichlich werden Verse eingewoben, bald drängt die erregte Seelenstimmung zu dichterischem Erguß, bald hören wir eine Vorlesung, bei der wir die Absicht der Parodie vermuthen dürfen. Der Roman dreht sich um einen schönen Knaben, in den mehrere Männer und Frauen verliebt sind, die Scenen die sich hieraus ergeben und daran reihen, malt Petronius mit Wohlbehagen aus, und ergeht sich in einer ausführlichen Darstellung gemeiner Sinnlichkeit, die uns anwidert wo sie unnatürlichen Lüsten gilt; aber zugleich bewundern wir das Geschick des Dichters das Komische der Situationen hervorzulocken und auszubeuten. Mit einem Anfluge von Humor schwebt er über den Charakteren und Ereignissen, nimmt lächelnd die Welt wie sie einmal ist, und ergötzt sich mit überlegenem Geist an den Verlegenheiten die sich die Menschen in ihrem verkehrten oder maßlosen Treiben bereiten. Da ist keine verschleierte Lüsternheit, sondern kecke unbefangene Frechheit und zugleich die Ironie über sie wie über alle andern Bestrebungen und Richtungen des Lebens, das dem blasirt geistreichen Dichter doch nur für eine große Komödie gilt. Petronius flicht die Novelle von der Matrone von

Epheſus ein, welche in der Gruft des Gatten ihm nachſterben will, aber von einem ſchmucken Soldaten nicht blos zu neuer Liebesfreude erweckt wird, nein ſie läßt auch den Leichnam des Verſtorbenen an das Kreuz hängen ſtatt des Verbrechers, der von dort geſtohlen ward als der Soldat mit ihr koſte ſtatte Wache zu halten! Am genialſten iſt das Gaſtmahl Trimalchio's geſchildert; es zeigt uns nicht blos die raffinirte Schwelgerei der Römer, wir ſehen die Blaſirtheit auch nach dem ſeltſamen Reizmittel greifen daß um die Tafelfreude zu würzen in der trunkenen Weinſtimmung der Feſtgeber ſeine eigene Leichenfeier aufführen läßt; und bei dieſem ſonderbaren Vergnügen werden dann die Sklaven ſo laut, daß die Löſchmannſchaft das Getümmel und die tolle Muſik für Feuerlärm hält und mit Waſſereimern in den Saal eindringt.

Ich habe die Literatur vorausgeſtellt weil ſie uns am beſten ein Gemälde der Zeit gibt. Die Baukunſt erhielt ſich unter Auguſtus' nächſten Nachfolgern unverändert ohne daß viel ausgeführt wurde; die drei ſchönen Säulen mit Gebälk und Kranzgeſims an der Südſeite des Forums gehörten einem Dioskurentempel an; die Porta maggiore, dies mächtige Doppelthor, bildet den Vereinigungspunkt zweier Waſſerleitungen, die unter Claudius errichtet wurden. Die Feuersbrunſt unter Nero gab Gelegenheit zu prunkvollem Wiederaufbau und Raum für das goldene Haus, eine weitgedehnte Anlage inmitten der Stadt, mit Paläſten und Villen, Gärten, Teichen und Säulengängen; nach Nero's Sturz hat die Wuth des Volks ſie zerſtört.

Wie durch Veſpaſian und Traian die kriegeriſche und politiſche Tüchtigkeit der Römer ſich noch einmal aufraffte und in der Organiſation und Beherrſchung des Weltreichs ſich bewährte, ſo bezeichnen ihre Bauten die glänzendſte Epoche der eigentlich römiſchen Architektur. Gediegene Kraft und Maſſenhaftigkeit bildet die Grundlage und macht den Geſammteindruck; die Maſſe gliedert ſich durch Pfeiler und Bogen, wird durch Säulen belebt, und von einer Fülle plaſtiſcher Ornamente umſpielt, die nun, wo die Baukunſt ihr Material zeigt, den Schmuck der Malerei erſetzen; Wandflächen werden mit Reliefs bekleidet, die ioniſchen Voluten mit dem mehrfachen Blätterkranze des korinthiſchen Capitäls verbunden, Geſimſe, Decken von einem vollquellenden ſchwellenden Reichthum bald einfacherer, bald arabeskenartig bunter, im Marmor gemeißelter Ornamente umſponnen, doch ſo daß alles Beſondere dem großen Linienzug des Ganzen untergeordnet und dadurch

geschmackvoll Maß gehalten wird. Die Bilderfülle erinnert an den rhetorischen Glanz der Rede, der ein gediegener Gehalt zu Grunde liegt, wie bei Virgil, Tacitus, Seneca. Die imposanteste aller Römerruinen ist das Flavische Amphitheater, schon von den Alten unter den Namen des Colosseums den Weltwundern zugezählt. Eine ovale Fläche von 270 Fuß Länge, 170 Fuß Breite, zur Arena für die Thierkämpfe bestimmt ward rings von stufenförmig hintereinander aufsteigenden Sitzreihen bis zur Höhe von 120 Fuß umgeben, sodaß sie 80000 Zuschauer fassen konnten; die Sitze wurden von Gewölben getragen, die sich nach außen hin in mehrern Geschossen übereinander erheben, und das Innere war oben von einer Säulenhalle bekrönt. Das Aeußere umschließt eine Umfassungsmauer, 150 Fuß hoch; ihre Grundlinie beschreibt eine Ellipse von 600 Fuß Länge, gegen 500 Fuß Breite. Das massenhaft Gewaltige gliedert sich aber dadurch daß die Mauer durch breite Gesimse in 4 Geschosse getheilt wird, deren 3 untere sich in 80 Arkaden öffnen; kräftige Mauerpfeiler sind durch Rundbogen verbunden und durch vorspringende Halbsäulen belebt, dorische im untern, ionische im mittlern, korinthische im obern Stockwerk: sie ruhen auf Postamenten bis zur Mauerbrüstung der Bogenöffnung, und tragen das gegliederte horizontale Gesimse über derselben. Im vierten Geschoß ist die Mauer hier und da durch Fenster unterbrochen, mit korinthischen Pilasterstreifen geschmückt und mit reichem Kranzgesims bekrönt. Alle architektonischen Formen sind kräftig derb im Geiste des Ganzen behandelt, das Ornamentale einfach und in breitem Stil; die Bogenöffnungen der mittlern Geschosse enthielten Statuen von Erz und Marmor. Das Gebäude ward von Vespasian begonnen, von Titus vollendet. Zu Ehren von dessen Sieg über Jerusalem ward ihm zwischen dem Colosseum und Forum ein Triumphbogen geweiht; die Mauerpfeiler des überwölbten Thores sind durch Halbsäulen eingefaßt, und auf der Plattform über der Attika zog ein ehernes Viergespann den Wagen des Triumphators. In den Thermen des Titus am Esquilin wurde der Laokoon gefunden und jene Arabeskenmalereien an den Wänden entdeckt, die für Rafael und seine Schule in den Loggien des Vatikans zum Muster dienten. Der capitolinische Tempel ward neu gebaut.

Die Heerstraßen Traian's wurden durch Triumphbogen bezeichnet; der in Rom enthielt rechts und links ein kleineres Seitenther neben dem Hauptdurchgang der Mitte; vier gewaltige Säulen,

in gleicher Höhe emporsteigend, trugen den Architrav, über welchem das Halbgeschoß der Attika das Ganze abschloß. Die Höhe der Seitenbogen entsprach dem Capitäle der Pfeiler, die das Gewölbe des mittlern Thores trugen; je zwei Medaillons mit Reliefs und ein Bilderfries erfüllten die Wandfläche rechts und links neben der mittlern Bogenöffnung; Reliefs schmückten die Attika, Statuen ihre Pfeiler. Zwischen dem Capitol und Quirinal legte Traian ein Forum an, von einer fünfschiffigen Basilika, von Tempeln und Säulenhallen begrenzt, mit einem Triumphbogen als Eingangspforte und der Ehrensäule des Kaisers in der Mitte, alles zu malerischer Gesammtwirkung verbunden; es war das Prachtvollste was Rom an Bauten je besaß, Apollodorus von Damaskus war der Meister des Werks. Im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichtet Ammianus Marcellinus von dem Einzug den der Sohn Konstantin's in Rom hielt; er geleitet ihn zum Capitol und Colosseum, und sagt dann in Bezug auf Traian's Forum: „Von Staunen gebannt weilte er bei diesem so weit der Himmel reicht einzigen Bau, der selbst Göttern bewundernde Zustimmung abnöthigen kann, und indem er Blick und Geist umherschweifen ließ über die harmonische Einfachheit dieser gigantischen Werke, gestand er daß ihre Herrlichkeit weder zu beschreiben noch je wieder von den Sterblichen zu erreichen sei."

Vortreffliche Porträtstatuen und Büsten sind aus dem ganzen Jahrhundert erhalten, von Männern und Frauen, von Kaisern und Privatpersonen, die Männer bald im schönverzierten Panzer, bald in der Friedenstoga, z. B. Titus in der Stellung des zum Heere sprechenden Feldherrn; mehr nach Art der griechischen Heroen behandelte nackte Bildsäulen hießen achilleische; andere sind dadurch idealisirt daß sie Haltung und Attribute eines Gottes haben. In Bezug auf die Tempelbilder bewahrte man die herkömmlichen Formen; galt es die personificirten Begriffe der Ehre, Tugend, Eintracht, Keuschheit, Gerechtigkeit darzustellen, so nahm man eine bekleidete Frauengestalt in einfacher würdiger Haltung und gab ihr einige sinnreich gewählte Attribute. Galt es Völker zu repräsentiren, so nahm man den Typus der Rasse und die Nationaltracht; Städte wurden nach dem Vorgang des Hellenismus so personificirt daß je nach dem Geschlecht ihres Namens eine männliche oder weibliche Gestalt hervorragende Eigenthümlichkeiten der Lage oder Cultur bezeichnend ausdrückte. So erschien an der Basis eines Denkmals für Tiberius das weinreiche Tmolus wie

ein dionysischer Jüngling mit der Rebe, die streitbare Kibira amazonenhaft, die priesterliche Mirina mit wallendem Schleier und langem Gewand und mit dem apollinischen Lorber. Hunderte von Statuen schmückten nicht blos die öffentlichen Plätze, Brunnen, Hallen und Theater, sondern auch die Paläste und Landhäuser der reichen Römer; sind doch in einem kleinen Hause des Landstädtchens Pompeii zwölf größere und zehn kleinere plastische Werke ausgegraben worden. Der Kunstraub, die Ankäufe griechischer Originale reichten lange nicht aus; man verlangte nach Wiederholungen der beliebtesten Werke, und da sie zum Glanze des Lebens dienen sollten, wählte man besonders Gegenstände von heiterer Anmuth, wie sie Praxiteles und seine Nachfolger geschaffen. Venus, Bacchus und ihr Gefolge entsprachen dem Sinn der Zeit; das faunische Element derselben spiegelte sich in den tanzenden, trinkenden, den Rausch ausschlafenden Faunen; die gewaltige Bildung dieses letztern in der münchener Glyptothek, eine meisterhafte Arbeit, nennt Stahr ein in Marmor gefesseltes Symbol der Orgien der Neronischen Welt, aber die alte Kunst hat es verstanden ihrer selbst würdig die verwegene Aufgabe zu lösen, und die dumpfe Schwere der Trunkenheit erscheint durch die großartigen Formen wie durch das Maßhalten des Ausdrucks gemildert und geadelt. Nero selbst begünstigte das Ungeheuere; Zenodorus mußte aus seinem Bild in Erz den höchsten Koloß der alten Welt machen; er stand vor dem goldenen Hause, und ward nach Nero's Ermordung zum Sonnengott, später zum Porträt des Kaisers Commodus durch auf- und abgenommene Köpfe umgewandelt.

In der Monumentalsculptur kommen die Triumphbogen des Titus und Traian neben dessen Ehrensäule in Betracht; sie zeigen den realistischen Römersinn in einer treuen Darstellung der Geschichte im Unterschiede von der idealistischen Verklärung des Lebens im Mythus der Hellenen; die in Stein ausgehauene Erzählung von dem Feldzuge Traian's gegen die Daker rechtfertigt aufs deutlichste unsere Anknüpfung Roms an Babylon, denn die Ausgrabungen der assyrischen Paläste haben durchaus verwandte Darstellungen ans Licht gebracht. Auf dem Fries des Titusbogens ist der Opferzug des Triumphs abgebildet; aber Thiere wie Menschen sind mehr hingestellt als in gemeinsamer Bewegung aufgefaßt, nüchtern und trocken, ohne die Fülle anmuthiger Motive und ohne die Formenschönheit jenes phidiasischen Meister-

werks vom Parthenon auch nur anzustreben. Dagegen sehen wir rechts und links im Innern des Thorbogens die Krieger im Friedensgewand wie sie die Beute aus dem Tempel von Jerusalem tragen, und den Kaiser siegprangend auf seinem Viergespann von Bürgern und Kriegern umringt, die Figuren in dichtgedrängter malerischer Anordnung voll wohlthuender Lebensfrische, energisch und elegant zumal. Die Darstellungen vom Triumphbogen Traian's, die Konstantin dem seinigen einsetzte, zeigen den Kaiser in seiner Thätigkeit als Feldherr, Richter, Oberpriester, wie als Jäger; wir mögen dabei an Persepolis denken; oder sie geben uns Scenen aus seinen Kriegen, z. B. eine Reiterschlacht voll Feuer und leidenschaftlicher Bewegung, trotz des Gewirres der Linien bei der Menge der einander meist deckenden Figuren durch Kraft, Ausdruck und Formenschönheit hocherfreulich. Viel trockener und handwerksmäßiger ist das Relief das den 90 Fuß hohen Schaft der Ehrensäule von der Basis bis zum Knauf spiralförmig umwindet, in 114 Compositionen mit 2500 Figuren, die Schilderung des Feldzugs gegen die Daker; der Kaiser selbst erscheint in seinen mannichfaltigen Verrichtungen, als Redner, Führer, Sieger, mit Gesandten verhandelnd, Gefangene verhörend, Frauen beschirmend, und daneben wird das Auf- und Abschlagen des Lagers, das Brückenbauen, der Kampf im offenen Feld und um Festungen, die bald siegreich vertheidigt und bald erobert und zerstört werden, mit der Ausführlichkeit eines Zeitungsberichts dargestellt; das Werk ist unschätzbar für die Kenntniß des römischen Kriegswesens, aber bei mancher Trefflichkeit im einzelnen künstlerisch doch unerquicklich; nirgends befriedigt eine wohlabgerundete Composition unser Auge, man müßte ein Vogel sein um die Bilder in immer höhern Kreisen umfliegend zu genießen; die Umrißlinie der Säule erscheint durch sie wie mit zitternder Hand gezogen. Das Standbild des Kaisers war oben wie über die Erde zu den Göttern emporgetragen, und für ästhetische Vollendung dem Beschauer viel zu weit entrückt.

Nero's Auftreten als Theatersänger und sein Lied zur Leier während des Brandes von Rom erinnert mich ein Wort über die Musik bei den Römern zu sagen. Wir wissen nicht viel davon, in Bezug auf Melodie und Composition hat auch Ambros nichts Näheres aufgefunden. Die einfachen Zeiten der Republik kannten die geradlinige Tuba und das Krummhorn für Kriegssignale, die Pfeife und Doppelflöte für Festgelage und zur Be-

gleitung religiöser Chöre und Tänze wie der Preisgesänge auf die alten Helden. Die Musik blieb Sache des Genusses, und ward kein Element der Jugendbildung wie in Griechenland; man ließ sich Musik machen von Sklaven, Freigelassenen, Fremden. Das Drama hatte in der Kaiserzeit seine Musikbegleitung, welche das Lustspiel dem Vaudeville und das Trauerspiel der heroischen Oper ähnlich machte; die üppigen Ballete wurden von Tönen geleitet welche Quinctilian weibisch und unzüchtig nennt, und welche einen Kirchenvater zu dem Wort veranlaßten daß eine Jungfrau von Pfeifen und Flöten nichts wissen solle. Zu den griechischen Lyraspielern kam der Lärm der Sistren und Becken aus ägyptischen und kleinasiatischen Götzendiensten. Die Kaiserzeit zeigt den Enthusiasmus der vornehmen Welt für Sänger und Tänzerinnen, Kitharspieler und Flötenbläserinnen wie in modernen Hauptstädten. Nero vertheilte seine Musikanten durch das ganze Theater um recht schmetternden Lärm zu machen, und beschäftigte sich gerade mit der Einführung von riesigen Wasserorgeln als sein Sturz erfolgte.

Hadrian und die Antonine.

Schon im goldenen Zeitalter waren ein Cicero und Livius, ein Virgil und Horaz nicht in Rom geboren, sondern aus Nord- und Süditalien in die Hauptstadt gezogen; im silbernen traten vornehmlich die westlichen Provinzen, Gallien und Spanien, mitwirkend hervor, wo die classische Bildung sich auf der Unterlage frischer Volkskraft entwickelte; Spanien allein hat dem Reich nicht blos einen Traian, sondern auch einen Seneca, Quinctilian und Columella, einen Lucan und Martial gegeben. Das Römerthum, der Westen hatten ein halbes Jahrhundert lang das Uebergewicht; jetzt erfolgte seit Hadrian ein Rückschlag des Hellenismus im Sinne der auf das Griechenthum gegründeten Weltcultur des Ostens; die griechische Sprache ward in der Literatur mehr als die lateinische verwandt und der Orient machte seinen Einfluß geltend. In Rom aber strömten nicht blos die besten Talente

zuſammen, ſondern auch die keckſten Schwindler; Gaukler und Hetären aus allen Ländern trieben neben den Rhetoren und Sophiſten aus Griechenland, den chaldäiſchen Wahrſagern, den ägyptiſchen Prieſterinnen und den Handelsjuden ihr Weſen; alles maßvoll Einfache, volksthümlich Abgeſchloſſene, das uns gerade den Stempel der Antike bezeichnet, verſchwand in dieſer ungeheuerlichen Miſchung aller Elemente; der Anſchauungskreis war zum Weltbewußtſein erweitert, aber die neubildende Schöpferkraft des Geiſtes war dahin, ſeitdem ihr der nothwendige Träger, der geſunde ſittliche Charakter fehlte. Kein glänzenderer Repräſentant dieſer Zeit als Hadrian. Er hat Sinn für alles, er iſt ein wilder Jäger und ein Kunſtenthuſiaſt, Soldat und Schöngeiſt, Muſiker und Gelehrter; leutſelig und mistrauiſch zugleich durchreiſt er ſein Reich zu Pferd und zu Fuß, wißbegierig um alles zu ſehen, thatluſtig um überall einzugreifen; abergläubiſche Schwärmerei und alles ironiſirende Sophiſtik, ſchwelgeriſche Ausſchweifung und ſtrenge Regierungsthätigkeit verbinden ſich in ihm, wie ein Stoiker will er ertragen was kommt, wie ein Epikureer genießen was er kann; aber er iſt überall Dilettant, niemals Meiſter, ſeine reizbare Seele folgt den wechſelnden Eindrücken und Gelüſten, und da die unumſchränkte Macht ſeiner Willkür jeden Spielraum gewährt und er der ſittlichen Selbſtbeherrſchung ermangelt, ſo reißen ihn ſeine Eitelkeit, ſeine Launen zum Verbrechen fort, und in aller äußern Herrlichkeit innerlich unbefriedigt ſiecht er endlich langſam dahin, und haucht nach qualvoll langem Todeskampf ſein Leben mit den zierlichen Verschen aus:

Animula vagula blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca
Pallidula rigida nudula,
Nec ut soles dabis iocos.

Du ſchmeichelndes flatterndes Seelchen mein,
Des Leibs Begleiter und Gaſtgenoß,
Zu welchen Räumen nun gehſt du ein,
Nackten und ſtarrenden, ohne Schein,
Wo nicht wie ſonſt du Scherze machſt!

Kein Menſch hat ſo viel und an ſo vielen Orten gebaut wie Hadrian. Mehr als ein Dutzend Städte die er aus der Zerſtörung herſtellte oder ganz neu gründete, trugen im Orient ſeinen

Namen Adrianopel; Antinoe ward in Aegypten angelegt und in Athen ein prachtvoller Stadttheil angefügt, den ein Bogenthor die Stadt nicht des Theseus, sondern des Hadrian nannte. Dort ward durch ihn der Zeustempel vollendet. Wo der Kaiser in eine Provinz gekommen, da sollte eine Basilika oder eine Wasserleitung, ein Gymnasium, Bad oder Theater die Spur seiner Reise bezeichnen; daß er Tempel baute und sie ohne Namen und Götterbildniß ließ, gibt uns dabei einen Wink wie scheinsam diese Baufucht war. Mit Hadrian wetteiferte ein Privatmann, der reiche Wortkünstler Herodes Atticus, der in mehrern griechischen Städten sich durch Prachtwerke zu verewigen strebte, und dann doch wieder dachte daß sie einst verfallen und vergehen würden, und darum die Landenge von Korinth durchstechen wollte um der Unsterblichkeit sicher zu sein. Von seinen Reisen heimgekehrt schuf Hadrian sich in seiner Villa bei Tibur ein Kunstmuseum, indem er dort in anmuthig wechselvoller Natur Tempel und Hallen in ägyptischem und hellenischem Stil erbaute, um seine Lieblingsstätten nicht blos in der Erinnerung, sondern in Nachbildungen gegenwärtig zu haben, sein Tempe und seine Akademie täglich besuchen zu können; Meisterwerke der Plastik und Malerei aus allen Zeiten im Original oder in Copien schmückten die Säle, die Gärten. In Rom räumte Hadrian's Eifersucht den großen Architekten Apollodor aus dem Wege, und sein Dilettantismus entwarf den Plan und leitete die Ausführung des Doppeltempels der Venus und Roma. Im Aeußern ward derselbe im korinthischen Stil ausgeführt und mit doppelter Säulenreihe umstellt; im Innern war er durch eine Quermauer in zwei Theile geschieden und vor derselben thronten in Nischen mit dem Rücken gegeneinander gekehrt die beiden Statuen, die eine nach dem östlichen, die andere nach dem westlichen Eingang blickend. Die fast quadratischen Cellen sind überwölbt, das Innere durch die Scheidewand ohne perspectivische Wirkung und ohne organischen Zusammenhang mit dem Aeußern. Großartiger ist das Mausoleum das Hadrian sich am Tiberufer erbaute, auf viereckigem Unterbau von 320 Fuß Breite ein runder Thurm von 226 Fuß Durchmesser in mehrern stufenförmigen Absätzen und mit einem kegelartigen Dache, das auf der Spitze einen kolossalen Pinienapfel trug, das orientalische Symbol der Lebenserneuung. Das Ganze war mit Marmor bekleidet und reich verziert, auch mit Statuen; der barberinische Faun ward von dort herabgeschleudert als der

Bau im Mittelalter zur Feſtung geworden; ſeine noch ſtehende untere Hälfte iſt die Engelsburg.

In der Villa Hadrian's ward die lieblich feine Taubenmoſaik von Soſus und die Gruppe der beiden Kentauren mit Eroten auf dem Rücken gefunden; die Roßmenſchen ſind in ſchwarzem Marmor ſehr ſorgfältig ausgeführt, der jüngere trägt ſeine Bürde mit keckem Behagen, der ältere aber ſeufzt über den Liebesgott, der ihm die Hände gebunden hat, ihn drückt die Feſſel der Leidenſchaft die ihm Leiden bringt, während die Jugend die Wonne der Gegenliebe hofft. Ariſteas und Papias ſind die Meiſter der ſinnigen Compoſition. Der Zeit Hadrian's dürfen wir auch wohl die anmuthige Gruppe von Eros und Pſyche zuweiſen, die das capitoliniſche Muſeum aufbewahrt; der zarte Rhythmus der Linien und der lieblich reine Ausdruck ſind noch vorzüglicher als die Durchführung, ſodaß wir die Wiederholung eines herrlichen griechiſchen Originals erkennen. Hadrian's Kunſtgeſchmack war von alterthümelnder Art; er zog den Cato dem Cicero, den Ennius dem Virgil vor, und ließ für Athen einen goldelfenbeinernen Zeuskoloß bilden, was Herodes Atticus mit einem Poſeidon für den Iſthmus von Korinth nachahmte; daß hier indeß mit dem Stoffe ein ſchlechtverſtandener Luxus getrieben ward, beweiſt die Vertheilung des Materials, wenn die Roſſe von Gold und die Hufe von Elfenbein, der Oberleib der Meerwunder von Gold und die Fiſchſchwänze von Elfenbein waren. Sonſt drang der Kaiſer auf große Formen und breiten Stil; aber beiden fehlte der Geiſt der ſich in ihnen ehemals ausgeprägt, ſie wurden nur nachgeahmt. Ja man ging noch einen Schritt vor Phidias zurück, die ſtrenge Gebundenheit der alten Tempelſkulpturen ſchien von beſonderer Feierlichkeit, man nahm ſie, man nahm ägyptiſche Statuen zum Vorbild, und arbeitete ſich in eine archaiſtiſche Manier hinein, welche Treuherzigkeit und Naivetät affectirt und neben der geſuchten Einfachheit und Härte und der ſteifen Zierlichkeit ſich doch wieder durch eine leichte flotte Behandlung des Einzelnen verräth, wie z. B. in den Kampfbildern auf dem Gewande der dresdener Pallas.

Das letzte Ideal der antiken Kunſt ging nach Römerart vom Porträt aus, verſchmolz daſſelbe aber mit helleniſchen Göttertypen. Es war der Antinoos. Der bithyniſche Jüngling war des Kaiſers Geliebter, und begleitete ihn auf der Reiſe nach Aegypten. Er ertrank im Nil indem er ſich den magiſchen Träumereien Hadrian's

zum Opfer brachte. Dieſer war krank und ſollte einer Seele bedürfen die für ſeine Geneſung in den Tod ginge. Der Volksglaube daß die noch übrige Lebenszeit des freiwillig Sterbenden dem andern zutheil werde, begegnete uns bei Alkeſtis und Admet, klang in dem mitgetheilten Wechſelgeſange des Horatius an, und wird deutlich in einer Grabſchrift ausgeſprochen, durch welche die Gattin dem Gatten zuruft:

Möge denn auch was mir der Tod an Jugend entriſſen
Dir ein gütiger Gott weiter an Jahren verleihn!

Im Schmerz der Liebe machte Hadrian den Antinoos um dieſer Hingabe willen zum Gotte, und auf des Kaiſers Wunſch wurden ihm an vielen Orten Tempel und Altäre gebaut, Prieſterſchaften, Opfer und Orakel geſtiftet. Daß die heidniſche Welt auf die ſchwärmeriſche Laune des Kaiſers einging, beweiſt deutlicher als alles wie leichtgläubig ſie war und wie leicht ſie es zugleich mit der Religion nahm. Doch lag zugleich ein Bedürfniß der Sühne und eine Ahnung der Wahrheit darin daß durch das Opfer des Reinen, durch die todüberwindende Liebe das Heil und die Rettung der Menſchheit vollbracht ward; und wiederum hatten die Kirchenväter recht, wenn ſie den Heiden den neuen Gott zum Vorwurf machten, den der Machtſpruch eines Menſchen, des Kaiſers, geſchaffen, aus einem Buhlknaben geſchaffen. Es ſind uns viele vorzügliche Bildniſſe des Antinoos erhalten; er erſcheint als ägyptiſcher Agathodämon, als Hermes, Apoll, Adonis, Ganymed, am liebſten als Dionyſos, indem auf dieſen die vollen weichen Körperformen und der Zuſammenhang mit den Myſterien hinweiſen. Die Glieder des Antinoos ſind kräftig voll, die Bruſt iſt beſonders breit gewölbt, ebenſo der Schädel; das Haar iſt ſchlicht und nur an den Spitzen gekräuſelt, die Augen liegen tief, die Brauen ſind ſanft geſchweift, die Naſe der griechiſchen Profillinie angeſchmiegt, die Wangen, die Lippen vollſchwellend. Sinnlicher Reiz und ſchwärmeriſcher Ausdruck, Kraft und Weichheit durchdringen einander. Das Haar umſchattet die Stirn wie eine dunkle Wolke, und über das jugendſtrahlende Antlitz iſt ein Zug der Schwermuth ausgebreitet, die auf den Wurm des Todes deutet der innen an der Lebensblüte nagt; mitten im Genuſſe fühlt das Gemüth ſich unbefriedigt und wird von Trauer umflort; das vielmisbrauchte Wort Weltſchmerz findet ſeine Stelle bei dieſem Bilde. Die berühmte Gruppe von Ildefonſo hat Friedrich Tieck

die Todesweihe des Antinoos genannt. Hier löſcht er eine Fackel in einer dem eidechstödtenden Apollo nachgeahmten Haltung, und ſchlingt den Arm um die Schulter des neben ihm ſtehenden Genius Hadrian's, der die dem Leben des Kaiſers leuchtende Fackel erhebt.

„Wäre es möglich geweſen die Kunſt zu ihrer vormaligen Herrlichkeit zu erheben, ſo war Hadrianus der Mann dem es dazu weder an Kenntniſſen, noch an Bemühung fehlte; aber der Geiſt der Freiheit war aus der Welt gewichen und die Quelle zum erhabenen Denken und zum Ruhm war verſchwunden.“ Dies Wort Winckelmann's gilt nicht blos von der Kunſt, ſondern auch vom Leben, wo ebenſo Antoninus der Fromme und Marc Aurelius der Philoſoph bei aller Tüchtigkeit mit allen wohlmeinenden Beſtrebungen doch nur eine Staatsmaſchine in gutem Gang erhalten, nicht aber einem altersſchwach gewordenen Volke die Kraft und Friſche eines ſelbſtthätigen und dadurch gedeihenden und glücklichen Organismus verleihen konnten. Die hadrianiſche Kunſtpflege wirkte unter ihnen noch nach, es werden aber ſchon die Merkmale des Verfalls ſichtbar. Reliefs von einem Denkmale Antonin's miſchen das Reale mit mythologiſcher Symbolik, und zeigen eine berechnete Schauſtellung der Gegenſtände wie des Studiums der Künſtler. Die Ehrenſäule Marc Aurel's mit der bildlichen Schilderung des Markomannenkriegs iſt der traianiſchen nachgeahmt, hat aber in Auffaſſung und Ausdruck weniger Kraft, Friſche und Gemeſſenheit; die Figuren ſind noch mehr übereinander gehäuft, Nebendinge noch nüchterner copirt, die Gegenden landkartenmäßig angedeutet; das Bekannteſte iſt die Darſtellung eines Regens mit welchem ein wolkengeſtaltiger Jupiter die Römer labt, während er durch ein Hagelwetter die Feinde verwirrt. Auf Porträtbüſten von Marc Aurel und Lucius Verus wollen die Künſtler das krausgelockte Haar durch vielfältige Ausbohrung in leichte kleine Maſſen zerlegen, bringen aber nicht den Eindruck des Lockern, ſondern des Steifen, korallenartig Zerklüfteten hervor. Das Erfreulichſte bleibt die eherne Reiterſtatue Marc Aurel's, welche Michel Angelo auf dem Platze des Capitols ſo aufgeſtellt daß ſie dem die Treppe Emporſteigenden entgegenſchaut. Das Roß von ſchwerer frieſiſcher Art ſchreitet ruhig voran und trägt den Reiter, der mehr wie ein Mann der Schule denn wie ein Krieger auf ihm ſitzt, die Hand ſegnend erhebt und mit friedvoll gütigem Antlitz in einfachem Reitermantel uns die

Persönlichkeit in ihrem liebenswürdigen Wesen treu veranschaulicht, wie dasselbe uns in den Betrachtungen vorliegt welche Marc Aurel an sich selber gerichtet hat.

Sie sind ein philosophisches Erbauungsbuch und haben das Handbuch zum Vorgänger welches Arrhian den Gebildeten seiner Zeit nach den Vorträgen des freigelassenen Epiktet zur Ermahnung und Lehre wie zum Troste in allen Lebenslagen geschrieben hat. Arrhian war es auch der den romanhaften Erzählungen von Alexander dem Großen eine auf gründlicher Forschung beruhende Geschichte entgegengestellt. Er bekämpft die Schwärmerei wie die glaubensleere Entsittlichung durch die Grundsätze der Stoiker, deren Härte sich bei ihm wie bei dem Kaiser durch Menschenfreundlichkeit mildert, deren Selbstgenugsamkeit von einem Zug gemüthlicher Hingebung an Gott begleitet wird. Der Zorneseifer gegen das Laster weicht der Theilnahme an den geistig und leiblich Elenden, die auch im Verbrecher den Verblendeten und Unglücklichen sieht; der republikanische Trotz und Kampfmuth weicht einer Gesinnung des Duldens und Entsagens, welche alles was geschieht für nothwendig ansieht, aber sich mit der doppelten Einsicht waffnet daß Glück und Unglück nicht in äußern Gütern und Uebeln, sondern allein in der Seele liegen, in den Vorstellungen die wir von den Dingen haben, und daß es auf unserm Willen beruht jede Lage zum Grund einer sittlichen Thätigkeit und jedes Begebniß zum Bildungsmittel des innern Menschen zu machen. Es gemahnt uns an das Buddhistenthum wie an die christliche Religion, wenn Marc Aurel seiner Seele zuruft sie solle sich nicht um Fremdes kümmern, sondern sich in sich selbst besinnen, ihr wahres Selbst von den äußern Anhängseln ablösen, und unüberwindlich in der Burg der leidenschaftslosen Vernunft Ruhe und Wohlsein finden. Wer sich auf sich selbst beschränkt und von der Außenwelt unabhängig macht, wer sich ein für allemal in den Willen Gottes ergibt, in dem erlischt alle Qual der Begierden und Wünsche, und der läßt sich alles zum Besten dienen. Aehnlich gebietet Epiktet überall auf Gott zu achten; die weltlichen Dinge sind Nebensachen, man lese sie auf wie Muscheln; auch verlieren wir nicht was unser war, sondern geben nur Gott zurück was sein war, wenn uns ein liebes Gut entrissen wird; sehnt sich doch auch unsere Seele zurückzukehren zu ihrem Urquell, von dem ihr allein die Kraft kommt um die Noth der Erde zu bestehen. Was ist das menschliche Leben? fragt der Kaiser:

ein Traum und ein Rauch, der mit dem Tage kommt und schwindet, hinfällig, werthlos, ohne Mühe geringzuachten. Nur Eines vermag uns durch dasselbe zu geleiten, die Philosophie. Wir bemerken mit Zeller wie diese nicht mehr wie für die Alten die freie Thätigkeit des bedürfnißlosen Geistes oder wie nicht mehr die Erkenntniß als solche ihr Zweck ist, sondern wie sie das Mittel wird zur Befriedigung eines sittlichen und gemüthlichen Bedürfnisses, und nun die Bestimmung erhält dem Hülfsbedürftigen Stärkung, dem von der Nichtigkeit der Dinge gebeugten Herzen Trost zu bringen; ihr Motiv ist die Sorge des Menschen um sein Seelenheil, um sein sittliches Wohl, der Philosoph ist, wie Epiktet sagt, ein Arzt, zu dem nicht die Gesunden kommen, sondern die Kranken; er ist ein Diener und Priester Gottes, wie Aurel sagt, den Menschen gesandt daß er die Irrenden belehre und ihnen zeige wie man glückselig sein kann auch wenn man nichts in der Welt sein eigen nennen darf; nicht ein Mensch ist es, sagt wiederum Epiktet, der zum Guten mahnt, sondern die Gottheit spricht durch seinen Mund, und ihr widersetzt sich wer seine Worte geringachtet. Bei dem Anklang solcher Aussprüche an das Neue Testament dürfen wir indeß nicht außer Acht lassen daß doch erst das Christenthum die Liebe zum Princip der Sittlichkeit gemacht und in ihr das Princip des Seins erkannt hat; dem Stoiker gilt es doch immer um sich selbst und um seine Seelenruhe, und er konnte noch das harte Wort sagen: Bekümmere dich nicht ob dein Sohn schlecht werde, so du ihn nicht züchtigest; besser daß er verderbe, als daß du dich ängstigest und dadurch unglücklich bist. Es lautet vortrefflich wenn Marcus Aurelius sagt: Ehre den Gott in deinem Busen durch Tugend, in jedem Augenblick fülle als Mann deine Stelle aus, und siehe dem Ende des Lebens mit der ruhigen Heiterkeit entgegen welche sich mit dem Gedanken an das Naturgemäße befriedigt. Aber gar oft gewahren wir doch wie Weisheit und Tugend selbst mit den Lehren der Weisheit und Tugend verwechselt werden, gar oft hören wir die Sprache des Buchs und der Schule statt der eigenen Erfahrung, des eigenen Denkens; wir gestatten ihm gern daß er die großen Denker und Dichter über die Gewaltigen und Eroberer setzt, aber wenn er gar hinzufügt: „Alexander der Große und sein Reitknecht sind nun, da sie gestorben, zu einem Ding geworden, entweder in dieselbe schaffende Natur des Weltalls aufgenommen oder in dieselben Atome zerstreut", — so verkennt er daß Alexander uns

in seinen Thaten und in deren Folgen noch heute gegenwärtig ist.

Die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Philosophie bezog sich vornehmlich auf Platon und Aristoteles, die man erklärte und in der Uebereinstimmung ihrer Grundgedanken auffaßte; wir nennen den Ausleger des letztern, Alexander von Aphrodisias. Dagegen suchten die Skeptiker die Unmöglichkeit jeder festen Ueberzeugung aus dem Streite der Meinungen zu folgern, zumal ja jeder Beweisgrund selber eines Beweises bedürfe, und die Verschiedenheit der auffassenden Subjecte, ja in einem und denselben seine wechselnden Stimmungen und Zustände auch eine Verschiedenheit der Ansichten mit sich bringe. Aenesidemus und vornehmlich Sextus Empiricus stellten auch hier die Gedanken früherer Jahrhunderte zusammen um den entsagenden Geist durch Verzicht auf die Wahrheit zu beruhigen. Dagegen reisten wie unsere Virtuosen damals Rhetoren und Sophisten einher und gefielen sich in hochklingenden Phrasen und rasselnden Kettenschlüssen wie im Prunk mit den Gütern der Erde, während andererseits die Kyniker sich wieder ausbreiteten, die ihre Bedürfnißlosigkeit in Bettlerlumpen zur Schau trugen, sich über alles Wohlanständige in der Gesellschaft hinaussetzten und sich den andern Menschen gegenüber zu bissigen Sittenpredigern aufwarfen, bis ihnen ein dargeworfener Brocken den Mund stopfte. Gegen diese Affen der Weisen, gegen diese Esel in Löwenhäuten, welche die Philosophie in Verruf brachten, hat Lukian seinen Spott gekehrt.

In Lukian von Samosata vollzog sich überhaupt der Selbstauflösungsproceß des antiken Geistes in glänzender Weise. Alles ist eitel, denkt er mit Salomon, und hält es für seine Aufgabe dies möglichst ergötzlich darzuthun, indem er das ganze Leben und Treiben seiner Zeit mit überlegener Ironie behandelt, den Dingen die lächerliche Seite abgewinnt und sie zur Zielscheibe seines treffenden Witzes macht. In geistreichen Einfällen, in Leichtigkeit der Erfindung, in Flüssigkeit und Frische der Darstellung ausgezeichnet ist er der Voltaire des Alterthums genannt worden und geht dem Zusammensturz desselben ebenso voran wie Voltaire der Französischen Revolution. So wenig wie diesem ist ihm etwas heilig, wenn er lachen und unterhalten kann, aber so gut wie dieser hat auch er luftreinigend und aufklärend gewirkt. Seine Gespräche halten die Mitte zwischen dem sokratischen Dialog und der Komödie; in den vorzüglichsten entwickelt sich eine ergötzliche

Geſchichte mit lebendiger Charakterzeichnung. Er ſtellt ſich ſcheinbar in ſeinen Göttergeſprächen auf die Seite des Köhlerglaubens, welcher die Geſtaltungen der Phantaſie für die baare Münze der Realität hält; abſichtlich wie Eulenſpiegel nimmt er das Symboliſche buchſtäblich und ergießt nun den Spott des Verſtandes über alles Anthropomorphiſche in den Mythen; allein ſie ſind ihm ſelber bloße Fabeln, er hat keine Ahnung von ihrem tiefen Sinn, ihrem idealen Gehalt, ſo wenig als er das Weſen des Chriſtenthums erkennt, in welchem er nur Schwärmerei und Legendenkram, höchſtens eine Herzenseinfalt ſieht die ſich von Gauklern betrügen läßt. Die luſtigſte Parodie des Heidenthums iſt Lukian's Zeus Tragödos, der ſich zuerſt mit euripideiſchen Dichterſprüchen verbrämt und dann die Götter zur Verſammlung ruft; da ſetzen ſie ſich nach ihrem Metallwerthe, die goldenen Barbarengötter zuoberſt, dann die elfenbeinernen, bronzenen, marmornen; die Statuen gelten wie im Bilderdienſt für die Gottheiten ſelbſt. Aber der Olymp iſt in großer Bedrängniß, denn der Epikureer Damis leugnet alle Götter, und will darüber mit dem Stoiker Timokles ein förmliches Wortgefecht halten. Die Götter ſehen zu, und da ſie nichts für ihren Vertheidiger thun können, wollen ſie wenigſtens auf Jupiter's Rath für ihn beten. Der Genialität dieſes Einfalls entſpricht die Wendung daß nach einer Reihe von Niederlagen ſeiner Behauptungen der Stoiker plötzlich vom Volk als Sieger beklatſcht wird, nachdem er dieſen köſtlichen Schluß hervorgebracht: Wenn es Altäre gibt', ſo müſſen auch Götter ſein; denn wozu ſonſt die Altäre; nun haben wir Altäre, alſo gibt es auch Götter! — In andern Schriften übertrumpft Lukian die Wundergeſchichten des Hexen- und Geſpenſterglaubens wie der fabelhaften Reiſebeſchreibungen. Oder er ſchildert uns nach eigener Anſchauung die koloſſalſten Schwindler ſeiner Zeit. Da hat ein Alexander von Abonoteichos ſich eine Schlange abgerichtet, und Erztafeln mit der Inſchrift vergraben daß Aeskulap perſönlich erſcheinen werde. Und die Stadt Abonoteichos baut einſtweilen einen Tempel, in welchem nun der Gauner mit ſeiner Schlange Beſitz nimmt und ſie für den Gott ausgibt, dem man alsbald ſeinen Dienſt einrichtet, der dann ſeine Orakel ertheilt. Die holt man bis nach Rom hinein. Vergebens ſuchte Lukian den Caglioſtro zu entlarven; der Statthalter von Pontus erklärte daß der Prophet um ſeiner vornehmen Verbindungen willen doch nicht beſtraft werden könnte, ſelbſt wenn er des Betrugs überführt würde.

Alexander denuncirte seine Gegner dem Pöbel als Gottesleugner, Christen oder Epikureer, und schloß beide von seinen Mysterien aus, in welchen er auch eine schöne Römerin die Mondgöttin darstellen und zu ihm vom Himmel steigen ließ um von ihm geküßt und umarmt zu werden. Er genoß göttliche Ehren bis an sein Ende, und sein Orakel dauerte nach seinem Tode noch fort. Oder ein Peregrinus Proteus wechselte ohne Sinn und Achtung für die Wahrheit die Rolle des Philosophen mit der des Schwärmers, lebte jetzt wie ein Märtyrer von Liebesgaben der Christen und spielte dann wieder den stoischen Demagogen unter den Heiden, bis er zuletzt das Publikum öffentlich zu seiner Selbstverbrennung nach Olympia einlud. Dort hielt er sich selbst die Leichenrede, indem er verkündete wie er nun dem goldenen Leben die goldene Krone aufsetze; denn wer wie Herakles gelebt, der müsse auch wie Herakles sterben; und so werde er auch dadurch ein Wohlthäter der Menschen daß er ihnen zeige wie man den Tod verachten solle. Weinend riefen die Umstehenden: Erhalte dich für Hellas! Aber andere forderten daß er das Beschlossene vollführe. Das macht ihn zittern und erbleichen, aber er ermannte sich und sprang ins Feuer. Indische Weltentsagung, stoische Lebensverachtung sind hier eine Komödie, oder, wie Gregorovius bemerkt, der unleugbare Heroismus der That wird durch das Lächerliche der Inhaltslosigkeit, durch das Märtyrerthum für den Schein zur abscheulichsten Verzerrung, ja fast zum Diabolischen, wenn man um dieses Feuer die Scharen der blos Schauspiellustigen oder die blos witzelnden Lukiane applaudiren und lachen sieht. Lukian stellt derartigen Charlatanerien dann seinen tugendhaften und geistreichen Demonax mit Vorliebe gegenüber, aber wie bei diesem ist bei ihm selbst der Witz größer als die Weisheit, und nicht blos in den Hetärengesprächen zeigt sich sein eigenes Behagen an lüsternen und schlüpfrigen Darstellungen; auch darin ist ihm sein congenialer Uebersetzer Wieland und der Dichter der Pucelle verwandt.

Wo Lukian spottet da möchte Plutarch lieber vertheidigen und in der unhaltbar gewordenen Form den innern Gehalt und Wahrheitskern retten, wenn er mit platonischem Geiste sich durch den Gedanken an Gott von der Angst des Lebens befreit, das Heidenthum symbolisch deutet, und den Sinn in den Bildern, in den vielen Göttern das eine Göttliche festhält. Es klingt wie die Verkündigung vom Untergange der Naturreligion, wenn er berichtet

wie eine geheimnißvolle Stimme zur Zeit des Tiberius den Schiffern auf dem Meere zugerufen und es auf dem Lande zu verbreiten ihnen geboten habe, daß der große Pan gestorben sei. Mit ganzem Gemüth hängt Plutarch an der Herrlichkeit des Alterthums, und während Lukian die Schwindler der Gegenwart dem Gelächter preisgibt, stellt er die Helden der Vorzeit zur Bewunderung der nachwachsenden Geschlechter hin. Der Denker wie der Geschichtsforscher wird Gründlichkeit und strenge Kritik bei ihm vermissen; er philosophirt erbaulich und vermengt das Thatsächliche mit dem Anekdoten- und Sagenhaften, indem er die Wirklichkeit theatralisch und rhetorisch ausschmückt; aber er übt gerade dadurch auf jugendliche Gemüther einen Zauber aus, und seine Begeisterung für das Schöne und Erhabene des Alterthums hat auch auf die neue Zeit ihrer begeisternden Wirkung nicht ermangelt. — Die Liebe zum Alterthum geleitete auch den Pausanias auf seiner Reise durch Griechenland, dessen Kunstdenkmäler er uns geschildert hat. Die Arzneikunde fand in Galen, die Astronomie in Ptolemäus große Gelehrte, welche die Errungenschaft der antiken Cultur der Nachwelt überliefert haben.

Lukian und Plutarch schrieben griechisch; bei den lateinischen Schriftstellern machte sich die Hadrianische Alterthümelei dadurch geltend daß man verschollene Wörter und Phrasen aus den Schriftstellern vor Cicero sammelte und damit wieder den eigenen dürren Vortrag aufputzte. Dann wirkte von Afrika eine neue Schule herüber, welche eine abenteuerlich ausschweifende Phantasie in den Redeschwall ungeheuerlicher Sätze mit glitzernden überschwenglichen Bildern und barbarischen Wortformen einkleidete, und in der Prosa durch die Häufung alliterirender und reimender Ausdrücke die Ohren kitzelte. Apuleius von Madaura schreibt so im Ernst, wo er's aber in seinem komischen Romane thut, da gewinnt der buntscheckige Stil das Ansehen parodirender Absichtlichkeit, und wir erinnern uns daran wie ein Fischart in ähnlichen Wendungen und Verschnörkelungen die Narrheiten der Welt ihren grotesken Tanz aufführen läßt. Längst hatte Griechenland seine Novellen unter dem Namen der milesischen Märchen; jetzt kamen die Hexen- und Gespenstergeschichten hinzu. Die Verzauberung eines Menschen in einen Esel und dessen Erlebnisse waren eine ältere Fabel, die schon Lukian zu einer satirischen Sittenschilderung benutzt hatte; Apuleius führte dies weiter aus, und sein verwandelter Esel hat von dankbaren Lesern den Beinamen des goldenen erhalten. Er

geht in den Unsinn des Aberglaubens und Zauberwesens ein als ob diese wüste Traumwelt wirklich wäre, und entwirft dabei ein Gemälde seiner verfaulenden schamlosen Zeit, das widerlich abstoßend sein würde, wenn die Häßlichkeit nicht der Gegenstand der verspottenden Komik wäre. Der junge Lucius reist in Thessalien und hört zwei Wanderer sich über Hexenanekdoten streiten; er erfährt daß die Frau seines Gastfreundes in Hypata eine rechte Zauberin sei, spinnt mit deren Kammermädchen eine Liebschaft an, und erlangt dadurch Gelegenheit jene zu belauschen wie sie sich entkleidet, einschmiert und als Uhu aus dem Fenster fliegt; er will eine solche Verwandlung am eigenen Leibe versuchen, aber die Zofe vergreift sich in der Salbe, und Lucius wird zum Esel. Die Geliebte tröstet ihn daß er entzaubert werde, sobald er Rosen fresse; sie will ihm solche am andern Morgen bringen, aber des Nachts kommen Räuber, beladen den Eselmenschen mit den Schätzen des Hauses und treiben ihn nach ihrer Höhle in der Wildniß. Gar manchmal erblickt der arg geprügelte Lucius die ersehnten Rosen, aber bald kann er sie nicht erreichen, bald muß er sich sagen daß im Augenblick die Entzauberung ihm lebensgefährlich wäre. Aus der Romantik der Räuberhöhle hilft er ein geraubtes Mädchen dem Bräutigam retten, und soll dafür freier Weide genießen, fällt aber nacheinander Müllern, Bäckern, Soldaten und wandernden Pfaffen in die Hände, bis er am Ende bei einem Pastetenkrämer wegen seiner Fertigkeit im Naschen von Delicatessen und Wein bewundert wird. Er stellt sich gar verständig und gelehrig an, seine Kunststücke werden für Geld gezeigt, ja eine vornehme Dame verliebt sich so sterblich in ihn daß sie sein Lager theilt. Die schandbare Scene soll auf dem Theater wiederholt werden, aber das wird dem Esel selber zu arg, er entflieht; er begegnet einer Procession zu Ehren der Göttermutter Rhea, frißt eine Rose aus dem Kranze des Hohenpriesters, steht wieder als Mensch da, und empfängt die Weihen von Isis und Osiris, von deren Mysterien wir mit ihm erfahren daß eigentlich nichts dahinter sei. Manche Erlebnisse des Esels sind in den Volksmund übergegangen und in den Decameron von Boccaccio gekommen. Die Verthierung des Menschen durch die Verleugnung der Vernunft, durch Aberglauben und Unsittlichkeit ist der leicht erkennbare Sinn des Ganzen; als Gegenbild erzählt die Alte dem entführten Mädchen in der Räuberhöhle den Mythus von Amor und Psyche, freilich wie er bereits zum Märchen geworden ist. Die

uralterthümliche Grundlage ist der Sonnengott, welcher von dannen zieht sobald die Geliebte, die Morgenröthe, ihn in seinem Glanze erblickt; sittlich vertieft wird die Morgenröthe zur Seele und die Sonne zur göttlichen Liebe; Psyche ist durch Eros beglückt, aber sie soll sich an dem Unsichtbaren genügen lassen und ihre Neugier bezähmen. Von den neidischen Schwestern verlockt zündet sie die Lampe an um den Gemahl, der ihr wie ein Ungeheuer geschildert ist, zu tödten, und erblickt ihn in seiner Schönheit; aber ein Tropfen Oel fällt auf die Schulter des Schlummernden, er erwacht und verschwindet, und Psyche muß nun in harter Dienstbarkeit eine Reihe von Prüfungen bestehen bis sie erlöst und mit Eros wieder vereint die Unsterblichkeit erlangt. Bildwerke bezeugen die sinnvolle Dichtung auch für das höhere Alterthum; sie schildert uns Unschuld, Fall und Buße und Rettung der Seele unter der Leitung der göttlichen Liebe; ich selbst habe einen Versuch sie herzustellen und zu erneuern in dem Buche „Gott, Gemüth und Welt" mitgetheilt. Wir schließen mit Rosenkranz: „Die ideale Romantik dieser Metamorphosen der Seele steht der grotesken Satire der Verwandlung in die Thiergestalt gegenüber: die wahre Magie ist nicht die Kunst thessalischer Hexen, sondern der Zauber inniger und reiner Liebe, die auch im Leiden ihre Treue bewährt und uns zum Himmel emporhebt."

Der Verfall des Reichs und der Kunst im 3. und 4. Jahrhundert.

Der nationale Geist, der sittliche Charakter sind bereits aus dem Staatskörper entwichen, und wo sie noch in einzelnen Menschen walten, vermögen diese doch nichts gegen die Auflösung und Zerbröckelung des Ganzen, dem auch die gesunde physische Kraft schwindet; denn da die Sklaven alle harte Arbeit verrichten müssen, so erschlaffen und verweichlichen die Freien, und es fehlt jener Hintergrund des Volks, das im Kampf mit der Natur heitern Muths mit rüstiger Stärke sein Tagewerk schafft und frische Familien in die obern Schichten der Bildung und Verfeinerung hinaufwachsen läßt. Den Waffendienst übernimmt ein Heer das man in den Provinzen oder bei den Barbaren anwirbt; es hält dann auch äußerlich das Reich zusammen. Zugleich wird das

römische Recht wissenschaftlich bearbeitet, und seine Gelehrten, ein Papinian, Paulus und Ulpian, sind die Berather des Regenten. Aber mit rohen Soldaten wechseln schwelgerische und grausame Wüstlinge auf dem Thron, und einzelne von besserer Art, wie die edle Mammäa, vermögen das Verderben nur für den Augenblick zu hemmen. Dabei streitet die alte Welt gegen die zwei Elemente die sie zu verjüngen bestimmt waren, gegen die Germanen, die ihr ein neues unverdorbenes Lebensblut brachten, und einen gottesfürchtigen Muth, ein Gefühl persönlicher Selbständigkeit, ein reines Gemüth dem Christenthum entgegentrugen, das von den hülfs- und trostbedürftigen Armen und Bedrängten im Reich freudig ergriffen wurde und seine rettende erlösende Macht über die Seelen im Stillen ausbreitete. Es gibt ein wunderbares Bild wie oben das officielle Rom seine Orgien feiert, innerlich unbefriedigt bei äußerm Glanz, und unten in den Katakomben, in den Erdhöhlen, aus denen man die Steine zum Bau der Stadt gebrochen, die Christen sich versammeln, Gott den Geist im Geist und in der Wahrheit anzubeten, einander als Brüder anzusehen und sich die Liebe zu beweisen, deren todüberwindende Macht Christus offenbart, wie sie Princip alles Lebens selber ist; sie sind verachtet oder verstoßen von der Welt, aber sie sind in ihrem Herzen beseligt, und die Verfolgungen zeigen die Treue, die Opferkraft des Glaubens, und vermehren dadurch die Zahl der Bekenner. Diese neuen Elemente, ihr Wesen und Wachsthum, werden der Gegenstand späterer Darstellung sein; hier genüge es an ihr Vorhandensein zu erinnern, während das Ungenügen der Volksreligion sich in dem unruhigen Drang offenbart mit welchem der Unglaube in sich haltlos nach andern und andern Cultusformen griff, abergläubisch den Sterndeutern und Wahrsagern lauschte und sich von Todtenbeschwörern und Zauberern betrügen ließ. Seit Aegypten erobert worden, hatte man auch ahnend vor der geheimnißvollen Symbolik seiner Götter gestanden und die Lösung der Lebensräthsel aus den Hieroglyphen zu entziffern gehofft; nun bekannten sich die Kaiser Caracalla und Commodus zum Dienste der Isis, die man mit Ceres und Proserpina wie mit der großen Göttin der Phrygier identificirte; man sah in ihr die mütterliche Natur, die weibliche Materie neben der männlichen Sonnenkraft, oder alle Götterpersönlichkeiten überhaupt wurden aufgelöst in „die Eine die Alles ist", wie Inschriften sie nennen. Ihre Priesterinnen gewannen die Menge durch Wunderheilungen,

tiefere Gemüther ſuchten mit der Göttin ſelbſt in ihren Myſterien nach einem verlorenen Gut, und wandelten durch das Dunkel und die Schreckniſſe der Nacht um dann im Lichtaufgange unter Bildern den Seligen durch den Sinneneindruck ſelbſt eine geiſtige Beruhigung zu erlangen. Wilder aufgeregt waren die ſyriſchen Götzendienſte, wie ſie von landſtreicheriſchen Entmannten mit betäubender Muſik und raſenden Tänzen gefeiert wurden. Die Gottesmacht ſah man aber wieder am liebſten in der Sonne, und wie der Kaiſer auf Erden, ſo herrſchte ſie am Himmel. Sol invictus iſt der Gott der unbeſiegt aus Nacht und Winter wieder hervorbricht, der Gott der himmliſchen Heerſcharen, der Herr der Welt; ſo verſchmilzt er mit Jupiter. Als der verbuhlte Prieſter des Sonnengottes von Emeſa, Heliogabal, den Thron beſtieg, da ward auch in Rom der ſchwarze kegelförmige Stein angebetet, der ihm geweiht war, ja man opferte ihm Kinder wie dem alten Baal und Moloch um aus ihren Eingeweiden zu wahrſagen. Wie die Mutter des Kaiſers, Soämis in einem Weiberſenat, der die Hofetikette ordnete, den Vorſitz führte, ſo ließ Heliogabal ſein Pferd zum Conſul erwählen; er ſelber war eine Caricatur Nero's. Am verbreitetſten aber war der perſiſche Mithrasdienſt, ein Lichtcultus, deſſen Myſterien die Ueberwindung des Todes und der Finſterniß und den Aufgang zu einem ſeligen Daſein erleben ließen, wie das bereits I, 564 entwickelt iſt. Um das Jahr 300 hatte noch Diocletian gemeint das Chriſtenthum ausrotten zu können wenn er ſeinen Bekennern den Schutz der Geſetze verſagte; ein Menſchenalter ſpäter errang Konſtantin den Sieg und die Herrſchaft dadurch daß er ſich ihnen anſchloß.

Der Triumphbogen des Septimius Severus aus dem Anfange des 3. Jahrhunderts ſowie ſeine kleinere Ehrenpforte laſſen das Gebälk über den Säulen hervorkröpfen und laſſen das Architektoniſche im Decorativen aufgehen, aber die Bildwerke werden geſchmacklos; ſo füllen in unförmlicher Compoſition vier Reliefſtreifen übereinander eine quadratiſche Wandfläche. Sein Sohn Caracalla erbaute prachtvolle Bäder, deren gewaltige Trümmer zu den umfaſſendſten Ruinen Roms gehören. Die Provinzen begannen ſich ſelbſtändiger gegen die Hauptſtadt zu verhalten, und wir finden demgemäß in afrikaniſchen und aſiatiſchen Bauwerken manches Eigenthümliche, wie den vierthorigen reichgeſchmückten Triumphbogen zu Theveſte in Numidien oder einen zweigeſchoſſigen Bau zu Lambaeſa mit Rundbogen über Portalen und Fenſtern.

Als Odenat und Zenobia berathen von dem Philosophen Longinos in der Oasenstadt Palmyra walteten, bezeichneten sie ihren Herrschersitz durch einen Peripteraltempel des Sonnengottes innerhalb eines Säulenhofs und durch einen doppelten Säulengang mit Statuen und Triumphbogen, der 3500 Fuß lang die Stadt durchzog. In reicher Prachtfülle herrschen immer noch die ruhig großen Linien der Architektur, während in den Tempeln und Höfen von Heliopolis (Balbek) sich alles in ein buntes Nischenwerk auflöst, sodaß die Ueberreste sich zur Antike verhalten wie das Rococo zur Renaissance. Ein gleiches gilt von den Façaden die zu Petra in Arabien aus dem Fels gehauen wurden; runde und eckige Formen wechseln, die Giebel werden willkürlich durchbrochen, die verschiedenen Stile bunt vermengt. Im Occident finden wir die Ruinen von Trier, die Amphitheater von Verona, Pola, Nismes und die Pforte zu Autun, zwei große Thorbogen in der Mitte zwischen kleinern rechts und links, das Ganze mit einem Obergeschoß gekrönt, dessen Pfeiler durch halbkreisförmige Bogen verbunden werden, während Säulen vor ihnen stehen und einen Architrav tragen, ähnlich wie am Colosseum und in der Renaissance. Im Palast den Diocletian in Spalatro baute, sind die Wände mit Säulen decorirt die durch Bogen untereinander verbunden werden statt des geraden Gebälks, das ein andermal mit denselben wechselt; was hier nur decorativ war das hat später die christliche Kunst in der Basilika constructiv verwerthet. Prachtvoll ist der Hauptsaal seiner Bäder und der Mittelraum der Basilika dieses Kaisers zu Rom durch ein kühnes Kreuzgewölbe bedeckt, dessen Bogen auf mächtigen Wandsäulen ruhen; Michel Angelo hat jenen Saal zur Kirche Maria degli angeli ausgebaut. Konstantin's Triumphbogen ist aus dem Traian's hervorgegangen. Das Grabmal seiner Tochter Konstantia ist ihr noch als Kirche gewidmet, ein Rundbau, dessen Kuppel und kuppeltragende Mauer auf Säulen ruhen, die untereinander durch Bogen verbunden und mit einem überwölbten Umgang umgeben sind, über den der Mittelbau sich hoch erhebt. Die einzelnen Formen sind roh ausgeführt, der Gedanke des Ganzen tritt aus der antiken Anschauung heraus und gehört zu denen welche in der Christenheit ihre Fortbildung gefunden haben.

Die Bildnisse vornehmlich der Kaiser und Kaiserinnen zeigen uns wie die Plastik allmählich sinkt. Eine Julia Soämis läßt sich als Venus entkleidet darstellen, andere ahmen die Perrüke auch

im Steine nach, ſodaß man den Kopfputz abnehmen und mit ihm wechſeln kann; man zieht dabei auch die Farbe in Betracht, und bildet das Fleiſch aus weißem, das Gewand aus dunkelm Marmor. Wer übrigens Caracalla's Büſte ſah, vergißt ſie nicht wieder; wie ein Tacitus hat hier der Künſtler Gericht gehalten und erbarmungslos den Verbrecher gezeichnet. „Bei dieſem Kopf", ſagt Burckhardt, „ſteht die römiſche Kunſt wie vor Entſetzen ſtill; ſie hat von da an kaum mehr ein Bildniß von höherm Lebensgefühl geſchaffen." Die hiſtoriſchen Darſtellungen aus Konſtantin's Zeit an ſeinem Triumphbogen zeigen wie die altersſchwache Kunſt kindiſch wird. Für den Iſisdienſt ahmte man in den Statuen der Göttin die architektoniſche Ruhe des ägyptiſchen Stils äußerlich nach, das gab eine manierirte Steifheit. Die alluährende Mutter Natur ward in der vielbrüſtigen Diana unerquicklich veranſchaulicht. Ein einziges Bild ſollte nun alles ſein; dazu häufte man die Attribute. So die Darſtellung der ewigen Zeit, des Uranfangs der Dinge unter dem Namen Aeon: der Kopf des Löwen ſoll Stärke, Adlerflügel Schnelligkeit, der Schlangenleib die Häutung und Selbſterneuung bedeuten; die Miſchgeſtalt hält in der Hand einen Stab zum Maße der Zeit, einen Schlüſſel weil ſie das Verborgene enthüllt, eine Traube weil ſie die Früchte reift; ein Hahn mahnt zur Wachſamkeit, Zange und Hammer zur Arbeit; „das Ding iſt höchſt ſymboliſch, tiefſinnig, aber doch nichts weiter als ein Scheuſal." (Feuerbach.) Dem Mithrasdienſt waren vornehmlich die Legionen ergeben; daher durch ganz Europa hin ſeine Heiligthümer, namentlich das ſtets wiederholte Relief des zu Boden geworfenen Stiers und des Jünglings mit der phrygiſchen Mütze, der auf ihm kniet und ihn erdolcht; ſtieropfernde Siegesgöttinnen aus früherer Zeit boten künſtleriſche Motive der Compoſition, die oft ſorgſam, meiſt handwerksmäßig ausgeführt iſt.

Als gölte es ihr ſelber ein Grabdenkmal zu bereiten wandte ſich die Plaſtik ſeit den Tagen der Antonine zur Sarkophagbildung, indem es von da an Sitte ward die Todten nicht mehr zu verbrennen, ſondern in ſteinernen Särgen in einem Gruftgewölbe beizuſetzen. Der Reliefſchmuck der Sarkophagwände zeigt ſelten Scenen aus dem Leben der Verſtorbenen; das Mythiſch-ſymboliſche wiegt hier vor; ſelbſt Schlachten und Triumphe ſind ſo gehalten daß ſie die Kämpfe des Daſeins und den Sieg in ihnen im allgemeinen ausdrücken, wie die Amazonenſchlachten, die uns auf dieſen Lieblingsgegenſtand der ältern griechiſchen Kunſt

hinweisen und uns aufmerksam machen daß wir hier überhaupt, wie handwerksmäßig auch oft die Arbeit ist, doch in einzelnen Gruppen die Nachbildung früherer Meisterwerke haben, indem man aus dem Kreise der mythischen Darstellungen solche auswählte und übertrug welche auf das Schicksal des Menschen im Leben, Tod und Unsterblichkeit Bezug haben. So deuten Luna und Endymion auf ruhigen Schlummer und seliges Erwachen; im Raub der Persephone erscheint der Mensch als die Beute des Todes, aber um im Jenseits fortzubestehen und wieder aufzuleben, und der Mythus des Dionysos erinnert an die Wiedergeburt, an die Siegesfreude nach Streit und Leid; Alkestis und Admet, Eros und Psyche trösten den Schmerz der Trennung mit der Hoffnung des Wiedersehens und ewigen Vereintbleibens. Es ist die maßvolle Schönheit einzelner Werke die uns das classische Vorbild nicht verkennen läßt, während bei andern der neue tiefsinnige Gedanke mit der Form ringt ohne für sich den vollgenügenden und anmuthigen Ausdruck finden zu können; dabei verwerthet er wol einzelne Gestalten die er vorfindet, und sie stehen dann inmitten einer überladenen oder unbeholfenen Umgebung. Und wie Alexander Severus das Bild Christi den Statuen der olymphischen Götter in seinem Hause gesellte, so zeigt uns der pamfilische Sarkophag des Capitols zunächst die Geburt des Menschen, wie Prometheus ihn aus Thon formt, Pallas Athene ihm die Seele in Form des Schmetterlings aufs Haupt setzt; daneben senkt ein Genius die Fackel bei dem Todten und Hermes entführt die Seele, hier eine bekleidete Jungfrau mit Schmetterlingsflügeln; dann folgt die Erlösung, indem Herakles seinen Bogen auf den Geier richtet welcher an der Brust des gefesselten Prometheus nagt; ferner haben wir die Elemente, die Erde mit einem Füllhorn, das Feuer in der Schmiede Vulkan's, das Wasser im Poseidon und die Luft in einem Dämon des Windes, dazwischen den Bund der Liebe im Kusse von Eros und Psyche; und nun gewahren wir endlich an der einen Ecke einen Baum, unter ihm eine männliche und weibliche Gestalt ganz wie Adam und Eva im Paradies, und ein Mann fährt wie Elias auf feurigem Wagen gen Himmel, sodaß unverkennbar die biblische Darstellung mit der hellenischen zur Versinnlichung derselben Ideen verbunden erscheint.

In der Literatur war die schöpferische Kraft erloschen. Beschreibende Lehrgedichte über Astrologie und Geographie, Jagd, Fisch- und Vogelsang erschienen in lateinischer und griechischer

Sprache, ohne poetiſchen Werth, ohne Wirkung auf das Leben. Die Griechen gefielen ſich in ſinnloſer Ueberkünſtelung. Man wird keinen Witz erwarten wenn ein Leonidas ſeine Epigramme ſo einrichtet daß man in jedem die gleiche Summe erhält ſofern man die Buchſtaben als Ziffern betrachtet und addirt, und wird die qualvolle Spielerei eines Neſtor von Laranda bemitleiden, der eine neue Ilias ſchreibt in welcher er aus jedem der 24 Geſänge immer einen Buchſtaben des Alphabets ausſchließt! Dankbar ſind wir einem Athenäus, einem Stobäus für ihre Sammelwerke, ihre Blütenleſen, die uns ſo viel Herrliches aus der claſſiſchen Zeit erhalten haben. Bei den Römern kam das höfiſche Schmeichelgedicht an die Stelle des Epos. Ganz zuletzt fand Claudian in Stilicho's Thaten einen ergiebigen Stoff, und gab im Raub der Proſerpina den letzten Nachhall der Mythendichtung, das Erbgut Virgil's und Ovid's in glänzenden Schilderungen verwerthend; ein letztes Auflodern des alten Römergeiſtes hat ſeine Seele begeiſtert. In der Lyrik weiſt die üppige Malerei in der Nachtfeier der Venus auf die afrikaniſche Schule; der Gehalt iſt gering; die Liebe die im Frühlinge die Natur erweckt, führt auch die Herzen der Menſchen zu freier Luſt zuſammen:

Wer nie liebte liebe morgen, morgen liebe wer geliebt!

Auſonius aus Bordeaux, der ſich der Reihe nach ſchulmäßig in allen kleinen poetiſchen Gattungen verſuchte, hat in ſeinem gelungenſten Idyll, der Moſel, unſerm Vaterland den poetiſchen Gruß des Alterthums zugeſungen. Die rebenumgrünten Hügel, die villenbekrönten Felſen des Rheins und der Moſel entzückten ihn, er ward nicht müde die Spiegelklarheit des Waſſers zu preiſen; lehrhaft trocken wo er das Land topographiſch oder die Fiſche des Waſſers zoologiſch beſchreibt, erquickt er uns wieder durch ſeine Freude am arbeitfröhlichen Volk, durch ſeinen Sinn für die Schönheit eines Sommerabends, wenn die Dämmerung in jenem herrlichen Thale niederſinkt, aber die Berghöhen noch im röthlichwarmen Sonnenglanze ſchimmern, der Himmel aus den Wellen widerſtrahlt, und von Ufer zu Ufer die grüßenden Stimmen herüber- und hinübergehen. Ein alemanniſches Mädchen ward ihm zur Sklavin geſchenkt, ſchwang ſich aber zur Gebieterin ſeines Herzens auf; er zieht die Schönheit und den Leibreiz der deutſchen Frauenwelt, das blonde Haar, das blaue Auge den Römerinnen vor, und beſingt die Roſen und Lilien die auf Biſſula's Angeſicht blühen.

Verſchmelzung von Orient und Occident in Alexandrien. Kampf des Heidenthums mit dem Chriſtenthum. Die Neuplatoniker.

Nicht blos die Skeptiker zweifelten an der Möglichkeit daß die menſchliche Vernunft das Wahre erkenne, auch der ſtoiſche Dogmatismus ſtrebte ſich an die religiöſe Autorität anzulehnen und hoffte von der Gottheit Kraft zu gewinnen um zur Tugend und Einſicht zu gelangen. Die Welt ſuchte den Quell der Wahrheit in einer höhern Offenbarung; die Menſchheit ahnte und fühlte daß ein neues Lebensprincip noththue; daß es in Chriſtus erſchienen ſei, erfaßte die Einfalt des kindlichen Gemüths eher als der Verſtand der Gelehrten. Dieſe fühlten ſich zu dem Dunkeln, Räthſelhaften hingezogen, und wie die Menge den orientaliſchen Gottesdienſten zuſtrömte, ſo forſchten ſie nach der prieſterlichen Weisheit der Aegypter, Perſer und Indier. Durch Weltentſagung, durch Entſinnlichung, durch Brüten über ſich ſelbſt dachte man ſich in das Göttliche zu verſenken. Eine Verſchmelzung ägyptiſcher und ſemitiſcher Ideen mit den religiöſen Anſchauungen der Arier hatte bereits in den Myſterien begonnen und die Orphiker ſtellten Orpheus, der in die Unterwelt hinabgeſtiegen ſei um die Gattin zurückzufordern, in den Kreis der Heroen als den Helden der todüberwindenden Liebe, und machten ihn zum Träger der erſehnten Offenbarung. Ein epiſcher Geſang vom Argonautenzug ward ihm ſelber in den Mund gelegt, darin aber von den Abenteuern ſehr wenig, ſehr viel von der tiefen Weisheit des Sängers und von der Zauberkraft ſeiner Lieder geredet. In den an ſeinen Namen geknüpften Hymnen iſt das Mythiſche abgeſtreift, um eine erſte Natur, eine höchſte Intelligenz durch die Menge der Beiwörter zu preiſen, welche jede Gottheit zur Alleinheit machen und alle perſönliche Beſtimmtheit verſchwinden laſſen. Bald ſind es die Parzen und bald iſt es die Nacht die als die Lenkerin aller Dinge, als die Mutter und Beglückerin des Alls geprieſen wird, bald Aphrodite oder Zeus. Da heißt es:

Göttin Natur, o Mutter des Alls, der Erfindungen Mutter,
Himmelsmacht, urhehr, in der Schöpfungen Füll', o du Fürſtin,
Alles Beherrſchende, ſtets glorreich, alleroberſtes Weſen,

Heilige, Götterbeſeligerin, du unendliches Ende,
Vater dir ſelbſt, ohn' Vater, in freudiger Fülle der Urkraft,
Fruchtbare Zeitigerin, Auflöſerin du des Gereiften,

und ſo weiter in ähnlichen Vocativen, bis zum Schluß:

Ewigwährendes Leben und unvergängliche Weisheit,
Alles biſt du, denn alles umher erſchaffeſt allein du!

Wie die Myſterien ſchon in Dionyſos den Heilbringer einer neuen Zeit begrüßten, ſo ſang der Aegypter Nonnos das Epos vom Bakchos, von ſeinen Thaten und Leiden nun in einem rauſchenden und ſchwärmeriſchen Ton, um in glänzenden Phantaſieſtücken die alte Mythenwelt noch einmal gegen die neue Religion in den Kampf zu führen, die dann über ihn ſelber den Sieg gewann, ſodaß er nun von Chriſtus, ſeiner Majeſtät und ſeinen Wundern in gleich überſchwenglicher Wortfülle dichtete, wodurch das Evangelium, nach Bernhardy's Bezeichnung, in ein tönendes Erz gleichſam als Seitenſtück zur Bakchosfeier umgeſchlagen iſt.

Alexandriniſchen Juden und ſpäter den Chriſten boten die ſibylliniſchen Orakelverſe Gelegenheit ihre eigene Hoffnung und Lebensanſicht daran anzuſchließen. Jene reden vom Sturz des römiſchen Reichs, vom Untergange des ägyptiſchen Götzendienſtes, vom Sieg und der Vereinigung der Frommen zur Verehrung des wahren Gottes; dieſe erzählen Geburt, Leben, Tod und Auferſtehung Chriſti in der Form von weiſſagender Vorherverkündigung, und harren auf den Entſcheidungskampf, der die Guten und Böſen ſcheiden und das Gottesreich vollenden wird. Neuplatoniker dagegen benutzten chaldäiſche Götterſprüche um aus ihnen die eigene Weisheit bald herauszudeuten, bald ſie in dieſer Form niederzulegen oder ſie durch Zoroaſter's Namen zu weihen.

Doch ſollte das Epos mit welchem die Griechen auf künſtleriſch vollendete Weiſe in die Literatur eingetreten, und deſſen Weiſe der Grundton ihrer Poeſie geblieben, noch einen reinern Nachhall finden und zugleich durch den Uebergang in die Proſa ſeine Bahn vollenden. Muſäus erzählt die Geſchichte von Hero und Leander, das plötzliche Aufflammen der Liebe da der Jüngling die prieſterliche Jungfrau erblickt, die Gewalt der Leidenſchaft die den kühnen Schwimmer über den Hellespontes trägt, und die nächtliche Liebesfreude die ſeines Muthes Preis iſt, bis er im Sturme von den Wellen verſchlungen wird und Hero durch

freiwilligen Tod sich wieder mit ihm vereint. Die Verse sind wohlklingend, und der Dichter windet in den Kranz der homerischen Sprache die Blumen der alexandrinischen Redekunst; er gibt ein farbenreiches Gemälde, das durch Stoff und Behandlung in die Romantik hinüberleitet.

Dabei vollzog sich der Uebergang des Epos in den Roman. Das Epos war das Idealbild der heroischen Jugendzeit des Volks, eine Darstellung der Weltgeschichte im Lichte göttlicher Weltregierung durch die Phantasie, welche in großen Männern und Thaten selbst noch die herrschende Gemüthskraft war; Religion und Lebensweisheit fanden ihren Ausdruck durch die Dichtung. Seit Alexander dem Großen schieden sich die öffentlichen und privaten Interessen, der Mensch ging nicht mehr im Bürger auf, Regenten übernahmen die Sorge fürs Allgemeine, es ward der Mechanismus einer Staatsverwaltung eingerichtet, und das Individuum ging seinem Erwerbe, seinem Genusse nach, oder suchte in seiner Innerlichkeit Freiheit und Frieden. Damit ward auch die Poesie auf das Privatleben hingewiesen, und die neuere Komödie wie das Idyll waren ihre Formen. Das äußere Leben war prosaisch geworden, da begann die Dichtung in das Gemüth zu flüchten oder die Innenwelt zu entdecken; die Geschichte des Herzens, die Liebe als die Poesie des individuellen Lebens ward ihr Stoff. Dies liegt über das antike Ideal hinaus, und findet seine classische Darstellung erst in der christlichen Zeit; aller die Darstellungsversuche bezeichnen gerade den Uebergang zu dieser hin. Die Poesie zeigt sich nicht blos in der künstlerischen Auffassung und Gestaltung, sondern auch in der Erfindung der Stoffe, und wählt folgerichtig die Prosa um sowol den prosaischen Verhältnissen der Wirklichkeit gerecht zu werden als dem Ersonnenen, Erdichteten dadurch den Schein der Realität zu gewähren. („Aesthetik", II, 538—547.) Wie der Mythus zum Märchen wird, wie bei Ovid die Götter- und Heldensage zum unterhaltenden Spiele der Einbildungskraft verwandt ist, so mögen die Mythen auch in den milesischen Märchen noch nachgeklungen haben, welche zuerst in Kleinasien zur Prosaerzählung von Liebesgeschichten hinleiteten; ist uns ja der tiefsinnige Mythus von Eros und Psyche nur in dieser novellistischen Form erhalten. In den Liebesgeschichten wenigstens, die Parthenius von Nicäa für den römischen Dichter Gallus zusammenstellte, laufen mythische und novellistische Elemente nebeneinander, das letztere gerade in dem Sinn einer

Neuigkeit, einer interessanten Begebenheit aus dem Privatleben genommen. Meistens bilden Verführungen und verbrecherische Leidenschaften den Stoff, und die Liebe erscheint selten anders als von ihrer sinnlichen Seite. Als Verfasser erotischer Erzählungen wird ein Schüler des Aristoteles, Klearchos, genannt; andere wurden schon zu Sulla's Zeit ins Lateinische übersetzt. Die Form der Liebesbriefe wurde zur Sittenschilderung und zum Lebensbilde benutzt, und in die phantastischen Reisebeschreibungen, die Lukian in seinen „wahrhaften Geschichten", den Vorläufern aller Münchhausiaden, verspottete, wurden bereits Liebschaften eingewoben. Einen förmlichen Roman schrieb der Syrer Jamblichos nach der Mitte des 2. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung unter dem Titel: Babylonische Geschichten. Sie sind uns im Auszug erhalten, und berichten wie Garmos, der König von Babylon, sich in Sinonis verliebt, die ihn aber verschmäht und ihrem Gatten Rhodanes treu bleibt; die Nachstellungen und Verfolgungen, denen beide nun ausgesetzt sind, führen zu mehrmaliger Trennung und wunderbarer Wiedervereinigung, bis nach einer Reihe von Abenteuern Rhodanes vom Kreuze herabgenommen und selber zum König von Babylon erwählt wird. Hier tritt das ideale Element der Liebe in der Treue hervor, und das Verlangen zweier Persönlichkeiten einander ganz, einzig und ausschließlich anzuhören, nur ineinander das Glück zu finden, wird nun die Seele des Romans und das Hauptmotiv der Begebenheiten, die sich bald im Widerstand der Verhältnisse, bald im Kampf mit Verlockungen oder Gewalt entwickeln. Die besten uns erhaltenen Werke gehören dem 4. Jahrhundert an. Achilles Tatios schildert fein, warm und sinnig wie die Liebe beim ersten Begegnen plötzlich sich entzündet, und die erste Stufe ist daß die Liebenden ihr Bild mit den Augen wechselseitig in sich aufnehmen; weitere Stufen sind der Händedruck, der Kuß, welche die innern Lebensströme zusammenfließen lassen; aber die volle organische Vermählung wird verhindert, die Liebenden flüchten und werden wiederholt getrennt um endlich, nachdem sie in den schwierigsten Lagen einander die Treue bewahrt, mit dem Willen der Aeltern vereinigt zu werden und nun in der Ehe des Wechselgenusses ihrer Persönlichkeiten froh zu sein. Die Erzählung ist gegen das Ende hin voll spannender Lebendigkeit; am Anfang aber ist die Flucht nicht motivirt, und die Erfindung wird dürftig und überseltsam, wenn der Liebhaber zweimal sieht wie seine Geliebte ermordet wird, — das eine mal aber

war es eine Sklavin in ihren Kleidern, und das andere mal ſollte ſie geopfert werden, aber ein mitleidiger Menſch weiß es zu machen daß er Schafseingeweide ſcheinbar aus ihrem Leibe hervorzieht um daraus zu weiſſagen, und ſie rettet. Die Idee daß Standhaftigkeit und Treue allen Gefahren zu trotzen vermögen und am Ende ihren Lohn finden, wird gerade dadurch gut durchgeführt daß die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit Leukippen wieder aus aller Noth befreit. Die Darſtellung iſt freilich rhetoriſch witzelnd und blümelnd, und der Dichter ſtellt nach Alexandrinerart gern ſeine Gelehrſamkeit zur Schau. Etwas einfacher ſind die Erzählungen Xenophon's von Epheſos und Chariton's von Aphrodiſias. Ganz ins Idylliſche führt uns Longos. Daphnis und Chloe ſind zwei Nachbarkinder, in denen beim Weiden der Heerden allmählich die Liebe aufkeimt und gar naiv ſich äußert, bis beide als die ausgeſetzten Sprößlinge vornehmer Aeltern erkannt und miteinander vermählt werden, aber die Freude an der Natur und dem gemüthlichen Leben in ihr auch in die neuen Zuſtände mit hinübernehmen. Das Paradies ihrer unſchuldigen Liebe liegt wie eine Oaſe in der verdorbenen Welt, die von außen her in daſſelbe hineinwirkt, aber die Unerfahrenheit ſelbſt iſt der Schutzengel der Kinder. Freilich verſteht der Dichter noch nicht alles aus der perſönlichen Innerlichkeit zu entwickeln, und verfährt mitunter wie die alten Maler die den Gott der Liebe äußerlich neben die Liebenden ſtellten, ſtatt ihn durch den Seelenausdruck zu offenbaren. Indeß iſt das Ganze von heiterer Anmuth, und hat nicht blos auf die Schäferpoeſie der Spanier und Italiener eingewirkt, auch Bernardin de St.-Pierre's Paul und Virginie kann man hier anknüpfen, und ſich erinnern wie der alte Goethe in den Geſprächen mit Eckermann die Tagesklarheit und Milde der Darſtellung bewunderte.

Der vorzüglichſte Roman des Alterthums iſt Heliodor's Erzählung von Theagenes und Chariklea. Der Verfaſſer ſoll ſpäter Biſchof geworden ſein; das Werk ſelbſt verweilt aber mit ſo viel Herzensantheil bei dem ägyptiſchen Prieſterthume wie bei der Feſtfeier und dem Orakel zu Delphi, daß es mir ſcheint er habe es noch als Heide geſchrieben, aber bereits umweht von der chriſtlichen Atmoſphäre. Die Compoſition iſt mit überraſchendem Kunſtverſtand vorzüglich entworfen. Die Erzählung verſetzt uns ſogleich in die Mitte der Begebenheiten, und indem ſie fortſchreiten werden wir über das Vorhergegangene aufgeklärt. Um einen

verwundeten Jüngling ist eine schöne priesterliche Jungfrau beschäftigt; die Reste eines Festmahls neben Blut und Leichen um sie her am Gestade des Nil, im Hintergrund eine Räuberschar. Der Grieche, der die Liebenden retten hilft, findet in dem Propheten Kalasiris nicht blos den Vater des Räuberhauptmanns, sondern auch den Begleiter des verlobten Paares, der mit ihnen von Delphi gekommen. Denn dort hat ein Priester die Chariklea erzogen. Die dunkelfarbige Königin der Aethiopier hatte im Brautgemach ein Gemälde der Andromeda, und dieser ähnlich war ihre Tochter blendend weiß; so fürchtete sie die Anklage des Gemahls, und das Kind ward mit kostbaren Erkennungszeichen ausgesetzt und von einem reisenden Delphier mit in seine Heimat genommen. Am Tempel Apollon's lernt der herrliche Theagenes, ein Nachkomme des Achilleus, der Führer eines Festzuges aus Thessalien, sie kennen und lieben. Das Orakel weist sie zur Erfüllung ihrer Geschicke nach Aethiopien, und nicht eher wollen sie einander ganz angehören bis Chariklea die Aeltern gefunden habe. Der Seelenadel beider entspricht dem Jugendglanz ihrer Gestalten, in allen Versuchungen bewahren sie sich keusch und treu, mögen sie getrennt oder miteinander sein, und durch alle Ungewitter die sich über ihnen zusammenziehen, gehen sie sicher hindurch mit der Kraft und Klarheit des Wollens und der Ruhe des Gottvertrauens. Aus den verderblichen Netzen der üppigen Arsace, der Gemahlin des persischen Satrapen über Aegypten, rettet sie ein Kriegseinfall der Aethiopier, der sie zu Gefangenen macht. Sie sollen das Siegesopfer sein, da werden sie erkannt, und zugleich ist damit die bessere Einsicht besiegelt daß blutige Menschenopfer der Gottheit kein Wohlgefallen sind. Der Preis des jungfräulichen Standes, die Erkenntniß daß die Sünde auch ohne äußern Vollzug durch das Gelüsten des Herzens begangen wird, der Vorzug welcher der weiblichen Schönheit vor der männlichen gezollt ist, dies und so vieles andere zeigt den Anbruch einer neuen Epoche. Der Dichter will gerade darin die Wundermacht der Gottheit offenbaren daß sie in die äußerste Noth stürzt um das Leid der Geprüften in Wonne, ihre Thränen in Lachen zu verwandeln. Sein Gemälde ist von großer Mannichfaltigkeit und reich an poetischen Situationen; die Zeichnung der Charaktere im Zusammenhange mit ihrem Geschick ist glücklich begonnen, und die Schilderung der Seelenzustände wetteifert mit den Bildern der Landschaften und Sitten. Nur von weissagenden Träumen wird ein viel zu häufiger

Gebrauch gemacht. Hier und da iſt die Darſtellung etwas weitſchweifig, im ganzen aber zierlich ohne Ziererei und Verkünſtelung. Taſſo hat für ſeine Chlorinde, Cervantes für Perſiles und Sigismunda das Werk Heliodor's benutzt, Calderon es auf die Bühne gebracht. Wir ſchließen mit dem Ausſpruche der des Theagenes Lebensanſicht enthält: „Es genügt vielleicht ſich nichts Schlechtes bewußt zu ſein um auf die Gunſt der höhern Mächte zu hoffen; ſchön iſt's aber auch die Menſchen, mit denen man zuſammenlebt, davon zu überzeugen, und mit freiem Muthe durch dies ſchwankende Leben zu wandeln."

Wie Morgenland und Abendland und wie zwei Weltalter ineinander übergingen das kam in der Philoſophie zum Bewußtſein; ſie iſt ja das Leben der Zeit im Gedanken erfaßt, das Streben der Menſchheit ſich ſelbſt zu begreifen. Sie hatte zuerſt in Griechenland eine organiſche Entwickelung, eine wiſſenſchaftliche Ausbildung gefunden, und ſo gab denn auch in den Schulen von Alexandrien der griechiſche Geiſt den Ton an, und wie er in Platon ſeinen national-claſſiſchen Ausdruck gefunden, ſo ward dieſer der Mittelpunkt von welchem die neuen Lehren ausſtrahlten und um den ſie kreiſten. Wie er ſchon der Sehnſucht der Seele nach dem Ueberſinnlichen und Göttlichen begeiſterte Worte geliehen, ſo ward jetzt der Philoſoph zum Prieſter welcher das Gemüth von der Verſtrickung in das Weltliche und Zeitliche befreien, vom Sinnlichen reinigen und zum Ewigen führen ſollte. Je mehr der Skepticismus die Unſicherheit des menſchlichen Denkens und Forſchens dargethan, deſto nothwendiger forderte der Drang nach Wahrheit eine Offenbarung des Göttlichen; je mehr dies in ſeiner Unendlichkeit als das Unfaßbare, im Begriffe nicht Einzuſchließende betrachtet wurde, deſto feuriger der Trieb des Menſchen ſich ihm hinzugeben, liebend in ihm aufzugehen und mit ihm eins zu werden. So finden wir nun das Aehnliche wie in Indien, die buddhiſtiſche Abkehr von der Welt des verworrenen leidenvollen und getheilten Seins, Sanſara, und den Eingang in Nirvana, die ſelige Ruhe des ungetheilten Einen und Ewigen, die brahmaniſche Vertiefung des Geiſtes in ſich ſelbſt, die in ſeinem innerſten Grunde das Göttliche erfaßt, und in der Stille reiner Anſchauung ſich ihm vereint. Die prophetiſche Erleuchtung, die Offenbarung Gottes an den ſich ihm weihenden Seher war längſt den Juden geläufig, und was die griechiſche Philoſophie langſam und ſpät errungen,

die Einheit und Geistigkeit Gottes war ihr alterthümliches Erbgut religiöser Wahrheit.

Seit der Gründung der Stadt waren Juden in Alexandrien angesiedelt und Genossen hellenischer Bildung geworden, der sie wiederum das Höchste was bis dahin das Semitenthum erzeugt, ihre heiligen Bücher, Moses, die Propheten und die Psalmen entgegenbrachten. Mit Sätzen der Philosophen fanden sie mannichfache Uebereinstimmung, und indem sie solche immer mehr suchten, übertrugen sie durch Auslegung und allegorische Deutung der Schrift das Neugelernte in sie hinein und meinten wiederum daß in früherer Zeit die Heiden aus ihrer Offenbarungsquelle geschöpft hätten und daß Platon ein attischredender Moses wäre. Sie hatten die Heiligkeit Gottes und seine Erhabenheit über die Welt als das Ursprüngliche; in der Berührung mit den Persern und deren Geisterglauben hatte sich nach dem Exil die Vorstellung von Engeln als den Boten Jahveh's, als vermittelnden Mächten zwischen ihm und den Menschen weiter ausgebildet; die Weisheit Gottes, so oft von den Dichtern bewundert und gepriesen, ward als der Ausfluß göttlicher Herrlichkeit, als sein durch die Schöpfung verbreiteter Geist personificirt, und in der alldurchdringenden künstlerischen Weltvernunft der Stoiker wiedererkannt, sodaß es nahe lag den griechischen Namen Logos auf sie zu übertragen.

Nach einer andern Seite hin hatte Pythagoras das Hellenenthum an Aegypten angeknüpft, und leicht konnten nun die Aegypter all das was der philosophische Geist in Griechenland aus den ersten Anfängen entwickelt hatte, wieder in sie hineinlegen und dasselbe nun in ihrer eigenen Priesterweisheit finden. Es lag nahe daß Pythagoras in der priesterlichen Würde seiner Persönlichkeit als ein gottgeweihter Offenbarer der Wahrheit verehrt und von der Phantasie seiner Jünger zu einem Götterſohn und Wundermanne gemacht wurde; wie sie selber jetzt die hebräischen, persischen und babylonischen Ideen mit den griechischen verknüpften, so sollte er schon gethan haben, schon in Jerusalem und bei den Magiern und Chaldäern gewesen sein. Der pythagoreische Bund zur Uebung und Förderung der Weisheit und Tugend erneute sich im Jahrhundert vor Christus durch die Therapeuten in Aegypten, die Essener in Palästina. Sie überließen ihre Habe den Verwandten, denn wer geistigen Reichthum besitzt, solle nicht auch äußern haben wollen, und widmeten sich in Keuschheit und Armuth einem gemeinsamen Leben der Beschaulichkeit. Der Geist galt ihnen für

das Reine, Göttliche, die Materie für das Unreine, für den Quell des Böſen; damit ward der Leib zum Kerker für die Seele, aus dem der Tod ſie befreit; darum ſoll ſie ſchon hier der Sinnlichkeit abſterben. Sie enthielten ſich des Fleiſches, des Weines, der Ehe, ſie verwarfen die Sklaverei und forderten allgemeine Menſchenliebe, ſie glaubten durch das geiſtige Leben eines Schauens in das innere Weſen der Dinge, die göttlichen Kräfte, und eines magiſchen Wirkens auf dieſelben durch Geiſteskraft theilhaftig zu werden. Das Andenken an Gott ſollte der Seele nie entſchwinden, mochte ſie ihn in Lobgeſängen feiern oder ſich dem Studium und der Erklärung der heiligen Schriften widmen. Philo berichtet: „Zweimal beten ſie täglich, mit der Morgenröthe, und gegen Abend; wenn die Sonne aufſteigt flehen ſie um einen wahrhaft guten Tag, nämlich daß das himmliſche Licht in ihren Seelen aufgehe, und bei Sonnenuntergang beten ſie daß die Seele, befreit von der Laſt der Sinne und der Außenwelt, in ihr innerſtes Heiligthum verſenkt die Wahrheit erſchauen möge.“

Am geiſtvollſten und ausführlichſten hat Philo, der Zeitgenoß von Paulus und Johannes, die griechiſche Philoſophie und das alte Teſtament, das ihm für göttliche Offenbarung gilt, zu einer Weltanſchauung verbunden welche auch für die Ausbildung der chriſtlichen Lehre von Einfluß war. Moſes iſt ihm der größte, aber auch Pythagoras und Platon ſind ihm heilige Männer Gottes, und er findet religiöſe Wahrheit auch in den Mythen und bei den Dichtern Griechenlands. In ſeiner allegoriſchen Auslegung derſelben wie der Bibel herrſcht die Combinationskraft der Phantaſie ohne Kritik; der folgerichtige Zuſammenhang, der wiſſenſchaftliche Beweis mangelt ſeiner Philoſophie, die Gegenſätze in den verſchiedenen Elementen derſelben ſind ihm entgangen. Er nennt Gott den Unendlichen und ſchließt alle endlichen Beſtimmungen von ihm aus; denn die Wandelbarkeit der Welt iſt ſeiner Ewigkeit, die Abhängigkeit und zuſammengeſetzte Natur der Geſchöpfe iſt ſeiner Einfachheit, Freiheit und Selbſtgenugſamkeit ganz unähnlich; er iſt reiner als das Eins, er iſt eigenſchaftslos, nicht was, nur daß er iſt können wir erkennen, er iſt der Seiende, Jahveh. Und doch hält Philo wieder feſt was die Schrift von dieſem ſagt, ſieht in Gott die allwirkende Urkraft, und bezeichnet ſein Weſen durch Allmacht und Güte. Er iſt erhaben über die Welt und das Vollkommene darf ſich nicht durch Berührung des Unvollkommenen, der Materie, beflecken; darum wirkt Gott auf

die Welt durch Mittelwesen, und für diese verwerthet Philo nicht minder die religiösen Vorstellungen von Engeln und Dämonen wie die Lehre Platon's von den Ideen oder die Ansicht der Stoiker von den göttlichen Gedanken als den Keimkräften der Dinge. Diese geistigen vermittelnden Mächte sind ihm die Boten und Statthalter Gottes, die weltordnenden Begriffe, die Säulen und unzerreißbaren Bänder des Universums; sie sind Strahlen des göttlichen Urlichts, Eigenschaften seines Wesens, Gesetze der Natur, und dann wieder persönliche Gestalten. Gerade das Herüber- und Hinüberschwanken zwischen beiden Ansichten, zwischen dem Mythischen und Dialektischen, zwischen den Formen der Vorstellung und des Begriffs charakterisirt Philo und seine Zeit. Wir finden es gleichfalls in seiner Lehre vom Logos. In ihm, der göttlichen Vernunft, sieht Philo die Einheit aller Kräfte und Ideen, und damit den Vermittler zwischen Gott und Welt, den Verkündiger seines Willens, das Wort und Werkzeug wodurch er alles geschaffen, und den Hohenpriester der die Fürbitte für die Geschöpfe einlegt. Der Logos ist das göttliche Selbstbewußtsein, die Einheit der göttlichen Gedankenwelt, und insofern in Wahrheit das erste Erzeugniß des ewigen Wesens und das Urbild der Schöpfung; so bezeichnet ihn auch Philo, und nennt ihn weiter das Gesetz Gottes und das Band das von einem Ende der Welt zum andern ausgespannt ist und alles trägt, bewegt und zusammenhält, und hier finden wir die Weltseele Platon's, die weltbildende allbelebende Vernunft der Stoiker in ihm wieder. Aber wenn Philo dann den Logos das Bild und den erstgeborenen Sohn Gottes und selber Gott und ein andermal Urmensch nennt, so tritt auch hier die Personification wieder ein, wie schon früher im Judenthum der Geist Gottes und die Weisheit hypostasirt worden (I, 329).

Alles Leben, alle Form und Ordnung in der Welt stammt von der wirkenden Vernunft Gottes; die Materie steht ihr als das Form- und Ordnungslose, Nichtige gegenüber, und wird erst durch die geistigen Mächte nach Zahl und Maß gestaltet. Im Menschen verbinden sich Geist und Materie als Seele und Leib; aber die körperliche Hülle ist ein Uebel, ein Grab und Sarg für den Geist, und sucht ihn durch sinnliche Lust herabzuziehen in die Finsterniß und Vergänglichkeit. Darum gilt es dem Fleisch abzusterben, der Sünde und der Endlichkeit, und durch Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen, durch Frömmigkeit gegen Gott

ſich zum Ewigen zu erheben. Dazu kommt uns die Gnade entgegen, ihr Zug iſt es ſelber der die Sehnſucht der Seele nach ihr weckt und uns die Kraft zum Guten verleiht. Je tiefer wir in uns ſelber eindringen, deſto deutlicher wird uns die eigene Nichtigkeit, deſto klarer erkennen wir daß Gott ſich offenbaren muß wenn wir ihn ſchauen ſollen. Aber er gibt ſich uns wenn wir uns aufgeben; wer ſeinen Sinn vom Vergänglichen abwendet, in dem lebt das Ewige. Das Endliche vermag das Unendliche nicht zu faſſen, aber wenn es ſich ſelbſt entäußert, dann geht es in ihm auf und ſieht in ſeinem Lichte; das verſtändige Selbſtbewußtſein des Menſchen verſchwindet in dem göttlichen, alſo daß die göttliche Vernunft den Propheten bewegt und er von ihr tönt wie die Saiten eines Inſtruments, und nichts Eigenes redet, ſondern das Wort des Herrn ausſpricht.

Etwas ſpäter als Philo trat unter den Heiden Apollonios von Thana als religiöſer Reformator auf, ein prieſterlicher Neupythagoreer im weißen Linnenkleide, der die Verbreitung der wahren Gotteserkenntniß und Gottesverehrung für die Aufgabe der Philoſophie erklärte, und predigend aus einem Land ins andere, von einem Tempel zum andern wanderte. Von ihm iſt der treffende Spruch überliefert: „Wenn man arm iſt muß man ein Mann ſein, und wenn man reich iſt ein Menſch.“ In den Volksgöttern ſah er die Untergötter des Einen, die Kräfte durch welche derſelbe auf die Welt wirkt; Gott, der Erhabene will keine materiellen Opfer, nicht einmal das laute Gebet, ſondern rein geiſtige Verehrung. Der Menſch iſt göttlichen Weſens und wird durch Tugend und Weisheit zum Gott; die Seele iſt unſterblich und wandert nach Maßgabe ihres eigenen ſittlichen Zuſtandes in die Leiber der Geſchöpfe denen ſie ähnlich iſt, bis ſie ſich aus der Sinnlichkeit und dem Gefängniß des Fleiſches in das Geiſtige emporarbeitet. Sie zu dieſer Befreiung zu führen nannte Apollonios ſeine göttliche Sendung; dazu rieth er Enthaltung von Fleiſch, Wein und Liebesgenuß, vor allem aber Reinigkeit des Herzens, Gerechtigkeit und Frömmigkeit; denn es kommt auf die Geſinnung an, und durch die Heiligung des Willens wird auch die Weisheit erworben, welche das Vergangene und Künftige durchſchaut. Apollonios ward unter Nero peinlich angeklagt weil er bei einem Katarrh des Kaiſers für deſſen Stimme nicht beten und opfern wollte. Auf des Tigellinus Frage, warum er den Nero nicht fürchte, ſoll er geantwortet haben: „Weil der Gott der ihm verleiht furchtbar zu

erſcheinen, mir gegeben hat furchtlos zu ſein." — Zum zweiten mal ward er unter Domitian verfolgt, und in deſſen Gegenwart verhört. Als er den Tyrannen keines Blickes würdigte und der Ankläger ihm gebot ſein Auge auf den Allerhöchſten zu richten, da ſah er zum Himmel empor. In ſeiner Vertheidigung ſtützte er ſich auf den Rathſchluß Gottes: wenn dieſer einen Mann für den Thron beſtimmt habe, und der gegenwärtige Regent tödte ihn, ſo würde jener von den Todten wieder erweckt werden, auf daß das Schickſal ſich erfülle. Dann verwandelte er ſeine Rechtfertigungsrede in den Angriff auf die Schmeichler und falſchen Freunde der Großen, die ſie verderben, auf den Troß der Angeber, die andere ſtürzen wollen um ſich zu heben, und ermahnte den Kaiſer von den Verfolgungen abzulaſſen und die Thränen zu trocknen die überall fließen. Wir wiſſen nicht wie er der Verfolgung entging; ſeine Gläubigen ſagten daß die Ketten von ſeinen Armen abgefallen und daß er durch die verſchloſſenen Pforten des Gefängniſſes geſchritten ſei. Ueberhaupt bildete ſich ein Sagenkreis um ſeine Perſönlichkeit. Wir brauchen nicht zu bezweifeln daß er manches weiſſagende Wort über die Zeitverhältniſſe, z. B. die Thronbeſteigung Veſpaſian's geſprochen, daß er zerſtörte Gemüther beſchwichtigt, was man Dämonen austreiben nannte, daß Kranke bei ihm Heilung fanden; er ſelbſt huldigt der Anſicht daß alles in der Natur durch geiſtige Kräfte beſtehe und geſchehe, und daß der Geiſt des Weiſen auf dieſe unmittelbar einwirken könne. Später hieß es daß er auch Erdbeben gebändigt und Todte auferweckt habe. Er ward als Götterſohn angeſehen und ſollte auch nach Babylon gekommen und mit den Brahmanen Indiens verkehrt haben, da er die Zungen aller Völker verſtanden. Es ſcheint nicht daß Philoſtratos im 3. Jahrhundert den Roman ſeines Lebens, den er nach ältern Quellen ſchrieb, abſichtlich zu einem Gegenbilde von Chriſtus geſtaltet habe; aber die Evangelien mögen doch nicht ohne Einfluß darauf geweſen ſein. Wie aus bildlicher und paraboliſcher Rede eine Wundergeſchichte wird, ſehen wir ganz deutlich wenn Apollonios in einem ſeiner ſchwerlich echten Briefe von den indiſchen Weiſen ſagt: Sie wohnen auf der Erde und wohnen nicht darauf, ſie ſind geſchützt ohne Bollwerke und beſitzen nichts als alles; — ein Lebensbeſchreiber erzählt darnach daß ſie in der Luft ſchwebten, auf einem durch Zauber geſchützten Hügel hauſten und ohne Speiſe genährt würden. Das wunderſüchtige Volk wird immer leicht ein wunderſehendes. Wir er-

innern uns daß damals auch Hadrian Blinden die Augen geöffnet haben ſoll, daß ſelbſt Tacitus berichtet wie von Veſpaſian die Berührung eines Lahmen gefordert wurde, die denſelben auch geheilt habe; die Einbildungskraft des Kranken wirkt das ſcheinbare Wunder, wo es ein Factum iſt; oder es iſt der mythiſche Ausdruck um den Eindruck einer Perſönlichkeit oder einen Gedanken zu veranſchaulichen.

Daß die Menſchheit der Heilung und Verſöhnung bedürfe war ein gemeinſames Gefühl geworden, das der Druck der tyranniſchen Kaiſer nur verſtärken konnte. Der Gegenſatz des Guten und Böſen wurde zu dem des Ewigen und Endlichen, des Geiſtes und der Materie erweitert; ſeine Ueberwindung, die Herſtellung der Einheit, ward das Ziel. Plutarch, ein Anhänger Platon's, eifert gegen die Verwechſelung der ſinnlichen Bilder, der heiligen Thiere mit der einen Gottheit, dem reinen und guten Geiſt, dem er aber ein urſprüngliches Princip des Gegenſatzes oder des Böſen geſellt, das die Aegypter Typhon, die Perſer Ahriman, die Philoſophen das Andere oder Negative nennen. Alles Disharmoniſche, Vernunftwidrige ſtammt von ihm. Aber die göttliche Vernunft und Kraft durchdringt und beſeelt die Welt, und wir ſollen die wilden wirren Triebe überwinden und uns ihr anſchließen. Unter Gott ſteht eine Götterwelt, zunächſt die Sonne und die Geſtirne, dann die Dämonen, die den Verkehr Gottes und der Menſchen vermitteln, und die Diener der einen Vorſehung ſind die über allem waltet. Unſer Wiſſen von Gott iſt ſeine Offenbarung an uns; bringt ihm die Seele eine ungetrübte jungfräuliche Erkenntniß entgegen, ſo erleuchtet ſie der Gedanke des Göttlichen wie ein Blitz und ſie erhält in dieſer Berührung die Weihe der Wahrheit.

Numenios von Apamea ſprach es in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts ſelber aus daß es nur die eine alte Weisheit ſei die er bei Pythagoras und Platon wie bei den Brahmanen und Magiern, den Juden und Aegyptern finde. Die Gottheit iſt das eine ewige unbewegte Sein; aus der nichtigen getheilten unruhigen Sinnenwelt ſoll die Seele ſich abwenden, in völliger Stille des Gemüths die Erkenntniß des Göttlichen gewinnen und dadurch des Göttlichen ſelbſt theilhaftig werden.

Das Gefühl der Gottentfremdung in einer Welt der Unwahrheit und Vergänglichkeit und die Einigung mit Gott iſt auch der innerſte Trieb des Neuplatonismus. Plotin ſelber ſagt:

„Wenn ich aus dem Leibesleben zum Selbſtbewußtſein erwache, wenn ich alles andere verlaſſend in meinem Innern einkehre, dann vereinige ich mich mit der Gottheit." Die Verwandtſchaft dieſer Denkweiſe mit dem Chriſtenthume iſt klar, und Zeller bemerkt daß ohne ſolche der Kampf beider nicht ſo hartnäckig geweſen wäre; „beide Theile haben das gleiche Ziel, die Einigung des gottentfremdeten Menſchen mit der Gottheit, und ſie befehden ſich gerade deshalb ſo unverſöhnlich weil ſie dieſes Ziel durch weſentlich verſchiedene Mittel, von einem entgegengeſetzten Standpunkte aus zu erreichen ſuchen, die einen durch philoſophiſche Speculation, die andern durch religiöſen Glauben, jene durch die Erhebung des Menſchen zu einer übermenſchlichen Göttlichkeit, dieſe durch das Herabſteigen Gottes in alle Tiefen der menſchlichen Schwachheit". Wir müſſen indeß hinzufügen daß die Neuplatoniker ſich an eine Ariſtokratie des Geiſtes wandten, das Chriſtenthum aber an das Volk, die Armen und Bedrängten, und müſſen dem religiöſen Glauben die ſittliche Geſinnung und Wiedergeburt ſowie dem Herabſteigen Gottes ſeinen Grund hinzufügen, weil nämlich ſein Weſen die Liebe iſt, und ſein Reich in ihrer Entfaltung und Verwirklichung beſteht, während die neuplatoniſche Rückkehr die Verſenkung des Menſchen in die Ruhe des Einen iſt wie bei den Indiern. So ſagt auch Porphyrios: „Unſer Zeitgenoſſe, der große Weltweiſe Plotinos, ſchien ſich faſt darüber zu ſchämen daß ſein Ich ſich in einem Körper befände; daher konnte er es nicht über ſich bringen von ſeiner Herkunft etwas zu berichten. Er war ein wacher thätiger Mann von reiner Seele, immer aufeilend zum Göttlichen, das er von ganzem Herzen liebte, und wandte alles an um aufzukommen aus der bittern Welle und zu entfliehen dem blutigen Leben hienieden." Plotin durchlebte den größten Theil des 3. Jahrhunderts. Auf dich habe ich noch gewartet, ſagte er ſterbend zu einem eben eintretenden Freunde, um zu verſuchen das Göttliche in uns zum Göttlichen im All emporzuführen.

Das wahre Sein iſt wie bei Platon das Ueberſinnliche, das Ideale; das Sinnliche und Materielle iſt nur das Product der Seelenthätigkeit, nur ihre Erſcheinung und Abſchattung; darum gilt es vom Schein zum Weſen ſich zu erheben. Das Urweſen iſt das Eine, das Unendliche und in ſich Vollkommene. Es bleibt in ſich ſelber beruhend, während der Strom des Seins von ihm ausgeht wie das Licht von der Sonne, die Wärme vom Feuer; es iſt der Mittelpunkt, deſſen Kraft in allem gegenwärtig bleibt,

daher der Zug der Sehnſucht, der jegliches wieder zu ihm, dem Guten, führt. Das Urweſen iſt in ſich ſelbſt nicht Denken noch Wille, denn im Denken iſt ſogleich der Unterſchied von einem Gedachten geſetzt, und der Wille begehrt etwas; das Weſen aber iſt in ſich befriedigt und durchaus eins, aber der Grund des Wollens und Denkens oder des Geiſtes; der Geiſt iſt das erſte aus der Einheit Quellende, ihr Licht und Spiegel, und in der Thätigkeit des Denkens iſt er eins mit dem Gedachten, und ſich ſelbſt beſtimmend und erkennend bringt er die Ideen, die Gedankenwelt hervor, in welcher alles in harmoniſcher Verbindung und wechſelſeitiger Durchdringung ſchön und ſelig iſt. Das Mittlere zwiſchen dem Geiſt und der von ihr erzeugten Erſcheinungs- und Körperwelt iſt die Seele, die Weltſeele, in welcher die beſondern Seelen entſtehen und leben wie die Vorſtellungen im Bewußtſein. Sie iſt erleuchtet von der Vernunft des Geiſtes, dem ſie entſtrömt, aber zugleich hingewandt auf die Materie. Dieſe iſt nichts anderes als das Nichtſeiende und Leere, in welches ein Widerſchein des Wirklichen fällt, aber aus der Einheit in die Vielheit zeitlich und räumlich vertheilt wird. So hat Plotin ein beſtändiges Abſinken und Ausſtrömen; das Eins iſt das Höchſte, ihm folgt der Geiſt, und die Weltſeele iſt der zweite Kreis um das Centrum; dieſe zuſammen bilden das wahre Sein, und nur ſeine Abſchattung, ſein Scheinbild iſt die Erſcheinungswelt des Endlichen und Körperlichen, in welchem das Licht erliſcht. Die Materie iſt kein poſitives Princip neben dem Geiſt, auch keine Bedingung für ſeine Verwirklichung, ſondern Finſterniß als Mangel des Lichtes, das aber noch in ſie hineinſcheint und durch das Schattenbild die Täuſchung des Seins hervorbringt. Wenn die einzelne Seele von dem Trug umſtrickt wird als ob das vergängliche Sinnliche das Wirkliche ſei, dann iſt ſie ihrem Urquell abgewandt, und dem Böſen, dem Weſenloſen verfallen.

Und doch iſt die Erſcheinungswelt auch für Plotin das Abbild des ewigen Urbildes, und ſeine helleniſche Anſchauung freut ſich ihrer Schönheit. Der Körper iſt das Product der Seelenkraft, damit iſt das Sinnliche die Abſpiegelung des Ueberſinnlichen, deſſen Harmonie in ihm widerklingt, und auch aus den Gegenſätzen ſich herſtellt wie das Drama aus dem Streit der handelnden Perſonen. Die Weisheit Gottes zeigt ſich in der Ordnung der Welt, ſagt er gegenüber der Weltverachtung der Gnoſtiker; jegliches iſt gut an ſeiner Stelle, und auf dem Wechſel des Ent-

ſtehens und Vergehens beruht das Leben der organiſchen Natur. Was aus dem Naturverlauf hervorgeht, nehmen wir als ein Nothwendiges hin, und wenn es uns ein Uebel ſcheint, ſo iſt es Strafe der Verſchuldung oder doch nur für den ein Unglück welcher nicht gelernt hat allein in der Tugend die Glückſeligkeit zu finden und ſich alles zum Heil dienen zu laſſen. Wer nicht will daß die Schlechten herrſchen, der mache die Tyrannei unmöglich durch männliche That!

Die Neigung zum Sinnlichen führt die einzelne Seele in die Körperwelt herab, und wenn ſie nun ſich dem thieriſchen und pflanzlichen Leben ergibt, ſo wird ſie als wilder Tiger, als gefräßiges Schwein, als flatterhafter Vogel oder als träumeriſche Pflanze wiedergeboren, bis ſie ſich wieder zu höhern Regionen emporhebt. Die Wahrheit daß der ſittliche Zuſtand des Menſchen ſein künftiges Geſchick bedingt, wird ganz im Anſchluß an orientaliſche Vorſtellungen veranſchaulicht. Die eigentliche Lebensaufgabe der Seele bleibt aber die Rückkehr in die überſinnliche Welt; ſie ſoll ſich reinigen von den Begierden und Leidenſchaften und ihr Denken auf das Ewige richten. Dazu führen Muſik, Liebe und Philoſophie. Der rechte Weg auch der Erkenntniß iſt die Tugend; ſie zeigt uns Gott, und wo ſie fehlt iſt das Wiſſen von ihm ein leerer Schall. Unſer wahres Weſen iſt das Göttliche, darum führt die Einkehr in das eigene Innere aus der Außenwelt zu ihm hin. Einen berühmten Spruch Plotin's hat bekanntlich Goethe uns angeeignet:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir zur Sonne blicken?
Wär' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Darum werde jeder gottartig und ſchön wer Gott und das Schöne ſchauen will!

In der innigſten Vereinigung der Seele mit dem Urweſen ſoll indeß jeder Unterſchied des Anſchauenden und Angeſchauten verſchwinden; der Begeiſterte, Gottergriffene verliert ſein Bewußtſein, die Seele wird Licht in Gottes Licht, und verſinkt in einer Entzückung gleich der des Rauſches und der Liebe in der Ruhe des Einen; in Augenblicken des ſeligen Selbſtvergeſſens wird ſie Gottes inne. Wir vermiſſen hier daſſelbe wie bei den Indiern: das Urweſen iſt nur als das wandelloſe Eine, nicht als der

ſelbſtbewußt thätige Geiſt der Liebe beſtimmt, in welchem dann unſer Selbſt nicht untergeht, ſondern gerade in freier Hingabe wiedergeboren und erhöht wird.

Die Richtung des Neuplatonismus auf eine religiöſe Reform des Heidenthums mittels der Philoſophie trat noch entſchiedener in der Schule Plotin's hervor bei Porphyrios und dem Syrier Jamblichos. Die Heiligung und das Heil der Seele iſt für Prophyrios das Ziel der Wiſſenſchaft, der Philoſoph ein Seelenarzt; wir ſollen uns in den Gegenſtand der Erkenntniß, in das Ewige hineinleben. Alles liegt im Geiſte, das Sinnliche wie das Ueberſinnliche, und wird nur durch die Berührung mit der Außenwelt oder durch die Einkehr in das Innere erweckt und zum Bewußtſein gebracht. Porphyrios meint daß die Liebe zu Gott nicht mit der zum Leibe und ſeiner Luſt zuſammenbeſtehe, und will deshalb den Geiſt aus der Verſtrickung in die Sinnlichkeit erlöſen; der Menſch ſoll ſich des Fleiſchgenuſſes enthalten und keine geiſtigen Kräfte durch neue Lebenszeugung in die Materie bannen, lehrt er wie Buddha, und wenn er auch wie dieſer ſieht daß die Menge darauf ſich nicht einläßt, ſo ſoll es wenigſtens der prieſterliche Weiſe thun. Denn ſeine Seele iſt der wahre Tempel Gottes, und der rechte Gottesdienſt iſt tugendhafte Geſinnung und Gotteserkenntniß. Wenn übrigens ſchon Plotin verkannte daß das Eine in ſich ſelber Seele und Geiſt iſt, und beide neben jenem verſelbſtändigte, ſo ſetzte ſeine Schule die Perſonification der Principien und ihrer weſentlichen Beſtimmungen und Verhältniſſe weiter fort um eine metaphyſiſche Grundlage für die vielen Volksgötter zu erhalten; und ſichtbare Götter ſahen ſie in den Geſtirnen, und glaubten an eine innere Wechſelbeziehung der geiſtigen Kräfte, an eine Sympathie derſelben, und dadurch an magiſche Wirkungen bei der Neigung die das Verwandte zum Verwandten habe, ſowie an die Weiſſagung die auf einem Aufleuchten des innern Zuſammenhangs im Nahen und Fernen, im Gegenwärtigen und Zukünftigen beruhe. Porphyrios knüpfte an den orientaliſchen Engel- und Geiſterglauben ſeine Lehre von guten und böſen Dämonen, und gab den letztern auch ein Oberhaupt im Fürſten der Unterwelt. Der Kaiſer Julian ſah in Helios dem Sonnengotte den Vermittler des Sichtbaren und Ueberſinnlichen, er war ihm eins mit Zeus, Dionyſos die Naturkraft und Athene die Vorſehung ſeiner Ausflüſſe. Dann fand derſelbe wieder die Vorſehung und Quelle der Vernunft in der Göttermutter Kybele, und

die weltſchaffende Vernunft in Atys, und meinte daß gerade das Ungereimte in der mythologiſchen Erzählung abſichtlich gewählt ſei um uns zu mahnen nach einem geheimnißvollen Sinn hinter demſelben zu ſuchen; credo quia absurdum est ſagte der chriſtliche Tertullian.

Julian ſelber war für das helleniſche Alterthum, ſeine Muſenkünſte, ſeine Weisheit begeiſtert; das Chriſtenthum ſtand ihm ſchon nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Einfachheit und Reinheit gegenüber, es war Staatsreligion geworden, und begann die Heiden zu verfolgen, während ſeine eigenen Lehrer und Bekenner ſich in dogmatiſchen Streitigkeiten befehdeten und in Satzungen das Heil ſuchten. Da ſtellte er ſich auf die Seite der Unterdrückten, und hoffte die untergehende Welt des Heidenthums retten und herſtellen zu können. Er öffnete die Tempel der Götter wieder, aber wenn er als Oberprieſter kam und von Feſtzügen und Hymnen träumte, ſo erſchien niemand mit Oel für die Lampen oder mit Wein zum Trankopfer, und wenn er nach Delphi ſandte, ſo war die Pythia verſtummt. Er ſah was die Chriſten groß gemacht, ihr Glaubensmuth, ihr frommer Wandel, ihre brüderliche Liebe für alle, auch die Fremden und Armen, und empfahl ſolches den Seinen, indem er Anſtalten öffentlicher Wohlthätigkeit errichtete. Er unterſagte den Chriſten das Lehren der freien Künſte, weil die Lehrer nicht blos Worterklärer wären, ſondern den Geiſt der alten Claſſiker bekennen müßten. In Lukian's Weiſe ſpottete er der an Jupiter's Tafel verſammelten vergötterten Cäſaren, ſo wie der Meinung Konſtantin's durch das Taufwaſſer von allen Sünden rein zu werden. Daß er ein echter Zögling des antiken Geiſtes war, beweiſen folgende Worte: „Ich bin mir keiner einzigen ausgezeichneten Eigenſchaft bewußt außer daß ich von der Einbildung frei bin das Höchſte erreicht zu haben, und daß ich demgemäß mein Leben einrichte. Drum bitte ich auch meine Freunde daß ſie nicht zu große Dinge von mir fordern oder erwarten, ſondern vielmehr alles der Gottheit anheimſtellen. Thun wir dieſes ſo bin ich frei von Schuld, wenn manches geſchieht was nicht geſchehen ſollte, bleibe ſelbſt, wenn alles glücklich geht, dankbar und beſcheiden, und maße mir nicht fremdes Verdienſt an, ſondern ſchreibe, wie es ſich für Menſchen gebührt, der Gottheit alles Verdienſt zu, danke ihr dafür, und ermuntere meine Freunde ihren Dank der Gottheit allein vorzubehalten.“ Aber er verkannte den fortſchreitenden Geiſt der Geſchichte, gegen

den keine Reſtaurationsverſuche des Ueberlebten etwas vermögen. Sein Lehrer Libanios fragte triumphirend einen Chriſten: „Was macht jetzt der Zimmermannsſohn?“ — „Einen Sarg für euch und euere Hoffnungen“, war die Antwort. Als die Lanze des parthiſchen Reiters die Bruſt Julian's durchbohrte, da mochte ſeine Seele der Gedanke durchſchauern: Galiläer, du haſt geſiegt!

Wie das Satyrſpiel zur Tragödie ſo fügt ſich zu dem Kampfe Julian's gegen das Chriſtenthum ſein dichteriſcher Angriff gegen das Getränke das die neuen Nationen, die Völker der Zukunft, Kelten und Germanen, einführten. Sein Epigramm lautet:

Wer und woher nur des Lands, Dionyſos? Traun, bei dem echten
Bakchos, ich kenne dich nicht, kenne den Sohn nur des Zeus,
Der nach Nektar duftet, wie du nach dem Bocke; der Kelte
Braut dich aus Aehren zurecht, weil er die Reben nicht kennt.
Heiße Demetrios, nicht Dionyſos, Sprößling der Gerſte,
Vetter der Semmel vielleicht, nimmer der Semele Sohn!

In Alexandrien endete die griechiſche Religion und Philoſophie mit dem Märtyrtode einer prieſterlich hohen und reinen Jungfrau, der edeln Hypatia, die ſelber der Chriſt Syneſios ſeine Mutter, Schweſter und Lehrerin, eine ſelige und göttliche Seele genannt hat. Der herrſchſüchtige Biſchof Cyrillus beneidete ihr den Ruhm der Weisheit und die anhänglichen Zuhörer; er fanatiſirte ſeine Mönche und den Pöbel gegen ſie, und in der Faſtenzeit des Jahres 415 ward ſie aus ihrem Wagen geriſſen, ermordet und ihre Leiche in einer Kirche gliedweiſe mit Auſterſchalen zerſtückt. Kingsley's Roman Hypatia hat ſie und ihre Zeit herrlich geſchildert.

Es war eine ſchöne Fügung des Schickſals welche Athen, dies Hellas in Hellas, zur letzten Stätte des Hellenthums erkor, und an Platon, dieſen großen Träger des griechiſchen Geiſtes, deſſen letzte Thätigkeit knüpfte. Die dortige hohe Schule pflegte neben dem Treiben der Sophiſten, die im Theater ihre Prunkreden und Wettkämpfe hielten, fortwährend auch die ernſte Wiſſenſchaft; die an Platon's Haus und Garten geknüpfte Stiftung der Akademie beſtand bis 529, wo Kaiſer Juſtinian ſie ſchloß, und den Philoſophen gebot binnen drei Monaten das Reich zu verlaſſen oder Chriſten zu werden. Sieben Männer gingen nach Perſien, wo ſie gedacht daß ein platoniſches Königthum unter den Saſſaniden ſei; aber ſie fanden das Volk ohne Sittlichkeit und höhere

Bildung, und sehnten sich wieder in ihr Vaterland. Der König Khosroes nahm es unter die Bedingungen eines Staatsvertrags auf daß sie ohne ihre Ueberzeugung verleugnen zu müssen bis an ihr Ende unangefochten in Griechenland leben könnten.

Ihren Mittelpunkt hatten diese atheniſchen Neuplatoniker in Proklos (412—485), der zugleich die antike Geiſtesbildung ſyſtematiſch abſchloß. In dieſem wunderbaren Manne ſchienen ſich alle Richtungen und Kräfte des Hellenenthums noch einmal zu ſammeln. Er war eine religiöſe Natur, ließ ſich in alle Myſterien einweihen und keinen Tag und keine Nacht ohne heiligen Brauch vorübergehen; er meinte daß der Philoſoph nicht dem Gotte Einer Stadt oder Eines Volkes diene, ſondern der Hierophant, der Prieſter der ganzen Welt ſei; er glaubte an ſeine Träume, er heilte Krankheiten mit ſeinem Gebet und ſah ſeine Frömmigkeit durch Entzückungen belohnt, in denen ſein Geiſt mit geſchloſſenen Augen vom göttlichen Licht umſtrahlt war. Und dabei war er ein haarſpaltender Dialektiker, ein logiſcher Syſtematiker, der allen großen Gedanken der griechiſchen Philoſophen und allen Göttern der verſchiedenen Nationen eine Stelle im Entwickelungsproceß des Einen, des ewigen Lebens und Geiſtes anwies, und das Netz ſeines dreigliederigen Begriffes über das Univerſum, das natürliche wie das ideale, auswarf. Er iſt allerdings ein Scholaſtiker, wenn ihm Homer und Platon das Anſehen geoffenbarter Wahrheit haben, wenn er ſie nur auslegen will und ſich auf das Zeugniß der Götterſprüche in den Orakeln beruft, allein er iſt auch ein Myſtiker, der aus der Tiefe des eigenen Gemüths ſeine Anſchauungen gewinnt, und bei aller Demüthigung vor Gott ein Herold der Freiheit, mit deren Leugnung alle Philoſophie überflüſſig würde. Der Zauber der Einbildungskraft verwandelt auch bei ihm Begriffe und Begriffsverhältniſſe in perſönliche Geiſtesmächte, und in dichteriſcher Begeiſterung ſingt er ſchwungvolle Hymnen für alle Götter, ihr Weſen in wohlgewählten Beiwörtern und mythologiſchen Anſpielungen ſchildernd, um Weisheit und Liebe betend.

Die Grundidee ſeiner Philoſophie iſt die Anſchauung des Lebens als eines ewigen Aus- und Eingangs; Gott iſt der in ſich Seiende, aus dem alles ſich entfaltet, in den alles zurückkehrt; darum hat er überall ſeinen Sitz, iſt in allen Dingen gegenwärtig und zugleich über allem bei ſich ſelber; er ſchafft alles aus ſich und erkennt alles Geſchaffene und ſich ſelbſt. Gott iſt ewig dies

eifache, Weſenheit, Leben und Geiſt, in ſeiner Einheit. Denn
i der Einheit geht die Unendlichkeit hervor, hat aber durch
auch ihre Grenze; und die Begrenzung, das unbeſtimmt Un-
liche und das aus beiden gemiſchte oder beſtimmte Sein ſind
halb die Formen der Weſenheit. Proklos weiß von Platon
Geiſt und Leben nicht ohne Bewegung und Gegenſatz denkbar
, aber er geht weiter als Platon, Ariſtoteles und Plotinos,
ſetzt in das ewige Weſen ſelbſt das Princip des Unterſchiedes
den Grund der Materie, den er das Unbegrenzte nennt, das
beſtimmungslos Unendliche, aber durch die Macht der Ein-
zu Begrenzende. Das Weſen alſo iſt die Kraft des Be-
nens, unendliche Beſtimmbarkeit und beſtimmtes Sein; von
: erſten Triade geht die zweite, das Leben aus, in welcher
nendliche Fülle vorwiegt, während die dritte, der Geiſt, aus
ntfaltung ſich wieder zur Einheit wendet, die Mannichfaltig-
es Lebens in ſich zuſammenfaßt; auch im Leben und im
iſt einheitlich beſtimmende Kraft, iſt noch unbeſtimmte Un-
keit oder beſtimmbare Daſeinsmöglichkeit, und drittens das
beide Principien beſtimmte Sein, nur daß was im Weſen
der Form des Begriffs erſcheint, im Leben in der Geſtalt
aturfülle, im Geiſte als Selbſtbewußtſein auftritt. Die
n welche Proklos Götter nennt, bilden zuſammen Ein
s und offenbaren die Gottheit. Alles iſt in allem, im Weſen
en und Denken, denn es iſt beider Urſache, und das Leben
as Weſen in ſich, ſowie der Geiſt weſenhaft und lebendig iſt.
ieſes Grundſchema der Idee findet Proklos nun in allem
und ermüdet uns durch ſeine Unermüdlichkeit dieſelben all-
n Formen in allen Dingen aufzuzeigen ſtatt das Concrete
ner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen und darzuſtellen. Er er-
e Nothwendigkeit der Materie zur Verwirklichung des
und Geiſtes, ſie iſt nicht das Böſe, ſondern um des
illen, und wird durch die göttlichen Kräfte beſeelt, die
ſeinem Orte wohl machen. Das Böſe liegt nur in der
ung der Geſchöpfe, und das Uebel in der Welt iſt eine
r Schuld oder auch ein Ergebniß des Weltlaufs, das
der dient die Menſchen zu beſſern und zu erziehen. Das
eſen der Seele bethätigt ſich in der Zeitlichkeit, durch
ntritt in die Körperwelt wird ſie nach der Naturſeite
Naturzuſammenhang und der Nothwendigkeit ſeines
unterthan, aber nach ihrer geiſtigen Seite, als ſelbſt-

bewußter Wille steht sie unter der Vorsehung, ist sie ein freies Glied der sittlichen Weltordnung. Die Liebe leitet durch das Schöne zur Wahrheit, die Wahrheit läßt uns das Uebersinnliche erblicken, der Glaube verleiht die höchste Weihe, denn er versetzt die Seele selbst in das Ewige, und läßt sie in der Stille des Gemüths durch Vertiefung in sich selbst das Eine und Göttliche finden und mit ihm eins werden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

10N-'64TM	
D LD	
NOV 5 '64-11 AM	

LD 21A-60m-4,'64
(E4555s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

853048

CB53
C3
v.1-2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY